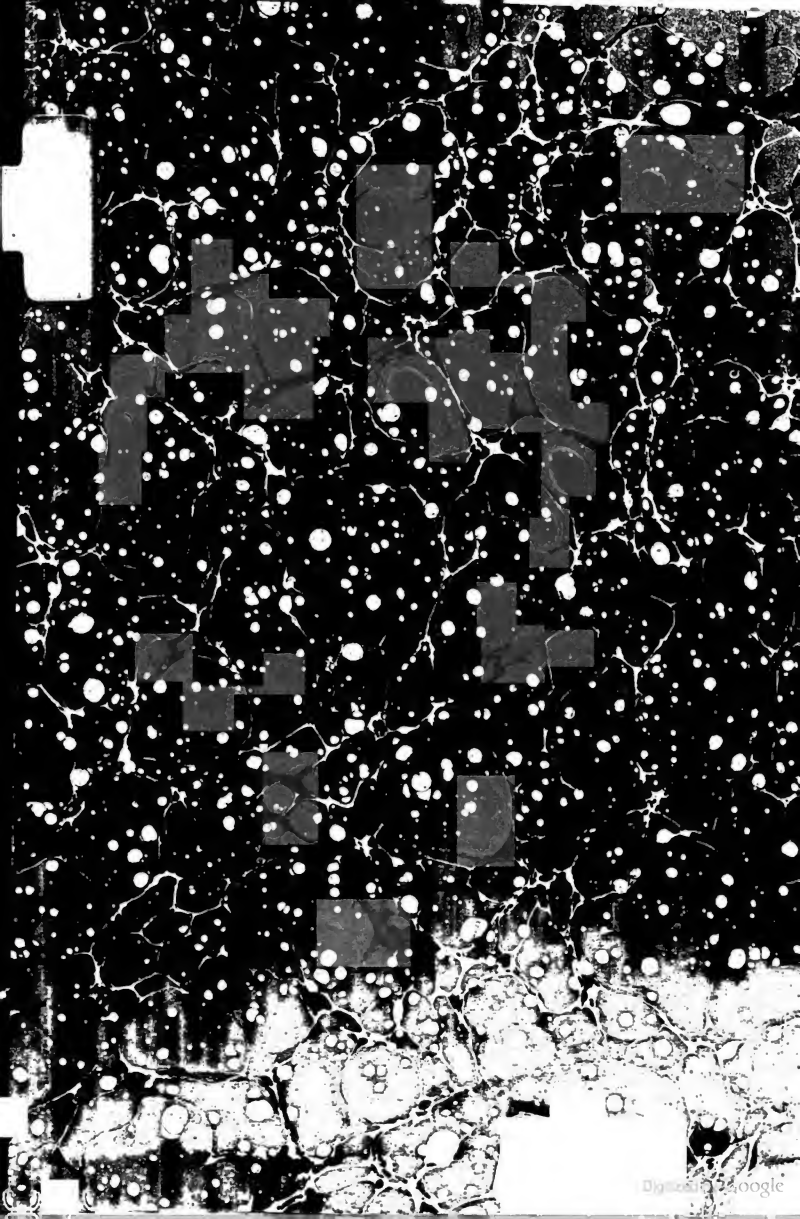
Stanford University Libraries
3 6105 119 116 320

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Jahrgang 1899/1900.

I. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.
a. 43921

SEP 4 1900

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

XIV. Jahrgang 1899/1900. — Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Berlepsch, Goswina von: Schuld. Novelle 681
*Muellenbach, Ernst: Der Unband. Novelle. Mit acht Zeichnungen von Werner Zehme 429
Schanz, Frida: Ein Weihnachtslied. Novellette 373
Schnitzer, Manuel: Franja, die Magd. Novelle 325
*Schulze-Smidt, Bernhardine: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht —" Eine weihnachtliche Geschichte. Mit zwei Zeichnungen von Friedrich Stahl 355
Semmig, Jeanne Bertha: Weltende. Eine Geschichte aus dem Jahre 1000 548
Söhle, Karl: Der Sylvesterball. Eine niedersächsische Dorfgeschichte 595
Stratz, Rudolph: Die ewige Burg. Roman 1, 183, 241, 385, 562
Voß, Richard: Amata. Eine Geistergeschichte 99, 149
Zobeltitz, Hanns von: Ein bedeutender Mann. Roman . . . . . 483, 609 (Forts. folgt)

Gedichte, Sprüche.

*Berchthold, A. von: Lösch' aus das Licht... Mit Vignette 310
*— — Ritter Gawan. Mit Vignette . . 408
Bern, Maximilian: Syrischer Sinnspruch . 98
— — Indischer Spruch 349
— — Persische Sinnsprüche 696
*Bülow, Frieda Freiin von: Neujahrsorakel. Mit Vignetten 504
*Busse-Palma, Georg: Landsknecht. Mit Vignette 64
*— — Abschied. Mit Vignette 232
*— — Treue. Mit Vignette 561
*Döring, Fritz: Zuspruch. Mit Vignetten . 336
*Engelhardt, Helene von: Eisblumen. Mit Vignette 428
Falke, Gustav: Lob des Herbstes 24
*— — Glocken. Mit Zeichnung von Fidus 324

Seite

*Falke, Gustav: Weihnacht. Mit Vignette 353
*— — Nächtliche Heide. Mit Vignette . 717
*Gerstfeldt, Olga von: Herbstlied. Mit Vignetten 214
*— — Dolomiten. Mit Vignette . . . 295
*— — Dezembernacht 427
Hoffmann, Hans: Abschied 112
*— — Sehnsucht 680
Lauff, Joseph: Jahrhundertwende 481
*Ludwig, Margarete: Und dennoch. Mit Vignette 426
*Mentz, L. von: Die arme Hand. Mit Vignette 378
*Miegel, Agnes: Das Märchen von Ys. Mit Vignette 147
*— — Stille Weihnachten. Mit Vignetten von M. Otto Porsche 372
Möller, Marx: Der Geiger 125
*Münchhausen, Börries von: Die drei Reiter. Mit Vignette 555
*Schanz, Frida: Die Wassermühle. Poetische Erzählung. Mit Vignetten in Tondruck von Franz Staßen 118
— — Durch ein Lied 428
— — Lob und Tadel 594
— — Halbe Lust 704
*Soyaux, Ludwig: Herbstzauber. Mit Vignette 162
*— — Intermezzo. Mit einer Zeichnung von Emil Brack 547
Stier, Ad.: Spruch 344
*— — Vorfeier. Mit Vignette 472
— — Spruch 654
*Vanselow, Karl: Wintertage. Mit Vignette von M. O. Porsche 427
Wolff, Heinrich: Gedenkst du noch? . . . 182

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Heigel, Karl von: Die „Separatvorstellungen" König Ludwigs II. von Bayern . . . 175
Niemann, August: Wie der „Gothaische Hofkalender" entsteht 556

Digitized by Google

Seite

Ompteda, Georg Freiherr von: Wie entsteht ein Roman? 57
Pantenius, Walter: Weihnachten im Sortiment 366
Wölderndorff, Otto Frhr. von: Aus meiner Hofzeit 655
„ Begegnungen mit Emanuel Geibel . . 311

Kunst und Litteratur.

*Bungert, Carl: Moderne Ziergläser. Mit zwölf Originalzeichnungen in Aquarelldruck von Carl Leonh. Becker 65
— — Aus der Geschichte des Ringes. Mit vierunddreißig Originalzeichnungen in Aquarelldruck von Carl Leonh. Becker . 379
Grube, Max: Die Jungfrau von Orleans. Eine trübe Erinnerung 77
Hart, Heinrich: Neues vom Büchertisch 120, 233, 345, 473, 601, 713
*Holzbock, Alfred: Teresina Geßner-Sommerstorff. Mit sieben Abbildungen nach Photographien 693
*Pietsch, Ludwig: Hugo Vogel. Mit einem Titelbild, zwei Einschaltbildern und achtzehn Textillustrationen 129
*Raß, Jean de: Sterne an Wiener Bühnen. Mit elf Abbildungen nach Photographien 337
*Seidel, Dr. Paul: Die bildenden Künste unter den Hohenzollern. Die Zeit König Friedrichs I. Mit sechzehn Abbildungen 665
*S., H. von: Zu unseren Bildern. 126, 238, 350, 478, 606, 718
*Tille, Dr. Alexander: Goethes Faust in der französischen Kunst. Mit einem Einschaltbild und dreizehn Textillustrationen 581
*Zobeltitz, Fedor von: Neujahrswünsche. Mit achtundzwanzig Abbildungen. Zum Teil in Buntdruck 505

Sonstige Aufsätze.

*Boeck, Dr. Kurt: Längs der sibirischen Bahn. Mit vierzehn Illustrationen in Tondruck nach Photographien 296
Charpentier, Dr.: Weltausstellungen. Rückblick und Ausschau 49
*Dombrowski, Ernst von: Bärenjagden. Skizzen aus dem Bärenlande der Karpathen. Mit sieben Originalzeichnungen in Tondruck von Carl von Dombrowski 705
*Eckardt, J. T. von: Französisch-Catalonien und seine Bewohner. Mit siebzehn Abbildungen in Tondruck nach Photographien und Zeichnungen von Curt Agthe . . . 641
*Foerster, Ernst, und Alfred Blechschmidt: Auf der Werft. Mit Liebhaberaufnahmen von E. Foerster und anderen 273
Goltz, Colmar Frhr. v. d.: Die deutsche Bagdadbahn. Mit einer Kartenskizze . 697
*Grabein, Dr. P.: Eine Luftreise ins Obotritenland. Mit sechs Abbildungen nach Originalaufnahmen 315
Hellen, Friedrich zur: Die Losreißung Nordamerikas von England. Mit dem Bildnis George Washingtons 419

Seite

*Hesse-Wartegg, Ernst von: Spiele und Festlichkeiten der japanischen Jugend. Mit acht Abbildungen in Aquarelldruck . . . 409
*Heyd, Prof. Dr. Ed.: Der Absolutismus als Kunstwerk (Ludwig XIV.). Mit zwei Einschaltbildern und achtzehn Textillustrationen 25
— — Politische Übersicht über das XIX. Jahrhundert 520
Holzbock, Alfred: Bei den Oberammergauern 289
*H....., Hans Heinrich: Die Doggen. Mit fünf Originalzeichnungen in Tondruck von Prof. H. Sperling 113
*Jung-Eisenach, Dr. Emil: Die Buren. Mit neunzehn Abbildungen nach Photographien 449
Krüger, Wilh. Franz: Auf einer Boerenwerf in Transvaal 467
*Lieres und Wilkau, G. von: Kostümfeste am Berliner Hofe einst und jetzt. Ein Beitrag zur Jahrhundertwende mit zwei Einschaltbildern und siebzehn Textillustrationen nach Photographien 529
*Poetzl, Eduard: Das Wiener Kaffeehaus. Mit fünfzehn Originalzeichnungen in Rötteldruck von W. Gause 163
*Spielberg, Hanns von: Automobilen. Mit vierzehn Abbildungen nach Photographien 215
Wegner, Dr. Georg: Der Wert der modernen Polarforschung 225
*Zobeltitz, Hanns von: In der Champagne. Mit einem Einschaltbild, einer Karte und dreiundzwanzig Textillustrationen . . . 81

Neues vom Büchertisch.

Andreas-Salomé, Lou: Menschenkinder . . 123
Bahr, Hermann: Die schöne Frau . . . 233
Böhlau, Helene: Halbtier 120
Dreyer, Max: Lautes und Leises . . . 347
Eckstein, Ernst: Die Hexe von Glaustädt . 349
— — Die Klosterschülerin 349
Eschstruth, Nataly von: Frühlingsstürme . 716
Frenssen, Gustav: Die drei Getreuen . . 123
Haushofer, Max: Planetenfeuer 605
Haustath, Adolf: Unter dem Katalpenbaum 601
Jensen, Wilhelm: Um die Wende des Jahrhunderts 473
von Kaisenberg, Moritz: Werner von Brunshausen 474
— — Die Ritter vom Sporn 475
Mahler, Franz: Alräunchen 476
Möller, Max: Lieder und Legenden . . . 477
Ompteda, Georg Frhr. von: Eysen . . . 715
Pichler, Adolf: Tiroler Geschichten und Wanderungen 346
Polenz, Wilhelm von: Thekla Lüdekind . . 715
— — Wald 236
Reuter, Gabriele: Frau Bürgelin und ihre Söhne 605
Rosegger, Peter: Erdsegen 604
Schanz, Frida: Unter dem Eichenbaum . . 477
Spielhagen, Friedrich: Opfer 602
Straß, Rudolph: Der weiße Tod 124
— — Montblanc 124
Tanera, Karl: Aus zwei Lagern 475

Digitized by Google

Seite
Wolzogen, Ernst von: Das dritte Geschlecht 237
Zobeltitz, Fedor von: Aus tiefem Schacht . 234
— — Der gemordete Wald 234
Zobeltitz, Hanns von: Lichterfelderstraße Nr. 1 476
— — Die Stärkere 477
Zola, Emile: Fruchtbarkeit 713

Kunstbeilagen.

Bennewitz von Loefen jun., Karl: Studienkopf. Pastell. Faksimiledruck . . zw. 608 u. 609
Gloeden-Taormina, W. von: Sizilianer. Liebhaberaufnahme. Faksimiledruck. zw. 480 u. 481
Keller-Reutlingen, P. W.: Hirtin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 240 u. 241
Schaarwächter, J. C.: Tanzscene aus der „Gavotte de Westris." Vom Kostümfest 1897. Photographie. Faksimiledruck . zw. 544 u. 545
Simm, Franz: Madonna. Aquarellstudie. Faksimiledruck. . . . . zw. 352 u. 353
Stuck, Franz: Tänzerin. Nach der Statuette. Faksimiledruck. Titelbild.
Vogel Hugo: Junger Geistlicher im Ornat. (Im Gefolge Ottos I.). Aquarellstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 128 u. 129

Einschaltbilder.

Adam, Julius: Angorakatze mit Jungen. Gemälde. . . . . zw. 624 u. 625
Becker, Carl: Ausfahrt der Fischerboote. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 704 u. 705
Bergmann, Julius: Kühe am Flußufer. Tondruck . . . . . zw. 688 u. 689
Thurmer, L.: Die Geheimnisse der Ceres. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 192 u. 193
Erdelt, Alois: Lesende Dachauerin. Gemälde . . . . . zw. 64 u. 65
Flickel, Paul: Märkische Dorfkirche. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 160 u. 161
Friese, Richard: Eisbären auf Spitzbergen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 376 u. 377
Hannig, Robert: Von de Waterkant. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 256 u. 257
Hirzel, H.: Märkische Landschaft. Radierung. Tondruck . . . . . zw. 576 u. 577
Hochmann, Franz: Siesta. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 208 u. 209
Hosaeus, H.: Nach dem Kampf. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 56 u. 57
— Brunnen. Entwurf. Tondruck zw. 448 u. 449
Kröner, Chr.: Fasanenjagd. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 312 u. 313
Liebermann, Max: Holländerin. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 616 u. 617
Meyer, Kunz: Flora. Gemälde . . zw. 16 u. 17
Mignard, Pierre: Maria Mancini. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 32 u. 33
Modersohn, Otto: Unwetter. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 368 u. 369
Müller, Peter Paul: Buchenwald. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 336 u. 337
Navlet: Gastmahl im XVIII. Jahrhundert. Skulptur. Tondruck . . . . zw. 96 u. 97
Peter, Franz: Brunnenfigur. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 656 u. 657
Pfannschmidt, Friedrich, Büste des Generals Frh. von der Tann-Rathsamhausen. Tondruck . . . . . zw. 176 u. 177
Poussin, Rudolf: Holländisches Mädchen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 360 u. 361
Preller, Friedrich: Prometheus. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 496 u. 497
Rigaud, Hyacinthe: Ludwig XIV. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 48 u. 49
Romani, Juana: Salome. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 272 u. 273
Salles, J.: Gretchen. Gemälde. Tondruck zw. 592 u. 593
Schaarwächter, J. C.: Kaiser Wilhelm II. Vom Kostümfest 1897. Photographie. Tondruck . . . . . zw. 528 u. 529
Schoonjans, Anthoine: König Friedrich Wilhelm I. in der Gestalt des David. Gemälde . . . . . zw. 664 u. 665
Schröder, A.: Wildprethändlerin. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 408 u. 409
Schweizer, Adolf: Norwegisches Dorf. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 640 u. 641
Stark, Constantin: Huldigung. Bronzestatuette. Tondruck . . . . zw. 504 u. 505
Tadema, Alma: Glückskinder. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 80 u. 81
Tiemann, Walter: Studienkopf. Zeichnung. Tondruck . . . . . zw. 328 u. 329
Tiratelli, C.: Festtag in Neapel. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 400 u. 401
Veith, E.: Madonna. Gemälde. zw. 384 u. 385
Vesin, J.: Übermut. Gemälde . zw. 288 u. 289
Vogel, Hugo: Maiandacht. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 136 u. 137
— — In der Laube. Gemälde. Tondruck. zw. 144 u. 145
Vogeler, Heinrich: Heimkehr. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 112 u. 113
Zügel, Heinrich: In der Sandgrube. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 560 u. 561
*** Aus B. Casals Atelier zu Berlin-Friedenau. Photographie. Tondruck. zw. 520 u. 521
*** Start dreier Automobilen auf der Stilfserjochstraße. Photographie. Tondruck zw. 224 u. 225

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Arnold, M.: Am Waldesrand. Liebhaberaufnahme 153
Barth, Rudolph: Russischer Händler. Zeichnung 265
Brack, Emil: Studienkopf. Zeichnung . . 613
Bromberger, Otto: Starker Tobak. Zeichnung 189
Brütt, Ferdinand: Studienzeichnung . . 205
Chodowiecki, D.: Skizze 333
Debschitz, W. von: Studienzeichnung . . 633
Deiker, J. Ch.: Ölstudie 109
Dill, Ludwig: Fischerboote in Chioggia. Ölstudie. 5
— — In Venedig. Temperastudie . . . 397

Digitized by Google

Seite

Treesen, Wilhelm: Hardanger Bäuerinnen. Photographie 201
Tücker, Eugen: Strand von Altona auf Rügen. Ölstudie 197
Enke, Alfred: Gebirgssee im Engadin. Liebhaberaufnahme 565
Eysen, Louis: Burggräfler. Zeichnung . . 371
Gebhardt, Eduard von: Studienkopf. In Tempera 13
Gehrts, Carl: Skizze 253
Gloeden-Taormina, W. von: Junger Pompejaner. Liebhaberaufnahme 9
— — Musizierende Knaben. Liebhaberaufnahme 249
Heyse, Paul: Wilhelm Jensen und Richard Voß. Porträtskizzen . . . . . 404 u. 405
Holmberg, August: Studienzeichnung . . 185
Janssen, Peter: Ölstudie 573
Kampf, A.: Studienkopf. Zeichnung . . 493
Liebermann, Max: Der Schäfer. Radierung 105
— — Badende Jungen. Radierung . . 489
Lossow, Heinrich. Studienzeichnung . . . 629

Seite

Mayer-Geislingen, Albert: Libellenfigur für elektrische Beleuchtung. Entwurf . . . 244
— — Vase in Elfenbein. Entwurf . . 245
— — Vase. Skulptur 621
Metsu, Gabriel: Musikalische Unterhaltung. Gemälde 393
Michelangelo: Studienkopf. Zeichnung . . 569
Mühlig, Hugo: Ölstudie 389
Müller, Peter Paul: Auf der Entenjagd. Ölstudie 101
Pilotty, C. von: Nero. Gemälde 269
Uphues, Joseph: Friedrich der Große. Skulptur 261
Wolff, Hermann: Aquarellstudie 637

Kunstgewerbe.

S., H. von: Bilderrahmen 126
— — Tapeten 238
— — Porzellan 350
— — Buchleinbände 478
— — Wanduhren 606
— — Metallbeschläge 728

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. X. Band, Nr. 1 bis 6:

Der Roman eines Bauernjungen. Von Moritz von Reichenbach. Seite 1—113.
Die Frau Patronin. Roman von Franz Rosen. Seite 115—192 (Forts. folgt).

Digitized by Google

Tänzerin. Nach der Statuette von Franz Stuck.
(Münchener Secession 1899.)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 1, September 1899.

Die ewige Burg.

Roman aus dem Odenwald von

Rudolph Stratz.

(Abdruck verboten.)

Ein leiser, sonderbarer unnachahmlicher Ton ... allenfalls, wie wenn der Schnitter mit dem Wetzstein seine Sense dengelt — wie wenn zwei dünne Messer sich aneinander schleifen — und doch wieder ganz anders, rätselhaft in der nächtlichen Stille der Odenwaldberge, über denen fern im Osten der erste fahle Lichtstreifen des Morgengrauens emporwuchs und zwischen den eilig treibenden Regenwolken Mondsichel und Sterngeblinzel langsam verblaßten.

Jetzt war das Wetzen verstummt. Ein anderes, schnalzendes, taktmäßig immer rascher werdendes Geräusch folgte ihm. Es endete mit einem Triller und einem kurzen „Klack!“ und wieder schärfte irgendwo da oben in den Tannenwipfeln der unsichtbare Schnitter leise seine Sense.

„Da owwe hockt er, Frau Gräfin!“ flüsterte der Büchsenspanner, sich dicht an seine Herrin drängend. „Könne Se 'n sehe?“

Sie verneinte. Beide liefen, das wenige Sekunden lange Balzen des Auerhahns benutzend, bis zu den Wurzeln der Tanne, auf die der Jäger gewiesen. Der Stamm des mannsdicken Baumes zitterte, wie sie ihn mit der Hand berührten, unter den Tänzen und Sprüngen des erregten, oben in seiner Krone hausenden Gastes.

„Da owwe, Frau Gräfin! Besser links ... noch mehr ... so ... sell is er ...“

Ja — jetzt erkannte sie den Vogel! Gerade über ihr, durch eine kahle Stelle im Gezweige sich undeutlich vom Himmel abzeichnend, trippelte mit vorgestrecktem Kopf und halbausgebreiteten Flügeln die dunkle, gesträubte Federmasse und drehte sich schußgerecht auf dem Aste herum. Sie hörte durch das Gebalze oben das Hämmern ihres Herzens, während sie langsam die Flinte hob und zielte. In das Sensendengeln knallte kurz und scharf der Schuß. Es ward still. Ein schwerer Klumpen begann durch die splitternden Zweige herabzurutschen, er kam näher, er schlug mit einem dumpfen Klatsch am Boden auf und blieb krampfhaft zitternd liegen.

„Allewei hawwe m'r dich, Alterle!“ sagte der Büchsenspanner trocken und beifällig zu dem verendenden Auerhahn, schnitt von der nächsten Hecke ein Tannenreis und überreichte feierlich auf dem Deckel seiner abgenommenen Mütze nach Weidmannsbrauch den Bruch seiner Herrin, deren Wangen die Aufregung gerötet hatte.

Sie nahm lachend den Ehrenpreis von dem hübschen schwarzäugigen Burschen entgegen. „Diesmal hab' ich's doch recht gemacht, Wegmann?“ forschte sie triumphierend.

„Und ob, Frau Gräfin! Do kann sich jeder Wilderer dagege verschtecke! Do leuchte Sie dem Herrn Oberförschter selbst heim!“

Digitized by Google

Sie lachte laut auf über das Kompliment des Waldläufers und breitete, die Flinte über die Schulter werfend, die Arme weit hinaus in den dämmernden Frühlingsmorgen. „Jetzt bin ich wirklich froh, Wegmann!“ sagte sie mit einem Siegerblick auf das schwarzgrüne, metallisch glänzende Gefieder des stolzen Vogels, dessen rotumränderte Augen jetzt ganz erloschen waren. „Das war doch einmal ein Schuß! Sie haben mich ausgezeichnet herangebracht! Ich will Ihnen auch eine Freude machen! Wünschen Sie sich etwas von mir! Es ist bewilligt!“

Der schwarze Jäger schaute, am Boden neben dem erlegten Auerhahn hingekniet, zögernd zu seiner Gebieterin empor, wie sie da schlank und hochgewachsen in dem knappen Jagdkloden vor ihm stand. Trotz seines deutschen Muttternamens und seiner Odenwälder Sprache trug er in dem sehnigmageren Körperbau, dem dunklen Kraushaar und dem feurigen Blick unverkennbar die Zeichen seiner neapolitanischen Abstammung zur Schau, als ein lediges Kind aus jener Zeit, da beim ersten Eisenbahnbau durch den Odenwald viele Italiener als Erdarbeiter und Steinhauer in den Tunnels beschäftigt gewesen und später wieder in ihre Heimat zurückgekehrt waren.

„Nun, Wegmann?“ fragte sie etwas ungeduldig und rüstete sich zum Gehen.

Er zauderte noch immer, ans Angst, seine Herrin zu erzürnen. „Ja — Frau Gräfin!“ murmelte er endlich. „Frau Gräfin wisse ja, wie's zwischen mir und der Elis' is!“

„Das heißt: Ihr wollt euch heiraten!“

„. . ja . . wenn ich darf, Frau Gräfin . . und wenn die Elis' weg kann. Denn Frau Gräfin müsse doch erscht e anner Kindermädche hawwe . . .“

„Nun — ich will mich danach umsehen oder mich sonstwie behelfen. Meinetwegen können Sie die Elise schon nächsten Monat heiraten.“

Der Jäger war aufgestanden. „Dees is mir awwer arg lieb, zu höre, Frau Gräfin!“ sagte er, die Mütze in den Händen drehend, und lachte, daß die weißen Zähne unter dem dunklen Schnurrbart blitzten. „Do dank' ich unterthänigicht un . . .“

Sie unterbrach ihn. „Keine Volksreden, Wegmann! Ich muß übrigens auch noch mit meinem Mann sprechen, ob er nichts dagegen hat! Und nun nehmen Sie den Auerhahn und kommen Sie!“

Es war inzwischen schon ziemlich hell geworden. Das Dämmergrau eines stürmischen Frühlingsmorgens ließ weithin das einsame, mit Eichendickicht und einzelnen hohen Fichten bestandene Hochthal überschauen. Das erste Leben regte sich in seiner Stille, je lichter es drüben zwischen den sanft gewellten Kuppen des Odenwalds am Wolkengetriebe des Osthimmels wurde. Die Schwarzamsel, die Frühaufsteherin der Wälder, flötete in ihren ersten verschlafenen Tönen aus dem Gestrüpp, ein Hase schnellte entsetzt aus seinem Lager hart an dem Rain, und in der Ferne zeichneten sich zarte lichtbraune Körper mit hochgespitzten Ohren von dem welken Winterlaub des Niederholzes ab — äsendes Rehwild, das jetzt bei Tagesanbruch sich, nach allen Seiten sichernd, in seine verborgensten Gründe zurückzog.

Sie schritten rasch den schmalen Saum zwischen Gestrüpp und Tannenforst dahin — voraus der schwarze Jäger mit der Beute — hinter ihm, ihn wohl um Kopfhöhe überragend, die junge Herrin des weiten Waldgebiets, elastisch, mit federndem Gange, das mit dem grünen Ehrenreis geschmückte Haupt weit zurückgebogen, als wolle sie aus tiefster Brust den Hauch des Frühlings schlürfen.

Rings um sie her im Brausen des Bergwinds, im Sprühen des warmen Regens und dem Wolkenflug am Himmel, in dem weiß und würzig der feuchten Erdeentquellenden Brodem lebte der Frühling. Nicht jener liebliche Lenz, von dem die Lieder singen, mit Blaublümelein und Lämmergehüpfe auf grünen Wiesen — nein, als das unheimliche gewaltige Rätsel, das jedes Jahr sich erneut, wenn die Erde ihre Opfer zurückgibt, wenn der Tod lebendig wird, wenn überall ein unbegreifliches Leben, eine grimme, rücksichtslose Daseinfreude sich lachend aus dem Schoß der Tiefen nach Luft und Licht emporringt.

Der Sturm, der da donnernd durch den Bergwald ging, hier eine Rieseneiche vor sich niederkrachen ließ, dort einen Abhang von Stangenholz gleichgültig wie ein Spielzeug umwarf, das Schäumen der Wildwasser, die in langen Silberstreifen niederschossen und da und dort in milchig kochenden Strudeln wie zurückgebliebene Schneeflecken

Digitized by Google

durch das laubloſe Geäſt des Hochwalds blinkten, die eilends am Himmel fliegenden Wolken, klagender Raubvogelſchrei aus unbekannten Höhen — das alles war ein einziges brünſtiges Aufſchauern der Natur, ein Wehen und Werden, ein Drängen und Treiben zu neuem Leben und zu neuem Tode.

Sie atmete tief auf. In ihrer Seele ſchwang das alles mit, Sturm, Bangen und Ringen der erwachenden Erde.

„Welchen Tag haben wir heute, Wegmann!“ fragte ſie plötzlich.

„Den einundzwanzigſten März, Frau Gräfin!“

Die Tag- und Nachtgleiche! Frühlings Anfang! Sie blieb einen Augenblick ſtehen und ſchaute um ſich. Es war jetzt, während ſie auf einem beſchwerlichen Holzpfad langſam bergabwärts ſtiegen, voller Tag geworden. Grau und warm. Der Regen ſprühte unregelmäßig, wie der Südweſt ihn trieb, über den rauſchenden Wald. Rings dampfte alles von Feuchtigkeit und ſpann ſich in weißem Spinngewebe von einem kahlen Baum zum anderen. Auf jedem Zweig, auf jedem Grashalm perlte das befruchtende Naß und immer neue Wolken zogen fern von der unſichtbaren Rheinebene her, um neue Fluten auszugießen.

„Was hat denn mein Mann heute mit Ihnen vor?“

„Ich denk', der Herr Graf geht uff'n Mittag mit mir 'naus, 's Damwild und die Karpfen im Park zu füttere! Sell macht dem Herrn Grafe ſo viel Bläſier!“

„Sagen Sie 'mal: ſchießt er denn wirklich niemals auf ein Tier?“

„Ah bah, Frau Gräfin! Dees widerſteht dem Herrn Grafen. M'r hawwe ja die Gewehre mit, damit wir net ausgelacht werre, aber gelade ſin ſie net. Der Herr Graf hot's verbotte! Wie oft hawwe m'r uns ſcho an e Herſch angebürſcht oder die Rehböck beim Blatte anſchpringe laſſe und hawwe ſe uns angeſchaut und nach 'ere Weil' in die Händ geklatſcht. Do hawwe ſe gemacht, daß ſe wegkumme ſind. Awwer ich mein', ſie kenne uns bald ſchon und bleibe ſtehe und denke ſich: ‚Du klatſchſt mir lang gut!‘ . . .“

Sie ging weiter und betrachtete mit verſtohlenem Triumph den Auerhahn, der auf dem Rücken des vorausſchreitenden Jägers ſchaukelte. „Glauben Sie denn auch, Wegmann,“ fragte ſie, „daß es nicht recht iſt, ſolch einen Vogel zu ſchießen?“

Der ſchwarze Jäger räuſperte ſich. „Do möcht' ich net diſchkoriere, Frau Gräfin!“ ſagte er nach kurzem Überlegen diplomatiſch. „Ich ſchieß' und ich ſchieß' net, wie mir's geheiße wird.“

„Und wenn Sie die Wahl hätten?“

Da drehte er den Kopf herum und zeigte die Zähne. „Zehn Auerhähn' thät ich ſchieße, Frau Gräfin, fuffzig. Soviel 's 'ere hat. Dozu ſind die Schoote da!“

Sie ſtimmte unwillkürlich in ſeine Heiterkeit ein, mit einem hellen kraftvollen Lachen, das gut zu den kühnen Linien ihres Geſichtes ſtand. Aber dann fiel ihr ein, daß ſie ſich ja eigentlich mit dem Büchſenſpanner gegen die Meinung ihres eignen Gatten verbündete, und ſie wurde wieder ernſt, wenn es auch zuweilen noch um ihre Mundwinkel zuckte.

„Ja, wir ſind nun einmal die einzigen Mörder hier im Walde, Wegmann!“ ſagte ſie nach längerem Schweigen in zerknirſchtem Ton.

„Ja, wenn dees wär', Frau Gräfin! Awwer 's iſ net. Die Wilderer treibe 's bees. Do möcht' m'r zehn Füß' hawwe, um hinner dene herzuſein.“

„Da ſind natürlich wieder die Leute vom Grenzhof an der Spitze?“

„Dees ſind die Ärgſchte, Frau Gräfin. Beſonders der hergeloffene Franzos, der Bazaine! Die denke: ‚Wenn der Herr Graf net ſchießt, no ſchieße wir!‘ Ich hawn's dem Herrn Graf ſchon oft geſagt. Heut' will er jetzt 'mal hin uff den Grenzhof und mit 'em Stabhalter redde. Awwer ob's helfe werd . . ?“

„Selber muß man ſich helfen, Wegmann!“ ſagte die junge Jägerin, warf mit einem energiſchen Ruck das Gewehr auf die andere Schulter und verdoppelte, ſich wohlig im Regen ſchüttelnd, ihren Schritt. „Wenn ich ein Mann wäre, . . . Herrgott . . ich legte denen am Grenzhof das Handwerk. Und überhaupt . . . .“

„Jo . . überhaupt . . .“ ſprach der ſchwarze Jäger vor ſich hin. Aber er wagte den Satz nicht zu vollenden.

Wieder gingen ſie eine Weile ſtumm durch den immer ſtärker ſtrömenden Regen.

„Alſo morgen wird die Eiſenbahn unten

Digitized by Google

eröffnet?“ fragte sie endlich, um die Langeweile des Wegs zu kürzen.

„Morge um zehn Uhr, Frau Gräfin! 's is e großes Fest! Die Fawrik gibt auch frei.“

„Die Eisenbahn ist von Nutzen für die Fabrik — was?“

„Dees will ich meine, Frau Gräfin. Die Fawrik is ja norr deswegge hierher gebaut worre. Und dees rentiert sich, Frau Gräfin. Dees sieht m'r jetzt schon!“

„Und sagen Sie 'mal — ich verstehe davon nichts — könnten nicht auch wir — ich meine die Gutsverwaltung auf dem Schloß, das doch jetzt dicht an der Eisenbahn liegt, daraus Nutzen ziehen?“

„Aus der Eisebahn? — Sell wohl, Frau Gräfin! Ich hör' ja, was so die Leut' hinund herredde — im Wirtshaus oder annerswo . . . M'r muß bloß die Holzhändler höre, Frau Gräfin! Was schteckt e Geld in dene Wälder — sage die. Wann m'r jetzt den Hochwald schlägt und Eichenschälung anpflanzt — für die Gerbereien . . . . . awwer's gehört halt Luscht dazu. Wann ich jetzt mit dem Herrn Grafe ginge, do derft' ich gar net von sowas zu redde anfange. Der Herr Graf und die alten Herre — die möge von der Fawrik und von der Eisenbahn nix höre und sehe.“

„Ja — ich weiß!“ sagte sie kurz, und nach einer Weile setzte sie, als bereue sie es, über diese geschäftlichen Fragen mit dem Büchsenspanner gesprochen zu haben, hinzu: „Und die Herren haben ganz recht. Das alles mag anderswo passen! Aber hier bei uns nicht!

„Jo, Frau Gräfin!“ Der Jäger wechselte sofort seine Meinung. „Dees macht bloß Schmutz und Arweit — m'r sieht's ja do unne in der Fawrik — und die Auerhähn' — die sagte bald Adje, wann 'emol die Wirtschaft im Wald losgehn thät'.“

Sie erwiderte nichts. Die beiden waren jetzt aus dem Forst getreten. Vor ihnen öffnete sich das Thal mit seinen zerstreuten, weithingestreckten Hütten und Häusern des Dorfes und an dessen Endpunkt dem Sandsteinbau der Fabrik, die als ein rotleuchtender, ganz unwahrscheinlicher Riesenkasten funkelnagelneu in dem verlorenen Waldwinkel stand. Ihr hoher Schlot dünstete und ließ eine schwarze qualmende Rauchwolke sich schwer durch die Luft hinwälzen, dem ebenfalls wie aus der Schachtel gepackten blitzblanken Stationsgebäude zu, dem vorläufigen Endpunkte der Seitenbahn durch den Odenwald, deren Weiterführung durch einen Tunnel neben der Burg erst beginnen konnte, wenn der schwebende Prozeß mit dem Schloßherrn entschieden war.

Starr und ungefüg, ein grauer Riese, mit seinem verwetterten Turmgewirr der Zeit trotzend, mit seinen zerbröckelnden Mauern wie mit langen Spinnenarmen den Raum weithin umklammernd, stand da oben hoch über dem Thal und seinem Treiben Schloß Wodenstein.

Der Epheu umstrickte es von unten bis oben. Sein Zischeln und Surren im Winde war die ewige Musik für die Insassen, wie für die Bewohner einer Insel das Rauschen der Wellen. Er war der bleibende Herr der Burg. Ihre Besitzer, die Grafen von Wodenstein, kamen und gingen. Oben in der Kapelle taufte man beim zitternden Klang des Glöckchens den Neugeborenen, unten in der Gruft bettete man bei dem gleichen, frommen Klagen vom Turm den müden Kämpen zur letzten Ruhe in den Steinsarg und meißelte immer wieder auf die Grabplatte: Hic jacet Pius de Wodenstein, miles.‘ Der Epheu wucherte weiter. Mit seinen knotigen, haarigen Armen klammerte er sich von einer Fuge der altersmorschen Quadern in die andere und kroch immer höher empor, bis sein finsteres Grün alles umher, Türme, Zinnen und Mauern, umkleidete.

So war er das ewige Gewand für die ewige Burg in der Waldeinsamkeit. So hatte in der Erinnerung der jetzt Lebenden die Burg gestanden von alters her. Sie war immer dagewesen! Längst war das Gedächtnis an jene Zeit geschwunden, da hier flachsmähnige riesige Germanen zum erstenmal ihren ungeschlachten Ringwall aus Feldsteinen aufgetürmt, da später die siegreichen römischen Legionen daraus eines ihrer festen Kastelle geschaffen hatten, — Wunderwerke in Sumpf und Wald, vor denen die Barbaren in düsterem Grauen standen. Dann waren die Mannen des Cäsar im Stand verwest, die Völker wanderten, wieder hausten in dem verwüsteten Gemäuer gleich gierigen Wölfen alamannische Edelinge, die sich der Abstammung von Wodan, dem Herrn des Wodenwaldes, rühmten. Und mählich entstanden neue Türme

Digitized by Google

und Mauern. Welsche Männer in härenen Kutten wiesen dem Häuptling Plan und Maß und führten ihn eines Tages hinab zum Bach, daß er sich taufen lasse und dem Kloster Lorsch an der Bergstraße für immer Treue und Lehnspflicht gelobe.

Und weiter rollten die Zeiten. Sie sahen die Herren von Wodenstein aus dem immer fester gediehenen Schlosse mit andächtig erhobenen Armen zum Kreuzzug in das gelobte Land reiten und ihre Nachkommen in endlosem Schädelspalten mit ihresgleichen und den Städtern, mit Trunk und Sauhatz ihre Tage verthun, sie sahen das Geschlecht sich immer über neue Schlösser und Burgen im Odenwald ausbreiten, bis der Schrecken des dreißigjährigen Krieges alles zu Asche brannte und seine Kraft und Größe für immer brach; sie sahen es seitdem immer matter und schlaffer werden und endlich still und wunschlos dahinträumen, von einem Jahrhundert in das andere, im gleichgültigen Rollen der Generationen durch den ephen-umsponnenen, weltverlorenen Bergsitz.

Bis dann endlich doch die neue Zeit kam ....

Erst wenige Männer in dunklen Joppen und Schlapphüten, von lattentragenden Gehilfen begleitet, die an den Hängen auf- und niederstiegen und maßen und rechneten, daß die Hirschkühe in dröhnenden Sprüngen bergaufwärts flohen und die Wildkatze sich mißtrauisch im Buchenwipfel verbarg — dann Arbeiter zu Dutzenden und zu Hunderten, derbe, rauflustige Bayern, kauderwelschende Italiener, selbst Polen und anderes Volk, das man nie in diesem Erdenwinkel geschaut. Da ward es lebendig in der stillen Waldwelt. Die Axt krachte und würgte unter den Baumriesen, Schutt und Geröll häuften sich auf dem sammetgrünen Grund des Wiesenthals, es dröhnte dumpf in den Eingeweiden der Berge, und Pulverdampf quoll aus ihrem geöffneten Schlund. Allüberall begann es zu hämmern und zu pochen. Zwei

Aus unserer Studienmappe:

Fischerboote in Chioggia. Nach der Ölstudie von Ludwig Dill.

Digitized by Google

schmale Eisenstreifen auf einem endlos sich schlängelnden Erdkörper, um den, wie um eine tote Natter die Ameisen, geschäftig das schwarze Gewimmel der Arbeiter wogte, drangen unerbittlich vor. Sie glitten durch die Wälder hin, sie wühlten sich wie Maulwürfe durch das Innere des Sandsteins, sie flogen auf Steinpfeilern frei über die Schluchten. Nun waren sie bis dicht unter das Schloß gekommen, und von unten her sandte im Pfiff der Lokomotive das zwanzigste Jahrhundert seinen Gruß zu der ewigen Burg empor .....

Der schrille Laut weckte die Jägerin aus ihrem Nachdenken. Sie richtete sich auf und schritt weiter, aber langsamer und weniger elastisch wie bisher. Sie wußte selbst nicht, warum seit einiger Zeit der Anblick des vermorschten Gemäuers von Wodenstein in ihr eine seltsame Schwermut erzeugte, ein Gefühl von Altern und Sterben und dann wieder eine Schwalbensehnsucht: Hinaus — hinaus in die blaue Weite — solang' es Zeit ist! Hinaus in ein Land, wo die Sonne scheint, und die Menschen lachen und jung sind und leben!

Von den Erkerzimmern da oben hatten wohl schon viele Schloßfrauen vor ihr hinuntergeschaut in das Thal, ob nicht endlich um die Ecke das Glück geritten kam — junge Edeldamen in schweren altdeutschen Gewändern, blasse Nonnen unter schwarzem Kopftuch, müde Greisinnen in der Witwenhaube; sie alle hatten nun, wenn nicht das Glück, doch den Frieden gefunden und lagen still in der Gruft unter steinernen Platten, auf denen die Fußtritte späterer Geschlechter schon halb die eingemeißelten Wappenzeichen, die verschnörkelten Tiere, die Balken und Streifen, die Sterne und Schwerter verwischt hatten.

Sie war ernst geworden. Das immer gewaltiger aufsteigende Schloß kam ihr wie ein Kerker vor, der mit seinen dicken Quadern im Leben wie im Tod alles, was darin war, festhielt. Mit gesenktem Kopf eilte sie zwischen den alten Ulmen des Parks hin, der Eingangspforte zu, und trat in die dämmerige, mit Hirschgeweihen und verdunkelten Bildern geschmückte Treppenhalle.

Und da verklärte plötzlich ein sonniges Mutterlächeln ihre Züge. „Wulfi!“ jauchzte sie dem kleinen Blondkopf zu, der oben auf den Stufen stand, und stürmte hinauf, um ihn zu umfangen. „Wulfi, was machst du denn, mein Herz?“

Der Kleine antwortete nichts und nahm auch nur wenig Anteil an den Liebkosungen seiner Mutter, die, in ihren nassen Jagdkleidern neben ihm knieend, die Flinte noch über der Schulter, nicht müde wurde, das blasse Gesichtchen zu küssen und die langen goldseidenen Locken zu streicheln. Seines stillen Wesens gewohnt, war sie eine Weile ganz in die Bewunderung ihres zweiten Selbst vertieft. Aber dann wurde sie doch etwas unruhig.

„Was hat denn Wulfi heute?“ fragte sie vom Boden aus das hinter ihr stehende Kinderfräulein. „Ich finde, Elise, er ist heute ganz besonders in sich gekehrt. Es fehlt ihm doch nichts?“

Die Bonne, eine zarte hübsche Person mit feinen Zügen, fühlte sich, aus einem Lehrerhause stammend und von den Nonnen drüben im Taubergrund sorgfältig erzogen, als etwas „Besseres“ und sprach im Verkehr mit ihrer Herrschaft immer ein leidliches Hochdeutsch. „Ich weiß nicht, Frau Gräfin!“ sagte sie. „Mir gefällt der Kleine heute auch gar nicht.“

„Hat er denn Appetit gehabt?“

„Nein, Frau Gräfin. Er hat nicht einmal seine Milch trinken wollen. Und spielen auch nicht. Ich fürchte, er fiebert ein wenig.“

Wera sprang auf und legte ihre Hand wie schützend um das Kind. „Ist schon nach dem Doktor geschickt?“ fragte sie rasch.

„Nein, Frau Gräfin.“

„Aber, Elise — wie können Sie das unterlassen?“

„Ich habe ja schicken wollen, Frau Gräfin. Aber der Herr Graf hat gesagt: Nein! Man brauche den Doktor nicht immer für nichts und wieder nichts heraufholen zu lassen. Er liebe das nicht!“

„So — das hat mein Mann gesagt?“ Sie wandte sich ab, um vor der Dienerin den Ausdruck von Trotz und Hohn zu verbergen, der rasch wie eine Wolke über ihre Züge flog.

„Ja — und dann hat der Herr Graf noch gesagt: Er glaube gar nicht, daß der Herr Doktor überhaupt was verstände. So ein Kassenarzt aus der Fabrik bringe höchstens die Leute um, und wenn es nötig sei, müsse man lieber anspannen lassen und über

Digitized by Google

den Neckar herüber den Kreisphysikus aus der Stadt holen! — Jetzt, Frau Gräfin, wenn ich reden darf — ich meine, daß der Doktor unten viel mehr versteht, wie der alte Physikus. Das meint jeder hier. Es kommt jeder zu ihm. Er hat doch eben erst ausgelernt, und der andere ist schon seit vierzig Jahren aus der Lehr' und sitzt im Wirtshaus und trinkt einen Schoppen übern andern aus . ."

Ihre Herrin unterbrach den Redeschwall. Sie war wieder ganz ruhig. „Ich werde selbst mit meinem Manne reden!" sagte sie. „Ist er schon beim Frühstück?"

„Jawohl! Auch die drei alten Herren sind da. Aber wissen denn Frau Gräfin schon von gestern abend — unten in der Fabrik?"

„Hat es da wieder ein Unglück gegeben?"

„Ja — die Frau von dem Maschinenmonteur ist in eine Luke gefallen . ."

„Meine frühere Kammerjungfer?"

„Jawohl, Frau Gräfin — und hat sich innerlich verletzt. Man hat sie gleich nach Hause gebracht, und der Doktor ist zu ihr."

„Und was sagt er denn?"

„Es wäre nicht lebensgefährlich — aber fest liegen müsse sie ein paar Wochen."

Sie zog ihr Kind an sich und schüttelte mißmutig den Kopf. „Das kommt nun von den Liebesheiraten . ." sagte sie. „Eine Kammerjungfer bei mir hat es doch gut genug. Nein — da muß sie diesen Menschen, den Irion, heiraten — einen Menschen, der sicher noch im Gefängnis enden wird . ."

„Ach ja, Frau Gräfin — das ist einer von den ganz Roten. Mit dem ist's ein Kreuz! Aus dem Kriegerverein hat er auch herausgemußt. Jedesmal, wenn der Gendarm ins Dorf kommt, fragt er zuerst nach dem Irion . . ."

„Nun eben! Und die arme Frau muß den ganzen Tag in der Fabrik an irgend einer Maschine stehen! Das kommt davon! Übrigens, Elise — da fällt mir ein —" sie drehte sich um, um zu sehen, ob der Jäger mit ihrer Beute schon verschwunden sei. „. . . ich hab' Wegmann gesagt: Meinetwegen könnt ihr nächsten Monat heiraten!"

„Ach, Frau Gräfin . . ."

„Ist's Ihnen recht?"

„Ach, Frau Gräfin — da wäre ich so froh . . ."

„Ich auch!" sagte die junge Frau ziemlich nachdrücklich. „Und bis dahin, Elise . . . wenn Sie meinen Rat hören wollen — ich habe die Empfindung, als ob jemand hier im Schlosse Sie mit besonderen Augen ansieht . . ."

Das hübsche Kinderfräulein hielt unbefangen ihren prüfenden Blick aus, aber ihre blassen Wangen röteten sich doch merklich. „Ich habe nichts bemerkt, Frau Gräfin," flüsterte sie, anscheinend ganz erschrocken.

„Nun — um so besser! Denn Wegmann hat ein hitziges Blut in den Adern. Er ist jähzornig und rachsüchtig — ganz wie ein richtiger Italiener. Sie dürfen ihm auch nicht einen leisen Vorwand zur Eifersucht geben!"

„Nein, Frau Gräfin! Ich danke sehr. Soll man der Frau Irion etwas an Wein oder an Lebensmitteln schicken?"

„Richten Sie etwas. Ich will es ihr selbst nach dem Frühstück bringen und nach ihr sehen. So wie ich bin! Zu Fuß. Was meinen Sie? Ich würde noch mehr naß? Meinetwegen! Ich kann das langweilige Kutschieren im Regen nicht vertragen! Komm, Wulfi!"

Mit einem elastischen Schwung hob sie den Kleinen auf den Arm und sprang mit ihm die Treppe hinab. Die feuchten Kleider rauschten in schweren Falten um ihre schlanke Gestalt, die Schuhnägel knirschten auf den Steinfließen, und von den grauen Wänden hallten ihre festen sicheren Schritte durch das Schweigen ringsum wieder. An einer Thüre blieb sie stehen und horchte. Innen rührte sich nichts als zuweilen ein leises Klappern oder das Knistern einer Zeitung. Sie saßen also wie gewöhnlich wieder stumm und matt bei einander! Wie die Mumien! Wie die Gespenster am lichten Morgen!

Sie konnte sich nicht entschließen, gleich einzutreten. Das Kind auf dem Arm, blickte sie zu der Hallenwölbung empor, wo hinter einem erblindeten Fenster eilig die Frühlingswolken vorbeistrichen, und ihr Gesicht verfinsterte sich in einem harten, feindseligen Trotz.

II.

In dem großen Saal, dessen altergeschwärztes Eichenschnitzwerk und zerschlissene Gobelins in dem grämlichen Morgenlicht verschwammen, war alles still. Die drei alten Herren, die, von dem lautlos auftretenden und schweigsamen schottischen

Digitized by Google

Kammerdiener versorgt, um den halb abgeräumten Frühstückstisch saßen, hatten sich nichts zu sagen.

Drei Brüder am Ende ihres Lebens. Da ist, was zu besprechen war, längst besprochen, und was nicht zur Rede kam, das bleibt auf immer ein Geheimnis des einen vor dem anderen. Ein langer Daseinslauf hatte sie einander entfremdet — von jenen fernen Tagen ab, wo die Knaben mit flatternden blonden Locken wie ein Rudel übermütiger Füllen durch den Schloßpark tollten, bis zu diesem fahlen Märzmorgen, wo die Greise stumm und fröstelnd, die Zeitung in der Hand, einander zugähnen.

Oben am Tisch der römische Priester, geistvolle Habichtszüge unter kalt forschenden Augen, um die schmalen Lippen jenes feine Lächeln, das in dem menschenergründenden Vatikan sich allmählich wie eine Maske über dem eigentlichen, inneren Antlitz versteinert. Seine wachsartig weißen, mageren Hände blätterten in dem „Osservatore Romano“ und der „Voce della Verità“, und zuweilen warf er auch bei dem Wenden der Seiten einen flüchtigen Blick hinein. Ob er wirklich darin las, war nicht zu erkennen. Und ebensowenig, woran er dachte, wenn er, die Jesuitenblätter sinken lassend und sich das schwarze Käppchen auf dem kahlen Haupte zurechtrückend, hinaus in die Wälder schaute. Es war, als sehne der verzärtelte Römling sich nach dem Süden zurück, als sei er ein Fremdling hier im Schlosse seiner Väter und dort an dem Tiber zu Hause, wo einst das Collegium Germanicum seine Pforten hinter dem Jüngling geschlossen und wo ihn jetzt aus dem tausendfach verschlungenen Treppen- und Zimmergewirr, den Kapellen, Museen, Gärten und Kasernenstuben der Papststadt jenseits der Engelsbrücke ein leichter Fieberanfall in das Mutterland gerufen hatte, das er nicht mehr kannte und nicht mehr liebte, dessen Sprache selbst nur ungelenk über seine Lippen floß.

Neben ihm, von Frivolität das ganze rötlich-gedunsene, mit einem pechschwarz gefärbten und aufgedrehten Schnurrbart geschmückte Antlitz strahlend, der Jüngste der drei, der berühmte Pariser Lebemann, jetzt eine gefallene, unter Kuratel befindliche Turfgröße, ein ausgebrannter Krater von Unvernunft, Leidenschaft und Leichtsinn. Seine Bewegungen waren noch von einer gewissen zitterigen Elasticität, und wenn er des Nachmittags und oft die Nächte hindurch an seiner Lieblingsbeschäftigung in dem Mönchsdasein eines freudlosen Alters, an seinen Memoiren, schrieb, dann zuckte es mit tausend Schlängelchen um die Lippen des alten Elegants, und ein dankbar gerührtes Lächeln verklärte das welke Gesicht. Gott sei Dank . . er hatte doch etwas vom Leben gehabt! Seine Memoiren umfaßten vielleicht einen engen Ausschnitt des Daseins, aber den wenigstens hatte er mit dem Blick des vielerfahrenen Weltmanns in allen seinen Höhen und Tiefen ausgemessen. Er hatte Epochen in seinem Leben gehabt, wo er sich in den Sensationen des Turfs völlig in einen Engländer verwandelte, er hatte dann eine Zeitlang an dem verschwiegenen Treiben gewisser kleiner deutscher Höfe Geschmack gefunden, bis die Liliputanerhaftigkeit dieser Ausschweifungen inmitten eines friedlichen Residenzleins ihm grotesk und widerwärtig erschien, und er war endlich in dem großen Hafen der Boulevards vor Anker gegangen, Jahrzehnte hindurch, mehr und mehr sich zum spöttischen und blasierten Pariser Klubmann wandelnd, bis endlich alles, Jugend, Geld, Gesundheit, dahin war. Da hatte er, halb gezwungen und wehmütig, ein Kreuz über ein Leben am grünen Tisch und auf dem grünen Rasen geschlagen, das ihm nichts weniger als verfehlt schien, und sich im Heimatsschloß verkrochen, das all die lange Zeit hindurch im Rauschen der Wälder, fern im Odenwald geduldig auf ihn wie auf so viele vor ihm gewartet. Und dank seiner Chamäleonsnatur blieben ihm auch diese düsteren Räume nicht lange fremd. Wie vordem Britte und Pariser, wurde er jetzt plötzlich deutsch, vertiefte sich im Archiv in die Geschichte seines Stammes und arbeitete in seinen ersteren Mußestunden, wo er keine Lust empfand, die Skandalchronik der sechziger und achtziger Jahre von Petersburg bis Madrid in seinen Lebenserinnerungen zu mumifizieren, an einer Erweiterung und Fortsetzung der von einem Heidelberger Professor um die Mitte des Jahrhunderts verfaßten Geschichte des Hauses Wodenstein.

Der ernste, strenge Mann neben ihm mit dem gefurchten Gesicht, dem weißen Schnurrbart und dem nach Art des alten Kaiser Wilhelm ausrasierten Vollbart, hatte dafür keinen Sinn. Er fühlte sich als preußischer

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Junger Pompejaner. Nach der Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

General in allererster Linie. Im Jahre 1870, am blutigen Tage von Mars-la-Tour, als die ‚Todesritte' klaffende Lücken in die Reihen des deutschen Uradels rissen und er, seiner Schwadron weit voraus, als erster in die feindliche Batterie hineinfegte, da hatte er den kriegerischen Mut seiner Ahnen glänzend bewährt und verdankte ihm eine rasche Friedenscarriere darauf. So war ihm, der mit seinem Blut und mit dem Eisen in der Faust an dem neuen Deutschen Reiche kitten geholfen, das alte heilige römische Reich deutscher Nation, in dessen Dämmerschatten sein Stammbaum sich aufwärts verlor, nur noch ein leerer abgestorbener Begriff. Sein Leben gehörte der Gegenwart, seine Heimat war der Exerzierplatz, und als er gebrochenen Herzens vor einem Jahr von

Digitized by Google

seiner Kavallerieb rigade Abschied genommen, weil seine Gesundheit es ihm verbot, noch weiter ein Pferd zu besteigen, da war ihm sein ferneres Leben völlig gleichgültig geworden. Er wußte, daß es nutzlos war, und wartete still in der Odenwaldburg, die so viele Krieger hatte vor ihm kommen und gehen sehen, auch das Ende seiner Tage ab.

Nach außen war er immer gleichmäßig ruhig, ernst und höflich. Aber in einsamen Abend- und Nachtstunden kam zuweilen eine tiefe Wehmut über ihn. Es dünkte ihn wie ein Traum, daß er, der eisgraue Hagestolz, vor langer Zeit einmal eine Familie besessen hatte.

Vor langer, langer Zeit. Sie waren sehr glücklich miteinander gewesen. Er und seine Frau. Ein Jahr hindurch. Dann kam das Kind und starb. Zwei Tage nach ihm die Mutter.

Er hatte nicht wieder geheiratet. Er konnte es nicht. Denn er fürchtete sich jetzt vor dem Schicksal. Einmal hatte er es durchgemacht. Mit dem ewigen Grauen vor einem zweiten solchen Schlage wollte er kein neues Glück erkaufen.

Schließlich gewöhnt man sich an alles. Er saß ruhig, beinahe heiter am Tisch und studierte die Berliner „Kreuzzeitung", wie der Nouë ihm gegenüber den Pariser „Gil Blas" und der Jesuit da oben die italienische „Voce della Verità."

Stille. Tiefe Stille. Nur die drei Zeitungen rascheln einander zornig zu, draußen stöhnt der Wind, eintönig tickt die Wanduhr, und der hagere Schotte schleicht vorsichtig wie in einem Sterbezimmer am Büffet hin und her. Was sollten sich die drei Greise auch sagen — der alte Priester, der alte General, der alte Nouë? Mochte sich auch der eine als Römer, der andere als Preuße, der dritte als Pariser fühlen, sie kannten sich doch zu genau und zu lange. Ja, sie wußten, daß sie sogar in diesem Augenblick des Schweigens miteinander eins waren, in einer Art Herbststimmung, einer tiefen Melancholie am Abschluß des Lebens.

Von den Wänden schauten die Toten auf die Lebenden. Viele Generationen im Laufe der Jahrhunderte. Trotzige krummstabbewehrte Kirchenfürsten, langgelockte gravitätische Abenteurer des dreißigjährigen Kriegs und wohlwollend lächelnde feiste Duodeztyrannen und Wüstlinge aus der Jammerzeit des XVIII. Jahrhunderts. Frauen dazwischen, jung und alt, schön und häßlich, viele mit einem rätselhaften Mesalinalächeln trotz Reifrock und gepudertem Haarturm, dem Zeichen des unbändigen, durch alle die Jahrhunderte kochenden und siedenden Bluts.

Das Blut lebte auch noch in ihnen. Das wußte der Priester, der es in beinahe übermenschlicher Askese bezwungen, der Offizier, den es warm und rot bis zu den Sporen hinab bei Mars-la-Tour umriesselt, der Lebemann, der jetzt noch, sieh und alt, plötzlich, wenn draußen der warme Frühlingssturm stöhnte, einen unbändigen Drang empfand, sich von neuem in ein Leben voll toller Genüsse und Ausschweifungen zu stürzen.

Jawohl, die Toten da oben, die Lebenden da unten waren eins. Sie kamen und gingen, immer neu und immer doch gleich, wie eine Eiche immer wieder Frühlingssprossen treibt, wenn ihre letzten Winterblätter fallen. Aber innen in der Eiche sitzt ein Wurm. Der heißt die Zeit und nagt und bohrt, bis alles Mark in Moder sich gelöst hat. Wohl steht der Baum noch starr und unversehrt. Aber plötzlich bricht er, der die Stürme der Jahrhunderte überdauert, vor einem spielenden Sommerlüftchen zusammen. Seine Zeit ist um. Er hat ausgegeben, was an Lebenskraft und Mark in ihm war.

Unten am Tisch saß Graf Pius, der Herr des Schlosses, und frühstückte. Schweigsam und zerstreut lächelnd, wie das seine Art war, besonders in Gegenwart der drei Greise, in der er sich gedrückt und befangen fühlte. Er hatte die Empfindung, als sähen sie ihn zuweilen mißbilligend, mit trüben Blicken an, und war sich doch keiner Schuld bewußt. Er hatte nie jemand etwas zuleide gethan, selten überhaupt das Schloß, wo Mutter und Tanten zärtlich seine Kindheit gehegt, verlassen. Hier fühlte er sich am wohlsten, in einem träumerischen Behagen, wie ein Knabe, der zur Ferienzeit durch die Wälder streift, Käfer sammelt und dem fernen Kuckucksschlage horcht. Und doch wußte er, daß er hier einsam war und die Bewohner des Schlosses ihm fremd, wie die grimmen Kriegsmänner, die schlangenklugen Priester, die gottverlassenen Abenteurer oben an den Wänden, denen er auch äußerlich nicht ähnelte. Wohlgebaut,

Digitized by Google

mit kleinem Schnurrbart, offenen Zügen und freundlichem Blick, war er das Bild eines bescheidenen und dienstfertigen jungen Mannes, eher von untergeordneter Stellung als gräflicher Förster etwa oder Verwalter, denn als Besitzer und Gebieter der weitausgedehnten Herrschaft.

Früher hatte er wohl mit seinen Oheimen gestritten, wenn ihm einer in leisem Vorwurf andeutete, daß er sein Leben thatenlos im Schlosse verträume. Es könne doch nicht jeder eine Eminenz im roten Kleid werden oder ein General oder ein ganz wilder, verlorener Geselle, den schließlich bei den Cowboys oder Goldgräbern eine Revolverkugel ereile, wie das alles schon in der Familiengeschichte dagewesen. Er wolle einfach seine Ruhe, wie er auch die anderen Leute in Ruhe lasse, und die finde er hier und habe keine Lust, sich im Staatsdienst abzumühen, sich auf dem Exerzierplatz schuhriegeln zu lassen oder in fremden Ländern und Meeren herumzutreiben.

Die Alten pflegten darauf wenig zu antworten. Sie lächelten nur seltsam vor sich hin. Er hätte ihre Wehmut ja doch nicht verstanden, daß dies alte Helden- und Priestergeschlecht in solch einem blassen blonden Dutzendmenschen auslief. Seit seiner Ehe war überhaupt von derlei nicht mehr die Rede. Die alte und die neue Generation ging stumm nebeneinander her.

Stille ringsum. Nur der Roué pfiff leise vor sich hin und lächelte, ein greiser, müde gewordener Mephisto. Wozu sich auch aufregen und ärgern und sorgen? „Pas de zèle!“ hatte ihm Talleyrand aus dem Herzen gesprochen. Es ging ja alles hin, die ganze Erde wie dies kleine, seit Jahrhunderten in Wodensteins Mauern absterbende und sich erneuernde Häuflein wappentragender Menschen. Draußen raschelte der Epheu, die Wanduhr tickte, und in ihren Schlägen klang dem verwelkten Boulevardier immer wieder eintönig das alte Wort: „Tout passe — tout lasse — tout casse . . .“

Auch dies Geschlecht! Der alte Stamm hatte seine Kräfte aufgezehrt. Was jetzt noch von ihm fiel, war taube Frucht.

Aber schließlich — noch war das Ende ja nicht da!

Es klopfte ungestüm mit dem Fuß an die Thüre, der Diener flog, sie zu öffnen, und die drei Grauköpfe schauten gleichzeitig mit einem neugierigen, nachsichtigen Lächeln nach dem Eingang, der jungen Jägerin zu, die lachend, mit gerötheten Wangen, ihr Kind in beiden Armen hoch empor haltend, über die Schwelle trat.

„Guten Morgen!“ rief sie. „Seid ihr wirklich schon alle auf? Ich bin seit zwei Uhr aus dem Bett und draußen in den Bergen und habe einen Auerhahn geschossen, einen Kerl von gewiß zehn Pfund . . .“

„Bei dem Wetter?“ fragte aufstehend der General.

„Herrlich war's draußen! Ich hab' den Sturm gern. Einen schönen Gruß vom Frühling, und er wär' unterwegs!“

Sie setzte den Kleinen zu Boden und schüttelte sich, daß die Wassertropfen sprühten. Ein kalter frischer Waldhauch ging von ihr aus, und an der Stelle, wo sie stand, lagen ein paar welke Blätter und Tannennadeln am Boden.

„Da!“ sagte sie herausfordernd und deutete auf den Fichtenzweig an ihrer Mütze, die sie unbekümmert auf dem Kopf behielt. „Das Siegeszeichen! Wegmann hat es mir ritterlich überreicht und behauptet, ich gäbe einen kompletten Wilderer ab! Muffig ist's bei euch im Zimmer, wenn man so von draußen kommt! Komm, Wulfi — geh' herum und sag' Gutentag! Nachher wirst du gleich ins Bett spediert, mein Schatz!“

Sie führte den Kleinen herum. Der alte Roué zog ihn vorsichtig, wie einen kostbaren unbekannten Gegenstand, zu sich heran und tätschelte ihm das seidene Haar, während ein gutmütiges Lächeln um die ausgemergelten, von dem schwarzglänzenden Schnurrbart beschatteten Lippen bis hinauf zu den Krähenfüßen an den ergrauten Schläfen zwinkerte. Weib und Kind! Ihm, dem Pariser Klubmann war das Zeit seines Lebens eine Art Schreckgespenst, das unvermeidliche Anhängsel der „guten Partie“, mit der man seine zerrütteten Finanzen schließlich ordnet. Gottlob, daß er diesem Schicksal entgangen! Aber im tiefsten Herzen regte sich in ihm doch jetzt, wo er sieh und alt war, eine ärgerliche Reue, wenn durch die toten Schloßräume das zärtliche Lallen und die kosenden, kindischen Mutterworte klangen — das gähnende, öde Gefühl eines verlorenen Lebens.

Weib und Kind! — Dem alten Priester

Digitized by Google

neben ihm war das ein leerer Schall. Er hatte es nie anders aus der Nähe gesehen als auf dem Bilde der Madonna mit dem Knäblein, und etwas von dieser ewigen allgegenwärtigen Schönheit schien ihm menschgeworden in der schlanken jungfräulichen Gestalt da drüben und dem Blondkopf, den ihre weißen Hände mütterlich geleiteten.

Weib und Kind — der dritte der Brüder, der General, sah stumm vor sich auf das Band des Eisernen Kreuzes in der Klappe seines schlichten schwarzen Rockes nieder. Tausende und Abertausende hatte an jenen blutigen Augusttagen von 1870 der Tod dahingerafft. Doch an ihm war er vorbeigegangen — an ihm, der ihn suchte, weil ihn nach dem Verlust seiner Lieben nichts mehr an die Welt fesselte, und hatte ihn dem langen, einsamen Leben überlassen.

Nun war Wera mit dem Kleinen bei ihrem Mann angelangt. Graf Pius strich zerstreut mit der Linken über das Haupt des Kindes. Die beiden sahen sich schweigend an. Dann stand er auf.

„Gehst du schon auf die Tigerjagd?“ fragte sie, und ein kaum versteckter Spott kräuselte ihre Lippen. Der trotzige Ausdruck, den ihr Antlitz vor dem Betreten des Zimmers getragen, trat wieder kampfbereit hervor.

Er errötete leicht, wie immer, wenn sie ihn in letzter Zeit fest anschaute.

„Ich gehe das Damwild füttern,“ sagte er. „Wegmann ist doch da?“

„Ja. Übrigens . . . du hast doch nichts dagegen . . . ich habe ihm vorhin mitgeteilt, daß er nächsten Monat mit Elise Hochzeit halten kann.“

Der Schloßherr ging auffällig rasch nach der Thüre und nickte nur. Sie folgte ihm. „Einen Augenblick noch! . . . Höre bitte! Wulfi ist nicht ganz wohl!“

„Ach — es ist nichts Besonderes!“

„Hoffentlich — aber man muß vorsichtig sein, wo unten im Dorf durch die fremden Erdarbeiter so viele Krankheiten eingeschleppt werden. Ich lasse den Doktor holen!“

„Den unten?“

„Natürlich!“

Er drehte sich um und blieb eine Weile stumm. Der Kammerdiener verließ auf einen Wink des Generals lautlos das Gemach.

„Ich mag den Kerl hier nicht!“ sagte plötzlich Graf Pius ganz laut und mit einer bei ihm ungewohnten Entschiedenheit des Tons.

Sie schloß einen Augenblick die Wimpern, um sich Zeit zur Selbstbeherrschung zu lassen. „Und warum magst du den ‚Kerl‘ nicht?“ fragte sie dann gleichgültig.

„Du weißt es recht gut! Ich habe es dir oft genug gesagt. Er kommt ja gar nicht als Arzt. Er ist ganz einfach dein Seelenfreund! Ewig sitzt ihr beisammen. Er liest dir was vor, du singst ihm was vor — dann geht ihr zusammen spazieren und disputiert über Gott weiß was und schreibt euch schließlich noch Briefe — alle Welt spricht ja darüber.“

„Alle Welt!“ Sie lachte. „Sage: wer ist denn das hier?“

„Nicht nur hier! Auch anderswo. Überall in unseren Kreisen! Frag' nur deine Eltern! Sie kommen ja heute zu Besuch, um mit dir zu sprechen!“

„Auf deinen Wunsch!“

„Ja — auf meinen Wunsch — weil ich die Geschichte mit dem Doktor satt hab'. Das geht so nicht weiter! Diese wachsende Intimität seit den drei Monaten, daß er hier ist. Wo bleibe ich denn?“

„Du brauchst dich bloß zu uns zu setzen und mit uns zu gehen, statt deine Hirsche zu füttern oder stundenlang Zither zu spielen oder deine Briefmarkensammlung zu ordnen. Wir haben wahrhaftig nichts vor dir zu verbergen, und du könntest viel von dem Doktor lernen!“

„Natürlich — das ist ja ein Wundermensch!“

„Gewiß — ein ganz ungewöhnlicher Mensch!“ sagte sie. „Ich bin seelenfroh, daß ich den Verkehr gefunden habe. Ich war nahe daran, vor Langeweile zu sterben!“

Er lächelte eigensinnig und etwas bösartig. „Ein schöner Verkehr. Der Sohn eines Butterhausierers aus der Umgegend oder was weiß ich. Solche Leute werden heutzutage Doktor.“

Da lachte sie hellauf. „Und was bin denn ich mütterlicherseits? Plebejerin vom reinsten Wasser! Aus irgend einem Steiermärker Bauernhof stamm' ich! Mein Großvater ist hinter dem Pfluge gegangen! Frage nur meine Mutter, wenn sie heute

Digitized by Google

kommt! Sie erzählt ja mit Vergnügen aus ihrer Theaterzeit!"

„Das weiß ich ja alles!" sagte Graf Pius verdrießlich.

„Und du hast mich doch geheiratet, obwohl du wußtest, daß meine Mutter früher Operettensängerin war, ehe sie Freifrau von Froningen wurde. Also was hat dir denn der arme Doktor mit seiner plebejischen Abstammung gethan? Was stört dich überhaupt unser freundschaftlicher Verkehr? Ihr werdet es mit dem vielen Gerede bloß dahin bringen, daß die Unbefangenheit zwischen ihm und mir aufhört. Und das wäre schade. Bisher sind wir wie zwei gute Kameraden. Und dabei soll es bleiben! Und das lasse ich mir nicht nehmen."

„Nenn' es Kameradschaft! Meinetwegen! Ich denke ja auch an nichts anderes. An nichts Schlimmes. Aber ich sehe doch, wie du seitdem gegen mich bist."

Wieder schloß sie, etwas betroffen, eine Sekunde die Augen. „Wieso hab' ich mich denn verändert?" fragte sie dann.

„Ja — treibst du denn nicht Spott mit mir! Fragst mich, ob ich auf die Tigerjagd gehe? Sagst, ich solle bei deinem Doktor was lernen? Jawohl — das ist der Geist deines Doktors — sein Einfluß! Er hetzt dich auf und setzt dir allerhand Ideen in den Kopf, die . . ."

„Ich habe noch nie mit ihm über dich gesprochen!" sagte sie kurz.

Ihr Gatte erwiderte darauf nichts. Er blieb eine Weile reglos stehen, die Augen auf den Boden geheftet und mißmutig an der Unterlippe nagend. Endlich that er, was seine Gewohnheit am Ende solcher Gespräche war: er ging plötzlich ärgerlich und ohne ein Wort weiter zu sagen, aus dem Zimmer. Man hörte, wie er draußen nach Wegmann rief. Dann verklangen seine Schritte. Im Hofe winselten die zurückbleibenden Hunde, und alles war still.

Wera sah ihm durch das Fenster nach. „Zu dumm!" murmelte sie halb zu sich, halb zu denen im Zimmer sprechend. „Soll einem denn alles genommen werden? Auch die letzte Anregung und Unterhaltung? Ich hause ja schon ohnedies wie die Fledermaus im Turm — hier in diesem verwunschenen Schloß. Und nun kommt endlich einmal ein Mensch, mit dem man reden und streiten kann . . . und lachen . . . ach Gott, ihr wißt ja alle gar nicht mehr, was Lachen ist . . ."

Sie brach ab und drehte sich um. Nun erst sah sie, daß auch der General und der

Aus unserer Studienmappe:

Studie von Eduard von Gebhardt zu dem Gemälde „Austreibung aus dem Tempel."

Digitized by Google

Prieſter, die keine Familienſeenen liebten, leiſe den Speiſeſaal verlaſſen hatten. Nur der Pariſer ſaß noch da, rauchte nachdenklich eine Papyros und muſterte ſie mit ſeinen immer noch ſtechend ſcharfen, von tauſend Fältchen umrahmten Augen.

„Wenn du ſo alt biſt wie wir," ſagte er trocken, „lachſt du auch nicht mehr!"

„Aber ich bin jung."

„Und er iſt jung. Das iſt nun einmal der Lauf der Welt."

Sie ging gereizt auf ihn zu. „Onkel! Ihr könnt einen wirklich zur Verzweiflung bringen! Es iſt ja wahrhaft beleidigend für mich, dies ewige — Bin ich denn ein Kind, das ſich nicht ſelber hüten kann? Ich weiß doch, wer ich bin und was ich mir ſchuldig bin? Habe ich denn wirklich nicht das Recht, mit irgend einem Mann Freundſchaft zu ſchließen, wenn ich fühle, daß er auf mich einen guten Einfluß ausübt? — einen erziehenden Einfluß, möcht' ich ſagen!"

Der alte Roué lächelte gutmütig. „Ach ja — Freundſchaft —," ſprach er. „Das iſt ein ſchönes Wort. Wie ich jung war, hab' ich es auch oft gebraucht."

„Ja — du!" Sie lachte ſchon wieder und ſah ihn beluſtigt und mitleidig an. „Mißbraucht — willſt du ſagen, Onkel?"

Der Klubmann erhob ſich zitterig von ſeinem Stuhl. „Ma chère — wo ſind da die Grenzen? Ich will das abgedroſchene Schlagwort nicht wiederholen, daß es keine Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib gibt — aber wie man ſolch einen Seelenbund nun eigentlich nennen ſoll . . ."

Sie unterbrach ihn heiter. „Seelenbund? Wie denkſt du dir das eigentlich, Onkel? Meinſt du, wir gehen ſpazieren und ſchwärmen ſo hübſch ſentimental wie der Werther und die Lotte? Wir denken nicht daran! Im Gegenteil! Unſinn machen wir! Wir lachen! Oder vielmehr: der Doktor lacht mich gewöhnlich aus! Ihr wißt gar nicht, was für ein Mephiſto in ihm ſteckt. Er glaubt ja an nichts auf der Welt als an ſich und ſeine Bazillen. Über alles andere macht er ſich luſtig."

„Schön, Kind!" Der alte Herr zündete ſich eine neue Cigarette an. „Ich bin zu alt zum Streiten. Bei mir hat jeder recht. Alſo thue du, was dir gefällt!"

Sie warf trotzig den Kopf zurück: „Denk' einmal, das werd' ich auch! Jetzt bring' ich Wulfi zu Bett, und dann geh' ich hinunter ins Dorf, nach der Irion ſehen! Und bei der Gelegenheit beſtelle ich den Doktor aufs Schloß — für heute Mittag. Gerade wenn meine Eltern da ſind! Sie ſollen ihn ſich nur anſchauen. Vielleicht laſſen ſie und ihr alle uns dann endlich in Ruhe."

Den Kleinen wieder auf den Arm nehmend, ging ſie raſch aus dem Zimmer. Der Alte lächelte ſeltſam vor ſich hin. Dann folgte auch er ſeinen vorausgegangenen Brüdern in den Garten.

III.

Stumm und langſam wandelten die drei, in beinahe gleichmäßiges Schwarz gehüllten Geſtalten den noch mit modernem Herbſtlaub überſchütteten, regenfeuchten Pfad unter dem kahlen Geäſt der Ulmen auf und ab, der General leicht auf einen Stock geſtützt, mit im Winde wehenden Bartſtreifen, der Römer nachdenklich geſenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken, der Roué trotz ſeiner zitterigen Beine den anderen immer um einen Schritt voranstrippelnd.

Um ſie ſprühte der Regen auf die verworfenen Umfaſſungsmauern der Burg. Ein großer Teil des alten Schloſſes lag halb oder ganz in Trümmern, ſeit ſie erſt im großen Bauernaufſtand, dann wieder im dreißigjährigen Krieg zweimal eingeäſchert worden war und lange Zeit hindurch der Umgegend als Steinbruch gedient hatte. War doch drüben im Grenzhof noch ein Quaderblock mit dem alten Wappen der Wodenſtein, den drei grimmen Wiſentköpfen, eingemauert. Und noch jetzt tönte in ſtürmiſchen Nächten, zumal bei eintretendem Tauwetter, von irgendwoher wohl ein dumpfes Poltern und Kollern und verriet, daß wieder ein Stück des ewigen Schloſſes in ſich niedergebrochen war. Ja, es galt ſchon für gefährlich, den ſeit undenklichen Zeiten ragenden Rieſenbau des Bergfrieds zu beſteigen.

Die Erben der Vergangenheit hatten auch ſo gut wie nichts gethan, um die Zerſtörung aufzuhalten. Nur der Zopfbau aus dem vorigen Jahrhundert, der jetzt, mit beiden Flügeln an die zerfallene Burgfeſte ſich lehnend, allein als Wohnung

Digitized by Google

diente, war ihr Werk. Sonst ging ringsum langsam, unerbittlich, im Rollen der Jahre und Jahrhunderte der Zerfall seinen Gang, kein jäher Eingriff durch Blitzschlag oder Feindeshand, nein, ein müdes Modern, wie das Geschlecht selbst immer schattenhafter wurde und abstarb — dies Geschlecht der kriegerischen Abenteurer, der Kirchenfürsten und messalinenhaft lächelnden gepuderten Schönheiten oben an den Wänden, dessen jetziger Vertreter seine Hauptbeschäftigung während des Tages darin fand, die Damkühe und Karpfen zu füttern, in seinem Briefmarkenalbum zu kramen und des Abends auf der Zither den letzten Straußschen Walzer zu klimpern.

Der Regen rauschte stärker. Der Roué fröstelte. Er hemmte plötzlich seinen Gang. „Genug jetzt!" sagte er. „Ich steige hinauf ins Archiv. An einem so trüben Tag wie heute muß ich zeitig anfangen. Denn sowie es dämmert, können meine alten Augen diese Krakelfüße aus dem XVI. Jahrhundert doch nicht mehr entziffern."

Der Militär lächelte. Er nahm die Studien des gelangweilten Lebemannes nicht recht ernst. „Also im XVI. Jahrhundert bist du doch schon?" fragte er zerstreut.

„Ja. Bei dem Bericht Eitelwolfs IV. über die Erstürmung Roms durch den Connetable. Du weißt . . . Eitelwolf führte einen Teil der deutschen Landsknechte und wurde dabei schwer verwundet."

„Und kurz darauf starb er am Fieber," brummte der General. „Beim Zuge Karls V. nach Algier."

„Das war doch sein zweiter Sohn!" Der Lebemann wurde eifrig. „Er selbst blieb doch schließlich in Rom tot und liegt da auch begraben. Und ebenso der älteste Sohn, der schwerkrank aus Palästina zurückkam. Ich glaube, daß ich noch Näheres darüber in der Zimmernschen Chronik finden werde."

„Lieber Gott . . . wer kann das alles auseinander halten?" sagte der alte General, und ein gewisser Familienstolz klang jetzt doch durch seine hüstelnde und zitternde Stimme. „Ich glaube, es gibt überhaupt kein Schlachtfeld — von den Hohenstaufenkriegen bis Mars-la-Tour — wo nicht wenigstens ein bißchen von unserem Blut vergossen worden ist."

Der Pariser nickte und zog die gefärbten Augenbrauen hoch. „Kannst du dir vorstellen," fragte er leise und eindringlich, „daß allein vom XV. bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts siebzehn Wodenstein vor dem Feinde gefallen sind? Fast alles Marschälle, Landsknechtführer, später Generale — kurz, stets in hohen Stellungen. Und zugleich haben wir in der Zeit noch zwei regierende geistliche Fürsten geliefert — einen in Speier und einen in Trier, von den Äbten und Prälaten gar nicht zu reden, und außerdem noch Gesandte des heiligen Reichs in Venedig, Konstantinopel und Gott weiß wo."

Die beiden anderen Brüder lächelten still. Dem Soldaten wie dem Geistlichen schien es seltsam, daß gerade in diesem verwelschten Wüstling der Boulevards neben ihnen allein noch die Erinnerung und das Sicheinsfühlen mit dem ehrwürdigen Helden- und Priestergeschlecht lebendig war.

„Du hast wohl recht!" sagte der Römer endlich, und man merkte wieder an dem weichen Tonfall und dem stockenden Fluß der Worte, wie schwer er sich, des Italienischen und Lateinischen gewohnt, in seine fremdartige Muttersprache fand. „Die Mauern hier haben ein Jahrtausend Weltgeschichte gesehen. Aber es ist vorbei. Für immer!"

„Wieso? Ist unser Geschlecht etwa schon ausgestorben? Da gehen wir doch noch zu dritt spazieren, und da drinnen . . ."

Der hagere Mann aus dem Vatikan blieb stehen und richtete sein geistvoll-müdes, bebrilltes Antlitz auf den Bruder. Ein Lächeln spielte um seine Lippen.

„Wir gehen hier spazieren!" sagte er halblaut, in der schmeichelnden, beinahe singenden Klangfarbe des Romanischen. „Aber wie die Gespenster am Mittag. Eigentlich leben wir — ich meine die ehemaligen Grafen von Wodenstein — nicht mehr, sondern die drei Männer hier sind eben ein Militär, ein geistlicher Herr und ein . . . ein . . . Privatmann, die zufällig diesen Namen führen!"

Der Lebemann überhörte absichtlich die letzte, gegen ihn gerichtete Spitze. Er war zu erregt über die allgemeine, paradoxe Behauptung seines Bruders. Die Röte stieg in seine welken Wangen.

„Dies Geschlecht . . ." begann er. „Lieber Bruder . . . verzeihe . . . aber du leugnest

Digitized by Google

da etwas, was uns allen heilig sein sollte... Dies Geschlecht ..."

Der Priester machte eine leichte Handbewegung, mit der er ihm, als sei das ganz selbstverständlich, Schweigen gebot. „Dies Geschlecht ist tot," sagte er noch einmal. „Es hat keine Daseinsberechtigung mehr. Wir sind mit dem alten Reich zu Grunde gegangen, wir von der Reichsritterschaft so so gut wie die Mediatisierten, und hausen wie Mumien in der lebendigen Gegenwart. Die Generale und Priester, von denen du sprichst — die waren hier freie Herren. Sie erhoben die Steuern und Zölle und regierten ihr Land. Jetzt aber kommt in dies Schloß der Steuerbote so gut wie in die Hütte unten, der Gendarm auf der Straße kann uns arretieren wie jeden Handwerksburschen, denn wir sind vor dem Gesetze gleich. Wege-, Brücken-, Landespolizei hat man uns abgenommen, die besorgt der Kreisrat oder Oberamtmann, und unser einstiges Gebiet vertritt im neuen Reichstag zu Berlin, wie du weißt, ein antisemitischer Schneidermeister, der uns nie gesehen hat und sich den Kuckuck um uns kümmert!"

„Ja — wenn du das so auffaßt!" sagte der Lebemann. Aber der andere ließ ihn nicht zu Worte kommen. Es war, als wolle er den Anlaß benutzen, um sich vor sich selbst wegen seiner Entfremdung gegenüber dem deutschen Vaterland und der engeren Stammesheimat zu rechtfertigen.

„Wir haben keine Pflichten mehr!" fuhr er fort. „Ja früher, wo wir Hunderte von Hörigen und Zinsbauern gegen Feinde, gegen Hungersnot und Seuchen schützen mußten —! Und weil wir keine Pflichten mehr gegen die Allgemeinheit haben, haben wir auch keine Rechte mehr, und wenn in dem Gebiet, wo wir einst Herren waren, der eben genannte Schneidermeister in den Reichstag gewählt wird, so gilt deine Stimme genau so viel oder so wenig wie die eines Stallknechts oder eines beliebigen Dorf-Idioten unten. Mit einem Worte: Unser Geschlecht ist ein Fossil. Es sitzt in einem Glaskasten, wie ein seltenes Geschöpf aus der Urzeit, und ist ebenso unnütz und thatenlos. Und darum," schloß er und sah starr vor sich hin, daß die kalten Augen durch die Brillengläser funkelten .. „darum bin ich nach Rom gegangen."

„Und ich nach Potsdam!" ergänzte kurz der General.

„Und ich nach Paris? Das gehört wohl auch noch dazu?" sagte der Lebemann frivol. Er wußte nicht recht, was er erwidern sollte. „Du .. du wirst doch nicht leugnen, daß wir immer noch eine Art Sonderstellung einnehmen ..."

„Ich habe im Gefängnis gesessen," sagte der Römer gleichgültig, und dem anderen fiel es ein, daß allerdings zur Zeit des heftigsten Kulturkampfs Gregorius Wodenstein wie andere widerspenstige Priester sechs Monate in Haft gewesen war. Der Gedanke erschreckte ihn doch, und er schwieg.

Ein Windstoß umbrauste sie, daß der Mann aus dem Vatikan sich fröstelnd in seinen schwarzen Mantel hüllte. Er hatte heute mehr geredet als sonst in Wochen. Nun versank er wieder in seine gewöhnliche Schweigsamkeit. „Es ist vorbei!" wiederholte er nur noch einmal mit einem Lächeln um die schmalen Lippen. „Es ist vorbei! Wir sind tot!"

Die anderen waren mit ihm stehen geblieben und schauten über die bröckelige Mauer hinab ins Thal. Ein heller, herrischer Laut klang von unten — die Fabrikglocke, die die Frühstücksstunde anzeigte. Das Gebäude selbst konnte man von hier nicht sehen. Ein in Trümmer gefallenes Vorwerk des Schlosses lag auf halber Berghöhe dazwischen, ein zur Flankierung etwaiger Angreifer dienender dicker, runder Turm, den die Wodensteiner bei einer der ewigen Fehden des Mainzer Kurfürsten mit der kaiserlichen Gewalt erbaut und den ‚Trutzkaiser' getauft hatten.

Die Franzosen hatten den Trutzkaiser ausgebrannt. Seitdem wucherte Ginster und Brombeergeranke um die geschwärzten Steine, die Schleiereulen und Fledermäuse hausten innen in den Rissen des Gemäuers, und selten nur tastete sich ein menschlicher Fuß durch Brennesseln und hohes Gras bis in die Nähe des verrufenen Ortes.

Es hieß, daß es dort spukte. Nach Einbruch der Dämmerung wagte sich insbesondere ein weibliches Wesen um keinen Preis dorthin. Es lag da eine Grabplatte zur Erinnerung an einen russischen Offizier, der während der Freiheitskriege hier mit dem Pferde gestürzt, auf der Stelle gestorben und am nächsten Tage begraben worden

Digitized by Google

Flora. Nach dem Gemälde von Kunz Meyer.
(Dresdener Kunstausstellung 1899.)
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

war. Der „Ruß“ sollte jetzt noch des Nachts da umgehen. Gesehen hatte man ihn seit lange nicht mehr und glaubte auch im Volke nicht mehr so recht daran. Aber das unbestimmte Grauen blieb.

Der Roué veränderte die Richtung seines Blicks und blinzelte die in Windungen sich zu Thale ziehende Straße hinab. Dort unten schritt die schlanke Jägerin durch Regen und Wind, in einen langen Mantel gewickelt, den Kopf zurückgeworfen und so rasch und behende den abkürzenden Fußpfad von glitschrigem Lehm niederklimmend, daß der Diener hinter ihr mit dem Korb am Arm kaum zu folgen vermochte.

„Wir sind tot . . hast du vorhin gesagt . . .“ begann er. „Aber warum? Weil unser Blut müde und alt geworden ist! Keine Auffrischung von außerhalb. Ein ewiges Ineinanderheiraten mit anderem Uradel, der ebenso alt und müde ist wie wir. Und um uns ringt sich immer neues Leben in die Höhe und gebraucht seine Fäuste und Ellbogen und macht sich freie Bahn! Wie ich Wera da unten gehen sehe, muß ich wieder an ihre Mutter und deren Laufbahn denken! Ich hab' die alte Froningen noch in Wien als Operettensängerin gekannt, wie sie jung und mager war. Und . . . schön ....“ Der Alte küßte verklärt seine Fingerspitzen und schaute wieder der Jägerin auf ihrem Thalweg nach. „Ihre Tochter da unten ist lange nicht so schön wie sie, aber das Beste hat sie doch: Was wir nicht mehr haben! Kraft . . . Gesundheit . . . Feuer . . . Rasse . . . Eine neue Zeit kommt! Es steigt von unten herauf. Neue Menschen! Neue Nerven! Neues Blut!“

„Ich danke für die Neuzeit!“ sagte der General, während sie dem Schloßportal zugingen. „Mir graut bei dem Gedanken, daß ich noch lange im zwanzigsten Jahrhundert leben sollte. Mit Menschen ohne Glauben, ohne Ehrfurcht, ohne . . . schau' dir nur diesen Irion z. B. an, zu dessen Frau unsere Nichte eben geht . . Da hast du solch einen Patron. Gift sind diese Sozialdemokraten! Gift . . . Gift!“

Der Pariser lächelte cynisch. „Sie wollen uns wegnehmen, was wir haben! Das ist recht unschön! Ich gebe es zu. Aber wenn mich nicht alles täuscht, haben wir im Mittelalter anderen gegenüber denselben Grundsatz befolgt.“

Der General zuckte die Achseln. „Für derlei Witze bin ich unempfänglich!“ murmelte er, und sie setzten stumm ihren Rückweg fort.

An dem Portal blieb der den anderen vorausgetrippelte Pariser stehen. Ärgerliche Neugier malte sich auf seinen Zügen, während er seinen Spazierstock hob und damit auf die am Eingang eingemeißelten Wisenthäupter deutete. „Welcher Lümmel erlaubt sich wohl hier Plakate anzubringen?“ brummte er und setzte seinen Zwicker auf. „Da bin ich doch wirklich gespannt!“

Auch der Priester trocknete schon seine abgenommene Brille mit dem Seidentuch, um zu lesen. Aber vor den beiden hatte der hagere Preuße bereits die ersten Zeilen entziffert.

„. . . ‚Mutter . . . was läuft der Herr Gendarm denn so?‘“ . . . buchstabierte er. „. . . ‚Still, Kind! . . . Die Sozialdemokraten sind endlich im Dorf!“ . . .“

„Ah!“ Mit einem zornigen Griff riß er das Blatt herab, zerknüllte es und stieß es mit dem Fuß weit weg . . . „ . . . Dreck! Dreck! Pfui Teufel! . . . . Ein socialdemokratisches Flugblatt! Ich werd' dem Gärtner sagen, daß er den Dreck wegschafft . . . und daß er entlassen ist, wenn das noch einmal vorkommt! . . Da hast du's, lieber Freund!“ wandte er sich an den Jüngsten. „Diese Unverschämtheit . . . . . im eignen Hause ist man nicht vor der Fabrik da unten und der Eisenbahn und der ganzen Schwefelbande sicher, die seitdem aus Mannheim und Darmstadt herüberkommt und die Leute verhetzt. Das nennen sie nun Steigen der Kultur, wenn sie da unten Leder gerben und Treibriemen schnurren lassen und Schienen legen. Mag sein! Ich geb's zu. Aber das weiß ich: Mit der ersten Schiene und dem ersten Schornstein kommt auch diese verwünschte und vermaledeite Weltanschauung, die alles, was uns heilig ist, verhöhnt, die schließlich noch die Armee anfressen wird, bis der Teufel das ganze Reich holt. Äh . . an den Galgen sollte die Bande . . . an den Galgen!“

„Wenn wir noch im XVI. Jahrhundert lebten!“ sagte der Pariser und bemühte sich, dem mit langen Schritten der Treppenhalle zusteuernden alten Preußen zu folgen. „Im großen Bauernkrieg hat unser Ahnherr Eitelwulf wenig Federlesens gemacht.

Digitized by Google

Da flogen die Köpfe, daß es eine Art hatte. Aber heutzutage haben wir ja keine Nerven mehr. Gregor hat ganz recht. Der Crapule gehört die Welt, und wir müssen sterben!"

Der bebrillte Mönch hinter ihm lächelte nur fein und still. Im Vatikan bangte man sich schon lange nicht mehr vor dem XX. Jahrhundert und seinen roten Gespenstern. Längst hatte man im stillen den Zeiger der römischen Weltuhr nach der neuen Zeit gerichtet, getaufte Juden zu Kirchenfürsten gemacht und mit Republiken Freundschaft geschlossen. Mochte alles zusammenstürzen: Der Beichtstuhl blieb! Von ihm aus beherrschte man die Weiber und mit den Weibern die Welt.

IV.

Benedikt Irion, der Maschinenschlosser, stand, des Arztes harrend, vor der Thüre eines am äußersten Ende des Dorfes gelegenen Bauernhäuschens, dessen mit einem kleinen Gemüsevorgarten, mit Monatsrosen und Nelkenstöcken am Fenster geschmückten Umgebung der Dunghaufen, das Kennzeichen des ländlichen Besitzes, fehlte, und blickte suchend die Straße entlang. Er war ein schmächtiger, schwindsüchtig aussehender Mann in den Dreißigern, auf dem auffallend intelligenten Gesicht jenen Zug von Verbissenheit und Resignation zugleich, der dem modernen Fabrikarbeiter eigentümlich ist.

Den Weg herauf kam ein Knarren und Keuchen. Ein junger, stämmiger Bursche mit völlig blöden Zügen und erloschenen Augen, einen Cigarrenstummel im Mund, eine alte Militärmütze schief auf dem Kopf, zog einen leeren Handwagen hinter sich her. Hinten hatten zwei zwergartige, weißhaarige Leutchen die welken Hände an das Gefährt gestemmt und thaten so, als schöben sie mit. Beide, das winzige Männchen mit dem verschrumpften Antlitz unter der fast haarlosen Pelzmütze, wie das zahnlose Weiblein mit den spitzen Kinderzügen, waren bettelärmlich gekleidet, aber sie schauten ganz freundlich in die Welt, während sie den Karren vor ihrem Häuschen, dem einzigen Hab und Gut, das sie auf Erden besaßen, hinstellten. Auch der ihnen von der Gemeinde in Pflege gegebene Dorftrottel, der den Wagen zog, grinste vergnügt und trollte sich, ein Stück erbetteltes Brot aus der Tasche ziehend, in den Ziegenstall rechts am Eingang, wo er aus allerhand Lumpen und Hadern sich ein Nest zurecht gemacht hatte.

„Gu'n Tag, Pilgerle!" sagte der Monteur.

„Gu'n Tag, Herr Irion!" Der Alte lüpfte die Mütze vor seinem Mieter. „Heut' macht's bös 'runner! Dees regnet was z'samme! Der Neckar steigt!"

„Bischt doch mit 'em Karre drüwwe in der Schtadt gewese?

„Ei — jeden Tag, Herr Irion! Sell is mei' Brot. Ich bring' die Sachen vum Dorf hin und bring' die Sache vum der Schtadt her. Sell weiß ich gar net mehr anners! Oh mei — das treibe mei' Fraa und ich schon vierzig Jahr und mehr . . ."

„E hart's Brot, Pilgerle! Alleweil im Sommer und Winter auf der Straß' . ."

„Besser e hart's Brot als gar keins! Wann's Hochwasser gibt und ich net nüwwer kann, dees is bös! Und üwermorge hawwe m'r wieder Hochwasser bei dem viele Rege!"

„Meinscht, Pilgerle?"

„Jo — sie hawwe ja schon von Heilbronn belegraphiert und gewarnt . . So . . jo . ." Der Alte schüttelte trübe sein weißes Köpfchen. „Jo . . beim Herrn Doktor bin ich gewese, Herr Irion, und er kummt bald her, nach Ihrer Fraa schaun, läßt er Ihne sage! Jetzt gleich könnt'r net. Die ganze Schtub hockt em noch voller Leit . . . 's hott so arg viel Krankheite im Dorf. Alle Kinner sin krank."

Der andere hörte ihn nicht mehr. „Jetzt wer kummt denn do?" murmelte er. „Ich mein' doch als, m'er sollt' ersicht kumme, wann m'r gerufe werd."

Das Pilgerle blinzelte durch den Regen. „Herr Irion" warnte er. „Seien Sie klug. Mit 'em Herrn Direktor heißt's sich schtelle! Und mit 'em Herrn Kaplan ersicht recht!"

„Sell weiß ich selwer! brummte der Arbeiter verbissen. „Sell brauchst du mir net ersicht zu sage, wer heutzutag' die Gewalt hat! Geh' norr! Von d i r wolle die Herre nix! Die kumme wegen meiner Fraa. . ."

Es war ein ungleiches Paar, das in Sturm und Regenschauern die kotige Landstraße hinaufstieg. Rechts der Fabrikbesitzer, straff, energisch, mit aufgedrehtem blondem Schnurrbart, festem Schritt und der Gewohnheit des Befehlens auf dem mit Schmissen übersäten jugendlichen Gesicht; links neben

Digitized by Google

ihm, wie sie der Zufall auf ihrem Weg zusammengeführt, der Kaplan — ein gesunder, roter Bauernkopf, stiernackig auf starken Schultern, in dessen glatten jugendlichen Zügen sich noch deutlich der Übergang von der ererbten zähen Bedächtigkeit des Bauern zu der starren Würde der alleinseligmachenden Kirche vollzog.

Kapital und Kirche! Der Maschinenschlosser war durch die Lektüre seiner Parteischriften an diese abstrakten Begriffe gewöhnt. Was hatten Kapital und Kirche im Hause eines „Genossen" zu suchen? Aber mit einer gewissen Genugthuung erfüllte ihn der Besuch doch. So zog er denn die Mütze ab und trat den beiden auf die Landstraße entgegen.

„Morgen, Irion!" sagte der Fabrikant rasch. „Bedecken Sie sich doch. Wie geht's denn Ihrer Frau?"

„Danke, Herr Direktor! Besser!"

„Das freut mich." Der Fabrikant trat mit den anderen in die Irionsche Wohnung. In dem vorderen Raum, der ärmlich, aber sauber gehalten war, mit blank gescheuerten tannenen Möbeln und sandbestreuten Dielen, hantierte geräuschlos eine Krankenschwester. Benedikt Irion pflegte sonst jeden Morgen spöttisch zu lächeln, wenn er auf seinem Weg zur Fabrik an den in halber Lebensgröße geschnitzten, schreiend bunt bemalten Figuren der Jungfrau und des hl. Joseph am Eingang des katholischen Schulhauses vorbeikam und immer den Gesang der Ordensfrauen und den hellen Chor der Kinder vernahm. Aber nun, in seinen Sorgen um die kranke Frau, war ihm die kleine rotbäckige Bäuerin in dem weiten graublauen Gewand und der weißen Flügelhaube eine willkommene und feierliche Erscheinung.

Beim Eintreten der Männer verschwand die Schwester in dem Nebenzimmer, in dem die Kranke ruhte. Die beiden Herren setzten sich auf die von Irion herbeigeschobenen und abgewischten Stühle und schauten einen Augenblick schweigend an den kahlen Wänden herum, deren einzigen Schmuck ein großes Porträt Lassalles und eine Photographie des Berliner Diskutierklubs „Rote Rotte" bildeten. Es war eine kurze, etwas peinliche Pause zwischen dem norddeutschen Fabrikbesitzer, dem Pfälzer Priester und dem sozialdemokratischen Arbeitsmann, allein der Direktor fand rasch und lebhaft, wie sein ganzes Wesen war, bald einen Übergang.

„Also besser geht's?" sagte er. „Das freut mich, Irion! Schon weil Sie's sind — mein bester Arbeiter, trotz all Ihrer Marotten. Aber auch sonst ist mir die Geschichte höchst unangenehm. Kaum ist die Fabrik in Betrieb, so passiert alles mögliche! Ich hab' wahrhaftig keine Schuld!"

„Sell sagt ja auch keines, Herr Direktor!"

Der Fabrikant machte ein zweifelndes Gesicht. Er verstand trotz aller Mühe immer noch kaum die Hälfte von dem Odenwälder Deutsch seiner Untergebenen. „Wie gesagt — keine Schuld!" wiederholte er. „Nun — wir müssen uns eben alle erst in die Fabrikordnung einleben, und hoffentlich nehmen sich die anderen daran ein Beispiel."

„Hoffen wir zu Gott!" ergänzte der Kaplan, zu Boden schauend, mit seiner tiefen, immer noch bäuerisch gefärbten Stimme. „Hoffen wir auch auf eine Wendung zum Besseren. Auch für Sie, Herr Irion!"

In dem fanatischen Gesicht des schmächtigen Arbeitsmannes, der vor ihm stand, veränderte sich kein Zug. „Was meine Sie denn damit, Herr Kaplan?" fragte er.

Jetzt sah ihn Paulus Eberle von unten her ernst ins Auge. „Die Gottlosigkeit mein' ich! Diese Bilder an den Wänden! Lieber Irion — Sie sind ein katholischer Christ . . ."

„Nein!" Der Monteur hustete. „Ich bin in Berlin aus der Landeskirch' ausgetrete!"

Der Kaplan wiegte bekümmert das Haupt. „Auch das!" Er suchte wieder mit den Augen den Sand auf den Dielen. „Sie thun mir wahrlich leid, Herr Irion!"

Der Arbeitsmann erwiderte nichts, sondern zuckte nur stumm die Schultern. Der Fabrikant aber stieß ärgerlich seinen Regenschirm auf den Boden. „Ich begreife euch Leute nicht!" sagte er. „Da macht ihr euch und uns das Leben schwer, und was habt ihr schließlich davon? Sie, Irion könnten es hier haben wie unser Herrgott in Frankreich! Nein — da spintisieren Sie über den blödsinnigen Zukunftsstaat, schicken Ihre paar sauer ersparten Groschen womöglich an die Berliner Parteikasse und haben nichts wie Ärger und Verdruß. Jetzt wieder mit dem Kriegerverein! Ja, Irion . . . ich kann es nicht ändern! Mann . . . . . .

Digitized by Google

müssen Sie denn aber auch durchaus auf Ihrer Mütze jeden Tag ein rotes Federchen tragen? Muß es denn durchaus gerade ein rotes Halstuch sein?"

„Ja."

„Na — dann müssen Sie eben 'raus aus dem Kriegerverein!" Der Fabrikant stand ärgerlich auf. „Es ist wirklich zu dumm! Ein Kind muß es einsehen, daß wir ein starkes Heer brauchen, damit der Feind nicht über die Grenzen bricht und gerade euch Unbemittelten das letzte wegnimmt! Nein! Wenn es nach euch ginge, wäre das Reich in vier Wochen wehrlos, damit gleich die lieben Franzosen wiederkommen und hausen, wie vor zwei Jahrhunderten, wo von fünfzig Menschen in der Pfalz nur noch einer übrig war und kein ganzes Haus mehr auf Tage weit im Umkreis stand. Ihr ruft ja jetzt noch eure Hunde ‚Mélac' nach dem Heidelberger Mordbrenner. Wenn's erst so weit ist, dann möcht' ich eure gescheiten Gesichter sehen. Aber dann ist's zu spät. Na . . . nichts für ungut heute! Ich will Sie heute nicht aufregen. Gott sei Dank, daß Ihre Frau außer Gefahr ist! Grüßen Sie sie von mir und gute Besserung! Ja — ehe ich's vergesse — ich habe dem Kassierer Ordre gegeben. Wenn Sie Geld brauchen, wenden Sie sich nur an ihn. Kein Vorschuß — ein kleines Schmerzensgeld. Danken Sie mir nicht, Kind Gottes, sondern werden Sie vernünftig! Das ist mir viel lieber!"

Der Fabrikant wollte sich eben zum Gehen werden, als die Thüre von außen mit einem kräftigen Ruck aufflog. Der Doktor stand auf der Schwelle, den Schlapphut vom Regen triefend, den rotblonden Vollbart vom Wind zerzaust, einen Lodenmantel über den breiten Schultern, mit kotbespritzten hohen Stiefeln und einem Knotenstock in der Faust. „Was ist denn das für ein Lärm hier?" fragte er statt jedes Willkommens. „Ein ganzes Zimmer voll Menschen, wo nebenan die Kranke liegt? Ich muß mir doch die Volksversammlung 'mal aus der Nähe ansehen!"

Er nahm den naß perlenden Zwicker ab. „Ah — ihr seids!" sagte er etwas milderen Tones. „Was wollt ihr denn hier bei dem Sozialdemokraten? Kinder . . streitet euch doch nicht ewig. Jeder Mensch auf der Welt hat recht! Es kommt nur auf den Standpunkt an. 'Morgen, Irion!" Er schüttelte dem Maschinenschlosser ohne Umstände die Hand und bot sie dann dem Kaplan. „Gib dir keine Mühe, Hochwürden! Hier hilft's nichts, den Irion kenn' ich — bei dem ist Hopfen und Malz verloren!"

Der junge Priester zuckte die Schultern. Er und der Doktor stammten aus demselben Dorf drüben im hessischen Odenwald. Dort hatten sie als barfüßige Bauernbuben zusammen die Gänse gehütet und Äpfel gestohlen und sich hinter den Zäunen herumgebalgt, um sich jetzt wieder als zwei bebrillte, auf Seminar und Hochschule klassisch gebildete Männer, als Kassenarzt der Fabrik und Kaplan des Dorfes, wiederzufinden.

„Dich, Direktor, setze' ich ohne Umschweife vor die Thüre!" sagte inzwischen der Doktor unbekümmert zu dem dritten. „Dafür bin ich dein Universitätsfreund! Da brauch' ich nicht erst höflich zu sein! Höflichkeit ist überhaupt nicht gesund! 's legt sich einem auf die Brust! Also geh'! Deine Frau und deine Fabrik schreien nach dir! Die muß man beide nicht allein lassen!"

„Altes Raubbein!" Der Fabrikant setzte halb lachend seinen Hut auf. „Ich war schon auf dem Wege. Willst du nachher bei mir frühstücken — ich möchte dich etwas fragen."

„Ja — aber gehörig! Euer Milchkaffee ist für die Säugkinder gut. Deine Frau soll für ein ordentliches Stück Fleisch und Brot sorgen. Ist die Schwester drinnen bei der Patientin, Irion? Gut! Bleiben Sie nur hier! Da drinnen kann ich Sie nicht brauchen!"

Er ging mit vorsichtigen Schritten durch das Zimmer, öffnete leise, ohne anzuklopfen, die Thüre und schloß sie behutsam. Man hörte von innen das gedämpfte, weich und freundlich klingende Gemurmel, mit dem er sich über die Kranke beugte, ihre schwache Stimme und dann wieder seinen tröstenden Baß.

„Kommen Sie mit, Herr Kaplan?" fragte der Fabrikant.

Paulus Eberle zögerte und schüttelte den Kopf. „Es sind zwei alte Leute hier im Hause," sagte er. „Im oberen Stock — da ich schon da bin, möchte ich sie gern besuchen!"

„Also auf Wiedersehen! Adieu, Irion!" Der Direktor trat auf die Straße hinaus, und der junge Geistliche tastete sich die

Digitized by Google

schmale, ausgetretene Hühnertreppe empor zu der Wohnung des Pilgerle. Er fühlte sich geärgert, beinahe gedemütigt durch den Zusammenstoß mit Benedikt Irion. Er empfand, wie schon so oft seit Gründung der Fabrik: Hier war die Grenze seiner Macht! Hier standen Weltanschauung gegen Weltanschauung, Fanatismus gegen Fanatismus, und eine leise Entmutigung kam über ihn, während er oben an der niederen Kammerthüre klopfte.

Es war mehr als Freude — es war angstvolle, zitternde Aufgeregtheit, die sich bei seinem Eintritt des Pilgerle und seines Weibleins bemächtigte. Die beiden alten Leute oben waren eben dabei, ihren Cichorienkaffee zu schlürfen, der mit etwas Brot fast ihre einzige Nahrung ausmachte, als das Unerwartete geschah, als der geistliche Herr in höchst eigner Person in das Giebelstübchen trat. Das war ein Dienern und Hin- und Herrippeln und Stuhlabwischen und Zurechtstellen, bis der junge Gast in der Priesterkutte endlich dasaß und sich wohlwollend in dem kleinen, unsauberen Zimmer umsah. Hier schaute es anders aus als unten. Die Wände voll von grellgemalten, mit Nägeln befestigten Heiligenbildchen, ein Kruzifix über der Thüre, ein geweihter Rosenkranz über dem Bett, das Gebetbuch auf dem Tisch — hier fühlte sich der Kaplan zu Hause. Hier war er unter seinen Leuten. Hier öffneten sich ihm die Herzen und empfingen von ihm Trost und Glauben. Eine Rührung kam über ihn, als er sich nach einer Viertelstunde teilnehmenden Geplauders verabschiedete, den zitternden, dankbaren Druck der arbeitsharten Greisenhände empfand und die feuchten Augen in den runzeligen, von weißen Haaren umrahmten Kindergesichtern sah. Dies hier waren die Ärmsten unter den Armen. Ihr ganzes Leben ein langer Frontag, ihr Ende Siechtum in der widerwilligen Armenpflege der Gemeinde. Und doch waren sie zufrieden, waren sie heiter und bescheiden, denn sie konnten noch glauben. Sie, die Mühsamen und Beladenen, hofften nicht auf das XX. Jahrhundert, wie der schwindsüchtige Fanatiker unter ihnen, sondern auf den Himmel.

Das war die Macht der Kirche! Ein stolzes Lächeln lief über die harten Bauernzüge des jungen Mannes, während er, sich nach Frauenart den langen schwarzen Rock schürzend, die krachende Hühnersteige hinabstieg, und in seinem Herzen wurde alles weit von der Inbrunst für Rom.

V.

In dem Augenblicke, als er aus dem Flur auf die Straße hinaustreten wollte, rauschte ihm etwas, hart um den Thürpfosten biegend, entgegen. Beinahe wäre er mit der schlanken Gestalt zusammengestoßen und sprang erschrocken zwei Schritt zurück.

„Verzeihung, Frau Gräfin ...“ murmelte er, mit den Augen nach der Gewohnheit Roms den Boden suchend.

Sie bot ihm unbefangen die Hand, „Guten Morgen, Herr Kaplan! Machen Sie nur nicht gleich ein Gesicht, als ob Sie auf eine Natter getreten wären! Was haben Sie denn?“

Der junge bebrillte Bauer im Priesterrock fühlte zu seinem Unmut, daß er leicht errötete. „Oh ... nichts, Frau Gräfin,“ sagte er mit seiner tiefen Stimme, den Blick auf der Erde. „Und Frau Gräfin befinden sich, wenn ich fragen darf, wohl?“

„Danke! Äußerst! Ich habe einen Auerhahn geschossen.“

„Oh ... wirklich ... das haben Frau Gräfin?“

„Ja!“ Sie streckte ihm wieder die fein behandschuhte Rechte zum Abschied hin. „Schon mein zweiter dies Jahr! Aber jetzt muß ich zu der Kranken! Der Doktor ist bei ihr? Das ist mir lieb, daß ich ihn treffe ... Also auf Wiedersehen, Herr Kaplan!“

Sie nickte ihm zu und verschwand im Inneren des Hauses. Nur ein süßer Veilchenduft blieb schmeichelnd über der Stelle schweben, wo sie gestanden.

Und Paulus Eberle, der Kaplan, hatte, während er die Straße entlang ging, wiederum jene seltsame Empfindung, wie einst in seiner Seminaristenzeit, als er mit ein paar Genossen aus einem Weinkeller, in dem sie mit Stechhebern den jungen Most aus dem Fasse geschlürft, wieder an das Tageslicht getreten war. Jene süße Benommenheit, jene jäh zu Kopf steigende Glut, jenes rasche, angstvolle Hämmern im Herzen ...“

Jedesmal, wenn er ihr begegnete! Und nach diesen seltenen Begegnungen teilte er ja nur noch im Inneren sein eintönig sich abspinnendes Dasein ein. Sie waren die

Digitized by Google

leuchtenden Punkte, um die sich alles andere drehte.

Ein Schrecken ergriff ihn. Ohne sich umzuschauen, ging er mit langen Schritten in seinem fliegenden Gewande dem Dorfe zu. Da fühlte er etwas Feuchtes auf seinem Handrücken. Ein kleines Mädchen, die Tochter eines altbayerischen Erdarbeiters, war herbeigelaufen, um nach heimischer Sitte den geistlichen Herrn mit einem Handkuß zu begrüßen. „Gelobt sei Jesus Christus!“ piepste das dünne Stimmchen gläubig zu ihm herauf.

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte er und ging weiter, und sein Blick vermied es, den offenen Kinderaugen zu begegnen.

* * *

Benedikt Irions Wohnzimmer war leer. Der Monteur stand im Hof, mit dem Putzen seines Zweirades beschäftigt, und die Krankenschwester hantierte hinten in der Küche, um eine Suppe zu kochen. So merkte niemand den hohen Besuch vom Schlosse, der, nach vergeblichem Anklopfen, in das Wohnzimmer trat und von da auf den Fußspitzen, leise die angelehnte Thür öffnend, in das Nebengemach schlich.

Der Raum war, der herabgelassenen Vorhänge wegen, halbdunkel. Wera erkannte nur ganz undeutlich im Bette die Umrisse einer reglosen Gestalt und davor, ihr den Rücken wendend, auf dem Holzschemel den Arzt.

Er hielt den Puls der Patientin zwischen den Fingern, die Uhr in der anderen Hand. „Wer ist denn schon wieder da?“ brummte er. „Eine Krankenstube ist doch kein Wirtshaus, in dem man nach Belieben aus- und einläuft.“

„Ich bin da!“

„Ach Sie, Frau Gräfin! Guten Morgen!“

„Guten Morgen! Ist denn wirklich...?“

„Pscht!“ machte er, ohne sich zu rühren und begann von neuem halblaut zu zählen. Eine Weile war es still.

„So!“ sagte er dann aufstehend und steckte die Uhr ein. „Die Kranke ist außer Gefahr. Ich hab' ihr eben noch eine subcutane Injektion gegeben ...“

„... und jetzt schläft sie?“

„... und darf nicht gestört werden! Jawohl! Also bitte!“ Er öffnete ihr ohne viel Umstände die Thüre und folgte hinterher. „Guten Morgen?“ wiederholte er dann und schüttelte ihr kameradschaftlich die Hand. „Was wollen Sie denn eigentlich hier?“

„Es ist doch meine frühere Kammerjungfer. Draußen steht der Diener mit einem Korb mit Wein und Wäsche und sonst allerlei! Herrgott ... es wird ja alles naß in dem Regen!“

Der Doktor hüllte sich in seinen Radmantel und Schlapphut und griff nach dem Knotenstock. „Dem fetten Lümmel schadet die Nässe gar nichts. Und den Korb soll er nur der Schwester geben. Dann wollen wir gehen. Ich habe noch viel zu thun! Oder gedenken Sie noch ein paar herablassende Worte an den Irion zu richten? Heute geht's bei dem schon in einem hin. So viel seinen Besuch hintereinander wie heute hat der gottlose Mann Zeit seines Lebens noch nicht genossen. Wenn er sich jetzt nicht bessert, begreife ich die Welt nicht mehr!“

„Und wenn Sie sich nicht über mich lustig machen können, dann fehlt Ihnen erst recht etwas!“ sagte sie und trat mit ihm vor das Haus, dem Diener durch einen Wink mit dem Kopfe die Bestimmung des Korbes anweisend. „Aber heute lassen Sie das! Ich habe Sorgen. Wulfi ist nicht ganz wohl!“

„Ich werde gleich nachher nach ihm sehen!“

„Ja — bitte! Hoffentlich ist es nichts Ernstes!“

„Warum sollt' es denn gleich was Ernstes sein? Jetzt in den stürmischen Märztagen holt sich so ein zartes Kind bald eine Erkältung! Übermorgen springt er wieder herum.“

Sie nickte hoffnungsvoll, und die beiden gingen rasch weiter durch den unablässig rieselnden warmen Frühlingsregen. „Nun — und sonst?“ fragte er in leichterem Ton. „Nichts Neues oben im Schloß?“

„Neues? Bei uns?“ Sie zog die Augenbrauen hoch. „Lieber Doktor, manchmal sind Sie merkwürdig naiv! Wissen Sie nicht, daß das letzte bemerkenswerte Ereignis bei uns oben die Sindflut war? Seitdem ist nichts von Belang mehr vorgefallen. Sogar die Ahnfrau ist pikiert und verkehrt nicht mehr mit uns. Auch d e r ist's auf die Dauer zu langweilig geworden!“

Digitized by Google

Er lachte. „Was mögen die Herrschaften auf dem Schlosse dann aber alle die Jahrhunderte getrieben haben?“

„Nichts. Und wenn sie gar keinen Rat mehr wußten, spalteten sie sich in zwei Linien. Aber auch dieser Zeitvertreib ist neuerdings vorbei. Die drei alten Herren haben ja alle keine Kinder. Wulfi ist der letzte des Stammes!“

„Und wer war eigentlich — verzeihen Sie meine Neugier — der erste?“

„Wodan! Höchstselbst! Im XVI. Jahrhundert hat Eusebius Höllendampf, ein grundgelehrter Magister aus Heidelberg, haarscharf nachgewiesen, daß das Geschlecht unmittelbar von Wodan, dem Herrn des Odenwaldes, abstammt, und dafür sechs Frankfurter Goldgulden und Tuch zu einem Feiertagsgewand erhalten. Oben im Archiv können Sie's nachleien!“

„Und Sie glauben das natürlich!“

„Und wie! Schon um Sie zu ärgern! Aber im Ernst: Ich glaube nur an ein Ding im Schloß! An die Langeweile. Das ist unsere eigentliche Ahnfrau. Die geht jetzt noch dort um wie seit Jahrhunderten. Pünktlich wie meine Uhr. Vom Morgen bis zum Abend. Ich seh' sie manchmal förmlich vor mir, und dann fang' ich an zu gähnen ... zu gähnen, sag' ich Ihnen! Sie vielgeplagter Mann wissen ja gar nicht, was man an einem Tage zusammengähnen kann. Ich bin überzeugt, wenn das Schloß mal ausstirbt, endet's am Kinnbackenkrampf.“

„Da hätte das schon lange geschehen müssen!“

„Vielleicht ist's schon geschehen! Wer weiß! Vielleicht sind wir schon längst tot, und man sagt es uns bloß nicht, um uns nicht unnütz aufzuregen! Manchmal in letzter Zeit — seit ich Sie kenne — kommt es mir so vor.“

Er lachte. „Und wie freigeistig erscheint sich nun die Frau Gräfin, wenn sie all die ängstlich behüteten Familiengeheimnisse auf einmal ganz offen ausplaudert! Aber damit ist nichts gewonnen, daß man nur das alte Gerümpel über Bord wirft. Vorher muß man anderen festen Boden unter den Füßen haben. Neuland! Darauf kommt's an.“

„Ich geb' mir ja auch alle Mühe!“

„Wirklich?“ Er schaute sie von der Seite an. „Was haben Sie zum Beispiel heute morgen schon gethan?“

Sie zögerte ein Weilchen. „Ich hab' einen Auerhahn geschossen!“ sagte sie endlich mit verlegenem Stolz.

Da lachte er laut auf. „Na also! Da haben wir die Bescherung! Ich hab's nämlich schon gehört! Solch ein frohes Ereignis, wie die Ermordung eines Auerhahns durch hohe Hand, spricht sich ja rasch herum. Liebe Gräfin: Also das nennen Sie Ihren inneren Menschen entwickeln, wenn Sie sich vor Tag und Thau im Wald den Schnupfen holen und nach harmlosen Vögeln knallen? Das haben Ihre Vorfahren auch gekonnt — schon zur Zeit Hildebrands und seines Sohnes Hadubrand und anderer ungewaschener Herrschaften — und das können Ihre Standesgenossen heute noch! Und Sie sind gerade solch' ein Junker! Ein ganz flotter, unverbesserlicher Junker in langem Haar und langem Rock — sogar den Jagdanzug haben Sie noch an! Wo ist denn nur die Flinte? Die braucht man doch auch, wenn man Krankenbesuche macht!“

Sie war gar nicht gekränkt. „Poltern Sie nur!“ sagte sie unbekümmert. „Deswegen schieße ich doch Auerhähne. Weil mir's Spaß macht! Ich laß' mich nicht so gängeln! Auch von Ihnen nicht! Den nächsten kriegen Sie extra von mir ausgestopft ins Haus geschickt. Aber wenn Sie heute in das Schloß kommen, werden Sie sich wundern, was ich alles in den letzten drei Tagen nach Ihren Angaben wieder gearbeitet hab'. Zwei Kapitel im Darwin ...“

„Im Häckel?“

„Nein. Mit der ‚Natürlichen Schöpfungsgeschichte‘ bin ich durch. Jetzt bin ich schon im dritten Kapitel von der ‚Entstehung der Arten‘, und in Taines ‚Geschichte der Revolution‘ geht es auch tüchtig vorwärts.“

„Und sonst noch im Englischen?“

„Da hab' ich jetzt Buckles ‚Story of Civilisation‘ — das ist schwer, aber sehr interessant. Gestern sind auch die neuen historischen Werke gekommen, die ich mir nach Ihrem Verzeichnis aus Heidelberg bestellt hab'! Ich hab' mir auch schon damit eine Reihenfolge für die nächsten Monate gemacht. Erst Treitschke, der liest sich, wie ich so darin herumgeblättert hab', wie ein Roman. Dann Ranke und dann Sybel. Vor dem fürchte ich mich noch ein bißchen. Der macht einen strohtrockenen Eindruck. Aber es wird auch gehen!“ (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Lob des Herbstes.

Von

Gustav Falke.

Die volle Traube strotzt in Saft,
Es ist, als wollt' der süße Wein
Gewaltsam aus der engen Haft
In eines Bechers Rund hinein.

Und purpurn, wie die Frucht du färbst
Mit deinem steten, milden Strahl,
Entflammst du, Freudenbringer Herbst,
Uns auch die Rosen noch einmal.

So schmückst du uns den kurzen Tag
Mit Früchten und mit Blumen hold,
Wie auch der Sommer prahlen mag,
Du zahlst mit einem reichern Gold.

Um helle Stirn den Rebenkranz
Und eine Rose an der Brust,
So spiegelt sich im Feuerglanz
Des Weins die goldne Lebenslust.

Digitized by Google

Aquarellstudie von Johanna Beckmann.

Digitized by Google

Der Absolutismus als Kunstwerk.

(Ludwig XIV.)

Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

(Abdruck verboten.)

Nicht von der politischen und Kriegsgeschichte Ludwigs XIV. soll der nachfolgende Aufsatz handeln, sondern von seiner Person, seinem täglichen Auftreten, seiner Umgebung, seinem Hofe; aber er will, wie die Überschrift andeutet, diese Dinge beleuchten in ihrem historischen Zusammenhange und in dem geschichtlichem Zweck, der damit verfolgt wurde. Wir werden Ludwig beobachten als einen der größten Virtuosen des persönlichen Auftretens und der eigenen Inscenierung, als den Künstler des persönlichen Absolutismus. Denn obwohl auch die Diplomatie und die Heere dieses Königs seine Zeit in Atem gehalten haben, so hat er für seinen obersten, den absolutistischen Zweck das meiste doch durch seine Person erreicht, auf der welthistorischen Schaubühne, in die er seinen Hofhalt umgeschaffen und auf der er die Heldenrolle gespielt hat.

Auch Ludwig hat schwere Hindernisse und Krisen zu überwinden gehabt auf seinem Lebens- und Herrscherwege. Es war schon ein Sieg, daß es ihm überhaupt gelang, der Herr zu sein. Seit Jahrzehnten war unter den beiden großen Kardinälen, unter Richelieu und dann unter Mazarin, Frankreich ohne eine obere Entscheidung der Krone regiert worden, das Königtum gab nur den Namen, und die Machtmittel lagen fest in der Hand des Ministeriums. In dieser Lage, wie sie sich genau ebenso seitdem niemals wiederholt hat, ist es ein bedeutsames Zeichen historischen Verständnisses und politischer Besonnenheit, wenn der längst mündige jugendliche König, der darauf brannte, zu regieren, von Mazarin gelernt hat, solange es ihm vergönnt war, wenn er gewartet hat, bis jener die Augen schloß und die im Ministerium vereinigte Gewalt ohne Oberhaupt war. Und nicht minder bezeichnend für ihn ist der rasche entscheidende Stoß, den er dann geführt hat. Von dem Sterbebette Mazarins hatten ihn die Minister still, mit Thränen davongehen sehen; am anderen Tage berief sie der 23jährige König, der sie bisher hatte stillschweigend glauben lassen, daß die wie zum Princip gewordene Gewohnheit des letzten halben Jahrhunderts, die verantwortliche Regierung von der monarchischen Person völlig getrennt zu halten, auch seinen Beifall besitze. Und da nun, in dieser Stunde, bekommen sie zu ihrem grenzenlosen Erstaunen die folgenden Worte zu hören: „Meine Herren, Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Ich bisher ganz zufrieden gewesen bin, Meine Angelegenheiten durch den verstorbenen Kardinal leiten zu lassen. Von jetzt ab werde Ich selber regieren. Sie werden Mich mit Ihrem Rat unterstützen, wenn ich Sie darum befragen werde. Ich verbiete Ihnen, das Geringste, auch nur einen Paß, ohne Meinen Befehl zu unterzeichnen. Sie werden Mir täglich persönlich Rechenschaft ablegen und insbesondere niemanden durch Ihre Gunst befördern." Das ist der von Mazarin selbst noch eingegebene Staatsstreich der Legitimität, der das Königtum wieder zum Herrn von Frankreich gemacht hat.

Ein Großes gibt es, das die französische Krongewalt zur Zeit Ludwigs erstrebt, doch nicht erreicht hat. Es war eine Würde in der Christenheit vorhanden, die zwar in ihrer wirklichen Macht kläglich gesunken war, aber immer noch an ehrwürdiger Majestät die des kapetingischen Königs von Frankreich überragte: die alte Kaiserkrone des heiligen Römischen Reiches, die sich seit Jahrhunderten bei dem Hause Habsburg dahinschleppte. Auch an diese ist zu Mazarins und Ludwigs Zeit mehrfach voll hochfliegender Pläne gedacht worden, später auch für den Dauphin; Kaiser und König rechts und links vom Rhein, von der Sarmatengrenze bis an die Pyrenäen, so sollte der bourbonische Herrscher das alte Karolingerreich wieder herstellen und die Macht Karls des Großen, den Ruhm

Digitized by Google

jenes Charlemagne neu heraufbeschwören, welchen die französische Tradition und Geschichtsauffassung für den großen nationalen Helden Frankreichs und Ahnen des französischen Königtums hielt. Dieser Kaisertraum ist jedesmal rasch zerronnen. Es war eine Enttäuschung, aber Ludwig, seit er (im Jahre 1661) zur eignen Regierung gelangte, hat verstanden, sie wett zu machen. Wenn er an äußerem Titel die erste Stellung unter den Monarchen Europas entbehren mußte, so hat er diese auf anderem Wege erreicht, durch den Kultus, womit er seine Person umgeben ließ. Mit anderen Worten dadurch, daß er in dem bourbonischen König von Frankreich dem übrigen Europa das tagtägliche Beispiel eines unendlich erhabenen, über alle einfache Menschlichkeit hinausgerückten, zur Ähnlichkeit mit der Gottheit selber emporgestiegenen Monarchen vor die Augen stellte. Damit hat er verstanden, als König so viel oder mehr zu sein als der Kaiser. Hoch hinweg über den verbleichenden Glanz der Kaiserkrone ließ er ein neues Glanzgestirn emporstrahlen, erfand er den Begriff und Namen des Roy soleil, des Sonnenkönigs, von dem alles Licht in der Sphäre der Fürsten und Völker seinen Ausgang nahm, den die anderen Gekrönten als bloße Planeten umkreisten.

Diese Rolle einer fast überirdischen Gottähnlichkeit ist es, der er sein Ich geopfert hat. Ihr zuliebe hat er sein Leben lang darauf verzichtet, ein Mensch unter Menschen zu sein, hat er ohne Pause und Rasten die weltgeschichtliche Maske der Göttlichkeit getragen. Er hat ja immerhin ein Leben gelebt, das ihm nichts versagte, das er reich gemacht hat an Erfolg, Ruhm und glänzendem Inhalt; eigenwillige Wünsche, Schönheitsfreude, Frauenliebe, ästhetischer Genuß nehmen einen breiten Platz in diesem Fürstenleben ein. Aber naive Freude, die sich selbst genug ist, hat er sich doch nie gegönnt; alles jenes, scheinbar Genuß und Zerstreuung, ist unter seinen Händen immer wieder Mittel zum Zweck geworden. Es gibt keinen Moment des ruhigen Behagens, der Vertraulichkeit, des intimen Sichgehenlassens in diesem Königsdasein; Ludwig ist ein Herrscher, der sozusagen nie aus dem Purpur herausgekommen ist, der seine ganze tägliche Existenz vom frühesten Erwachen an zur königlichen Pose verurteilt hatte und der, als er in hohen Jahren starb, ein Leben beschloß, das eigentlich nicht gelebt, sondern mit unvergleichlicher Kunst in Hoheit und Majestät herunter gespielt war. Aber gerade in dieser unablässigen Darstellung der Majestät, die, ob verehrt oder gefürchtet, keinen Moment vergessen oder umgangen werden kann, gerade in dieser fast unerträglich monotonen Leistung liegt der Erfolg seines Systems begründet.

Seine Persönlichkeit war vortrefflich geeignet für die Rolle, die er von ihr erzwang. Ludwig XIV. war ein schöner Fürst mit den stolzen, mutigen Zügen seines Gesichts, seinem klar und kühn geschnittenen Profil. Auch seine Figur war kräftig und gut gebaut, und wenn ihre harmonische Stattlichkeit einen gewissen Eintrag erlitt oder, mit deutlicheren Worten, er etwas kurzbeinig war, so wußte er hierin Abhilfe zu schaffen mit seiner großen Meisterschaft der kleinen Mittel: er wurde der Erfinder der Absätze unter den bis dahin flachen Schuhen und stellte seine Figur auf das bewegliche Piedestal der hohen Stöckelschuhe. Auf ähnliche, gewichtigere Weise hat Ludwig den Eindruck der Würde erhöht, indem er die große Allongeperücke ersann, die von dem königlichen Haupte aus nicht nur die Mode, sondern, wie wir sehen werden, in gewisser Weise die gesamte Ästhetik der Zeit regiert hat.

Ferner hatte die Natur dem König eine kräftige und leistungsfähige Gesundheit gegeben, und dieser ließ er die angelegentlichste Pflege zu teil werden. Er war in allen Leibesübungen gewandt und bis in hohe Jahre ein vortrefflicher Reiter. So unermüdlich fleißig er als arbeitsamer Regent war, so wichtig war es ihm, täglich seine Ausfahrt zu haben, und besonders nach den heftigen Nervenanfällen seiner dreißiger Jahre war ihm das Verweilen im Freien ein unentbehrliches und in der That nie versagendes Erholungsmittel. Hierher gehörte auch, daß er die Jagd eifrig und, wie alles, regelmäßig geordnet betrieb. Eifrig, aber nicht leidenschaftlich; er liebte es, die Hirschhatz mittendrin abbrechen zu lassen, um zu zeigen, daß keine Passion Macht über ihn habe, daß er der unbedingte und machtvollkommene Herr sei, auch über — sich selbst. So hielt er, der einst überaus reizbare und heftige Knabe, seit er zu seinen Jahren gekommen war, sich auch frei von Laune, ja sogar von lebhafterem Mienenspiel; selten

Digitized by Google

Ludwig XIV. Gemälde von Pierre Mignard im Muſeum zu Verſailles.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

verließ ſeine Züge der ihnen gewohnte, gleichmäßige, etwas feierliche Ernſt. Aber er verſtand es, ernſt und wohlwollend zugleich drein zu blicken, und ſein Benehmen war bei aller Gemeſſenheit, bei aller Sparſamkeit mit Gunſterweiſen und Gnaden doch von unnachahmlicher Verbindlichkeit. Und in vollendeter Ruhe empfing dieſer König ſchließlich auch den Tod. „Ich hatte gedacht, das Sterben ſei ſchwerer,“ äußerte er dabei zu

Digitized by Google

Frau von Maintenon; zuletzt ordnete er die Ceremonien und Rangordnung seiner Bestattung. Die Form mußte untadelig sein, weil er sein ganzes System auf der Unverbrüchlichkeit der Form errichtete.

Denn durch die Ausnutzung des Gebietes der Form, der scheinbar inhaltsleeren Äußerlichkeiten hat Ludwig die einschneidendsten Umformungen im Sinne des monarchischen Absolutismus und der mit ihm in Wechselwirkung stehenden Égalité durchgeführt. Es bedarf hier um der letzteren willen eines etwas weiteren geschichtlichen und völkerpsychologischen Ausholens.

Begeisterungsbedürfnis und nicht ohne Zusammenhang damit der Zug nach Centralisation und Gleichmacherei sind die hervorstechendsten Charakterzüge des französischen Volkes in seiner Geschichte. Seitdem es eine solche gibt und fortdauernd bis auf den heutigen Tag geht durch die Jahrhunderte das Bedürfnis dieser gallo-romanischen Nation nach mächtigen, überragenden, alleinherrschenden Persönlichkeiten, die man bewundern und für die man sich begeistern kann. Unausgesetzt offenbart sich immer neu diese, man kann sagen, weibliche Sehnsucht der Nation nach rücksichtslosen Helden, ihr Verlangen nach solchen, um sich an sie zu schmiegen, sie anzubeten und sich von ihnen tyrannisieren zu lassen. Wie unerbittlich hat hundert Jahre nach Ludwig XIV. ein Robespierre inmitten aller Theorien von Freiheit und Menschenrechten das „l'état c'est moi" ausgeübt! „Man muß die Franzosen en canaille behandeln, um von ihnen geliebt zu werden," so hat dessen baldiger Nachfolger, der erste Napoleon, diesen Erfahrungssatz eingekleidet. Drum eben gehören auch zu den populärsten Gestalten der alten französischen Königsgeschichte gerade diejenigen Herrscher, die am meisten zur Ausbildung einer einheitlichen und straffen monarchischen Gewalt gethan haben. Und in unserem Jahrhundert hat — ganz anders, als es etwa in der Schweiz oder Amerika geschehen kann — noch jede französische Republik alsbald das Heldenbedürfnis wieder in sich erweckt. Ich sage nicht: auch jedesmal das Vorhandensein von Helden. Aber auf alle Fälle das vor den Augen Europas stattfindende Schauspiel der zuweilen etwas komisch angehauchten Heldensuche und Heldenmache in Frankreich: von Napoleon I., der ein wirklicher cäsaristischer Held war, über Louis Napoleons erste Versuche und späteres Geliuge hinweg bis zu den Tagen des Boulangismus, der Zarenvergötterung, bis zu den monarchischen Allüren Felix Faures und bis zu der beträchtlichen Obergewalt des säbelklirrenden Generalstabs der jüngsten Gegenwart. An den Helden selber hat es zu Zeiten nur zu sehr gefehlt, aber nie an dem mehr oder minder bewußten Verlangen und Volksbedürfnis nach Helden.

Aber, wie gesagt, es ist nicht die Begeisterungsfähigkeit allein, die unserem westlichen Nachbarvolke die historische Rolle zugewiesen hat, immer aufs neue das Versuchsobjekt für alle möglichen Formen des Beherrschtwerdens zu bilden und am meisten für ein möglichst schroffes, rücksichtsloses System disponiert zu sein. Ein anderes ist daran ebensosehr beteiligt, und das ist in einer Weise, die sich bei näherer Betrachtung doch leicht erklärt, der französische Zug zur Gleichartigkeit. Innerhalb der berühmten lapidaren Devise der französischen Revolutionen und Republiken ist es die Égalité, welche das französische Volk ernst genommen und nicht bloß als tönende Phrase gehandhabt hat. Mit der Liberté, der Volkssouveränität, hat es in Frankreich nie viel auf sich gehabt; das eigentliche Volk ist zu allen Zeiten am Gängelbande geführt und gebrandschatzt worden, ob von den Königen des ancien régime, ob von dem Blut und Gut verschlingenden Cäsarentum Bonapartes, ob von dem lediglich die Relais wechselnden Dreigespann der Pariser Politiker, Finanziers und Journalisten, das unter dem Firmenschilde der Republik die Dinge sehr wenig zum allgemeinen Besten lenkt. Worin es dagegen die Franzosen und zwar schon seit Jahrhunderten vor der Revolution, seit dem Mittelalter, zu etwas gebracht haben, das ist die Egalisierung, die Einebnung der politischen Gegensätze, die Herstellung eines gleichförmigen, allumfassenden Franzosentums, einer centralisierten France une et indivisible. Nun braucht nicht erörtert zu werden, daß eine derartige nationale Neigung absolutistischen und omnipotenten Bestrebungen der Krone, d. h. der Ablösung aller Vorrechte durch das Recht des Einen, aufs trefflichste zu statten kommt und ihre Durchführung erleichtert.

Die Hauptleistung Ludwigs XIV. in

Digitized by Google

der Egalisierung vor den Stufen des Thrones, in der absolutistischen Nivellierung ist die Herabminderung und die politische Unschädlichmachung des Adels.

Die großen Barone und der Hochadel Frankreichs waren zwar schon durch das spätmittelalterliche Königtum einer dynastischen Selbständigkeit, wie sie der deutsche Fürstenstand sich zu erringen, erhalten und mehren vermocht hat, entkleidet worden. Aber sie waren doch stolze Herren geblieben, die den König als den ersten Edelmann von Frankreich, als den primus inter pares, demnach sich selber als nicht weniger adelig betrachteten, die ferner häufig in Opposition und Bürgerkrieg gegen die Krone gestanden hatten und die im besten Falle unbekümmert um König und Hofhalt auf ihren großen Güterkomplexen in der Machtfülle zahlreicher Patrimonialrechte lebten. Ludwig hat diese Grandseigneurs untergezwungen und erniedrigt bis auf das Niveau von Hofdienern; er hat ihnen die letzten Ansprüche auf politische Bedeutung und Selbständigkeit genommen und sie unterjocht — nicht durch das schwierige und gefährliche Mittel umständlicher Gesetzesneuerungen, sondern durch geschickte Zusammenwirkung von richterlichem Einschreiten, von Befehl und Etikette. Insbesondere in der Auvergne und in Südfrankreich wurden Hunderte von Adeligen wegen Mißbrauchs der Abhängigkeit ihrer Bauern verurteilt und zwar verurteilt von bürgerlichen studierten Richtern, ihre Güter für den Fiskus eingezogen. Ludwig hat es eingeführt, d. h. durch kluges Verfahren bewirkt, daß jeder vornehmere Edelmann von Frankreich eine bestimmte Zeit des Jahres am königlichen Hoflager zuzubringen und dort seine vorgeschriebene und abgezirkelte Stellung innerhalb des Hofstaats und Ceremoniells einzunehmen hatte. Und wehe dem, der während seiner Hofanwesenheit nicht tagtäglich vorhanden und zur Stelle war. Bei persönlichen Angelegenheiten solcher Säumigen pflegte der König nur kurzweg zu sagen: ich kenne ihn gar nicht. Selbst über mehr oder minder triftige Entschuldigungsgründe verfehlte er nicht, ermüdend wiederkehrende Bemerkungen und Glossen zu machen. Durch seine Gunst oder Ungnade, je nachdem, hat Ludwig diese einst so stolzen Pairs so windelweich gemacht, daß sie nicht nur willig die den Tag ausfüllenden Kammerdienerfunktionen versahen, die ihnen zugewiesen wurden, von dem umständlichen und ceremoniösen Lever des Königs an, sondern sich sogar um die Ehre rissen, diese Symbole beflissener Unterthänigkeit verrichten zu dürfen.

Ludwig XIV. als Sonnengott.
Stich von G. Rousselet nach Le Brun (1669).

Digitized by Google

Aus dem Schloßgarten von Fontainebleau.

Eben dieses tagtägliche Lever des Königs war eine überaus bezeichnende Hauptaktion der höfischen Tagesordnung. Wenn die Schloßuhr acht schlug, mußte der Hof in den Räumen vor dem Schlafgemach Ludwigs versammelt sein. Befand man sich in Versailles, so fand diese Versammlung in dem weltgeschichtlichen, nach seinen oberen Fenstern so genannten Oeil-de-Bœuf statt, welches hierdurch von selber zum berühmten und klassischen Schauplatze des ganzen unendlichen Hofklatsches und aller Intriguen ward. Fünf Minuten nach acht Uhr wurde Ludwig durch den vertrauten ersten Kammerdiener vom Dienst geweckt, der im Zimmer des Königs die Nacht zugebracht hatte. Dann traten der Leibarzt, der Chirurg und die Amme des Königs in das prunkvolle Schlafgemach. Die Amme, welcher zum Zeichen dauernder Anhänglichkeit, solange sie lebte, das Recht dieses Zutritts blieb, gab Ludwig einen Morgenkuß, jene anderen massierten oder frottierten ihn und hüllten ihn in ein anderes Hemd. Darauf traten — ich folge hier überall in der Hauptsache den zeitgenössischen Memoiren St. Simons, welcher von anderen Augenzeugen in Einzelheiten ergänzt wird — der Oberkammerherr und die Herren des „großen Zutritts“ ein. Der König sprach ein kurzes Morgengebet, nahm ein einfaches Frühstück (Gebäck und etwas Wein) und kleidete sich an, wobei der vornehme Herr de St. Quentin das Amt als hochadliger Barbier der Majestät versah. Hierauf empfing Ludwig den allgemeinen „Zutritt“, bei dem er die Tagesbefehle ausgab und seine eigene Tagesordnung verkündete. Dies war auch die Hauptstunde der Audienzen und der — nie ohne Zuziehung eines Ministers stattfindenden — Diplomaten- und Gesandtenempfänge. Vom Lever begab sich der König in die Messe. Nach dieser ging es sogleich wieder an die Regierungsgeschäfte, für den Hof blieb der König den Morgen über unsichtbar. Sonntags und Mittwochs war Staatsrat; der Montag, Dienstag und Sonnabend gehörten ebenso regelmäßig den Geschäften des wichtigsten, nämlich des Finanzministeriums. Zu Mittag (nach unserer Ausdrucksweise) aß der König au petit couvert allein in seinem Gemache an einem kleinen viereckigen Speisetisch. Nach Tisch fuhr er spazieren oder zu Besichtigungen, einmal wöchentlich zur Jagd, die auch wohl im Park selbst stattfand, zumal in Fontainebleau. Nach der Rückkehr ward zumeist noch wieder gearbeitet. Oder es war von sieben bis zehn Uhr Hofempfang, was kurzweg „les appartements“ genannt wurde. In Versailles, wo der Hof am repräsentativsten lebte, waren der Montag, Mittwoch und Donnerstag hierfür fest bestimmt. Dabei fanden in der Regel

Digitized by Google

Musikaufführungen statt; nachher unterhielt man sich am Billard und an den Spieltischen oder durch die Figurentänze der Zeit, welche ebenfalls eine Art Aufführung waren, so daß die Zuschauer die dadurch Unterhaltenen waren. In verschiedenen Zimmern waren bei diesen Empfängen Früchte und Näschereien aufgestellt, die Lakaien boten auch Getränke umher und in einem bestimmten Raume Speisen. Diese Bedienten trugen gestickte blaue Livree, und der König verlieh denjenigen Hofadligen, welche sich durch besondere Geflissenheit würdig erwiesen, ebenfalls das Recht blauer gold- und silbergestickter Röcke. — Um zehn Uhr abends fand dann endlich (à grand couvert) die Tafel statt, welche den König mit seiner Familie und dem königlichen Hause vereinte. Insgesamt speiste der Hof um diese Stunde an zwölf Tafeln, in deren abgestufte Rangordnung auch die am Hofe weilenden fremden Gäste je nach ihrer Stellung verteilt wurden.

Wenn dann entsprechende Zeit nach der Abendmahlzeit der König zur Ruhe ging, war es die große Frage des Hofes, wer ihm leuchten werde, was eine ganz persönliche Auszeichnung war. Der Aufgerufene hatte die Ehre, ihm bis in das Schlafgemach zu folgen und bis der König sein Nachtgebet gesprochen hatte, den Armleuchter zu halten.

Jede Kleinigkeit im täglichen Leben des Hofes war solchergestalt mit dem kompliziertesten Ceremoniell ausgestattet. Und dabei gab es der Hofordnungen so viele, als es königliche Schlösser gab; je nachdem der König in St. Germain, in Marly, in Fontainebleau, in Versailles weilte, trat ein neues Reglement in Geltung, alles nur, um an immer mannigfaltigeren Formen die Gefügigkeit und Gelehrigkeit alles dessen, was den König umgab und in Frankreich etwas vorstellte, aufs neue zu üben und zu kontrollieren. Pedantisch achtete Ludwig auf richtig gehende Uhren: jeder Unterthan in Frankreich sollte mit Hilfe der Uhr und der Kalendertabelle über die Zeitdifferenzen jeden Moment ausrechnen und wissen können, was um die Zeit sein König that. Die Etikette, diese Erfindung des einstigen herzoglich burgundischen Hofes, die dann von den Habsburgern Spaniens in Strenge weitergebildet

Das Ministerzimmer im Schlosse zu Versailles.

Digitized by Google

worden war und jetzt in Frankreich die oberste Vollendung erhielt, sie war die Pfeife, nach der Ludwig nicht bloß seinen Hof und Frankreich, sondern das ganze Europa tanzen ließ, soweit es persönlich und diplomatisch mit ihm in Beziehung zu sein wünschte; und in dieser Ausdehnung, in dieser politischen Ausgiebigkeit für das Ansehen der französischen Krone liegt die weltgeschichtliche Bedeutung jenes Tanzes nach der Pfeife, der täglich um den Roy soleil zur tadellosen Ausführung gebracht werden mußte.

Somit war eine einschneidende Umwandlung der oberen Stände Frankreichs vollzogen, zumal der König durch die Art, wie er die „gallikanischen Freiheiten" der französischen Kirche — Freiheiten gegenüber Rom, an dessen Stelle die Krone trat — ausnutzte und handhabte, auch den mit dem Adel innig verbundenen höheren Klerus in starker Abhängigkeit hielt. Von einem solchen höfisch gezähmten Adel hatte das Königtum keine neuen Aufwallungen jener alten aristokratischen Eigenwilligkeiten, keine Wiederholungen der Fronde zu fürchten, mit denen noch Mazarin in den Anfängen Ludwigs, ja dieser selbst noch zu thun gehabt hatte. Es war jetzt, wo z. B. bei bestimmten Tafelgelegenheiten des Königs eigner Bruder, „Monsieur", berufen war, der Majestät die Serviette zuzureichen, auch nicht mehr zu besorgen, daß ein Prinz populärer werden könnte, als der Herrscher selbst.

Das alte vornehme Standesgefühl des hohen Adels war vernichtet und ihm dafür ein neuer, anders gearteter Ehrgeiz untergeschoben: die dienstbeflissene Stellung zunächst an den Stufen des Thrones. Dabei hielt Ludwig die Aristokratie geflissentlich von den Gelegenheiten fern, durch Persönlichkeit und Fähigkeiten zu Bedeutung anderer Art zu gelangen. Anders, als in Deutschland, wo man sich um dieselbe Zeit aus dem Adel einen hervorragenden Offiziers- und Beamtenstand heranzog, wurden in Frankreich die wichtigsten Ämter und bis hoch hinauf die Dienststellen im Heere gerne mit Bürgerlichen oder mit Edelleuten kleinster Gattung besetzt; die berühmtesten Minister Ludwigs XIV. stammen aus diesen Kreisen. Aus derselben Absicht ruinierte Ludwig den Adel finanziell. Er verlangte, daß man sich für die Zeit des jährlichen Aufenthalts am königlichen Hoflager eigne Häuser erbaue, keine ausreichenden Absteigequartiere, sondern prunkvolle Palais; er forderte von den großen Herren die Veranstaltung von Festen, welche an Ausdehnung und zeitüblichem Luxus, sowie an Kosten jede Phantasie unserer Gegenwart überboten und welche man aus den zu ihrer Verherrlichung hinterlassenen Kupferstichwerken studieren muß, um die Hunderttausende oder Millionen, die sie gekostet haben, überhaupt zu begreifen. Er begünstigte ferner absichtlich, daß man spielte, und hat in höchsteigner Person der Auffassung Geltung verschafft, daß das Glücksspiel — einst der Beute- und Zeitvertreib der über ihrer Trommel mit den Karten hantierenden Landsknechte — daß dieses Lansquenet ein besonders elegantes Laster und Kennzeichen vornehmer Geburt darstelle.

Unübertrefflich ist die Kunst von Ludwigs persönlichem Verkehr und Auftreten. Er war kein Genie, kein großer Geist, er konnte seiner Überlegenheit nicht von vornherein sicher sein. Er war sich aber auch niemals im Zweifel, wie weit seine geistigen Mittel reichten und wie er mit ihnen hauszuhalten habe. Ich gebe das treffende Urteil eines Zeitgenossen wieder, eines ungewöhnlichen Mannes an diesem Hofe, der ungeblendet und kritisch der königlichen Sonne ins Gesicht sieht; das ist der Gesandte des Großen Kurfürsten von Brandenburg, Ezechiel von Spanheim, Pfälzer Kind von Geburt, ein echter Landsmann der Elisabeth Charlotte und, wie sie, mit dem ganzen natürlichen und unverblüfflichen Mutterwitz des Pfälzertums begabt. Spanheim faßt sein Urteil so zusammen: „Seine Majestät besitzt weder einen weiten Gesichtskreis, noch besonderen Scharfsinn, noch hervorragende Bildung. Aber Se. Majestät besitzt von allen diesen Eigenschaften so viel, als hinreicht, um mit Erfolg die Rolle eines großen Königs zu spielen."

Vor allem hütete sich Ludwig aufs peinlichste, sich je eines Besseren belehren lassen zu müssen. Es ist eine Aufzeichnung erhalten, Lebensregeln und Regentenregeln, die er sich als jüngerer Mann aufgesetzt hat. Darunter finden sich mit besonderer Wichtigkeit die folgenden: „Ich werde niemals ein nicht genau erwogenes Wort sagen. — Ich werde nie in der Eile beschließen." Und

Digitized by Google

Maria Mancini. Gemälde von Pierre Mignard im Königl. Museum zu Berlin.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Digitized by Google

zum dritten, fast wehmütig berührend bei einem so jungen und hochgesinnten Fürsten: „Nie werde ich mich auf die Erfüllung einer Hoffnung verlassen. Denn wenn man sich von vornherein mit Zuversicht trägt, handelt man vorschneller und spricht ungeschickter, als wenn man zunächst auf gar nichts vertraut.“ All sein Leben voll Strahlenglanz und Erfolg hat nur dazu beigetragen, ihn immer vorsichtiger, immer resignierter zu machen. Hier und da verrät doch auch er einmal, daß er Mensch genug sei, um die Philipp V. den Thron von Spanien bestieg. „Das ist,“ so schlossen seine Ratschläge, „die wichtigste Mahnung, die ich dir geben kann: laß niemanden über dich Herr werden.“ Darum fügt er die notwendigste Lehre des unverantwortlichen Absolutismus hinzu: „Mache niemanden zu deinem Premierminister. Höre und frage stets, aber entscheide du.“

Er selbst, König Ludwig XIV., hat in der That verstanden, sich den Anstrich der Unfehlbarkeit zu geben: durch negative Mittel.

Das „Oeil de Bœuf“ im Schlosse zu Versailles.

eigentlichen Bitternisse des hochgestellten Fürstentums deutlich zu empfinden und schmerzlich durchzukosten. „Auch ich habe Freunde gesucht,“ bekennt er von sich, „und ich habe Intriganten und Streber gefunden.“ Und wenn er ein wichtiges Amt besetzte, so sagte er wohl: „Ich weiß, daß ich durch diese Auswahl hundert Mißvergnügte und einen Undankbaren schaffe.“ Die Lehren, die er seiner eignen Jugend als Regel gestellt hatte, wiederholte im großen und ganzen auch der alternde Monarch, als sein Enkel Eigentliche Reden hat er nie gehalten, er sprach überhaupt nicht viel, aber, was er sagte, hatte Hand und Fuß, ließ kein Mißverstehen, kein Falschdeuten zu. Er hielt sich so, daß er nie zu einer schnellen Antwort, einem hastigen Entscheid genötigt war, er verfügte nie kurzer Hand. Wohl hat auch er durch lange Zeit seiner Regierung nach altem Brauch sich zur Pflicht gemacht, Bittstellern, wenn schon unter Erschwerungen und Kautelen, den Zutritt zur königlichen Person nicht grundsätzlich zu verwehren; aber das

Digitized by Google

übergebene Gesuch durchlief danach die ganze Reihe der Bureaus. Gerade Ludwig ist der eigentliche moderne Systematiker des Instanzenweges geworden, das Gegenteil des mittelalterlich-deutschen Herrschers, der von Süd nach Nord, von Ost nach West durch das Reich zieht, um auf dem Königsumritt in erster und höchster Instanz zugleich Gehör und Urteil zu geben. Ebenso entschied Ludwig, der, wie schon vorhin erwähnt wurde, mit feststehendem Stundenplan fünf, später sechs Tage der Woche den Regierungsangelegenheiten widmete, in diesen immer erst dann, wenn er den Vortrag der sachkundigen und zuständigen Beamten gehört und bis in die Einzelheiten hinein alles mit ihnen besprochen hatte. Zum Schluß verstand er es dann meisterhaft, die ganze Beratung als den Ausfluß der der Majestät von Gott verliehenen Weisheit zu produzieren — wie er es nicht minder verstand, mit dem öffentlichen Odium mißliebiger Maßregeln und Anforderungen jeweils die betreffenden Ressortbeamten zu behaften.

Man kann von dem Hofe Ludwigs nicht erzählen, ohne seines Verhältnisses zu den Frauen zu gedenken, weil sich gerade hierin das System am deutlichsten kennzeichnet, mit dem er seine Person umgab. Im allgemeinen wachte Ludwig mit Strenge darüber, daß seine Umgebung das Gepräge der sittlichen Ehrbarkeit aufrecht erhielt; es kommen auch zu jener Zeit arge Dinge vor, jedoch als Ganzes ist der Hof des XVII. Jahrhunderts bei weitem nicht so liederlich gewesen, wie der des Herzogs und Regenten von Orleans und der des fünfzehnten Ludwig. Aber in voller Unbefangenheit und Absicht erkannte Ludwig sich selber eine Ausnahmestellung zu, erklärte sich oder richtiger die gottähnliche Majestät, die er vertrat, unabhängig und souverän gegenüber demselben Sittengesetz, das er für die einfachen Sterblichen seines Hofes gewahrt wissen wollte. Gegenüber seiner Gemahlin, einer spanischen Habsburgerin, hat Ludwig allzeit jenen Respekt zur Schau getragen, welcher der Königin gebührte, aber damit hat ihre übrigens ziemlich phlegmatische Natur sich begnügen müssen; es ward ihre Auf-

Schlafzimmer Ludwigs XIV. im Schlosse zu Versailles.

Digitized by Google

Die Trauung Ludwigs XIV. mit Maria Theresa von Spanien-Österreich.
Gemälde von Charles Le Brun im Museum zu Versailles.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

gabe, als legitime Königin gleichzeitig mit den legitimen Mätressen des Königs vor die Hofgesellschaft, ja vor die Öffentlichkeit zu treten. Denn Ludwigs Liebe und Treue hat seiner Gemahlin nur in der kurzen ersten Zeit der Ehe gehört. — Des jungen, noch unverehelichten Königs Neigungen waren schon schmetterlingsgleich von einer Blüte zur anderen gestattert, als er, von heißer Liebe erfaßt, Maria Mancini, die Nichte Mazarins, heiraten wollte, deren Schwester Olympia vorher seine Geliebte gewesen war. Da hat Mazarin selbst die Nichte aus den Augen des jungen Fürsten entfernt und diesen rasch mit der spanischen Infantin vermählt. Danach war diejenige, der Ludwig als ersten dauernderen Geliebten längere Zeit gehört hat, ein junges Mädchen am Hofe, das Fräulein Françoise Louise de la Baume, die spätere Herzogin de la Vallière. Es hat wohl keinen älteren oder neueren Schilderer des Hofes Ludwigs gegeben, der gewagt hätte, ohne Zaudern den Stein zu werfen auf diese eigenartige Gestalt einer königlichen Mätresse von reiner Innigkeit ihrer Liebe, von engelhafter Demut und absichtsloser, tiefer Frömmigkeit, von ungetrübter Selbstlosigkeit in ihrer einflußreichen Stellung und von schlichter Entsagung später im Leide. Das junge Mädchen hatte das Unglück, Ludwig zu lieben, den bezaubernden jungen Fürsten, ihn zu lieben, nicht weil, sondern obgleich er der König war; daß sie ihn liebe und daß er liebenswert sei, das hatte sie einmal im schwärmerischen Überwallen ihres Herzens verraten, und das scheue Geständnis, von Mund zu Mund weiter preisgegeben, war schließlich an den König gelangt. Für ihn war dies eine entzückende Ausnahme inmitten des öden tagtäglichen Lobpreises, der geschwätzig hinter dem Purpur des Königsmantels hinterdreinzog, ein süßes, einschmeichelndes Glück, und so ist denn das siebzehnjährige Hoffräulein der Gegenstand seiner Bemühungen und schließlich, nach langem Widerstreben, seine

Digitized by Google

Geliebte geworden. Sie selber freilich ist der scheuen Schwärmerei, die sie als unglückliche Liebe empfunden und heimlich gestanden hatte, erst recht nicht froh geworden, als sie ungeahnt erwidert wurde, erwidert nach Art Ludwigs. Ungeheure Feste hat er ihr zu Ehren und zur Dokumentierung ihrer Erhebung zur königlichen Geliebten gegeben, er hat ihr Haupt mit der Herzogskrone geschmückt. Aber während der ganze Hof sie um ihres unaussprechlichen Glückes willen beneidete, empfand sie doch nur die tiefe Profanierung ihrer Liebe durch den Geliebten selber und weinte mehr noch, als über ihre glänzende Schande, über ihr verlorenes Herzensideal. Niemand von allen schildert sie als eigentlich schön, und die Maler ihrer Porträts haben offenbar das Mögliche in deren Verfüßung gethan. Ihre Augen aber waren schön, mehr als die der Montespan, sagt Elisabeth Charlotte, die mit dem Bruder Ludwigs vermählte deutsche Pfalzgräfin, die berühmte, temperamentvolle Briefschreiberin an diesem Hofe. Und selbst sie, die sittlich verehrungswürdige Fürstin und Frau, spricht nur mit Sympathie von der de la Vallière. „Sie war sehr angenehm und ohne Selbstsucht, ohne Koketterie. Mehr als einmal war sie bereit, lieber zu sterben, als die Vermutung aufkommen zu lassen, daß sie leichtfertig denke. Sanft, ungezwungen, schüchtern, hat sie nie vergessen, daß sie Unrecht thue, und stets sich an die Hoffnung geklammert, auf den rechten Weg zurückzukehren." Auch Spanheim spricht nur günstig über sie und fügt hinzu: „Sie flößte dem König die stärkste Neigung ein, deren er überhaupt fähig war, durch ihr zärtliches und überlegtes Wesen, durch die eigenartige Feinheit ihrer Empfindungen, durch die Kämpfe, in die ihr Ehrgefühl sie warf, und durch eine große und wahre Liebe für den König." So hat denn diese königliche Geliebte vermocht, die Achtung gerade der respektablen Leute zu besitzen, eine Achtung, die sie nicht suchen zu können und längst verscherzt glaubte! Dann aber kam schließlich doch der Tag, der kommen mußte, wo Ludwig auch ihr die Treue brach, wo die imposante und kokette Schönheit der Frau von Montespan ihn berückte und deren geistvoller Witz ihn sicherer fesselte, als die liebende Demut der de la Vallière, die auch darin Demut blieb, daß sie still davon fuhr ins Kloster und dem König von da aus einen herzbrechenden Abschiedsbrief schrieb. Einen Brief, der ihn mit allem Zauber alter zurückkehrender Liebe ergriff und ihn bewog, sie noch einmal wieder an den Hof zu befehlen, wo nun neben der Königin zwei königliche Geliebten thronten, bis die de la Vallière abermals zu den Karmeliterinnen davon flüchtete, nunmehr endgültig, um unter dem Klosternamen der Schwester Louise de la Miséricorde ihre Tage — 36 Jahre noch — büßend in Kasteiungen und harten Arbeiten zu beschließen. Frau Athenais von Montespan, geborene von Mortemart, war keineswegs nur eine üppige Erscheinung von unbekümmerter Heiterkeit, sondern klug und dazu erfahren in allen Künsten weiblicher Koketterie, und soweit es sich um sie und ihn handelte, beherrschte sie Ludwig allerdings durch Jahre hindurch; sie beherrschte auch den Hof, worin ihr ihre beiden Schwestern, die Marquise von Thianges und die anmutige Äbtissin von Fontevrault, getreue Helferinnen waren. Aber es kam auch der Tag, da die Montespan, bebend vor Zorn, ihre erklärte Nachfolgerin erblickte, nämlich das von seinen Verwandten an den Hof gebrachte provençalische Fräulein de Fontange. Sie hieß Maria Angelica und war in der That engelschön, aber unvergleichlich dumm, „wie ein Sieb", natürlich ohne es selber zu wissen, daher mit nicht geringem Hochmut gesegnet. Als das mitleidswerte Wesen im Wochenbett erkrankte, hatte die Liebe ein Ende, sie hätte Ludwig ohnedies nicht länger zu fesseln vermocht. Um diese Zeit, da in demselben Maße, wie die Sinne weniger ungestüm sprachen, Ludwigs Geist und Gemüt nach einer sympathischen Kameradschaft verlangten, war es die Frau von Maintenon, die Einfluß auf den drei Jahre jüngeren König gewann. Sie war eine geborene Aubigné und die Witwe des Dichters Scarron; die Montespan hatte ihr die Erziehung ihrer Kinder anvertraut. Jetzt gelang es der überaus klugen Frau, eine Wiederannäherung des Königs an die Montespan zu verhindern und somit nicht nur vor der Königin und vor der Öffentlichkeit die Rolle einer Priesterin ehrbarer Moral zu übernehmen, sondern auch den König selbst mit diesem Priesterberufe zu erfüllen. Seine Geschenke waren es, die ihr ermöglichten, die Herrschaft Maintenon

Digitized by Google

Die Familie Ludwigs XIV. Allegorie von Jean Nocret d. Ält. im Muſeum zu Verſailles.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Digitized by Google

Herzogin de la Vallière. Zeitgenössisches Gemälde im Museum zu Versailles.

zu kaufen, welche ihr diesen Namen gab. Dem König als Vertraute und Freundin mehr und mehr unentbehrlich, versagte sie sich doch jeder intimeren Stellung, bis sich Ludwig nach dem Tode seiner Gemahlin — wenn auch heimlich, so doch förmlich — mit ihr hat trauen lassen. Zu Ludwigs Geliebten im plumpen Sinne ist also Frau von Maintenon nicht ohne weiteres zu rechnen. Wahres sittliches Verdienst aber möchte ihr darum doch nicht mehr als den übrigen zuzuerkennen sein; sie war nur berechnender und feiner. Denn doch auch sie benutzte für ihre Pläne die zärtlichen Wallungen ihres Freundes. Vertraute Briefe an eine befreundete Cousine zeigen sie bei der Handhabung des auch hier wieder einmal bewährten Ursystems aller Koketterie: „Ich lasse ihn stets betrübt von mir scheiden, aber nie verzweifelt.“ Sie strebte nach der wirklichen und dauernden Macht, und sie war die einzige, die über Ludwig im ursprünglichen Sinne Maîtresse wurde, sie ward ihm nicht nur, wie gesagt, Kamerad und Vertraute, sondern auch Beraterin und selbst Führerin. Bei allen seinen eigentlichen Geliebten bleibt Ludwig XIV., ganz anders als später sein Nachfolger, von dem einen Vorwurf frei, daß er ihnen politischen Einfluß eingeräumt hätte. Schon der junge Prinz ist allen Versuchen, ihn durch die Frauen für bestimmte Zwecke einzufangen, mit feiner Witterung und kühler Ruhe ausgewichen. Was er aber jedem etwaigen Versuch seiner Maitressen versagt hätte, eine politisch beratende Stimme, das nahm er hin von der Klugheit und dem feinfühligen Takt der Freundin seines Alters. Oft hielt er den Ministerrat bei Frau von Maintenon ab, ja beorderte die Minister sonst noch mit direkten Vorträgen zu ihr,

Digitized by Google

Frau von Montespan, die Harfe ſpielend. Gemälde von Kaſpar Netſcher in der Dresdener Galerie. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Darnach i. E., Paris und New York.

ſie ward von allem politiſchen Geſchehen und Planen verſtändigt. Wahr iſt es, daß ſie alles that und den König förmlich abſperrte, um ihren Einfluß zu erhalten und gegen fremde Eiferſucht zu ſichern; aber darin hat man ihre Leitung doch überſchätzt, wenn man der ſehr religiöſen Frau die Maßregeln gegen die Hugenotten allein zugeſchrieben hat. Dieſen Proteſtantismus, der mit ſeinen eigentümlichen Privilegien in Frankreich thatſächlich einen Staat im Staate bildete, hätte das Regime Ludwigs XIV.

Digitized by Google

auch ohne die Frau von Maintenon ausgerottet, schon um der nivellierenden, möglichst alle Ausnahmen vertilgenden Eigenschaften des Absolutismus willen; genau betrachtet, beginnen die ersten, wenn auch später gesteigerten und barbarisch verschärften Maßnahmen gegen die Hugenotten schon in Ludwigs ersten Regierungsjahren.

Der Hof und ganz Frankreich wußten, wie sehr Ludwig den Frauen ergeben war, aber sie sollten es auch wissen; sie *sollten* ferner erfahren, daß Ludwig seine Geliebten wie souveräne Fürstinnen von seiner Umgebung ehren ließ, daß er all seine unehelichen Kinder anerkannte und sie im Range vor den gesamten hohen Adel, unmittelbar hinter die königlichen Prinzen stellte: damit sie es par ordre du Roy in Ordnung fänden und die jenseits von Gut und Böse, von Herkommen und Gesetz stehende Unverantwortlichkeit des Königtums daran ermäßen! Sie sollten alles jenes wissen, um den Vergleich zu finden, von dem Ludwig erstrebte, daß er gefunden werde, und der von der antikisierenden Bildung dieses XVII. Jahrhunderts ohne weiteres gefunden werden mußte: mit dem olympischen Jupiter der Alten, dem ungetreuen Gemahl der Juno, von dessen unbekümmerten Liebesthaten die heitere mythologische Dichtung der Antike Unerschöpfliches erzählte. Und als der neu erstandene Jupiter ist Ludwig denn auch weidlich gefeiert, ja dieser Tempeldienst des wiedergekehrten olympischen Gebieters ist im allgemeinen mehr verstanden und ausgeübt worden, als der des Sonnenkönigs, dessen Allegorien und Embleme Ludwig so gerne anbringen und wonach er die ganze Dekoration des relativ persönlichsten und privatesten seiner Schlösser, desjenigen zu Marly, ausführen ließ.

Es entsprach nicht bloß dem Luxusgefallen des Königs, sondern war auch wieder ein Stück seines Systems, wenn unter seiner Regierung und für ihn überaus lebhaft und verschwenderisch gebaut wurde. Die Summen dieser Baukosten waren nicht nur ungeheuer, sondern sollten es auch sein, um daraus, was dieses Königtum kostete, seine Bedeutung ermessen, den Diamanten schon aus der Fassung schätzen zu lassen. Das Siècle Louis XIV. ist ja keineswegs, was seine Kunst und seinen Stil anlangt, eine Neuschöpfung und nicht einmal eine originelle Weiterentwickelung des eignen französischen Geschmacks. Man hat ganz einfach den italienischen Barockstil herübergenommen, Bernini selbst wurde nach Frankreich berufen. Nur wurde dieses aus der Spätrenaissance heraus schon vor Bernini ausgebildete, durch ihn eher in Verruf gebrachte Barocco so hergerichtet, daß es vor Ludwig erscheinen durfte. Was das ältere Barock in Italien (und in Deutschland den ihm am nächsten stehenden sogenannten Jesuitenstil) charakterisiert, seine strotzenden Übertreibungen und Spielereien, seine kecke Ausgelassenheit, das mußte es in Frankreich verlieren, vor dem höfischen Ceremoniell mußte auch dieser übersprudelnde Stil in strenge Zucht gebannt und zu gravitätischer Würde reduziert werden.

So sind denn zu den Renaissanceschlössern Frankreichs durch Ludwig XIV. die neuen Bauten des Königs nebst den sich anschließenden Schlössern und Gärten des vornehmeren Adels hinzugekommen, und es sind andererseits bei uns in Deutschland ebenfalls durch Ludwigs Vorbild die vielen Nachahmungen entstanden. Wir haben also in Deutschland ein italienisierendes Barock in Gestalt des hauptsächlich kirchlich und von den geistlichen Herrschaften verwandten Jesuitenstils und ein französisches in Gestalt der zahlreichen weltlich-fürstlichen Bauten. Denn wie Ludwig erreichte, daß er selber und alles, was er that, zum mehr oder minder gut kopierten Muster für die Fürsten seiner Zeit, gerade im vielköpfigen Deutschland, wurde, so sind auch seine Bauten und Gärten in dem jeweils erreichbaren Maßstab nachgeahmt worden. So viele weltliche Residenzen es in deutschen Landen gegeben hat, so viele, oder noch mehr, gibt es in ihrer Nähe auch diese künstlichen Neuanlagen à la Versailles: groß und klein, von Karlsruhe, Ludwigsburg, Nymphenburg, Schleißheim, Schwetzingen, Herrenhausen an in allen Formaten und schließlich bis in die Sitze der adeligen Grundherren sich verlierend. Alle diese Anlagen haben das Gemeinsame, daß sie in die Ebene hinaus gehen. Um Mannheim und Schwetzingen gab der Pfälzer Kurfürst sein schönes Heidelberg auf, um Rastatt verließ der Markgraf Baden-Baden! Aber Ludwig, der das Vorbild gab, brauchte die Ebene, denn nur hier konnte er seine Allmacht bekunden, nur hier konnten, unbehindert durch den Zwang des Geländes und die von selbst gegebene Schön-

Digitized by Google

Die Marquiſe von Maintenon mit ihrer Nichte (d'Aubigné).
Gemälde von Louis Ferdinand (Sohn) im Muſeum zu Verſailles.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

heit von Berg und Thal, ſeine Architekten und ſeine Gartenkünſtler — Manſard, Claude Perrault und Le Nôtre — den Feldzug gegen die Natur beginnen und auch an dieſer erweiſen, daß es auf Erden keine anderen Geſetze mehr gebe als die des königlichen Befehls.

Überaus wohlthuend iſt es, aus dem lärmenden Paris an ſchönen Wochentagen ſich hinauszuflüchten (am ſchönſten zu Fuß über St. Cloud) in die unferne Stille von Verſailles. Seit 1678 hat Ludwig die kleine Reſidenz daſelbſt auszugeſtalten begonnen, ſeit 1682 das neue Schloß bezogen. Paris mit dem Louvre und den Tuilerien liebte er gar nicht, und St. Germain, welches zuletzt die Hauptreſidenz geweſen war, auch nicht; man ſagt, weil er von dort die Türme der königlichen Gruftkirche zu St. Denis vor Augen gehabt habe, die allzu empfindlich an die irdiſchen Schranken der gottähnlichen Majeſtät erinnerten. Tritt der heutige Beſucher hinein in den gewaltigen Verſailler Palaſt, in die Flut ſeiner Säle, die faſt labyrinthiſche Menge der Gemächer, Korridore und Galerien,

Digitized by Google

so findet er überall herrliche Räume, luftige lichte Fenster, wie sie sich die Architektur bis dahin nicht gegönnt hatte, wundervoll gemusterte Fußböden, herrlich gemalte Plafonds, goldfunkelnde Ornamentierung mit Trophäen und Amoretten — in der That, das treffendste Sinnbild für diese Regierung und diesen Hof, Trophäen und Amoretten! Aber alle und jede Gemächer, selbst die Arbeits- und Schlafzimmer, sind Räume der Repräsentation. Das durfte und konnte auch nicht anders sein bei diesem Bauherrn, der keine Sekunde zu vergessen trachtete, daß er die Majestät sei, und der in der That sozusagen mit der Krone auf dem Haupt ins Bett ging, wie die Könige in den Märchen der Kinder.

Wir erfahren von den Zeitgenossen, daß man mit diesem großartigen Palaste, seinen weiten Räumen und großen Fenstern doch kühner gebaut hatte, als es die Behaglichkeitstechnik eigentlich erlaubte. Frankreich ist eben kein Italien, und man fror im Winter unverhältnismäßig zu Versailles. Vergebens häufte man die Scheiter in den prachtvollen Kaminen, Elisabeth Charlotte behauptet, daß selbst auf der königlichen Tafel der Wein und das Wasser Eisnadeln bildeten; in den zum Teil kaminlosen Galerien klapperten den Wartenden die Zähne vor Kälte. Aber eben nicht das wohnliche Behagen, sondern die abstrakten Grundsätze der Majestät waren es, nach denen die Bauten dieses Königtums geschaffen und durchgeführt wurden und um derentwillen man sich in sie zu schicken hatte.

Das Bezeichnendste jedoch für diesen Geschmack und dieses System sind die Gärten und die Weise, wie dort die Unterwerfung der Natur unter den monarchischen Willen vollendet ward. Während der englische Garten darauf ausgeht, die Natur in ihrer Freiheit zu belassen, oder richtiger: eine gelichtete und idealisierte Freiheit der Natur künstlich darzustellen, will der französische Garten die Natur geradezu verdrängen und ersetzen. Die Gartenkünstler Ludwigs XIV. sind keine Landschafter, sondern auch sie sind Architekten; ihre Gärten sind horizon-

Die Baumeister François Mansart und Claude Perrault.
Gemälde von Philipp de Champaigne im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Digitized by Google

Das Königliche Schloß zu Versailles in den ersten Zeiten Ludwigs XIV. (Stich vom Jahre 1660.)

tale Baukunst und in die wagerechte Ebene projizierte Fassade. Mit dem Lineal und Zirkel wird der Grundplan als geometrisches Figurenspiel entworfen, und architektonisch sind auch die grünen Gebilde, die sich auf dem Figurenplan erheben; denn selbst diese Alleen, Bosketts und Laubengänge stutzt die Heckenscheere nach Lot und Winkelmaß zu steifen grünen Wänden und nachgeahmten Gebäuden, zu überdeckten Korridoren, sogar mit Fenstern und Thüren, zu Balustraden mit Urnen und Vasen aus verschnittenem Buschwerk zurecht.

Nun wäre aber dieses freiheitsberaubte und in den steifen Zwang der höfischen Architektur gebannte Gartenbarock etwas allzu Einförmig-Nüchternes und Ornamentloses geblieben, wenn man nicht irgendwie eine dekorative Zuthat für die verkünstelte Scenerie gefunden hätte, natürlich, um im Princip dieses Geschmackes zu bleiben, ebenfalls eine künstliche. Diese Zuthat ist zunächst das Wasser, das durch ungeheure und sehr sinnvolle Pump- und Hebewerke — wir stehen in der Zeit vor den Dampfmaschinen — diesen Gärten in der Ebene zugeführt und ihnen mit einem bis zu Höhen von etwa 25 Metern ausreichenden Druck zur Verfügung gestellt wurde. Ludwig hat zuerst den Eurefluß für die Zwecke von Versailles durch die Arbeit seiner Soldaten ableiten wollen. 30 000 Mann und 6000 Pferde haben längere Zeit hieran gleichzeitig gearbeitet; dieses Werk des königlichen Willens hat schließlich dennoch aufgegeben und durch die großen, sehr kostspielig arbeitenden hydraulischen Maschinen und den Aquädukt von Marly ersetzt werden müssen. Heute, wo an die Stelle dieser Maschinen modernere getreten sind, kostet jeder Tag, an dem die Wasser von Versailles springen — eine Stunde lang, und nicht alle gleichzeitig — immerhin noch 8000 bis 10000 Franken. Aber das Wasser ist, wie man es mit Recht genannt hat, die lebendige und unentbehrliche Seele dieser französischen Gärten. Man muß bewundern, wie es hier im armdicken Strahl der Fontänen grandios emporsteigt, dort in zahllosen feinen Bogen durcheinander plätschert und blitzt, hier leise und heimlich in verstohlenem Boskett flüstert und dort in majestätischer Fülle die breiten Kas-

Digitized by Google

Das Schloß zu Versailles. Frontansicht der Mittelbauten.

laden herabrauscht — künstlich überall, aber dennoch voll Schönheit und Anmut, von einem Zauber, dem sich auch heute in anders gearteter Zeit niemand zu entziehen vermag. Ja, dieser Zauber erscheint heute nur noch vermehrt durch den, doch auch gegenüber diesem System geschichtlich ergreifenden, tragisch-wehmütigen Hauch der Vergangenheit. So ist es denn sehr erklärlich, daß an den sechs Sonntagnachmittagen im Jahre, wo die Bourgeoisrepublik sich die Freuden des absolutistisch exklusiven Königtums wiederholt, jedesmal eine dicht gedrängte Menschenmenge in den sonst so stillen, so herrlich einsamen Gärten von Versailles zusammenströmt.

Noch ein anderes gehört hierher: das Skulpturenwerk, das überall in die Gartenanlagen und Wasserkünste eingestreut ist, diese überall wiederholte Darstellung des Olymps und der mythologischen Götter- und Heroenwelt. Zu Hunderten beleben die aus Marmor, aus Sand- oder Kalkstein, aus Erz geschaffenen Bildwerke die Rasenflächen und Wege, baden und plätschern als patinagrüne Najaden und Tritonen im Rauschen und Sprühen der Fontänen, treten mit weißen Götterleibern aus dem Grün hervor

Das Schloß zu Versailles: der Mittelbau und der südliche Flügel vom Garten aus gesehen. Im Vordergrunde die Orangerie

Digitized by Google

oder spiegeln wieder in weiten stillen Bassins — es ist in der That, als ob die ganze antike Sagenwelt wieder lebendig geworden sei und zum Hofamt erschienen, um ihrem auf dem Throne Frankreichs wieder erstandenen Gebieter, dem neuinkarnierten Jupiter dienend zu huldigen. Freilich von wirklich künstlerischem Leben bewegt erscheint auch diese Götter- und Nymphenwelt nicht, und trotz ihrer antiken Attribute sind diese Figuren ebensowenig antik gedacht, als das Barock selber die Antike ist. Und ganz mit Recht; denn auch sie alle müssen sich richten nach Etikette und höfischer Erziehung; darum erinnern Haltung und Bewegung dieser Göttinnen und Helden an die Galanterieschule und an die spähende Lorgnette der Oberhofmeisterin, darum tragen ihre lächelnden Gesichtszüge das süßliche Getändel und das Preziösentum der Hofgesellschaft zur Schau und wollen sie alle nicht eigentlich edle menschliche Anmut und Schönheit verkörpern, sondern den Geschmack ihrer Zeit, höfische Ceremonie und modische Allüre.

Und mit dem Worte Mode kommen wir nun auch zu dieser Kammerzofe der Kultur, dieser wirksamen Gehülfin in jeglicher Ausnutzung und Ausbeutung duldender Gefügigkeit: damals der treuen und überaus wertvollen Dienerin des höfischen Despotismus. Die Mode ihrerseits wird reguliert nach der Perücke als der höchsteignen Erfindung des Königs; man hat durchaus recht, wenn man die Periode des Barock auch als die Perückenzeit in der Geschichte des Geschmackes bezeichnet. Zunächst nimmt die Perücke das Haupt mit Einschluß des Gesichts für sich allein in Beschlag. Ihr zum Opfer fällt der kecke Schnurr- und Knebelbart, der den Gestalten der vorhergehenden Zeit des dreißigjährigen Krieges, den Zeitgenossen Gustav Adolfs und Wallensteins typisch ist; höchstens zwei winzige, fast komische Bartfleckchen der Oberlippe werden noch, eine Weile geduldet. Der wallenden Perücke wegen muß ferner der wunderschöne Spitzenkragen der van Dyck-Zeit verschwinden, statt seiner kommen die beiden Blättchen auf, die dort, wohin die Perücke einzig nicht herabfällt, unter dem Kinn, auf der Brust aufliegen; sie haben sich als Zubehör der französischen und elsässischen katholischen Priestertracht, sowie vielfach auch im deutschen Protestantismus erhalten. Wie denn ja, nach einer wertvollen Bemerkung des bekannten Kunstgewerbe- und Kostümhistorikers Jakob Falke, alle Amtstracht und ebenso alle Volkstracht nichts anderes ist als abgelegte Mode — noch genauer vielleicht: für bestimmten Zweck oder bestimmten Bezirk permanent gebliebene, ursprünglich

Das Apollobassin im Schloßgarten zu Versailles.

Digitized by Google

Der Latonabrunnen im Park von Versailles.

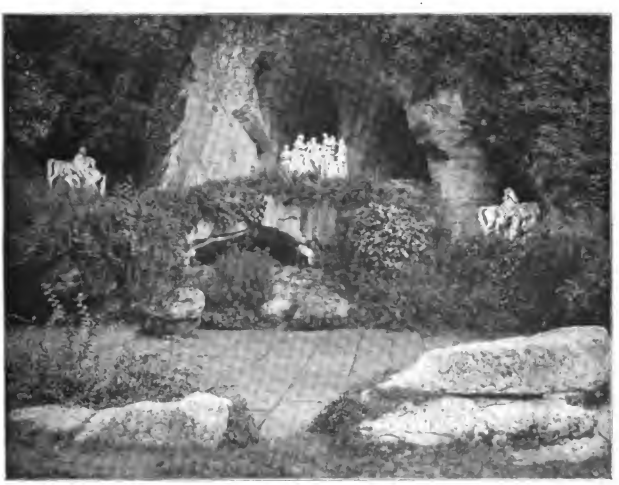
allgemeine Mode. Auch die bisherige Kopfbedeckung, der breite, verwogene Rubens- oder Rembrandthut muß vor der Perücke seine freiheitliche Gesinnung daran geben, er schrumpft ein, steift sich zu und wird in schließlicher Weiterentwickelung zu dem zierlichen Dreispitz des XVIII. Jahrhunderts, der als ein gesellschaftliches Rudiment nur noch unter dem Arm und in der Hand getragen wird. Es ist der letzte, neuen Formen angepaßte Ausläufer dieses kostümgeschichtlichen Absterbeprozesses, wenn wir Heutigen im Festsaal den Klapphut, den Chapeau-claque, schwingen, dessen einstmals revolutionärer, jetzt auch zahmer Bruder, der steife Cylinder, seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts als Feind und Verdränger des Dreispitzes in die Kostümgeschichte eintritt. Der Klapphut ist das Versöhnungsprodukt aus beiden. — Wie der große Federhut, so müssen auch die gelb oder rot gestulpten Reiterstiefel der Kriegszeit schwinden und das Feld räumen vor den Schnallenschuhen und Seidenstrümpfen, die recht eigentlich die wohlerzogenen Kinder der Etikette sind und in der That geeigneter als der Stiefel des Soldaten, um in zierlichen Pas und ceremoniösen Positionen auf höfischem Parkett unterthänigsten Gehorsam zur Schau zu stellen.

Auch die Damenmode macht mutatis mutandis die Wandlungen der Männertracht, die Umgestaltungen durch die Perücke mit. Letzterer entspricht hier eine Auftürmung des Haares über dem Haupte und zwar bald auf einem vielterrassigen Drahtsystem, welche Neuerung man nach der Geliebten des Königs, die zuerst ihr wundervolles rotblondes Haar so trug, Fontangen nannte. Dem imposanten gestickten Schoßrock der Männer, der eben auch zur Perücke gestimmt war, entspricht eine Verlängerung der Robe, mit der die Welt seit lange verschont geblieben war und die man auf den herrlichen Porträt- und Kostümbildern van Dycks, um diesen abermals als Vertreter der vorhergehenden Zeit heranzuziehen, vergeblich suchen würde: die Schleppe. Weiter ersann die Etikette, die Zwang war und Zwang forderte, einen gewiß überzeugenden Beweis ihrer Herrschaft mit der Einführung der

Digitized by Google

tief nach unten gedrängten Wespentaille und des brettartig schrägen Schnürpanzers. Eine gewaltsame Zweiteilung anstatt der harmonischen Einheitlichkeit des weiblichen Körpers, die nichts anderes bedeutet, als einen höhnischen Triumph der künstlichen Mode über die edlere Natur, einen mit Bewußtsein geführten Schlag gegen das natürliche Schönheitsgefühl und besonders gegen die Ästhetik der Griechen und der schönheitskundigen Renaissance. Das Natürliche, das durch sich selbst Harmonische, das von eignen Gesetzen Bewegte sollte eben überhaupt aus der Welt gedrängt werden vor der ausschließlichen Gesetzgebung des Willens. Und das ist gelungen und in allem geschehen; was half es einem Gesicht, daß es jung und schön und frisch war? Ohne Gnade verfiel es dem Puderquast und dem Schminktopf, die über ein Jahrhundert lang, unter dem weiteren Hinzutritt der nicht näher zu qualifizierenden Mouche, ihre schönheitsmörderische Herrschaft ausgeübt und aus häßlich und schön, alt und jung allerdings ebenfalls ein Stück höfisch-absolutistischer Égalité hergestellt haben. Um nun von den Einzelheiten wieder auf das Ganze zu kommen: seit damals datiert — nicht die Mode selbst, denn die ist so alt, wie Unselbständigkeit, Gedankenlosigkeit und Nachäfferei überhaupt, also wohl älter wie der homo sapiens selber — aber der Modezwang. Damals hat der einzelne aufgehört, innerhalb gewisser natürlicher gemeinsamer Grenzen dasjenige zu tragen, was zu ihm individuell paßte und ihm stand; seit dem Siècle Louis XIV. gebietet über die äußere Erscheinung anstatt des zweckmäßig und geschmackvoll Angepaßten die blinde Gewalt der Schablone und der diktierten Laune.

Oder doch wohl richtiger nicht der Laune. Naive Laune ist eigentlich nichts an diesem Hofe, so wenig wie in dessen königlichem Gebieter. Das einzelne mag willkürlich scheinen, das Ganze ist ein fein gefügtes System. Alle die Dinge, die hier einzeln aufzuzählen waren, sind jedes für sich die Räderchen in der großen, wohldurchdachten Maschinerie, deren Aufgabe war, Effekt zu machen und zu tyrannisieren. Und das ist wahrlich gelungen. Frankreich lag zu den Füßen seines Gebieters, ver-



Die Apollogrotte im Park von Versailles.

Digitized by Google

götterte den aus einem prächtigen Hofsklaventum emporragenden Gewaltherrn, und von außerhalb Frankreichs blickten die Augen aller Welt auf ihn in bedingungslosem Staunen und Neid, bewunderten ihn und bewunderten seinetwegen französische Art und Kultur, oder was man darunter verstand, und äfften sie nach in à-la-Mode-Seligkeit. Versailles war der große Wallfahrtsort für den hohen Adel aller Nationen, war die Hochschule fürstlicher Erziehung geworden; ganze Scharen fremder Prinzen lebten an diesem Hofe und waren beglückt, sich zum Lever, zur Cour, zur Komödie einzufinden. Und wenn sie dann heimkehrten und etwa selber an die Regierung eines Ländchens gelangten, so bauten auch sie sich nach Maßgabe des Vorhandenen oder darüber hinaus ihr Versailles, suchten auch sie sich ihre Montespans unter den Landestöchtern oder den überall an Höfen und Schaubühnen herum abenteuernden Italienerinnen, und sorgten sie dafür, daß ihre Hofstributenten die Sprache redeten, die der Sonnenkönig von den seinen zu hören gewohnt war. „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein, als Ew. hochfürstliche Durchlaucht?“ Diese Gewissensfrage richtete ein Dedikant an einen aus der Geschichte verschollenen Landgrafen von Hessen. — Es war erreicht, was Ludwig wollte, ganz Europa trieb den Baalsdienst um den Roy soleil mit und weit über die politischen Grenzen hinaus galt als Autorität und Befehl die gebietende Stimme des Herrschers von Frankreich.

Wenn es nun thöricht sein würde, diesem König von Frankreich und Vollender des Absolutismus, der sein Jahrhundert beherrscht und eine tiefe und starke Einwirkung auf ganz Europa hinterlassen hat, seine ungewöhnliche geschichtliche Bedeutung verkürzen zu wollen, so suchen wir doch vergebens eine wirkliche, eine echte, wetterbeständige Größe in ihm und seiner Umgebung. Auf Medaillen und bestellten Kupferstichen hat Ludwig sich rückhaltlos Louis le Grand bezeichnet, aber mit seinem Tode hat die unerbittliche Geschichte das stolze Wort stillschweigend wieder hinweg gelöscht. Die Größe, die Ludwig verbleibt, ist die des politischen Acteurs im hohen Stil: daß er es meisterhaft verstanden hat, inmitten einer fein gestimmten und prächtigen Dekoration den großen König zu spielen. Denn als solcher hat er Wirkungen erzielt, die beständiger waren, als die seiner zuletzt überwiegend verhängnisvollen Kriege, und die noch heute nicht gänzlich erschöpft sind. So sehr das Ganze dieses Hofes ein festes System bildet und einen rhetorischen, in gewisser Weise großartigen Schwung hat, so fehlt ihm nur allzu sehr die innere Solidität, fehlt die schöne geistige Freiheit, die Wahrheitsliebe der Gedanken und alle echte Männlichkeit.

Es ist eine Gegenüberstellung, die jedem Deutschen nahe liegt, wenn wir von dem Hofe Ludwigs XIV. den Blick suchend herüber schweifen lassen in das gleichzeitige Deutschland. Da finden wir in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, d. h. in der im allgemeinen von dem Siècle Louis XIV. noch nicht ergriffenen Periode, redliche, einfach tüchtige Fürsten genug, wie etwa den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz; und vor allem richtet sich der Blick auf denjenigen Zeitgenossen Ludwigs XIV., an dem der Beiname des Großen haften geblieben ist, auf den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Hier fehlen freilich Lever und Mätressen, schmeichelnder Lobpreis und modische Höflingspracht. Aber hier ist jene Männlichkeit, die wir dort vermißten, hier ist Gedanke, der keine Scheinwirkungen erzielen will, und ehrliche Arbeit, die zufrieden ist, ihren Lohn von der Zukunft zu erwarten. Heimlich und ungesehen verläßt die Gestalt der großen Geschichte die schimmernden Säle von Versailles und wendet ihren Fuß hinüber in das damalige, viel geschmähte und viel verachtete Deutschland; sie gibt ihm noch Mühen und Trübsal genug, aber sie erfüllt Deutschland aus diesen Mühen und Trübsal mit den Lehren, den rechten Pfad zu finden. Dem Zeitalter der Pompadour und Dubarry, dem Fallbeil der Guillotine, der Kette seiner Revolutionen, den Peripetien seiner Kaiserreiche, den Schmutzgeschichten seiner Republiken entgegen eilt Frankreich — zur Herrscher- und Menschengröße Friedrichs II., zur Volksverjüngung durch die Befreiungskriege, zur Erfüllung der seit Jahrhunderten gestellten höchsten deutschen Aufgabe steigt Brandenburg-Preußen empor.

Digitized by Google

Ludwig XIV. Gemälde von Hyacinthe Rigaud im Louvre zu Paris.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Digitized by Google

Weltausstellungen.

Rückblick und Ausschau.

Von

Dr. Charpentier.

(Abdruck verboten.)

Die civilisierte Welt rüstet sich, im kommenden Jahre den Beginn des XX. Säculums durch eine Ausstellung aller Leistungen auf gewerblichem, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet zu Paris zu feiern. Es wird dieses großartige Werk zugleich der Verherrlichung des Abschlusses des ersten halben Jahrhunderts seit Beginn der Weltausstellungen überhaupt gewidmet sein; wurde doch die erste internationale große Ausstellung 1851 zu London abgehalten! Noch steht das Hauptgebäude jener Ausstellung wohlbehalten im Park von Sydenham, wohin es aus dem Hydepark verlegt wurde. Unter welchen Gesichtspunkten jene Ausstellung aber ins Leben gerufen worden ist, welche Erwartungen auf die Idee solcher Weltfeste gesetzt wurden, ist dem Gedächtnisse der meisten Mitlebenden entschwunden. Mit dem Namen Weltausstellung verknüpft sich für das breitere Publikum heute eng der Gedanke an Vergnügungen aller Art. In ihnen sieht man vielfach den Hauptzweck eines Besuches solcher Veranstaltungen.

Das war nicht immer so! Den Schöpfern des Weltausstellungsgedankens schwebte ein ganz anderes Ziel vor Augen, als den Gelüsten der großen Menge zu schmeicheln. Doch die Gewalt der Umstände, wie die Logik der Thatsachen waren auch hier stärker als alle hochfliegenden Pläne einzelner Männer. Um so große Unternehmungen zu bezahlen und lebensfähig zu machen, braucht man Millionen von zahlenden Besuchern. Und diese Massen kann man leider nur durch grobe Mittel anziehen und fesseln. Mit solchen Erwägungen brauchte man aber vor 50 Jahren noch nicht zu rechnen. — —

Ausstellungen, welche die Erzeugnisse der Kunst oder der Industrie eines Staatswesens im Zusammenhange vorführten, sind nichts Neues. Von alters her strömten auf den großen Meßplätzen alljährlich die Gewerbetreibenden bestimmter Gebiete zusammen. Die Polytechnische Gesellschaft veranstaltete auch schon 1756 zu London eine förmliche Ausstellung der neuesten Erfindungen, und von 1761 an errichtete die Londoner Society of arts ständige Ausstellungen von neuen Maschinen aller Art. Auf dem Kontinent beschränkte man sich auf Kunstausstellungen. Die erste fand zu Paris 1763 statt. Ihr Beispiel erhielt Nachahmung 1765 in Dresden, 1786 in Berlin, 1788 in München. Die erste Ausstellung gewerblicher Erzeugnisse auf dem Festlande wurde 1791 zu Prag veranstaltet; 1798 griff Napoleon den Gedanken auf. Einer ersten derartigen Ausstellung zu Paris folgten neue 1801, 1802 und 1806. Nach des Kaisers Sturz rief Bayern 1818 eine gleiche Veranstaltung ins Leben, dann wurden ähnliche 1819 und 1823 zu Paris ins Werk gesetzt; Gewerbeausstellungen fanden auch 1824 zu Berlin und Dresden statt. Ihnen folgten andere zu Paris 1827, 1834, 1839, 1844 und 1849. Inzwischen entschloß man sich in Deutschland, wo der segensreich wirkende Zollverein die partikularistischen Neigungen in den Hintergrund zu drängen begann, 1842 zur Veranstaltung einer ersten alldeutschen Ausstellung zu Mainz. Das dort gegebene Beispiel fand 1844 Nachahmung in Berlin. Abgesehen von den Ausstellungen in Deutschland, sind während der dreißiger und vierziger Jahre viele gleichartige Unternehmungen

Digitized by Google

in England, Österreich, der Schweiz, in Belgien, Schweden, Rußland und den Vereinigten Staaten ins Werk gesetzt worden. Alle diese Ausstellungen waren im wesentlichen nationale. Bei den damals allgemein verbreiteten handelspolitischen Anschauungen, welche auf möglichsten Ausschluß fremden Wettbewerbes gerichtet waren, und bei den schlechten Verkehrsverhältnissen war das kaum anders möglich. Diese Veranstaltungen trugen auch durchweg einen amtlichen und gelehrten Charakter. Sie sollten nicht dem Vergnügen der Massen, sondern der Belehrung der Gewerbetreibenden dienen. Die Zahl der Aussteller war stets gering, der Besuch schwach; die Kosten wurden oft von den Regierungen getragen. Über den Nutzen der Veranstaltungen bestanden vielfach arge Zweifel. Man fand in den Kreisen der Aussteller in Deutschland meistens die Kosten und Anstrengungen nicht im Verhältnis mit dem erzielten Erfolg. Diese Stimmung des Publikums und die Wirren der Revolutionsjahre ließen dann in der That von der Mitte der vierziger Jahre an den Gedanken neuer Ausstellungen in Deutschland ganz von der Tagesordnung verschwinden.

Während dieses Zeitraums reifte im Haupte des Gemahls der Königin Viktoria von England, des Prince Consort, der Plan der ersten, von allen Völkern zu beschickenden Weltausstellung. England war Mitte der vierziger Jahre zum Freihandel übergegangen. Nachdem es jahrhundertelang die Einfuhr fremder Waren verboten oder mit unerschwinglichen Zöllen belastet hatte, hob es 1845 nicht weniger als 430 Artikel seines Tarifs auf und ließ alle Waren, die den Zwecken seiner Industrie oder der Ernährung seiner Bevölkerung dienen konnten, frei ins Land. In Europa beachtete man diese, den herkömmlichen Anschauungen geradezu unbegreiflichen Maßnahmen mit größtem Mißtrauen. Man vermutete in ihnen nur irgend welche neue Tücken Englands gegen das ihm unbequeme Wachstum der kontinentalen Industrie. Statt auf Ausdehnung des freien Handels war man damals auf dem Festlande selbst allenthalben bedacht, den Zollschutz zu erhöhen und zu verstärken.

Das Streben der englischen Politik ging nun dahin, dieses Mißtrauen zu zerstreuen, die Welt zum Glauben an die Ehrlichkeit der Maßnahmen der britischen Regierung zu bekehren. Der Prince Consort war von diesem Streben in höchstem Maße erfüllt, und, um den angegebenen Zweck zu erreichen, erschien ihm nichts geeigneter, als das noch nie dagewesene Schauspiel einer Weltausstellung. Er erörterte seinen Gedanken schon im Juli 1849 eingehend mit Sir Robert Peel, Mr. Labouchere und anderen maßgebenden Persönlichkeiten. Nachdem er sich ihres Einverständnisses versichert hatte, verkündete er im März 1850 bei einem feierlichen Bankett im Mansion House der Welt seine Pläne. „Niemand, der den Besonderheiten unserer Ära," hieß es in seiner Rede, „einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, kann ernstlich bezweifeln, daß wir in einer Zeit wunderbaren Überganges leben, einer Zeit, welche rasch dem großen Ziele der Weltgeschichte, der Verwirklichung einer Einigung der Menschheit, zutreibt .... Die Entfernungen, welche die verschiedenen Völker und Erdteile trennten, verschwinden vor den Fortschritten moderner Erfindungen. Die Sprachen aller Völker sind erforscht; jedermann kann sie sich leicht aneignen; jeder Gedanke wird mit der Geschwindigkeit und sogar mit der Kraft des Blitzes verbreitet. Auf der anderen Seite breitet sich das große civilisatorische Princip der Arbeitsteilung auf alle Zweige der Wissenschaft, Industrie und Kunst aus. — Während einst die stärksten Geister nach Universalität strebten, verlegt man sich heute auf Specialitäten .... Aber das erworbene Wissen wird sofort Gemeingut. Während früher das Forschen in den Schleier des Geheimnisses gehüllt wurde, bewirkt heutzutage die Öffentlichkeit, daß jede Entdeckung oder Erfindung sofort durch eine neue vervollkommnet oder überboten wird. Die Erzeugnisse aller Weltgegenden stehen zu unserer Verfügung, wir brauchen nur das beste und billigste auszuwählen. So nähert sich die Menschheit immer mehr der Erfüllung der großen und heiligen Mission, die ihr übertragen ist. Da ihr Denkvermögen nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, hat sie es zu brauchen, um die Gesetze zu entdecken, nach denen der Allmächtige seine Schöpfung regiert, und mit Hilfe dieser Gesetze die Natur sich dienstbar zu machen! Die Wissenschaft entdeckt diese Gesetze der Kraft, Bewegung und Umwandlung; die Industrie

Digitized by Google

wendet sie auf die Rohstoffe an, die die Erde uns in Fülle liefert, welche aber nur durch Wissenschaft wertvoll werden. Die Kunst lehrt uns die unwandelbaren Gesetze der Schönheit und des Ebenmaßes und gibt unseren Erzeugnissen die angemessene Form.

„Die Ausstellung von 1851 soll uns eine wahre Probe, ein lebendiges Bild des Punktes der Entwickelung geben, welchen die Menschheit bei ihrer großen Aufgabe bisher erreichte. Zu gleicher Zeit soll sie ein Ausgangspunkt für die Bestrebungen der Völker in Zukunft sein. — Ich hoffe zuversichtlich, daß der erste Eindruck der Veranstaltung beim Beschauer der tiefer Dankbarkeit gegen Gott für die uns gespendeten Segnungen sein wird; und der folgende die Überzeugung, daß unser Ziel nur in dem Maße erreicht werden kann, wie wir uns gegenseitig unterstützen, d. h. nur durch Frieden, Liebe und willigen Beistand, nicht allein unter den einzelnen Menschen, sondern auch unter den Völkern der Erde!"

So groß der Eindruck dieser Worte auf die Zuhörer war, unter denen alle fremden Diplomaten und die Behörden von mehr als 200 englischen Städten sich befanden, es kostete noch recht große Anstrengungen, ehe der Prinz seinen Plan verwirklicht sah. Im Parlament machte man Schwierigkeiten wegen der Platzfrage. Ein Gebiet von 7,28 Hektar im Hydepark war in Aussicht genommen. Hiergegen aber eiferte man, daß dem Volk seine Promenade beschnitten werde, und fürchtete für die schönen Bäume des Parkes. Erst als die Regierung ihren ganzen Einfluß einsetzte, wurde diese Frage im Sinne des Prinzen entschieden. Noch schwieriger war die Regelung der finanziellen Seite. An Staatsunterstützung war nicht zu denken, von privater Seite liefen aber Zeichnungen nur spärlich ein, und die Witzblätter verspotteten den Prinzen ob seiner vergeblichen Bemühungen. Da schlug ein Mr. Peto die Bildung eines Garantiefonds vor und zeichnete dafür eine Million Mark. Sein Beispiel brach das Eis. In wenigen Tagen wurde so viel Geld gezeichnet, daß die Arbeiten ernstlich begonnen werden konnten. Im Juli 1850 wurde der für jene Zeit sehr großartige Plan des Ausstellungsgebäudes von Paxton angenommen. Die Halle bedeckte nach ihrer Fertigstellung 7434 Quadratmeter. Die gesamten Kosten des Unternehmens erreichten eine Höhe von 5856000 Mark.

Schon am 1. Januar 1851 konnte das Gebäude den Kommissaren zur Verfügung gestellt werden. Ebenso rasch begann es sich mit Waren und Gütern zu füllen, welche nach mancherlei Bedenken aus allen Teilen der Erde zur Ausstellung geschickt wurden und die einen Wert von etwa 36 Millionen Mark hatten. Am 1. Mai 1851 wurde die Weltausstellung feierlich eröffnet.

Bis zum letzten Augenblick haben sich aber gegnerische Stimmen hören lassen. Ein Colonel Sibthorp erklärte noch im März während einer Parlamentsdebatte, er hoffe, daß Hagel oder Blitz das üble Unternehmen vernichten werde. Andere sahen schon alle Verbrecher der Welt nach London strömen. Man erzählte von Plänen der zahlreichen politischen Flüchtlinge gegen das Leben der englischen Königsfamilie und fremder Fürstlichkeiten ꝛc. An den europäischen Höfen maß man diesen Gerüchten vollen Glauben bei. König Friedrich Wilhelm IV. wollte daher dem Prinzen von Preußen lange Zeit den Besuch der Ausstellung nicht erlauben.

Erst das großartige Bild der Ausstellung, welche alles bis dahin Dagewesene in Schatten stellte, ließ die gegnerischen Stimmen verstummen. Bald schwelgte die ganze Welt in Bewunderung vor dem in London Gebotenen. Man rechnete aus, daß, wenn jemand jede der von den 17000 Ausstellern vorgeführten Nummern nur drei Minuten betrachten und das täglich zehn Stunden lang fortsetzen wollte, er 120 Tage brauchen würde, um durchzukommen. Man staunte vor den ungeheuren Leistungen Englands und seiner Kolonien, aber man überzeugte sich auch, daß in Bezug auf Geschmack die Franzosen die Briten weit überflügelten und daß Deutschland bei aller Tüchtigkeit seiner Leistungen infolge seiner politischen Zerrissenheit nicht so große Fortschritte wie die innerlich geeinten und starken Nationen gemacht hatte!

❖

Der vom Prince Consort und seinen Beratern gewollte Zweck wurde erreicht. Zum erstenmal wurde aller Welt ein getreues Bild des Standes der Technik in den verschiedenen Staaten vorgeführt. Die Grundlagen der Schutzzollpolitik wurden erschüttert.

Digitized by Google

Man überzeugte sich vom Nutzen freieren Güteraustausches und internationaler Arbeitsteilung. Und dabei zeigte sich wider Erwarten noch, daß das Unternehmen auch in finanzieller Hinsicht gute Früchte trug. Es wurden 10 122 000 Mark Einnahmen erzielt, also erheblich mehr als die gemachten Aufwendungen! Der moralische und materielle Erfolg der Londoner Weltausstellung gab den Anstoß zu einer ganzen Reihe größerer, wenigstens teilweise internationaler Unternehmungen während der nächsten Jahre. — In Cork und Dublin fanden 1852 und 1853 solche statt, im letzteren Jahre außerdem in New York, New Brunswick, Madras; 1854 in Madrid, München, Christiania. Alle diese Veranstaltungen wurden aber vollständig in den Schatten gestellt von der Weltausstellung, welche Napoleon 1855 zu Paris veranstaltete.

Schon wenige Wochen nach dem Staatsstreich, welcher der zweiten französischen Republik den Lebensfaden abschnitt, veröffentlichte Louis Napoleon ein Dekret, durch das die Abhaltung einer internationalen Gewerbeausstellung zu Paris angeordnet wurde. Es kam ihm darauf an, die Leidenschaften der Franzosen vom politischen Gebiet abzulenken. „Auf wirtschaftlichem Gebiete sollte," wie ein Zeitgenosse schreibt, „die Rastlosigkeit austoben, von der die französische Nation erfüllt schien. Gewinn an Geld, Gut und Genuß sollte für die verlorene Freiheit entschädigen. Der bewegliche, leicht entzündliche Geist der Franzosen sollte beschäftigt, die Genußsucht, die Schaulust befriedigt werden." Unzweifelhaft war die Nachahmung Englands auf wirtschaftlichem Gebiete ein sehr geschicktes Mittel zu diesem Zwecke. Nichts wurde denn auch gespart, um die Ausstellung in jeder Weise großartiger als die Londoner zu gestalten. Waren bei letzterer 92 888 Quadratmeter in Anspruch genommen worden, so wurden in den Pariser Champs Elysees 169 691 Quadratmeter für die Ausstellung hergerichtet. Hatte der Londoner Krystallpalast 3 392 000 Mark an Kosten erfordert, so wandte man in Frankreich 13 485 000 Mark auf. Statt der 17 000 oder nach anderen Quellen 14 000 Aussteller, die in London vertreten gewesen waren, wußte man beinahe 22 000 heranzuziehen. Während in London die Kunst nicht berücksichtigt worden war, räumte man in Paris ihren Werken besondere Räume ein. Alles war geschmackvoller, reicher und großartiger als in London, und alle Beschauer waren hingerissen von dem in Paris Gebotenen.

Wenn aber in Frankreich die Gesellschaft, welche auf eigne Kosten den Ausstellungspalast gebaut und sich im ganzen in Unkosten von etwa 20 Millionen Mark gestürzt hatte, ähnlich günstige Ergebnisse wie die in London erreichten erwartete, sah sie sich in dieser Hoffnung schwer getäuscht. Statt sechs Millionen, besuchten wenig über fünf Millionen die Pariser Ausstellung. Die Abneigung, welche weite Kreise der Bevölkerung Frankreichs gegen den Mann des Staatsstreichs hegten, und die wirtschaftlichen und politischen Folgen des damals wütenden Krimkrieges wirkten wohl zu diesem schlechten Resultate zusammen. Nur etwa $2^1/_2$ Millionen Mark wurden an Einnahmen erzielt, nur etwa der vierte Teil der in London gemachten! Um argen Skandal zu verhüten, mußte schließlich der Staat der Gesellschaft den Industriepalast in den Champs Elysees abkaufen. Er hat dort bis vor zwei Jahren gestanden und die jährliche Kunstausstellung beherbergt. Dauernder aber sind die indirekten Wirkungen der Napoleonschen Unternehmung gewesen. Die in Paris gesammelten Erfahrungen haben nicht unwesentlich zum rascheren Ausbau des europäischen Eisenbahnnetzes, zur Vervollkommnung der Schiffsverbindungen, zur Fortbildung des gewerblichen Schulwesens beigetragen.

Es mag dieser Umstand gewesen sein, welcher die Engländer bewog, schon wenige Jahre nach der Pariser eine neue, die dritte, Weltausstellung wieder bei sich zu veranstalten. Als Platz wurde ein Garten gewählt, den der Prince Consort aus den Erträgen der 1851er Ausstellung bei Kensington gekauft hatte und der zum Teil der Horticultural Society überwiesen war. Diese Gesellschaft gab Grund und Boden her unter der Bedingung, daß ihr die Ausstellungsgebäude später als Treibhäuser billig überlassen würden. Auf Grund der vorliegenden Erfahrungen wurde 1862 das Ausstellungsgebäude nicht mehr in Form einer mächtigen Halle gebaut, sondern in viele getrennte Flügel zerlegt, damit die verschiedenen Gegenstände besser voneinander abgesondert werden konnten. Nicht weniger als $6^1/_2$ Hektar wurden mit dem Hauptgebäude

Digitized by Google

bedeckt, dazu kamen noch 3 Hektar für andere Bauten. Unter den 28 653 Ausstellern befanden sich diesmal auch viele Künstler, denen man nach französischem Vorbild besondere Säle einräumte. Von dem verfügbaren Raume füllten die Erzeugnisse Englands und seiner Kolonien die Hälfte. Vom Rest kam der Löwenanteil mit 13 275 Quadratmeter auf Frankreich. Nach ihm beanspruchte der deutsche Zollverein den größten Raum: 7500 Quadratmeter. Österreichs, Belgiens, Italiens, der Schweiz, der Türkei und Rußlands Abteilungen bedeckten nur von 4680—1260 Quadratmeter. Die Ausstellungen der anderen Staaten waren dürftig. Die Kosten dieser Ausstellung beliefen sich auf $9^1/_4$ Millionen Mark. Sie wurden durch die Eintrittsgelder von 6 200 000 Besuchern gerade gedeckt.

So wohlgelungen auch diese Veranstaltung im ganzen war, die Begeisterung, welche die erste Weltausstellung hervorgerufen hatte, wurde diesmal nicht laut. Ein kompetenter, geistvoller Beobachter, Lothar Bucher, der damals in London lebte, äußerte sich darüber folgendermaßen: „Die Ausstellung von 1862 verhält sich zu der von 1851 wie eine zweite Heirat zur ersten. Die zweite Frau mag schöner, liebenswürdiger, geistreicher sein und den Mann glücklicher machen, als die erste, aber von der ersten Hochzeit wird der zweiten etwas fehlen, wären es auch nur Flitter und Täuschungen .... Von jenem Glashause im Hydepark versprach man sich ein Stück Gralstempel, ein Jubiläum der Arbeit, den Beginn ewigen Friedens und allgemeiner Brüderlichkeit. Und kaum waren die Scherben, aus denen es bestand, in Sydenham wieder zusammengesetzt, als die verehrliche Christenheit unter sich einen der blutigsten Kriege begann; nach wenigen Jahren folgte ein zweiter, und in Erwartung des dritten verwandelt Europa sich in eine Kaserne. Wohl feiert die Industrie wieder einen Triumph, aber der Arbeiter, der die Baumwollenzeuge geschaffen, nagt am Hungertuche. Wohl haben die Völker voneinander gelernt und angenommen, aber wenig, blutwenig. Die Engländer haben gelernt, Eis essen und am Sonntag Musik vertragen und die Engländerinnen in einer Restauration speisen; was von den zweckmäßigen Einrichtungen der Engländer aber haben die vielen Tausend Deutschen mit nach Hause genommen?

„Wie mir, muß die Sache wohl auch den englischen Behörden erscheinen; sie haben sich mit besonderem Fleiße den Ausspruch eines mittelalterlichen Juristen hinter das Ohr geschrieben, daß er seine drei Frauen geheiratet habe, propter opus, propter opes, propter opem, die erste wegen ihrer Liebenswürdigkeit, die zweite wegen ihres Geldes, die dritte um der Pflege willen. Sie haben vor elf Jahren gelernt, daß an einer Ausstellung ein Erkleckliches zu verdienen ist, und betreiben die diesjährige, wie ein einsichtsvoller Käsehändler seinen Kram betreibt oder wie der Inhaber eines Panoramas oder Wachsfigurenkabinetts, der ein mäßiges Eintrittsgeld erhebt, aber bei besonderen Merkwürdigkeiten noch ein besonderes Viergroschenstück erpreßt."

Alles in allem, faßte Bucher am Schlusse des Jahres sein Urteil zusammen, die Ausstellung war trotz aller Bemühungen nicht gelungen. Sie erreichte vor allem nicht den Erfolg der 1851er, weil inzwischen die Stimmungen der Völker einen großen Umschwung durchgemacht hatten. Im Jahre 1851 stand die Mehrheit der Völker auf dem Kontinent ihren Regierungen noch feindlich gegenüber. Man strebte nach bürgerlicher Freiheit und jauchzte England zu, wo man diese in so hohem Maße blühen sah. Im Jahre 1862 aber war diese demokratische Gesinnung ganz in den Hintergrund getreten vor der Nationalitätenfrage. Allenthalben verlangten die Völker Wiedererwerb der ihnen früher entrissenen Gebiete. Auch die Frage größerer Freiheit im Zollwesen bewegte die Gemüter nur noch wenig, da inzwischen fast überall großartige Reformen auf diesem Gebiet stattgefunden hatten. Wo alles von Eroberungen träumte und zum Krieg rüstete, konnte man nicht besonders geneigt sein, weltverbrüdernden Festen besondere Beachtung zu schenken!

❦

England hat sich die 1862 gesammelten Erfahrungen zur Lehre dienen lassen. Es hat keine Weltausstellung mehr veranstaltet und sich auf lokale Unternehmungen oder Fachausstellungen beschränkt. Weitere Versuche mit Weltausstellungen blieben dem Kontinent und Amerika überlassen.

Digitized by Google

Es war zunächst die Absicht der Österreicher, 1868 die Welt nach Wien einzuladen. Während sie aber über den Platz für die Ausstellung stritten, kam ihnen Kaiser Napoleon zuvor und verkündete, daß 1867 zu Paris eine neue Weltausstellung stattfinden werde. Als Stätte dafür wurde damals zum erstenmal das weite Marsfeld an der Seine gewählt. — Auch diesmal dürften für Napoleons Vorgehen politische Erwägungen maßgebend gewesen sein. Die Unzufriedenheit hatte in Frankreich einen bedenklichen Grad erreicht und auch nach außen begann sein Ansehen nach der unglücklichen mexikanischen Expedition zu schwanken. Es kam darauf an, die Gedanken der Franzosen wieder auf unpolitische Gegenstände zu lenken, ihnen neue, reiche Einnahmequellen zu öffnen, ihrer Eitelkeit Genugthuung zu verschaffen. Daneben war Napoleon aber darauf bedacht, unangenehmen finanziellen Nachwirkungen wie den 1855 gemachten, vorzubeugen. Er überließ die Errichtung und Ausbeutung der Ausstellung einer privaten Gesellschaft. Ihr wurde das Marsfeld kostenlos zur Verfügung gestellt und eine Unterstützung von $9^1/_2$ Millionen Mark gezahlt. Damit sollten die Leistungen von Staat und Stadt abgeschlossen sein!

Dieser Umstand hat der 1867er Ausstellung einen eignen Stempel aufgedrückt. Da einerseits die Ausstellung etwas Niedagewesenes bieten sollte, andererseits die Mittel knapp waren, mußten die Unternehmer ängstlich darauf bedacht sein, möglichst viel Einnahmen zu erzielen. Die Folge war, daß Vergnügungsstätten aller Art ein viel größerer Platz als vordem eingeräumt wurde und daß die idealen Zwecke der Weltausstellung mehr als je zuvor in den Hintergrund traten. — Die 1867er Ausstellung hat ihre Vorgänger an Größe bei weitem übertroffen. Nicht weniger als 407 520 Quadratmeter wurden ihr auf dem Marsfelde, dazu noch etwa 250 000 Quadratmeter auf der Insel Billancourt eingeräumt; 50 226 Aussteller haben sie beschickt. Das Hauptgebäude maß in der Länge 490, in der Breite 300 Meter und zerfiel in sieben Ringe, worin sieben Gruppen von den neun, in welche alle Gegenstände eingeteilt waren, Platz fanden. Abweichend von den früheren Methoden waren die gleichartigen Erzeugnisse aller Länder nebeneinander aufgestellt. Was in den Hauptgruppen nicht unterkam, wurde in besonderen Pavillons aufgestellt.

Die plumpe Form des Hauptgebäudes, das man einen Riesengasometer nannte, die Art der Aufstellung der Waren, vor allem die Unmasse von Vergnügungsunternehmen, teilweise recht bedenklicher Art, haben viel scharfe Kritik verursacht. Daneben wirkten der preußisch-österreichische Krieg und die politische Unsicherheit hinderlich ein. Auch die Zusammensetzung und das Vorgehen der Jury erregten böses Blut. Am vollständigsten vertreten in Paris waren die Franzosen und Engländer. Von den Leistungen der anderen Völker auf gewerblichem und künstlerischem Gebiete konnte der Besucher kein nur annähernd erschöpfendes Bild gewinnen. Immerhin wurden die Absichten Napoleons ziemlich erreicht. Die zahlreichen Besuche fremder Potentaten, der nie dagewesene Zustrom von Fremden nach Paris brachten ihm neues Ansehen und neue Freunde. Nicht weniger als 10 200 000 Menschen haben diese Ausstellung besucht. Von den 16 Millionen Mark betragenden Kosten sind mehr als die Hälfte durch Eintrittsgelder und Platzmieten gedeckt worden!

Drei Jahre später war Napoleon gefangen und geächtet, war Frankreich in voller Zerrüttung! Diesen Zeitpunkt erachtete man in Wien als geeignet, um den früher von Napoleon vereitelten Plan zur Ausführung zu bringen: 1873 fand zu Wien eine Weltausstellung statt. An Kostspieligkeit hat sie alle ihre Vorgänger in Schatten gestellt. Nicht weniger als 44 Millionen Mark sind durch dieses Unternehmen verschlungen worden. An Erfolg ist sie dagegen hinter jeder Ausstellung, außer der 1855er, zurückgeblieben! Wenngleich 6 700 000 Besucher gezählt wurden, hat sie nur wenig über vier Millionen Mark an Einnahmen erzielt. Das Defizit war also ganz ungeheuer! — Das in Wien Gebotene hat diesen Mißerfolg nicht verschuldet. Vieles Interessante und Großartige ist hier den Besuchern vorgeführt worden, und gerade die Länder des östlichen und mittleren Europa, von deren Entwicklung die Londoner und Pariser Ausstellungen immer nur ein sehr dürftiges Bild gegeben hatten, waren vorzüglich vertreten. Aber es fehlte der Veranstaltung von vornherein jede größere, die Massen packende Idee, und zudem machten sich während der Ausstellung

Digitized by Google

die ersten Wirkungen des Wiener Börsenkrachs unangenehm fühlbar. So kam es, daß die Hoffnungen der Veranstalter gänzlich zu Wasser wurden und daß ihnen ebensowenig wie ein materieller ein moralischer Erfolg beschieden war.

Für einige Zeit war das Ausstellungsfieber in Europa nach diesem Mißerfolg stark abgekühlt. Während sonst in jedem Jahre ein halbes oder ein ganzes Dutzend Industrieausstellungen in verschiedenen Ländern die Regel war, haben 1874 und 1875 nur wenige kleine Veranstaltungen dieser Art stattgefunden. Die Stätte der nächsten Weltausstellung wurde sogar außerhalb Europas gewählt. Es waren die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche sie 1876 zu Philadelphia ins Werk setzten. Sie feierten damit das hundertjährige Gedächtnis ihrer Unabhängigkeitserklärung und unternahmen es gleichzeitig, der Welt ein Bild von der beispiellosen Entwickelung ihres Staatswesens während des verflossenen Jahrhunderts vorzuführen. — Die Ausstellung wurde im größten Maßstab angelegt. Nicht weniger als 24 Hektar wurden mit Gebäuden bedeckt, d. h. dreimal so viel Raum als 1851 zu London! Es wurden 32 Millionen Mark aufgewandt und nicht weniger als 60 000 Aussteller herangezogen. Das Hauptgebäude maß 540 Meter in der Länge und 140 Meter in der Breite. Den Vergnügungsanstalten war weit weniger Raum als in Paris und Wien gegönnt. Wenn das Unternehmen dennoch von beinahe 10 Millionen Menschen besucht worden ist und über 15 Millionen Mark eingebracht hat, muß das, in Anbetracht der ganzen Verhältnisse, als ein ansehnlicher Erfolg betrachtet werden.

Es war wohl kaum die Hoffnung auf materiellen Gewinn, welche die französische Regierung veranlaßt hat, 1878 eine neue Weltausstellung zu Paris ins Leben zu rufen. Aber es kam den Franzosen darauf an, der Welt zu bekunden, daß sie die ungeheueren Schläge des Schicksals ganz verwunden hatten, und daß kein Aderlaß stark genug wäre, um Frankreichs Wohlstand auf die Dauer in Frage zu stellen. So wurde denn ohne Rücksicht auf die Zurückhaltung Deutschlands und die Inanspruchnahme Rußlands durch die Orientangelegenheiten gerade in dem Augenblick, als die französische Kammer die Rückkehr zum vollen Schutzzollsystem einleitete, wieder auf dem Marsfeld ein Weltjahrmarkt veranstaltet. Gegen 56 Hektar bedeckten die riesigen Ausstellungshallen, gegen 32 Millionen Mark wurden für die Ausstellung aufgewendet. Gegenüber dem Hauptgebäude am rechten Seineufer war eine überaus reizvolle Gartenlage geschaffen worden, welche das Gebäude des Trocadero krönte. Das Ganze übertraf an Schönheit und Geschmack noch bei weitem die früheren Ausstellungen. Gegen 53 000 Aussteller haben sich beteiligt, und nicht weniger als $12\frac{1}{2}$ Millionen Menschen haben die Ausstellung im Laufe des Sommers besucht. Zum erstenmal wurde auch der Wissenschaft neben Gewerben und Künsten ein breiterer Raum gegönnt. Eine Anzahl von Kongressen der Vertreter verschiedener Wissenschaften wurden abgehalten. Für Vergnügungen aller Art war wieder in allergrößtem Umfange gesorgt. — Das Ergebnis der Ausstellung war in politischer und moralischer Hinsicht zweifellos ein günstiges. Frankreichs schwer geschädigtes Ansehen hob sich wieder bedeutend. Materiell dürften Frankreich und die Stadt Paris auch mancherlei Nutzen gehabt haben, doch konnte man nicht verhüten, daß sich im übrigen ein Defizit von etwa 22 Millionen ergab.

Die nächste wirkliche Weltausstellung hat dann erst 1889 stattgefunden. Die Veranstaltungen in Sydney 1879 und Melbourne 1880 und 1888 waren im ganzen und großen nur Exportausstellungen, auch die als Weltausstellungen bezeichneten Veranstaltungen in Amsterdam 1883, Nizza 1884, Antwerpen 1885, New Orleans 1886, Brüssel und Barcelona 1888 haben sich diesen Titel mit Unrecht beigelegt. Es werden mehr oder weniger geschickte großkaufmännische Spekulationen.

Erst 1889 fand also wieder eine wahre Weltausstellung und wieder in Paris statt. Frankreich feierte in ihr zugleich die hundertjährige Erinnerung an die große Revolution und bewog dadurch Deutschland, der Veranstaltung gänzlich fern zu bleiben, sowie Österreich, Rußland und England, ihre Beteiligung bedeutend einzuschränken. Trotzdem vereinigten sich in Paris nicht weniger als 60 000 Aussteller, und das Unternehmen ist von 32 Millionen Menschen besucht worden. Den etwa $9\frac{1}{2}$ Millionen Mark betragenden Ausgaben standen gegen 12 Millionen Einnahmen gegen-

Digitized by Google

über. So groß war das Vertrauen auf den Erfolg, daß alle Eintrittskarten von Privatleuten und Bankiers gekauft wurden, ehe überhaupt die Ausstellung fertig war. In Bezug auf epochemachende neue Erfindungen hat diese Ausstellung weniger als jede vorhergehende geboten. Ihr meist bewunderter Gegenstand war der 300 Meter hohe eiserne Eiffelturm, der weit über Gebühr Aufmerksamkeit erregt hat. Abgesehen vom pekuniären Erfolg verdankt Frankreich dieser Ausstellung aber zweifellos eine neue Befestigung des Ansehens der republikanischen Regierung, die gerade zu jener Zeit von Boulanger und seinen Anhängern arg bedroht war.

Das glänzende Ergebnis der Pariser Weltausstellung machte der in vielen Staaten solchen Unternehmungen bis dahin entgegengebrachten Gleichgültigkeit ein rasches Ende. Mit einem Schlage begann allenthalben auf dem Kontinent eine Agitation für Veranstaltung der nächsten großen Ausstellung in einem anderen Orte als Paris. Berlin, Wien, Brüssel ꝛc. stritten sich um die Ehre. In Deutschland insbesondere befürworteten viele Stimmen, die Welt zur Feier des Beginns des neuen Säkulums nach Deutschland zu laden. Die in Wien gemachten schlimmen Erfahrungen wurden dabei in den Wind geschlagen. Auch die Zurückhaltung Englands in dieser Frage, seine Abneigung, mit Paris in Wettbewerb zu treten, und die Bismarcksche Politik, welche es stets vermieden hatte, nach französischem Muster für das Prestige zu arbeiten, wurden unbeachtet gelassen. Die Regierung wurde mit Schmähungen überhäuft, weil sie der Angelegenheit sehr nüchtern und zurückhaltend gegenüber trat. Während man in Deutschland und anderen Ländern aber hin und herstritt, verkündeten die Franzosen, daß sie 1900 eine Weltausstellung veranstalten würden. Damit war anderen derartigen Unternehmungen in Europa der Boden entzogen, und nur die Vereinigten Staaten konnten wagen, vor Ablauf des Jahrhunderts noch eine Weltmesse ins Werk zu setzen.

Ihre Ausstellung, die 1893 in Chicago stattfand, ist die großartigste gewesen, welche die Welt je gesehen hat. Sie hat 289 Hektar Landes bedeckt und ist mit einem Aufwand von 107 Millionen Mark geschaffen worden. Dank dem Nationalgefühl der Bürger der Vereinigten Staaten und der Wißbegierde anderer Völker hatten sehr viele Besucher sich eingefunden, und die Erträge der Ausstellung haben die hohen Kosten um elf Millionen überragt. Ob das Ergebnis für die Gesittung und Entwicklung der Welt ein nennenswertes gewesen ist, kann zweifelhaft sein; der Machtstellung der Vereinigten Staaten und der Kräftigung ihres Selbstgefühls scheint die Ausstellung aber in hohem Maße zu Nutze gekommen zu sein.

Sicher ist, daß die Klagen über die Häufigkeit und Zwecklosigkeit der großen Ausstellungen, die in den achtziger Jahren allgemein laut wurden, jetzt verstummt sind. Deutschland hat sich mit Aufwendung enormer Mittel in Chicago beteiligt und dort einen großen Erfolg errungen, es rüstet sich jetzt, mit noch größeren Opfern in Paris der Welt ein Bild von seinen Leistungen zu geben. Dabei dürften sich die wenigsten Aussteller nennenswerte Ergebnisse für ihren Handel nach Frankreich versprechen. Es kommt ihnen nur darauf an, sich den fremden Konkurrenten ebenbürtig oder überlegen zu zeigen und damit ihre Stellung auf dem Weltmarkt zu befestigen. Unter diesen Umständen dürfte die bevorstehende Ausstellung mehr als eine der vorhergehenden dem vor fünfzig Jahren von Prinz Albert vorgezeichneten Plane entsprechen, und es ist anzunehmen, daß dieses Mal trotz aller in Paris gebotenen Vergnügungen die Ausstellungsgegenstände selbst die Aufmerksamkeit der Besucher mehr als je fesseln werden!

Tritt in nächster Zukunft nicht eine schwere Handelskrise ein, so wird sicherlich der Pariser Weltausstellung bald eine neue folgen. Bei geschickter Wahl des Orts, der Umstände und glücklicher Konjunktur dürfte auch ihr der Erfolg nicht fehlen. Abgeschlossen ist jedenfalls das Zeitalter der Weltausstellungen noch lange nicht. Trotz aller internationalen Vereine, Zeitschriften, Schulen und Verkehrsmittel wird die unmittelbare Zusammenstellung der neuesten Fortschritte besonders auf technischem und künstlerischem Gebiet immer von Nutzen bleiben!

Digitized by Google

Nach dem Kampf. Bronze von H. Hosaeus.
(Berliner Ausstellung 1899.)

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie entsteht ein Roman?

Von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Abdruck verboten.)

Es ist nicht meine Absicht, ein untrügliches Mittel anzugeben, um einen Roman zu schreiben. Ein Rezept sozusagen gibt es nicht. Ich bin weder Litterarhistoriker, noch Ästhetiker oder Philosoph, sondern kann nur vom Standpunkt des Selbstschaffens dieses oder jenes mitteilen, und bin mir dabei wohl bewußt, daß ich das Beste doch nicht sagen kann, weil es unter der Bewußtseinsschwelle liegt.

Der erste Gedanke wird sein, wie kommt man denn dazu, einen Roman zu schreiben? Es gibt Leute, die glauben, daß man sich so Sonntag nachmittags von drei bis vier hinsetzen und einen Roman schreiben könne. So leicht ist denn die Sache doch nicht. Sie ist sogar sehr schwer, wenn der Roman, was doch unsere Absicht ist, „Kunst" sein soll. Viele Menschen machen sich überhaupt keine genügende Vorstellung von der Thätigkeit des Schriftstellers, und auf keinem anderen Gebiete wird so leicht Dilettantismus und Kunst verwechselt. Daß jemand, der nicht zeichnen gelernt und malen, selbst einsieht, daß er eben nicht Maler sein kann, oder jemand, der nicht Generalbaß und Kompositionslehre studierte, einsieht, er könne nicht Komponist sein, scheint klar. Anders ergeht es aber darin dem Schriftsteller. Viele, die ein Erlebnis nett erzählen können und vielleicht einen gut stilisierten Brief zu schreiben imstande sind, meinen damit auch schon die Vorbedingung in der Hand zu haben, um einen Roman zu schreiben.

Mir hat einmal jemand gesagt: „Ja, wissen Sie, wenn ich nur den rechten Stoff fände, dann schriebe ich sofort einen Roman."

Und ein anderer: „Stoff hätte ich genug — wenn ich nur wüßte, wie anfangen!"

Zum Beginn bedarf es, wie zu jedem künstlerischen Schaffen, der Empfängnis, eines Erlebnisses, das in uns, den Schöpfer, hineingetragen wird. Natürlich sind die Anregungen, die niemals zur Entwickelung gelangen, in der Überzahl; zur That reift nur weniges. Es kommt vor, daß uns etwas erfaßt, und daß die Spannung wieder nachläßt, wir die Anregung sogar vollständig vergessen. Der Anstoß muß aber beinahe immer von innen geschehen. Wenn einem also jemand, wie sich das manchmal ereignet, sagt: „Denken Sie, was mir da neulich passiert ist, das sollten Sie einmal benutzen" — so liegt dem ein Irrtum zu Grunde. Wenn mir jemand erzählt, es sei vor seinen Augen einer vom Dache gefallen, so mag das an und für sich sehr traurig sein, ist aber kein inneres Erlebnis, und es kann sogar eintreten, daß, wenn man diesen Eindruck hätte zum Kunstwerk ausreifen lassen wollen, es nicht mehr geschieht, weil eine fremde Hand an unsere Seele gerührt und gesagt hat: „Das sollten Sie schreiben!"

Ehe wir beginnen, werden wir uns über das Thema, die Fabel, klar werden müssen, und wir wählen auch damit, wenn ich beim hergebrachten Ausdruck bleiben darf, einen Helden. Dieser Held braucht nun gar nicht eine Person zu sein, es könnte auch eine Genossenschaft von Personen sein, eine Familie, eine soziale Schicht, ein Gedanke, der fast alle Menschen, die wir vorführen, beherrscht und treibt, der kann der Faden werden, an den die Begebenheiten geknüpft sind.

Dazu muß eine Sichtung und Anordnung des Stoffes stattfinden. Der eine macht dies im Kopf, der andere bringt es zu Papier; beim einen steht die Ausführung sofort fest, beim anderen ändert sie sich, verschiebt sich sogar noch im Laufe der Arbeit. Und das liegt auch daran, daß unwillkürlich, wenn wir uns mit unserem Stoff beschäftigen, alles anfängt, allein unserem Stoff zu dienen. Überall stößt uns das auf, was wir zur Arbeit brauchen.

Ich wähle ein Beispiel, eine Erfahrung, die vielleicht alle schon einmal gemacht haben. Ich habe nie im Leben an eine Buttermaschine gedacht, bekomme Besuch und der erzählt, er habe die Absicht, eine Buttermaschine zu kaufen. Der Besuch geht, und nun sollte man denken, die Buttermaschine, von der ich früher nichts gewußt, werde in meinem Bewußtsein wieder versinken. Aber nein, ich sehe in einem Schaufenster, an dem ich schon hundertmal achtlos vorbeigegangen bin, eine Buttermaschine. Ich lese in einer Zeitung: „Buttermaschine zu kaufen gesucht." Mein Tischnachbar bei einem Diner erzählt von einer Buttermaschine; ich finde in der Sprechstunde beim Zahnarzt ein Buch aufgeschlagen, und sofort leuchtet mir das Wort entgegen „Buttermaschine". Es ist plötzlich, als ob im ganzen Leben, wo man geht und steht, Buttermaschinen umherschwirrten.

Genau so ist es mit dem Schaffenden. Von allen Seiten fliegt ihm, bewußt oder unbewußt, das zu, was er für seinen Gegenstand gerade braucht oder vielmehr ganz einfach: nur die Äußerungen des Daseins nehmen Gestalt an, die für diesen Gegenstand passen, während er die übrigen Milliarden von Lebensäußerungen übersieht.

Digitized by Google

Eines Tages wird nun der Augenblick kommen, wo wir die innere Nötigung verspüren, uns von diesen geradezu auf unserem Gehirn und unserer Seele lastenden Eindrücken zu befreien. Dann treten alle übrigen Pläne zurück, und nur noch der eine steht vor unserer Seele. Wir setzen uns hin und beginnen, der eine so, der eine so: ruhig, freudig, begeistert, fieberhaft erregt, selbst unwillig, gequält, sich zurückhalten wollend und doch vorwärts drängend. Wir wären damit zur Niederschrift gekommen, also zum Technischen.

Eine Vorbemerkung. Bei allen Dichtern wird das Tempo innerhalb der Arbeit sehr verschieden sein. Einigen geht die Arbeit wie ein Spiel von der Hand, andere stöhnen wie eine schwerarbeitende Maschine, so daß der Satz wahr sein könnte: Genie ist Fleiß! Richtiger wohl würde er lauten: das Genie ist fleißig! Die bedeutendsten Leistungen des Menschen waren ja fast nie einfache Geistesblitze, wie sich das manche wohl vorstellen. Man denke nur daran, wie z. B. Napoleon I. eingestanden hat, daß er nächtelang gebrütet hätte über der Karte, ehe er einen Entschluß faßte.

Aber das Tempo, in dem eine Arbeit von statten ging, spricht weder für noch gegen ihren Wert. Oft sind mühsam hervorgebrachte Seiten die glänzendsten eines Buches, andererseits haben oft Seiten, die im übermächtigen Schöpferdrange binnen wenigen Minuten hingeworfen wurden, etwas Flüchtiges behalten, oder wieder sie waren das Beste, was der Betreffende je geschaffen hat. Ich erinnere daran, daß Heine die fast wie Improvisation hingeworfenen Verse manchmal schwer erarbeitet hat und ihnen unreine Reime erst später einsetzte, um den Anschein des leicht Flüssigen zu erwecken.

Ich komme also nun zur Technik. Die Technik hat selbstverständlich gewechselt, feststehende Regeln gibt es nicht. Frühere Generationen machten es so, wir machen es anders, und das folgende Geschlecht wird es noch anders machen und uns zum alten Eisen werfen. Deswegen hat der eine für seine Zeit vielleicht ebenso recht gehabt, wie der andere. Für uns kommt es nur darauf an, wer ein ehrlicher Künstler gewesen ist.

Ich beginne mit dem Äußerlichsten, dem Umfange. Die Begriffe darüber haben sich im Laufe der Jahre sehr verschoben. Statt der vielbändigen Romane, wie sie einst beliebt waren, werden heute solche in zwei, womöglich aber in einem Bande vorgezogen. Der Hauptgrund, warum die Romane kürzer geworden sind, ist wohl ein buchhändlerischer; sie sollen womöglich in einem jener billigeren Bände verkauft werden, wie sie die Franzosen beliebt gemacht haben.

Aber auch in anderer Beziehung haben sich die Ansichten über den Roman geändert. Früher mußte die Handlung möglichst reich bewegt sein. Es wurde nichts auf Psychologie und Wahrscheinlichkeit gegeben, die Hauptsache blieb eine aufregende Lektüre, die den Leser in Atem erhielt.

Das ist noch heute nicht ganz verschwunden; die sogenannten Schauerromane, in denen mindestens auf jeder ungeraden Seite ein Mord und auf jeder geraden Seite eine Liebesscene vorkommen soll, werden wohl immer ihr Publikum behalten. Die besten Leser haben sich jedoch davon abgewendet, und je besser nach unserer Ansicht heutzutage ein Roman ist, desto weniger genügt er meistens jenen Forderungen.

Die Handlung kann äußerlich da sein, aber sie ist es nicht notwendig; sie wird dann durch innere Handlung ersetzt.

Das Publikum wird dadurch allmählich dazu erzogen, selbst zu denken und zu urteilen, diese innere Handlung zu verfolgen, die eben nicht aufdringlich durch Thaten äußerlicher Art ins Licht tritt, sondern die, ich möchte sagen, in Wandlungen des Menschen besteht.

Wir wollen heute nämlich nicht mehr sagen, was ist, sondern zeigen, was wurde. Wenn man sich früher mit der kurzen Mitteilung begnügte, Rudolf hätte sich in Angelika sterblich verliebt, so wollen wir heute gezeigt haben, wie Angelika auf Rudolf wirkte: ihr Aussehen, ihr Benehmen, ihre ganze Art, die Umstände, unter denen er sie traf, der Ort, wo er sie kennen lernte, vielleicht seine Stimmung an dem Tage, die ersten Worte, die zufällig gewechselt wurden, ich will sogar annehmen, ein gewisser Duft, der von ihr ausging, sein innerliches Sträuben dagegen, Hindernisse oder Umstände, die dafür sprachen, kurzum die Angabe von allem, was Rudolfs Verstand und Sinne gerade auf Angelika lenkte. Es geht daraus hervor, daß es nach unserem heutigen Geschmack mit der Kunst des bloßen Fabulierens vorbei ist. Ist einem Dichter die starke Phantasie in die Wiege gelegt, desto schöner und besser. Aber er soll uns nicht bloß fabelhafte Ereignisse erzählen, sondern wir verlangen, daß er uns ein Bild vom Leben gibt, wie es wirklich ist.

Nun wollen wir aber durchaus nicht das Leben haben in allen seinen Einzelheiten, denn der Dichter würde dann nichts mehr sein, als ein Reporter; ein Roman von 500 Seiten würde dann nicht einmal hinreichen, um von den Vorgängen, Erlebnissen und den Menschen mit ihrer Umgebung mehr darzustellen, als was im Verlauf von ein paar Minuten geschehen ist.

Wir wollen nicht Wirklichkeit, wir wollen Wahrheit, oder vielmehr im Gedanken an den Pontius Pilatus-Zweifel: wir wollen in uns das Gefühl der Wahrheit erregt haben — wir wollen also: Wahrscheinlichkeit. Wie im Leben nach der Darwinschen Ansicht von dem Kampf ums Dasein nur die lebenskräftigsten Elemente oben bleiben, so müssen auch wir im Roman verfahren. Wir sichten die unendliche Menge dessen, was vor unserer Seele steht, und suchen das Charakteristische heraus; das zusammengestellt, soll uns den Schein der Wahrheit vortäuschen.

Infolgedessen wird das und jenes übergangen, mit ein paar Worten abgethan, wofür ein anderes genau beschrieben wird. Es werden ganze Zeiträume übersprungen, um andere breiter behandeln zu können. Ich möchte das die Ökonomie des Raumes und der Zeit nennen.

Aber trotzdem muß der Roman den Eindruck erregen, als wäre er wie aus einem Guß. Diesen Eindruck hervorzubringen, ist eben die Kunst des Dichters.

Wenn wir nun beginnen, so müssen wir zuerst wissen, wo werden wir mit der Handlung einsetzen, was führen wir wirklich vor, und was lassen wir vorher geschehen sein?

Digitized by Google

Haben wir uns vorgenommen, das Mannesalter zu schildern, so setzen wir im Mannesalter ein. Die Kinderzeit, die Jünglingsjahre lassen wir fort, wie später das Greisenalter.

Aber aus dem, was vorher war, werde ich meinen Helden erklären müssen. Z. B.: Ich habe es mit einem scheuen Mann zu thun, der ein gewisses Mißtrauen in sich trägt. Da darf ich nun nach unseren heutigen Anschauungen nicht sagen: „Der Mann war finster, mißtrauisch, menschenfeindlich ꝛc.," sondern ich werde auf seinen Charakter ein Licht aus seinen Entwickelungsjahren fallen lassen und bei Gelegenheit dem Leser beibringen, daß der Mann beispielsweise im Elternhause eine schwere Jugend hinter sich hatte, der Vater ihn nicht verstand, daß er von den Kameraden Prügel bekam, daß sein Klassenlehrer sich in seinem Charakter irrte und was etwa in ihm an träumerischer Weichheit und Unaufmerksamkeit lag, für bösen Willen hielt, daß er so allmählich zum Klassenschwanz und Prügelknaben wurde. Daß er später von einem jungen Mädchen, dem sich sein Herz zugeneigt, hintergangen ward und dergleichen.

Wir werden also an irgend einer Stelle die Jugend- und die Jünglingszeit dieses Mannes heraufbeschwören. Er trifft z. B. einen seiner Schulkameraden wieder, die ihn schlecht behandelt haben, die ihn hintergingen, oder ein dritter erzählt, ein Freund des Vaters, wie unser Held als Knabe gewesen ist.

Das führt mich zu einer Hauptforderung im Roman. Nach heutigen Begriffen soll der Autor unpersönlich bleiben, er soll verschwinden hinter seinem Stoff. Es darf nicht vorkommen, was ich nennen möchte: Der Autor spricht.

Der Autor soll kein subjektives Urteil abgeben. Er sagt nicht „Roland gab Elvira einen Kuß, und das war schlecht von ihm", sondern er muß sich begnügen zu schreiben: „Roland gab Elvira einen Kuß"; ob das schlecht gewesen ist, mag er dem Urteil des Lesers überlassen. Aber es gibt auch dafür Grenzen, denn wollten wir das Persönliche ganz verbannen, so würden wir dem Dichter nehmen, was des Dichters ist; wir würden das Kunstwerk in eine andere Sphäre hinüberspielen, in die der kalten, klaren Wissenschaft. So ist es natürlich nicht gemeint, denn das Persönliche haucht der Dichtung Wärme und Kälte ein, und Temperaturwechsel brauchen wir in der Darstellung.

Im übrigen ist ja ein subjektives Urteil in allem, was wir sagen, bis zu einem gewissen Grade vorhanden, denn wir stecken in unserer eignen Haut, und schließlich sind wir doch bloß imstande zu ahnen, was in einem fremden Menschen vorgeht, wir wissen es nicht.

Für jemand, der, ehe er zur Feder greift, etwa Ziegelstreicher gewesen ist, wird es sehr schwer sein, sich in die Seele eines Königs hinein zu denken, und für einen Juristen, der aus Juristenfamilie stammt, erscheint es auf den ersten Blick unmöglich, zu ahnen, was in der Seele eines Erdarbeiters vor sich geht.

Aber es helfen dabei: eine ungewöhnliche Beobachtungskraft, eine außerordentliche Menschenkenntnis, die Divinationsgabe des Dichters. Der Dichter muß in fremden Seelen lesen können, nur so ist es möglich, daß er andere Menschen durchdringt und schildert, so daß sie uns echt erscheinen.

Das ist nun eine Gabe, die wohl kaum erworben werden kann, die man nur imstande ist auszubilden, eine Gabe, die eben einen Teil des Dichters ausmacht.

Am schwersten wohl sind Frauen zu schildern. Die bleiben für den Dichter ein Kriterium.

Aber diese Menschenkenntnis, Beobachtungsgabe, Seelenanalyse wird bei jedem Schriftsteller natürlich trotzdem etwas Persönliches behalten. Der eine sieht den Gegenstand so an, der andere so, und das hängt auch von der Weltanschauung des Dichters ab. Eine festgefügte Weltanschauung muß er haben, sonst wird das Werk saft- und kraftlos oder eine bloße Aufzählung der Thatsachen.

Wenn der Dichter also versucht, möglichst zurückzutreten, so bleibt er trotzdem bis zu einem gewissen Grade befangen; denn es ist klar, daß z. B. ein überzeugter Socialist notwendigerweise die Menschheit anders ansehen muß, und demgemäß auch anders schildern muß, als ein überzeugter Monarchist. Ein Kunstwerk kann der Dichter jeder Weltanschauung hervorbringen. Ob dieses Kunstwerk dann dem Leser anderer Weltanschauung gerade sympathisch ist, ist eine andere Frage. Ich meine, er „kann" es hervorbringen, und wir verlangen sogar, daß der Autor keine Molluske ist, sondern Rückgrat besitzt. Es kann aber nur dann ein Kunstwerk sein, wenn es nicht ausschließlich der Tendenz dient.

Ich weiß wohl, daß manche bedeutende Werke tendenziös sind. Den Ewigkeitsstempel aber tragen sie nicht, bis auf ganz wenige, die vom Genie geboren wurden. Eine Tendenz, die das Genie sich erlauben darf, wird aber schon beim Talente störend, quälend. Goethe hat gesagt: „Das Genie ist nur durch seine Fehler mit seiner Zeit verwandt," und Schopenhauer: „Das Genie ist einsam." Das Genie geht eben Wege, die nicht allen gleich verständlich sind, sonst wäre es nichts Besonderes. Das Nichtgenie muß sehen, daß es Tendenz vermeidet.

Wir versuchen es dadurch, daß wir ebensowenig nur Personen vorführen, die eine schwarze Seele haben, als nur solche, die eine weiße Seele haben. Gesetzt, es hätte einer die Absicht, einen Offiziersroman zu schreiben, so würde er der Tendenz anheimfallen, wenn er nur Offiziere vorführte, die Muster von Menschen, tadellos, energisch, schneidig, liebenswürdig sind. Der Leser müßte sich sagen: „Das ist kein Weltbild, denn wir sind alle Menschen und mit menschlichen Schwächen behaftet, lauter solche Engel gibt es nicht!" Der Autor würde, weil er den Schatten nicht gemalt, Zweifel am Lichte aufkommen lassen.

Nun käme ein anderer und schilderte wiederum nur Offiziere, die alle leichtsinnig, thöricht, oberflächlich, unangenehm wären. Dann würde jeder Unbefangene unwillkürlich fragen: „Kinder, sagt mal, wie ist es nur möglich, daß diese Schwefelbande 1870 fertig gekriegt hat?" Darum ist es notwendig, ein Gegengewicht einzuführen, Gegenspieler, und das ergibt die Nebenhandlung.

Steht also im Vordergrunde ein Fabrikant, ein tüchtiger energischer Mann der Arbeit, so ist

Digitized by Google

es vielleicht nicht unwillkommen, auch seinen Widerpart zu zeigen, indem wir andere Fabrikanten einführen, von denen dieser oder jener ein öder Kunde ist, vielleicht gar ein gefährliches Element in unseren schwierigen, socialen Zeiten, der durch sein Auftreten dem socialen Frieden schadet. Wir erreichen damit ein Doppeltes. Einmal dienen die schlechten Elemente dem besser gearteten Helden als Folie, die ihn hebt, und dann ist auch thunlichst die Tendenz dadurch vermieden, als hätten wir den Ansichten erregen wollen, es wären nun etwa alle Arbeitgeber Wesen höherer Art.

Die Nebenfiguren brauchen wir, sozusagen, als Echo der Hauptfiguren, manchmal als Gegensatz, immer aber um die Rundung und Fülle des Lebens vorzutäuschen. Dabei darf die Phantasie nicht mit uns durchgehen, wir dürfen ihnen keinen breiteren Platz einräumen, als in der Ökonomie unserer Arbeit für sie Raum bleibt.

Dies richtig abzuwägen ist eben wiederum Sache des Dichters.

Wir müßten eine Prometheusnatur besitzen, um so viel andere Menschen verstehen zu können. Da das nicht der Fall ist, werden wir versuchen, uns der Grenzen unserer Wandlungsfähigkeit und Menschenkenntnis bewußt zu bleiben und den Menschen, deren Fühlen, Sein und Wesen wir nicht tief genug haben ergründen können oder denen wir uns zu wenig wesensverwandt fühlen, eine Episode zuteilen und sie einfach handeln lassen. Ist diese Handlung sehr charakteristisch, so kann auch auf eine Nebenfigur ein derartig feines psychologisch echtes Licht fallen, daß sie mit einem Satze vor uns steht, wahr, klar, richtig und tief!

Von selbst drängt sich uns die Frage auf, wie macht es der Dichter überhaupt, in andere Menschen einzudringen? Das gehört zu den Rätseln der geistigen Zeugung, die Grundlage dazu ist eben Talent, Veranlagung. Natürlich kann das ausgebildet werden, wenn auch kaum durch bestimmte Absicht, durch einen Lehrkursus, wohl aber durch das Leben. Wir lernen im Laufe des Daseins allerlei Dinge kennen und Menschen; wir urteilen unwillkürlich darüber, wir erraten viel, wir kombinieren, wir fühlen, wir ahnen. Der Dichter hat verfeinerte Sinne, er fühlt mehr als andere, er hat tiefere Schmerzen auszukosten, als der normale Mensch, und darin scheint sein Schicksal nicht beneidenswert; aber vielleicht hat er auch höhere Freuden als der andere, der geboren ward, aß und starb. Ich wenigstens weiß nicht, ob die Freude des Schaffens, die Schöpferkraft, von irgend einem anderen Gefühl dieser Erde aufgewogen oder auch nur erreicht werden kann.

Natürlich liegt auch das alles mehr oder weniger unter der Bewußtseinsschwelle, und es berührt deshalb immer komisch, wenn jemand fragt: „Sagen Sie mal, Sie machen wohl hier Studien?“

Es wäre doch ein fürchterlicher Zustand, wenn man fortwährend denken sollte: „Jetzt mache ich Studien!“ Das nähme einem jede Unbefangenheit, ich glaube sogar, alle Freude am Dasein.

Studien macht der Künstler von selbst, ohne es zu wissen. Wenn man ihm die Möglichkeit nähme, Studien zu machen — sperrte man ihn beispielsweise ein — so würde er eben Studien machen über die Gefangenschaft, über die Einsamkeit und was weiß ich noch.

Das führt mich zu dem Kapitel der Modelle.

Irgend woher müssen wir doch die Menschen haben, die wir darstellen, irgend jemand muß uns Modell gestanden haben, ist die Ansicht mancher Leute.

Das ist nun ein Irrtum. Wenigstens in der Fassung, wie es sich der Laie zu denken pflegt. Für den einigermaßen mit der Kunst Vertrauten ist es ganz klar, daß wir nicht eine bestimmte Person meinen, sondern daß der Romanschriftsteller bemüht sein muß, Typen zu schaffen. Was nur für einen einzigen bestimmten Menschen paßt, wäre höchstens geeignet, wenn wir etwa einmal ein Original schildern wollten.

In der Dichtung suchen wir aber das Menschliche, wir werden nur von dem ergriffen, was uns mehr oder weniger alle angeht.

Wir wollen in den Gestalten des Romans ein Bild sehen, das uns gleich sei, aber nicht zufällig einem einzigen unter uns. Diesen einzigen, den wir als Abklatsch der Natur sozusagen in unsere Arbeit herübernehmen wollten, würden wir gar nicht einmal so brauchen können, wie er in der Welt herumläuft. Wir müßten doch ändern an ihm und modeln, ihn stimmen auf unsere Arbeit, genau wie der Maler auch das beste Modell, das ihm sitzt, nicht abpinselt, sondern es hineinkomponiert in sein Bild, dem einen nur den Arm entlehnt, einem zweiten den Kopf, dem dritten das Auge.

Trotzdem kommt es vor, daß Leute sich zu erkennen glauben, ja es ist fast eine Krankheit, unter der der Romanschriftsteller leidet, da viele Menschen nicht imstande sind, anders als persönlich aufzufassen. Ja es gibt Leser, die bei einem Roman, der vielleicht von den Urteilsfähigen als Kunstwerk anerkannt ist, nichts interessiert als die Frage: „Wer ist denn eigentlich damit gemeint?“

Sie zerbrechen sich den Kopf darüber, ob z. B. der Senatspräsident Rollenbusch des Buches nicht ihr Onkel Fridolin sein könnte, und sie glauben mit Bestimmtheit, in dem Herrn Schnapphahn des Romans sich selbst wieder zu erkennen. Haben die Herren Schnapphahn und Rollenbusch dann nur den geringsten unsympathischen Zug, so fühlen sie sich in der Person des Onkels oder in ihrem eignen Interesse gekränkt.

Diese Modellsucherei hat ja in gewisser Beziehung etwas Schmeichelhaftes. Sie spricht dafür, daß es dem Dichter gelungen sein muß, einen Typus auf die Beine zu stellen, den sofort die verschiedensten Leute als sich selbst recognoscieren. Er hat also offenbar einen Typus zu zeichnen verstanden, mit tausend Einzelzügen, die auch im typischsten Modell nie alle bei einander wären.

Woher haben wir nun die einzelnen Züge?

Natürlich aus dem Leben. Der Vorgang dabei pflegt meistens so zu sein: Es schwebt uns eine bestimmte Figur vor, sie gewinnt allmählich Gestalt, tausend Dinge, die wir bei anderen Menschen erlebt, gesehen, gehört haben, stehen uns vor Augen, und wir wählen uns das aus, was uns für unsere Gestalt zu passen scheint.

Wollen wir also beispielsweise ein junges

Digitized by Google

Mädchen schildern, so werden wir nicht eine bestimmte Person reportermäßig zu Papier bringen, sondern tausend Beobachtungen und Züge, die sich irgendwo im Gehirn niedergeschlagen haben, stehen uns zur Wahl. Jetzt wird das „Dichten“ zum „Verdichten“. Den ersten Anstoß gibt uns vielleicht eine alte Dame, die die Hände zusammenschlägt und sagt: „Mein Gott, was sind die jungen Mädchen heute anders geworden! Meine Mutter hätte mir eine schöne Scene gemacht, wenn ich so hätte grüßen wollen, wie solch ein junges Ding. Denken Sie sich, vorhin begegne ich Fräulein von Illing, der Tochter vom Geheimrat, mit einer andern Dame. Glauben Sie, daß die überhaupt gegrüßt hätte. So — hat sie gemacht. Das nenne ich überhaupt gar keinen Gruß.“

Wir haben also *einen* Zug zu einem solchen jungen Mädchen: es grüßt eine alte Dame nicht artig. Nun fällt uns ein junges Mädchen auf der Straße auf, wir kennen es nicht. Wir sehen ein noch wenig entwickeltes, schlankes, langes, schmales Wesen vor uns. Es ist modern angezogen, geht wie ein Küchlein neben der Mutter, und wir bemerken, daß das junge Ding besser angezogen ist, wie sie. Aus allerlei Wissen, Erfahrung, Instinkt steht das Blitzbild vor unserer Seele: „Bei denen wird alles auf die Tochter verwendet, um sie unter den Hut zu bringen.“

Dann sehen wir zufällig einmal eine andere junge Dame grüßen, und sie grüßt frech, beinahe wie ein Straßenjunge. Endlich treffen wir auf einem Balle ein junges Ding, das kein anständiges Deutsch mehr sprechen kann, weil wüste Begriffe, es sei ein Zeichen von großer Welt, ihm im Kopf herum schwirren, wenn es spricht von „afternoontea“, wozu sie ein „tailor-made“ anlegen will. Ein Mädchen, das nicht mehr zum Essen nach Hause kommt, sondern zum „dinner“, das lispelt, blasiert ist, weltmüde mit 18 Jahren, gibt uns einen neuen Eindruck.

Dann erleben wir es vielleicht in einer überwältigenden Natur, daß eine junge Dame, während sich vor uns die gewaltigsten Gebirgsbilder aufthun, nichts weiter zu sagen weiß, als wie schwatzend: „Diesen Winter wird sehr viel los sein, 61 junge Mädchen werden vorgestellt. Onkel Theodor gibt sogar *zwei* Bälle, ich bin *jetzt* schon für den Fastnachtsball engagirt. Der Rudi Tankow geht leider diesen Winter nicht aus, ꝛc. ꝛc.“

Dann, etwa in einer Abendgesellschaft, sehen wir ein junges Mädchen, das vor den Herren sich möglichst als guter Kamerad zeigen will, sich auf den Tisch setzt und eine Cigarette raucht. Endlich hören wir, wie von drei jungen Mädchen nie anders gesprochen wird, als von Lili Geldern, Kiki Faber und Fifi Rhön.

Und alle diese Eindrücke ziehen sich zusammen in ein: frech grüßendes, Cigaretten rauchendes, die Muttersprache nicht mehr könnendes, das Ausländische bewunderndes, linealartiges, in einem tailor-made sich vor den Herren aufspielendes, lebensmüdes, blasiertes, unerzogenes, ungebildetes, thörichtes Wesen, das von den Freundinnen Butzi Meier genannt wird.

Es ist dann sehr leicht möglich, daß sich alle diese Lilis, Kikis und Fifis porträtiert fühlen werden, während doch die Butzi Meier nur einen Typus darstellt, in dem sich alle die jungen Mädchen wiederfinden, obgleich der Dichter mit Bestimmtheit an keine einzelne von ihnen gedacht hat.

Natürlich würde, nebenbei gesagt, wie wir vorhin gesehen haben, als Nebenfigur etwa ein anderes junges Mädchen mit in den Roman gebracht werden, das ein ehrliches braves Geschöpf ist, klug, bescheiden, wie die Klugheit meist, und das mehr Gewähr bietet, eine vernünftige Frau zu werden, als Butzi Meier. —

Ich gehe nun zu ein paar Äußerlichkeiten über, die, so nebensächlich sie scheinen, doch außerordentlich wichtig sind.

Da ist es z. B., nachdem wir uns schlüssig geworden sind, wo wir mit der Handlung einsetzen können, notwendig, einen Anfang zu finden. Die ersten Worte sind sehr wichtig. Es ist nicht gleichgültig, wie ein Roman, ja sogar wie ein Kapitel beginnt. Den meisten Schaffenden kostet der Anfang die größte Mühe. Es kommt vor, daß zehn-, fünfzehn-, zwanzigmal angefangen wird, und zwar immer verschieden, bis endlich das Rechte gefunden scheint. Man beginnt z. B. mit einer breiten Schilderung, die man benutzt, um Stimmung hineinzubringen, um den Schauplatz, sozusagen die Bühne festzustellen. Das war früher vor allem beliebt. Der französische Romandichter Balzac häufte im Anfang oft so die Schilderungen, daß er fünfzig Seiten lang nicht dazu kam, wirklich mit der Handung einzusetzen. Ähnlich verhielt es sich mit den Schilderungen bei Walter Scott. Nehmen wir nun an, es wollte jemand einen specifisch Dresdener Roman schreiben, so könnte er beginnen, ich übertreibe jetzt natürlich, um es klarer zu machen: „Düstere Wolken hingen drohend über dem Elbthal!“ ꝛc., man würde dadurch auf etwas düsteres vorbereitet; oder man sagt: „In wolkenloser Bläue wölbte sich ꝛc.“, das klingt schon etwas heiterer.

Fügt man umgekehrt direkt mit der Handlung an, z. B. „Kommen Sie doch noch einen Sprung ins Löwenbräu, Herr Schulze!“ so ist der Leser gleich mitten drin, was vielen sehr angenehm ist. Da brauchen sie nichts zu überspringen, und die „langweiligen Schilderungen“ sind gleich überwunden.

Zola, einer der wenigen großen Romanschriftsteller, die sich auch kritisch ausgesprochen und Untersuchungen über ihre Kunst angestellt haben, verlangt, die Beschreibung und Schilderung dürfe kein Ding an sich werden. Sie sollte nichts weiter sein, als „un état du milieu qui détermine et complète l'homme“.

Er will sie also nur so weit gelten lassen, als sie zur Erklärung und Vervollständigung seiner Figuren notwendig ist. Nun ist er ja selbst bekannt wegen der seitenlangen Aufzählungen, beispielweise der Waren, die es in einem Modemagazin giebt, aber er fügt auch zu seiner Forderung hinzu, er habe genug selbst gesündigt, um unverdächtig diesen Grundsatz aufzustellen.

Seine beiden Hauptforderungen für den Roman lauten: 1. Wirklichkeitssinn, 2. das Persönliche. Er verdammt vollkommen diejenigen Dichter, denen der Wirklichkeitssinn fehlt, bei denen alles nur Phantasie ist und keine Beobachtung. Um zu erklären, wie er es meint, nenne ich ein paar Dichter, denen er den Wirklichkeitssinn ab-

Digitized by Google

spricht: George Sand, den älteren Dumas, Victor Hugo.

Die heutigen Ansichten stimmen ihm im allgemeinen bei. Aber man muß nicht vergessen, daß zwischen Beobachtung und Phantasie ein Gleichgewicht bestehen soll. Der moderne Romanschriftsteller, der nur Phantasie hätte, würde zwar entschieden von dem besten Teil der Leser verworfen werden. Der, der nur Beobachtung hätte, aber kaum minder, da ihm eben dann das fehlen würde, was den Reporter, wie den Gelehrten vom Dichter scheidet. Dichter mit Wirklichkeitssinn sind nach Zola — natürlich nennt er nur Franzosen — z. B. Balzac, die Goncourt, Daudet, Flaubert. Er selbst wird sich wohl auch zu ihnen zählen.

Die zweite Forderung, die des Persönlichen, habe ich schon berührt, und in der Form, wie Zola sie ausdrückt, nämlich als „expression personelle", führt sie mich auf den Stil.

Der Stil soll ja nach Buffon der Mensch sein. Wir verlangen vom Dichter, daß er seinen persönlichen Stil hat, d. h. nicht etwa, daß er altertümliche Wörter gebrauchen soll, sondern, daß er eine besondere Ausdrucksweise, eine eigne Art, das Gesehene darzustellen, für sich habe.

Wir haben im Deutschen einen unendlichen Wort- und Bilderschatz, der sich stets verändert und vermehrt. Ist der Dichter nun eine Persönlichkeit, so wird sein Gefühl ihm sagen, wo er Ausdrücken, wie man sie fortwährend in der Zeitung liest, aus dem Weg zu gehen hat. Das braucht noch kein „voll und ganz" zu sein — ich meine, Worte der Plattheit. Er wird nach eignen Gesetzen seine Sätze bauen, wird einmal einer Wirkung wegen das Verbum vornehmen, wird mit einem Relativsatz beginnen dürfen, hier und da eine Interpunktion machen, wie er sie sich denkt, des Nachdrucks halber Worte wiederholen, die Wortfolge ungewöhnlich nach dem Klang oder des Nachdrucks halber ordnen. Er wird, um bestimmte Wirkungen zu erzielen, Alliterationen gebrauchen und — warum nicht? — um vielleicht eine unerträgliche Wirkung zu erzielen, uns absichtlich zehnmal hintereinander im Hiatus anstoßen lassen.

Nur bin ich der Überzeugung, daß nicht immer der gleiche Stil angewendet werden darf, der sonst zur Manier wird.

Der Stil kann auch die Darstellung darin unterstützen, daß er selbst das Wesen dessen annimmt, das er schildert.

Beabsichtige ich etwas Rohes, Grobes, Hartes, Gemeines darzustellen, so kann auch der Stil grob, hart, in der Wahl der Ausdrücke gewöhnlich werden. Wollte ich dagegen z. B. einen kirchlichen Roman schreiben, so würde ich es für richtig halten, wenn ich meine Bilder und Vergleiche, meine besonderen Worte aus dem Bilder- und Auffassungskreise der Kirche nähme. Schildere ich ein Feuer, so könnte der Stil grell, flackernd, kurz abgehackt sein, wie die Flammen lecken und züngeln; genau so, wie er in Momenten großer Kraftanspannung, bei einem Wutausbruch kurz, wuchtig sein könnte, wie Keulenschläge. Bei einer Liebesscene, an stillem, mondbeglänztem Teich, auf dem die Wasserrosen schwimmen, würden auch die Worte dunkel, klangvoll, tief, die Sätze lang werden dürfen und musikalisch.

Die Art nun, die Handlung selbst zu führen, wird sich nach dem Bedürfnis richten. Es ist möglich, verhältnismäßig wichtige Scenen im Roman nicht zu bringen, sondern von ihnen zu berichten oder berichten zu lassen. So hat es Fontane gethan, der z. B. die kritischsten Scenen im Leben seiner Effie Briest hinter der Scene ließ.

Hierin zeigt sich der gewaltige Unterschied zwischen Roman und Drama. Dieselben Scenen im Drama in den Zwischenakt verlegt, könnten unter Umständen das Stück vernichten.

Dieser Unterschied zwischen Drama und Roman bringt mich darauf, über die Art der Darstellung ein paar Worte zu sagen. Man kann im Roman, wie im Drama erzählen, indem man das, was man zur Kenntnis bringen will, durch Gespräche aufdeckt und sogar die Kapiteschlüsse genau wie Aktschlüsse einrichtet. Dann würde man bei einer solchen Technik vielfach nicht nötig haben, zu sagen, was im Inneren der Person vorgeht, man läßt sie es eben sprechen. Aber man wird im ganzen doch lieber zu der Form greifen, Seelen- und Lebensäußerungen der Menschen auf alle verschiedenen Arten zum Ausdruck zu bringen, die uns der Roman erlaubt, worin er reicher, weiter ist als das Drama, nämlich durch direkte Gespräche oder durch Bericht von anderen oder indem man sagt: „Der Betreffende dachte das und das" oder durch einfache Erzählung der Ereignisse.

Im ganzen gibt es zwei Hauptmöglichkeiten, zwei Stilarten, wenn ich es so nennen darf, der Schilderung. Man kann das zeigen, was in Gegenwart des Helden geschieht, was also der Held wahrnimmt, was auf ihn wirkt, worüber er seine Betrachtungen anstellen kann. Es kommt in solchem Roman nichts vor, was nicht in direkter Beziehung zum Helden steht.

Ich glaube, daß diese Romanform den geschlossensten Eindruck macht. Aber diese Art zu gestalten, ist nur dann anzuwenden, wenn wir das Schicksal eines einzigen Menschen verfolgen, der ganz im Vordergrunde steht, mit dessen Augen wir gewissermaßen sehen, und es kann da eine psychologische Feinheit angebracht werden, indem wir nur das wissen, was der Held weiß, und indem wir nur immer von dem Stimmungs- und Erkenntnisstandpunkt des Helden aus die Welt betrachten, so daß wir ihn von jüngeren Jahren bis in die späteren hinein begleiten. Wir machen seine ganze Entwickelung mit.

Die andere Art der Darstellung ist die, allerorten zu schildern, wo es gerade paßt: der Held braucht nicht dabei zu sein. Damit kann auch fortwährend der Schauplatz wechseln. Diese Form wird angewendet werden müssen, wenn man mehr eine größere Gemeinschaft von Menschen in ihrem Thun und Lassen zeigen will. Dann ist der Erzähler derjenige, der alles sieht. Dann spielt etwa das eine Kapitel in der Familie, das andere in jener, unter Umständen gleichzeitig. In früheren Romanen war das sehr beliebt, mir persönlich ist es nicht sympathisch: gewisse Kapitelanfänge: „Während bei Meiers das geschah, geschah bei Müllers folgendes" kommen mir vor, als risse jedes Mal der Faden ab. Trotzdem weiß ich nicht, wie man es anders machen sollte, wenn man wirklich ein Weltbild geben will. — — —

Digitized by Google

Wenn wir die Handlung allmählich entwickelt und in so und so viel Kapitel oder Abschnitte eingestellt haben, je nachdem sich innerlich oder äußerlich ein natürlicher Abschluß bietet, so kommen wir zum Schluß, zur Lösung.

Es ist klar, daß wir irgendwo enden müssen mit dem Abschluß eines Teiles der Entwickelung unseres Helden, oder wenn wir eine ganze sociale Schicht vor uns haben, mit dem Siege oder Untergang dieser Schicht.

Früher war es Sitte, noch eine peinlich genaue Angabe hinzuzufügen, was allen den guten Leuten weiter beschieden gewesen ist, wie lange sie sich des Daseins gefreut haben.

Nach heutigen Anschauungen verwerfen wir das. Es werden manche sagen, das sei nur eine Mode, aber ich glaube, es liegt doch ein tieferer Sinn darin. In jedem Kunstwerk muß Gleichgewicht sein. Wenn ich auf 500 Seiten schildere, was in einem Jahr passiert ist, so kommt es mir wie eine Stillosigkeit vor, auf der letzten Seite die Ereignisse von fünfzig Jahren abzuthun. Angaben wie: „Tante Malchen lebte noch zwanzig Jahre und kriegte im neunzehnten leider Herzbeutelwassersucht", sind doch nur auf den geringsten Leser berechnet. Wenn die Frage, was ist aus den Leuten geworden, wirklich entsteht, glaube ich fast, es ist die Schuld des Dichter gewesen. Er darf wohl dieser Neugierde des Lesers Rechnung tragen, aber nur in künstlerischer Weise, indem er eben seine Handlung so führt, daß sie abgeschlossen scheint, daß diese Menschen mit sich und mir mit ihnen im reinen sind. Einen Ausblick kann ja auch der Dichter geben, indem er uns z. B. vom Lebenskämpfer, dessen Kampf und Leiden wir verfolgt, am Schluß Abschied nehmen läßt, indem er uns die Gewißheit gibt, vielleicht nicht einmal, daß der Sieg errungen, aber daß der Held die Kraft gefunden hat zum Leben, zu sich selbst, die Kraft, in der sich Irrtum und Schuld lösen. —

Wenn die letzte Zeile beendet ist, legt der Dichter die Feder aus der Hand, und ein unendliches Glücksgefühl über das gelungene Werk überströmt ihn. Wurde es geschrieben, so wie es bei den Besten immer der Fall gewesen ist, aus innerer Nötigung, so war meist die Spannung während der Arbeit eine so heftige, daß nach dem ersten Jubel ein Rückschlag eintritt. Hat der Dichter mit seinen Figuren gelebt, hat er aus dem Innersten geschöpft, so ergreift ihr Schicksal ihn, wie einst Kleist, den ein Freund besuchte, als er eben die Penthesilea vollendet hatte. Der unglückliche Dichter stürzte ihm mit thränenüberströmtem Gesicht entgegen, indem er rief: „Sie ist tot." —

Leo Tolstoi hat das in einem Selbstbekenntnis wiedergegeben, das die merkwürdigen Worte enthält: „Ich stellte mir vor, es gäbe außer mir nichts Lebendes oder Totes, die Dinge seien nicht Dinge, sondern Scheingestalten. Ich kam so weit, daß ich mich oftmals umkehrte und hinter mich blickte in der Erwartung, nichts an der Stelle zu sehen, wo ich mich nicht befand." —

Nachdem der Rausch verflogen ist und die Spannung nachgelassen hat, betrachtet der Romandichter sein Werk anders, mit kritischen Augen. Jetzt kommt für die meisten eine schwere Pflicht, das Durcharbeiten, Feilen, Abstimmen, Streichen.

Wie die Arbeitsweise verschieden war, so daß der eine bei täglich zehn, zwölf, vierzehn Stunden Arbeit das Werk in kurzer Zeit schrieb, während der andere sich jeden Tag zu bestimmter Stunde auf bestimmte Zeit hinsetzte, um eine bestimmte Anzahl Zeilen zu füllen, so pflegt nun auch das Durcharbeiten ganz verschieden zu sein.

Zola stellt seine menschlichen Dokumente in täglicher, eiserner, konsequenter Arbeit zusammen. Dostojewski soll monatelang nichts gethan haben: so bleibt bei dem einen die Arbeit auch, wie sie auf den ersten Guß geraten, unverändert stehen — ein anderer schreibt sein Werk mehrfach um, wie wir es z. B. von Ibsen wissen.

Bei dem einen springt eben die Arbeit wie Athene aus dem Haupt, bei dem anderen wird sie nie fertig. Ich erinnere mich da eines Wortes, das der unglückliche Maupassant gesagt hat: „Er träume davon, ein Buch zu schreiben, ein einziges, in das er alles niederlegen wolle, was er könne. Und dies eine Buch würde er nie jemandem zeigen, es nie veröffentlichen, er schriebe es nur für sich selbst, und nach seinen Tode müsse es ungelesen verbrannt werden. Aber fertig wird dieses Buch nie!" Das bringt mich indirekt zum wichtigsten Schritt, zu dem, wie der Roman in die Öffentlichkeit tritt. Denn darüber scheinen doch die Dichter aller Zeiten einig zu sein, wenn sie auch das Werk für sich geschrieben haben, um sich zu befreien, so wollen sie es doch ihrem Volk geben.

Das ist nun schwerer, als man denkt. Nach der Produktion kommt erst all das Elend, das nicht bloß den Unbekannten trifft. Da heißt es Verleger suchen. Wenn einer gefunden ist, heißt es Korrekturen lesen, genug eine Summe von Arbeit, von der sich der Laie kaum einen Begriff macht. Und wenn nun das Buch endlich erscheint, wird es verkauft werden? Was sagt die Kritik?

Die gibt wieder eine Summe von Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten. Kritik können die wenigsten vertragen, das heißt: keine schlechte. Und das ist weiter nicht merkwürdig, denn der Dichter tritt für sein Werk ein, das ihm Herzblut gekostet hat, und jede Verunglimpfung dieses Werkes muß ihm wehe thun, wie eine persönliche Kränkung. Es ist vielleicht schlecht, es ist unsraten. Der beste Standpunkt ist dann der: einsehen, in sich gehen, besser machen! Es war eben ein verlorenes Jahr. Aber kein Mensch gibt ohne weiteres ein verlorenes Jahr preis.

Der Kampf nimmt aber nie ein Ende. Es gibt keine gesicherte Stellung in der Litteratur. Was heute galt, gilt vielleicht morgen nicht mehr. Und wenn der Anfänger Himmel und Erde in Bewegung setzte, um überhaupt gedruckt zu werden, so sind die Qualen des reifen Künstlers nicht minder groß, der sich jedesmal, wenn er ein Werk vollendet hat, fragen muß: „Ist es auch gut? Bist du noch auf der Höhe? Erreichst du die vorige Arbeit?"

Diese Stunden des Zweifels an sich selbst sind den Besten nicht erspart geblieben. Ich erinnere mich, daß mir der große Schweizer Dichter Konrad Ferdinand Meyer die merkwürdigen Worte schrieb, die mir bei diesem Mann, der vielleicht

Digitized by Google

auf ſeinem Gebiet das Größte geſchrieben, was wir überhaupt haben, geradezu erſtaunlich vorkamen: „Ich ſehe eben mit bangem Zweifel einer neuen Arbeit entgegen. Wird es etwas ſein? Iſt es gelungen?“ — Die Arbeit war Angela Borgia. Ich denke, ſie iſt gelungen!

Wenn wir ſolche Zweifel hören von Männern, die in ihrer Kunſt das Höchſte erreicht haben, ſo wird, denke ich, jedem der Glaube ſchwinden, als ob ein Roman, wie ich im Eingang ſagte, ſo nebenbei — Sonntag, von drei bis vier Uhr — geſchrieben werden könnte. Ich hoffe, daß meine Leſer aus dieſen wenigen flüchtigen Bemerkungen wenigſtens eins erſehen konnten: daß ein Roman, der für unſere Kunſt und unſer Volk Bedeutung hat, nur zu ſchreiben iſt mit Aufbietung aller Kräfte, alles Könnens, in ſchwerer, ſehr ernſter Arbeit.

Die meiſten von uns haben allerdings nur Tagesbedeutung. Darin müſſen wir uns tröſten mit dem menſchlichen Schickſal überhaupt, denn wie viele von allen der heute angeſehenſten Männer in Staat und Volk werden übrigbleiben für das Gedächtnis eines kommenden Geſchlechts? Wenn der Dichter auch nur mit einem einzigen Werk in das Gedächtnis des folgenden Geſchlechtes übergeht, ſo iſt das ſchon enorm. Auch von den größten iſt meiſt für das Bewußtſein ihres Volkes ein Werk nur geblieben, von den allergrößten ein paar, von denen jedes den Kulminationspunkt einer beſtimmten Epoche im Leben des Dichters bezeichnet, während alles andere, obgleich es ſeine Zeit hoch überragte, für die Nachlebenden verſunken iſt.

Friedrich Spielhagen hat einmal eine Betrachtung darüber angeſtellt, wie der Charakter eines Werkes überhaupt beſchaffen ſein kann. Er unterſcheidet zwiſchen zwei Leſerkreiſen, einmal den Beſten, Gebildetſten, Höchſtſtehenden — es ſind ihrer verhältnismäßig nur wenig — und zweitens den großen Kreis der Leſer! — Dann unterſcheidet er drei mögliche Fälle, daß ein Werk weder den beſten, noch den Durchſchnittsleſern gefällt: Nämlich I. Es findet die Zuſtimmung des Durchſchnittsleſers, die beſten lehnen es ab. Solche Werke können buchhändleriſche Erfolge haben, aber die Erfahrung lehrt, daß von ihnen ſchon nach wenigen Jahren nichts übrigbleibt. II. Ein Werk findet kein Verſtändnis beim gewöhnlichen Leſer, aber die beſten wiſſen es zu ſchätzen. Dann muß alſo irgend etwas vorhanden ſein, ein Zuviel oder Zuwenig, das den geiſtreichen Bewunderern nicht auffiel, aber vom Durchſchnittsmenſchen übel empfunden wird. Worin dies Zuviel oder Zuwenig beſteht, iſt eine Frage von Fall zu Fall. Der Fall liegt anders, ſagt Spielhagen, bei Klopſtock als bei Jean Paul, anders bei Platen als bei Hölderlin. Populär zu machen iſt dieſe Klaſſe von Dichtern, die immerhin hoch genug ſtehen, nicht. Der III. Fall endlich betrifft die Werke, die allgemeine Zuſtimmung finden, ſowohl bei dem beſten wie bei dem Durchſchnittsleſer; nur finden eben die beſten wahrſcheinlich anderes heraus, wie die Durchſchnittsmenſchen.

Wenden wir dies auf den Roman an, ſo müßten wir von einem Meiſterwerk des Romanes wünſchen, daß es die begeiſterte Zuſtimmung aller fände. Ich denke mir dieſes Werk ſo: es müßte ein Griff ſein, in dem unſer aller Intereſſe zuſammentrifft, ein Griff, der dem Fühlen und Denken unſerer Zeit nahe liegt, der ausſpricht, was für ein ganzes Volk in der Luft liegt, aber noch unausgeſprochen war. Es müßte ein Griff ſein mit dem aktuellen Stoffkreis für die großen Schichten, mit der Größe und Einfachheit geſehen und behandelt für die Beſten. Ein Stoff und eine Geſtaltungsart, die in dem Zufälligen die ewigen Geſetze zeigen, die vom Kleinen, Perſönlichen, Augenblicklichen hinüberweiſen zum Großen, allgemein Menſchlichen und ewig Gültigen.

„Landsknecht.“

Dem Frundsberg bin ich nachgerannt,
Dem Fähnlein hab' ich geſchworen.
Nun hat mein Fähndrich Ehr' und Leib
Mit ſeiner Fahne verloren.

Da trinken wir all' heut' den letzten Wein
Und würfeln zum letzten Male.
Wir ſoll'n die verlorene Rotte ſein
Und warten der Sturmſignale.

Bald ſinken trotz Amulett und Kreuz
Wir all' auf der Wahlſtatt nieder —
Den einen freut's, den andern reut's,
Doch keiner hebt ſich wieder.

Wir liegen ſtill mit gebrochenem Blick,
Die Spieſſe uns zur Seite —
Der Herrgott bringt uns die Fahne zurück,
Für die wir gefallen im Streite.

Dann ſchlägt man uns das Pumerlein-Pum,
Die Trommeln wirbeln vorüber —
Das iſt als aller Pfaffen Gebrumm
Gott und dem Lanzknecht lieber ....

Georg Buſſe-Palma.

Digitized by Google

Dachauerin. Nach dem Gemälde von Alois Erdtelt.
(Berliner Ausstellung 1899.)

Digitized by Google

Moderne Ziergläser.

Von

Carl Bungart.

Mit zwölf Originalaquarellen von **Carl Leonh. Becker.**

(Abdruck verboten.)

Die letzten Jahre haben, wie auf so vielen Gebieten des Kunstgewerbes, auch auf dem der Keramik mancherlei Umwälzungen hervorgerufen. Wer die besseren Erzeugnisse der großen Porzellanfabriken — Berlin, Meißen, besonders aber auch Kopenhagen und Stockholm — wie sie vor etwa zehn Jahren waren und wie sie heut sich geben, aufmerksamen Auges vergleicht, dem fällt dies frische und fröhliche Werden und Wachsen sofort auf. Neben dem Porzellan hat die Kunsttöpferei im engeren Sinne, hat die Behandlung der Fayencen und von Steingut aller Art eine entschiedene Wandlung erfahren. Ein echt künstlerischer Zug bethätigt sich hier wie dort, ein Streben nach neuen, meist gegen früher vereinfachten reineren Formen einerseits, nach der Vervollkommnung der Farbengebung andererseits. Der Einfluß der japanischen Kunst, der in fast allen Zweigen der modernen Kunst hervortritt, ist auch hier vielfach unverkennbar, aber ebenso unverkennbar der heiße Drang, über sie hinaus zu eignem, selbständigem Schaffen zu gelangen.

Fast noch einschneidender sind die Veränderungen, welche in derselben kurzen Spanne Zeit auf dem Gebiete der Glaskunst — wenn der Ausdruck erlaubt ist — vor sich gingen. Ich will hier unter Glaskunst nur die Thätigkeit verstanden wissen, die sich nicht mit der Herstellung von Gebrauchsware beschäftigt. Auch diese kann und soll ja möglichst einen echt künstlerischen Stempel tragen, ihn gerade für sie anzustreben, ist schließlich eines der höchsten und schönsten Ziele; aber der Unterschied zwischen ihr und den Erzeugnissen der eigentlichen Glas-

kunst ist doch in die Augen springend. Ein Glasgefäß, das uns für die tägliche Benutzung im Hause geeignet erscheinen soll, sei es als Trinkglas, als Karaffe, als Schale, muß im allgemeinen durchsichtig und klar sein; wir wollen sehen können, was es birgt. Selbst die grünen Römer sind in dieser Hinsicht eigentlich unzulässig und daher auch neuerdings weniger beliebt, als ehedem; an der Mosel schüttelt man sich, wenn man hört, daß man in Berlin etwa einen Bernkastler Doktor aus einem gefärbten Glase trinkt. Das Gebrauchsstück ist ferner, und sei es ein Stück vom schönsten Baccarat, in der Regel ein Produkt der Massenerzeugung. Die Ziergläser aber, die ich im Sinne habe und die mir — neben dem farbigen Glasfenster — als die Höhepunkte der modernen Glaskunst erscheinen, sind nur selten völlig durchsichtig und, vor allem, sie tragen — Stück um Stück — ein individuelles Gepräge, das Gepräge des Künstlers, der sie schuf, nicht der Fabrik, in der sie erzeugt wurden.

Man sprach auch früher wohl schon von Salviatigläsern. Aber das unbestreitbare Verdienst Salviatis lag doch weit mehr

VASE V.
EMILE GALLÉ NANCY-PARIS
in verg. Silber gef. v. MALÉZIEUX AINÉ, PARIS
LAGER V. HOLSTEIN & DUREN IN CÖLN

darin, daß er manche der verloren gegangenen venetianischen Techniken neu belebte und einen Stamm von brauchbaren Arbeitern für sich heranzu bilden wußte. Eigenes künstlerisches Empfinden, eigne wirklich selbständige, schöpferische Gestaltungskraft hat er auf dem Gebiete der Glastechnik wenig bethätigt, das Beste, was aus seinen Werkstätten in Murano hervorging, war eine geschickte Nachahmung alter Stücke. Heute aber spricht man mit Recht von Koepping-, von Zietzmann,- von Gallé- oder von Tiffanygläsern, und man verbindet mit ihnen Vorstellungen von ganz verschiedener Eigenart. —

Wie auf den übrigen Gebieten der Keramik lassen sich auch bei unseren modernen Glaskünstlern, ganz im allgemeinen gesprochen, zwei Gruppen unterscheiden: die einen legen das Hauptgewicht mehr auf die Formengebung, die anderen betonen mehr den dekorativen Schmuck der Fläche. Zu der ersten Gruppe gehören vor allem Professor K. Koepping in Berlin, der bekannte Maler und treffliche Radierer, und der Wiesbadener Fr. Zietzmann. Ihre Gläser, tadellos in der Technik, bilden

Digitized by Google

meist die Gestalt einer Pflanze, einer Blüte wieder, graziös, zierlich, nicht selten aber doch auch so überschlank, daß sie nach meinem Gefühl fast einen gewaltsam gezerrten Eindruck hervorrufen. Es scheint auch, als ob sie — zuerst mit heller Bewunderung begrüßt — keinen dauernden Beifall gefunden haben. Ihre große Zerbrechlichkeit mag einen Teil der Schuld tragen. Man erwartet doch auch von einem Zierglase eine, wenn auch beschränkte Widerstandsfähigkeit, ganz besonders aber von Gläsern, die ihrer Form

oder im Querschnitt viereckige Gläser, bauchige Vasen, flaschenartige Gefäße mit langausgezogenem Hals ꝛc. — einen einfachen, oft etwas kompakten, fast massigen Charakter, der aber stets vortrefflich zu ihrer Eigenart paßt.

Emile Gallé hat für seine Technik entschieden auf chinesische Vorbilder zurückgegriffen. Wohl in den meisten größeren Sammlungen, z. B. auch im Berliner Kunstgewerbemuseum, findet man ältere chinesische Glasdöschen, etwa in der Form, wie die Damen des vorigen

JARDINIÈRE V E. GALLÉ, NANCY-PARIS
LAGER V HOLSTEIN & DUREN I CÖLN.

und Größe nach kaum in Servauten oder anderen Schränken, vielmehr auf Borden ꝛc. frei aufgestellt werden müssen. —

Durchaus entgegengesetzte Principien vertritt Emile Gallé, der größte der französischen Glaskünstler unserer Zeit. Seine Gläser und Glasgefäße sind dickwandig und daher nicht übermäßig empfindlich. Ihr, besonders bei seinen älteren Arbeiten oft wahrhaft berückender Reiz beruht im wesentlichen auf der Farbe, dem Dekor, der künstlerischen Behandlung der Fläche. Der Form nach tragen seine Arbeiten — schlichte runde Jahrhunderts sie (in Porzellan ausgeführt) als Parfumfläschchen liebten. Sie dienten den langgezopften Herren des Reichs der Mitte als Schnupftabakdosen, und sind technisch ohne Zweifel in ganz ähnlicher Weise ausgeführt, wie die Galléschen Arbeiten.

Er „überfängt" nämlich, wie der technische Ausdruck lautet, stets das ursprüngliche Glas mit einer anders gefärbten Schicht, legt gewissermaßen jenem ein Oberkleid an: oft kommt auf diese zweite Schicht noch eine dritte, vielleicht auch noch eine vierte in immer anderer Tönung. Und nun beginnt

Digitized by Google

DOSE FÜR THEE ODER CEAKS
VON EMILE GALLE, NANCY-PARIS
MOTIV: GELEERTER TOPF MIT HONIGRESTEN, VERZIERT
MIT BLUMEN, WESPEN, WABEN.
HOLSTEIN & DÜREN I COELN.

er mit dem Steinrädchen die Flächenzeichnungen, die er dem Gefäß geben will, derart in dieses einzuschneiden, ätzt Teile fort, schleift Stückchen ab, daß je nach Bedürfnis die einzelnen tieferen Schichten entweder direkt frei werden, oder doch daß die unteren Farben durch die stehen gebliebene dünne obere Schicht hindurchschimmern. Dann und wann verstärkt er das matte, sammetartige Lüster, das seinen Arbeiten eigen ist, wohl auch noch durch unterlegte Metallfolien.

Diese meisterhaft durchgeführte Technik allein thut's aber wahrlich nicht. Die Hauptursache des großen Erfolges, den die Galléschen Arbeiten in aller Welt gefunden haben, ist meines Erachtens in dem hohen, künstlerischen Feinempfinden des Meisters von Nancy zu suchen. Sein ausgezeichneter Geschmack bewährt sich sowohl in der Wahl der Farben, die er für seine Gläser wählt, in so bewunderungswürdiger Weise zusammenstellt und so geschickt zur Geltung zu bringen weiß — bei oft überraschender Kühnheit immer

Digitized by Google

in vollendeter Harmonie —, wie in dem zeichnerischen Schmuck der Fläche. Meist, wohl fast immer, sind seine Ornamente der Pflanzenwelt entnommen; einfach und schlicht, aber in naturalistischer Wiedergabe, soweit es der Charakter des zu bearbeitenden Materials, eben des Glases, überhaupt gestattet, ordnet er die Blätter und Blüten um das Gefäß an: eine zierliche Ranke, einige rispentragende Gräser, vielleicht eine Orchideenblüte, ausnahmsweise einen Schmetterling.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der große Künstler Schule machte. Er fand denn auch sehr schnell, zunächst in Nancy, in der Firma Daum frères eine sehr geschickte und unbestreitbar von gutem Geschmack geleitete Konkurrenz. Daß sie die besten Galléschen Arbeiten erreicht, geschweige denn übertroffen hätte, möchte ich aber doch nicht glauben; mir persönlich sagt auch die größere Strenge mehr zu, mit der Gallé an den rein pflanzlichen Motiven des Dekors festhält, während Daum (man sehe den von uns S. 72 abgebildeten Flakon!) nicht selten auch Tiere, ja sogar die menschliche Gestalt zu den Zwecken des Flächenschmucks heranzieht.

Ähnliche Arbeiten sah ich ferner schon von einigen lothringischen Glasfabriken. Leider aber will es mir auch scheinen, als ob die schnell herangewachsene Konkurrenz Gallé nicht nur geschäftlich, sondern auch künstlerisch geschadet hätte. Seine Preise waren anfangs sehr hoch; heute kann man, wohl Dank dem Bestreben, dieser Konkurrenz wirksam begegnen zu wollen, Gallésche Originalstücke zu wesentlich niedrigeren Sätzen kaufen, aber sie stehen, mindestens teilweise, nicht mehr auf der vollen Höhe seiner ersten Arbeiten. Gerade daher dürfte eine Zeit kommen, wo die letzteren von den Sammlern, die augenblicklich — so scheint es — etwas übersättigt sind, wieder heiß gesucht und enorm bezahlt werden. —

Wundervolle Arbeiten von auserlesenem Geschmack fertigt die Cristallerie du Val St. Lambert in Belgien. Von der rein technischen Leistungsfähigkeit des altberühmten Geschäftes mag der Fuß der von uns im Bilde wiedergegebenen, eigenartig schönen Schale eine kleine Vorstellung geben: er ist aus einem Stück geschnitten. —

Die merkwürdigste Erscheinung unter den neuzeitlichen Glaskünstlern aber ist ohne

OVALE JARDINIÈRE VON EMILE GALLÉ IN PARIS-NANCY
BESITZERIN: FRAU LEO SCHMELTZER I. CÖLN.

Digitized by Google

Glas v
Daum-Nancy
(Lager v Holstein & Duren i Coln.)

Zweifel Louis C. Tiffany in New York. Er ist auf seinem Gebiet — und er faßt dieses Gebiet sehr weit — ein wirklich großer Erfinder, er ist zugleich aber auch ein wahrhaft bedeutender, fein empfindender Künstler.

Der Name Tiffany hat nicht nur „drüben", er hat seit mehr als zwei Jahrzehnten auch in Europa einen guten Klang. Ich erinnere mich noch deutlich der staunenden und — nicht neidlosen Bewunderung, die man 1878 den auf der Weltausstellung zu Paris ausgestellten Edelschmiedearbeiten von Charles Tiffany in New York entgegenbrachte: köstlichen Stücken, die bewiesen, daß die Firma das „Laminieren", das Ineinanderschweißen verschiedener Metalle den Japanern abgelernt hatte, die dort zeigten, daß sie deren „Martelé", das fliegenaugenartige Aushämmern der Oberfläche, noch viel charakteristischer auszuführen verstand als jene selbst — die überhaupt fast jede Art der Goldschmiedetechnik, die des Occidents und die des Orients, in vollendetster Weise zur Anschauung brachten und zugleich beredtes Zeugnis ablegten von dem wunderbaren sicher treffenden Geschmack des ebenso geschäftskundigen, wie kunstsinnigen Leiters.

Louis C. Tiffany, der Sohn, wollte zuerst Maler werden, und die Eindrücke seiner ersten Lehrzeit blieben für ihn sicher vielfach bestimmend: die Vorliebe für die Farbe, vor allem, für die feurige leuchtende Farbe, spricht aus allen seinen Werken. Er hat sich dann, angeregt durch längere Reisen in Italien und im Orient, viel mit Mosaiken beschäftigt und ist auf diesem Umwege zur Glaskunst gelangt. Hier interessierte ihn anfangs das Kirchenfenster, oder richtiger wohl gesagt: das bunte Glasfenster, am lebhaftesten. Unabhängig und unbeschränkt in seinen Mitteln, stellte er die umfassendsten Versuche an, jene alten, verloren gegangenen und noch immer nicht ganz wiedergefundenen Techniken zurückzuerobern, die aus der leuchtenden Farbenpracht der Glasfenster des Mittelalters zu uns sprechen. Darüber hinaus aber strebte er doch auch danach, an Stelle der einfachen Formen, in

Digitized by Google

denen jene gehalten sind, die reicheren Ausdrucksmittel zu setzen, die die verwöhntere Gegenwart verlangt. Ich vermag nicht recht zu beurteilen, was Tiffany in dieser Richtung erreicht hat. Seine Bewunderer sind selbstverständlich des höchsten Lobes voll. Soweit ich — nach Abbildungen — mir eine Meinung bilden konnte, wirken die Tiffanyschen Fenster etwas gesucht und versagen überall da vollständig, wo es sich um figürliche Darstellungen handelt. Aber ich bin, wie bemerkt, keineswegs kompetent.

Schließlich thut das alles für unsere Betrachtung nichts zur Sache. Für uns ist das Wichtigste, daß der Künstler sich an der selbstgestellten Aufgabe zu einem Glastechniker allerersten Ranges heranbildete, der im Suchen nach immer neuen farbigen Effekten jede technische Schwierigkeit zu überwinden lernte und der schließlich mit Gläsern hervortreten konnte, die in der That ganz neue und originelle Eigenschaften aufzuweisen schienen.

In Wirklichkeit gibt es ja auf unserer Erde nichts, oder doch nur selten etwas „ganz Neues“; das Neue fußt immer auf etwas Älterem. So ist es gewiß auch — und das heißt wahrlich nicht Tiffanys Verdienst oder seine Kunst verkleinern wollen! — mit dem prächtigen Favrileglas, wie er sein Material nennt.

Die Einzelheiten seiner Technik sind noch nicht bekannt. Zweierlei aber ist doch sicher: einmal erzielt er die überraschendsten farbigen

VASE V DAUM NANCY-PARIS
LAGER D. HERRN CHRISTIAN LEVEN I DÜSSELDORF

Digitized by Google

· FLACON v DAUM-NANCY
in vergold. Silber gef v MALÉZIEUX AINE - PARIS
LAGER V HOLSTEIN & DUREN I. CÖLN.

Wirkungen, indem er das noch heiße Glas den Dämpfen aussetzt, die geschmolzenen Metallen entströmen — ein Verfahren, das meines Wissens von dem ungarischen Chemiker Pautossek schon 1872 erfunden und das u. a. besonders von Lobmeyer in Wien zur Erzeugung seiner schönen irrisierenden (Perlmutter-)Gläser vielfach und mit Glück angewandt wurde. Zum anderen läßt er bewußt ... den Zufall walten, arbeitet nicht immer nach Rezepten bei seinen Mischungen, nicht immer streng nach Vorlagen und Mustern bei dem Flächenschmuck. Freilich wird dabei wohl erst das hundertste Glas ein

Digitized by Google

GLAS V DAUM-NANCY, GEFASST V MALÉZIEUX AINÉ-PARIS.
LAGER V HOLSTEIN & DUREN I COLN.
(FASSUNG SILBER VERGOLDET)

originelles, vielleicht das tauſendſte ein wirkliches Meiſterſtück. Neu an ſich iſt dieſes Waltenlaſſen des lieben gütigen Zufalls jedoch auch nicht. Ich habe ſelbſt an den Schmelzöfen von Murano geſehen, welche Rolle der Zufall dort ſchon ſpielte, als noch niemand an Tiffany dachte, und bekannt iſt, daß derſelbe Zufall auch oft der helfende Gott für die ſchönſten Stücke der heutigen Porzellantechnik iſt. In gewiſſer Weiſe — wohlverſtanden! — muß ein wirklicher Meiſter freilich ſelbſt den Zufall dirigieren können.

Wie ſchaut ein Tiffanyſches Glas aus?

Die Frage iſt ſehr ſchwer zu beantworten, ſelbſt die vorzüglichen Abbildungen, welche dieſen Artikel begleiten, können doch nur einen Anhalt geben. Denn, man kann ſagen, *jedes* Glas von Tiffany ſieht —

Digitized by Google

obwohl sie alle einen verwandten Charakter haben — anders aus. In der Form sind fast alle einfach und ansprechend. Aber das eine ist beinahe hell und durchsichtig, nur von seltsam geschwungenen zarten Linien oder wolkigen Gebilden durchzogen; das zweite ähnelt im Ton einer farbensatten alten Majolika; das dritte irisiert, als ob es tausend Jahre im Erdboden gelegen hätte; das vierte gleißt in einem wunderbaren Metallglanz; das eine erinnert unwillkürlich an den sanften Schimmer schöner Perlen, das andere ist wie in ein sattes dunkles Pfauenblau getaucht, und wieder in anderen Stücken sind die verschiedensten dieser Effekte zu seltener Harmonie verschmolzen.

Merkwürdig wie alles an diesen Gläsern ist auch die Zeichnung. Von einer scharf umrissenen Zeichnung kann man eigentlich nur selten sprechen; meist sind es phantastische Linien und Adern, eigenartig angeordnete oder ungeordnete andersfarbige

SCHALE
der Cristallerie du VAL St LAMBERT in Belgien
aus dem Lager v E KAYSER in COELN.

Der Fuss ist aus einem Stück geschnitten u geschliffen

Digitized by Google

FLACON V. TIFFANY IN NEW YORK
LAGER VON N. STEINMEYER IN COELN.

Flecke, duftige Wolken, bisweilen Blätterumrisse mit ihren inneren Adern, neuerdings ist es vielfach die Pfauenfeder, die Tiffany als Dekor verwendet. Alles das natürlich nicht etwa aufgemalt, sondern organisch mit dem Glase verbunden, wirklich ein Teil desselben. Herr Bing in Paris, der in den Werkstätten gewesen zu sein scheint, gab in der Wiener Zeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk“ eine freilich nicht durch allzu große Klarheit ausgezeichnete Schilderung des Verfahrens; da sie die einzige mir bekannt geworden ist, mag sie hier ihren Platz finden: „Wir sehen, wie eine Kugel glühenden Glases aus dem Ofen genommen und zuerst angeblasen wird. Der Künstler setzt an verschiedene bestimmte Stellen kleine Glaspartien, die, in Natur und Farbe voneinander verschieden, den Keim des geplanten Dekors bilden. Darauf wird die kleine Kugel wieder in den Ofen gebracht, um, neuerdings erhitzt, abermals in ähnlicher Weise behandelt zu werden. In gewissen Fällen wird dies zehn- bis fünfzehnmale wiederholt. Sind dann alle die verschiedenen Materien nach bestimmten Methoden kombiniert und bearbeitet, hat das Objekt seine bestimmte Form und die entsprechenden Dimensionen erlangt, so sieht man, wie die Motive, welche auf der anfangs kleinen Kugel angebracht wurden, in dem Maße wachsen, wie das Gefäß an Größe zunimmt, und

Digitized by Google

zwar in verſchiedenen Proportionen, indem ſie ſich in die Länge ſtreckten oder zur Fläche verbreiten. Jedes minutiöſe Ornament hat dann unter der Pfeife des Glasbläſers den Platz eingenommen, der ihm von vornherein im Geiſte des Künſtlers zugewieſen war.“

Ganz ſo einfach dürfte der Vorgang ſich denn doch nicht abſpielen. Einmal läßt Tiffany ſicher dem Walten des Zufalls auch für die Zeichnung freieren Spielraum, als Herr Binz im letzten Satze meint: das beweiſt ſchon die weiſe Beſchränkung in der Art des Dekors, die er ſich auferlegt. Dann aber wendet er gewiß die verſchiedenſten Mittel an, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Iſt es doch bekannt geworden, daß er z. B. bei einem ſeiner Fenſter ganz beſondere Effekte erzielte, indem er teils in dünne Plättchen geſägte, teils aber auch kleine rohe Kieſel, wie ſie das Meer ans Ufer geſpült, in die Glasfläche einſetzen ließ.

Nachgeahmt ſind die Tiffanyſchen Gläſer vielfach worden. Ich ſah recht gute böhmiſche Stücke im letzten Frühjahr bei Lobmeyer in Wien, andere, die, glaube ich, ſchleſiſcher Herkunft waren, bei Harſch in Berlin. Höchſt achtbare Arbeiten — aber ein echtes Tiffanyglas dürfte man nicht daneben ſtellen! Es iſt wohl des Schweißes der Edlen wert, den großen und kleinen Kunſtgriffen Tiffanys nachzuſpüren, denn er läßt ſich ſeine Arbeiten, die ſich zum Teil auch vorzüglich zur Faſſung in Edelmetall eignen und daher von den Juwelieren ſehr geſucht ſind, enorm bezahlen. Ganz kleine Gläſer koſten 200 Mark, mittelgroße Stücke ſteigen ſchnell auf 500 Mark und noch weit höher. Ich glaube nun zwar nicht, daß er ſo teuer ſein muß, weil er zu ſeinem Favrileglaſe bedeutende Zuſätze an Edelmetallen verwendet — wohl aber iſt der Bruch bei der Fabrikation ſicher ſehr groß, und auch der liebe Zufall läßt eben immer von vielen begonnenen Arbeiten nur eine verſchwindend kleine Zahl vollkommen glücken. Aus den Tiffanyſchen Werkſtätten aber, das muß man rühmen, kommt kein auch nur mittelmäßiges Erzeugnis auf den Markt.

Moderne Ziergläſer zu ſammeln, iſt in der That nur ein — übrigens wirklich wunderſchöner — Sport für reiche Leute. Aber glücklicherweiſe kann ſich auch der Minderbemittelte ihrer erfreuen: er braucht nur die prächtigen Sammlungen zu beſuchen, die ſich heut ſelbſt in den meiſten Muſeen unſerer Mittelſtädte befinden.

GLAS V. TIFFANY IN NEW YORK
LAGER V. N. STEINMEYER I. COLN

Digitized by Google

Die Jungfrau von Orleans.

Eine trübe Erinnerung

von

Max Grube.

(Abdruck verboten.)

Der Schauspieler beklagt sich oft, daß er sein eignes Werk nicht sehen kann.

Wenn er wüßte, was das für ein Glück für ihn ist! — Der Stümper, der sich selber spielen sähe, müßte allen Mut verlieren, und der wahrhafte Künstler würde mit tiefem Schmerz das deutlich erkennn, was er jetzt nur dunkel fühlt und worüber ihn der Rausch des Spiels hinwegträgt: wie weit das, was er bietet, von dem noch entfernt ist, was er geben will.

Am schlimmsten daran ist der Regisseur: er erkennt, was er verfehlt hat, und außerdem noch die Fehler der anderen; kein Künstler hat solche Folterqualen auszustehen wie er! Wie oft sieht er das Unheil nahen — und kann es nicht abwenden, wie selten entschädigt ihn eine ganz gelungene Scene für die vielen, deren Mängel vielleicht vom Publikum gar nicht bemerkt werden, aber doch dem Bilde nicht entsprechen, das er sich gemacht hat.

Dennoch habe ich an einer Vorstellung im Berliner Schauspielhause meine reine Freude; sie ist freilich nicht von mir inszeniert — es ist eine Kopie, und wenn ich diese Vorstellung sehe, so denke ich mir, Lenbach mochte eine ähnliche Freude empfunden haben, als er seine Kopie nach Velazquez beendet hatte und betrachtete. Es ist die Vorstellung der Jungfrau von Orleans.

Dies Bild ist ganz genau nach dem Original gemalt, das die Meininger einst in ihrer großen wandernden Galerie zur Schau stellten. Es sind sogar dieselben Farben d. h. um mich weniger „bildlich" auszudrücken, es sind dieselben Dekorationen, Kostüme und Requisiten, denn sie sind von Meiningen käuflich erstanden, und alle Intentionen der ursprünglichen Inszenierung sind genau befolgt worden

Allmählich freilich fangen die Dekorationen an zu verbleichen, sie müssen aufgefrischt werden, die kostbaren Kostüme werden an Glanz verlieren und neue an ihre Stelle treten müssen, aber der Grundkern, das geistige Werk, wird doch immer wieder durchleuchten.

Das sind die Freuden, die mir die Inszenierung der Jungfrau bereitet. — Ach, sie hat mir früher viel Kummer beschert, denn es ist wohl eines der Stücke, dessen ungeheurer Apparat dem armen Regisseur die meiste Arbeit und den geringsten Erfolg beschert.

Noch gedenke ich mit Grausen meiner ersten „Jungfrau". Das war ein Abend, an dem sich alle bösen Theaterkobolde verschworen hatten, mich bis aufs Blut zu peinigen.

Es war an einem unserer besseren Stadttheater. Eine berühmte Gästin sollte als Johanna d'Arc auftreten, und an Fleiß und gutem Willen von allen Seiten hatte es auf der Probe nicht gefehlt, um die Vorstellung zu einer recht glänzenden zu gestalten. Aber am Abend war's, als ob aus allen Kulissen schadenfrohe Teufelchen grinsten, um unser Werk zu vernichten

Der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen wurde an jenem Unglücksabend mehr als einmal gethan. Wenn ich diese faux pas nun alle der Wahrheit gemäß aufzählen will, so kommt es mir fast wie eine grausige Erfindung vor — und doch hat sich das alles in dem Zeitraum von drei und einer halben Stunde wirklich und wahrhaftig zugetragen.

Ich will also den Vorhang über dem furchtbaren Schauspiel aufgehen lassen.

Daß infolge aller möglichen und unmöglichen kleinen Hindernisse der Beginn der Vorstellung sich um etwa zehn Minuten verzögerte und die Galerie ihr Mißfallen durch ein bis zum Fortissimo anschwellendes Trampelkonzert bekundete, will ich noch gar nicht einmal in Anschlag bringen, obwohl eine solche Verzögerung bei einem langen Theaterabende recht unangenehm ist.

Die Herrschaften in den Logen sind ungehalten, wenn der Wagen warten muß, die Pferde zehn Minuten lang vielleicht dem Regen oder Schnee ausgesetzt bleiben, die Besucher des Parketts ärgern sich, wenn sie eine Nachtdroschke bezahlen müssen, und den armen Olympbewohnern, die vielleicht morgen früh um sechs schon bei der Arbeit sein sollen, kann es erst recht nicht gleichgültig sein, wenn sie eine Viertelstunde später ins Bett kriechen können. Das Schlimmste ist jedoch, daß die Wirkung des letzten Aktes in Frage kommt, wenn der Aufnahmefähigkeit des Publikums zu viel zugemutet wird, und diese hat eine Grenze. Länger als drei, höchstens drei ein halb Stunden

Digitized by Google

hält es kein Publikum der Welt im Schauspiel aus, und ich habe nie verstehen können, wie es, angesichts dieser Thatsache, noch Leute geben kann, die allen Ernstes „ungestrichene“ Vorstellungen verlangen. Besonders die Shakespeareaner von der strengsten Observanz haben diese Forderung gestellt. Sie sind in diesem Punkte weniger theaterkundig als ihr Herr und Meister selber war. Es ist uns historisch bekannt, daß die Vorstellungen der Shakespeareschen Stücke in Shakespeares eignem Theater nur zwei Stunden gedauert haben; sie müssen also starken Kürzungen unterlegen haben, denn ich halte es für undenkbar, daß auch auf der primitiven Shakespearebühne, wo durch scenische Verwandlungen keine Zeit verloren ging, Hamlet oder Lear in zwei Stunden ohne Striche gespielt werden konnten.

Aber in der Oper halten es die Leute doch aus! In den Meistersingern sitzen sie von sechs bis elf Uhr. Sollten unsere großen Dichter, unser Shakespeare, Schiller, Goethe nicht dieselbe Aufmerksamkeit beanspruchen können, wie ihr musikalischer Mitbruder von Bayreuth?

Das ist theoretisch unanfechtbar richtig — aber in der Praxis geht es einmal nicht und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil das gesprochene Wort doch eine größere Verstandesthätigkeit und mithin mehr Aufmerksamkeit erfordert, als das gesungene und die Musik, die sich bei der großen Menge doch nur an das Gefühl wendet, während dem Auge in der großen Oper meist mehr geboten und dadurch die Aufmerksamkeit reger erhalten werden kann.

Außerdem kommt der Opernbesucher meist mit mehr Vorbereitung ins Theater. Der Forderung, daß man eine Oper mindestens drei- bis viermal gehört haben müsse, um mitsprechen zu dürfen, leistet man gern Folge. Der weitaus größte Teil der Schauspielbesucher meint aber, wenn er den Faust einmal gesehen hat, er kenne das Stück und sucht sich zum zweiten Theaterbesuche lieber ein neues aus.

Von der musikalischen Heuchelei will ich hierbei noch gar nicht reden, von all den Kunstkennern, die einen oder zwei Akte verschlafen oder wenigsten durchgedöselt haben und nachher doch in Bewunderung über den Genuß zerfließen.

Da lob' ich mir doch die Ehrlichkeit jenes biederen Schlächtermeisters, der bei der ersten Aufführung des Freischütz sein Schläfchen machte und von einem Enthusiasten mit der Frage geweckt: „Wie kann man bei einem solchen Genusse schlafen?“ überzeugungstreu erwiderte: „Ist Schlafen nicht auch ein Genuß?“

Aber ich wollte ja nicht im allgemeinen Kunst simpeln, sondern meine Erinnerungen an jenen Unglücksabend preisgeben.

Das Vorspiel ging glücklich vorüber, auch der schon kompliziertere erste Akt bot nur eine schwache Stelle, und daran war der Darsteller des Ritter Raoul schuld. Ich hatte da einen strebsamen jungen Schauspieler, der nur den einen Fehler besaß, um jeden Preis etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes machen zu wollen. Auf der Probe hatte er mich gefragt, ob er wohl den tapferen Ritter mit einer verbundenen Stirnwunde spielen dürfe. Es ist freilich nicht recht wahrscheinlich, daß gerade ein Verwundeter einen so scharfen Ritt machen sollte, um als erster die Siegespost zu bringen, aber warum sollte ich dem Herrn die Freude nicht lassen, wenigstens in der Maske seinem Hange Rechnung zu tragen.

Leider fühlte er sich nun durch seine Stirnbinde veranlaßt, einen schwerverwundeten zu spielen, und die Erzählung, welche wie ein flutender Strom hereinbrechen muß in das verschmachtende Brachland des unglückgebeugten Hofes, wurde, von Stöhnen und Ächzen unterbrochen, beinahe zu einem „Trauerlalat“, wie man sich in der Bühnensprache auszudrücken beliebt. Daß der Siegesbote nicht zusammenbrach und seinen Geist aushauchte, war überhaupt ein Wunder! Und ich hatte in der Inscenierung alles so schön auf diesen großen Wendepunkt des Aktes hinaufgestimmt, auf diese gewaltige Jubelsymphonie!

Vor solchen Überraschungen ist eben kein Regisseur, auch der sorgsamste, ganz sicher, immer werden sich unter den seinem Scepter unterstellten Künstlern auch solche finden, von denen er sagen muß: „Wehe, wenn sie losgelassen!“

Aber ich sollte noch schlimmere Überraschungen erleben.

Da kam im zweiten Akt der Überfall des englischen Lagers!

Schlachtscenen bedürfen, um einigermaßen glaubhaft zu wirken, eines kupierten Terrains. Felsen und Baum müssen die Kämpfer nur hier und da sichtbar werden lassen, so daß das eigentliche Schlachtgewühl der Phantasie des Beschauers überlassen bleiben kann. Das hatte ich schon vor jenen zwanzig Jahren begriffen und die Sapstücke nicht gespart, aber gerade diese sinnige Anordnung sollte mir zum Verderben gereichen.

Ich selbst war gerade als Talbot auf der rechten Seite der Bühne abgegangen, da gewahre ich zu meinem Entsetzen, wie sich das gesamte englische Heer aus einer Felsspalte herausquetschte, welche gerade für einen Mann eine notdürftig enge Passage erlaubte. Ein Theaterarbeiter hatte zwei Felsen zu nahe aneinander gestellt; ich mußte im ohnmächtigen Grimme mit ansehen, wie die englische Armee im richtigen Gänsemarsch aufmarschierte — und es waren vierzig Mann, eine Riesenmasse, auf die ich mir nicht wenig eingebildet hatte. Der Dauermarsch währte fast fünf Minuten, auf der Bühne eine Ewigkeit.

Als ein Statist nach dem anderen in seiner ganzen Kümmerlichkeit hervortauchte, freute sich das Publikum sehr — ich weniger.

Damit begann die Kette meiner Leiden.

Ich wäre am liebsten in eine Versenkung gesunken, das hatte ich ja als „schwarzer Ritter“, Talbots Geist, ohnehin wenige Scenen später zu thun. Ich dachte an alle Schauspielgeschichten, die schon aus Versenkungen entstanden sind. Wie sie manchmal zu früh sich auftaten, so daß einer versinkt, der noch viel auf der Oberfläche der Bühnenwelt zu suchen hat, oder wie sie gar nicht, oder nur ein klein wenig herabgehen, so daß der arme Geist endlich mit einem groben Schritt wieder emporsteigen und höchst menschlich in der Kulisse verschwinden muß. Ich zitterte förmlich vor diesem Augenblicke, der Aberglaube des Theaters begann sich in mir zu regen.

Digitized by Google

Ich erinnerte mich, wie einmal am Breslauer Stadttheater mein alter väterlicher Freund und Kollege Weilenbed als schwarzer Ritter durch eine Versenkung in wirkliche Gefahr geriet. Das lange Schwert des Ritters war nämlich quer über den Rahmen der Versenkung zu liegen gekommen, der unglückliche Versinkende fühlte den Boden unter seinen Füßen schwinden und hing in verzweifelter Lage an seinem Degengurt frei in der Luft. Das Publikum, das von der Gefahr dieser Situation natürlich keine Ahnung hatte und nur sah, daß das Gespenst durchaus nicht in die Unterwelt gelangen konnte, jubelte, bis der Versenkungsboden wieder bis an die Füße des in leidvoller Pein hangenden heraufgewunden war, der nun erst seinen Sarras in die richtige Lage bringen und von einem wahrhaften Hohngelächter der Hölle begleitet in dieselbe hinabfahren durfte.

Ein ähnliches Mißgeschick blieb mir erspart, wie überhaupt der Theaterkobold mir als Schauspieler nur selten einen Schabernack angethan hat. Aber der Regisseur sollte an jenem Abend doch noch einige Freuden erleben.

Ein erhebender Moment war es zunächst, als bei dem Krönungszuge, beim Erscheinen des Königs ein über seine Jahre kunstverständiges Kind mit hellaväkender Stimme und gräßlicher Deutlichkeit ganz allein: „Heil König Karl der siebente!“ schrie und erst durch seinen mutigen Ruf den Chor- und den Statistenhaufen zu einem allgemeinen Hoch begeistern konnte.

Selbst der Himmel grollte mir, oder vielmehr er grollte nicht, denn der letzte große entscheidende Donner in der letzten Scene des Aktes, der Donner, der alles in jäher Flucht von der Scene treiben muß, — gerade dieser Donner kam nicht aufs Stichwort. Der Donner ließ eine Pause, eine Pause, die durch keinen noch so geschickten Künstler hätte ausgefüllt werden können. Der König sah den Erzbischof hilflos an, dieser die Edlen, die Edlen das Volk, bis es dem Donnergott auf dem Schnürboden endlich einfiel, den Einschlag loszulassen. Über der unerwarteten Pause war natürlich die ganze Stimmung verflogen, und nicht mit wildem Aufschrei und in toller Hast stürzte alles von dannen, sondern man schritt in bedächtiger Eile, ohne die Verwunderung verbergen zu können, von dannen.

Und doch habe ich mit dem Donner einmal noch eine schlimmere Scene erlebt und zwar in Meiningen, wo bekanntermaßen die mustergültigsten und sorgsamsten Inscenierungen die Regel waren und alles wie am Schnürchen ging. Aber selbst auf einer Musterbühne ist mit des Geschickes Mächten kein ew'ger Bund zu flechten.

Wir gaben ein phantastisches Stück von einem fürstlichen Dichter: „Elfriede von Monte Salerno.“ Am Schlusse des vierten Aktes gab es ein großes Gelage, Elfriede hatte eine lange gotteslästerliche Rede zu reden, worauf unter furchtbarem Getöse die Decke des Saales einstürzen und alle Festgenossen unter ihren Trümmern begraben mußte.

Um diesen Effekt zu erzielen, war in der dritten Kulisse ein „gemalter Einsturz“ gemacht worden, d. h. zwei Säulen, die scheinbar die Decke trugen, gingen rasch in die Versenkung, und aus dem Soffitten kam gemaltes, zerbrochenes Balken- und Sparrenwerk hinunter. Gleichzeitig regnete vorn eine Unzahl von Balken und Steinen, natürlich nur „kaschierte“ Gegenstände, die aus Leinewand bestanden und mit leichtem Werg ausgestopft waren, auf unsere Häupter hernieder, was niemandem weh thun konnte, wenngleich es auch kein angenehmes Gefühl war, aus solcher Höhe selbst verhältnismäßig leichte Dinge auf den Kopf zu kriegen. Da diese „kachierten“ Trümmer kein Geräusch verursachen konnten, so mußte gleichzeitig durch den „Steineinschlag“ das nötige Getöse hervorgebracht werden.

Da geschah nun folgendes, was sich seltsam genug in der Wirkung ausgenommen haben mag.

Das richtige Stichwort war noch nicht gefallen, als, durch ein falsch gegebenes Zeichen veranlaßt, der furchtbare Donner losrasselte. Sämtliche Festgenossen, die erwarten mußten, daß a tempo der Steinregen niederfallen würde, warfen sich schleunigst zu Boden und starben unter mehr oder minder schönen Zuckungen. Der Steinfall und der Einsturz kamen aber nicht, denn der mit diesem Apparat betraute Beamte hatte auf das richtige Stichwort gewartet und besaß nicht Geistesgegenwart genug, den Fehler dadurch einigermaßen gut zu machen, daß er auf den Donner hin auch sein Signal los ließ. Die Darstellerin der Elfriede, die sehr temperamentvolle Frau von Moser-Sperner, hatte sich so ins heilige Feuer hineingeredet, daß sie wohl bei dem Donnergepolter einen Moment stutzte, aber doch ihre Rede noch zu Ende sprach, da sie — nach oben blickend — keinen Einsturz bemerkte und auch die Mitspielenden nicht zusammenbrechen gesehen hatte.

Nachdem sie geendet hatte, stürzten die Trümmer aufs richtige Stichwort, natürlich nun ganz lautlos nieder, Elfriede fühlte sich jetzt erst „getroffen“ und hauchte endlich auch ihrerseits ihre ruchlose Seele aus. Der Aktschluß war jedenfalls ein „wunderbarer“.

Diese Erinnerung konnte mir für meinen verspäteten Donner freilich keinen Trost bringen.

Aber das Allerschlimmste sollte noch kommen.

Die Vorstellung hatte sich durch den verspäteten Anfang, durch die vielen Verwandlungen und „Bauereien“, sowie durch die oben geschilderten, nicht fahrplanmäßigen kleinen Unfälle bereits sehr in die Länge gezogen, das Publikum fing sichtlich an zu ermatten, und ich begann die Arbeiter zu treiben. So geschah es, daß in der Turmscene eine Treppe verwechselt ward. In einer Seitenwand des Turmes war ziemlich hoch ein Fenster — eigentlich nur ein Mauerloch — angebracht, durch welches der englische Soldat die Schlacht beobachten mußte. Zu dieser Öffnung führte eine acht Stufen hohe Treppe, in der Eile wurde aber eine hingestellt, die nur fünf Stufen besaß. Als nun der englische Soldat an seinen Ausblug geschickt wurde, reichte er nur mit der Helmspitze an das Fenster heran.

Es war dies in der That eine fatale Situation. Ein sehr sicherer und kaltblütiger Schauspieler hätte hier vielleicht den einzig richtigen Ausweg ergriffen an der Wand vorbei in den Zuschauerraum gesehen; das Publikum hätte dadurch erkennen müssen, daß hier ein Fehler des

Digitized by Google

Maschinisten vorlag und den Darsteller kein Verschulden traf.

Diese Geistesgegenwart aber war von dem talentvollen jungen Mann nicht zu verlangen, der ohnehin durch die trotz oder wegen ihrer Kleinheit — denn kleine Rollen sind in gewissem Sinne schwerer zu spielen als große — verrufene Rolle sich in starker Aufregung befand.

Er war auf die Treppe geeilt und sah sich hier zu seinem Entsetzen einer geschlossenen Wand gegenüber, durch die er doch unmöglich wahrnehmen konnte, wie die Franken anrückten. „Was siehst du?“ schrie ihn Königin Isabella an. Ja, was sollte er sehen, wie sollte er sehen?

Verzweiflungsvoll suchte er nach irgend einer Öffnung, ihm hätten die eben unten ertönenden Worte Johannas gut gepaßt: „Könnt' ich nur durch der Mauer Ritze spähen!“ Aber nicht einmal eine Ritze war in der unglücklichen Wand.

Endlich fiel sein Blick nach oben, und er erkannte schaudernd, daß die Öffnung viel zu hoch für ihn angebracht war.

Das Publikum hatte sich bisher musterhaft benommen. Aber nun fing es an, in Heiterkeit auszubrechen, denn in seiner vollkommenen Hilflosigkeit schickte sich der unglückliche junge Mann, der doch durchaus einen Schlachtbericht liefern sollte, an — — zu hüpfen, um wenigstens einen raschen Blick durch das Fenster über seinem Haupte werfen zu können.

Das sah denn nun allerdings verzweifelt komisch aus. Er kam ja aus dem Springen gar nicht heraus, denn er hatte immer neue Dinge vom Schlachtfelde zu melden. Und je mehr das Publikum lachte, je höher sprang er, und als er gar die Worte zu sagen hatte:

„Alles ist mit Staub vermengt
ich kann nichts unterscheiden!“

da wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Aber, so unglaublich es klingen mag — es sollte noch ein großer furchtbarer Schlußeffekt folgen. Johanna ist in dieser Szene bekanntlich mit Eisenketten an einen Pfeiler des Turmes angeschlossen, und es ist einer der gewaltigsten szenischen Effekte, wenn sie nach dem unvergleichlich großartigen flammenden Gebete:

„Höre mich, Gott, in meiner höchsten Not!
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunsch,
In deinen Himmel send' ich meine Seele.
Du kannst die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen wie die Taue eines Schiffes;
Leicht ist es deiner Allmacht, eh're Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willst, und diese Ketten fallen ab.
Und diese Turmwand spaltet sich — Du haffst
Dem Simson, der da blind war und gefesselt
Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
Erduldete —“

— wie ich, noch lange nach jener fluchbeladenen Vorstellung —

„. . . auf dich vertrauend faßt er
Die Pfosten seines Kerkers mächtig an
Und neigte sich und stürzte das Gebäude —“

— — wenn die Darstellerin dann machtvoll aufspringt, die starken Ketten zerreißt und, einem Soldaten das Schwert entreißend, davon stürmt.

Dies Zerreißen der Ketten, die um die Hände und den Leib der Jungfrau gelegt sind, ist immer eine schwierige Aufgabe für die Theatertechnik gewesen, und wohl jede Bühne hat ihr eignes System für dieses Kunststück ersonnen.

Unsere Göttin hatte ein besonders verschmitzt konstruiertes Kettenwerk mitgebracht, auf dessen Besitz sie nicht wenig stolz war.

Wir hatten es sorgfältig probiert und die Sache klappte wunderschön. Sie war auch sehr hübsch und überraschend ausgedacht. Die Handschellen waren ziemlich weit, so daß sie mit einer raschen geschickten Bewegung über die Hände gestreift werden konnten, die dadurch plötzlich frei wurden. Das war aber nicht der Hauptefekt. Dieser bestand darin, daß Johanna einen mächtigen Reifen um den Leib trug, der mit einer starken, ziemlich langen Kette an einen großen, wie Stein gemalten schweren Holzklotz — wir hatten dazu einen dicken Fleicherhackeblock genommen — befestigt war. Dieser Klotz war mit Bohrern so viel als möglich am Podium fest gemacht. Wenn die Trägerin des eisernen Reisens mit Gewalt vorwärts stürzte, so sprang durch die Wucht des Anpralls eine Feder auf, der Reif öffnete sich und klirrte herab, nachdem kurz zuvor ein kleiner Schraubenverschluß unbemerkt geöffnet worden war, der ein vorzeitiges Abfallen des Ringes verhüten mußte.

Hatte nun unsere Jungfrau vergessen, diese kleine Schraube zu öffnen, oder hatte sie dieselbe vielleicht im Feuer des Gefechtes in verkehrter Richtung gedreht, also fester angezogen — wer weiß es? Jedenfalls öffnete sich der Eisenring nicht, und die festhaltende Kette riß die Darstellerin ebenso gewaltsam zurück, als sie sich loszureißen strebte. Drei-, viermal riß sie, wie ein wildgewordenes Ungeheuer, an ihrer Kette — aber sie kam nicht los. Endlich wurde sie frei, aber auf ganz unerwartete Weise. Durch den wiederholten Prall hatten sich nicht der Leibring oder die Kette, sondern die den Holzblock festhaltenden Bohrer gelockert, ein letzter Ruck löste den Klotz ganz: Johanna stürzte ins Gefecht, indem sie an ihren festhaltenden Ketten den schweren Block mitschleifte.

Daß nach dieser „Kraftscene“ für den Tod der Jungfrau nicht mehr viel Andacht im Zuschauerraum herrschte, läßt sich wohl annehmen.

Ich schlug drei Kreuze hinter dieser Jungfrauaufführung und verließ die Stätte so vielen Unheils. Auf der Treppe klopfte mir plötzlich jemand auf die Schulter. Es war unser Komiker, der sich in dem personenreichen Stück als „Köhler“ nützlich genacht hatte. „Was schneiden Sie denn für ein Gesicht?“ redete er mich an, und als ich nur mit einem unwilligen Brummen antwortete, fuhr er im Biedermannstone fort: „Es war doch eine schöne Vorstellung!“

„Jawohl, eine schöne Vorstellung!“

„Sie haben die Jungfrau ganz so inseniert, wie sie sich Schiller selbst gedacht hat.“

„Mensch, wenn Sie hier noch schlechte Witze machen wollen — —“

„Aber ganz und gar nicht! Schiller sagt es ja im Stücke selbst.“

„Was soll denn das wieder heißen?“

„Ich sage es ja selber als Köhler, fünfter Akt, zweite Scene.“

„Aber zum Donnerwetter, was denn?“

„‚Die Jungfrau ist sehr traurig!‘“

Digitized by Google

Glückskinder. Nach dem Gemälde von Alma Tadema.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

Die Kathedrale zu Reims.

In der Champagne.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit fünfundzwanzig Abbildungen, meiſt nach Photographien von **Trompette**-Reims.

(Abdruck verboten.)

„Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächſt, am beſten ſein —"
A. Kopiſch.

In der Dämmerung, unter ſtrömendem Regen war ich in Reims eingefahren. In der Portierloge des alten Hotels Lion d'or ſaß der Herr Proprietaire ſelbſt mit dem roten Bändchen im Knopfloch, das er ſich 1870 redlich verdient hat, und trug meinen armen Namen entſetzlich verſtümmelt in das Fremdenbuch ein. Aber er nickte gnädig zu meiner Bitte „Je voudrais une bonne chambre, monsieur." Nr. 27 war wirklich une bonne chambre, wie ich ſie noch ſo merkwürdig gut in der Erinnerung hatte, mit dem großen Kamin, der Prunkuhr und den beiden Prunklampen darauf, dem mächtigen Bett und dem winzigen, ach ſo winzigen Waſchtiſch. Alles

Digitized by Google

Denkmal der Jungfrau von Orléans zu Reims.

wie ehedem; nur hoch oben an der Decke ein etwas kümmerliches elektrisches Lämpchen als ein Zeichen, daß auch der Lion d'or mit der Zeit mitgegangen ist.

Am anderen Morgen schien die Sonne durchs Fenster in die bonne chambre, brach sich in den großen Spiegeln, mit denen die Thürfüllungen verkleidet waren, und zitterte über das bunte, zierliche Rankenwerk der Boulekommode, die mir wie eine alte Bekannte vorkam. Und wie alte Bekannte begrüßte ich auch im Frühstückszimmer die gewaltigen Schalen zum Café au lait und das köstliche Weißbrot, an dem ich mich vor nun fast dreißig Jahren so delektiert hatte.

Auch in der Stadt war alles fast unverändert. Auf der Place royale prunkt noch immer das Standbild Ludwigs XV. Die erste Revolution hatte es vom Piedestal gerissen, unter der Restauration war es wieder errichtet worden, und die heutige Republik hat den König ruhig stehen lassen samt der byzantinischen Sockelschrift: „Le meilleur des rois!" Nicht weit entfernt das prächtige Stadthaus, ein stattlicher Renaissancebau, mit seinen schönen Sammlungen (u. a. ausgezeichnete Corots), die zum großen Teil aus den Hinterlassenschaften der millionenreichen Champagnerfabrikanten zusammengekommen sind. Die Straßen typisch für die größere französische Provinzstadt; alles etwas spießbürgerlich, unzählige Cafés und Buvettes, in denen der ‚bock' herrscht, die Auslagen der Läden meist ein wenig primitiv — Provinz. Hier und dort einige, von der Straßenfront zurückgezogene Palais, die Stadtsitze der großen Fabrikanten. Viel Leben und lautes Treiben, viel Militär — das letztere vortrefflich aussehend, gut gekleidet, in strammer Haltung.

Ich fuhr mit der Trambahn hinaus nach der uralten Eglise St. Remi, der ältesten Kirche der Stadt. Ich wollte sie vor der Kathedrale sehen, und es hat mich nicht gereut. Ein mächtiger Bau, der für die Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Stil überaus charakteristisch ist. In der Fassade mischen sich beide Stile, im Inneren ist das langgestreckte Schiff ganz romanisch, der wundervolle Chor frühgotisch; das Ganze wirkte dabei überraschend harmonisch.

Dann endlich die Kathedrale. —

Ich kam aus Köln, ich hatte 24 Stunden vorher in dem herrlichsten aller deutschen Dome gestanden. Vielleicht trug das die Schuld, daß meine ersten Eindrücke die einer herben Enttäuschung waren. Gewiß — die Kathedrale ist ein Wunderbau, eines jener erhabenen Werke, deren Anblick sich unauslöschlich in die Seele prägt. Überwältigend das dreifach geteilte Portal, mit seiner überreichen Stulptur und den köstlichen Riesenrosen; herrlich die Gliederung der Seitenfronten; prachtvoll das dreiteilige, 138 Meter lange Schiff. Trotzdem — mich beschlich zuerst ein Gefühl der Enttäuschung, sowohl beim Umwandern des gewaltigen Bauwerkes, an dem vom Beginn des XIII. bis fast zum Schluß des XIV. Jahrhunderts gearbeitet wurde, wie in dem ungeheuren Kirchenschiff. Ungeachtet aller Ornamentik, ungeachtet der — man sagt — 2500 Statuen und Statuetten, welche die Kathedrale schmücken, wirkte das Ganze zuerst fast, ich finde keinen passenderen Ausdruck, kahl, arm auf mich — unpoetisch — und leider doch auch recht ruinenhaft. Man hat mir von großen Summen gesprochen, die alljährlich auf die Erhaltung der Kirche verwandt werden, man arbeitete auch jetzt an ihr; aber nicht nur die 1481 durch Feuer zerstörten oberen Türme sind nicht wieder ausgebaut, auch fast die gesamten Steinmetzarbeiten be-

Digitized by Google

dürfen dringend der Ausbesserung, vielfach der Erneuerung. — Erst wenn man, nach dem ersten Rundgang, sich in die Einzelheiten zu versenken beginnt und wenn dann (auch das gehört dazu) die geschichtlichen Erinnerungen wuchtig aufrauschen, die sich an dies stolze Denkmal der Frühgotik knüpfen, erst dann kommt die Bewunderung zu ihrem Rechte: hier wurden ja von 1173 an alle französischen Könige gekrönt; durch jene hohe Pforte schritt die Jungfrau von Orleans, hier stand sie während des Krönungsaktes mit der Fahne in der Hand neben Karl VII., um sich dann huldigend vor ihm niederzuwerfen; hier setzte sich Ludwig XI., hier der Roi soleil, hier noch Ludwig XVI. die goldene Krone aufs Haupt. Nur Heinrich IV. ließ sich in Chartres krönen, Napoleon I. in Paris — seither verzichteten die Herrscher Frankreichs auf die feierliche Krönung, auf welche einst der Erzbischof von Reims das erste Anrecht besaß. Hatte doch eine weiße Taube das heilige Salbfläschchen hierher gebracht, als König Chlodwig sich im Jahre 496, an der gleichen Stätte, mit tausend seiner Krieger vom heiligen Remigius taufen ließ. —

Am mächtigsten aber wirkte das Bauwerk an sich auf mich, als ich die Kathedrale am Nachmittag aus der Entfernung, von den Hängen des sich südlich Reims hinziehenden Höhenzugs aus, sah. Als ein das ganze Stadtbild beherrschender Gigant hebt sie sich aus der Häusermasse heraus, stolz und prächtig, massig und doch schön in der ebenmäßigen Gliederung aller ihrer Formen. So mag sie auch einst auf die vieltausendköpfigen Scharen gewirkt haben, die ihr zuströmten, als die siegreiche Jeanne d'Arc den Dauphin nach der Krönungsstadt geführt hatte, zu dem denkwürdigen 17. Juli 1429....

„Das weite Reims faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste —"

Der ganze Höhenzug, der in weitem Bogen Reims umspannt, gleicht einem großen Weingarten, in dem sich nur hier und dort Ackerstücke einschieben. Es sind altberühmte Gemarkungen, die ich in sonnigschönen Nachmittagsstunden durchquerte. Um Sillery zwar, das so mancher Champagnermarke den Namen gab, gibt es in Wirklichkeit gar keine Weinberge; aber unweit des Dörfchens, bei Verzenay, beginnen sie und ziehen sich dann in fast ununterbrochener

Kirche St. Remi zu Reims.

Digitized by Google

Folge über Ludes, Rilly sur Montagne bis Fismes an der Vesle, ein wundervoller, sorgsam gepflegter grüner Garten. Der Besitz ist stark verteilt; überall sieht man an dem Wegrande die Steine mit den Namenzeichen der Besitzer, neben den berühmten Firmen von altem Klange, die immer mehr Weinberge selbst zu erwerben trachten, auch heute noch manchen unbekannten Namen.

Die Weinberge um Reims umfassen gegen 7000 Hektar, sie bilden aber nur einen Teil der Rebengärten der glücklichen Champagne; die Hänge um Epernay und Avize, mit den Gemarkungen von Ay, Hautvillers, Marenil, Cramant ꝛc., die Weinberge um Châlons, Vitry-le-François, St. Menehould bringen den Gesamtumfang des weinproduzierenden Gebietes auf rund 16000 Hektar, deren Ertrag in guten Jahren (z. B. 1884, 1893) schon eine halbe Million Hektoliter überschritten hat, deren Durchschnittsertrag man aber etwa auf 300000 bis 400000 Hektoliter veranschlagen darf. Freilich hat die böse Phylloxera auch auf dem gesegneten Kreidebodden der Champagne schon Unheil angerichtet, aber es sind doch im Verhältnis zum ganzen Umfang des Weinlandes nur winzige Strecken, die sie vernichtete. Die Freunde des echten Champagnerweins können ruhig schlafen — oder vielmehr

Karte der Weinberge.

Digitized by Google

weiterzechen: es hat keine Gefahr, daß die Kellereien von Reims, Epernay, Ay und Avize einmal in Lieferungsverlegenheit kämen.

Echter Champagner — —

Es gibt, darf man wohl sagen, nur einen Champagnerwein. Schaumwein kann man schließlich aus jedem Wein erzeugen, und ohne Zweifel — unsere deutschen Fabrikate bestätigen es — auch recht guten. Aber Champagner ist nicht jeder Wein, der fröhlich mousiert; Champagner ist nur der Wein, der aus den, auf dem kreidehaltigen Boden der Champagne gewachsenen Reben gewonnen wurde.

Mme. Veuve Clicquot-Ponsardin im Alter von 86 Jahren.

Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß nun all dieser „echte“ Champagner vorzüglich, oder auch, daß er nur trinkenswert sei. O nein — nein! Es gibt auch in der Champagne böse Menschen, denen ihre Keller nur als chemische Laboratorien erscheinen, und die Eigenart gerade des Champagners, der an sich ja eine Art Kunstprodukt ist, bietet ihrer Erfindungsgabe Gelegenheit zu kunstvollster Bethätigung. Im Adreßbuch der guten Stadt Reims allein zählte ich über neunzig Champagnerfabrikanten — wie viele von ihnen mögen zu jenen bösen Gesellen gehören, die mit Zunge und Magen ihrer Mitmenschen frevlen Spott treiben! Schon die verschiedenen Preise, die in Reims selbst in den öffentlichen Lokalen für Champagner gefordert werden, müssen auch ein harmloses Gemüt bedenklich machen. Auf der Weinkarte meines Hotels fand ich einen 1884 vin brut von Pommery & Greno mit 30 Francs ausgezeichnet — in einer Brasserie pries ein lockendes Plakat vorzüglichen Champagner an, zu 1,50 Francs die Flasche. Brrr! Der brave Dom Pérignon würde sich in seinem Grabe zu Hautvillers umdrehen, wenn er davon hörte.

Dom Pérignon hieß nämlich der Erfinder des Champagners.

So alt der Weinbau in der Champagne ist — er wird selbstverständlich auch hier auf den Kaiser Probus zurückgeführt —, die Kunst der Champagnererzeugung ist doch verhältnismäßig recht jungen Datums. Der Champagner konnte ja erst erfunden werden, als der Korkpfropfen erfunden war und die Glasflasche den Krug verdrängt hatte; bis in das XVIII. Jahrhundert hinein aber war die Weinflasche ein selten Ding, und anstatt des Korkes benutzte man einen geölten Hanf-

Digitized by Google

Weinberg südlich von Reims.

pfropfen. Dom Pérignon nun, der 1638 geborene, 1715 verstorbene wohlbestallte Pater Kellermeister der Abtei zu Hautvillers, soll zuerst gefunden haben, daß und wie es möglich ist, das Mousseux, welches jeder junge Wein in der Zeit der Gärung entwickelt, ihm dauernd zu erhalten. — Ehre seinem Andenken!

Anfangs, so erzählen die Chronisten der Champagne, hielt man trotz seiner geistlichen Herkunft den Champagner für ein Erzeugnis, das nur mit Hilfe des Satans zustande kommen könne, und scheute sich vor dem „petillant", dem „Pfropfentreiber". Aber da Seine allerchristliche Majestät, Ludwig XIV., in den letzten Jahren allerhöchstihres Lebens ihn sich zum Lieblingswein erkor — und da er doch gar zu gut schmeckte und die Nerven gar so angenehm anregte, brach er sich bald Bahn. Zwar kam es erst noch zu einem großen Zwist zwischen der Bourgogne und der Champagne; die hohe Fakultät von Beaune erklärte den Champagner als das unnützeste und schädlichste aller Getränke, und selbst die Pariser Fakultät mischte sich in den langwierigen Streit, bis sich die Parteien endlich zu einem wahrhaft salomonischen Urteil einten: „Que si le vin de Beaune inspirait plus de couplets d'amour, celui de Reims faisait chanter en meilleure musique; que pour se porter «d'ore et demeurer joyeux», il fallait à un homme ces deux vins-la, comme il lui faut ses deux jambes."

Von den alten Geschäften, die im XVIII. Jahrhundert — in immerhin bescheidenem Umfang — Champagner fabrizierten, sind wohl nur wenige bis in unsere Tage erhalten geblieben. Bin ich recht unterrichtet, so sind das Haus Ruinart père et fils (Besitzer ein Graf Brimont) in Reims, heut ein als höchst solide bekanntes, aber immerhin kleineres Geschäft, und das Welthaus Moët & Chandon in Epernay die ältesten Firmen; sie stammen noch aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Um dessen Wende stieg dann ein neues glänzendes Licht empor: das Haus Ponsardin, allgemeiner bekannt unter dem Namen „Veuve Cliquot".

Barbe-Nicole, die 1777 geborene Tochter des Baron Ponsardin, 1794 vermählt mit dem Reimser Bankier und Weingroßhändler François-Marie Cliquot, seit 1805 Witwe, muß in der That eine merkwürdige Frau gewesen sein. Ich will dahingestellt lassen, ob sie wirklich eine ihr zugeschriebene, äußerst wesentliche Verbesserung der Champagnerfabrikation, die sogenannte „Remuage" — ich komme noch auf den Prozeß zurück — selbst erfunden hat; man hat mir gesagt, der eigentliche Erfinder sei ein Arbeiter mit dem nicht ungewöhnlichen Namen Müller

Digitized by Google

gewesen. Jedenfalls aber leitete die junge Witwe ihr Geschäft mit einer staunenswerten Umsicht und Energie und machte sie weltbekannt. Ein scheinbar großes Unglück kam dabei ihr und überhaupt den Champagnerfabrikanten zu Hilfe: als die Verbündeten 1814 die Champagne durchzogen, brachen sie zwar ungezählten Silberköpfen die Häls, aber sie fanden auch solchen Geschmack am Champagnerweine, daß sie ihn daheim nicht mehr missen wollten. Der Vorteil überwog daher bald den Schaden, und besonders das große russische Geschäft des Hauses Cliquot soll sich in jenen Jahren entwickelt haben. Die Veuve Cliquot, man nannte sie ja wohl die „süßeste aller Witwen", starb 1866 auf ihrem wundervollen Schlosse Boursault; die Berliner Wespen brachten ihr einen originellen Nachruf:

„Begehrtes Weib, das keinen Korb gegeben,
Als den man selber sich bei dir bestellt,
Als Witwe schiedest du aus diesem Leben,
Um auszuruhen in einer bess'ren Welt.
So schlumm're sanft, nicht mag die Erd' dich drücken,
Bis einst am frohen Auferstehungsfest
Die Schar der Engel, um sich zu erquicken,
Auch Cliquot Veuve sich kommen läßt."

Madame Cliquot hinterließ keinen männlichen Erben; ihre ungeheure Hinterlassenschaft fiel ihrer Enkelin zu, der excentrischen, einst als Verehrerin Boulangers, des brav' general, vielgenannten Herzogin d'Uzès. Das Geschäft aber ging an den Associé der Veuve Cliquot über, einen Herrn Werle, der 1821 als blutjunger Mann nach Reims gekommen war, sich im Hause Cliquot emporgearbeitet hatte und dabei, außer zu anderen schönen Dingen, auch zu einem Accent auf dem letzten Buchstaben seines Namens gekommen war. Er stammte aus Wetzlar an der Lahn; der heutige Besitzer des Hauses, sein Sohn — M. le comte A. Werlé — ist selbstverständlich Franzose vom Scheitel bis zur Zehe. Er ist mit einer Herzogin Montebello verheiratet, der Schwester des französischen Gesandten in Petersburg.

Das Haus Cliquot — Werlé et Cie., successeurs de Vve Cliquot-Ponsardin — ist immer noch eines der ersten und angesehendsten in der Champagne, wenn auch

Von der Weinlese. Gemaltes Fenster im Maschinenraum des Etablissement Moët & Chandon.

Digitized by Google

Weinlese bei Reims.

vielleicht keins der allergrößten. Es gibt heute Firmen, die jährlich 4—5 Millionen Flaschen „ziehen", wie der technische Ausdruck lautet; Werlé & Cie. werden auf eine durchschnittliche Jahresproduktion von 900 000 Flaschen geschätzt.

Welches sind nun überhaupt die ersten Häuser der Champagne? Ich will niemand zu nahe treten — nach dem aber, was ich gehört, gesehen, gelesen habe, stehen in erster Reihe: Pommery & Greno (Veuve Pommery Fils & Cie.), Louis Roederer, Heidsieck & Cie. (Walbaum, Luling, Goulden & Cie., successeurs), G. H. Mumm, Cliquot-Ponsardin — sämtlich in Reims — und Moët & Chandon (Chandon & Cie., successeurs) in Epernay. Ihnen wären dann vielleicht zunächst anzuschließen: Piper-Heidsieck (Kunkelmann & Cie., successeurs), George Goulet & Cie. in Reims, Perrier-Jouet & Cie. (Gallice & Cie., successeurs) in Epernay, Ayala & Co. und Deutz & Geldermann in Ay. Doch muß ich hierzu bemerken, daß es noch Geschäfte gibt, die wohl einen größeren Umsatz erzielen, als manche der zuletztgenannten, und die ich doch aus guten Gründen durchaus nicht zu den ersten Häusern rechne; und umgekehrt gibt es hier nicht genannte kleinere Häuser, deren Erzeugnis an Güte mit dem der besten Geschäfte wetteifern kann.

Etablissement Pommery & Greno (Reims).

Von den Kellereien, die ich selbst besuchte, waren ohne Zweifel die von Pommery & Greno in Reims und von Moët & Chandon in Epernay die größten und

besteingerichteten. Derselbe Kreidefels, der den so vorzüglichen Untergrund für die Reben der Champagne gewährt, bietet durch seine leichte Bearbeitbarkeit auch die trefflichste Gelegenheit zur Anlage der Kellereien, und wenn der alte Kaiser Probus wirklich verständigerweise die ersten Reben in der Champagne pflanzte, so haben die alten Römer, als sie die ersten Prunlbauten in ihrer „civitas Remorum“ errichteten und dazu gewaltige unterirdische Steinbrüche anlegten, machen, schließen sich vielmehr große oberirdische Bauten, „Celliers“, an, so daß man wohl sagen kann, man muß hier und dort drei Stockwerke über- und drei Stockwerke unter der Erde durchwandern, wenn man pflichtgemäß „alles gesehen haben will“. Und man thut es gern, denn die Wanderung ist interessant.

Aber zunächst noch einige Vorbemerkungen.

Die fröhliche Lese — die vendange — findet in der Champagne Ende September,

Weinkellereien von Ayala & Co. (Ay).

in nicht minder verständiger Weise den heutigen Champagnerfabrikanten vorgearbeitet: viele Kellereien, so auch die von Pommery & Greno, sind unter Benutzung römischer Steinbrüche ausgearbeitet worden.

Man würde aber irren, wenn man glaubte, die Werkstätten der Champagnererzeugung bergen sich völlig unter der Erde. Den gewaltigen unterirdischen „Caves“ mit ihren endlosen Gängen, die z. B. bei Pommery & Greno in ihrer Gesamtausdehnung über fünfzehn Kilometer Wegstrecke aus-

Anfang Oktober statt. Die Fabrikanten haben schon vorher ihren Bedarf, insoweit sie ihn nicht aus eignen Weinbergen decken können, als Trauben an der Rebe gekauft; es ist der erste gewaltige Vorzug der großen kapitalkräftigen Häuser, daß sie nicht nur selbst ausgedehnte Weinberge in den besten Lagen besitzen, sondern sich auch beim Kauf die ersten und besten „crus“ sichern können; denn auch in der gesegneten Champagne gibt es Schattenseiten und höchst angenehme Weinchen, von denen der Franzose sagt:

Digitized by Google

Treppe zu einem Champagnerkeller.

In den Monaten Januar und Februar beginnt der Kellermeister mit der Mischung seiner Weine.

Früher hielt man es in der Champagne ebenso, wie in anderen Weinländern: jedes Gewächs, der Wein jeder Lage wurde für sich allein weiterbehandelt, und es stammen aus jener Zeit noch die alten Namen für einzelne Champagnersorten: Creme de Bouzy, Vin d'Ay ꝛc. Heute dagegen mischt man verschiedene „crus“ eines Jahrgangs, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß der Wein dadurch nicht nur vor manchen Krankheiten, die ihn früher noch auf der Flasche befielen, geschützt wird, sondern daß er sich in diesen Mischungen auch an Bouquet und Geschmack verbessert. Die Champagnertrauben sind weiß oder blau, die letzteren überwiegen sogar bedeutend; auch ihr Saft erscheint aber nach der ersten Gärung weiß. Während nun der Wein der weißen Trauben Wohlgeschmack und Bouquet geben soll, fällt dem der blauen die Aufgabe zu, der Mischung Körper und Stärke zu verleihen.

„propre à faire les chèvres danser ou en carême pain saulcer“ — gut, um Ziegen tanzen zu machen oder zur Fastenzeit Brot einzutunken.

Nun preßt man die Trauben dreimal hintereinander — und noch öfter. Die großen Häuser verwenden aber nur das Produkt der ersten „pressurages“ und überlassen den „vin de suite“ anderen Wohlthätern der Menschheit, die in der Behandlung von Trebern und in der Kunst kostenloser Weinvermehrung die erforderliche Erfahrung haben.

Der Most läuft aus den Keltern in Gährungskufen und setzt in diesen während der nächsten zwölf bis fünfzehn Stunden seine groben Niederschläge ab; nach einigen Tagen wird er auf Fässer gezogen, die in den luftigen oberirdischen „Celliers“ zur Lagerung kommen; zuerst mit ganz lose aufgesetzten Spunden, denn sehr bald hebt die erste Gärung aus. Sobald aber der Frost eintritt, wird der Wein klar, der Küfer zieht die Hefe, die sich auf dem Grunde der Fässer gesammelt hat, ab.

Indessen ist es damit allein in vielen Fällen auch noch nicht gethan. Für die meisten Jahrgänge erscheint noch eine Aufbesserung durch ältere Weine erforderlich, und es sind wieder die großen Geschäfte, die in der Lage sind, reichliche Vorräte an solchen in besonders guten Jahren einzulagern. Diese „Réserves“ spielen in der Praxis eine große Rolle, zumal der Kellermeister es durch ihre richtige Verwendung auch in der Hand hat, den Weinen seines Hauses dauerud den Geschmack zu geben, an den das Publikum sich gewöhnt hat. Außerdem bricht ein Zusatz von altem abgelagerten Wein einigermaßen die Heftigkeit der folgenden Gärung auf der Flasche und vermindert dadurch den Flaschenbruch. Umgekehrt muß, wenn der Kellermeister glaubt, daß der Wein nicht genug Kohlensäure entwickeln wird, mehr oder minder Kandiszucker zu-

Digitized by Google

gesetzt werden. Champagner ist eben, ich sagte es schon, eine Art Kunstprodukt.

Die fertige Mischung nennt man die „cuvée“. Einzelne ganz große Häuser, z. B. Pommery & Greno, stellen neuerdings in jedem Jahre nur eine cuvée her, d. h. der gesamte Wein, der in einem Jahr auf Flaschen gezogen wird, besteht aus einer einzigen Mischung von ganz gleicher Qualität.

Im Frühjahr, bis in den Juni hinein, kommen dann die großen Tage, an denen die Flaschenfüllung vor sich geht, Tage angestrengtester Thätigkeit, in denen zu den ständigen Arbeitern noch Hunderte von Hilfskräften herangezogen werden.

Ich hatte das Glück, am letzten Tage der „Tirage“ oder „Mise en bouteilles“, die in Reims schon vollendet war, zu Moët & Chandon nach Epernay zu kommen, und konnte den interessanten Prozeß daher noch mit ansehen — zufällig sogar in allen seinen Stadien.

Draußen auf dem Hofe die letzten Wagen, die die Flaschen aus der Glasfabrik brachten — jene kostbaren Flaschen, die einen Druck von fünf bis sechs Atmosphären aushalten müssen und das Stück etwa dreißig Centimes kosten; nebenan sind Hunderte von Flaschenspülerinnen an sinnreich konstruierten Maschinen mit ihrer Reinigung beschäftigt, und ein besonderer „Flaschenprüfer“ probiert jede Flasche noch einmal, indem er zwei leicht aneinander schlägt; der Klang ist dem Erfahrenen ein untrügliches Merkmal der Güte.

Endlich eine ungeheure Halle, aus der ein unaufhörliches Pochen und Hämmern, fast wie aus einer Maschinenfabrik, herausstönt. An einer Querwand, massig, das Gesamtbild beherrschend, das gewaltige Faß, das die cuvée enthält. Von ihm aus führt ein ganzes System von Röhren durch die Halle zu eigenartigen, von geschickten Frauenhänden bedienten Füllvorrichtungen. Blitzschnell geht das Geschäft vor sich, in ewigem Wechsel kommen die leeren Flaschen herein, wandern die gefüllten zu den unmittelbar daneben arbeitenden Männern, die auf einem kleinen Maschinchen den (ersten) Korken aufsetzen und ihn, wieder mit der Maschine, durch einen Draht auf dem Flaschenhalse befestigen. Und schon wartet der mächtige

Vor der Kelter.

Digitized by Google

elektrische Aufzug, der die gefüllten Flaschen zu Hunderten — nein zu Zehntausenden — in die Kellereien befördert.

Dort, in den caves, werden sie in riesigen Haufen aufgeschichtet; scheinbar ganz einfach, nur durch dünne Holzleisten schichtweise getrennt, und doch so kunstvoll, daß man jede einzelne Flasche leicht herausziehen kann, während das Ganze fest wie eine Mauer steht. Ich bin in meinem Leben schon in so manchen großen Kellereien gewesen, solche Riesenmengen von Flaschen hatte ich noch nie — auch nicht annähernd — gesehen! Es wirkt, ohne Übertreibung, anfangs verblüffend, und man verliert jeden Maßstab. Wenn man mich vor solch einem Stapel gefragt hätte: „Wie viel Flaschen, glauben Sie, daß hier liegen? —" ich hätte vielleicht auf 10 000 oder auf 20 000 geschätzt, und es waren 200 000!

In dem einen einzigen Gang „New York" der Firma Pommery — die Gänge tragen den Namen großer Städte oder berühmter Männer — lagerte eine Million Flaschen!

Während dieses Lagerns in den durch gleichmäßige, kühle Temperatur ausgezeichneten wundervollen „Caves" vollzieht sich die zweite, die Flaschengärung. Der im Wein enthaltene natürliche (und der eventuell in der cuvée zugesetzte) Zucker verwandelt sich in Alkohol und Kohlensäure; ganz allmählig sammelt sich auf der unteren Seite der ruhenden Flasche die Hefe zu einem kleinen „dépôt" an.

Der Wein „arbeitet". Und die sich stärker und stärker entwickelnde Kohlensäure drängt nach Befreiung. Bald gibt es hier, bald dort einen Knall, eine Flasche ist geplatzt. Bei meinen Wanderungen durch die Kellereien hieß es nicht selten: „Achtung! Scherben!" und man mußte sich in acht nehmen, nicht in die Glassplitter zu treten. Ehedem soll es in diesen Perioden schlimm genug in den Caves ausgeschaut haben, schlachtfeldartig, und die Überlieferung hat sich erhalten, daß einst einem Fabrikanten von 6000 Flaschen nur 120 übrigblieben, alle übrigen waren zersprungen. Heute ist der Verlust nicht mehr so arg. Seit man mittelst des Glenco-Önometers den Zuckergehalt in der Cuvée genau feststellen kann, ihn und damit auch die Kohlensäureentwickelung zu regeln gelernt hat, seit die Flaschenfabriation sich wesentlich verbessert hat, kommt man mit wenigen Prozent Bruch davon. Und — nebenbei bemerkt — es ist eine Mythe, daß der Wein aus den geborstenen Flaschen aufgefangen und wieder verwendet wird. So unsauber und so kleinlich treibt man's nicht; die Kellereien, die ich sah, zeigten im Gegenteil eine geradezu peinliche Sauberkeit.

Die Remuage.

Der Dégorgeur.

Zwei bis drei Jahre lagert der Wein in Flaschen und reift heran. Kleinere Firmen freilich, die den Zinsverlust nicht tragen können oder wollen, lassen ihn nur ein Jahr ruhen, aber die großen Häuser gönnen ihm seine volle Zeit zur Entwickelung und

Digitized by Google

wissen, daß sie daran gut thun. Sie bringen es ja bei ihren höheren Preisen auch wieder ein.

Wenn dann der Wein reif ist, kommen die Flaschen auf dreieckige Gestelle, auf denen sie, den Pfropfen nach unten, in einem Winkel von 30 Grad liegen, und während etwa zweier Monate wird täglich jede Flasche einmal mit einer ganz eigentümlichen kurzen Bewegung leicht geschüttelt: die „Remuage“, welche die Veuve Cliquot erfunden haben soll. Ein Arbeiter kann täglich gegen 30 000 Flaschen in dieser Weise behandeln; es leuchtet aber ohne weiteres ein, welche ungeheuere Arbeit das Umpacken und die Remuage bei der kolossalen Flaschenzahl verursacht, und man trifft denn in den Kellern auch massgesetzt auf kleine Arbeiterkompanien.

Durch die „Mise sur pointe“, das Aufdenkopfstellen der Flaschen und das wiederholte leichte Rütteln zieht sich die Hefe, das dépôt, allmählich nach dem Pfropfen hin und hängt sich hier an, während der Wein selbst ganz klar bleibt — die Flasche ist bereit für die letzten schnell aufeinander folgenden Stadien der Behandlung, für die Entfernung des dépôt, den Liqueurzusatz, die endgültige Verkorkung.

Der Bouchenr.

Es knallt wieder wie auf einem Gefechtsfelde unten im Keller, etwa so, als ob ein Schütze aus einem Schnellfeuergewehr schösse. Wir nähern uns einer wichtigen Persönlichkeit, dem Dégorgeur. Er steht mit einem mächtigen Schurzfell bewehrt vor einem halbausgeschnittenen Faß, in der Linken die Flasche gegen letzteres haltend, löst mit einem kleinen Instrument den Draht, der Kork springt, und die Kohlensäure wirft zugleich auch das dépôt, die Hefe, mit heraus. Unmittelbar darauf wird von einem zweiten Arbeiter die Flasche wieder mit einem provisorischen Korken geschlossen.

Der Fiselenr.

Der Dégorgeur ist, sagte ich, eine sehr wichtige Persönlichkeit. Die Schwierigkeit besteht für ihn nicht nur darin, daß er eben nur das dépôt, nicht aber auch überflüssig viel Wein herausspritzen läßt, er muß auch dafür einstehen, daß wirklich das ganze dépôt entfernt ist. Diese Arbeiter werden denn auch hoch bezahlt, sie erhalten 15 bis 20 Francs auf den Tag. Übrigens sah ich bei Moët & Chandon ein abweichendes Verfahren, das ausgezeichnete Resultate liefern soll: hier setzt man die Flaschenhälse vor dem Dégorgement einem kurzen Gefrierprozeß aus, infolge dessen das dépôt gleichsam als ein zweiter Pfropfen, eine ziemlich feste Masse, mit hinausflog.

An das Dégorgement schließt sich die Dosage, der Liqueurzusatz.

Der Wein hat nämlich während der Flaschengärung seinen ganzen oder doch fast seinen ganzen Zuckergehalt verloren, und dieser wird ihm jetzt durch eine Nachfüllung von Liqueur wieder zugeführt. In den meisten Lehrbüchern der Champagnerfabrikation wird besonders betont, daß dieser Liqueur lediglich aus

Digitized by Google

altem Wein und in ihm aufgelösten besten Zucker bestehe. Mir ist aber höchst zweifelhaft, ob dies jemals der Fall ist, ich bin vielmehr überzeugt, daß zum Liqueur stets auch ein Zusatz besten Cognacs (hier und dort vielleicht auch noch ein wenig Kirschwasser) genommen wird. Im übrigen ist die Zusammensetzung gerade des Liqueurs überall etwas verschieden, jede Fabrik hütet ihre bewährte Mischung als Geschäftsgeheimnis.

Mit dieser Nachfüllung, dem Liqueurzusatz aber, der heute durch kleine, automatisch arbeitende, fast ganz aus echtem Silber hergestellte Maschinen bewirkt wird, vollzieht sich eigentlich erst die Herstellung der verschiedenen Champagnersorten. Während z. B. Pommery & Greno nur eine Cuvée in jedem Jahre mischen, erzielen sie bei der Dosage drei, vier, fünf verschiedene Sorten, und das nicht etwa durch einen stofflich verschiedenen Liqueurzusatz, sondern nur durch einen quantitativ verschiedenen. Maßgebend dafür ist in erster Linie der Geschmack der Länder, nach denen exportiert wird.

Da ist zunächst einmal für Rußland, wo man den Champagner süß haben will, die „carte blanche“ mit neun bis zehn Prozent Liqueurzusatz bestimmt; für Amerika erhält der Wein als „demi sec“ nur fünf Prozent; England, das die herbsten Sorten bevorzugt, bekommt ihn als „extra dry“ oder als „brut“ mit einem Prozent Zusatz.

Das schließt natürlich nicht aus, daß auch in Amerika carte blanche und andererseits daß in Deutschland alle Arten, je nach der Geschmacksrichtung des einzelnen Konsumenten, getrunken werden. Aber im allgemeinen breitet sich, von England ausgehend, der Geschmack an wenig gezuckerten Weinen immer weiter aus, gerade auch bei uns.

Flaschenlager bei Heidsieck & Co. in Reims.

Überhaupt die Engländer! Sie sind die wahren Feinschmecker auf dem Gebiete des Champagners. Sie sind es auch, die zuerst angefangen haben, auf die Jahrgänge zu achten und die feinen Verschiedenheiten herauszukosten, die den Cuvées besonders guter Jahre eigen sind. Früher ging man daran achtlos vorüber, ja man sagte sogar

Digitized by Google

— was in gewisser Beziehung auch nicht unrichtig ist — daß Champagner nicht allzu lange lagern dürfe. Heute ist es höchste Finesse, eine Flasche brut (oder womöglich brut nature d. h. angeblich ganz ohne Liqueurzusatz) vom Jahre 1884 zu trinken, und den 1893er Cuvées dürfte seiner Zeit vielleicht eine ähnliche Wertschätzung zu teil werden. In der That muß man diesen herben Weinen unbedingt eins nachrühmen, daß sie besser bekommen; mir persönlich munden sie auch besser, feiner, reiner. Ich habe z. B. — ich glaube, es war in dem Keller von Pommery — eine Probe des 1896er Cuvées einer Flasche unmittelbar nach dem Dégorgement entnehmen dürfen, vor der Dosage, und war einfach entzückt: das war wirklich brut nature! Viel Bouquet, inhaltreich, voll Kraft und Nerv . . . und dabei ganz ohne Zucker!

Champagnerpfropfen.

Aber — de gustibus non est disputandum! Die ungeheure Mehrzahl aller Sektfreunde will das Süße nicht entbehren, am wenigsten die Damen, denen sie, neben dem Monsseux, nun einmal als das unveräußerlichste Merkmal des Champagners erscheint. Vielleicht ist brut nature auch mehr ein Getränk des ruhigeren Alters — er würde Körner nicht zu seinem Loblied begeistert haben:

„Mutig ringet Jugendlust
In Champagners Schäumen,
Wie in frischer Jünglingsbrust
Träume kühn mit Träumen . . ."

— — — Ist die Dosage vollzogen, so schließt sich unmittelbar das endgültige Verkorken und das Befestigen des Korkens mit Bindfaden und Draht an, alles in Windeseile unter Zuhilfenahme höchst sinnreich konstruierter Maschinen ausgeführt, so daß die kleine, sich in die Hände arbeitende Gruppe — der Dégorgeur, der Opéreur, der die Dosierung besorgt, der Boucheur, der den Korken aufsetzt, und der Ficeleur, der den Verschluß erledigt — täglich 1500 bis 1600 Flaschen fertig stellen kann. Am überraschendsten wirkt dabei, daß es überhaupt möglich ist, den vor dem Einsetzen riesenhaft erscheinenden, gleichmäßig cylindrischen Kork in den engen Flaschenhals zu zwängen; die Kraft der Menschenhand brächte das Kunststück nimmer fertig, aber dem fixen Maschinchen gelingt's im Nu. Die Korken stammen meist aus Spanien, und 20 Firmen beschäftigen sich allein in Reims mit dem Korkhandel. Ein Korken erster Qualität kostet über 20 Centimes.

Nach dem Verschluß ist der Champagner eigentlich trink- und versandfähig, man läßt ihn aber meist noch etwa 14 Tage ruhen; dann werden die Flaschenhälse mit der üblichen, hübschen Schutzhülse überzogen, die Etiketten werden aufgeklebt, und der Wein geht, in Kisten verpackt — der „Korb" Champagner ist heut selten geworden — in alle Welt hinaus —

„Notre Champagne a fait le tour du monde
A nos drapeaux victorieux pareil;

Champagneretiketten.

Digitized by Google

Il vit, joyeux, sous la mousse, qui tremble,
Et semble
Dans le crystal, un rayon de soleil!"

In Epernay schloß ich meine kleinen Studien über die Champagnerfabrikation, und nahm noch einige Belehrung darüber mit, wie der Franzose den Champagner trinkt.

Ich war am Nachmittag angekommen und hatte meiner Gewohnheit nach zunächst die Straßen des Städtchens durchschlendert, das — der neueste Baedecker sagt es — gegen 20 000 Einwohner haben soll. Die Reimser haben nicht unrecht, wenn sie ihre Stadt im Vergleich zu Epernay als ein Klein-Paris bezeichnen. Es ist, trotz seiner großen Champagnerfabriken, trotz der prächtigen Palais einiger Champagnerkönige und trotzdem neuerdings bedeutende Eisenbahnwerkstätten in Epernay angelegt wurden, ein rechtes Nestchen. Der inneren Stadt wenigstens mit ihrem Gewirr kleiner Gassen sieht man nichts von der kommerziellen Bedeutung des Ortes an: die Häuser sind vielfach einstöckig und zum Teil so niedrig, daß ein Grenadier vom ersten Garderegiment, Leibkompanie, wohl die Hand ans obere Stockwerk legen könnte, ohne sich gewaltsam zu recken; auf der Hausschwelle sitzen, kannegießernd, Frauen und Kinder, vor dem unvermeidlichen Kaffeehaus die ehrsamen Spießer, die Zeitung vor sich und sich über die „affaire" den Kopf zerbrechend. Das beste Hotel — selbstverständlich „grand hôtel de l'Europe" — ist ein etwas herausgeputztes, aber doch recht armseliges Haus. Zum Diner bestellte ich mir (der Tischwein war böse!) eine halbe Flasche Moët und hatte die kühne Idee, dazu um ein wenig Eis zu bitten. Darob allgemeines Schütteln des Kopfes, Beratschlagen der dienenden Geister und endlich die Erklärung: Eis gibt es im Hause nicht, aber wenn ich denn durchaus wollte, so würde man mir wohl etwas besorgen können! Ich verzichtete und trank meine halbe Flasche warm — bedeutend über Kellertemperatur. Am Nebentisch that ja eine lustige Gesellschaft, unter dieser der liebenswürdige deutsche Leiter des Champagnerhauses Eckel, ohne Murren desgleichen.

Verpackungsraum bei Moët & Chandon (Epernay).

Am nächsten Vormittag saß ich, nach der Besichtigung der wundervollen Kellereien von Moët & Chandon, mit dem jungen Grafen Chandon zusammen bei einem Glase Sekt. Ich hatte soeben die große Eis-

Digitized by Google

Gastmahl im XVIII. Jahrhundert. Skulptur von Navlet. In den Kellereien von Pommery & Greno (Reims).
(Aufnahme von Trompette-Reims.)

Digitized by Google

maschine gesehen und gedacht „Aha!“ — aber der Champagner war auch diesmal warm — ich meine, wieder über Kellertemperatur. Bei Pommery & Greno war es ebenso gewesen.

Ich will es nun gern glauben, daß man zur Champagner *probe* den Wein am besten ungekühlt trinkt, und auch ich halte es für Sünde und Schande, ihn stark zu frappieren. Aber das steht für mich fest: er entwickelt seine schönsten Eigenschaften, wenn er getrunken wird, wie er aus einem *recht* kühlem Keller kommt oder sobald er ganz kurze Zeit im Eiskübel gestanden hat. Er darf nicht so kalt sein, daß sein Mousseur gebrochen ist, und er muß so kalt sein, daß das frisch gefüllte Glas leicht beschlägt. Dann gilt von ihm, was Graf Moritz Strachwitz etwas dithyrambisch gesungen hat:

„Schlage zum Himmel, Champagnergezisch,
Springe in silbernen Sprudelskaskaden,
Schieße in pochenden, bäumenden Fluten,
Fließe in kochenden, schäumenden Gluten,
Aehnlich dem Brunnen der Quellennajaden,
Drin sich die Glieder der Artemis baden
Tief in des Idas Cypressengebüsch.

Forme die Perlen von silbernem Schaum,
Die sich erheben aus siedendem Spiegel,
Daß in den spitzigen Trichterpokalen
Funkelnd dem hitzigen Sprudel entstrahlen
Die aus der Flasche gebrochenen Siegel,
Schweben und tanzen auf duftigem Flügel,
Steigen und sinken im goldigen Raum.

Schlagt auf die Becher mit wirbelndem Schlag,
Daß sie erbrausen im rollenden Falle;
Laßt in den duftigen Tiefen des Nasses
Tanzen die luftigen Geister des Fasses,
Laßt sie in spritzendem, stäubendem Falle
Stürzen aus blitzenden Becherkrystalle —
Kurz ist der Jugend moussierender Tag!“

Durch die grünen Weinhänge rollte ich auf Paris zu, vorüber an den sonnenüberströmten hellschimmernden Dörfern und Weilern, an stattlichen Schlössern und reizenden Villen. Welch ein reiches Land!

Mir liegen authentische Zahlen vor, die wohl am besten beweisen, welch ungeheure Summen aus aller Welt nach der Champagne zusammenströmen, wie gewaltig der Absatz des Champagners ist — geblieben ist trotz aller Konkurrenz, die ihm die Schaumweinfabrikation in Österreich-Ungarn, in Italien und vor allem in Deutschland bereitet, und trotz der hohen Zölle, mit denen das Ausland die Einfuhr des Champagners belegt hat: u. a. Deutschland mit etwa 2 Francs, Nordamerika mit 3 Francs 50 Centimes, Rußland mit 4 Francs 76 Centimes auf die Flasche!

Im Jahre 1863/1864 wurden nach Frankreich selbst expediert 2 934 996 Flaschen, nach dem Ausland 9 851 138 Flaschen, zusammen 12 786 134 Flaschen. Bis 1870 stieg der Gesamtabsatz auf 17 487 300 Flaschen, um 1870/1871, infolge des Feldzugs, auf 9 178 264 Flaschen zurückzugehen. Dann verdoppelte er sich sofort wieder, schwankte zwischen 18 Millionen Flaschen (1885/1886) und 25,7 Millionen Flaschen (1890/1891), und erreichte vom April 1898 bis April 1899 die ungeheure Ziffer von 27 395 996 Flaschen, von denen 8 370 570 Flaschen nach Frankreich selbst gingen, während das Ausland mit 19 027 426 Flaschen der Champagne tributpflichtig wurde. Am Ende des gleichen Rechnungsjahres lagerten in den Kellereien der Champagnerfabriken, neben 413 052 Hekto-

Korkbrände.

Digitized by Google

Inneres der Kirche zu Hautvillers
mit dem Grabmal des Dom Perignon, Erfinders des Champagners.

litern Wein, 106 237 755 Flaschen! Und endlich: im Durchschnitt der letzten Jahre zahlte das Ausland an Frankreich für Champagner 80—90 Millionen Francs!

Mag's bedauern, wer da will! Ich gönne jedem das Seine und auch den fleißigen vignerons in den Weinbergen der Champagne und den soliden Fabrikanten in Reims und Epernay, in Avize und Ay ihren Verdienst — hat der Erfolg doch gelehrt, daß unsere vaterländische Schaumweinfabrikation auch groß geworden ist neben ihnen. Raum für alle hat die Welt!

Und im übrigen: der alte treffliche Berliner Hofschauspieler Döring ließ über seinem Stammtisch in der Weinstube von Lutter & Wegner den köstlichen Satz anbringen: „Stelle dich nicht kalt, wenn der Sekt kalt gestellt wird!"

Auf dem Standpunkt stehe ich auch.

Syrischer Sinnspruch.

Von

Maximilian Bern.

So lebenskräftig die Jugend auch,
Vom Tod wird leicht sie bezwungen;
Die alten Kamele bringen gar oft
Zu Markte die Felle der jungen.

Digitized by Google

Amata.

Eine Geistergeschichte von

Richard Voß.

(Abdruck verboten.)

I.

Ich war ein blutjunger Mensch, als ich ein Erlebnis hatte, an das ich noch heute, nach so vielen Jahren, nicht ohne heftige Erregung zurückzudenken vermag.

Wenn ich die Sache erzähle und damit etwas berichte, das jeder gesunden Vernunft zu spotten scheint, das nur für die Fieberphantasie eines Kranken gehalten werden kann, so muß ich mir diese Ansicht von dem kühlen und verständigen Leser gefallen lassen, ohne auch nur den Versuch einer Verteidigung machen zu können.

Also: Ich war noch sehr jung und lebte in Rom, wo ich mehr als an irgend einem anderen Orte die Menschen mied und Rom in meiner Weise genoß. Einsam durchschlenderte ich die Stadt, einsam trieb ich mich in der Campagna umher, sei es zu Fuß, zu Pferd oder in einem kleinen Wagen, den ein munteres Rößlein zog. Ich selbst kutschierte.

Es war damals noch das Rom des neunten Pius; und es war damals ein ganz anderes Rom, als die heutige Kapitale der Italia unica, als das moderne Rom, dieses Monument höchster Barbarei, sich selber gesetzt von einer Nation, welche sich historisch berechtigt fühlt, die Barbarei zu verachten. An das Rom, wie es Goethe und zum Teil auch Ferdinand Gregorovius zum erstenmal gesehen, war noch nicht gerührt worden. Nichts davon war zerstört. Auch sonst war alles beim ehrwürdigen Alten geblieben. Noch hielt der Papst seinen Triumphzug aus dem Quirinal in den Vatikan; noch rasselten die Kardinalswagen durch die Straßen; noch wimmelten diese von Prozessionen; noch lagerte eine schwere betäubende Kirchenluft über der Stadt des marterspierten Apostelfürsten; und der Geist eines mittelalterlichen Mysticismus ging am hellen Tage um auf dem schönen Platze, darauf der unbefleckten Jungfrau eine Säule errichtet worden war.

In Sankt Peter sah ich den Papst die Messe celebrieren und — man mußte es gesehen haben! In der Sistina hörte ich die Kapelle singen und empfand alle Schauer des Mysteriums. Dann wiederum welcher Gegensatz! Ein Kontrast, auf der ganzen Welt nur in Rom zu erleben: im Sankt Peter Michelangelos Pietà, im Belvedere des Vatikan der Apoll; in Santa Maria del Popolo die Fresken Pinturicchios und auf dem Kapitol die Venus; die Katakomben der ersten Christen und die Rotunde des Pantheons!

Von der tiefen Ermattung, die Körper und Empfinden in den Kirchen befiel, ruhte ich aus auf Forum und Palatin, in den Ruinen des Colosseum und der Caracallathermen, die zu jener Zeit noch schöne Wildnisse waren, in deren Dickichten glänzende Palombellen nisteten. Aus dem Dunkel christlicher Legende flüchtete sich mein Gemüt in den Sonnenglanz der Antike; die Seele noch durchgellt von dem Sterberöcheln der Legionen der Nachfolger Christi, die für ihren Glauben das Leben ließen, lauschte ich dem Evoë der Bacchuspriester und dem Jauchzen einer daseinstrunkenen Menge von Römern und Quiriten.

In einem derartigen fortwährenden

Digitized by Google

Wechsel von leidenschaftlichen Stimmungen befand ich mich, als ich erlebte, was ich berichten will; wohl verstanden: nur berichten, nicht erklären.

II.

Eines Sonntags ritt ich nach Frascati. Bereits am frühen Morgen war es schwül gewesen; und während ich noch auf Tusculum in den Ruinen der Tibersvilla Siesta hielt, bemerkte ich ein fahles, gewaltiges Gewölk, welches sich über dem Meer im Süden aufbaute: Scirocco!

Nichts ertrage ich schlechter als Südwind. Der Odem der Wüste, deren Gluthauch bis zu den Felsenpyramiden der Alpen weht, macht mich krank, fieberkrank. Er entnervt mich. Kaum stieg es daher am glänzenden Himmel auf, als ich sein Nahen bereits zu fühlen begann. Meine Glieder wurden schwer, und der Kopf schmerzte: der Tag war für mich verdorben.

Einstweilen wußte ich nichts Besseres, als ruhig liegen zu bleiben und im spärlichen Schatten eines Hollunderbaumes unter dem versengten Farnkraut mein Pferd nach mageren Resten harten Grases suchen zu lassen. Aber bald erhob der Scirocco seine heisere Stimme, die auf mich immer wie Geisterlaut wirkt. Sie seufzt, ächzt, stöhnt. Mit dumpfem Wimmern raunt sie mir von den Heerscharen, die der Samum in Afrika drüben, im roten Sande der Wüste begrub.

Mißgestimmt erhob ich mich endlich, um mein frei weidendes Pferd einzufangen. Das war mir sonst selten schwer geworden. Heute aber schien mein Schwarzer von dem bösen Geist des Südwinds ergriffen worden zu sein. Es dauerte lange und kostete heiße Mühe, bis ich durch eine List seiner habhaft wurde. Das Tier mochte schlechte Kost gefunden haben, blieb störrisch und zeigte sich ungebärdig, wie noch nie. Das machte meine schlechte Laune nicht besser.

Ich hatte mir vorgenommen, den Rückweg über Marino zu nehmen. Dort wollte ich auch mein Pferd füttern. Aber als ich ankam, erschien mir die häßliche und schmierige Geburtsstadt der herrlichen Vittoria Colonna bei dem immer stärker werdenden Scirocco ein solch' abscheulicher Aufenthalt, daß ich weiterritt. Die steile Schlucht hinab, welche der einstmals heilige ferentinische Quell lebensmüde durchsickert; dann auf schlechtem Wege, immer einen tiefschattigen Ölwald der Colonna entlang, bis zur neuen appischen Straße.

In der Osteria zur „Mezzavia" kehrte ich ein, um meinem hungrigen Tier etwas in Wasser aufgelöstes Mehl vorzusetzen. Als das besorgt war, begab ich mich in die Schenke, einen düsteren unwirtlichen Raum, darin es nach ranzigem Öl und nicht mehr frischen Meerfischen roch. Ich bestellte Wein und Eier und suchte mir trotz des wütenden Scirocco einen Platz vor dem Hause, hart am Rande der appischen Straße.

Vor mir dehnte sich unabsehbar die Wildnis. Über der baum- und strauchlosen, sommerbraunen Steppe kroch der leichenfarbene Dunst des Südwindes und ließ die Landschaft noch trostloser erscheinen. Von meinem Platze aus erblickte ich kein anderes Zeichen menschlicher Kultur als Ruinen. Es waren die zerstörten Grabmale an der alten appischen Straße, welche in kurzer Entfernung von mir die Campagna durchzog, dem jetzt in bräunlichen Brodem gehüllten Albanergebirge zu.

Es war spät geworden. Der Scirocco hatte den ganzen Himmel überzogen. Die leuchtende Sonne des Südens war wie erloschen. Eine fahle Dämmerung herrschte, die bei dem Heulen des Windes etwas Gespenstisches hatte. Ich würde einen unheimlichen Heimritt haben; denn meines ermüdeten Pferdes wegen, konnte ich vor Beginn der Nacht kaum aufbrechen. Doch war ich solche nächtlichen Ritte gewöhnt, fürchtete mich weder vor Banditen, noch vor dem Würgegeist der Malaria, gegen den ich mich gefeit wähnte. Schlimmer waren die großen Schäferhunde, die mich bereits einmal, fünf heulende Bestien, angefallen und mir fast die Kleider vom Leibe gerissen hatten.

Die Landschaft lag wie ausgestorben, eine Stimmung, die zu dem grauen Sciroccoabend gut paßte. Nicht einmal das auf allen römischen Verkehrswegen so bekannte helle Rasseln der Schellen am Zelt eines der hochräderigen Campagnuolenkarren war durch das Sausen des Windes vernehmbar. Bisweilen heulte irgendwo ein Schäferhund auf, und ein einziges Mal sprengte ein Reiter vorüber, den schwarzen Filzhut tief in die Stirn gedrückt, den schwarzen Mantel hoch aufgebauscht über den Rücken seines Pferdes hinwehend.

Digitized by Google

In der Herberge hatte ich nur drei Personen bemerkt: den Wirt, seine Frau und einen Knecht.

Der Wirt war ein älterer Mann, dessen Kleider in Lumpen an seinem Leibe hingen. Der tierische Ausdruck seiner häßlichen Züge fiel mir auf und auch sein seltsames, gleichsam schleichendes Wesen. Meinen höflichen Gruß hatte er mit einem feindseligen Knurren beantwortet. Es schien ein bösartiger Mensch zu sein, vor dem sich ein einsamer Gast wohl in acht nehmen mochte.

Der Knecht schien aus derselben Gegend zu sein wie seine Padrona, ein blutjunger Bursche von jenem Typus, wie er zu Rom in der sistinischen Straße und auf dem spanischen Platze häufig zu sehen ist. Gleich beim ersten Anblick der beiden mußte ich denken: ‚Die beiden jungen Menschen haben sich gern — sie müssen sich gern haben!

Aus unserer Studienmappe:

Auf der Entenjagd. Nach der Ölstudie von Peter Paul Müller.

Wie kam der alte wüste Geselle zu seiner Frau? Sie war jung, eine zarte, fast schlanke Gestalt, ein fieberbleiches, feines Gesicht mit mächtigen, schwarzen Augen, die jedoch einen trostlosen, gewissermaßen erloschenen Blick hatten. Sie ging umher, als wäre sie zu Tode ermattet, bewegte sich langsam und müde wie eine Greisin. Ihrer Tracht nach war sie eine Fremde, eine Ciocciarin. Das Rot ihres Mieders war verblaßt, der Rock überaus ärmlich. Nur das Schleiertuch war noch mit einer gewissen Sorgfalt über den Kopf gelegt, und das tief in die Stirn herabgescheitelte, blauschwarze Haar gab dem blassen Gesichtchen etwas Madonnenhaftes.

Hoffentlich sind sie auf ihrer Hut vor dem Alten.‘

Die Frau brachte mir die gesottenen Eier, dazu altes, steinhartes Brot und Wein. Ich sprach sie an:

„Du bist nicht von hier?“

„Nein.“

„Gewiß aus Sora?“

„Aus Sora.“

„Der Wirt ist dein Mann?“

„Ja.“

„Ihr habt keine Kinder?“

Digitized by Google

„Keine Kinder."

Schweigen. Sie lehnte bei mir am Tisch, als hielte sie sich daran fest, schien gehen zu wollen, blieb stehen, als wäre sie zu müde, um auch nur eine Bewegung zu machen. Durch ihren Leib lief ein Fieberschauer. Ich rief:

„Du bist krank!"

„Ja."

„Hast du schon lange das Fieber?"

„Schon lange."

„Nimmst du kein Chinin?"

„Wozu?"

„Um das Fieber los zu werden."

„Ich werde es doch nicht los."

Sie sprach wie mit erstorbener Stimme. Dabei hatten die schwarzen, prachtvollen Augen beständig den gespenstischen Blick. Jetzt sah ich erst, wie jung sie war, das reine Kind.

„Du bist ja noch blutjung!"

„Achtzehn Jahre."

„Du kannst ja kaum verheiratet sein?"

„Drei Jahre."

„Wie kam es, daß du einen Römer heiratetest?"

„Es kam eben so."

„Armes Kind!"

Da schrie aus dem Hause eine heisere Stimme!

„He, Assunta!"

Sie that, als hörte sie's nicht. Mich überkam ein angstvolles Gefühl, welches mir unerklärlich war. Ich wünschte plötzlich, daß ich sie nicht angeredet hätte.

„Dein Mann ruft."

„O, mein Mann!"

Wie sie das sagte, mit dem erloschenen Blick und dem erstorbenen Ton in ihrer Stimme! Ich erinnerte sie:

„Du solltest hineingehen."

„Ich gehe schon."

Sie blieb jedoch stehen.

„Dein Mann lernte dich wohl in Rom kennen? Aber gehe jetzt lieber ins Haus."

„Er fand mich vor dem Hause auf der Landstraße."

„Er fand dich?"

„Ich wollte nach Rom, Arbeit suchen. Ich war krank und hatte Hunger. Da fiel ich um, gerade vor dem Hause. Und er fand mich."

„Da nahm er dich?"

„Da nahm er mich. Es wäre besser gewesen, er hätte mich umkommen lassen."

Wiederum der Ruf, von einer Stimme ausgestoßen, welche die Wut fast erstickte.

Aber sie regte sich nicht.

In der Thür erschien jetzt der junge Knecht und sah zu uns hinüber, auf die feine, schlanke Gestalt, die bei mir am Tisch lehnte; mit einem Blick sah er sie an, den ich nicht mehr vergessen werde. Ich mahnte von neuem:

„Du mußt ins Haus."

Sie aber, als hätte sie gar nicht gehört:

„Und dann heiratete er mich ... Es wäre aber besser gewesen, o viel besser, wenn er mich hätte umkommen lassen."

Es war keine Klage; es war etwas viel Schrecklicheres: Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung war's.

Der junge Mensch näherte sich jetzt dem Tisch und sagte mit unterdrückter Stimme:

„Geh' hinein! Sonst schlägt er dich wieder. Und wenn er dich schlägt —"

Das Fieber schüttelte die Frau. Es war wie ein Krampf; dazu ein Seufzer wie ein Stöhnen. Dann ging sie mit schleichenden, schleppenden Schritten zur Thür.

Ich sprach jetzt den Burschen an; aber er kehrte mir den Rücken zu und starrte der Frau nach. Ich wiederholte meine Frage:

„Du bist ein Landsmann der Wirtin?"

Statt aller Antwort hörte ich ihn murmeln:

„Und wenn er sie wieder schlägt ..."

„Bist du auch aus Sora? Wie kommst du in diese Osteria?"

„Er schlägt sie gewiß wieder."

„Höre!"

Aber er hörte nicht. Er stand lauschend von mir abgewendet, so daß ich sein Gesicht nicht sehen konnte.

Aus dem Innern des Hauses drang ein Geräusch.

Mir wurde plötzlich so heiß, als hätte ich die ganze Foglietta des schweren, roten Genzanoweines hinuntergestürzt. Ich sprang auf und trat zu dem Burschen.

Aus dem Innern des Hauses tönte ein dumpfer Laut wie ein Schlag. Dann war's wie erstickte Stöhnen und dann —

Ich sah, wie er mit zuckenden Händen nach seinem Gürtel fuhr, wie er daraus etwas hervorriß. Ich wollte ihn packen, ihn zurückhalten. Aber er machte sich los und stürzte ins Haus.

Bevor ich ihn einholen konnte, war es bereits geschehen.

Er hatte den Mann erstochen.

Digitized by Google

III.

Noch grausiger als der Anblick des in seinem Blute schwimmenden Toten war derjenige der beiden Lebenden: des Mörders und des jungen Weibes.

Sie thaten keinen Laut. Neben dem Leichnam standen sie und sahen sich an. Das Blut war über die Frau hingespritzt, selbst ihr Gesicht war davon gerötet; aber sie schien dafür nicht die geringste Empfindung zu haben. Es war, als hätte es so kommen müssen, als hätten beide das gewußt, als wären sie jetzt vollständig ruhig — nun es endlich so gekommen war.

Auch mir fiel nicht ein, ihn des Mordes zu beschuldigen, mit Verwünschungen zu überhäufen, mit Gefangenschaft zu bedrohen. Keines anderen Gedankens war ich fähig als des einen: wie kommen sie von hier fort, wie können sie sich retten?

Ich riß mein ganzes Geld heraus, hielt es dem Unglücklichen hin, steckte es ihm, da er keine Miene machte, es zu nehmen, in die Tasche, was er geschehen ließ, als merkte er's gar nicht. Dann rief ich, über den Klang meiner eigenen Stimme erschreckend:

„Fort! Ihr müßt fort! In den Buschwald! Jeden Augenblick kann jemand kommen. Ihr könnt verloren sein."

Sie standen und blickten sich an.

Ich stürzte zur Thür, spähte die Landstraße hinauf und hinab — niemand war zu sehen, nichts zu hören. Gott sei Dank!

Darauf wieder zurück zu den beiden. Und wieder in sie hineingeredet, flüsternd, als wären die Verfolger neben an.

„Fort, fort, fort!"

Aber sie schienen für ihre furchtbare Lage gar kein Verständnis, gar keine Empfindung zu haben; denn sie standen und blickten sich an. Endlich fand ich das rechte Wort:

„Willst du, daß sie Assunta bei dem Toten finden, daß sie Assunta festnehmen und mit dir ins Gefängnes schleppen?"

Das brachte wenigstens den Mann zur Besinnung.

Ich selbst packte für sie zusammen, was ich gerade fand: Brot, Speck, einen Fiasco Wein, eine Decke. So lange blieb ich bei ihnen, immerfort voll Todesangst in sie hineinredend und sie forttreibend, bis sie das Haus an meiner Seite verließen. Er trug das Bündel und hielt sie an der Hand, die noch immer den schleichenden, schleppenden Schritt und den erstorbenen, trostlosen Blick hatte. Die ganze Zeit über hatte sie keinen Laut gethan.

Über der öden, braunen Steppe sah ich die beiden schlanken Gestalten in dem totenhaften Dämmerlicht des Scirocco der Gräberstraße zugehen: langsam, ganz langsam. Und sie ließen doch einen blutigen Erschlagenen zurück.

IV.

Noch heute vermag ich mich nicht darauf zu besinnen, wie ich aus dem Hause, darin ich mit dem Gemordeten allein zurückblieb, fortkam. Von Grausen geschüttelt, saß ich auf meinem Pferde, dem ich immer wieder und wieder die Sporen gab, um es zu rasendem Lauf anzutreiben. Ich jagte dahin, als wäre ich der Mörder, der von Häschern, von Furien Verfolgte.

Plötzlich schrie ich auf, so laut, so gellend, daß mein Pferd bäumte.

Blut! Blut an meinen Händen, Blut an meinen Armen, meinem ganzen Körper! Blut am Leibe meines Pferdes! Blut auf dem Basaltpflaster der Straße! Blut in einem breiten Strom die braunen, einsamen Gefilde durchflutend! Blut an den Ruinen der Wasserleitung neben mir; Blut an den Grüften der alten appischen Straße; Blut, rotes, rinnendes Blut an dem, von dem Odem des Südwinds wie von Qualm überzogenen Himmel. Eine glühende Blutlache vor mir, wo, wie ich wußte, das Meer lag.

Meine Einbildungskraft war so fiebernd, mein Sinn durch das Erlebte so verwirrt, daß ich einer Weile bedurfte, um die Erscheinung des blutroten Purpurlichtes zu erklären: es war der Schein der in dichtem Sciroccodunst versinkenden Sonne.

Sie ging unter, das wilde Feuerspiel um mich erlosch; aber der ganze westliche Horizont blieb mit der Farbe des Mordes gezeichnet. Es war bereits tiefe Nacht geworden, als der blutrote Streifen immer noch am schwarzen Horizont haftete.

Von dem Augenblicke an, wo die Sonne unterging, legte sich der Sturm. Der Eintritt tiefster Stille war so plötzlich, daß das große Schweigen nach dem Getöse in den Lüften auf mein erregtes Gemüt unheimlich wirkte. Die Schwüle hatte zugenommen,

Digitized by Google

eine Glut, daß mir's war, als atmete ich erstickende Dämpfe.

Ich nahm den Hut ab, riß die Weste auf, mein Hemd, ritt mit entblößter Brust weiter, doch ohne eine Spur von Erquickung zu fühlen.

Ich begann die ungeheure Ruhe in der Natur wie die Gegenwart eines Leichnams zu empfinden. Mit angehaltenem Atem lauschte ich auf jedes Geräusch: auf den Hufschlag meines Pferdes, auf das Bellen eines wachsamen Schäferhundes bei einer entfernten Hirtenhütte, auf den klagenden Schrei einer Eule, die in den Trümmern der zerstörten Aquadukte oder in einem Grabmal ihr Nest haben mochte.

Da war mir's, als vernähme ich auf der Landstraße Pferdegetrappel. Es kam aus der Richtung her, wo sich das Haus mit dem einsamen blutigen Toten befand; es näherte sich schnell und schien von mehreren Pferden herzurühren.

Gewiß waren es Carabinieri!

Sie hatten den Ermordeten gefunden, hatten sich an die Verfolgung des Mörders gemacht.

Sie würden mich einholen, mich festnehmen. Ich würde in den Verdacht der Thäterschaft kommen, würde zeugen, aussagen müssen ...

Ich mußte ihnen entgehen.

Mein Tier war der Ermattung nahe. Ich stieß ihm von neuem die Sporen in die Weichen, ich schlug es über den Kopf. Es lief schnell, aber nicht schnell genug: das Hufgetrappel hinter mir kam näher, immer näher.

Gleich würden sie mich sehen; gleich mich erreicht und ergriffen haben!

Von der Straße lenkte ich ab, nach rechts hinüber auf die bereits nächtliche Steppe. Wenn ich mich immer rechts hielt, mußte ich sehr bald zur Via Tusculana gelangen und konnte auf dieser durch die Porta San Giovanni in Rom eintreffen. Mich bei Nacht durch die Campagna zu verfolgen und einzuholen, war unmöglich.

Aber ich fand die andere Straße nicht. Je weiter ich ritt, je eifriger ich suchte, um so tiefer schien ich in die Irre zu geraten. Dabei waren mir die Glieder so schwer, als hätte ich Blei an den Füßen; schmerzte mich der Kopf, als würde mein Hirn von Ameisen zernagt; war mir so dumpf und wirr zu Sinn, als läge ich in einem Fieberschlaf und hätte das ganze schaurige Erlebnis nur geträumt. In solchem Zustand ritt ich weiter und weiter. Kaum wußte ich, daß ich ritt und mich auf freiem Felde in der Nähe Roms befand. Die Lichter Roms loderten auf. Ein langer, langer Streifen blassen Schimmers zog sich vor mir hin. Der Schein schien aus dem Boden zu steigen, als weißer Dampf daraus hervorzuquellen und auf zum Himmel zu strömen, an dem kein Stern sichtbar war.

Auf die blasse Lichtmasse vor mir ritt ich zu. Aber ich erreichte sie nicht. Sie wich vor mir fort, schien unerreichbar zu sein.

Etwas Dunkles, Massiges, Rundes stieg vor mir auf. Ich hielt mein Pferd an und versuchte, mich zu besinnen ... War das nicht das Grab der Cäcilia Metella? Aber das lag an der alten appischen Straße, also links von dem Wege, den ich von Marino her gekommen war; und ich war ja doch rechts abgeritten, um den Carabinieri zu entgehen. Wie also konnte jenes hohe, runde Monument das Grabmal der Cäcilia sein?

Unmöglich! Und doch, und doch ... Dort drüben wiederum solch schwarzer Flecken. Auf dem fahlen Hintergrund des Lichtscheins von Rom zeichnete es sich in scharfer Silhouette ab: die Kontur eines Baumes. Dann mußte es der Hain der Egeria sein, dann stimmte es auch mit dem Grabmal der Cäcilia Metella. Aber wie war ich dahin gekommen?

Es war seltsam, aber schließlich war es doch gleichgültig. Ich vermochte auch nicht mehr zu denken, über nichts mehr klar zu werden. Kaum, daß ich Kraft und Besinnung genug besaß, um mich im Sattel zu halten.

Also ließ ich mein Pferd gehen, wohin es wollte. Die Zügel hielt ich ganz schlaff, jetzt ließ ich sie sogar fallen. Ich fühlte noch, daß mein Pferd plötzlich vor irgend einem Gegenstand scheute, daß ich heftig aus dem Sattel geworfen wurde und schwerauffchlagend zu Boden fiel.

Dann wußte ich nichts mehr vom Leben.

V.

Ich erwachte.

Das erste, was ich von meinem Dasein wieder empfand, war ein wundersamer Wohlgeruch, so fremdartig, süß und betäubend, daß ich die Augen geschlossen hielt,

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Der Schäfer. Nach der Radierung von Max Liebermann.
(Dresdener Kunstausstellung 1899.)

regungslos dalag und in langen, tiefen Zügen den Duft atmete, dessen Stärke mich sogleich von neuem wieder in einen Zustand von Halbschlummer versetzte.

Mit umdämmerten Sinnen versuchte ich zu ergründen, was für ein Duft das sein mochte? Es war, als umströmten mich alle Wohlgerüche Arabiens? Deuten ließ es sich nicht. Bald war es wie Jasmin, wie Rosen und Narzissen, bald wie Weihrauch.

Die Narden des Altertums mochten so geduftet haben.

Schließlich gab ich es auf, diesen wunderbaren Geruch zu ergründen. Ich lag, atmete die Düfte ein und fühlte mich mehr und mehr von einer Empfindung ergriffen, die mir ebenso neu, ebenso fremdartig und köstlich war, wie jenes Arom.

Es war — wie kann ich es nur annähernd ausdrücken? — gleichsam etwas Unirdisches, was mich beseelte. Dann öffnete ich die Augen.

Wie gesagt, lag ich auf einem Bett oder Divan, jedenfalls auf etwas Weichem und Warmem. Jedoch wo ich mich befand, vermochte ich nicht zu erkennen. Ein sanftes Licht umfloß meine Lagerstatt. Es deuchte mir wie ein feiner, blasser Nebel, wie ein unendlich zarter, bläulicher Glanz.

Als meine Augen sich an den Schein gewöhnt hatten, erkannte ich die Umgebung.

Es war ein kleines quadratisches Gemach mit gewölbter Decke aus weißem Stuck, mit rankenden Gewinden, Masken, nackten, schön bewegten Menschengestalten in einer Herrlichkeit, wie sie auf der Welt nur eine einzige Kunst erreicht hat: die Antike! Ich sah einen dionysischen Zug und schwebende, blumenstreuende Amoretten.

Die Wände waren farbig, wie die eines

Digitized by Google

pompejanischen Hauses. Auch hier Gewinde, Blüten, Früchte; auch hier Heiterkeit, Anmut und eine Überfülle von Schönheit, die beseelt erschien. Der ganze, in dem märchenhaften Lichte erstrahlende, von paradiesischem Aroma erfüllte kleine Raum atmete Daseinsgenuß, Lebensfreude, Erdenwonne.

Ich befand mich nicht in meinen Kleidern, sondern war mit einer schneeig weißen Decke zugedeckt, auf der meine Hände regungslos lagen. Sie waren wachsbleich wie Totenhände. Aber ich lebte, konnte mich bewegen, konnte sogar den Kopf wenden, was mir freilich darin einen brennenden, bohrenden Schmerz verursachte.

Der Boden des Gemachs bestand aus Mosaik, deren Ornament ich nicht recht zu erkennen vermochte; denn eine feine, helle Matte bedeckte ihn zum größten Teil. Meine Lagerstatt befand sich in der Mitte des Raumes, so daß es rings um mich frei war. Zu meiner Rechten bemerkte ich einen altertümlichen Lehnsessel und nicht weit davon einen kleinen Tisch mit einem gelblichen Stoff bedeckt. Auf dem Tische stand eine schöne silberne Schale von antiker Form. Diesem Gefäß schien, zugleich mit dem Licht, der Wohlgeruch zu entströmen. Auch einige jener kleinen bläulichen Glasphiolen gewahrte ich, wie man sie in altrömischen Gräbern findet. Es waren Thränenfläschchen und von einem prachtvollem Farbenschmelz.

Wo befand ich mich? Wie war ich hierher gekommen? Wer hatte mich in dieses eigentümliche Gemach gebracht, mich entkleidet, auf das Lager gelegt, mich so sorglich zugedeckt? Was war mit mir geschehen?

Ich wollte nachdenken, überlegen. Aber ich war zu matt, um mein schmerzendes Gehirn mit Denken zu quälen. Überdies ruhte es sich so gut, von dem zauberischen Glanz, den süßen Düften umflossen.

Ob wohl jemand kommen würde, um nach mir zu sehen? Und wer wohl? Sicher der barmherzige Samariter, der an mir christliche Nächstenliebe geübt. Warum wohl Nächstenliebe? Jedenfalls war es mit mir nicht ganz richtig; denn auf irgend eine Weise mußte ich krank geworden sein und dann —

Wie wunderlich das alles war!

Jetzt lag ich mit weitoffenen Augen und wartete auf den, der gewiß jeden Augenblick bei mir eintreten würde. Diesen wollte ich fragen.

Merkwürdig: nirgends vermochte ich eine Thür zu entdecken. Ich richtete mich auf, ich schaute mich um, aber — nein, nirgends eine Thür!

Die Anstrengung des Aufrichtens und Umherspähens war für meine geschwächten Kräfte zu groß gewesen; in tiefster Erschöpfung sank ich zurück.

— — — — — — — — —

Durch eine Fallthür, die sich jedenfalls zu Füßen meines Bettes befand, mußte sie aus einem unteren Gemache zu mir heraufgekommen sein: leise, geisterhaft, lautlos. Denn plötzlich war sie da, dicht an meinem Lager! Ich konnte mir ihr Erscheinen nur durch jene für mich unsichtbare Thüre erklären. Daß ich es konnte, zeugte für die Klarheit meines Bewußtseins; sonst hätte ich die feine, lichte Frauengestalt neben mir für ein Traumbild halten müssen.

Sie kam mir bekannt vor; doch konnte ich nicht herausfinden, wem dieses holde Wesen, dieses kindliche, liebliche Antlitz ähnlich sah? Ich kannte kein Frauengesicht von solcher Zartheit, solcher Blässe, mit solchen reizenden Zügen, solchen tiefschwarzen, todtraurigen Augen. Aber gerade die Augen waren es, die mir so bekannt vorkamen.

Sie war ungewöhnlich gekleidet: ganz in Weiß. Ein Gewebe, das sich in tausend feinen Falten um ihren Körper legte. Wie schimmerndes Wellengekräusel umfloß es den süßen Leib des anmutigen Kindes; denn kinderhaft jung mußte sie noch sein.

Wie aber konnte ein Kind so bleich, so ernsthaft, so todtraurig aussehen? Wie kam ein Kind zu diesem starren, unergründlichen Blick? Als hätte es etwas Furchtbares, Grausiges gesehen, etwas, das entgeisterte!

Ich war in ihren Anblick so versunken, daß ich gar nicht daran dachte, sie anzureden, sie zu fragen, wer sie sei und wie ich hierher gekommen? Sie bemerkte nicht, daß ich die Augen offen hatte und sie unverwandt anstarrte, als wäre sie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Übrigens paßte sie zu dem wundersamen Duft, dem unirdischen Glanz, der das Zimmer füllte. Ja, sie war die holdselige Verkörperung dieses Duftes und Glanzes!

Eigentümlich war auch, daß ich mich, im Grunde genommen, über nichts wunderte. Mir war's, als hätte alles so kommen müssen,

Digitized by Google

als hätte ich nur gelebt, um das zu erleben — um sie zu erleben.

Sie war inzwischen von mir fortgetreten und ging nun durch das Zimmer. Vielmehr sie glitt hindurch. Ihre Füße — wie zart, wie klein sie sein mußten! — schienen den Boden kaum zu berühren. Ich vernahm keinen Laut, nicht einmal das Rauschen ihres Gewandes auf dem feinen Strohgeflecht. Der schimmernde Faltenwurf legte sich bei jedem Schritt, jeder Bewegung in immer neuem reizvollem Fluß um die schlanken jungen Glieder. Und jede Bewegung war ein Rhythmus, so schön wie bei einer Statue, wohlverstanden einer griechischen Statue! Meine durstigen Augen tranken die Schönheit dieser Linien.

Nie hatte ich solche Arme, solche Hände gesehen! Aus den Falten der langen Aermel, welche das Feierliche des Gewandes erhöhten, ihm etwas Priesterliches gaben, leuchteten sie hervor in der Farbe des Elfenbeins und von einer Anmut ohnegleichen.

An der Rechten trug sie einen breiten Goldreif mit großem Stein. Es schien ein Rubin zu sein, von dem Feuer eines Sonnenstrahls. So oft sie die Hand bewegte, funkelte es daran auf.

Jetzt stand sie von mir abgewendet an dem kleinen Tisch, darauf sich die silberne Schale und die Phiolen befanden. Sie neigte den Nacken, daß ich den feinen Kopf, den schlanken Hals, die Menge des zu einem Knoten aufgesteckten blauschwarzen Haares bewundern konnte.

Ich sah erst jetzt, daß ein zarter, schwärzlicher Schleier ihr Haupt umhüllte, so daß es sie wie ein düsterer Nebel umfloß.

Nun hob sie vom Tische etwas auf. Ein Lämpchen war's aus gebranntem Thon, von der bekannten antiken Form. Eine Flamme stieg daraus auf wie eine märchenhafte brennende Blume, jenen Glanz ausstrahlend, von dem ich gewähnt hatte, er rührte aus dem schönen Nardengefäß her.

Sie schien nachzusehen, ob in der Lampe noch genug Öl vorhanden sei. Also gehörte das liebliche Frauenbild zu den wachsamen Jungfrauen.

Ungeduldig, wieder ihr reizendes Gesicht zu sehen, lag ich und wartete darauf, daß sie sich von neuem zu mir wenden sollte. Endlich geschah es. Sie stellte die Lampe hinter die Silberschale zurück und wendete sich um, immer mit derselben langsamen, lautlosen und feierlichen Art sich zu bewegen, zu schreiten.

Jetzt bemerkte sie, daß ich wachte und sie betrachtete. Die Empfindung, mit der das geschah, mochte in meinem Blick nur allzu deutlich ausgedrückt sein; denn eine liebliche Verwirrung malte sich auf ihrem bleichen Gesichtchen und ließ mir dieses noch reizender erscheinen.

Ich sprach sie an.

Was ich sagte, mühsam hervorstieß, weiß ich nicht mehr. Ich habe von jenem Augenblick nur die Erinnerung, daß ich mich unaussprechlich matt und zugleich unaussprechlich glücklich fühlte. Meine Erschöpfung sowohl wie mein Glücksgefühl hatten etwas an sich, das nicht von dieser Welt war.

Sie antwortete nicht. Sie stand und blickte verwirrt, erschreckt zu mir hinüber. Noch einmal mußte ich ihr stammelnd sagen, wie dankbar ich ihr sei. Sie schwieg auch jetzt. Sie schien mich nicht verstanden zu haben; und ich hatte sie doch gewiß in meinem besten Italienisch angeredet.

Oder hatte ich zu leise gesprochen? Aber dann hätte sie mich doch gewiß gefragt, wäre, um mich besser zu verstehen, mir näher getreten. Warum that sie das nicht?

Ich fühlte plötzlich eine leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Klang ihrer Stimme, die süß sein mußte wie Vogelgesang. Eine leise, unendlich sanfte, unendlich melodische Stimme mußte das feine bleiche Kind haben.

Aber sie blieb unbeweglich stehen, sah mich erschreckten Blickes an und schwieg.

Da richtete ich mich auf und streckte beide Arme nach ihr aus.

Das würde sie doch wohl verstehen!

VI.

Sie verstand meine leidenschaftliche Gebärde so gut, daß sie vor mir floh. Sie glitt bis zum Fußende meines Lagers, wo die Fallthüre sich befinden mußte. Mir gerade gegenüber verschwand sie dann, als versänke sie in der Öffnung, als sänke sie in den Erdboden — das Gesicht mir zugewendet, den erschreckten Blick auf mich geheftet. Nun war sie fort, und ich hatte den Ton ihrer Stimme nicht gehört, den süßen Ton!

Ich glaube, ich verfluchte aus dem

Digitized by Google

Bett zu springen, um nachzusehen, wohin sie so lautlos verschwunden war. Aber ich mußte noch immer sehr krank sein — was fehlte mir nur? — denn ich vermochte nicht, mich zu erheben und sank bald darauf in tiefen, traumlosen Schlaf.

Aus diesem weckte mich eine Stimme. Eine mißtönende, schrille Frauenstimme sagte in dem häßlichen Dialekt der römischen Landleute:

„Wer wird uns zahlen? Er hat ja keinen Heller bei sich! Muß er auch gerade vor unserer Vigna liegen bleiben! Und du mußt ihn finden und ins Haus tragen! Sein Pferd haben wir auch zu füttern. Ein Glück, daß er zu krank ist, um zu essen. Denn wer wird uns zahlen? Und er hat keinen Heller!"

Darauf erwiderte eine Männerstimme von rauhem, aber nicht widerwärtigem Klang:

„Er wäre umgekommen, hätte ich ihn nicht hereingetragen. Sollte ich ihn zu Grunde gehen lassen? Sieh doch, wie jung er noch ist!"

„Aber keinen Heller zu haben!"

„Er ist ein Fremder, der sich Rom besieht. Diese Fremden haben alle Geld. Das Pferd ist freilich nur gemietet, aber es ist kein übles Tier. Wenn er nach Rom reisen und sich dort ein Pferd zu halten vermag, wird er uns auch zahlen können. Und wenn er uns nicht zahlt, so kommt es uns einstmals im Himmel zu gute."

„Wenn er stirbt, bekommen wir obendrein noch mit der Polizei zu thun. Ich will nichts mit ihr zu thun haben."

„Er ist ja schon besser."

„Er hat immer noch Fieber genug, um daran dreimal zu sterben. Heute nacht nimmst du ihn und trägst ihn hinunter und hinaus auf die Straße. Dort können sie ihn dann morgen finden."

„Tot."

„Was schert's uns? Das Pferd kannst du meinetwegen laufen lassen, damit wir ein reines Gewissen haben."

„Er bleibt bei uns, bis er außer Gefahr ist."

„Wir haben kein Geld, um für ihn Chinin zu kaufen. Und dann willst du den jungen Menschen im Hause behalten!"

„Du gibst ihm wieder dein Fiebermittel. Das heilt besser, als das teure Chinin."

„Was für ein Mann du doch bist! Gerade, als ob der Fremde dein Sohn wäre."

„Es wird unserem Sohne zu gute kommen, was wir an diesem thun. Unser Sohn liegt vielleicht in dem fremden Land, wo er jetzt ist, ebenso elend darnieder. Vielleicht pflegen jetzt auch ihn fremde Menschen."

„Unser Sohn ist ein Christ. Wir wissen nicht einmal, ob dieser ein Christ ist. Diese Fremden sollen gar keine Christen sein, sondern gottloses Volk: Lutheraner!"

„Darum soll er doch bei uns bleiben."

„Heilige Mutter Gottes, was bist du für ein Mann!"

„Du bist ja doch auch keine schlechte Frau ... Aber jetzt mache ihm dein gutes Fiebermittel. Er kann es brauchen."

„Er wird gewiß bei uns sterben. Und dann für alle Not, die er uns macht, nicht einen Heller."

So sprachen die beiden miteinander. Sie sprachen sehr laut, mußten mich demnach für besinnungslos halten, für schwer krank.

So stand es also mit mir? Ich würde gewiß sterben? Bei wildfremden Menschen sterben!

Ich regte mich nicht, öffnete nicht die Augen. Denn ich wollte nicht das Gesicht der Frau sehen, die mit solcher Stimme kreischte und mich am liebsten aus dem Hause geworfen hätte, um mich auf der Landstraße sterben zu lassen. Sehen wollte ich auch nicht den Mann, obgleich er ein guter Mensch war und zweifellos mein Lebensretter. Nichts wollte ich sehen vom Leben! Ich hatte beständig ein anderes Antlitz vor mir, ein bleiches, holdseliges, unendlich rührendes Kindergesicht mit großen, todtraurigen Augen.

Daß man so lebhaft träumen konnte! Allerdings war ich krank, hatte starkes Fieber. Doch blieb es seltsam, daß ich selbst fiebernd so träumen konnte.

Mein Retter und das Weib gingen. Deutlich hörte ich, wie sie eine hölzerne Treppe hinabstiegen. Sie knarrte unter ihren Tritten. Als *ihre* Füße das Holzwerk berührt hatten, war es still geblieben.

Allein gelassen, konnte ich wieder ungestört nachdenken.

So sehr krank war ich also doch nicht mehr, daß ich nicht hätte nachdenken können. Die Vermutung, daß mein Zimmer keine seitliche Thür besaß, war sogar ganz richtig

Digitized by Google

Aus unſerer Studienmappe:

Ölſtudie von J. Chr. Deiker.

gedacht geweſen. Ich begriff auch, daß ich in einem fremden Hauſe bei unbekannten Leuten lag, die mich pflegten. Geſtern — es mußte geſtern geweſen ſein — war ich aus Rom fortgeritten, hatte mich den ganzen Tag in der Campagna umhergetrieben, hatte mir bei Anbruch der Nacht das Fieber geholt, war bewußtlos vom Pferde gefallen, bei einem Hauſe, das ſich noch vor dem Thor befinden und Landleuten gehören mußte, einem älteren Ehepaar, welches einen in der Fremde weilenden Sohn beſaß.

Aber eine Tochter war im Hauſe, eine Tochter —

Doch das von der Tochter hatte ich wohl im Delirium phantaſiert? Wie hätten gewöhnliche Landleute zu ſolcher Tochter kommen ſollen?

Unmöglich!

Aber jetzt phantaſierte ich nicht; jetzt war ich mir meines Zuſtandes völlig bewußt, hatte einen fieberfreien Augenblick, konnte klar denken ... Der Mann hatte mich alſo am frühen Morgen bewußtlos in ſeinem Weinberg gefunden, in ſein Haus

Digitized by Google

getragen und trotz des Protestes seiner ungütigen, geizigen Frau im Hause behalten. Auch mein Pferd, das wahrscheinlich in der Nähe geweidet, hatte er eingefangen und verpflegte es nun gleich seinem Herrn.

Das alles konnte ich mir recht gut vorstellen; denn das alles ging mit ganz natürlichen Dingen zu.

Ich begann mich zu erinnern ... In Frascati war ich gewesen, auf Tusculum, an einem unerträglich schwülen Tage. Das Wetter war plötzlich sciroccos geworden — ganz deutlich besann ich mich darauf! Doch dann? Was dann? ... Auf einmal riß der Faden meines Denkens, als wäre er abgeschnitten, mein Geist versank wie in einen Abgrund.

Aber das Gemach, darin ich mich befand, die antiken Gebilde an Decke und Wänden, der kleine seltsame Raum, erfüllt von wundersamem Wohlgeruch, von unirdischem Schimmer ...

Ich öffnete die Augen. Es war der nämliche Raum, den ich im Delirium gesehen. Und wiederum war es doch nicht derselbe! Mattes Licht erhellte ihn, trübes Tageslicht, welches nicht durch ein Fenster, sondern durch einen kleinen Spalt in der Mauer eindrang. Bei dem nüchternen Schein sahen auch die Stuckgebilde an der Decke, die pompejanischen Fresken an den Wänden stark verdorben und verblaßt aus. Viele schienen sogar vollkommen zerstört. Es hatte meines Fieberzustandes bedurft, um sie mir so herrlich erscheinen zu lassen, als eine Offenbarung hellenischen Geistes. Ueberdies fehlte jener verklärende Glanz, wie ja auch der wundersame Wohlgeruch verflogen war. Das süße Frauenbild hatte Glanz und Duft mitgenommen, als sie mir wieder entschwand.

Ich schaute immer noch um mich ... Da lag am Boden die Matte: ein grobes Geflecht aus Schilf; da befand sich neben meinem Lager der Lehnstuhl: ein gewöhnlicher häßlicher Sessel; befand sich in einiger Entfernung der kleine runde Tisch, daran das holdselige Kind gestanden und nach dem Öl in dem Lämpchen geschaut hatte. Die schöne Schale aus Silber war fort und fort waren die antiken, in allen Farben des Opals spielenden Thränenfläschchen ... Alles dies war nichts als Traum, als Fieberphantasie!

Mehr und mehr befiel mich dumpfes Staunen. Zugleich fühlte ich mich von heißer Sehnsucht ergriffen, von Neuem meine Klarheit zu verlieren, wieder zu fiebern, wieder in Delirium zu verfallen, wieder Visionen zu haben, in denen ich wundersamen Duft atmete, unirdischen Glanz schaute; Visionen, die mir jenes holde Mägdlein wieder zeigten, das liebreizende Kind.

Da vernahm ich unter mir die schrille Stimme des Weibes! Und ich vernahm, wie plumpe Füße die knarrende Stiege heraufkamen. Mein Wirt war's, der mir wahrscheinlich das gute Fiebermittel seiner Frau brachte.

Anstatt meinen Retter zu begrüßen, anstatt ihm für die Erhaltung meines jungen Lebens zu danken, ließ ich mich auf mein Bett zurücksinken, schloß die Augen und stellte mich schlafend. Ich spürte, wie der Mann bei mir stand, wie er sich zu mir niederbeugte, dann leise zurücktrat. Ich hörte, wie er etwas auf den Stuhl neben mir stellte und sich alsdann wieder entfernte — möglichst lautlos.

Aber die Treppe knarrte doch!

VII.

Wieder hatte ich starkes Fieber, wieder lag ich in wildem Delirium — Gott sei Dank!

Und wieder der Duft, der Glanz. Wieder sie: das rätselhafte Wesen, das holdselige junge Weib, das süße Kind.

Dieses Mal erschien sie mir weniger erschrocken, als sie gewahrte, daß ich sie ansah, anstaunte, mit meinen fieberglühenden Blicken sie verzehrte. Aber als ich mich dann aufrichten wollte, um wieder beide Arme nach ihr auszustrecken, machte sie mit der Hand, an welcher der Rubin gleich einem krystallisierten Blutstropfen funkelte, solche bittende und zugleich solche bange Gebärde, daß ich still liegen blieb. Sie schien damit zufrieden, glitt zum Tische, darauf wiederum das edle Silbergefäß und die gläsernen Phiolen standen, ergriff eine derselben und näherte sich damit meinem Lager. Jetzt stand sie dicht neben mir, wie schwebend, in eine Wolke von Düften gehüllt, von ihrem lichten Gewande wie von Strahlen umflossen.

Als ginge von ihr Zaubergewalt aus, lag ich regungslos mit angehaltenem Atem, mit einer Empfindung von Glückseligkeit, wie sie zu fühlen ich für unmöglich gehalten hatte. Dann öffnete sie mit ihrer leichten, schlanken Hand das Fläschchen, führte es an meine Lippen ...

Digitized by Google

Seltsamerweise schien das kleine, schimmernde Gefäß nichts zu enthalten, wenigstens entfloß ihm kein Tropfen. Aber allein ihre Nähe übte eine magische Heilkraft auf mich aus. Meinen fiebernden Zustand empfand ich nur daran, daß ich immer noch die Vision des Glanzes, des Duftes und ihrer Erscheinung hatte. Im übrigen hätte ich gewiß gleich aufstehen und gehen können — mit meiner holdseligen Samariterin bis ans Ende der Welt! Was hätte ich darum gegeben, ihre Hand fassen und in der meinen halten zu dürfen. Bei der Vorstellung, meine Lippen könnten jemals ihre Wangen, ihren Mund berühren, bebte mir das Herz. Ich war eben zwanzig Jahre alt und noch niemals verliebt gewesen.

Jetzt war ich's. Und wie verliebt ich war — Himmel! Ach, verliebt in ein Traumbild, eine Fieberphantasie, ein Phantom.

Mit ganz leiser Stimme — denn in ihrer Gegenwart mußte man wie in einer Kirche reden — bat ich sie inständig:

„Heute geh' nicht gleich wieder fort! Entfliehe, entschwinde mir heute nicht wieder! Ich will ganz ruhig bleiben. Nur dich ansehen will ich, ... nichts anderes als dich ansehen ... Und wenn du mich deine Stimme würdest hören lassen! Bitte, bitte! Ich weiß, du bist keine Wirklichkeit; aber ich will dich dafür nehmen. Hörst du: ich will! ... Sprich, ach, sprich zu mir."

Sie seufzte auf, leise, tief schmerzlich.

Noch immer kein Wort.

Da rief ich, leidenschaftlich wie ein ungezogener Knabe, dem die Erfüllung eines heißen Wunsches versagt wird:

„Wenn du nicht zu mir reden willst, so geh lieber gleich fort!"

Als sie aber eine leise Bewegung machte, flehte ich schnell von neuem:

„Bleibe! Sprich nicht! Nur bleibe!"

Plötzlich sprach sie. Das heißt, sie bewegte die Lippen, als wollte sie sprechen. Ich hing an ihrem Munde, als wäre ich ein Verschmachtender und könnte ihre Worte trinken.

Was für einen kleinen Mund sie hatte, solchen unschuldigen Kindermund! Nur so bleich, ganz unirdisch bleich.

Sie begann zu flüstern. Es klang wie geheimnisvolle Musik. Ganz mystisch war der Ton ihrer Stimme.

Zuerst verstand ich sie gar nicht. Ich richtete mich auf, schaute unverwandt auf ihre Lippen, lauschte, glaubte endlich zu verstehen ... Nein, ich täuschte mich wohl.

Als ich jedoch begreifen mußte, daß es keine Täuschung war, daß ich richtig verstand, hätte ich fast aufgelacht. Wahrhaftig, laut und herzlich gelacht hätte ich fast. Man stelle sich aber auch vor: meine Fiebervision, die ein reizendes junges Weib war, sprach zu mir — lateinisch!

Denn es war Latein, was leise wie Musik der Sphären ihren Lippen entquoll. Es war wahr und wahrhaftig das vollkommenste, reinste, geradezu klassisches Latein.

Göttlicher Virgilius — und ich war von der Sexta an solch miserabler Lateiner gewesen!

Sie lächelte auch, als ich ihr antwortete. Wenigstens glitt es wie ein Schimmer über ihr Gesichtchen, das so still, so ernsthaft, so traurig war.

Um diesen Glanz auf ihren gleichsam erstarrten Mienen zu sehen, würde ich mich nicht geschämt haben, wenn sie den jammervollen Lateiner ausgelacht hätte.

Aber sie lachte nicht. Seltsamerweise konnte ich sie mir auch gar nicht lachend vorstellen; selbst meine fiebernde Phantasie brachte das nicht zustande.

Jetzt sprachen wir miteinander: sie in ihrem Latein des Cicero und Seneca; ich die hehre Sprache stümpernd wie ein Quartaner, noch dazu wie ein schlechter Quartaner.

„Wie kommt es, daß du Latein sprichst? Und ein solches Latein?"

„Ich spreche es eben."

„Du sprichst am Ende auch Griechisch?"

„Freilich! Meine Mutter war Griechin."

„Griechin? Das alte bösartige Campagnuolenweib eine Griechin?"

„Wie?"

„Verzeih, ich vergaß ganz, daß du nur ein Traum bist ... Ach, du schöner Traum!"

„Du mußt still bleiben ..."

„Ganz still. Aber du mußt weiter reden."

„... denn sonst muß ich wieder gehen."

„Nein, nein! ... Willst du mir nicht deine Hand geben? Nur deine Hand!"

Aber gleich kam wieder die erschreckte Bewegung. Ich beeilte mich, sie zu beruhigen.

„Also gib sie mir nicht, wenn du durchaus nicht willst. Warum nur nicht?"

„Du mußt still bleiben."

Digitized by Google

„Bleibst du bei mir, wenn ich ganz still liege, nur dich ansehe und dich sprechen höre?“

„Ich bleibe, solange ich kann.“

„Die ganze Nacht? Denn es scheint Nacht zu sein.“

„Mitternacht vorbei.“

„Und bis zum Morgen bleibst du?“

„Solange ich bleiben kann.“

„Aber du kommst doch wieder? Gleich am Vormittag kommst du wieder?“

„Sobald ich wiederkommen kann.“

„Danke, danke!“ Dann schwieg ich, ganz berauscht von Glück.

Sie ging jetzt im Gemach umher, wieder so seltsam gleitend und ohne daß ein Laut zu hören gewesen wäre. Sehr bald rief ich sie wieder zu mir: „Du hast wohl die silberne Schale und diese Phiolen mitgebracht?“

„Ich habe sie mitgebracht.“

„Und den Glanz, den Duft. Wenn du gehst, nimmst du allen Glanz und Duft mit dir fort. Auch alles Glück!“

„Ich komme wieder.“

„Du kommst wieder! Gott sei Dank!“

„Wem dankst du?“

„Gott.“

„Dem einigen und alleinigen Gott?“

„Nun ja.“

Sie erschauerte plötzlich. Ein Zittern überlief den schlanken Leib. Ich mußte an eine weiße Lilie denken, über die ein rauher Luftzug fährt. Aber ich hatte nicht Zeit, sonderlich darauf zu achten; ich mußte mehr von ihr erfahren. „Woher bringst du alle diese wundersamen Dinge?“

„Von dorther, wo ich zu Haus bin.“

„Ist das weit?“

„Ganz nahe.“

„Und dorthin trägst du sie zurück?“

„Dorthin.“

„Was befindet sich in dem Fläschchen, das du mir reichtest?“

„Die Thränen, die um mich geflossen sind.“

„Die Thränen?“

„Es sind viele um mich geflossen.“

„Und von diesen Thränen soll ich trinken?“

„Sie machen dich gesund.“

Ich wollte staunen, wollte ihr sagen, daß ich gar zu toll träumte; aber nun kam mir ein neuer Gedanke, den ich gleich aussprechen mußte.

„Man erlaubt dir, zu mir zu kommen?“

„Man erlaubt es mir.“

„Auch deine Mutter?“

„Ich frage sie nicht.“

„Mitten in der Nacht, zu einem fremden jungen Manne?“

„Ja, ich komme zu dir, Lieber.“

„Wie nennst du mich?“

„Still! Du mußt ganz still bleiben.“

„O du, du, du!“

Wieder ein Schweigen. Was ging nur mit mir vor? Konnte ein Mensch empfinden, was ich empfand?

Plötzlich fragte ich sie:

„Du hast mir deinen Namen noch nicht gesagt. Du mußt einen süßen Namen haben; er muß Musik sein. Wie heißt du?“

„Amata.“

„Amata! Schöne, Süße, Geliebte!“

„Still, still!“

„Amata! Amata!“

Ich wollte aufspringen, wollte sie —

Aber da, mit einem leisen Schmerzenslaut entwich sie mir. — „Amata! Amata!“

Alles blieb still. Um mich war tiefe, dunkle Nacht. Erloschen der Glanz, verflogen der Duft, entschwunden die süße Gestalt. Und so grabesstill . . . (Schluß folgt.)

Abschied.

Von **Hans Hoffmann.**

Mir ist, als ob ich Abschied von dir nähme,
Da ich nun reise,
Und weit in liebeleere Fernen käme,
Da ich hinweggeh' aus dem stillen Kreise:
Und doch fiel niemals deines Auges Gruß
Auf diese Wände, nie betrat dein Fuß
Des Hauses stillen Raum.

Es legt sich auf mich wie ein böser Traum,
Wie eine Angst, ich könnte dich verlieren,
Als riss' ich selber grausam mich von dir —
Und bin dir dort doch ferner nicht als hier.
Bleib bei mir, Liebste, laß mich nicht allein!
Laß die Gedanken manchmal bei mir sein,
Daß sie als warmer Strom mein Herz umspülen:

Und sei des sicher: was du denkst
Und was du mir an leiser Liebe schenkst,
Im tiefen Herzen werd' ich's alles fühlen.

Digitized by Google

Heimkehr. Nach dem Gemälde von Heinrich Vogeler-Worpswede.
(Dresdener Kunstausstellung 1899.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Geströmter und gelber Mastiff.

Die Doggen.

Mit fünf Originalzeichnungen von Professor **H. Sperling.**

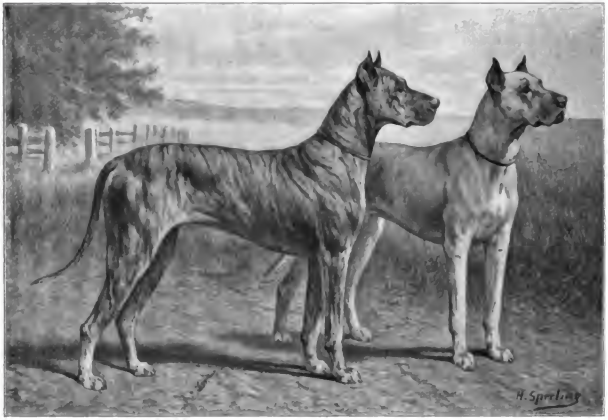
(Abdruck verboten.)

Ich soll Ihnen also einen Text zu den vortrefflichen Zeichnungen von allerlei Doggen Meister Sperlings schreiben? Ich will es Ihnen zuliebe thun, obgleich ich die Herren — offen gestanden — nicht recht begreife. Wissen Sie denn nicht, daß es eine Wissenschaft „Kynologie“ gibt und daß ihre Meister, obgleich sie ursprünglich Leutnants a. D., Tiermaler, Ober- und Revierförster ꝛc. sind, eine so gelehrte Sprache sprechen, als ob sie nach allen Regeln vom Privatdozenten durch den außerordentlichen zum ordentlichen Professor aufgerückt wären? Und wissen Sie ferner nicht, daß ich in keinem Sinn ein „Kynologe“ bin und von allen „Rassezeichen“ und dergleichen mehr gar nichts verstehe? Ich fürchte, daß Ihre schöne Zeitschrift, wenn Sie zu diesen auch fachmänisch so korrekten Bildern nur mich zum Wort lassen, von allen Doggenklubs Deutschlands als frivol in Acht und Bann gethan wird. Aber das ist ja in erster Reihe Ihre Sache, und wenn Sie mein Laientum verantworten wollen, kann es mir recht sein. Also los.

Fangen wir mit den Mastiffs an. Sie sind englische Hunde, es wird daher kein Verständiger erwarten, daß sie einen heiteren Sinn und ein liebevolles Gemüt haben. Unsere angelsächsischen Vettern sind durch und durch ernsthafte Leute. Wir Teutonen unterscheiden zwischen Arbeit und Spiel; wenn wir arbeiten, arbeiten wir, aber wenn wir spielen, wollen wir nicht arbeiten. Wenn man einem Deutschen zumuten wollte, sich dadurch zum Radfahren vorzubereiten, daß er sich durch Enthaltung von Nahrung, künstliches Schwitzen und tägliches Kneten der Muskeln leicht und geschmeidig macht, so würde er sagen: „Danke schön für dies Vergnügen. Da radle ich überhaupt nicht.“ Ganz anders der Engländer.

Soll ihm ein Spiel Vergnügen machen, so muß es ihm zu einer harten Arbeit werden, an die er mit jener zähen Entschlossenheit geht, die für ihn in allen Lebenslagen

Digitized by Google



Geströmte und gelbe deutsche Dogge.

charakteristisch ist. Beschließt er, ein Radfahrer zu werden, so unterwirft er sich zunächst einem „training“; er wirft sich ferner in ein „Dress“, das den Bedürfnissen eines Radlers, seiner wohl durchdachten Ansicht nach, am besten entspricht, und er beantwortet sich ferner die Frage, ob er sich zum „Flieger“ oder zum „Steher“ ausbilden, d. h. ob er das Schwergewicht auf Schnelligkeit oder Ausdauer legen will. Jetzt muß aber noch die Hauptsache dazu kommen: er muß sich in Ausübung dieses „Vergnügens“ mit anderen Mitstrebenden messen und einen „Rekord“ erreichen, an den sie nicht heran können. Daß unser Mister, während er radelt, nur radelt und nicht etwa nebenbei noch rudert oder reitet, versteht sich, angesichts der Forderungen, die er an sich stellt, von selbst. Und wie der Herr, so der Hund. Der Mastiff ist von den Engländern dazu bestimmt, das Haus zu bewachen. Weiter soll er nichts thun, aber für diesen Zweck muß er erdenklich gut ausgerüstet sein, und zwar nach allen Regeln, die der betreffende Verein festgesetzt hat, damit er auf den Ausstellungen bestehen kann. Und das ist er auch. Er ist ein großer, starknochiger Hund, unter dessen Gewicht auch der stärkste Mann wehrlos zusammenbricht. Sein furchtbares Gebiß kann einem Einbrecher die Kehle durchbeißen, als ob ein Pintscher eine Ratte abwürgte. Und in diesem Körper lebt eine Seele, der Furcht ein ganz unbekanntes Gefühl ist. Bemerkt der Mastiff auf dem seiner Obhut anvertrauten Grundstück einen Fremden, so stürzt er nicht etwa laut bellend auf ihn zu, sondern nähert sich unauffällig und wirft sich auf ihn, ohne auch nur den leisesten Warnungslaut ausgestoßen zu haben. Hat er sein Opfer gepackt, so können Genossen desselben ihn wohl töten, aber auf keine andere Weise dazu veranlassen, es fahren zu lassen. Nur dem Herrn wird es gelingen, ihn abzurufen, denn an diesem hängt er rückhaltlos. Aber diese Liebe kann anderen leicht verhängnisvoll werden, denn das Unterscheidungsvermögen dieses Hundes ist nicht groß. Er faßt leicht einen fröhlichen Schlag auf die Schulter seines Herrn als ein Attentat auf und sucht es zu rächen. Darum eignet sich der Mastiff schlecht zum Begleithund. Als „Kettenhund“ aber ist er unübertrefflich, denn er ist durch kein Mittel zu bestechen und auch der bewaffnete Einbrecher wird es sich zehnmal überlegen, ehe er über

Digitized by Google

eine Mauer steigt, hinter der ein Mastiff wacht.

Ganz anderen Temperaments ist unsere deutsche Dogge. Und das ist gut so, denn der Deutsche züchtet seinen Hund nicht nur zu einem bestimmten Zweck, sondern will immer auch einen Freund und Gefährten an ihm haben. Die deutsche Dogge ist denn auch ein lebhafter Hund, der sich gern dem Menschen ganz anschließt, ihn auf Spaziergängen, Fahrten oder Ritten begleitet und mit Vergnügen zum besten gibt, was er gelernt hat. Unsere Dogge ist nämlich dressurfähig und kann zu allem abgerichtet werden, was überhaupt einem Nichtjagdhunde beizubringen ist. Sie bellt viel und bewegt sich gern. In ihren Jugendjahren ist sie sehr spiellustig, und auch später entwickelt sie im Lauf und Sprung oft eine für ihre Größe erstaunliche Grazie. Sie ist mitunter sehr sanft und verträglich, ja sogar charakterlos. Das gilt freilich nicht von vielen deutschen Doggen, denn diese wurden ja von unseren Vorfahren in erster Reihe als Saupacker benutzt, und etwas von dem wilden Sinn dieser Ahnherren lebt auch noch in nicht wenigen ihrer Nachkommen. Diese sind dann leicht zum Zorn gereizt, und ist die Bestie erst in ihnen erwacht, so können sie großes Unheil anrichten. Wer hat nicht schon in den Zeitungen von Fällen gelesen, in denen solch eine Dogge — meist eine von außerhalb bezogene, nicht im Hause erzogene — über Menschen herfiel und sie schwer verletzte oder gar umbrachte? In dieser Beziehung kommen merkwürdige Dinge vor. Vor Jahren wurde im Harz ein Fleischer von zwei Strolchen überfallen. Da stürzte sich seine Dogge auf sie und biß beiden die Kehlen durch. Als der Fleischer dem wehren wollte, tötete der Hund, dem die augenblickliche Wut wohl alle Besinnung genommen hatte, auch ihn, verteidigte aber dann den Leichnam seines Herrn gegen die herbeieilenden Helfer so wütend, daß er getötet werden mußte. Man thut also gut, sich keine deutsche Dogge anzuschaffen, ohne sich vorher genau nach ihren Familientraditionen erkundigt zu haben. Auch sollte man sie, wenn irgend möglich, selbst erziehen. Dann kann man viel Freude an ihnen erleben, muß aber, wenn sie alt werden, wohl acht geben, denn dann werden diese Hunde, soviel ich beobachtet habe, auch wenn sie sonst fromm waren, leicht unzuverlässig. In der Jugend sind sie wiederum

Gefleckte und graue deutsche Dogge.

Digitized by Google

lange nicht so mutig wie die Boxer, ja gar nicht selten geradezu feige. Wer aber das Glück hatte, in den Besitz einer deutschen Dogge zu gelangen, die von ihren Vorfahren einen friedfertigen Sinn ererbte und doch ihrem Herrn ganz ergeben ist, die mutig ist, ohne rauflustig zu sein, und die zugleich klug und gelehrig ist, der kann an diesen wunderschönen Hunden wohl seine Freude haben. Mein „Lord," der mich durch die Studentenjahre begleitete, war ganz so klug, heiter und gutmütig wie ein Pudel. Er wußte genau, welche Studenten zum S. C. gehörten und welche nicht, und er ging letzteren ebenso kühl aus dem Wege, wie er sich ersteren ohne weiteres anschloß. Er war immer bemüht, mit den anderen S. C.-Hunden ein leidliches Verhältnis aufrecht zu erhalten — was oft nicht leicht war — und hatte nur Händel, wenn sie sich durchaus nicht vermeiden ließen. Dann focht er sie freilich so energisch durch, daß dem Angreifer alle Lust verging, je wieder mit ihm anzubinden. Er erkannte ganz richtig, daß ich auf der Mensur seiner Hilfe nicht bedurfte, während er mich gewiß bis zum äußersten verteidigt haben würde, wenn ich sonst angegriffen worden wäre.

„Lords" Tugenden hoben sich noch besonders wirkungsvoll auf dem dunklen Hintergrunde ab, den die Dogge meines liebsten Freundes hergab. „Ajax" war diesem von einem im Kriege gefallenen Bruder vermacht worden, und sein Besitzer konnte sich deshalb nur schwer entschließen, das Greuel töten zu lassen. Er war aber immer in Gefahr, einmal von dem tückischen Köter zerfleischt zu werden, und nur seine ungeheure Körperkraft vermochte es, diesem einen Respekt einzuflößen, der ihn von dem Äußersten zurückhielt. So sprang Ajax immer wieder ins Bett, und es bedurfte erst eines für den Zuschauer oft sehr beängstigenden Kampfes zwischen seinem mit einer starken Peitsche bewaffneten Herrn und ihm, um ihn von diesem Lager zu vertreiben. Die Zahl der von ihm totgebissenen kleinen Hunde, Gänse, Enten und Hühner war Legion, und diese Schandthaten mußten nicht nur bezahlt werden, sondern gaben auch noch zu den ärgerlichsten Auseinandersetzungen Anlaß. Schließlich mußte „Ajax" doch erschossen werden. Ich trank aus diesem Anlaß eine Flasche Röderer, mein Freund aber weigerte sich, mitzutrinken. „Weißt du", sagte er, „der verdammte Köter haßte mich ja im Grunde, aber er hat mir doch viel zu viel Mühe gemacht, als daß ich ihn nicht hätte lieb haben sollen. Ganz abgesehen noch davon, daß Fritz ihn so lieb hatte."

Wie sich der Mastiff zur deutschen Dogge verhält, so die englische Bulldogge unserer Tage zum deutschen „Boxer". Nur daß der Boxer eigentlich eine englische Bulldogge ist und nur, da seine Vorfahren schon früh zu uns kamen, durch die Neigung der Engländer zum Exzentrischen nicht hat in eine solche Karikatur verwandelt werden können, wie die heutige englische Bulldogge. Auch müssen die Luft Deutschlands und Erziehungseinflüsse sein Temperament ganz verändert haben, denn er ist im Gegensatz zu jener schwerfälligeren und meist einfältigen Bulldogge ein überaus kluger, lebhafter Hund, dabei treu, sehr mutig, sehr gelehrig und verhältnismäßig auch sehr stark. Die heutige englische Bulldogge soll dem Herrn im Hause das sein, was ihm der

Englische Bulldogge.

Digitized by Google

Boxer.

Mastiff auf dem Hofe ist: ein furchtloser, furchtbarer Wächter. Darum wird der Hund sozusagen auf die Kraft hin erzogen und in der That Unglaubliches erreicht. Man zieht diese Bulldogge in einer größeren und einer kleineren Art, und der Hund eines meiner englische Freunde gehörte der letzteren an. Trotzdem zog er bei einer Kraftprobe fünf Männer (!) ohne weiteres über das glatte Parkett hinter sich her. Ich habe aber trotzdem an diesen Tieren keinen Geschmack finden können, während ein guter süddeutscher Boxer — man findet diese Hunde besonders bei Gastwirten, Fleischern ꝛc. Süddeutschlands — allen Anforderungen entspricht, die jemand, der nicht Jäger ist, an einen „vierbeinigen Freund“ stellen kann. Wo soll ich die Worte hernehmen, um dich, mein nun schon längst wieder zu Staub gewordener „Dux“, gebührend zu preisen! Habe ich alter Junggeselle je ein Geschöpf gefunden, das mein Seelenleben so verstand wie du? Wenn ich traurig war, schmiegtest du dich eng an mich, legtest deinen breiten Kopf auf meine Kniee und sahst mich unverwandt an. „Ich kann dir ja leider nicht helfen,“ sagten deine großen braunen Augen, „aber ich muß dich doch trösten ...“ Dann war es mir oft, als ob aus seinem warmen Leben wirklich etwas wie eine Kraft ausströmte. Wir haben so, in einer für mich schweren Zeit manche Dämmerstunde verbracht, und Dux ist nie ungeduldig geworden, wenn ich mich gar nicht aufraffen konnte. Aber wie mit dem Traurigen traurig, so war er mit dem Fröhlichen fröhlich. Wie jauchzend klang sein Bellen, wenn wir im Frühlingssonnenschein in den Bergwald wanderten! Dux war meinen Freunden ein Freund, meinen Feinden ein Feind, und er wußte oft früher als ich, wer mir wohl- und wer mir übelwollte. Es gab für ihn kein größeres Vergnügen, als von mir zu lernen, und er lernte leicht. Sein höchster Lebensgenuß war das Apportieren. Ich habe es mehr als einmal versucht, ihn darin zu ermüden, aber es ist mir nicht gelungen. Dux war von Natur sehr friedfertig, wurde er aber angegriffen, so packte er den Gegner durch ein äußerst geschicktes Manöver immer an die Kehle und hätte ihn, wenn ich ihn nicht abgerufen haben würde, sicher erwürgt. Er war überhaupt von einer für seinen Körperbau erstaunlichen Gewandtheit und fing eine Maus so geschickt, wie nur eine Katze. Die Kraft seiner Kiefer war so groß, daß er, wenn ich ihn veranlaßte, in den Stamm einer jungen, von mir herabgebogenen Birke zu beißen und diesen dann emporschnellen ließ, eine ganze Weile hängen blieb wie eine Riesenpflaume. Er hat mir in seinem ganzen, zwölf Jahre währenden Leben keinerlei Unannehmlichkeiten verursacht.

Es ist sehr erfreulich, daß man jetzt bemüht ist, diese prächtigen Hunde als besondere Rasse fortzuzüchten. Die Züchter können ihre Aufmerksamkeit keiner würdigeren Hundefamilie zuwenden.

Hans Heinrich H....

Digitized by Google

Die Waſſermühle.

Poetiſche Erzählung

von

Frida Schanz.

Mit Vignetten von **Franz Hlaſſen.**

(Abdruck verboten.)

Bach und Mühle im Waſſerſchleier; —
Mainachtduft aus den Büſchen her.
In den mondſcheinſpiegelnden Weiher
Fiel der Schwall übers breite Wehr.
Mondlicht raun in ſilbernen Funken
Von des Rades ruhendem Ring. —

Und der Freund, in Wehmut verſunken,
Sprach: „Hier wohnte mein trautes Ding!
Seh' ich die grasüberwucherten Steige,
Seh' ich der Eſchen ſchleppende Zweige,
Seh' ich die winzigen Fenſter funkeln,
Duftet der Flieder im feuchten Dunkeln,
Gleitet der Bach ſo im ſilbernen Lichte,
Seh' ich das Ranken, das wilde, dichte,
Erſtickt mir inneres Schluchzen das Sprechen,
Will mir vor Wehmut das Herz faſt brechen!

Tief umfingen ihn teuere Zeiten,
Grübelnd ſtand er und ſchwieg er lang.
Doch er ſprach dann im raſchen Schreiten
Auf dem Stadtwall, im Lindengang:
„Ranken der Wehmut, unermeſſen,
Umwuchern mir dieſe Erinnerung!
Sie iſt nimmer und nie vergeſſen!
Sie iſt immer und ewig jung!

Sie war nur das Müllerkind, ſchlicht und arm,
Doch ſie hatte ein Kleinod, rar und prächtig,
Das wenige kennen im Menſchenſchwarm:
Ihr Herz war gewaltiger Liebe mächtig!
Wie am Wehr dort das Funkengeſtiebe,
Wie der Weiher, vertieft und breit,
So funkelte, flutete ihre Liebe — — —
Lieb' hieß bei ihr: lieb' bis in Ewigkeit.

Wir hatten es gut, — eine ſelige Weile!
So jung ich war, ich hatte ſchon Eile,
Mir war ſchon ein Stückchen Leben verloren,
Sie hatte mich lange geliebt, mich Thoren,
Fromm und tief, ohne Glück und Ziel,
Eh' mir der Schleier vom Auge fiel,
Eh' ich's erkannt, das Süßeſte, Beſte!
Es war im Rathaus, beim Sängerfeſte.
Ein Roſenkranz war ihr ganzes Geſchmeide,
Doch die Anmut ging in dem ſchlichten Kleide,
Ein Schimmer lag auf dem ſüßen Geſichte — —
Da ſah ich ſie plötzlich in höherem Lichte,
Da ging mir's auf, wie ein neues Leben,
Da hab' ich ihr meine Seele gegeben,
Da gingen wir heim, verbunden, gebunden,
Und ſaßen am Weiher, ſelige Stunden,
In Schauern, in Flüſtern, in Küſſen, in Schweigen,
Unter der Eſche ſchleppenden Zweigen —
Mein liebes Mädchen in meinem Arm,
Ihr Weſen ſo ſonnig, ſo ſeligwarm,
Als könn' ſie im Leben nun nie mehr frieren,
Als könn' ſie ſich nie mehr im Leid verlieren,
Als ob ihre Sehnſucht nun ewig ſchliefe — —

Digitized by Google

Es rührte mich bis in die tiefſte Tiefe,
Es packte mich bis ins innerſte Mark:
Dieſe junge Seele, ſo tief und ſtark,
Dieſer Liebe ſtille, große Gewalt,
Dieſer trauten Augen ſeliges Grüßen,
Dieſe Liebesworte, die ſchlichten, ſüßen,
Die ſo lange im Herzen gehallt — —!

Und des wildernden Gartens Kühle!
Die frommen Eltern! — die alte Mühle!
Grüne Verſchwiegenheit weit und breit!
Es war eine ſelige Liebeszeit.
Es war eine tiefbeſtrickende Welt.

Wie iſt es um unſer Herz beſtellt,
Daß ſolche Mächte uns je verlaſſen,
Daß ſolche tiefen Farben erblaſſen,
Daß ſolche vollen Klänge verklingen,
Daß wir's vermögen, uns loszuringen,
Daß ſolche Wellen, daß ſolche Gluten
Vertropfen, verrauſchen, verglühn, verfluten!

Man möchte die Seele mit Geißeln ſchlagen,
Man möchte an ſich ſelber verzagen,
Daß eine ſolche Liebe verrinnt,
Daß ſolche Dinge vergänglich ſind!

In andre Ströme hat's mich gezogen,
Es kamen andere, höhere Wogen,
Es kam das Leben mit Braus und Schall,
Es kam meiner Arbeit lockender Schwall,
Es kam eine neue rauſchende Zeit,
Die kleine Stadt entrückte ſo weit,
Die lieben Blumen verwelkten leiſe, — —
Es kam meine weite, lange Reiſe,
Es kam das ferne, bethörende Land,
Es kam einer Leidenſchaft glühender Brand. — —

Mein zarter Traum verſank in die Tiefe,
Erſt eine Zeit noch rührene Briefe,
Briefe, von herziger Liebe ſchwer,
Von meinem Lieb am ſilbernen Wehr.
Wenig Glut mehr hatt' ich zu zeigen. —
Da immer länger, länger ihr Schweigen,
Da immer feſter verſchloſſen die Pforte,
Da immer ſcheuer, fremder die Worte; — —
Verſunken ſchien mir, was ich beſeſſen.

Aber ſie hatte mich nie vergeſſen!

Keinen Hauch hat ſie hergegeben;
Eine Liebe nur hatte ihr Leben,
Für ſie gab es kein Meiden und Laſſen,
Für ſie gab es kein Farbenerblaſſen,
Für ſie gab's nicht den Balſam der Zeit,
Lieb' hieß bei ihr: lieb' bis in Ewigkeit!

Trauernd hing ſie am alten Traume.
Unterm ſchleppenden Eſchenbaume,
Saß ſie frierend, Stunden genug!

* * *

Lange ſpäter hab' ich's erfahren,
Als ihr Hügel ſchon Roſen trug,
Wo ſie ſchlummert ſeit langen Jahren.
Meinen Namen rief ſie zuletzt. — — —
Lieblich haben ſie mir's geſchildert!

* * *

Tiefer noch hangen die Eſchen jetzt,
Tiefer noch ſcheint mir die Mühle umwildert,
Dichter, wilder blühen die Hecken,
Schwärzer ſcheinen die ſchattigen Ecken.

Seh' ich die grasüberwachſenen Steige,
Seh' ich die hangenden, ſchleppenden Zweige,
Macht mir's vor Sehnſucht die Seele krank!
Starke, modernde Düfte weben. — --
Nimmer komm' ich mehr los im Leben
Aus dem dichten, tiefen Gerank!

Digitized by Google

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Für jenen Theil der Menſchheit, der mit kurzem Haupthaar und langen Barthaar durchs Leben zu wandeln pflegt, ſollte es ein gewiſſer Troſt ſein, daß in den Schulen vorläufig noch die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte gelehrt wird. Kommt es dazu, daß dieſe Geſchichte dereinſt im Sinne der Frau Helene Böhlau umgeſtaltet wird, dann wehe den Männern! Dann mag ſich leicht in den Herzen der weiblichen Jugend ein Haß entwickeln, ein Haß gegen das bärtige Geſchlecht, der zu furchtbaren Thaten führen muß. Den Wortlaut der künftigen Schöpfungsgeſchichte kenne ich freilich nicht, aber der Inhalt wird, nach dem Grundton zu urteilen, der den neueſten Roman der Böhlau durchklingt, etwa folgender ſein: Im Anfang, als der liebe Gott ſich mit der Abſicht trug, eine Welt der Vollkommenheit ins Leben zu rufen, ſchuf er zunächſt das Weib. Und er freute ſich ſeines Werkes und beeilte ſich, dem wunderſamen Gebilde einen Rahmen zu geben, der des engelgleichen Weſens würdig war. Er ſetzte das Weib in einen Garten, deſſen Gewäſſer mit den köſtlichſten Eſſenzen erfüllt waren, die Blüten prangten in Farben, ſo märchenhaft klar und tief, daß die heutigen Farben nur als entartete Nachkömmlinge gelten können, und alles Getier trug ein ſammetroſiges Fell oder ein grüngoldenes Gefieder und war zum Küſſen lieb und zart. Ebenſo zart war das Weib, es nährte ſich von Duft und Sonnenglanz, ſein einziges Vergnügen war das Spiel mit Lamm und Zeiſig, ſein Herz aber war eitel Liebe und Hingabe an den Vater des Alls. Vollkommnen wie die Welt ringsum, war auch das Weib; nur ein einziger winziger Makel haftete ihm an; es hatte ſich den kleinen Fehl zugezogen, als es von den himmliſchen Höhen in die immerhin ein wenig rauhere Luft des Erdenparadieſes niederſchwebte. Veränderungsſucht hieß dieſer Makel, und ſo geringfügig er war, er ſollte der Ärmſten doch zum Verhängnis werden. Eine Zeitlang befriedigte ſie ihre Sucht an der Mannigfaltigkeit der blühenden und flatternden Natur. Dann aber war es ihr, als ob ſie nun alle Freuden genügend durchgekoſtet habe, und ſie ſehnte ſich nach etwas Neuem, Unerhörtem. So nahm ſie ſich denn eines Tages den Mut und ſprach zum lieben Gott: „Bitte, ſchaff' mir doch zum Spielen, zum Herzen und Koſen ein Weſen, das mir ähnlicher iſt als das Tier, das nicht ſtumm bleibt, wenn ich mit ihm plaudere, ſondern mir antwortet in meiner Sprache.“ Unwillig wollte der liebe Gott ſich abwenden, aber er gedachte, daß ſie ihm künftig doch keine Ruhe mehr laſſen würde mit ihrem Wunſch, und deshalb erwiderte er: „Unglückliche, da es dein Wille iſt, ſo mag es geſchehen. Ich ſelbſt bin freilich nicht imſtande, dir zu helfen, denn ich habe die Welt als etwas Vollkommenes geſchaffen und kann ihr nichts hinzuthun. Aber wende dich an den Teufel, der wird dir gern zu Gefallen ſein, wenn es gilt, mein Werk zu verpfuſchen.“ Einen Augenblick zauderte das Weib, dann aber ſiegte die Luſt zum Neuen, und es rief den Böſen zu ſich. Der ſchmunzelte behaglich, als er vernahm, um was es ſich handelte, denn er dachte bei ſich: ‚jetzt hab' dich.‘ Ohne weiteres verſprach er, den Wunſch zu erfüllen. Und im Dunkel der Nacht ſchuf er ein Weſen, deſſen Seele eitel Finſternis und Bosheit war, und er nannte es Mann. Äußerlich ſo ganz obenhin betrachtet, glich es dem Weibe, wie eben ein Teufelskind dem Gotteskinde gleichen kann; was bei dieſem zart und leicht, war bei dem Manne rauh und plump, ſein Geſicht war wüſt, aus den Augen blitzte wilde Grauſamkeit, und ſeine Sprache klang barſch und heiſer. In ihrer jungen Freude aber ſah das Weib über all das Widerwärtige hinweg, ſie entzückte ſich an der oberflächlichen Ähnlichkeit und an den Lauten, die häßlich, aber doch wenigſtens verſtändlich waren. Den Mann aber ärgerte die göttliche Erhabenheit des Weibes, und da er die Liſt ſeines Erzeugers geerbt hatte, ſo umgarnte er die Gottgeborene, wie eine Spinne ihre Beute umſtrickt. Langſam, aber ſicher verwirrte er ihre Seele, zerſtörte das Göttliche in ihr, beſtaubte ihre Reinheit und verwüſtete ihre Gedanken. So groß war ſeine Liſt, daß die Unſelige es kaum merkte, wie er, den ſie dereinſt als Spielzeug ſich erbeten, ſie ſelbſt zu ſeinem Spielzeug machte und ſie nach und nach erniedrigte zur Sklavin ſeines Willens und ſeiner Lüſte. Ähnlich aber wie in der Seele des Weibes hauſt der Mann in der paradieſiſchen Natur. Mit plumpem Fuß zertrat er die Blüten, und die zarten Tiere fing er, zerſtückte ſie und nährte ſich von ihrem Blute. Das verdroß zuletzt den lieben Gott, und er jagte den Teufelsſohn zum Gartenthor hinaus. Das Weib aber war des eigneu Willens bereits ſo bar, daß es dem Zerſtörer in die Wüſte folgte. Und bis heute lebt ſie mit ihm, geknechtet und mißhandelt. Erſt jetzt, ſeit ein paar Jahren, regt ſich in ihr ein letzter Keim der alten Göttlichkeit; ein Funke, der noch in der Aſche glühte, fängt an, emporzuflammen. Vielleicht wird der Funke noch einmal zum hellen Feuer, der Keim zur Blüte, wenn das Weib ſich

Digitized by Google

durch die Worte Helene Böhlaus reizen und erregen läßt, wenn es in die Bahn einlenkt, die ihm in dem Buche vom „Halbtier“ vorgezeichnet ist.

„Halbtier“, — so nennt sich der jüngste Roman von Frau Böhlau, der in Berlin bei Fontane & Co. erschienen ist. Wie alle neueren Schöpfungen der Dichterin, so wirkt auch dieses Werk in seiner Gesamtheit ebenso hinreißend wie ergreifend. Zum großen Teil von Leidenschaft durchstürmt, hat es doch auch Stellen voll sonniger Klarheit, in den Empfindungen offenbart sich überall inbrünstige, herzenstiefe Menschlichkeit, die Grundstimmung hat etwas von der herben Frische eines Frühlingsmorgens, die Sprache hat den Zug ins Große, sie ist hier und da voll prophetischer Schwungkraft. Als Roman segelt das Werk freilich unter falscher Flagge. Es ist mehr lyrisch, als episch, mehr Empfindungsausdruck als Erzählung, eine Reihe von Momentbildern, Stimmungen, Mahnungen, Gedanken, lose aneinander gefügt, überall Andeutungen ohne weitere Ausführung. Die Gestalten bleiben zum Teil sehr schattenhaft, sie sind nicht da, um ein eignes Leben zu führen, sondern um als Probe aufs Exempel, der Tendenz des Buches als Mundstück zu dienen. Diese Tendenz aber, die im Titel scharf wie ein Peitschenhieb zum Ausdruck kommt, diese Tendenz in ihrer krassen Unbedingtheit, sie ist es, die denn doch nicht bloß zum Widerspruch, sondern auch zu einer leisen Ironie herausfordert. In der Schöpfungsgeschichte, wie mein prophetisches Gemüt sie erahnt hat, ist die Tendenz ohne sonderliche Übertreibung umschrieben worden, nicht mit den Worten, sondern im Sinne der Böhlau. Es hieße die Thatsachen ängstlich umgehen, wollte man die Auffassung der Böhlau einfach als eine Verzerrung der Wirklichkeit betrachten. Zu hundert Einzelheiten ist das Bild, das die Dichterin von dem Durchschnittsmanne, die Schilderung, die sie von dem Verhältnis zwischen Mann und Weib entwirft, grausam wahr. Und doch berührt das Ganze wie eine Fälschung. Nicht daß die Thatsachen verzerrt, die Gestalten wie in einem Hohlspiegel angeschaut wären. Dazu ist Frau Böhlau eine viel zu scharfe Beobachterin. Das Unwahre an dem Gesamtbilde verschuldet nicht ihr Auge, sondern ihr leidenschaftliches Empfinden, durch das der Blick gleichsam umnebelt wird. Wenn einer eine Landschaft durch ein violett gefärbtes Glas betrachtet, so erscheinen Himmel und Erde in einem Lichte, das sehr geeignet ist, Weltuntergangsvorstellungen zu wecken. Alle Linien der Landschaft sind unverrückt geblieben, jedes Ding hat Form und Stellung wie zuvor, und doch erscheint das Ganze ins Groteske, Phantastische gesteigert. Was hier das gefärbte Glas leistet, das bewirkt bei der Böhlau die hochgespannte Erregung. Auch in ihrem Bilde gibt es, von ein paar standhaften Flecken abgesehen, keine Farbenverschiedenheiten, kein Blau und Grün und vor allem keine Übergänge zwischen Licht und Dunkel mehr, fast alles ist ein einziges Violett; menschliche Schwächen nehmen sich aus wie Teufelsspuk, individuelle Auswüchse erscheinen in der gleichmäßigen Färbung als typische Laster, und wo die nüchterne Betrachtung auf eine etwas vernachlässigte Entwickelungskrankheit diagnostiziert, da sieht die Erregung tödliche Vergiftung und Zersetzung. Grelle Färbung und Einseitigkeit sind die Schwächen oder besser Eigenheiten, die sich an den neueren Werken der Böhlau überhaupt bemerkbar machen. Während sie in ihren Ratsmädelgeschichten mit einer humorvollen Objektivität erzählt, ist sie wider allen Brauch im Laufe der Jahre immer pathetischer und eisernder geworden. Diese junge Erregbarkeit, die sich zürnend auflehnt gegen alle Gemeinheit und Philisterkleinlichkeit, macht der Dichterin, rein menschlich genommen, die höchste Ehre, aber sie hat schriftstellerisch doch ihr Bedenkliches, wie der Augenschein lehrt. Sie verführt in dem vorliegenden Werke die Dichterin, alles Geschehende ganz einseitig auf das Weib zu beziehen und Mann und Weib einander entgegenzustellen, als ob es kaum noch etwas Verbindendes, eben das Menschliche gäbe . . . Mit ein paar Akkorden, die ebenso frisch wie aus tiefster Empfindung geboren sind, setzt die Dichtung ein. Über die Großstadt geht ein Gewitter nieder, der rauschende Regen spült die Gassen rein, wie Landgeruch strömt es empor von dem verstaubten Pflaster, und die Bäume mit dem müden, hinsterbenden Laub werden auf Stunden wieder lebens- und jugendfrisch. Auf einem alten merkwürdigen Platz haben sie eine Fleischbank abgetragen, um eine große Markthalle zu bauen, und sind dabei auf menschliche Gebeine gestoßen; auf eine so große Anzahl von Gebeinen, daß es den Leuten angst und bange wurde. Nur einem jungen Mädchen nicht, das aus dem Fenster ihres Stübchens mit reger Teilnahme beobachtet, wie die Arbeiter aus dem dunkelbraunen Erdreich die Reste eines vergangenen Menschengeschlechtes herauswühlen und fortschaffen. Ein wenig abseits ist durch den Regenstrom ein einzelner Schädel aus dem Sande freigespült worden. Lange sieht die junge Beobachterin mit einem Gefühle, das aus Neugier, Schauder und unbestimmter Lust gemischt ist, auf das Totengebein hinab. Dann hält es sie nicht länger, sie schlüpft aus dem Hause und holt sich den Schädel, um ihn im eignen Stübchen über ihrem Bette aufzustellen. Das braune grinsende Knochengehäuse wird der Siebzehnjährigen, die mit der Fülle ihres Wesens, ihrer aufsprießenden Gefühle, nicht aus und ein weiß, zu einem Gegenstand heimlicher Verliebheit und inbrünstiger Andacht; findet sie doch schließlich eine Ähnlichkeit mit — Ihm heraus, den ihr junges Herz heimlich „anbetet“. Die Dichterin hat diesen Eingang so ausführlich behandelt, um von vornherein durch ein scharfes Licht die Eigenart des Mädchens, das im Mittelpunkt der Erzählung steht, so klar wie möglich hervorzuheben. Isolde Frey ist die Tochter eines angesehenen süddeutschen Schriftstellers, der es liebt, ebenso den Naturburschen wie den Wahrheitsfanatiker herauszubeißen. Außerhalb des Hauses ist der Biedermann ein liebenswürdiger Schwerenöter, innerhalb seines Heims so eine Art von grobgemütlichem Tyrannen. Eingeschüchtert durch seine rohe Weise, hat seine Frau mit der Zeit beinahe die Fähigkeit eignen Denkens und Wollens eingebüßt; was ihr an Kraft geblieben, verwendet sie darauf, ihre beiden Töchter Isolde und Maria nach Möglichkeit vor „Klarheit“ zu behüten, vor einem klaren Einblick in die Welt, wie

Digitized by Google

sie ist, und im besonderen vor einem Einblick in die Schwächen des Vaters. Erfolg hat sie damit nur bei der Älteren, bei Maria, die das weiche Wesen der Mutter geerbt hat. Isolde ahnt frühzeitig, wie es um die Ehe ihrer Eltern steht, was ihre Mutter für ein Leben führt. Tagsüber eine ewig sorgende, mit den Dienstboten zankende, aufs Sparen erpichte Wirtschafterin, ist diese Frau nachts eine müde Kämpferin, die für sich selbst alles erträgt, aber ihre Töchter vor der näheren Bekanntschaft mit dem Vater, wenn er von seinen Gelagen heimkehrt, zu bewahren sucht. Als das junge Mädchen einmal gezwungen ist, einer nächtlichen Scene zwischen den Eltern beizuwohnen, kommt ihr die Mutter wie ein „Nachttier" vor, ein Tier, das nachts sehen kann, das nachts sein eigentliches Leben lebt, das nachts kämpft und leidet, das, wenn alles schläft, geheimnisvoll lebt. „In der Nacht schien alles Mütterliche von ihr abgefallen zu sein. Da war nur das Weib geblieben, das eigentlich nicht mehr Weib war, etwas Aufgebrauchtes, Zurückgestoßenes, Geduldetes, aber etwas, ohne das der Mann nicht mehr auskam." An dieser Stelle hört die Erzählung auf, eine treue Schilderung individueller Wirklichkeit zu sein, schon hier wird die Tendenz übermächtig. Die Verfasserin läßt gar keinen Zweifel darüber, daß sie in der Schriftstellergattin die typische deutsche Hausfrau, wohlgemerkt die deutsche, zeichnen will. Zu einem Halbtier wird sie erniedrigt und als ein Halbtier von den Männern behandelt. Die Einseitigkeit der Verfasserin liegt darin, daß sie die Thatsache einer solchen Erniedrigung einzig und allein in Wesen und Erziehung des deutschen Weibes, in speciell weiblichen Schwächen begründet sieht. Ebensogut könnte man in der Art des Pantoffelhelden, der von der Frau beherrscht und allenfalls geprügelt wird, eine typische Norm deutscher Männlichkeit sehen. In beiden Fällen, in dem der erniedrigten Frau, wie in dem des tyrannisierten Mannes, handelt es sich um menschlich schwache Charaktere; eine bis zur Willenlosigkeit sich steigernde Weichheit ist im genus masculinum ebenso möglich und verbreitet wie im genus femininum. Das freilich muß zugegeben werden, daß die socialen Verhältnisse, die Gesetzgebung, die Erziehung es eher dem Manne als der Frau ermöglichen, einen harten Druck auf den anderen Teil auszuüben. Aber diese theoretische Möglichkeit wird, wie die Erfahrung lehrt, keineswegs so ausgenutzt, um die scharfen Urteile der Böhlau zu rechtfertigen. Im „Ehekampf" entwickelt die Durchschnittsfrau eine Reihe von speciell weiblichen Eigenschaften, die sie durchaus befähigen, ihre Menschenwürde aufrecht zu erhalten, die Stärke durch Klugheit matt zu setzen und vielleicht öfter als der Mann das „Schlachtfeld" siegreich zu behaupten. Ein Idealzustand ist ja dieser Kampf gewiß nicht, aber ebenso gewiß heißt es die Herbeiführung eines idealen Zustandes erschweren, wenn der Gegensatz zwischen männlicher und weiblicher Natur über alles Maß hinaus betont wird, statt daß das Menschliche, was beide Teile verbindet, in den Vordergrund gestellt wird. — In der Weise, wie ihre Mutter lernt Isolde die Mannesart nicht kennen, aber in mehr als einem Betracht sind ihre Erfahrungen noch schlimmer. Eines Tages nimmt der Vater seine Tochter mit sich in ein vornehmes Haus, wo sie eine Zeitlang als Gast bleibt. Hier lernt sie Frauen von ganz anderem Schlage als ihre Mutter kennen. Die Dame des Hauses, eine Engländerin, ist ein Muster weiblicher Selbständigkeit und Überlegenheit, eine andere der Frauen führt eine wahre Musterehe. Dazu ist natürlich neben dem Idealweibe ein Idealmann nötig. Es gibt mithin auch solche. Aber die Sache hat ihren Haken. Die Verfasserin zeichnet den Mustergatten nur in sehr flüchtigen Umrissen; es bleibt daher ein wenig im Dunklen, was ihn zu der Auszeichnung berechnet, man hört nur, daß er so etwas wie ein buddhistischer Weiser, vollständig abgeklärt, friedlich, anspruchslos, kurzum ein Heiliger ist. Nicht jedem wird dieses Ideal als das einzig wünschenswerte erscheinen, jedenfalls kann man sich auch aktivere Männer vorstellen, mit denen eine Frau eine Glücksehe zu führen vermag. Davon abgesehen aber übersieht Helene Böhlau offenbar noch etwas anderes: auch dieser Weise war doch nicht von Anfang an so reif und abgeklärt, wie er hingestellt wird, auch er hat Leidenschaften durchgemacht, auch er ist zum Ideal erst geworden. Wenn die Verfasserin das nicht übersehen hätte, könnte sie unmöglich den Gegensatz jenes Mustergatten, den männlichen „Helden" der Erzählung so verdammenswert hinstellen. Dieser Held ist jener Er, an den Isolde dereinst durch den Totenschädel erinnert wurde. Er ist ein Künstler, und sie ist für seine Kunst begeistert gewesen, seit sie sein erstes Werk gesehen. In dem vornehmen Hause lernt sie ihn persönlich kennen, sie ist überzeugt davon, daß der Mensch in ihm ebenso groß und herrlich sei, wie der Künstler. Sie gibt ihm daher vertrauensvoll ihre jugendliche Seele ohne Rückhalt hin. Er aber, ein blasierter Weltmensch, dem das Weib nichts anderes ist, als der Titel der Erzählung andeutet, sieht in der Hingabe der jungen Schwärmerin nur ehescheue Berechnung; er ahnt nicht das Geringste von den Höhen und Tiefen einer großangelegten weiblichen Natur. So erfährt denn Isolde in ihrem Liebesempfinden eines Tages eine furchtbare Enttäuschung. Die Familie Fren ist durch eine Erbschaft über Nacht aus allen Alltagsnöten erlöst worden; die Töchter sind zu dem Rang begehrenswerter Partien aufgerückt. Als erster Werber stellt sich der große Künstler ein. Aber er wählt nicht Isolde, sondern ihre Schwester, denn er will eine bequeme, keine anspruchsvolle Frau. Das ist nach allem, was vorausgegangen, eine Bübereі. Isolde empfindet denn auch den Schlag so stark, daß sie wie mit einem Ruck aus dem arglosen, unreifen Mädchen zum alles begreifenden, in sich gefestigten Weibe wird. Fortan sieht sie im Manne nur noch einen Feind, und ihre Neigungen widmet sie einzig und allein der Kunst. Die Ehe ihrer Schwester gestaltet sich ganz in der Art, wie die Ehe der Mutter. Dem großen Künstler wird die bescheidene Frau bald mehr als gleichgültig, und in seiner gewohnten Selbstschätzung hält er es für möglich, sich Isoldes Neigung zurückzuerobern. Eines Tages überfällt er sie in brutaler Weise, sie aber macht kurzen Prozeß, schießt ihn nieder und geht

Digitized by Google

dann stolz und freudig selbst in den Tod. Ästhetisch ist diese Schlußwendung sehr gerechtfertigt, denn sie gibt der Dichterin Gelegenheit zu einem Finale von berückender Schönheit. Aber im humanen, im ethischen Sinne ist die Lösung bedauernswert, sie bildet den Gipfel der Einseitigkeiten, in denen Helene Böhlau sich im vorliegenden Werke ergeht. Mit dieser Lösung gibt die Dichterin nämlich sehr offenherzig kund und zu wissen, daß es für eine Isolde im Bereiche der Männerwelt kein gleichwertiges Ergänzungsstück gibt. Im Grunde ist also der Mann im Verhältnis zu dem Idealweibe ein Halbtier. Eine Ausnahme macht einzig und allein der buddhistische Weise. Aber auch der wäre doch unmöglich zur vollkommenen Edelfrucht herangereift, wenn er ebenso wie der Künstler in der Leidenschaftlichkeit seiner Jugend, in seiner Sünden Maienblüte hinweggeschossen wäre. Alles in allem ist es nicht gut gethan, in der Weise, wie es in „Halbtier" geschieht, das Ideal einer speciell weiblichen Menschlichkeit aufzustellen: es gibt nur eine Menschlichkeit, nur eine Veredelung, nach der Mann und Weib im gleichen Sinne, unter gleichen Bedingungen zu ringen haben; beide haben gemeinsam die Idee des einen und untrennbaren Menschentums zu verwirklichen. Und dieses Gemeinsame zu zeigen, wäre unbedingt ersprießlicher als das Gegensätzliche derart hervorzuheben, daß es fast unüberbrückbar erscheint. Ein gewisses Bedauern vermag ich daher nicht zu unterdrücken, daß Helene Böhlau arge tendenziöse Übertreibungen mit ihrer großen künstlerischen Kraft unterstützt. Alles, was dasWerk in seinen Einzelheiten auch ethisch von bedeutsamen Gesichtspunkten enthält, wird durch die Gesamttendenz schwer beeinträchtigt.

Ein Gegenstück zu dem Roman von Frau Böhlau bildet in mehr als einem Betracht die Novellensammlung, die Lou Andreas-Salomé unter dem Titel „Menschenkinder" bei J. G. Cotta in Stuttgart veröffentlicht hat. Auch aus diesen Erzählungen läßt sich fast durchweg das Ergebnis herauslesen, daß Mann und Weib im Wollen und Empfinden durch eine unausfüllbare Kluft geschieden sind. „Selbst die Liebe" — heißt es in der Novelle „Zurück ans All" — „erlöst uns nicht aus unserer Vereinzelung." Diese Tendenz, dieser Glaube, wenn er sich weiter in der Frauenwelt verbreitet, scheint mir bedenklicher, als alle jene Auswüchse der Frauenbewegung, die durch ihre groteske Sinnfälligkeit die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen pflegen. Die Frau hat vielfach andere Aufgaben in der Verwirklichung eines höheren Menschentums zu erfüllen, als der Mann, aber es heißt doch dieses Menschentum selbst in Frage stellen, wenn ein Gegensatz bis in die tiefsten Wurzeln hinein behauptet wird. Künstlerisch bietet die Novellensammlung freilich ein wesentlich anderes Bild, als der Roman. Von eigentlicher Tendenzmacherei ist bei der Dichterin der „Menschenkinder" keine Rede. Während bei Helene Böhlau die Gesinnung in den Vordergrund tritt, setzt sich das Schaffen der Frau Andreas-Salomé ganz aus Empfindung, Stimmung, Gestaltung zusammen; während dort das Leidenschaftliche vorherrscht, überwiegt hier das Melancholische, Resignierte. Lou Andreas ist unter den heutigen Dichterinen vielleicht die geistigste, die psychologisch tiefste; man lernt bei ihr das Weib in seiner innersten Eigenart verstehen. Als Künstlerin liebt sie nur selten einen lauten Ton, eine grelle Farbe; es ist etwas unendlich Intimes und Feines in ihrer Zeichnung, in den Stimmungen, die sie malt, in ihrer Sprache, in ihren Gleichnissen. Phantasie und Verstand sind bei ihr in bester Harmonie gepaart. Das zeigt sich am deutlichsten in ihren Vergleichen. Sie liebt es, Stimmungen und Naturbilder durch ein möglichst einfaches, klar sinnliches, fast verständiges Gleichnis zu umschreiben. So in dem kleinen Gemälde auf S. 16. Der Schnee singt unter ihren Füßen. Kein Vogellaut. Nur über dem Feld, das sich neben ihnen ausbreitet, fliegen ein paar Dohlen auf und krächzen. Wie sie mit weit ausgespannten Flügeln, scharf abgezeichnet gegen die schwere, bleigraue Luft, langsam dahinschweben, mahnen sie an ein japanisches Vogelbild, schwarz auf weiß. Die Phantasieanschauung ist hier sehr fein und lebendig, aber der Ausdruck hat etwas rechnerisch Bestimmtes. Leider ist es nicht gut möglich, an dieser Stelle auf die einzelnen Novellen näher einzugehen; in flüchtiger Kürze eine Vorstellung von ihrem Gedanken- und Empfindungsgehalt zu geben, würde auf ein etwas barbarisches Verfahren hinauslaufen. Die meisten der Frauen und Mädchen, die Lou Andreas zeichnet, leben ein fast traumhaftes Sein; durch irgend einen Stoß, eine Forderung der Wirklichkeit werden sie aufgeschreckt, sie müssen in die Wirklichkeit hinein und finden sich im allgemeinen auch mehr oder weniger erträglich mit ihr ab, aber ein rechtes Glück gibt ihnen das Leben nicht. Sie fühlen sich stets wie aus dem Paradies verstoßen, und mitten im Weltgetreiben ruht Einsamkeit über ihnen das ganze Leben lang. Die eigenartigste unter diesen Gestalten ist die Irene in „Zurück ans All"; sie ist im Grunde nur noch reiner Geist, ohne Blut, ohne Leidenschaft: von den Menschen sondert sie sich so schroff wie möglich ab; was noch an Teilnahme in ihr lebt, das widmet sie allein der Natur, den Pflanzen und Tieren, den Wolken und Sternen; sie ist kaum noch ein Individuum, sondern verflüchtigt sich langsam ins All. Wenn dieser Typus auf der Erde, — was ja gottlob für die nächste Zeit nicht in Aussicht steht, — die Überzahl gewinnt, dann ist das Ende der Welt nahe herangekommen.

Wie es scheint, überwiegt heutzutage bei den weiblichen Autoren das revolutionäre, bei den männlichen das konservative Empfinden. Ein Muster konservativer Gesinnung ist Gustav Frenssen, der Verfasser des Romans „Die drei Getreuen" (Berlin, G. Grote). Es hat sich vor kurzem, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, wieder einmal eine litterarische Schule aufgethan: ihre Losung ist das Wort „Heimatskunst". Wie die meisten derartiger Losungsrufe bedeutet auch dieser ein gut Stück Anmaßung, denn ohne Zweifel beabsichtigt die Schule, Begriff und Inhalt des Wortes für sich in Erbpacht zu nehmen. Und doch ist jeder wahre Künstler von selbst auch Heimatskünstler; ebensowenig wie er aus seiner Haut heraus kann, ebensowenig wie ein Baum lebendig bleibt, dessen Wurzeln sich vom

Digitized by Google

Erdreich loslösen, ebensowenig kann ein Künstler, wenn er nicht lebend tot sein will, in seinem Schaffen die Heimat verleugnen. Eine echte, eine starke Kunst ist ohne nationale Wurzelhaftigkeit; die Poesie eines Goethe, eines Storm sind in gleichem Maße vom Saft und Leben der Heimat durchtränkt. Der Unterschied zwischen beiden ist weniger ein künstlerischer, als ein geistiger; Goethe hat sich geistig, menschlich über die Heimatsenge erhoben und die Heimatskunst in seinen Werken zur Menschheits- und Weltkunst erweitert, ohne damit wurzellos, akademisch, heimatslos zu werden. Seine Kunst ist wie ein Baum, der mit den Wurzeln im mütterlichen Boden ruht, mit dem Wipfel aber an die Sterne ragt und weithin die Länder überschattet. Storms Poesie aber ist ein grünender Strauch, der nur ein kleines Gebiet beherrscht, dieses allerdings so saftvoll und kraftvoll wie möglich. So aufgefaßt, ist jeder Dichter, der Lebendiges schafft, ein Heimatsdichter, aber das Genie bleibt nicht darauf beschränkt, es erhebt sich zum Menschheitsdichter. Ein Heimatskünstler im Sinne Storms, provinziell beschränkt, aber in seiner Enge voll lebendiger Triebkraft, ist auch Gustav Frenssen. Er erinnert in hundert Zügen, geistig und ästhetisch, am Storm, Wilhelm Jensen oder auch an Annette von Droste-Hülshoff, aber seine Eigenart bleibt bei aller Verwandtschaft durchaus gewahrt. Auf der äußeren Handlung beruht die Bedeutung seines Werkes nicht. Sie ist im Grunde nur das Gerüst, an dem sich ein dichterschlungenes Gezweig von Stimmungen und Betrachtungen emporrankt.

Drei Freunde, echte Friesen im Charakter und Empfinden, werden in ihrem Entwickelungsgang von der Kindheit bis zur Mannesreife gezeichnet; alle drei sind in Gefahr, zu entarten, zu verflachen, zu verderben, sobald sie die Berührung mit dem Heimatsboden verlieren; von dem Augenblick an jedoch, wo sie die Aufgaben entdecken, die ihnen die Heimat stellt, und wo sie diesen Aufgaben sich widmen, kommt ihr innerstes, kernhaftes Selbst von neuem zum Durchbruch, und jeder leistet schließlich in seiner Art und seinen Grenzen etwas, das vielen zum Heil dient. Diese Entwickelungsgeschichte bildet den schlichten Rahmen des Werkes. Innerhalb des Rahmens aber entfaltet sich eine Fülle blühenden Lebens. Es weht im ganzen eine kräftige Frieslandsluft durch den Roman, der Ton ist überall hochgestimmt, und über dem Ganzen liegt etwas wie religiöse Weihe. Die Sprache hat hier und da einen biblisch prophetischen Schwung, vielfach erscheint sie allerdings zu stilisiert, besonders in den Reden; wenn die Gestragenheit öfter durch eine derbsaftige Realistik unterbrochen würde, so würde man das wie einen erfrischenden Luftzug empfinden. Die Landschaftsstimmungen haben fast durchweg einen großen Zug: von der braunen Heide und dem sonnenleuchtenden oder sturmdurchwühlten Meer weiß der Dichter in immer neuen und immer wirkungsvollen Tönen zu singen. Die Gestalten sind nicht sämtlich in vollem Sinne lebendig geschaut; mehr als eine nimmt sich, ähnlich wie die Sprache, weil zu stilisiert, zu blaß und schemenhaft aus. Am besten ist es dem Dichter gelungen, die Gegensätze in den friesischen Charakteren wirkungsvoll zu verdeutlichen; sowohl der verträumte Dichter-Bauer Heim Heideriether wie der herrische selbstbewußte Realist Franz Stranziger und die walkürenhafte Ingeborg sind Charaktere, so lichtvoll und bedeutungsvoll gezeichnet, daß sie sich den lebendigsten Gestalten der neueren Litteratur durchaus an die Seite stellen dürfen. Wie an reizvollen Stimmungen, so ist der Roman auch an feinsinnigen Gedanken, an ergreifenden Empfindungslauten nicht arm. Zuweilen wird es freilich des Redens allzu viel, und die Absichtlichkeit, mit der die Tendenz des Werkes immer von neuem zum Ausdruck kommt, verstimmt mehr als einmal. Eine gewisse Schwerfälligkeit gehört zu der Eigenart Frenssens; er malt mit so breiten Strichen und spricht in so gedehnter Deklamation, daß er dann und wann bedenklich tief in das Gebiet des genre ennuyant hineingerät. Überhaupt kommt das epische Element in dem Roman viel zu kurz; es wird von Lyrik und Betrachtung wie ein Stamm vom Epheu überwuchert. Die nationale Empfindung, die das Werk durchflutet, wirkt an und für sich sehr erfreulich. Aber es weht so gar kein moderner Hauch durch den Roman, er könnte seinem innersten Wesen noch ebenso gut vor fünfzig Jahren wie heute geschrieben sein. Ähnliches gilt von der Tendenz des Werkes; in ihrem Kern läuft sie darauf hinaus, daß der einzelne am besten thut, sein Denken und Fühlen, sein Handeln und Arbeiten getreu der Weise der Vorfahren anzupassen und nachzurichten. Wenn diese Idee Allgemeingültigkeit erlangte, dann wären die Nachkommen eigentlich die überflüssigsten Wesen von der Welt, und es wäre ersprießlicher, die Vorfahren lebten selbst in alle Ewigkeit weiter.

Rein äußerlich betrachtet, bilden die Romane, die Rudolph Stratz neuerdings im Verlage von J. G. Cotta, Stuttgart, veröffentlicht hat, „Der weiße Tod“ (zuerst in diesen Blättern erschienen) und „Montblanc“, etwas wie einen Gegensatz zur Heimatskunst. Der Schauplatz der Handlung liegt in beiden Werken außerhalb der deutschen Reichsgrenzen, und die Stimmungen wie die Charaktere sind zum Teil, wenn ich so sagen darf, international schattiert. Und doch sind auch diese Schöpfungen von Heimatsluft durchweht, nur daß sowohl das Deutschempfinden wie die Prägung der Gestalten bei Stratz weit moderner erscheint, als bei Frenssen. Die Menschen, die er mit Vorliebe zeichnet, sind nicht von jenem Schlage, der das Heil darin sieht, seinen Acker in Frieden zu bauen und auf enger Scholle einzuwurzeln. Es sind Menschen der Höhe und Weite, von jenem Geiste erfüllt, der einst die spanischen Conquistadoren beseelte und der heute das „größere Deutschland“ „auf dem Wasser“ sieht. Beide Romane empfangen durch die Landschaftsstimmungen ihren Glanz, ihre eigenartige Färbung und nicht zuletzt auch einen Teil ihres ästhetischen Wertes. Wenn Rudolf Stratz die Hochebene Marokkos, die Bergwüste schildert, wie sie in der Sonnenglut sich breitet, von wilden Reitern durchschwärmt, oder die Gletscherwelt der Alpen mit ihren vernichtungdrohenden Schlünden und mit ihren Einsamkeiten, die Phantasie und Empfinden zu adlerhaftem Fluge reizen, — dann ist er ein Dichter

Digitized by Google

von Mark und Glut, ganz und ohne Einschränkung Dichter, dann schreibt er im großen, hinreißenden Stil eine Prosa, rhythmisch und klangvoll, die sich wie Verse liest. Künstlerisch würden denn auch diese Stimmungen reiner und harmonischer wirken, wenn sie zu Versdichtungen geschmiedet wären. Aber wer liest in Deutschland epische Dichtungen, die über das Alltägliche hinausführen und geistige Anstrengung, ästhetische Mitarbeit fordern? Wollte Strauß sich ein Publikum sichern, so mußte er Prosa schreiben und mußte seine Schilderungen in irgend eine Romanfabel verweben, die den Durchschnittsleser nicht allzuweit aus den gewohnten Phantasiegefilden hinwegführt. In beiden Romanen ist die Landschaft vielleicht gewaltiger als die Staffage. Immerhin offenbart sich ebenso deutlich wie fesselnd der Drang, die Absicht des Erzählers, in die erhabene Natur möglichst gleichwertige Menschen hineinzustellen, dem machtvollen Hintergrunde das Menschenleben, das sich im Vordergrunde abspielt, anzupassen. Ein Meister ist Strauß in der Darstellung des buntbewegten Gesellschaftstreibens, wie es sich in den Centren des modernen Reise- und Wanderlebens entfaltet; zum Teil braucht er diese Schilderungen, um die Bedeutung seiner Helden, die Erhabenheit seiner Scenerien durch den Gegensatz kleinlicher Alltäglichkeit noch wirksamer hervorzuheben. Alles in allem gehören die beiden Romane zu den eigenartigsten und bemerkenswertesten Schöpfungen der neueren Erzählungslitteratur.

Der Geiger.

Von

Marx Möller.

Locken und Busenbänder weh'n!
Von Wangen und von Stirnen
Strömt heißer Duft. — Im Kreise dreh'n
Die Burschen sich und Dirnen!
Die laute Freude macht sich breit!
Die Wünsche werden deutlich!
Die Burschen sind voll Zärtlichkeit,
Die Dirnen lächeln bräutlich.
Die Schüchternheit, die blöde, weicht,
Der Taumel herrscht, der kecke. — —
Nur der eine, der die Geige streicht,
Sitzt stille in der Ecke.

Das blickt und lacht so überfroh
In wirbelndem Entzücken!
Das ist ein Jauchzen und ein Hallo!
Ein Flüstern und ein Drücken!
Mit aller Scham ist aufgeräumt.
Wie sie sich fassen und schwenken!!
Der Becher des Lebens überschäumt,
Wer wird sich da bedenken?!
Frisch, ehe die Stunde vorüberschleicht
Und ausgewirbelt der Reigen! — —
Nur der eine, der die Geige streicht,
Sitzt immer in eisigem Schweigen.

In seinem gedankenstillen Gesicht
Sorgen geschrieben stehen.
Es ist, als säh' er die Menschen nicht,
Die nach seinem Takte sich drehen.
Er schürt mit seiner Kunst die Glut
Im Busen, im sündentiefen.
Er lockt und reizt zu heller Wut
Begierden, die heimlich schliefen.
Die Dirne schreit — der Bursche erbleicht —
Messer und Augen blitzen!! — —
Nur der eine, der die Geige streicht,
Bleibt ruhig im Winkel sitzen.

So sitzt er nun seit langem schon
Im öden Bann der Pflichten.
Und er ist doch die Hauptperson,
Nach der sich alle richten!
Er ist nicht eben ein übler Mann!
Viel schmachtende Blicke fliegen.
Ihn doch sieht keine der Dirnen an,
Die nach seinen Tönen sich wiegen.
Mancher Mund wird zum Kusse gereicht,
Manche Wange wird weich gestreichelt! — —
Nur dem einen, der die Geige streicht,
Hat noch keine der Dirnen geschmeichelt.

Nur zuweilen, wenn man rasten muß,
Und die Humpen überfließen,
Da läßt man von dem Überfluß
Auch ihn ein Teilchen genießen.
Mit Großmannsmienen reicht man wohl
Ein Glas, sein Spiel zu lohnen.
Am Musikantentische soll
Heut' auch mal Freude wohnen! —
Da merken wohl die Dirnen leicht
Bei seinem linkischen Neigen,
Daß der eine, der die Geige streicht,
Auch müde geworden vom Geigen.

Und wenn man ihn gar „Meister" nennt, —
Was ist ihm dran gelegen?! —
Nur Fluch für ihn ward sein Talent,
Und höchstens für andre ein Segen.
Er wollte, er wüßte keinen Ton
Auf seiner Fiedel zu geigen;
Dann stünde er weiter im Leben schon,
Dann tanzte er selber im Reigen,
Dann würde die Allerschönste vielleicht
An seiner Seite kauern. — —
Und den einen, der die Geige streicht,
Würde er nur bedauern.

Digitized by Google

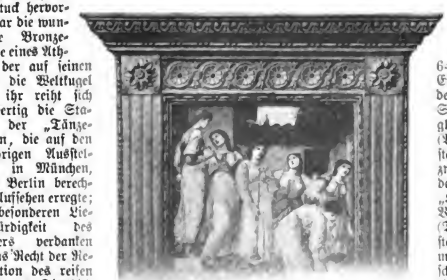
Abenddämmerung.
Gemälde von M. Klinger. (Photographie von Franz Hanfstaengl in München.) Rahmen: dunkelbraun mit Altgold und grüner Patina.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Nicht nur als Maler steht Professor Franz Stuck in der ersten Reihe der deutschen Künstler — vielbewundert und vielangefochten —, auch als Bildhauer hat er durch seine kräftige Eigenart sich eine hervorragende Stellung in der Kunstgeschichte gesichert. Ja, es fehlt sogar nicht an Stimmen, die da meinen, die Begabung des Meisters gravitiere eigentlich mehr noch nach der Plastik, als nach der Seite der Malerei. Das erste plastische Werk, mit dem Stuck hervortrat, war die wundervolle Bronzestatuette eines Athleten, der auf seinen Armen die Weltkugel trägt; ihr reiht sich gleichwertig die Statuette der „Tänzerin" an, die auf den diesjährigen Ausstellungen in München, Wien, Berlin berechtigtes Aufsehen erregte; einer besonderen Liebenswürdigkeit des Künstlers verdanken wir das Recht der Reproduktion des reifen Werkes als Titelbild des vorliegenden Heftes.

Auch die meisten unserer Einschaltbilder geben Kunstwerke wieder, welche auf den Ausstellungen dieses Sommers nach irgend einer Richtung hin lebhaftesteres Interesse erweckten. Wir zählen zu diesen — neben der schönen, liebenswürdigen „Flora" von Kunz Meyer zwischen S. 16 und 17 (Dresdener Kunstausstellung) — zunächst die prächtige lebensfrische Bronze „Nach dem Kampf", von H. Hosaeus zwischen S. 56 u. 57 (Berliner Kunstausstellung), die inzwischen von der Nationalgalerie angekauft wurde; ferner die reizvolle lesende „Dachauerin" zwischen S. 64 u. 65, in der Alois Erdtelt-München wieder einmal ein, in aller Schlichtheit geradezu glänzendes Stück schuf (Berliner Kunstausstellung), und endlich zwischen S. 112 u. 113 das köstliche Bild „Heimkehr" von H. Vogeler - Worpswede (Dresdener Kunstausstellung) — ein Gemälde, in dem Landschaft und Staffage zu einem Ganzen von wahrer Märchenstimmung verschmolzen sind. Allgemein inter-



Die goldene Treppe.
Fragment des Gemaltes von Edward Burne Jones. (Photographie.) Rahmen: Gold mit leichter Patina.

Digitized by Google

Bildnis des Hieronymus Holzschuher.
Gemälde von Albrecht Dürer. (Photographie.) Rahmen Grund in Aligold mit grünen, blauen und roten stilisierten Blütenranken.

bombastischen Gespreiztheit ganz der Sohn einer Epoche war, die die „Repräsentation" über alles stellte. —

Aus der Reihe der kleineren Arbeiten, die in den Text des Romans und der Novelle „Amata" eingefügt sind, sei zunächst die reizvolle Studie von Ludwig Dill auf S. 5 herausgehoben, der diesmal nicht ein Motiv aus seinem geliebten Dachau, sondern aus dem Fischerleben in den venetianischen Lagunen gibt. Auf S. 13 bringen wir eine schöne Studie von Ed. von Gebhardt zu seinem im hannöverschen Kloster Loccum befindlichen Gemälde „Die Austreibung aus dem Tempel" — wer das wundervolle Gemälde kennt, wird in der Studie sofort das Vorbild zu dem in schönem Zorne entflammten Heiland, der da vor der Thüre des Tempels steht, wiedererkennen. — Peter Paul Müller, der bekannte Münchner Landschafter, ist auf S. 101 mit einer, für sein künstlerisches Schaffen höchst charakteristischen Studie „Auf der Entenjagd" vertreten; auf S. 105 geben wir eine neuere Radierung von Prof. Max Liebermann wieder, eine Arbeit, die man länger und aus einiger Entfernung betrachten muß, wenn man zum vollen Genuß ihrer kraftvollen, frischen Eigenart kommen will. Eine

Singende Engel.
Kupferstich von A. Krüger nach den Seitenflügeln des Genter Altars von Hubert van Eyck. Rahmen: Eichenschnitzerei, Ornament, Säule und Knauf vergoldet.

essieren wird auch das Bild „Glückskinder" zwischen S. 80 u. 81 — ein echter Tadema mit allen Vorzügen und allen Fehlern des gefeierten Meisters, der absolut archäologischen Treue in den Zuthaten, den schönen, aber ausdruckslosen Engländerinnen, die als Römerinnen verkleidet erscheinen, und der schimmernden, kühlen Glätte der Malerei. — Zu den Einschaltbildern, welche die Studie über Ludwig XIV. begleiten, sei erwähnt, daß sowohl Hyacinth Rigaud, der den König —, wie Pierre Mignard, der Maria Mancini porträtierte, zu den ersten, oder sagen wir lieber: zu den gefeiertsten Künstlern ihrer Zeit zählten. Der bedeutendere von ihnen war unstreitig Mignard, der Nachfolger Lebruns als erster Hofmaler und Direktor der Königlichen Sammlungen; seinen Porträts wohnte doch, ganz abgesehen von der glänzenden Technik, liebenswürdige Eigenart, graziöse Anmut inne, während Rigaud, der erst nach dem Tode Mignards (1695) emporstieg, in seiner

Rahmenteil für eine Photographie nach einem Gemälde von Sandro Botticelli.

Ölstudie J. Chr. Deikers — der Kopf eines Fuchses — ziert S. 109 und beweist wieder einmal die staunenswerte Gabe des großen Düsseldorfer Jagdmalers in der Charakteristik der Tiere. — — —

Von der Kunst des Einrahmens erzählen die Bilder, welche in diese Zeilen eingefügt sind. Nur zu lange war man allerdings nicht berechtigt, das Einrahmen, wie es bei uns geübt wurde, als eine Kunst zu bezeichnen, ja es ist vielleicht auf wenigen Gebieten so gesündigt worden, als auf diesem. Was haben wir nicht an abscheulichen roten, blauen, grünen Plüschrahmen, an sogenannten „Wiener Ecken", an jenen Goldrähmchen erleben müssen, bei denen eine schlechte Renaissanceleiste rechts oben noch durch ein aufgelegtes vergoldetes Bouquet oder eine Rokokoarabeske verunziert war! — Die Einrahmung des Ölgemäldes verlangt eine Behandlung für sich; absichtlich führen wir daher heute nur Rahmen für Reproduktionen, Stiche, Photographien, Photogravüren ꝛc. vor, wie sie in den Werkstätten des Kunstsalons von Keller & Reiner (Berlin W., Potsdamerstraße) in mustergültiger Weise ausgeführt worden sind. Wir sehen bei ihnen überall einen stark ornamentalen Zug, kräftige Linien, die durch geschmackvolle, fein abgewogene Farbentönung wirkungsvoll unterstützt werden. Der mehr oder minder breite weiße Rand, den man früher zwischen Umrahmung und Bild einzuschieben liebte, kommt meist in Fortfall, um die geschlossene Wirkung zu erhöhen; selbstverständlich behält er aber sein Recht, wenn es sich um Stiche oder Originalradierungen handelt, bei denen er ja zu dem Blatte selbst gehört. Maßgebend für die Wahl eines Rahmens muß stets ein nur zu oft übersehener Gesichtspunkt sein: der Rahmen soll das Bild von der Wand abheben, er soll es dort gleichsam isolieren; aber er soll zugleich auch harmonisch zu dem Bilde selbst passen und die Aufmerksamkeit des Beschauers nicht auf sich selbst, sondern auf den höheren Wert lenken, den er umschließt. Er muß also zwar kräftig wirken, aber andererseits auch diskret gehalten sein. Jedes Blatt verlangt daher nach einer individuellen Behandlung; das Einrahmen darf nicht schablonenmäßig betrieben, nicht dem Handwerksmeister überlassen werden. So öffnet sich hier ein reiches Feld für die Bethätigung des persönlichen Geschmacks im Dienste des ach! nur zu arg gemißbrauchten Satzes „Schmücke dein Heim!" v. S.

Der Abenteurer.
Gemälde von Arnold Böcklin. (Photographie der Photographischen Union in München.) Rahmen: Rotbrauner Grund mit vergoldetem Ornament.

Rahmenstück für eine Photographie des Gemäldes „Römische Weinschenke" von Arnold Böcklin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Junger Geistlicher im Ornat. (Im Gefolge Otto I.) Aquarellstudie von Hugo Vogel für die Wandgemälde im neuen Ständehaus zu Merseburg.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 2, Oktober 1899.

Hugo Vogel.

Von

Prof. Ludwig Pietsch.

Mit einem Titelbild, zwei Einschaltbildern und achtzehn Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Von den bedeutendsten Künstlern, die in der deutschen Reichshauptstadt thätig sind, wie von den ersten, berühmtesten Größen der Wissenschaft und Litteratur, welche Berlin mit wohlberechtigtem Stolz heute zu den Seinen zählt, gehört ihm nur die Minderheit durch die Geburt an. Die große Mehrheit aller dieser Persönlichkeiten setzt sich aus Eingewanderten zusammen. Die einen wurden entweder schon im Knaben- oder im Jünglingsalter hieher verpflanzt, haben hier ihre Ausbildung empfangen und sich hier zu ihrer späteren Bedeutung emporgearbeitet. Die anderen aber sind erst als schon gereifte, bekannte und bewährte Meister in ihrem Berufe durch die mächtige, magnetische Kraft Berlins, die es besonders seit seiner Erhebung zur Kaiserstadt nach allen Seiten hin entfaltet, angezogen, hierher übersiedelt. Sie entschlossen sich dazu im sicheren Gefühl, in der Hoffnung oder der ihnen gegebenen Gewißheit, daß sie hier ein geeigneteres, weiteres, freieres Feld zur Bethätigung ihrer Gaben und ihres Könnens finden würden, als in anderen kleineren Pflanzstätten und Centren geistigen Lebens im daran so reichen deutschen Vaterlande.

Hugo Vogel. Selbstbildnis.

Zu dieser letzteren Gruppe von eingewanderten Berliner Berühmtheiten zählt auch der Künstler, von dessen Persönlichkeit, Leben und

Digitized by Google

Ölstudie zu dem Gemälde: „Der Große Kurfürst empfängt französische Refugiés."

Schaffen auf den folgenden Blättern erzählt werden soll: Professor Hugo Vogel. Als er vor nahe fünfzehn Jahren nach Berlin kam, hatte sein Name in der Kunstwelt bereits einen guten Klang, und man konnte mit gutem Grund große Hoffnungen auf ihn bauen und bedeutende künstlerische Thaten von ihm erwarten.

Er ist in Magdeburg am 15. Februar 1855 geboren, als Sohn eines Kaufmanns. Seinem ausgesprochenen Wunsche, die Malerei als Lebensberuf zu erwählen, ist weder elterlicher Widerstand entgegengesetzt, noch ist Vogel in der Erfüllung durch Mittellosigkeit oder andere äußerliche Hemmnisse behindert worden. In seinem achtzehnten Jahre konnte er sich nach Düsseldorf begeben, um sich da zum Maler auszubilden. Zwei, auch als Lehrer ausgezeichnete dortige Meister, Wilhelm Sohn und Ed. von Gebhardt, leiteten seine Studien. Zumal der letztere hat einen unverkennbaren starken Einfluß auf diesen Schüler geübt. In Paris unter Lefèbvre in der hohen Schule des strengen Zeichnens nach der lebendigen Menschengestalt setzte er seine Studien fort. Das erste selbständige Gemälde, mit dem er 1883 hervortrat, war ein völlig ausgereiftes Kunstwerk, das einen glänzenden Erfolg bei Künstlern und Laien errang und Vogels Namen rasch im ganzen Vaterland bekannt machte. Es war das geschichtliche Bild: „Luther predigt während seines Aufenthalts auf der Wartburg aus seiner Bibelübersetzung." Sich völlig in die Zeit hineinzuversetzen, deren Menschen es darzustellen galt, ihre Seelenstimmungen nach- und mitzuempfinden und die, nach Alter, Geschlecht, Weltstellung, Temperament und Charakter so mannichfach abgestuften und nuancierten Arten und Formen, in denen diese Stimmungen und Erregungen sich äußerlich kundgegeben haben werden, sich lebendig vorzustellen, sie gleichsam mit „seines Geistes Auge" zu schauen, — diese glückliche Fähigkeit hat Vogel hier in hohem Maße bewiesen. Es sind wirklich keine in die möglichst echten geschichtlichen Trachten jener Zeit des XVI. Jahrhunderts maskierten Modelle, die wir da in einem eben so echt wirkenden Raume der Schloßkapelle versammelt sehen, sondern Menschen der Epoche, deren Seelen völlig von dem erfüllt sind, was damals das ganze deutsche Volk im Tiefsten erregte und bewegte. Luther selbst vor allen erscheint hier ganz als der von heiligem Feuer durchglühte Gottesmann mit dem festen, tapferen, glaubensstarken Herzen, den eine Welt voll Teufeln nicht zu schrecken vermag, da er weiß: das Reich muß uns doch bleiben! Aber dies Bild ist nicht nur eine glücklich gelungene Reproduktion einer Scene aus dem Reformationszeitalter, nicht nur eine verständig komponierte, in den Stellungen und dem Gesichtsausdruck der darauf gemalten Menschen wahr, natürlich und lebendig erscheinende Darstellung, sondern zugleich auch ein recht malerisch empfundenes, farbig angeschautes Werk mit voller, starker koloristischer Wirkung. In dieser Beziehung geht es über das meiste hinaus, was auf

Digitized by Google

dem Gebiet der Geschichtsmalerei bis dahin in der Düsseldorfer Schule geschaffen worden war. Vogel scheute nicht davor zurück, das Sonnenlicht zum Hauptfaktor dieser Wirkung zu machen; er läßt es durch die teils bemalten Fenster der Kapelle von rechts her einstrahlen und bringt dadurch jene starken Kontraste von goldiger Helligkeit, warmen Schattentiefen und klarem Helldunkel in dem Raum und auf den Gestaltengruppen hervor, auf denen der große eindrucksvolle Gesamteffekt des Bildes beruht.

Die Menschen und die Vorgänge im deutschen Leben des Reformationszeitalters, das den Künstler mächtig in seinen Bann gezogen hatte, beschäftigten seine Phantasie zunächst noch vorherrschend. Allen Erscheinungsformen dieser Epoche, wie der Denk- und Empfindungsweise der in ihr Lebenden, der Hohen und Niederen, der Männer und Frauen, widmete er fortgesetzt ein tief eindringendes Studium. Eine zweite ausgereifte malerische Frucht dieser geistigen Arbeit war das, heute im Provinzialmuseum zu Hannover befindliche Gemälde: „Ernst der Bekenner, Herzog zu Braunschweig, nimmt zum erstenmal das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu Celle, 1530." Auch hier ist die tiefe Ergriffenheit des Gemüts der beteiligten Persönlichkeiten, vor allem des Herzogs und seiner Gemahlin, die der inbrünstige Glaube an das Gnadenwunder beseelt, das sie in sich mit dem Genuß des, der ganzen Laienwelt so lange vorenthalten gewesenen, „Kelches mit dem Blute Christi erfahren", — mit überzeugender Kraft in den Gesichtern und dem Verhalten der dargestellten Menschen zum packenden Ausdruck gebracht und zugleich eine große wohlthuende farbige Bildwirkung erreicht. Wie ein tiefer, voller, ernst prächtiger, harmonischer Accord das Ohr, so mutet dieser Farbenklang unser Auge an.

In einer wesentlich anderen Tonart ist das große geschichtliche Bild gestimmt, welches Vogel im Auftrage des „Vereins für historische Kunst" 1885 ausführte: „Der Große Kurfürst empfängt die französischen Refugiés zu Potsdam, 1685."

Ein ebenso glaubensstarkes und überzeugungstreues, aber dennoch von dem auf jenen beiden Gemälden geschilderten grund-

Der Große Kurfürst empfängt französische Refugiés zu Potsdam.
Photographie und Verlag von Rud. Schuster in Berlin.

Digitized by Google

Der Magistrat von Berlin empfängt zum erstenmal das Abendmahl in beiderlei Gestalt.
Wandgemälde im Rathaus zu Berlin.

verschiedenes Geschlecht ist es, welchem die hier dargestellten Menschen angehören. Anderthalb Jahrhunderte liegen zwischen jenen Vorgängen und diesem sich vor dem Kurfürstenschloß zu Potsdam abspielenden; und die den ganzen Vordergrund füllenden Männer, Frauen und Kinder, die wir hier in voller Lebendigkeit und Leibhaftigkeit vor uns dastehen sehen und deren geistigen Wortführer wir sprechen zu hören meinen, sind Franzosen von feiner Erziehung, Bildung und gesellschaftlichem Schliff, wie er in dieser Nation den Söhnen und Töchtern aus „besseren Ständen“ im Zeitalter Ludwigs XIV. gemeinsam war. Ihnen gegenüber steht die imposante Gestalt des großen, edlen Fürsten, der diesen um ihres Glaubens willen Vertriebenen hochherzige und gastfreundliche Aufnahme in seinen Staaten gewährt und hier eine zweite Heimat gegeben hat, in der sie ungehindert und ungekränkt „nach ihrer Façon selig zu werden“ streben können. Hinter dem Kurfürsten vor dem Schloßportal, auf den Stufen, zu deren Seite sich höchst charakteristische barocke Skulpturen erheben, stehen der Thronfolger und seine Gemahlin, sowie Damen und Herren des Hofes als teilnehmende Zeugen des bedeutsamen Ereignisses. Weiter vor, näher dem Stiegengeländer, sieht man den kurfürstlichen

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm I. baut Berlin. Wandgemälde im Rathaus zu Berlin.

Ceremonienmeister, welcher die Fremden eingeführt hat. In natürlicher ungekünstelter Gruppierung ordnet und gliedert sich die Gestaltenmenge der Refugiés, die in ihren stattlichsten Feierkleidern erschienen sind, um ihrem neuen Landesherrn ihren Dank und ihre Huldigung darzubringen. Ihr gemeinsames Empfinden in diesem denkwürdigen Augenblick gelangt in diesen vollendet gezeichneten Gestalten und Köpfen zum mannigfach nuancierten Ausdruck: Ehrfurcht, Bewunderung, innere Freudigkeit, Ergebenheit bei vollem Gefühl des eignen Wertes und der eignen Würde sprechen aus den Gesichtern der Frauen und Männer, und in jeder äußert sich das doch wieder in ganz individueller, persönlicher Weise. Vor dem duftigen Hintergrunde des herbstlichen Parkes treten alle diese Gruppen in plastischer Körperhaftigkeit, im hellen gleichmäßigen Licht des leicht verschleierten Tages, das keine scharfen ausgeprägten Schatten wirft, heraus. Durch das ganze Bild geht ein feiner silberiger Grundton, in welchem die tiefen Lokalfarben der meisten Gewänder, ohne jenen zu stören, nur um so lebhafter wirken. Vogel bewies schon in diesem Bilde, wie er das Gute, Wahre und Gesunde in den neueren Bestrebungen auf dem Gebiete der Malerei sehr wohl erkannt hatte und

Digitized by Google

Studie zu dem Gemälde: Friedrich Wilhelm I. baut Berlin."

dieſe Erkenntnis in ſeinen Schöpfungen ſehr zu deren Vorteil zu verwerten bemüht war. Dies ganze Bild iſt eine der beſten Proben einer gediegenen „Freilichtmalerei". Jede Spur jener herkömmlichen Schwäche deutſcher Gemälde, deren Urhebern es kaum jemals beigekommen war, aus ihren Darſtellungen von im Freien ſpielenden Scenen die Atelierbeleuchtung auszuſchließen, iſt hier verſchwunden. Die Geſtalten ſind in freier Luft ſtehend angeſchaut und ſo auch gemalt.

Der Erfolg dieſes Vogelſchen Bildes war ſo groß und allgemein, daß der lebhafte Wunſch rege wurde, den Maler an Berlin zu feſſeln. Er nahm den Ruf an, in das Lehrerkollegium der Berliner akademiſchen Hochſchule einzutreten. In dieſer Stellung iſt er von 1886—1893 verblieben, bis ihn der bei einem ſo produktiven Künſtler ſehr natürliche Wunſch, ſich ausſchließlich der ſchöpferiſchen maleriſchen Thätigkeit zu widmen, beſtimmte, von dem Lehramt zurückzutreten.

Es hatte ihm indes, während er es gewiſſenhaft ausübte, doch noch immer genügende Zeit und Sinnesfreiheit gelaſſen, um fort und fort ſeine immer rege künſtleriſche Schaffensluſt in der Ausführung von Gemälden mannigfacher Gattung zu befriedigen.

Eine beſondere Gruppe bilden die in dieſer Zeit von Vogel gemalten dekorativen, geſchichtlich-realiſtiſchen und ſymboliſchen Wandgemälde in der ſchmalen Vor- und Zugangshalle zum Sitzungsſaal des Magiſtrats im Berliner Rathauſe. Die erſteren drei entlehnen ihre Gegenſtände der Vergangenheit Berlins und Potsdams. „Der Magiſtrat von Berlin nimmt zum erſtenmal das Abendmahl in beiderlei Geſtalt", — das iſt der Vorgang, welchen der Meiſter im erſten dieſer Bilder darzuſtellen beauftragt war. Daß die Kompoſition und die ganze Tonſtimmung eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der jenes älteren, des Abendmahlsempfangs durch den Herzog Ernſt von Lüneburg aufweiſt, war kaum zu vermeiden.

Das Zeitalter und die Trachten ſind die gleichen, die Lokalitäten — auf beiden: Kirchenhallen — ähneln einander ihrer Natur nach. Die heilige Handlung, die es zu ſchildern galt, iſt dieſelbe. Die Empfindungen, die Seelenvorgänge, die in den Geſichtern und der Haltung aller Beteiligten zum Ausdruck kommen, ſind die gleichen. Aber darum iſt dennoch dies Berliner Bild von Wiederholungen jenes hannoverſchen durchaus frei, ſelbſtändig erfunden und in allen Einzelheiten davon verſchieden. Es iſt noch reicher an männlichen und weiblichen Charakterköpfen von zeitechteſtem Gepräge. In der Tongebung, in der ſchönen Kraft, Wärme und Tiefe ſeiner farbigen Geſamterſcheinung ſind beide Gemälde einander ähnlich.

In dem zweiten Wandbilde, in welchem Vogel noch einmal den Empfang der Refugiés durch den Großen Kurfürſten darzuſtellen hatte, — einen Akt, der ja für die Entwickelungsgeſchichte Berlins von der größten Wichtigkeit geworden iſt, — ſind dieſe gaſtlich aufgenommenen, reformierten aus Frankreich Vertriebenen doch die Stammeltern der „franzöſiſchen Kolonie", — hat er jenes erſte Bild derſelben Scene ſehr geſchickt umkomponiert und es an Abweichungen von der erſten Bearbeitung in der

Digitized by Google

Gruppierung und in den Stellungen einzelner Gestalten nicht fehlen lassen. Dennoch konnte er weder, noch wollte er in dem Gesamtcharakter der Darstellung oder in der Farbenstimmung die Ableitung der neuen Bearbeitung von jener älteren verleugnen.

Eine ganz neue und originelle Kunstschöpfung ist das dritte Bild, das den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. als Förderer der Bauthätigkeit und somit der Vergrößerung seiner Hauptstadt Berlin darstellt. Der Gegenstand ist von solcher Art, daß seiner künstlerischen Gestaltung notwendig etwas von seiner eignen Nüchternheit anhaften muß. Aber Vogel hat daraus gemacht, was irgend gemacht werden konnte. Er gab ein durchaus realistisches Zeitbild jener Epoche Preußens. Des Königs untersetzte, wohlbeleibte, derbe, kraftvolle Gestalt, wie sie hier mit drei Adjutanten zwischen Architekten und Bauhandwerkern auf der Straße stehend und den ihm vorgelegten Bauplan eines auf seinen Befehl aufzuführenden Hauses prüfend, dargestellt ist, entspricht sehr wohl der Vorstellung, welche in unserer Phantasie von dem strengen königlichen Hausvater seines Volkes lebt. Das ganze Treiben der Maurer auf dem Gerüst und der Mörtelträger, der arbeitenden wie der neugierig von oben herab zuschauenden, ist durchaus lebenswahr geschildert, der bauliche Charakter einer Straße im damaligen armseligen Berlin wohl getroffen. Das Ganze im Ton eines trüben dunstigen Sommer- oder Herbsttages sehr gut gestimmt.

Außer diesen Wandgemälden hatte Vogel in demselben Raum jener Vorhalle noch die umschränkten Flächen zweier Superporten mit dekorativen Gemälden zu füllen, durch welche die beiden größten Baumeister in der Vergangenheit Berlins, Andreas Schlüter und Friedrich Schinkel, verherrlicht werden sollten. Die Form des gegebenen Flächenraums schloß hier die Möglichkeit der Darstellung eines realen geschichtlichen Vor-

Superporte (Schlüter). Im Rathaus zu Berlin.

Digitized by Google

ganges aus. Der Künstler mußte seine Zuflucht zu symbolischen oder Idealgestalten nehmen, um innerhalb eines so beengten Rahmens die gestellte Aufgabe zu lösen. Vorzüglich gelungen ist ihm das besonders in dem Schlüter gewidmeten Superportenbilde. Auf barockem Sockel, aus der in eine darüber aufsteigende Wand vertieften kreisrunden Nische hervortretend, erscheint da die bronzene Büste des großen Meisters. Ecke zur Rechten füllt das in den Duft der Ferne gehüllte Bild eines Teils der Fassade des Berliner Schlosses aus.

Auf dem Schinkel gewidmeten Bilde hebt sich des Meisters Marmorbüste von dem Hintergrunde der Museumsfront am Lustgarten ab, und zur Rechten davon schwingt sich ein weiblicher Genius mit Adlerfittichen durch die Luft, der von der Brust abwärts von leichter, lang nach-

Die deutsche Industrie unter dem Schutze der Krone.
Besitzer: Galerie Ravené.

Ihr zur einen Seite sitzt die in dessen Stil entworfene, halb nackte Idealgestalt eines Baukünstlers, in die Betrachtung einer über seine Kniee gebreiteten Planzeichnung versenkt, das Haupt in die rechte Hand, den Arm auf die Volute des Sockels gestützt. Zu dessen anderer Seite ein nackter weiblicher Genius von hoher Schönheit mit mächtigen Schulterschwingen, der Büste Schlüters zugewendet und mit der hoch erhobenen Rechten auf das eherne Haupt den Lorbeerkranz drückend. Die flatternder Gewandung umwallt wird, einen Palmzweig in der Linken hält und in der weit gegen die Büste hin vorgestreckten Rechten einen Lorbeerkranz erhebt, den er auf das Haupt des Meisters senken will.

Nur noch einmal hat Vogel seitdem allegorische Gestalten zur Versinnlichung seiner Gedanken in einem Bilde verwendet. Das geschah in dem 1894 gemalten, mit welchem eine große Wand des Vestibuls in dem von Ende und Böckmann errichteten

Digitized by Google

Maiandacht. Nach dem Ge
(Im Besitz der Galerie

Digitized by Google

ilde von Hugo Vogel.
lavenó zu Berlin.)

Digitized by Google

Sonntagsruhe.
Gemälde in der Galerie Lichtenstein zu Wien.

prächtigen Gebäude der Darmstädter Bank geschmückt werden sollte: „Die deutsche Industrie unter dem Schutze der Krone.“ Die realistischen Gestalten moderner Menschen mit symbolischen, abstrakte Begriffe verkörpernden, auf demselben Bilde in direkte Beziehung zu einander zu bringen und beide so entgegengesetzten Elemente zur einheitlichen Komposition zusammenzuschmelzen, ist eine rein und völlig befriedigend kaum zu lösende Aufgabe. Die Industrie ist hier in einer hoheitsvollen, jugendlich mütterlichen Frauengestalt personifiziert, die, auf einer erhöhten Plattform thronend, den Ölzweig des Friedens als Scepter in der Rechten, die Huldigung der sich ihr ehrfurchtsvoll nahenden Arbeiter aus einer Maschinenbauanstalt wie eine gnadenreiche Fürstin entgegennimmt. Schmiedehammer, Zahnrad, Zange, andere Werkzeuge und Lorbeerzweige liegen am Fuß der Stufen ihres Thrones. Der vorderste der sich ihr nahenden Arbeiter, ein Mann mit sehnigem, entblößtem Oberkörper, beugt sich dazu hinab, um dies Gerät, die von der Industrie geschenkten Waffen der Arbeit, aufzunehmen. Auf der Stufe zu den Füßen und zur Rechten der „Industrie“ sitzt eine schöne, bis zu den Hüften nackte symbolische Frauengestalt, ein Zeichenbrett mit technischen Entwürfen auf den Schoß stützend, in der wir die Personifikation ihrer Hilfskraft, etwa des Ingenieurwesens, sehen können. Hinter der Gebieterin wird die Gestalt eines langbärtigen kraftvollen Greises sichtbar, der mit beiden Händen den Griff eines auf den Boden gestemmten Hebels umfaßt hält. Der Thronenden aber zur Linken steht hoch aufgerichtet eine behelmte nackte männliche Idealgestalt, die Verkörperung der Wehrkraft des Reiches, in der Linken das Schwert, dessen Spitze den Boden berührt, in der hoch erhobenen Rechten die Kaiserkrone haltend, von welcher ein sonnengleicher Lichtkreis ausgeht, der nach

Ein Kirchenlied.
Gemälde in der Galerie Lichtenstein zu Wien.

Digitized by Google

allen Seiten hin Strahlen aussendet. In der Tiefe unten erblickt man den Lauf der Spree unterhalb Moabit, auf der Dampfer dahinschwimmen, und auf beiden Ufern die dicht aneinander gereihten ausgedehnten Fabrikgebäude mit hohen Schornsteinen, deren Rauchsäulen die Luft mit trübem Dunst erfüllen. Auch dieses Ganze erscheint vom freien Tageslicht erhellt, in dem die Gestalten ohne das Mittel kräftiger Schattenmassen doch meist körperhaft modelliert und herausgearbeitet sind. Die realistischen Arbeitergestalten, besonders die beiden breitbrüstigen Schmiede mit dem umgegürteten Schurzfell, sind als künstlerische Schöpfungen der allegorischen Gruppe entschieden überlegen. In dieser kann ich mich am wenigsten mit dem Größenmaß des die Wehrkraft verkörpernden Mannes befreunden. Neben der riesenhaften Gestalt der Industrie erscheint er, der ihr zum Schützer bestellt sein soll, gar zu klein, gar zu wenig mächtig und gewaltig an Wuchs und Gliedern. Er sieht eher wie ein Sohn der hohen Frau aus, den sie besser zu beschützen vermöchte, als er sie.

Seit der Vollendung der Wandbilder im Berliner Rathause ist Vogel lange der geschichtlichen und der monumentalen Malerei fern geblieben. Dem Künstler sind seit seiner Übersiedelung nach Berlin die Zweifel, die inneren Kämpfe und Schwankungen, welche die modernen Strömungen in der Malerei, die Wandlungen des Geschmackes und der Anschauungen in jedes Künstlers Seele, besonders aber in denen erwecken und entfachen müssen, deren erste künstlerische Bildung und Entwickelung sich in einer weiter zurückliegenden Periode vollzogen hat, nicht erspart geblieben. Er war mit zu echtem Malersinn begabt, um nicht das Gute und Befolgenswerte in den neuen

Nach der Arbeit. Gemälde.

Digitized by Google

Lehren als solches zu erkennen und nicht danach zu streben, es sich anzueignen, das vor allem in der Forderung liegt, Vorgänge, die im Freien spielen, müssen auch so gemalt sein, daß sie im Bilde so erscheinen, wie sie sich in Wirklichkeit im Freien, d. h. unter dem Einfluß der Luftstimmungen, des Wetters, des Lichtes der betreffenden Tageszeiten, bei Sonnenschein oder bewölktem Himmel und inmitten ihrer landschaftlichen Umgebung unseren Augen gezeigt haben würden. Auf den Scenen aus dem Menschenleben, der Vergangenheit wie der Gegenwart darstellenden Gemälden aller deutschen Schulen war dies Gebot vordem nur sehr ausnahmsweise befolgt gewesen. Man sah ihnen das Atelierlicht an, in dem sie gemalt waren; die Landschaft und die Luft bildeten eben nur den „Hintergrund", der keine Einwirkung auf die Erscheinung der menschlichen Gestalten erkennen ließ. — Andererseits aber war doch Vogels Verstand und künstlerisches Empfinden zu klar und zu gesund und in zu guter Schule gebildet, um nicht einzusehen, wie viel des Unsinnigen, Falschen, Übertriebenen von den Propheten der „Moderne" gepredigt und gefordert, in den Kunstwerken ihrer Bekenner zu Tage gefördert wurde. Alles Körperhafte in der Natur — somit auch die menschlichen Gestalten und Gesichter — *nur* als „Farbenflecke", das zu malende Bild *nur* als ein Mosaik von solchen aufzufassen und dementsprechend zu behandeln, — damit konnte sich ein Künstler wie Vogel unmöglich befreunden, dessen eine Hauptstärke gerade in der lebendigen Charakteristik und in der überzeugenden Wiedergabe des Empfindungs- und Stimmungsausdrucks der Menschen auf seinen Bildern lag. Dieser Zwiespalt hat ihm viel zu schaffen gemacht.

Beim Studium. Gemälde.

Er ließ sich bewegen, dem famosen Bunde der „XI" beizutreten, welcher den Wurzelstock der späteren Berliner Secession bildete. Er beteiligte sich an dessen Sonderausstellungen mit Gemälden, welche keinen Zweifel darüber ließen, daß er wenigstens halb schon für die malerischen Principien der Partei gewonnen sei. Aber er blieb doch ein Fremder in ihrer Mitte, und man fand sich immer veranlaßt zu fragen: Wie kommt Saul unter die Propheten, der Maler der Lutherpredigt, der Abendmahlerteilung und des Refugiés-Empfanges in die Gesellschaft der Secessionisten? Er ist denn auch nicht dauernd in ihr verblieben, sondern nach wenigen Jahren wieder freiwillig ausgeschieden.

Digitized by Google

Bildnis des † Bürgermeisters Dr. Versmann.
Gemälde in der Kunsthalle zu Hamburg.

Größere Studienreisen durch die Länder des Südens, in denen die Künste in höchster Blüte gestanden und die wunderbarsten Werke geschaffen haben, durch Italien und Spanien wie durch Frankreich hatte Vogel bereits gemacht. Aber erst von Berlin aus besuchte er in Begleitung seines Freundes Hans Herrmann, welcher in Hollands Städten immer die Lieblingsmotive zu seinen Gemälden fand, die Niederlande. Das eminent Malerische in der dortigen Landschaft, in den mit feinen Wasserdünsten gesättigten Lüften, in den Strandbörfern, den Fischer- und Bauernhäusern Hollands und in den herrlichen Kathedralen Belgiens machte einen tiefen mächtigen Eindruck auf Vogels empfänglichen Künstlersinn. Eine in seinen späteren Gemälden sehr merkbare starke Einwirkung hat auf seine Naturanschauung und Kunstweise auch die auf diesen Reisen von Vogel gemachte Bekanntschaft mit der Person und den Werken eines der bedeutendsten modernen Maler holländischen Stammes, des in Nordamerika geborenen Gars Melchers, gemacht. In der Kunst, die Menschen und Gegenstände vom hellen Tageslicht beschienen und umflossen zu malen, erschien dieser seinem deutschen Bewunderer als unübertroffener Meister und ebenso außerordentlich in der Aufrichtigkeit und Unbefangenheit, womit er die Erscheinungen der Alltagswirklichkeit ansieht und schildert.

Die Nachwirkung der in Belgien und Holland empfangenen Eindrücke zeigt sich deutlich in den meisten Gemälden Vogels aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre.

Digitized by Google

Nicht nur in den Motiven, die in ihnen bearbeitet sind, sondern auch in der Art der malerischen Behandlung, der Wahl der Beleuchtung, der Tongebung. Da ist das ganz im Sinn der modernen Realisten concipierte und gemalte Bild: „Heimkehr". Eine weite lichtgrüne Wiese, die von einem gelben reifen Kornfelde begrenzt wird, und auf ihr dahingehend, nahe dem linken Seitenrahmen, die lebensgroße Gestalt eines jungen Weibes aus dem Landvolk, mit dem Säugling auf den Armen; ein Bild, das in seiner Schlichtheit, mit seinen wenigen und lichten einheitlichen Tonmassen eine bedeutende wundervolle koloristische Wirkung macht. Ein echt holländisches Motiv liegt dem Bilde „Sonntagsruhe" zu Grunde: eine mit den simpelsten Möbeln ausgestattete saubere Stube in einem niederländischen Bauernhause, welche durch das mit zugezogenem, durchsichtigem weißen Vorhang bedeckte Schiebfenster in der Hintergrundwand ihr Licht empfängt, belebt mit den ruhig dasitzenden Gestalten einer alten Bäuerin, die aus dem Andachtbuch auf ihrem Schoß vorzulesen scheint, und ihrer großen Tochter weiter im Vordergrunde, welche, den hübschen Kopf auf die Brust gesenkt, die Hände im Schoß ineinander gelegt, das Ausruhen von der Arbeit der Wochentage mit stillem Behagen genießt.

Eine andere Frucht dieser holländischen Studien ist das Bild „Nach der Arbeit", das einen niederländischen Landarbeiter in seiner Arbeitstracht, die Füße in plumpen Holzschuhen, im grasigen Hofe seines kleinen Häuschens darstellt, wie er, am Feierabend heimgekehrt, sein kleines Töchterchen mit den großen arbeitgehärteten und gebräunten Händen auf den Arm gehoben hat und die Kleine, die das Köpfchen im Händchen an die rauhe väterliche Wange schmiegt, ziemlich ungeschickt haltend auf und ab trägt.

Das Innere der Kathedrale St. Gudule zu Brüssel, deren Herrlichkeit und deren Ruhm ebenso wie auf ihrer Architektur, auf ihren wundervollen alten Fenstermalereien aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert im Chor und in seiner Marienkapelle beruht, gab Vogel die Motive für drei seiner schönsten Gemälde: „Marienandacht", „Nach der Taufe" und „Seelenmesse". Während einer Maiwoche ist der Marienaltar, über dem sich die prächtig geputzte Statue der gekrönten Gottesmutter mit dem Jesusknaben auf dem Arm erhebt, hoch bis zu ihr hinauf von einem dichten Walde blühender Topfgewächse, Lilien, Azaleen, Rhododendren, untermischt mit Palmen, umgeben. Eine Messe, von dem Bischof selbst unter Assistenz dreier anderer Priester in prächtigem Ornat und einem betenden Kirchendiener an diesem

Badender Knabe auf Capri. Gemälde.

Digitized by Google

so geschmückten Altar celebriert, der hinter der Schranke eine Masse von Andächtigen, besonders Frauen, bürgerlichen und Beguinen in riesigen weißen Kopftüchern beiwohnt, schildert das erstgenannte Bild. Die hohe Kirchenhalle mit den gewaltigen Steinpfeilern und den gemalten Fenstern tief im Hintergrunde ist weit und mit einem lichten Dunst erfüllt, und einfallendes Sonnenlicht wirft hier und da auf Pfeiler und Bodenfließen helle goldige Lichtflecken. In prachtvollem Kontrast zu diesen ernsten steinernen Massen steht die lebendige, vielfarbige, warm leuchtende Blumenfülle, welche, mit so viel Lust und Liebe als Meisterschaft gemalt, die ganze rechte Hälfte des Vordergrundes einnimmt.

Studienkopf. Kohlezeichnung.

Für die Scene „Nach der Taufe" bildet jene an der Südseite der Kathedrale St. Gudule gelegene Marienkapelle mit den von einem Schüler des Rubens geschaffenen Fenstergemälden von unerhörter Pracht der farbigen Wirkung den Schauplatz. An ihrem Taufstein ist eben die Taufe des Kindes eines jungen Paares aus dem Brüsseler Arbeiterstande vollzogen. Auf dem Binsenstuhl an einem der Pfeiler, zwischen denen man in den von jenen Fenstern reichfarbig durchlichteten Kapellenraum hineinblickt, sitzt die junge Mutter, die ihren kleinen Sprößling im Steckkissen mit mütterlicher stolzer Lust vor sich hin hält, damit der geliebte Mann ihn recht betrachten und sich an ihm erfreuen könne, — Gestalten, in denen das schönste und natürlichste menschliche Empfinden seinen wahren, schlichten und innigen Ausdruck erhalten hat. In der Kapelle wird noch ein Priester im Gespräch mit einer Frau sichtbar. Die Farbe ist von ungewöhnlichem Reichtum bei großer Tiefe, Kraft und Schönheit.

Auch für den Vorgang des dritten Gemäldes „Seelenmesse" bildet St. Gudule das Lokal. Ein schwarzverhangener Sarkophag ist vor dem Altar aufgestellt, an dem Priester die Messe für den Toten lesen, und durch die farbigen Fenster fällt der breite Lichtschein auf den Katafalk.

Kirchliche Scenen, zur Kirche gehörige Menschen und das unsterbliche Thema, in dessen Bearbeitung sich Poesie und bildende Kunst nie erschöpfen: das Mutterglück — sind von Vogel immer wieder mit besonderer Vorliebe dargestellt und behandelt worden. Zur ersteren Gruppe gehört das stimmungsvolle fesselnde Bild: „Ein Kirchenlied." Auf dem Orgelchor einer protestantischen schmucklosen, von soniger Helligkeit durchfluteten Kirche spielt der greise Organist die Orgel, und ein junges Mädchen im weißen Kleide, an der Bank stehend, auf der ein liebliches kleines Fräulein, mit dem Gesangbuch in den Händen auf dem Schoß, neben einem Mann aus dem Volke sitzt, läßt seine Stimme hell durch den Raum erklingen. — Ein anderes Bild von außerordentlicher Feinheit der Tongebung und Wirkung zeigt die Halbfigur eines jungen bankundigen katholischen Priesters in schwarzer Soutane, mit schwarzem Barett, der, ganz vertieft in seine Arbeit, über Bau-

Digitized by Google

Skizze zu den Wandgemälden des neuen Ständehauses zu Merseburg.

Digitized by Google

pläne auf seinem Zeichentisch am hohen, halb mit seidenem grünlichem Vorhang verhängten Fenster hinter ihm gebeugt steht, deren Zeichnung er vollendet, während der Garten draußen in zart verschleiertem Licht eines schönen Vorfrühlingstages liegt. — In einem Helldunkel von ähnlicher Feinheit wie dieser Kopf ist der edle ernste Profilkopf des „jungen Orgelspielers“ auf dem so betitelten Bilde durchgeführt, der vor ebenfalls halb verhangenem Fenster sitzt und völlig weltvergessend und hingegeben an das Musikwerk, das er interpretiert, die Tasten rührt. — Eine prächtige Charakterfigur ist „der Kirchenvater“, ein vor einem aufgeschlagen liegenden großen Buch dasitzender älterer Mann, der dem Beschauer das feste, breitknochige, ernst blickende Antlitz zuwendet.

Zwei Bilder Vogels sind es vor allem, in denen er das Mutterglück, die Freude der Mutter an ihrem jungen Liebling ohne alle Süßlichkeit und Sentimentalität in der anmutigsten Weise geschildert hat: „In der Laube“ und „Abendfrieden“. Dort hält die junge Frau (lebensgroße Halbfigur) ihr nacktes Bübchen, das ihr auf dem Schoß steht, an sich gedrückt und blickt es zärtlich an, während dessen kleine Händchen an der Halsöffnung des mütterlichen Kleides nesteln. Die Blätter der Laube werfen wehende klare Schatten über die liebliche Gruppe, und die zwischen den Lücken eindringenden Sonnenstrahlen streuen goldige Lichter über den kleinen rosig blühenden nackten rundlichen Kinderleib und das leichte Sommerkleid der Mutter. Dies Meisterwerk der Freilichtmalerei ist für die Nationalgalerie erworben. — Das andere Bild zeigt dieselbe Frau, deren edler Erscheinungstypus in verschiedenen Gemälden Vogels wiederkehrt, — der seiner eignen Gattin, die ihm seit fünfzehn Jahren in glücklicher Ehe verbunden ist —, am Sommerabend im Gärtchen vor dem Landhause auf der Bank sitzen, im ruhigen Genuß des „Abendfriedens“ und der Stille, und liebevoll auf das Töchterchen blickend, das zur Seite der Mutter an diese Bank gelehnt steht.

Gleichzeitig mit allen diesen in Berlin gemalten Bildern sind aus Vogels Werkstatt zahlreiche Bildnisse hervorgegangen, die ihm den wohlverdienten Ruf eines der ersten deutschen Bildnismaler unserer Zeit erworben haben. Durch die Eigenartigkeit der Auffassung wirkte das Porträt, mit welchem der Künstler in Berlin hervortrat, als er sich dem Bund der XI angeschlossen hatte, das Bild des Geh. Rats Dohme, den es, mit dem Hut in der Hand, vor einem grasgrünen Hintergrund und in schreitender Bewegung darstellt, wie vortrefflich es auch gemalt war, mehr befremdend als befriedigend. Desto mehr aber ist das im schönsten Sinne künstlerisch vornehme Bildnis des Hamburger Bürgermeisters Dr. Versmann in der stattlichen altertümlichen Amtstracht aus schwarzem Atlas und schwarzem Sammet mit der weißen Tellerkrause, ebenso das des zweiten Berliner Bürgermeisters Johannes Duncker, das Rudolf Virchows und besonders das des Vogel nahe befreundeten Magdeburger Oberbürgermeisters Böttticher gelungen. Ein farbenprächtiges Doppelbildnis, das den ersten Ehrenpräsidenten der Akademie Professor Carl Becker und den fungierenden Vorsitzenden Geh. Rath Ende, in ihre purpurnen seidenen und sammetnen Talare, ihre moderne Amtstracht, gekleidet, bei einander sitzend zeigt, hat Vogel eben jetzt vollendet. Treffende Charakteristik, sprechender lebendiger Ausdruck, natürliche Haltung, körperhafte Plastik der Gestalten, ruhig wohlthuende Farbenwirkung und breite, freie meisterliche Malerei zeichnen diese Bildnisse in gleichem Maße aus. Nicht minder hat sich Vogel als glänzender Maler weiblicher Bildaisse, besonders in dem seiner schönen Gattin und der Frau von Großheim, bewiesen.

Ein großer Auftrag, welcher Vogel im Jahre 1897 erteilt ist, führte ihn wieder zur Monumentalmalerei zurück. Er wurde von der Regierung berufen, den großen Saal des neuen Ständehauses zu Merseburg mit geschichtlichen Wandgemälden aus der älteren Geschichte dieser seiner Heimatprovinz zu schmücken. Mit freudiger Begeisterung ging der Meister an die Lösung dieser Aufgabe. Zunächst, um sich gleichsam die „Seele dafür auszuweiten“ am Anblick der größten Werke der alten Monumentalmalerei, trat er eine Reise nach Italien an. Noch einmal wollte er sich in das Studium ihrer dort erhaltenen herrlichsten Schöpfungen versenken. Eine „Nebenfrucht“ dieser italienischen Reise dürfte das hier reproduzierte Bild sein, welches einen nackten bräunlichen Jüngling von schlankem Wuchs zwischen den

Digitized by Google

In der Laube. Nach dem Gemälde von Hugo Vogel.
(Im Besitz der Königl. National-Galerie zu Berlin.)

Digitized by Google

Steinblöcken am Fuß des felsigen Meeresufers, zum Bade in der blauen Flut hinabsteigend, zeigt. Natürlichkeit der Bewegung, Wahrheit und Feinheit des Tons und Kunst der Modellierung des Körpers in freier Luft zeichnen dies Bild aus.

Nach langen gründlichen Vorarbeiten, Entwürfen, Farbenskizzen, streng durchgeführten, in Aquarell- bezw. in Ölfarbe gemalten Naturstudien der in die geschichtlichen Kostüme gekleideten Einzelgestalten der großen Kompositionen, ging Vogel an das Werk. In Wasserfarben werden die Gemälde, die sich als harmonische Dekoration der nach Schwechtens Plänen ausgeführten Innenarchitektur des Saales einfügen, auf riesige Leinwandflächen gemalt, um dann später auf den Wänden, für die sie bestimmt sind, befestigt zu werden. Gegenwärtig sind die der Verherrlichung der sächsischen Kaiser gewidmeten Gemälde für die eine Langwand ihrer Vollendung bereits ziemlich nahe gebracht: ein großes Mittelbild, durch zwei schmalere Seitenbilder eingefaßt, oberhalb des Holzgetäfels. Das eine der letzteren vergegenwärtigt die zwar legendarische, geschichtlich unbegründete, aber besonders durch Dichtung und Musik so volkstümlich, daß sie in der Vorstellung der deutschen Menschen als reales historisches Ereignis lebt, gewordene Scene der Überbringung der Nachricht seiner erfolgten Kaiserwahl an Heinrich „den Finkler". Das andere zeigt den in Stahl gerüsteten Kaiser vor der Schar seiner gewappneten Lanzenreiter auf seinem Streitroß nach der siegreichen Hunnenschlacht vor den Mauern Merseburgs haltend, während das zurückgelassene Lager der mongolischen Barbarenhorden in Flammen aufgeht. Das Mittelbild aber stellt die Ankunft des großen Kaisers Otto I. am Ufer der Elbe mit seiner Gemahlin Editha in der Nähe von Magdeburg dar, die — begleitet von den Bischöfen von Trier und Mainz und einem Gefolge von Priestern, Kriegern, Nonnen und Hofdamen — eben dem Segelschiff entsteigen. Der Kaiser kommt, um durch Errichtung des Moritzklosters und Erhebung Magdeburgs zum Bischofsitz das Christentum in jenen sächsischen Gauen noch mehr zu befestigen. Eine Nonne im Gefolge trägt ein Modell des zu erbauenden Gotteshauses. Die Bewohnerschaft des Ortes, Vertreter der verschiedenen Berufsarten und Stadtämter mit Frauen und Kindern kommt

Heinrich dem Vogler wird die deutsche Kaiserkrone angeboten. Karton für die Wandgemälde im neuen Ständehaus in Merseburg.

Digitized by Google

Ölstudie für die Wandgemälde im neuen Ständehaus zu Merseburg.

aus den Thoren, die Landenden zu begrüßen. Ein alter Patricier liest eine Bewillkommnungsrede vor. Der Kaiser, der, auf sein Schwert gestützt, vor ihm dasteht, hört dem Lesenden zu.

Die Bilder der anderen Langwand sollen überwiegend symbolischen Charakters sein. Das erste Seitenbild zeigt den römischen Drusus, dem im germanischen Walde eine Seherin seinen Ausgang verkündet, das zweite die Heimkehr der sieghaften Germania an der Spitze der Verkörperungen der deutschen Bundesstaaten aus dem französischen Kriege; den Hintergrund bildet eine sonnige Landschaft, die Ufergefilde der Elbe. Diese Bilder ragen in das offene Bogenfeld zwischen ihnen hinein, auf dessen Übertwölbung die Idealgestalten des Friedens und des Krieges lagern. An der dritten schmaleren Wand befindet sich der Zuhörerraum. Er soll von Gemälden eingefaßt werden, welche die Wissenschaft (Hinweisung auf Halle) und die Theologie (bezüglich Wittenberg) versinnbildlichen. Die Zwickel zwischen den Bogenfenstern beabsichtigt der Künstler mit dekorativen Darstellungen zu schmücken, die ihre Motive provinzialen und lokalen Sagen und Märchen entlehnen. Das ganze große Werk dieser Saalausschmückung mit historischen und symbolischen Malereien ist zum größten Teil noch unvollendet. Aber aus den der Vollendung am nächsten gebrachten Teilen der ersteren Art erkennt man bereits, wie H. Vogel bestrebt gewesen ist und wie er es erreicht hat, Monumentalität der Kompositionen und echtes geschichtliches Gepräge mit realistischer lebenswahrer Schilderung der Menschen (bezw. der Pferde) und nicht minder der Landschaft zu vereinen, deren Licht sie bescheint, deren Luft sie umweht.

Wie ihn sein selbstgemaltes Bildnis zeigt, steht der Meister heute im Vollbesitz seiner frischen jugendlich männlichen Lebens-

Digitized by Google

kraft. Ihr entspricht sein schöpferisch künstlerisches Vermögen. In ernster, gewissenhafter, hingebender Arbeit ist sein glückliches Talent zu schöner Reife gelangt, und alles scheint dafür zu bürgen, daß es noch eine Fülle reicher gesunder Früchte bringen wird und sein „Tag des Welkens“ noch in weiter Ferne liegt.

Das Märchen von Ys.

Also spricht der Mund der grauen Sage,
Die im Nebel die Bretagne durchwandert
Und am Herd der Fischerhütten rastet:
„Herrlich stand dereinst am Meeresstrande
Schimmernd in der Pracht der Silberthore
Ys, die stolze Herrin der Bretagne,
Ys, die üppige und wunderschöne.
Ueber Ys, auf einem steilen Felsen,
Hob sich stolz, wie eine Götterfeste,
Zinnenreich und streng die Königsburg.
Sieben Töchterlein besaß der König,
Eine immer schöner als die andre,
Und die jüngste von den sieben Schwestern
War noch schöner als der lichte Tag.
Sprach der greise König zu den Töchtern:
„Ueberall im Schlosse dürft ihr spielen,
Nimmer aber jene Pforte öffnet
Weinbewachsen in der Gartenwand.“
Und sie tanzten in den kühlen Sälen,
Auf dem Hofe flogen ihre Bälle,
Blumenkränze flochten sie im Garten —
Jene Pforte hatten sie vergessen. —
Manchmal hielten inne sie im Spielen,
Wenn des Lebens laute Chorgesänge
Lauter schollen aus der Stadt von Ys.
Und sie wußten nicht, daß dort ein Priester
Auf und ab in allen Gassen klagte:
„Weh dir, Ys! Gezählt sind deine Tage,
Niedergleitet des Verderbens Schatten
Von der Felswand, von der Königsburg!“ — —
— An der Mauer lehnten still die Mädchen,
Sahn hernieder in der Mittagsschwüle,
Immer schwerer wurden ihre Lider,
Und sie sanken hin in tiefem Schlaf.
Nur die jüngste von den Schwestern wachte,
Mit dem Fuße durch den hohen Rasen
Trieb sie, leise singend, ihren Ball.
Sieh, da sah sie in der Gartenmauer
Halbgeöffnet jene alte Pforte,
Und ihr Ball glitt rollend durch den Spalt.
Ihre schweren Samtgewänder raffend,
Schritt ihm langsam nach die Königstochter,
Und sie kam in einen stillen Hof.
Große blühende Holunderbüsche
Neigten ihre weißen Blütendolden
Über einen alten Sandsteinbrunnen,
Den ein runder Marmelstein verschloß. —
Und die Königstochter suchte lange
In dem Grase, drin die Grillen zirpten,
Nach dem goldnen Ball und fand ihn nimmer ...
Da auf einmal sprach es in dem Brunnen
Mit der Stimme eines blonden Knaben:
„Königstochter, jüngste, mach mir auf!“
Wie gebannt von süßem Grauen stand sie;
Und die Stimme sprach zum andernmale,
Lauter stehend, daß ihr Herz erbebte,
Und zum drittenmale sprach's im Brunnen
Herrisch und befehlend: „Mach' mir auf!“ —
Von dem Blut der schmalen Mädchenhände
Hellgerötet war die Marmorplatte,
Die sie seufzend von dem Brunnen wälzte.
Rauschend stieg es aus der dunklen Tiefe
Hell und kühl, wie eine weiße Garbe,
Und zwei Arme griffen nach der Harfen,
Die in Todesangst und Wollust bebte
Und die Augen schloß bei seinem Nahen — —
Auf vom Schlafe schraken die Geschwister.
Wie von Adlersschwingen klang ein Brausen,
Aus der Pforte in der Gartenmauer
Kam ein Wildbach wachsend hergeschossen —
Ihren Todesschrei verschlang sein Lärm ...
Hoch sich wölbend, stürzte er vom Felsen
Wie ein Meer, das nach dem Meer verlangte,
Wie Posaunenruf scholl's durch die Lüfte,
Und am Strande schwellend stieg die Flut —
Und die beiden Riesenwellen rasten
Ungestüm und brausend sich entgegen,
Donnernd, sprühend, schlugen sie zusammen —
Unter ihrem weißen Schaum begraben
Sie die stolze Herrin der Bretagne,
Ys, die üppige und wunderschöne.

Agnes Miegel.

Digitized by Google

Amata.

Eine Geiſtergeſchichte von

Richard Voß.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

VIII.

Dann kam wiederum der glanz- und duftloſe nüchterne Tag und mit ihm wiederum das Aufhören meines Fiebers, das Ende meiner glückſeligen Viſion. Wie ich mich nach Krankheit und Delirium ſehnte!

Polternd kam mein Wirt die knarrende Holztreppe herauf. Er fand mich aufrecht im Bett ſitzen, er fand das irdene Gefäß geleert, welches er, mit dem Heiltrunk ſeiner Frau gefüllt, neben mich auf die Treppe geſtellt hatte, fand mich bei vollem Bewußtſein, faſt fieberfrei, und er that einen lauten Freudenruf.

Ich verriet nicht, daß ich keinen Tropfen des gewiß abſcheulichen Gebräus getrunken hatte. Wenigſtens war ich mir deſſen nicht bewußt. Ich wußte nur, daß ich toll geträumt und phantaſiert hatte, toll und zugleich unirdiſch ſchön! Aber vielleicht hatte ich, von brennendem Durſt gequält, die Arznei wirklich getrunken?

Es koſtete mich ſtarke Überwindung, mich von meinen Wahnvorſtellungen nur ſo weit loszureißen, daß ich meinem Wirt danken konnte. Zugleich verſicherte ich ihm, er würde für ſeine Hilfe, für die Rettung meines Lebens — wie ich es ja wohl nennen mußte — und für ſeine Pflege reichlich entſchädigt werden. Seltſamerweiſe beſaß ich weder den Mut, ihn nach den näheren Umſtänden zu fragen, unter denen er meine bewußtloſe Perſon aufgefunden hatte, noch danach, wie lange ich bereits bei ihm lag. Es war, als wollte ich mich möglichſt wenig an die Wirklichkeit der Dinge erinnern laſſen, als ſcheute ich mich, die Realität meines Daſeins allzu greifbar zu empfinden, eine Schwäche, die ich bei mir ſelbſt Feigheit nannte, ohne ſie indeſſen überwinden zu können.

Mein Wirt erzählte mir nun, daß er Antonio Raffi hieße, vor Porta San Sebaſtiano eine kleine Vigna und ein noch kleineres Gemüſefeld beſaß, von deren Erträgniſſen er und ſein Weib notdürftig lebten. Ferner erfuhr ich, daß der Sohn des Ehepaares ſich als Straßenarbeiter in Deutſchland oder Frankreich befand. Sein Name war Sandro; und er war gerade ſolch junger, bartloſer Burſche wie ich. An ſeinen in der wilden Fremde weilenden lieben Jungen hatte mein wackerer Wirt Antonio, während er mich pflegte, fort und fort gedacht. Sein Weib Gigia, ſo berichtete er weiter, ſei keine ſchlechte Frau; wenn ſie auch oft unſanft thäte. Mit ihrem heilſamen Fiebertrank — Citronen in Rotwein zu dickem Brei zerkocht — und ihrer ſtarken Fleiſchbrühe, das einzige, was ich die ganze Zeit über zu mir genommen, hatte ſie mich vortrefflich verſorgt. Um das Fleiſch für die Brühe zu holen, war Sor Antonio allerdings jeden Morgen bis in die Stadt gegangen.

„Die ganze Zeit über.“

Alſo lag ich ſeit Tagen fiebernd bei den fremden Leuten, in dem ſeltſamen Gemach …

Ich erkundigte mich, was für ein Zimmer das eigentlich ſei?

Digitized by Google

O, ein gutes, trockenes, gesundes Zimmer. Freilich ohne Fenster. Darunter befand sich noch ein zweites Gemach, das größer war, und das die Ehehalte bewohnten. Ihre Hühner, zwei Hunde, mehrere Schweine, die sie für den Verkauf fett machten, hausten einträchtiglich mit dem Paare. Mein Pferd stand in einer Rohrhütte in der Vigna und wurde gut versorgt. Das Haus sollte viele tausend Jahre alt sein; noch von dem alten Rom her: „Roma antica, sapete!“ dem Rom, wo der Nerone einstmals Kaiser gewesen war. Damals war das Gebäude noch kein Haus, wenigstens kein Haus für Lebendige. Nur für Gestorbene. Ja wohl! Ein Grab sollte das alte tausendjährige Haus einstmals gewesen sein. Aber wer das glaubte? Man begrub die Toten doch nicht in einem Zimmer mit solcher hübscher Decke und solchen bunten Wänden?

Ein antikes Grab ... So, so! In einem antiken Grabmal hatte ich dem Tode nahe gelegen, hatte mir geträumt —

Ob ich mich fürchtete, weil das Haus einstmals ein Grab gewesen war?

Nein, ich fürchtete mich ganz und gar nicht!

Meink Wirt sah mich etwas scheu und unsicher an. Dann meinte er: es gäbe in seinem Hause nichts zu fürchten, wenn es wirklich auch einmal ein Grab gewesen wäre. Wer einmal tot sei, der bleibe tot! Besonders wer schon vor so vielen, vielen hundert Jahren gestorben sei.

Der blieb freilich tot!

Nicht wahr? Von solchen, vor vielen hundert Jahren Gestorbenen wäre gar kein Stäubchen mehr übrig. Und wie könnte dann solcher Toter auferstehen und die Menschen zu Tode erschrecken?!

Sor Antonio geriet in hellen Eifer bei dieser Versicherung. Nun beruhigte ich ihn meinerseits, indem ich ihm vollkommen Recht gab und ihn versicherte, mich wahrhaftig nicht vor Geistern zu fürchteten.

Mein Wirt schien von einer schweren Sorge befreit. Alsdann ging er, um seinem Weibe mitzuteilen, welche wunderbare Wirkung ihre Arznei gehabt hatte. Auch wollte er ihr versichern, ich wäre „Galant'uomo“ und hätte feierlich versprochen, sie zu bezahlen, sehr gut zu bezahlen.

Jetzt würde ich gewiß Appetit verspüren. Sogleich sollte mir ein fettes Huhn bereitet werden, das allerfetteste!

— — — — — — — —

Sor Antonio hatte mich in einem Zustand dumpfen Staunens zurückgelassen: ich lag in einem antiken Römergrabe und sah in meinen Fieberphantasien ein junges reizendes Wesen, das ein antikes Gewand trug, antike Phiolen, sowie ein antikes Nardengefäß mit sich brachte und Latein mit mir sprach. Wenn das kein sonderbarer Zufall war, so gab es auf der Welt keinen solchen.

Plötzlich fiel mir ein, wem mein holdseliges Wahnbild glich: jenem bleichen jungen Cioccarenweib, welches — Und plötzlich erinnerte ich mich des ganzen gräßlichen Ereignisses in der Osteria di „Mezza Via“ an der neuen appischen Straße. Bis in alle Einzelheiten entsann ich mich des furchtbaren Abenteuers. Ich sah wieder die düsteren, todtraurigen Augen der mißhandelten jungen Frau auf mich gerichtet; erblickte sie regungslos neben dem Gemordeten stehen, überspritzt von dessen Blut; schaute ihr nach, wie sie an der Seite des Geliebten, des Mörders, über die öde, braune Campagna ging, den Grabruinen der alten appischen Straße zu; sah, wie die beiden jungen Gestalten in dem totenfarbenen Brodem des Sciroco versanken, von dem fahlen Dunst gleichsam verschlungen wurden.

Ihre todtraurigen Augen waren es, welche die Ähnlichkeit mit meiner Erscheinung ausmachten.

Klar stand mir jetzt auch mein nächtlicher Ritt vor der Seele: die rasende Jagd über die Campagna, die fiebernde Angst, von den Carabinieri als Mörder aufgegriffen zu werden. Alsdann mein Ritt in der Irre, mit offener Brust, unbedecktem Haupt. — Es hatte ja anders nicht kommen können; ich mußte mir ein schweres Fieber zuziehen. Ein Wunder war's, daß ich gerettet wurde.

Aus dem unteren Gelaß vernahm ich jetzt die Stimme meines Wirtes. Sor Antonio berichtete seiner nicht gerade anmutsvollen und ebensowenig menschenfreundlichen Ehehälfte, daß alle Aussicht vorhanden sei, mit der Rettung und Pflege des jungen Forestiere ein gutes Geschäft zu machen. Der Ton, in dem Sora Gigia auf die erfreuliche Mitteilung erwiderte, ließ mich hoffen, bald durch die Brühe des „allerfettesten Huhnes“ gekräftigt zu werden. Einer solchen Stärkung bedurfte ich; denn ich wollte fort! In einigen Stunden, so-

Digitized by Google

bald ich mich etwas gestärkt fühlte, wollte ich fort! Mein Wirt sollte mir aus Rom einen Wagen beschaffen und dann fort aus dem Grabe, hinaus in den Sonnenschein, zurück ins Leben.

Drunten sprachen sie jetzt leiser. Dennoch verstand ich, was sie halblaut sagten:

„Warum hast du ihm das von unserem Hause erzählt?“

„Was soll ich ihm davon erzählt haben? Daß wir in einem Grabe wohnen?“

„Nun ja.“

„Er fürchtet sich nicht.“

„Du weißt schon, was ich meine.“

„Es ist lange her, daß jemand sie gesehen hat. Mir ist sie niemals erschienen. Auch dir nicht. Es ist alles nur dummes Gerede.“

„Unserem Sohn ist sie doch erschienen: leibhaftig! Und meinem Vater auch, als er noch ein junger Bursch war. Und auch dessen Vater. Sie soll eine sein, welche die Männer verhext. Nur die ganz jungen; denn zu anderen kommt sie nicht. Ganz toll soll sie sie machen. Mein Großvater ist über sie verrückt geworden. Das weißt du recht gut, und dann kannst du so reden?“

„Nicht so laut. Er ist wieder ganz bei Besinnung.“

Sie sprachen flüsternd weiter. Ich verstand nichts mehr.

So, so, so! Meine Vision sollte kein Delirium sein, sondern —

Wäre ich nicht zu schwach gewesen, so hätte ich laut aufgelacht; hätte ich mich selbst ausgelacht über meinen plötzlichen Anfall von Gespensterglauben. Wahrscheinlich existierte auch das Gespräch der beiden nur in meiner Phantasie; wahrscheinlich fieberte ich immer noch. Aber fest nahm ich mir vor: „Du bleibst heute nacht noch hier! Und dann — Nun; und dann wirst du ja sehen.“

Also blieb ich.

IX.

Ich wollte scharf beobachten, sowohl mich selbst, wie alles, was diese Nacht um mich her geschehen würde. Bis jetzt war mein Bewußtsein klar. Ob das so bleiben würde? Darum mich genau beobachten!

Da war es bereits wieder, das Fieber! Während ich noch lag und aufgeregt darauf wartete, war es schon da. Ich befühlte meine Stirn: sie brannte förmlich. Der Kopf schmerzte. Brennend heiß meine Hände, und die Haut wie ausgedörrt. Ich fühlte meinen Puls. Er ging zuckend, rasch, so rasch, daß ich die Schläge kaum zu zählen vermochte.

Die Gedanken begannen sich zu verwirren. Ich wollte sie kontrollieren, wollte mit Gewalt klar sein. Mit ganzer Kraft versuchte ich logisch zu denken, gegen meine Phantasien zu kämpfen — da rasten sie schon mit mir dahin.

„Amata, wo bleibst du? So komm' doch, du Holde, Süße, Geliebte! Amata! Amata!“

Stundenlang lag ich, ihren Namen rufend in allen Tönen der Liebe, Sehnsucht, angstvollsten Erwartung.

Mein Fieber mußte gewachsen sein; denn ich bemerkte ihr Kommen gar nicht, obgleich ich mir beständig vornahm: Du gibst genau acht, wie sie kommt und ob die Treppe unter ihren Füßen wirklich nicht knarrt? Gibst genau acht darauf, wie der Glanz und der Duft sich verbreiten? Ob sie Schale und Phiolen trägt? Ob sie diese sogleich auf den Tisch stellt oder zuerst an dein Bett tritt?

Dann gewahrte ich sie aber doch erst, als sie schon da war. Und es waren da der Schein, der Wohlgeruch, die antiken Gefäße. Sie saß neben mir in dem hochlehnigen Sessel und redete mich an:

„Er hat dir's gewiß gesagt?“

„Amata! Ach, Amata, da bist du ja wieder!“

„Ich weiß, daß er dir's gesagt hat.“

„Wer?“

„Der alte Mann.“

„Du meinst meinen Wirt?“

„Nun ja.“

„Was soll er mir gesagt haben?“

„Das von mir.“

Ich lachte hell auf.

„Ja, denke dir! Du sollst ein Spuk sein. Noch dazu ein heidnischer Spuk ... Ein Traum bist du, meine süße Fieberphantasie, meine leuchtende Vision! Denn du ein widerwärtiges Gespenst, das keine Ruhe finden kann und die Lebenden erschreckt. — Du?!“

„Du fürchtest dich nicht vor mir?“

„Wie kann ich das, da ich dich liebe ... Ich liebe dich unsäglich. Ganz toll und unsinnig ... Sagtest du etwas?“

Digitized by Google

Aber sie hatte nur gesenfzt, wieder so tief und schmerzlich, als litte sie Qualen. Und zu dem Klagelaut die kindliche Gestalt, das liebliche Gesichtchen, die todtraurigen Augen. Ich wurde von einem Mitleid, einem Jammer gepackt, wofür ich noch heute, nach so vielen Jahren, den Ausdruck nicht finde.

Wie ein Alp lag es auf mir. Stöhnend warf ich mich auf dem Lager umher. Dabei rief ich mir immerfort zu: Sei doch ruhig. Alles ist ja nur ein Traum. Wie kann sie Qualen leiden, wenn sie doch gar keine Wirklichkeit ist?

Aber diese Versicherungen halfen mir wenig. Denn in holdseligster Wirklichkeit saß meine Vision neben mir, ebenso unsäglich-schön wie trostlos-traurig, von Zeit zu Zeit den blassen Kindermund öffnend, um jenen leisen Jammerlaut auszustoßen, der mir das Herz zerriß.

Im Übermaß meines Mitleids rief ich: „Kann ich dir denn nicht helfen? Mein Leben gäbe ich darum! Sage mir, wie ich dir helfen kann, du ärmstes Kind?"

Sie fragte mich:

„Du glaubst also wirklich, daß du mich nur träumst?"

„Freilich glaube ich das. Und ich segne mein Fieber, ohne welches ich dich nicht sehen könnte."

„Du erlebst mich."

„O nicht doch! Denn wenn ich dich erlebte, so müßtest du ja —"

Ich stockte. Mit leiser Simme vollendete sie den Satz:

„— so mußte ich ja ein Geist sein." Und nach einem langen Schweigen noch leiser: „Ich bin ein Geist."

„Der Geist wessen?"

„Jener Amata."

„Nun ja! Amata heißest du. Dein Name ist so süß, wie du selbst bist."

„Als ich lebte, war ich eine Heidin. Ich betete zu den Göttern Roms und Griechenlands."

„Wann lebtest du?"

„Als Nero Kaiser war."

„Das sind ja bald zweitausend Jahre her ... Und seitdem findet dein armer Geist keine Ruhe?"

„Keine Ruhe."

„Ach, Amata, Amata!"

„Keine Ruhe, keine Ruhe!"

„Warum? Was kannst du begangen haben, um im Tode keine Ruhe zu finden? Du bist ja blutjung. Ein reines Kind."

„Keine Ruhe, keine Ruhe."

„Liebe, süße Amata, sage mir, warum du keine Ruhe findest?"

Als ich so flehentlich bat, sagte sie's mir ...

Ich erzähle mit ihren Worten. Was sich jedoch nicht in Worten wiedergeben läßt, das ist ihr Blick, ist der Ausdruck ihrer Züge, der Ton ihrer Stimme. Das ist das schmerzliche Zucken ihrer Lippen, ihr trostloses Seufzen. Und nicht schildern lassen sich meine Empfindungen; denn von der scheinbaren Wahrhaftigkeit meiner Phantasien fühlte ich mich an die Grenze meiner Sinne gerissen, dorthin, wo der Wahnsinn begann.

X.

Der Geist Amatas erzählte:

... „Das einzige Kind des edlen Römers Marcus Vinicius und der Griechin Theodora aus der uralten Stadt Leucote war ich im Leben, welches mir von allen Gaben der Götter als die holdseligste erschien. Ich lebte so gern, ach, so gern! In mir war solche unbändige Lebenslust, solche strahlende Daseinswonne, solche Sehnsucht nach dem Glanz des goldenen Tages. Alles, was dunkel und traurig, oder was nicht Schönheit, Heiterkeit und Lust war, erfüllte mich mit Schrecken und Grausen. Am liebsten hätte ich mir die Stirn mit Sonnenstrahlen umwunden.

Mein Vater war ein hoher Palastbeamter des Kaisers Nero, der nicht nur Herrscher der Welt, sondern ein Gott des Himmels war, größer als Jupiter. In Rom wohnte er in einem ungeheuren goldenen Hause, von dessen strahlenden Decken unaufhörlich Rosen und Narden niedertauten, dessen uneudliche Säle süße Melodien erfüllten, ganze Völkerschaften hellenischer Marmorbilder schmückten, Heerscharen junger, wunderschöner Menschen belebten. Damit er sich dieses Haus bauen konnte, ließ Nero Rom in Brand stecken; ganz Rom mußte aufgehen in Flammen, damit aus der Asche Cäsars goldenes Haus sich erhöbe, ein Elysium auf Erden.

Ich sah die Lohe, von der die ganze Erde ergriffen schien, die zum Himmel aufloderte, gleichsam um auch diesen in Brand zu setzen, die Wohnungen der Götter selbst.

Digitized by Google

Denn der Gott Roms wollte größer sein als sie! Von Tusculum aus sah ich die Stadt brennen.

Dort besaß mein Vater ein herrliches Landgut, wo ich geboren ward und heranwuchs. Ich war schön. Aber meine Eltern wollten die Schönheit ihres einzigen Kindes möglichst verborgen halten. Denn wenn der Kaiser erfuhr, daß seinem Marcus Vinicius eine schöne Tochter erblühte, so wäre sie eine Beute des Kaisers geworden.

Wie glücklich ich war, wie glückselig! Allein zu atmen, war Wonne. Ach, und erst in Schönheit und Glanz zu atmen . . .

Die Villa meiner Eltern auf dem tusculanischen Berg lag hoch über der Ebene, zwischen jenen weltberühmten Besitztümern, die ehemals Lucull und Cicero zu Herren gehabt hatten. Rings um die bunten Portiken erstreckten sich die Rosengärten. Ihnen folgten Felder mit gelben, mit weißen und roten Lilien bepflanzt. Wiesen, im Frühling blau von Veilchen, durchrauscht von Bächen, deren Rand Narzissen und Hyazinthen säumten. Schattige Myrtengehölze, in denen Gazellen weideten, leuchtende Nymphäen voller Kühle und Quellengerisel öffneten sich dem Erquickung Suchenden. Das war meine Heimat!

Weiße Tempel erhoben sich zwischen den bunten Blütengefilden; strahlende Götterbildnisse standen in düsteren Hainen; Altäre aus Marmor und Erz waren über schimmernden Marmorstufen aufgestellt. Aber nur widerwillig wurde von meinen Eltern den Göttern Opfer dargebracht, ihnen nur zum Schein Verehrung erwiesen. Denn nur aus Furcht vor den Spähern des Kaisers dienten meine Eltern den Göttern, den großen, glanzvollen, in himmlischer Schönheit prangenden Olympischen.

Meine Eltern waren Anhänger jenes neuen Glaubens, der von Galiläa aus nach Rom gebracht worden. Ein finsterer, unholder Glaube war's, der von allem Lichten und Anmutigen sich abwandte, der ein Todfeind der Schönheit war, der einen Gott verkündigte, welcher wie ein verurteilter Sklave am Kreuz gestorben. Ein Glaube war's, der das schöne, schöne Leben als das schwerste Unheil und den schrecklichen Tod als einzige Glückseligkeit pries.

Von einer hebräischen Freigelassenen meines Vaters, Maura mit Namen, wurde auch ich in dieser, alle Schönheit der Erde mordenden Lehre unterrichtet. Aber mein Geist begriff sie nicht, bebte davor zurück. Meine Seele ward von Entsetzen und Grausen gepackt. Meine Jugend, mein Lebensdrang, meine Sehnsucht nach Sonne, Lachen und Lust strebten unwiderstehlich den alten Göttern zu, die ich verleugnen und hassen sollte.

Nur voll innerlichen Widerwillens und aus Furcht vor den Eltern diente ich zum Schein dem neuen blutigen Gott; im geheimen die leuchtenden Marmorbilder meiner Götter kränzend, sie anrufend, mich vor der Gottheit des Schreckens zu schützen.

Wie ich schon sagte, stieß die tusculanische Villa meines Vaters an den ehemaligen Landsitz des Lucius Lucullus, dessen wunderbare Kunst: schön und voller Anmut zu leben, mir bereits im Kinderzimmer gerühmt worden war und den ich deswegen sehr liebte. Jetzt gehörten die weiten Ländereien, die von den Höhen Tusculums bis zu dem Weichbild Roms reichten, durch Gnade des Kaisers einem seiner Freigelassenen, Tigellinus, einem furchtbaren Manne! Nur flüsternd und mit bleichen Mienen wurde im Hause meiner Eltern sein Name genannt. Denn schrecklicher war er als der Cäsar, als der Gott dieses Gottes geltend. Er war Todfeind meines Vaters, welcher vom Imperator geliebt und vom ganzen Volk der Römer bewundert wurde wegen der Reinheit seines Wandels. Selbst Tigellinus hatte ihn nicht stürzen können.

Es befand sich aber auf unserem Landsitz ein Marmorbild der Venus, welche, wie meine dienenden Frauen untereinander flüsterten, von allen Gottheiten nicht nur die herrlichste, sondern auch die mächtigste sein sollte. Mir schien dieses Bildnis das Schönste auf Erden, schöner als das lieblichste Saitenspiel, als das glühendste Rosengefilde; schöner, als selbst der purpurne Sonnenuntergang über den blauen Fluten des tyrrhenischen Meeres. Um das Höchste und Holdseligste auf Erden zu nennen, hätte ich den Namen der großen Göttin gerufen — deinen Namen, o Aphrodite!

Einstmals hatte ihr Bildnis nahe dem Hause in einer Tempelhalle gethront, inmitten eines weiten Feldes von Rosen; denn diese, gleichsam in heißer Liebessehnsucht erglühenden Blumen waren der himmlischen Frau vor allen anderen geheiligt. Alsdann

Digitized by Google

Am Waldesrand. Nach der Liebhaberaufnahme von M. Arnold.

Digitized by Google

hatten meine Eltern die ewigen Götter verlassen und jenem einzigen und alleinigen Gott sich angelobt. Meine Mutter wollte das Bildnis Aphroditens zertrümmert haben, obgleich es von dem Meißel eines griechischen Künstlers geschaffen war. Doch meinen Vater dauerte der herrliche Leib, der in Stücke geschlagen werden sollte, und er ließ ihn heimlich fortschaffen: in eine verborgene Grotte, ganz am Ende der großen Gärten, wohin selten jemand gelangte. Verwilderte Rosen umwucherten den Eingang und hingen von der braunen Felswand in langen Gewinden hernieder. Im Innern war die Höhle dicht mit dem zarten schleierähnlichen Venusfarn überzogen. Einmal mit meinen Jungfrauen in jene Gegend gelangend, entdeckten wir die Grotte, die der Aufenthalt so vieler Schönheit war. Ich sah ein Paar Turteltauben durch die Rosenranken flattern und schlüpfte nach, um das Nest der lieblichen Vögel zu suchen. Da leuchtete mir aus der grauen Dämmerung gespenstisch eine hohe Gestalt entgegen.

Zuerst floh ich feige. Aber von meinen Jungfrauen unmvoll begleitet, kehrte ich wieder. Alsdann erkannten wir sie.

Angstvoll bewahrten wir unser Geheimnis und oft kehrten wir zurück zu der Grotte, die ein Tempel war. Wir hoben den duftenden Teppich, schlüpften behend wie Lacerten hindurch, kauerten uns zu den Füßen der Göttin nieder, bestaunten ihre unverhüllte Schönheit, raunten von den Wundern, die sie vollbringen sollte, wollten nicht glauben, daß sie keine Göttin sei, trauerten, weil wir zu ihr nicht beten, ihr keine Opfer darbringen durften.

Aber heimlich betete ich zu ihr, opferte ich ihr — ganz heimlich! Bisweilen konnte ich mich fortschleichen von dem Schwarm, der mich, nach dem Willen meiner Eltern, beständig umgeben sollte. Dann stahl ich mich zu meiner Göttlichen. Die schönsten Rosen unserer Gärten streute ich vor ihr aus, fütterte die Tauben, die in der Grotte nisteten, und flehte sie an, eines ihrer Wunder, von denen ich hatte erzählen hören, für mich zu vollbringen.

So auch eines Tages.

Noch hielt ich den Korb voller Rosen in den Händen, den ich ihr hatte bringen wollen, als der Vorhang aufgerissen ward, und ein mir unbekannter wunderschöner Jüngling hereindrang, laut jauchzend, als wäre er einer Turteltaube nachgejagt und hätte sie nun gefangen. Ach, gefangen hatte er sie ja auch!

Dann standen wir einander gegenüber und schauten uns an. Wir regten uns nicht, schauten uns nur immerfort an. Plötzlich entglitt der Rosenkorb meinen Händen, so plötzlich, daß ich einen leisen Schrei ausstieß. Ich wollte mich bücken — da hatte er mich schon mit beiden Armen umfangen, hielt mich an seiner Brust und küßte mich auf den Mund."

XI.

In dieser Nacht erzählte das holde Gespenst nicht weiter. Als durch die Spalten in den Wänden des Grabmals fahles Tagesgrauen in das Gemach drang, verblaßte der Glanz ihrer Lampe; bei der kühlen Morgenluft verflog der Duft der Narden, zerfloß sie selbst wie ein Nebelstreif, wie ein Traumbild, wofür ich trotz allem und allem sie hielt, sobald ich erwacht war, mich fieberfrei fühlte und an die Wahnvorstellungen der Nacht zurückdachte. Von allem Wunderbaren war mir das Wunderbarste, daß ich in einer Reihe von Nächten dieselbe Vision haben sollte: immer die nämliche Erscheinung; und daß die unmöglichen Dinge sogar mit einer inneren Notwendigkeit in meinem verwirrten Geist sich vollzogen. Je mehr ich mich darüber in Sinnen verlor, um so näher fühlte ich mich dem Wahnsinn.

In der nächsten Nacht also dieselbe, mir bereits zur Gewohnheit gewordene Sache: angstvollste Erwartung, infolge der leidenschaftlichen Erregung rasch sich steigerndes Fieber, damit Beginn der Verwirrung, des Deliriums, der Vision. Sie war wiederum da! Neben meinem Bette saß sie, an ihrer weißen Hand funkelte der Rubin, ihre blassen Lippen bewegten sich. Sie seufzte, flüsterte, sprach — erzählte weiter.

— — — — — — — —

„Er gab mir einen Goldreif mit blutrotem Stein und gelobte sich mir an unter dem Bild der großen Göttin. Diese schaute auf uns nieder, hörte seinen Eid und den meinen — lächelnd schaute sie auf uns nieder!

Rufus lautete sein Name, und er war der Sohn jenes mächtigen und furchtbaren Mannes Tigellinus.

Digitized by Google

Göttin! Du große, in Glanz und Schönheit prangende Göttin, du konntest lächelnd auf uns beide herabschauen?!

Rufus wollte vor seinen Vater treten und ihn bitten, die Tochter des Vinicius von ihren Eltern für seinen Sohn als Gattin zu fordern.

Zittern hätte ich sollen, aber ich war glückselig; Furcht hätte meine Seele erfüllen sollen, aber all mein Sein war eitel Wonne. Wie ich das Leben, wie ich den Geliebten liebte, sein Lächeln, seinen Blick, seinen Kuß!

In meiner Liebe und meiner Daseinsfreudigkeit wendete sich meine Seele mehr und mehr ab von dem neuen schrecklichen Gott; mehr und mehr den glanzvollen Gestalten der alten Götter zu und der hehren Herrlichen, die unserm Bund gelächelt hatte.

Tigellinus, welcher nur hassen und verderben konnte, liebte seinen Sohn, wie ein frommer Mensch die Gottheit liebt. Als er daher von seinem Sohne mit aufgehobenen Händen angefleht wurde, für ihn um die Tochter des Marcus Vinicius zu werben, schmolz des furchtbaren Mannes Haß gegen meinen Vater, so daß er aus Liebe zu seinem Sohn vor seinem Nachbarn sich demütigte, unser Haus betrat und mich für seinen Sohn forderte.

Doch mein Vater wies den Cäsar des Cäsars, wies den Größten der Welt ab. Mit Verachtung wies er ihn ab!

Ich wurde nicht mit Strenge, sondern voller Trauer behandelt. Aber ich wollte die Milde und das Mitleid meiner Eltern nicht — ich wollte Leben, Liebe, Glück. Meinen Geliebten wollte ich, sein Lächeln, seinen Blick, seinen Kuß!

Indessen bereiteten sich meine Eltern auf die Rache des Tigellinus vor. Diese blieb nicht aus; und sie kam schrecklicher noch, als sie fürchteten.

Kaiser Nero erfuhr, daß Marcus Vinicius eine junge und schöne Tochter besaß; und der Kaiser wollte diese Tochter sehen: auf einem seiner Gastmähler, die das Herrlichste der Welt waren und — das Ruchloseste.

Mein Vater erklärte dem Kaiser, seine Tochter auf sein Gastmahl nicht senden zu wollen. Darauf nahm er Abschied vom Leben. Er beschloß, freiwillig in den Tod zu gehen, bevor der Kaiser ihn hinab sendete.

Aber nicht allein wollte er sterben, sondern zusammen mit denen, die er sonst unbeschützt zurückgelassen hätte: mit seiner Gattin und Tochter — mit mir, die ich leben wollte! Leben, um zu lieben, um geliebt zu werden, um zu beglücken und glücklich zu sein im glanzvollen Tag.

Wir sollten den Becher mit dem Schierlingstrank leeren. Ich zuerst, nach mir meine Mutter; mein Vater zuletzt, nachdem er uns sterben sah.

Aber ich wehrte mich; denn ich wollte nicht sterben! Leben wollte ich, leben, leben ...

Mein Grausen vor dem Tode, meine Sehnsucht nach dem Leben, mein Sträuben, den Giftbecher zu leeren, trugen die Schuld, daß die Leute des Kaisers rechtzeitig in unser Haus drangen, bevor mein Vater seinen Willen vollführen konnte. Sie ergriffen uns, schleppten uns nach Rom. Dort wurde ich von meinen Eltern getrennt.

Jetzt sah mich der Imperator, jetzt hätte ich leben können. Schwelgen hätte ich können in Leben und all seinen Wonnen: denn ich gefiel dem Kaiser.

Da funkelte mir an meiner Hand der blutrote Stein entgegen, dieser Stein! Und da sagte ich dem Cäsar, daß ich — Christin wäre.

Eine Christin aber durfte die Geliebte des Sonnengottes nicht sein.

Ich wurde zum Tode verurteilt: um meines Glaubens willen.

— — — — — — — —

Ich verdiente zu sterben!

Denn als ich vor dem Imperator stand, als seine Augen mich schön fanden, als der Gott mir zulächelte und mir von allen, die ihn umgaben, gehuldigt wurde, als wäre auch ich eine Gottheit — da verwirrten sich meine Sinne. Ich sah das Verderben hinter mir dunkeln, ich sah vor mir das Leben leuchten; und ich neigte unter dem begehrlichen Blick des Kaisers das Haupt, als hätte der Göttinnen größte mir zugelächelt.

Aber einen Augenblick nur! Wiederum fiel mein Auge auf den Rubin an meinem Finger und — ‚Rufus!‘ schrie es in mir, und da: ‚Cäsar, des Marcus Vinicius Tochter ist Christin!‘ rief ich dem Kaiser zu.

— — — — — — — —

Mein edler Vater segnete mich, meine stolze Mutter hätte mir fast die Hände ge-

Digitized by Google

küßt, als wir wieder vereinigt waren, um vereinigt zu sterben: um Christi willen das Martyrium zu erleiden, wie meine frommen Eltern unter Jubel und Frohlocken es nannten. Denn auch sie hatten sich öffentlich zu dem Gott am Kreuze bekannt, von dem meine Seele nichts wußte, vor dem sie voller Grausen zurückbebte und für den ich jetzt sterben sollte.

In der Arena sollten meine Eltern und ich von wilden Tieren zerrissen, lebendigen Leibes zerfleischt werden.

Was die Sterbewonnen meiner Eltern bis zum höchsten Entzücken steigerte, war, daß am Tage ihres Martyriums ein Mann gekreuzigt werden sollte, der ein großer Bischof des neuen Glaubens war, Petrus mit Namen.

Sterben sollte ich? Nein, leben würde ich! Rufus würde mich nicht sterben lassen, Rufus würde mich den Tigern und Löwen entreißen! Rufus würde mich auf seinen Armen in das Leben zurücktragen, in den Sonnenglanz, wo die Rosen blühten, die Vögel sangen, die große Göttin den Glücklichen zulächelte.

Rufus, Rufus, Rufus — an anderes dachte ich nicht.

Es kam der Tag, da wir sterben sollten, eine große Gemeinde zum Märtyrertode verurteilter Christen. Heilige Männer und Frauen, darunter meine Eltern, schritten durch die Reihen der Verurteilten, sie zu ermahnen. Erhobenen Hauptes, leuchtenden Blickes priesen sie Gott, den einigen und alleinigen Herrn des Himmels und der Erde, und bereiteten die Kleinmütigen auf die Herrlichkeit ihres Opfertodes vor. Als sie sie zu mir traten, verstand ich ihre Worte nicht. Ich begriff nur, daß ich nicht sterben konnte, daß ich leben, glücklich sein mußte, vereint mit dem Geliebten.

Keiner unter den vielen verzweifelte; wenige nur klagten und zitterten; fast alle hatten leuchtende Blicke und ein Lächeln der Verzückung um ihren den Herrn lobpreisenden Mund.

Auch meine Augen leuchteten, auch ich lächelte; denn ich dachte an das Bildnis der großen Göttin, und daß ich leben würde und wenn auch die ganze Welt zum Leichenfeld ward.

In der Nacht vor unserem Sterben wurden wir aus den kapitolinischen Gefängnissen, darein man uns geworfen hatte, hervorgeholt, um hingeführt zu werden zu der Stätte, woselbst wir sterben sollten.

Sie hatten mir ein weißes Gewand angezogen und über mein Haupt einen schwarzen Schleier gelegt. So schritt ich dahin mit den vielen, beständig denkend: Er kommt, er muß kommen! Er befreit, er rettet dich! Du wirst leben im Sonnenschein und die Rosen eines himmlischen Glückes mit ihm pflücken.

Aber Rufus kam nicht ...

Auf den Straßen, die wir zogen, stand dichtgedrängt das Volk. Sie heulten uns zu, sie verwünschten uns. Mit den Waffen mußten die Leute des Kaisers uns schützen, sonst hätte das römische Volk an uns gethan, was die wilden Tiere an uns thun sollten: lebendigen Leibes hätte das römische Volk uns in Stücke zerrissen.

Sie hatten mich von meinen Eltern getrennt. Zwischen zwei anderen Jungfrauen schritt ich zum Tode. Meine Gefährtinnen huben zu singen an. Schauerlich klang's. Ich schritt dahin und fühlte vom Leben nichts als meine Sehnsucht nach dem Leben.

‚Rufus! Rufus! Rufus!'

Alsdann langten wir an, gerade als der Morgen anbrach, solch strahlender Morgen! Der Berg Janiculus, woselbst des Cäsars Rosengärten sich befanden, leuchtete uns entgegen wie blasses Purpurgewölk, wie eine blühende Woge, welcher die schaumgeborene große Göttin entstieg, du, o Aphrodite!

Da vernahm ich das Gebrüll der wilden Bestien. Sie hungerten.

— — — — — — — —

Wir waren in den Kerkern unterhalb des Cirkus versammelt. Neben uns, in unterirdischen Käfigen, befanden sich die wilden, vor Hunger brüllenden Tiere; über uns, in der Arena, das Volk der Römer: auch brüllend vor Gier nach unserem Blut, unseren zerfleischten Gliedmaßen, unseren Todesqualen ... Da fühlte ich, wie mit mir und den anderen der Boden unseres Kerkers sich hob, wir entschwebten der dunklen Tiefe. Das Gewölbe über uns öffnete sich, dem Licht stieg ich entgegen, der Sonne, die gerade aufging über dem Gipfel von Tusculum. Ich schaute in ihre Glorie, meine Augen schlürften ihren Glanz, bis sie geblendet waren. Ich hätte am liebsten aufgejauchzt:

Digitized by Google

‚Leben, Leben, Leben!‘

Das Volk der Römer aber brüllte: ‚Sterben, Sterben, Sterben!‘

Alsdann Stille, Schweigen...

Höher stieg die Sonne. Dann ein gellender Schrei des Entzückens, ausgestoßen vom ganzen Volk.

Die wilden Tiere wurden samt ihren Käfigen in die Höhe gehoben, die Gitter geöffnet.

Gesang! Hundertstimmig, feierlich, brausend, so daß das Gebrüll der Römer, das Geheul der Bestien darin unterging.

Die Christen sangen ihrem Tode entgegen.

Jetzt sollte ich sterben, sollte lebendigen Leibes zerrissen werden. Aber meine geblendeten Augen sahen nicht den gräßlichen Tod — sie schauten in den Glanz der Sonne.

‚Amata!‘

Seine Stimme! Durch den Todesgesang der Christen, durch das Gebrüll der Römer, durch das Geheul der Bestien, vernahm ich sie. Von hoch oben drang sie herab. Wie vom Himmel, von der Sonne zu mir hernieder.

Ich schaute empor . . . Ach, ich sah ihn nicht unter den Tausenden und Abertausenden.

‚Amata! Die Löwen! Amata!‘

Auch die Löwen sah ich nicht; und sie mußten mir doch nahe sein! Ich vernahm bereits ihr Schnaufen und wie sie den gelben Sand der Arena mit ihren Schweifen peitschten.

Eine Rose fiel herab, mir dicht vor die Füße. Eine blutrote Rose war's, wie ich sie so oft der großen Göttin dargebracht hatte, dir, o Aphrodite!

Nichts sah ich als eine rote Rose, die mein Geliebter mir zuwarf als letzten Gruß.

— — — — — — — —

Und da war's, daß ich aufschrie:

‚Leben will ich! Große Götter, laßt mich leben! Große Götter, erweist euch mächtiger, als jener blutige Gott am Kreuz, den ich hasse, dem ich fluche. Leben will ich, leben!‘

Und da war's, daß eine Stimme mir antwortete:

‚Du sollst verflucht sein! Im Tode verflucht! Verflucht, bis Erbarmen und Mitleid von meinem Fluch dich erlöst. Nicht eher soll der Gott, den du lästerst, dir gnädig sein!‘

Es war meiner Mutter Stimme . . .

Dann vernahm ich das Schnaufen der Löwen dicht bei meinem Ohr, fühlte ihren glühenden Atem an meinen Gesicht; dann sank ich hin, von ihren Pranken niedergerissen und dann —“

Der Geist des unseligen Kindes stieß einen Schrei aus, den ich noch hören werde in meiner Sterbestunde.

XII.

Jenen unvergeßlichen Ton in meiner Seele erwachte ich.

Die erste deutliche Empfindung war: mein Gesicht sei feucht wie von Thränen. Ich befühlte meine Wangen, meine Augen —

Ich hatte geweint. Im Traum, im Fieber, hatte ich bitterlich geweint, geweint über eine Gestalt meines Deliriums, über ein Wahnbild, eine Vision. Ich hatte geweint aus tiefem Erbarmen, aus blutigem Mitleid mit dem glühenden Verlangen nach der Rettung eines zum Tode verdammten, holdseligen Geschöpfes, eines Geschöpfes, welches nur ein Wahn meiner fiebernden Sinne war.

Als hätte mein seltsamer Thränenausbruch den letzten Rest meiner Krankheit hinweggewaschen, fiel ich nicht mehr in dieselbe zurück. Ich genas. Meine Kräfte nahmen von Stunde zu Stunde zu. Ich hätte sehr gut meine jetzt beinahe übereifrigen Wirte verlassen und mich nach Rom begeben können. Trotzdem blieb ich noch eine Nacht und dann noch eine zweite.

Aber ich delirierte nicht mehr, sah sie also nicht wieder, deren Namen im Leben Amata gewesen war und um deren Schicksal ich bittere Thränen vergossen hatte.

Vergebens erkundigte ich mich bei Sor Antonio nach dem Gespenst, von dem er mir doch erzählt hatte. Er wollte sich jetzt auf nichts mehr besinnen, was irgendwie darauf Bezug gehabt hätte. Allerdings sagten die Leute, sein Haus sei einstmals vor vielen, vielen hundert Jahren ein Grab gewesen. Aber er glaube das nicht; denn sein Haus stehe über der Erde, und ein Grab befinde sich unter derselben. Und damit basta!

Bevor ich Sor Antonio und seine Gattin verließ, untersuchte ich das Haus. Ich war als Rekonvalescent nicht imstande, viel umher zu spüren. Auch gab es nichts Besonderes zu sehen: ein antikes Grabmal in

Digitized by Google

zwei Geschossen, also mit zwei Grabkammern, von denen die untere ein Rundgrab war, die obere in späterer Zeit aufgebaut sein mochte. Die Marmorbekleidung mußte überaus kostbar gewesen sein; aber sie war bis auf wenige spärliche Reste zerstört und das Erhaltene zeigte nicht die Spur einer Inschrift. Vielleicht lagen in dem Boden der Vigna oder der angrenzenden Grundstücke Bruchstücke einer solchen, die auf den Namen der hier bestatteten Familie gedeutet hätte. Nach dem Kern des Baues zu urteilen, mußte dieser aus den Zeiten der ersten Kaiser stammen und sein Erbauer ein reicher Mann gewesen sein; denn die Gruft wäre würdig gewesen, einen Freigelassenen des Nero, einen Tigellin, in sich aufzunehmen.

Nun erfuhr ich auch, wie lange Zeit ich in dem Grabe zugebracht hatte: fast drei Wochen!

— — — — — — — —

Natürlich hegte ich die feste Absicht, nach meiner völligen Genesung wiederzukommen; nicht allein, um meinen Rettern aus Todesgefahr — Sora Gigia hatte mich inzwischen zärtlich lieben gelernt — nochmals zu danken, sondern auch, um nochmals zu fragen und zu forschen. Aber der strenge Befehl meines Arztes gestattete mir die Rückkehr nicht. Er nannte meine Genesung ein Mirakel, für welche ich, wäre ich ein frommer katholischer Christ gewesen, auf bloßen Füßen nach Loretto hätte pilgern müssen. Es stellte sich heraus, daß ich an der Perniciosa, diesem gefährlichsten Malariafieber, erkrankt gewesen. Ohne Chinin, nur mit Hilfe eines alten römischen Hausmittels von der Perniciosa zu genesen, dazu gehörte nicht nur Glück, sondern auch eine pommersche Konstitution. Nun, die hatte ich.

Wohlweislich hütete ich mich, irgend wem von meinen tollen Visionen zu erzählen: ich mochte nicht ausgelacht werden. Außerdem war ich noch immer in meine eigne Fieberphantasie verliebt, fühlte ich mit meiner Traumerscheinung noch immer tiefstes Mitleid. Es steckte noch etwas in mir wie Krankheit, wie ein Atom von Verrücktheit.

Bereits die Woche nach meiner Rückkehr schickte mich der Arzt nach Deutschland, denn nur ein gründlicher Luftwechsel konnte meine völlige Genesung zur Folge haben.

Vorher zog ich über den Mord in der Osteria zur „mezza via", an der neuen appischen Straße, Erkundigungen ein.

Das war nun freilich keine Fieberphantasie gewesen, wenn er auch zur Ursache der meinen wurde. Der Wirt war erstochen worden, der Mörder mit der Frau des Gemordeten entflohen. Der Messaggiero hatte über die Bluttat eine Serie sensationeller Artikel gebracht, die Polizei fahndete eifrig nach den Entflohenen; aber gefunden hatte sie nichts, würde wohl auch nie etwas finden. Darüber konnte ich also ruhig sein.

Ohne verraten zu haben, daß ich Zeuge des gräßlichen Ereignisses gewesen, verließ ich Rom.

— — — — — — — —

Seitdem waren Jahre vergangen. Sowohl die Mordthat an der neuen appischen Straße, als auch meine schwere Erkrankung und wunderbare Rettung erschienen mir längst wie ein Traum. An das Phantasiegebilde, das ich in diesem langen Traum gehabt, dachte ich wohl noch mitunter, aber nur mit einer Art von Staunen, daß der Mensch so greifbare Phantasien haben kann.

Ich wohnte in der Villa Falconieri bei Frascati, wußte mir nichts Schöneres, als in meinem geliebten, leuchtenden Hause Jahre und Jahre so fortleben zu können. Da bekam ich eines Tages den Besuch eines Bekannten aus Deutschland.

Er war Archäologe, lebte seit längerer Zeit in Rom und kam nach einer harten Arbeitswoche gewöhnlich des Sonnabends zu mir heraus, um über Sonntag in meinem Tusculum zu ruhen und seinem Wirte durch frohes Wesen und anregendes Gespräch Freude zu machen. Dieses Mal teilte er mir gleich bei seiner Ankunft mit, daß er am nächsten Morgen wieder fort müßte.

„Sie sollten mich begleiten. Ich fahre nicht mit der Bahn nach Rom zurück, sondern zu Wagen durch die Campagna. Wir brechen in aller Frühe auf, so daß Sie am Abend wieder unter Ihren geliebten Steineichen wandeln können. Inzwischen sehen Sie mit mir etwas, das Sie interessieren wird."

„Das wäre?"

„Eine neuentdeckte christliche Katakombe."

„Von Ihnen entdeckt?"

„Und raten Sie, wo?"

„Die halbe Campagna ist eine christliche Begräbnisstätte."

„Stellen Sie sich vor: unterhalb eines

Digitized by Google

antiken Grabmals. Der Eingang führt direkt durch die ehemalige Grabkammer hinab."

„Das ist eigentümlich."

„Nicht wahr? Und die Sache wird noch eigentümlicher durch den Mann, welcher über der Katakombe für sich und die Seinen ein prachtvolles Grabmal errichten ließ. Nicht für alle die Seinen. Ein Sohn war Christ und erlitt unter Nero den Märtyrertod, nachdem er jene Katakombe angelegt hatte, vermutlich mit Wissen und Willen seines Vaters, der einer der abscheulichsten Menschen seiner Zeit war."

„Sie kennen seinen Namen?"

„Tigellinus."

„Der Freigelassene des Nero?"

„Eben jener."

„Tigellinus ließ sein Grabmal über einer christlichen Katakombe errichten, die von seinem Sohne angelegt ward? So sagten Sie doch?"

„Ich fand in der Katakombe das Grab des Sohnes des Tigellinus. Die Inschrift nennt ihn den Gründer."

Ich rief aus:

„Rufus legte eine christliche Katakombe an??"

„Rufus heißt der Jüngling, der in seinem zwanzigsten Jahre starb. Sie wußten, daß der Sohn des Tigellinus Rufus hieß?"

Ich antwortete nicht ... Ich wußte, daß der Sohn des Tigellinus Rufus hieß; aber niemand hatte es mir gesagt. Ich hatte es geträumt: vor vielen Jahren, in meiner schweren Fiebertrankheit hatte ich den Namen Rufus geträumt.

Plötzlich fiel es mir wieder ein. Und es fiel mir ein, wer mir in meinem Traum den Namen genannt hatte — mit solcher leisen süßen Stimme.

Ich konnte noch immer nicht reden. Mein Gast fragte:

„Sie begleiten mich doch?"

„Nach dem Grabe des jungen Rufus?"

Ich sprach mechanisch, mühsam, wie geistesabwesend.

„Ich werde es Ihnen zeigen. Es war das erste Grab, welches wir fanden. Morgen hoffen wir noch andere Grüfte zu öffnen."

Ich murmelte in heller Verstörung:

„Nun ja, noch ein anderes Grab, dicht neben dem des Rufus, der unter Kaiser Nero starb. Gewiß wurde auch er von wilden Tieren zerrissen."

„Sehr wahrscheinlich. Die Thatsache, daß Tigellinus über der christlichen Gruft seines Sohnes ein Mausoleum errichten ließ, wirft ein sonderbares Licht auf den Charakter dieses schrecklichen Mannes."

„Er hat seinen Sohn heiß geliebt. Sein Sohn war das einzige, was dieser Unhold auf der Welt liebte."

Der Archäologe lachte.

„Sie sind bereits wieder im besten Fabulieren. Nächste Woche wird Ihre Novelle fertig sein. Sie heißt: Rufus, der Sohn des Tigellinus."

„Lachen Sie nur. Lachen Sie mich nur aus ... Wo liegt das Mausoleum?"

„Zwischen der alten und neuen appischen Straße."

„In einer Vigna?"

„Ganz recht. Sie scheinen den Tumulus zu kennen?"

„Wissen Sie, wie der Besitzer der Vigna heißt?"

„Nein."

„Es muß jetzt ein ziemlich bejahrter Mann sein."

„Nicht doch. Ein noch ziemlich jugendliches Ehepaar wohnt dort."

„Dann weiß ich wirklich nicht ... Aber die Leute bewohnen das Grabmal?"

„Ja."

„Es ist ein Rundgrab mit zwei Grabkammern. Die obere Gruft stammt aus einer späteren Zeit, hat an der Decke sehr reizende Stuckaturen und an den Wänden pompejanische Malereien von fast hellenischer Anmut, bachische Motive behandelnd."

„Kein Zweifel, Sie kennen das Grab."

XIII.

Kein Zweifel, ich kannte es!

Mein Grab war es, jene antike Gruft, darin ich als blutjunger Mensch mit dem Tode rang, darin ich fiebernd wunderbare Visionen hatte.

„Rufus, Rufus, Rufus! ..." So rief sie mit ihrer leisen süßen Stimme; sie, meine unvergeßliche Traumgestalt, die ein ruheloses Gespenst sein sollte; sie, Amata, die ich in meiner Phantasie geliebt, um die ich im Delirium geweint hatte: aus Erbarmen, aus überschwenglichem Mitleid.

Wie Vogelgezwitscher klang ihre Stimme, wenn sie den Namen des geliebten Jünglings rief: „Rufus, Rufus, Rufus!"

Digitized by Google

Und das Grab dieses Rufus war gefunden! Gefunden unter der Gruft, darin ich den Namen geträumt hatte; gefunden in einer, von diesem Rufus angelegten Katakombe, darin der Sohn des Tigellinus bestattet lag, der unter Nero als christlicher Märtyrer gestorben war.

Wenn das kein wunderbarer Zufall war — denn ein Zufall mußte es sein! Daß solche unbegreiflichen tollen Zufälle vorkamen, davon gab es Beispiele genug. Eben jetzt erlebte ich selber eins.

Ich sagte nichts von dem, was mich in einer Weise beschäftigte, daß ich meine Erregung und Verstörung kaum zu verbergen vermochte. In der Nacht schloß ich kein Auge. Noch einmal — zum wievielten-male wohl? — versuchte ich mich des wie Wirklichkeit vor mir stehenden Traumes bis in alle Einzelheiten zu entsinnen, versuchte ich angstvoll das Unbegreifliche zu begreifen, das Unausdenkbare zu denken, zu erklären, zu ergründen.

Es war so vergebliche Mühe, als hätte ich Wasser in ein Sieb geschöpft.

— — — — — — — —

Den nächsten Morgen in aller Frühe brachen wir auf. Über Marino zur neuen appischen Straße hinunter, an der Osteria von „Mezza via“ vorüber und alsdann, an dem häßlichen Rennplatz der modernen Römer, dem „Campanelle“, vorbei, auf den Weg, welcher die neue und die alte appische Straße miteinander verbindet. Ich war so wortkarg, daß mein Gefährte sich besorgt erkundigte, ob mir nicht wohl sei. Um für mein auffallendes Benehmen eine Erklärung zu geben, erzählte ich mein Abenteuer in dem Wirtshause und die Blutthat, deren Zeuge ich war, hinzusetzend, daß mich die Erinnerung daran in ungewöhnlicher Weise erregte.

Da sah ich plötzlich eine antike Ruine, die unfern des Egeriahains lag, ganz nahe bei den heutigen Festungsbauten — damals standen sie noch nicht — inmitten einer Vigna und eines Artischockenfeldes. Ich rief aus:

„Dort ist es! Das Grabmal des Tigellinus.“

„Freilich. Ich wußte ja, daß Sie es bereits kannten.“

Unser Wagen hielt. Der Kutscher bekam den Befehl, zur Porta San Sebastiano zu fahren, dort die Pferde einzustellen und uns eine Stunde vor dem Ave bei der Vigna wieder abzuholen. Denn ich wollte noch am selben Abend auf der Via Tusculana wieder nach Frascati zurück, meinen Begleiter bei Porta San Giovanni absetzend.

Auf diesen warteten bereits einige junge Kollegen, Deutsche und Römer, die der Archäologe zur weiteren Erforschung der Vigna herbestellt hatte. Ich bat, sich nicht um mich zu kümmern, ich würde ihnen bald folgen.

Ich hatte mich frei gemacht, um zuerst die Menschen aufzusuchen, welche gegenwärtig das Grabmal bewohnten, und die Räume zu betreten, darin ich fast drei Wochen schwer krank gelegen. Die Leute begrüßend, erfuhr ich, daß Sor Antonio gestorben und daß es sein Sohn war, der mit Weib und Kind in dem Mausoleum des Tigellinus lebte. Über die Entdeckung, die soeben in der Vigna gemacht worden, äußerte sich der Mann verständig und gelassen, die Frau begann ein lautes Lamento: Alle die Herren, die jetzt in ihr Haus kämen! Sie hätten sogar aus ihrem Zimmer heraus müssen, dessen Boden ganz aufgegraben worden sei! Gewiß würden sie auch die ganze Vigna und den Gemüsegarten zerstören! Und was solle dann aus ihnen werden? Es hieße zwar, der Staat würde alles ankaufen und gut bezahlen, so daß sie dann mit einem Schlage Signori würden. Aber das glaube sie nicht. Wer könnte auch so etwas glauben? Ein Unglück wäre es für sie, daß der Forestiere zu ihnen gekommen sei, ihr Haus besehen und in dem Steinboden des unteren Zimmers die kleine Öffnung entdeckt habe. Ihr Mann, der in dem Hause geboren, erinnerte sich des Loches aus seiner Kinderzeit her sehr wohl. Wer hätte aber auch denken können, daß unter ihrem Hause und der Vigna ein ganzer Kirchhof wäre und durch das kleine Loch solche Dinge zum Vorschein kommen würden?

Ich versuchte, die aufgeregte Frau zu beruhigen, und wendete mich alsdann an den Mann, ihn bittend, mich ins Haus zu führen ... Das untere Gemach glich in der That einem frisch aufgegrabenen Stollen, der in die Tiefe hinabging. Aus dem Erdhaufen ragte die enge hölzerne Treppe, die in den oberen Raum führte, den jetzt das Ehepaar bewohnte, während die Kinder, zusammen mit der Magd, mit Hühnern, Hunden und Schweinen, in einer Capanna

Digitized by Google

Märkische Dorfkirche. Nach dem Gemälde von Paul Flickel.
(Große Berliner Ausstellung 1899.)

Digitized by Google

hausten. Ich bat den Mann, mich allein hinaufsteigen zu lassen: ich würde gleich wieder zurück sein.

Wie die Treppe unter meinen Füßen knarrte! Die Stufen stöhnten und ächzten förmlich. Dann leuchteten die blassen Stuckaturen des Deckengewölbes über mir, schimmerten mir von den Wänden die farbigen Bilder entgegen: so voller Lebensfreude und Daseinslust — in einem Grabgewölbe! Auch der altertümliche Lehnsessel, darin ihre feine lichte Gestalt geruht hatte, war noch vorhanden, und der kleine runde Tisch, darauf ihre Lampe gebrannt und die silberne Schale gestanden, die Phiolen gelegen, einstmals gefüllt mit den Thränen, die Rufus um die von Löwen zerfleischte Geliebte geweint.

Als ich wieder hinab kam, sagte Sor Antonios Sohn:

„Wo Ihr soeben wart, hat vor vielen Jahren ein Landsmann von Euch auf dem Tod gelegen. Mein Vater fand ihn bewußtlos vor der Vigna, trug ihn ins Haus und pflegte ihn, bis er genesen war."

In der Stimmung, in der ich mich befand, konnte ich mich nicht überwinden, mich zu erkennen zu geben. So sagte ich denn nur:

„Ich habe davon gehört. Auch erzählte man mir etwas Wunderliches: von einem Gespenst, das den Kranken Nacht für Nacht besucht haben soll. Das ist natürlich erlogen."

Mit fast feierlichem Ernst ward mir entgegnet:

„Herr, es ist wahr."

„Ihr glaubt daran?"

„Herr, ich sah es selbst."

„Das Gespenst?"

„Als ich ein blutjunger Mensch war."

„Wie sah der Geist aus?"

„Holdselig wie die Madonna."

„Also ein Weib war's?"

„Herr, ein halbes Kind."

„Es trug gewiß ein weißes Kleid und um den Kopf einen schwarzen Schleier?"

„Herr, ja!"

„Sprach es Euch an?"

„Trotz seiner Holdseligkeit entsetzte ich mich dermaßen, daß ich alle Heiligen anrief. Darauf that es einen langen tiefen Seufzer und verschwand, kam nicht wieder."

„Also Ihr hattet kein Mitleid mit ihm?"

„Mit einem unchristlichen Gespenst Mitleid?"

„Und jetzt? Geht der Spuk noch immer bei Euch um?"

„Schon lange nicht mehr."

„Das ist aber doch seltsam!"

„Mein Vater erzählte mir: Seitdem Euer Landsmann bei uns vom Tode auferstand, ward es nicht mehr gesehen. Euer Landsmann muß es gebannt haben."

„Also hätte der arme holde Geist endlich Frieden gefunden?"

„Herr, vielleicht."

Vielleicht . . .

— — — — — — — —

In diesem Augenblick war's, daß aus der Grube, an deren Rand wir standen, das Haupt des Archäologen auftauchte. Er rief mir zu:

„Wir warten auf Sie, um ein neues Grab zu öffnen."

„Das Grab dicht neben dem des jungen Rufus?"

„Dicht daneben . . . Aber so kommen Sie doch!"

Einen Augenblick zauderte ich, dann stieg auch ich hinab. Die Höhlung mündete in einen jener engen niedrigen Stollen, wie solche bei den altchristlichen Begräbnisstätten gewöhnlich sind. Der Archäologe schritt mit einem brennenden Wachslicht voraus.

Wir gelangten in eine Kammer, höher als der Gang, und deren Decke gewölbt war. Nur zwei Gräber befanden sich hier. Das eine war bereits geöffnet. Es barg in seinem schmalen Inneren nur eine graue Knochenmasse. Eine kleine marmorne Tafel lag am Boden. Der Archäologe deutete darauf.

„Das Grab des Rufus, Sohn des Tigellinus und Herstellers dieser Katakombe."

Gerade öffneten zwei Arbeiter das Grab dicht daneben.

— — — — — — — —

Wir fanden in dem zweiten Grabe weder Knochen noch Asche. Es enthielt folgende Gegenstände:

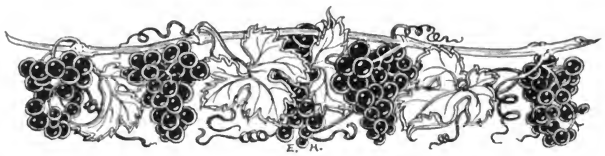
Eine schöne silberne Schale, eine kleine thönerne Lampe, mehrere Thränenfläschchen und einen goldenen Ring, verziert mit einem großen Rubin.

Auch dem zweiten Grab war eine Tafel beigegeben. Sie war aus wunderschönem gelbem Marmor und trug nichts als ein einziges Wort.

Es war ein Name, ein Frauenname:

„Amata."

Digitized by Google



Herbstzauber.

Von

Ludwig Soyaux.

Kühl iſt es ſchon, herb, herzhaft, friſch und klar
In dieſes Herbſtes ſchönen, blauen Tagen:
Durchs ganze Haus zieht's ſo behaglich wohlig
Von Apfelduft und fröhlicher Geſinnung,
Von traulicher und lebensfreud'ger Stimmung,
Ganz anders wie in Sommers heißen Tagen,
Daß ich mir ſag': Der Herbſt hat einen eignen,
Höchſt feinen Reiz, den Schimmer der Vollendung.
Zwar kündet er Vergänglichkeit und Sterben,
Und dennoch wohnt ihm etwas Freud'ges inne,
Das an den Lenz erinnert. Er hat Düfte
Und feine, zarte Stimmungsmelodien,
Die nicht dem Lenz und nicht dem Sommer eigen.
Drum duften auch im klaren Herbſt die Veilchen
So wunderſam, ſo zauberhaft und zart.
Es iſt die Zeit der abgeklärten Töne,
Gebrochner Farben, ſeelenvoller Düfte,
Der unſagbarſten Stimmungen des Lebens.

— — — — — — — — — —

Heut fuhr ich auf dem ſtinken, leichten Zweirad
Weit draußen, außerhalb von Stadt und Vorſtadt,
Den langen, ebenen, von trockenen Blättern
Beſtreuten Kaſtanienweg hinunter,
Der nun in lebhaft hellem Braunrot prangte
Und ſich in violettem Duft verlor.
Zu beiden Seiten Villen, Gärten, Wieſen,
Aus denen jener ſeltſam herbe Duft
Nach feuchter Erde, welken Blättern quoll.
So ſchnell und lautlos ich darüberſauſte
Auf ſchmalem Gummireif: es raſchelte
Und rauſchte, huſchte, knickte ſchemenhaft
Im braunen, dürren, weichen Blätterteppich.

— — — — — — — — — —

Im Weſten ging in holder Pracht die Sonne
In ſel'ger Anmut friedvoll ſcheidend unter.
Zart war der Himmel unten übergoſſen
Von einer Flut holdſelig milden Glanzes,
Und alle Töne aus den höchſten Sphären
Schwammen zu einem feierlichen Gruß
Heroiſch-göttlicher Erhabenheit
In ſel'ger Friedensharmonie zuſammen.
Ein langer, langer roſig heller Streifen,
Beſäumt nach unten von geſchmolznem Gold,
War Baſis für ein Spiel gefiederter,
Zerfließender, zerſchliſſner Roſenwölkchen,
Die, einer Herde gleich, in der Oaſe
Im Palmenhaine ſtill und friedlich zogen.
Mit leichtem Pinſel hingetupft hing drüber
Im weiten Äthermeere, ganz allein,
In duftigſtem Gebild wie Adlerflaum,
Ein Wölklein von ätheriſcher Geſtaltung
Und ſchwamm, ein Roſenblatt, im Purpurmeere.
Ein Bild der ſeligen Gefilde war's.
Ein Schlußaccord aus ew'ger Harmonie!
Mir war's, als öffnete mit ſeinen Händen
Der Heiland ſeine Wunde in der Seite
Und ſpräch': Das iſt mein Blut, das ich vergoß,
Das ich vergieße bis in Ewigkeit!

— — — — — — — — — —

Den ganzen Horizont vor mir begrenzte
Der Großſtadt Häuſermaſſe, welche nun
Im Abenddämmer der Kontur von fernen
Gebirgen zum Verwechſeln ähnlich war.
Nun tauchen Lichter in der Maſſe auf,
Hier, dort und wieder dort in langen Zügen
Und graden Reihn, wie blanke Perlenſchnüre.

— — — — — — — — — —

Das iſt es nun das Babel, das moderne,
Die Sphinx, die dort im düſtren Dunſte ruht.
Die Nacht beginnt zu ſinken, Schleier weben,
Die Dämmerung verwiſcht Kontur und Farbe,
Das Abendrot verblaßt, und ſilbern ſtrahlt
Die ſchlanke, zarte Mondenſichel oben
Im veilchenmattblau zartdurchſtrahltem Himmel,
Und Sterne glänzen freundlich mild hernieder.

— — — — — — — — — —

Ich bin daheim. Die helle Lampe ſtrahlt;
In bunter Schale vor mir auf dem Tiſch
Braungrüne Trauben wie in Edelſäule,
Das köſtliche Arom des Gravenſteiners,
Feuchtweiche große Nüſſe und im Glas
Der feine zarte Duft des Moſelblümchens!
Behaglich dehn' ich mich, ganz hingegeben
Dem Zauber dieſer wunderbaren Stimmung.
Ich bin allein und ſchreibe dieſe Verſe.

Digitized by Google

Kaffeehaus alten Stils.

Das Wiener Kaffeehaus.

Von

Eduard Pötzl.

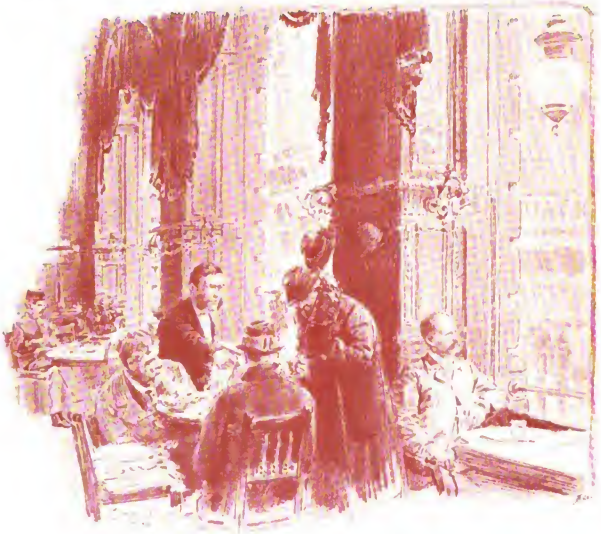
Mit fünfzehn Originalzeichnungen von **W. Gause.**

(Abdruck verboten.)

Auf der ganzen Welt hat sich das Wiener Kaffeehaus eingebürgert; aber nirgends, außer in Wien selbst, ist es wirklich ein Kaffeehaus nach dem Herzen der Wiener, weil zu dem Begriffe auch das richtige Land und die richtigen Leute gehören. Schon in der österreichischen Provinz vermißt man einige Charakterzüge des Wiener Kaffeehauses, im Auslande aber findet man in der Regel bloß die Äußerlichkeiten nachgeahmt. Es fehlt dort, wenn man so sagen darf, dem Wiener Kaffeehause der autochthone Geist, der es in Wien mit dem ganzen Zauber der Beschaulichkeit und Behaglichkeit erfüllt, dieser beiden Eigenschaften, welche die aus dem Orient stammende Einrichtung dem Wiener so unentbehrlich gemacht haben. Außerhalb Österreichs ist das Wiener Kaffeehaus zumeist verquickt mit anderen ortsüblichen Erfrischungsstätten. Es ist das Kaffeerestaurant. In Wien bietet das Kaffeehaus gleichfalls kalte Küche, Wein, ja sogar auch Bier, wenn der Gast es verlangt. Dennoch bleibt es seinem Charakter als

Digitized by Google

Kaffeehaus treu und will sonst nichts sein als dieses, vielleicht noch immer unter dem Einflusse der Erinnerung an die Art seiner Gründung. Ein Pole namens Kolschitzky, der sich während der zweiten Türkenbelagerung wiederholt als Späher den Wienern nützlich gemacht hatte, erhielt zum Danke dafür nach dem Abzuge der Türken die Erlaubnis, die zurückgelassenen Kaffeevorräte der Bedränger Wiens zur Errichtung eines türkischen Kaffeehauses zu benützen. Zwei Jahrhunderte sind seither vergangen, die Stadt Wien hat die Fesseln ihres Festungsgürtels gesprengt und ist heute eine Großstadt von mehr als anderthalb Millionen Einwohnern geworden. Das Wiener Kaffeehaus hat mit dieser Entwickelung immer gleichen Schritt gehalten. Aus den qualmigen Stuben, die im vorigen Jahrhundert und noch bis in die Mitte des gegenwärtigen hinein die Versammlungsstätten der Kaffeetrinker und Pfeifenraucher bildeten, ist das Wiener Kaffeehaus in der modernen Stadt zu dem nämlichen übermäßigen Luxus vorgeschritten, der die Üppigkeit unserer Epoche kennzeichnet. Ältere Wiener erinnern sich noch an das bescheidene „Silberne Kaffeehaus", sogenannt wegen seiner silbernen Tassen, in denen serviert wurde. Hier kamen in den dreißiger Jahren die Häupter der litterarischen Bewegung täglich zusammen: Lenau, um Billard zu spielen; Bauernfeld, um das damalige junge litterarische Wien mit seinen revolutionären Reden zu befeuern; ferner Grillparzer, der allerdings seltener erschien und dann schweigsam in einer Ecke saß; Anastasius Grün und andere, welche die Führer der heutigen junglitterarischen Bewegung als längst „überwunden" erklärt haben. Zwischen dem „Silbernen Kaffeehaus" und dem späteren Café Griensteidl auf dem Michaelerplatze, das auch noch den behag-



Zur Frühstückszeit im Café Habsburg.

Digitized by Google

Sonntags Nachmittags im Café Lehmann.

lichen alten Stil, wenngleich schon ausgedehntere Räumlichkeiten zeigte, lag die Periode der mächtigen Entwickelung Wiens, die jetzt wohl in den modernen Bauten auf ihrem Höhepunkt angelangt ist.

In all dem Sturm und Drange war das Kaffeehaus immer der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, war sozusagen der Salon für die Wiener, die in ihrem eigenen Hause nicht so gesellig sind wie die Norddeutschen, sondern ihre Empfänge gewissermaßen an einen neutralen Ort zu verlegen lieben, wie das Gast- und das Kaffeehaus. Das letztere sieht in seinen Räumen alle Schichten der Bevölkerung. Es gibt litterarische Cafés, Künstlercafés, Schauspielercafés, Kaffeehäuser für die Spießbürger vom Grunde, Kaffeehäuser, wo fast ausschließlich Handelsleute verkehren, Börsencafés, Damencafés u. s. w. Ohne erkennbaren Grund wird manches Kaffeehaus mit Vorliebe erst des Nachts auf dem Heimwege vom Theater oder Restaurant besucht, ein anderes wieder, das bei Tag ganz anständig ist, aus guten Gründen des Nachts gemieden, wenn man sich in Gesellschaft von Damen befindet. Insbesondere für den Junggesellen ist das Kaffeehaus eine zweite Heimat, wenn nicht seine eigentliche Heimat. Es gibt Garçons, die das erste Frühstück im Kaffeehause einnehmen, sich dorthin ihre Briefschaften kommen lassen, des Mittags dort ihren „Schwarzen" trinken und am Abend ihre Schinkenschnitte verzehren. Ja, es ist sogar nicht selten, daß solche eingefleischte Kaffeehausbrüder ihren Schneider oder sonstige Lieferanten ins Kaffeehaus bestellen, in dem sie mehr Stunden des Tages zubringen als in ihrer eignen Wohnung.

Der Reiz des Wiener Kaffeehauses, sein liebenswürdiger Zauber sind auch in der That unleugbar. Immer ist es durchsättigt von einer eigentümlichen lässigen Behaglichkeit, erfüllt von einer Atmosphäre müßigen Frohmuts, der sich daran genügen läßt, von der Zeitgeschichte aus den Blättern zu nippen und in gedämpftem Tone zu plaudern, wenn es in der Welt draußen donnert. Der

Digitized by Google

Am Lesetisch.

Fremde, welcher die Bedeutung des Kaffeehauses für den Wiener kennen lernen will, der muß es in den Frühſtunden beſuchen, und zwar nicht in der ſchönen Jahreszeit, ſondern an einem grauen, naſſen Spätherbſt- oder Wintermorgen, wenn der Tag noch ebenſo unausgeſchlafen iſt wie die Menſchen, welche frühzeitig ihr Tagewerk zu beginnen haben. Oben am Himmel wallen dicke Nebel, unten auf dem Pflaſter dunſtet die ſchmutzige Näſſe um die Wette mit dem fauligen Herbſtgeruch, den die verwelkenden Blätter des Parkes, die erſterbenden Gräſer und Pflanzen der nahen Anlagen ausſtrömen. Bei ſolch ſchwermütigem Wetter umſpinnt das Wiener Kaffeehaus ſeine Gäſte mit einem ganz unbeſchreiblichen Behagen. Durch ſeine blankgeputzten Spiegelſcheiben ſchimmert das elektriſche Licht, mit dem in keinem beſſeren Kaffeehauſe geſpart wird. Im großen Füllofen flackert ein mächtiges Feuer, und wenn man eintritt, umfängt einen gleich ein appetitliches Duftgemiſch von Kaffee, friſchem Gebäck und von noch jungfräulichem Cigarrenrauch. An den blanken Tiſchen iſt ſchon alles für die früh aufſtehenden Junggeſellen bereit, die aus ihren ungeheizten Zimmern mit aufgeſchlagenem Kragen dahergelaufen kommen und nach einem warmen Tropfen Kaffee oder Thee lechzen. Dieſe lieblichen Getränke dampfen unter den kundigen Händen des Feuerburſchen in der Kaffeeküche, während auf den verhüllten Billards neben den Kipfelkörben ganze Stöße von Zeitungen liegen, deren kräftiger Geruch nach Druckerſchwärze den Frühſtücksgäſten zu den friſchen Kipfeln auch ein friſches Stückchen Zeitgeſchichte verſpricht. Nach und nach rücken ſie nun an, die jungen und alten Hageſtolze, meiſt übellaunig, verſchlafen, fröſtelnd. Erwärmten ſie ſich und ihren Humor nicht an der traulichen Kaffeehauspoeſie des Morgens, es ſtünde ſchlecht um ihre Laune und Arbeitsfähigkeit während des ganzen Tages. Im Gegenſatze zu dem geſelligen Triebe am Abend ſetzt ſich jeder womöglich allein an ein Tiſchchen und greift nach ſeinem Lieblingsblatte, das der aufmerkſame Marqueur bereits vor ihn hingelegt hat. Draußen rollen die Wirtſchaftswagen durch den Kot in den trüben Morgen hinein und quatſchen die Schritte der Fußgänger auf dem Trottoir vor den Kaffeehausfenſtern. Drinnen klingt es von Zeit zu

Digitized by Google

Zeit metallisch im Ofen auf, starke Erwärmung des eisernen Kolosses verkündend, knistern die Zeitungen und schlurfen die Morgenschuhe des geschäftigen Marqueurs über den Fußboden. Man kann es zu Hause als Ehemann wahrhaftig so bequem und gemütlich nicht haben. Bis da geheizt ist und das Frühstück kommt, bis der Mann seine Zeitung hat, die immer die Frau zuerst lesen will — nein, das Frühstück im Wiener Kaffeehaus ist das Beste, was die Junggesellen haben! Und wie da dem Geschmacke und den Gewohnheiten des Gastes Rechnung getragen wird, welche sinnreichen Kombinationen bloß beim Kaffee allein möglich sind! Abgesehen von den drei quantitativen Unterscheidungen, nämlich Schale, Glas oder Portion, erhält man den Kaffee in folgenden Gestalten: eine Schale, sehr heiß, mit viel Haut; eine Schale Gold ohne alles; eine Melange mit Schlagobers; einen Kapuziner mit einem Stück Zucker mehr; einen Lichtbraunen in der Theeschale; einen Schwarzen im Wasserglas ohne Zucker; einen Nußbraunen mit Kognak; eine Schale Schwarzen mit zwei Gläsern Wasser ꝛc. ꝛc. —, lauter anmutige Variationen über das eine würzige Thema: Kaffee. Nun kommt aber noch die Wiener Gebäcksymphonie dazu: resche, warme Kaisersemmeln, mürbe Kipfel, Baunzerln, Wasserkipfel, Milchbrot mit Rosinen, Zuckerkipfel, Theestangerln, flaumige Briochelaibchen, ferner zur Allerseelenzeit geflochtene Heiligenstrizzel, im Fasching zuckerbestreute Krapfen, mit Marillengelé gefüllt, zur Osterzeit die herkömmlichen Osterflecken und zu jeder Jahreszeit den gelben, leckeren Gugelhupf.

Wenn unter diesen schönen Dingen in den Morgenstunden tüchtig aufgeräumt worden ist, so werden sie am Nachmittage für die Jause wieder reichlich ersetzt; denn nun rücken in vielen Kaffeehäusern die Frauen an, welche zwischen vier und sechs Uhr nachmittags ihre Besorgungen unterbrechen, um im Kaffeehause den von ihnen so geliebten Kaffee einzunehmen. Diese Sitte ist nicht älter als ein Decennium, hat aber rasch Eingang gefunden und wird heute schon als etwas Selbstverständliches betrachtet. Einst gehörte es zu den Seltenheiten, daß eine Frau in dem tabakduftenden Kaffee-

Im Billardsaal des Café Secession.

Digitized by Google

hause erschien; seitdem aber die Räume und die Ausstattung glänzender und die Vorrichtungen für den Luftwechsel verbessert worden sind, haben auch die Frauen Geschmack an diesem Zerstreuungsorte der Junggesellen und Ehemänner gefunden. Namentlich während des Winters und an Sonntagen wimmelt es in den Kaffeehäusern von Frauen, welche die illustrierten Journale durchfliegen, während ihre Gatten in den Spielzimmern eine Tarockpartie machen. Vom Kaffeehause aus wird dann ins Theater oder mit guten Bekannten ins Gasthaus gegangen. Auf diese Weise ist die Unbequemlichkeit erspart, zu Hause Sonntags Besuche zu empfangen und diese — womöglich noch in Abwesenheit des Dienstmädchens, das Ausgang hat — mit einer selbstbereiteten, kostspieligen Jause bewirten zu müssen. Auch die Kinder werden an Sonntagen ins Kaffeehaus mitgenommen, und da ist es oft drollig zu sehen, mit welcher Angst die besorgten Mütter die zarten Kinderseelen vor den frivolen Witzblättern zu behüten trachten, die allerdings mit ihren Zeichnungen und Texten nicht für Kinder bestimmt sind. Und auf dem Rückwege vom Gasthause wird abermals im Kaffeehause eingekehrt, um noch ein Stündchen zu verplaudern, ehe die heimatlichen Penaten aufgesucht werden. So bildet das Wiener Kaffeehaus stets wichtige Stationen auf dem täglichen Lebenswege der Wiener Bevölkerung.

Noch größer aber als die Vorliebe der Wiener für das Kaffeehaus ist der Unternehmungsgeist der Kaffeesieder. Man darf kühn behaupten, daß in jedem neuen Hause, das in Wien, zumal in der inneren Stadt, gebaut wird, ein neues Kaffeehaus eröffnet wird. Und da viele der neuen Gebäude schon im modernen Stile errichtet werden, der sich von dem alten bekanntlich dadurch unterscheidet, daß ein Haus allen erdenklichen Dingen: einem Dienstbotenkoffer, einem Senftiegel ꝛc. gleichen darf, nur keinem Hause, so wetteifern auch die neuen Kaffeehäuser in sogenannter secessionistischer Ausstattung. Dagegen ist eigentlich nichts einzuwenden, solange wenigstens der Kaffee seine richtige Farbe behält und die Zeitungen nicht mit

Aus dem Lesezimmer des Café Museum.

Digitized by Google

Arkadenhof im Café Central.

ſeceſſioniſtiſchen Lettern gedruckt werden, alſo noch lesbar ſind. Aber im übrigen bieten dieſe ſeceſſioniſtiſchen Kaffeehäuſer, mit Ausnahme des wirklich in künſtleriſchem Geſchmacke hergeſtellten „Café Muſeum“, des Verwunderlichen genug. Da iſt z. B. eines, deſſen Eingang zwei dürftige, nackte Menſchengeſtalten flankieren, welche durch die Gegenwart einer Schlange als Adam und Eva erkennbar ſind. Die unnatürliche Magerkeit dieſer beiden erſten Menſchen läßt darauf ſchließen, daß ſeit dem Sündenfall ſchon lange Zeit vergangen ſein muß, während welcher ſie ſich über die Sache beſtändig gekränkt haben. Die Schlange hält einen „Knickebein“ — Liqueur mit Eidotter — im Maul, um die Üppigkeit der Sünde zu veranſchaulichen, während Adam und Eva ihre Blößen notdürftig mit einer Kaiſerſemmel bedecken. Durch dieſe ſinnige Allegorie vorbereitet, daß er eine Stätte der Erholung und des Wohlbehagens betritt, findet der Beſucher das Innere des neuen Kaffeehauſes mit ſymboliſtiſchen Ge-

Digitized by Google

Im Vorgarten des Café Ronacher.

mälden geſchmückt, von denen das verſtändlichſte einen Märtyrer darſtellt, dem eben die Haut vom Leibe gezogen und durch ein härenes Gewand erſetzt wird. Dies iſt offenbar eine Allegorie auf die beliebte Wiener Kaffeemiſchung: „Kapuziner ohne Haut.“ Aus dem freundlichen Bilde eines Schornſteinfegers, unter deſſen Füßen während ſeiner Arbeit im Kamin Feuer angemacht wird, finden wir nach einigem Nachdenken heraus, daß dies einen „Schwarzen, ſehr heiß“ bedeuten ſoll. Ebenſo iſt in einem Kinde, das in einer Gletſcherſpalte ſteckt, das „Kleine Gefrorene“ angedeutet — und was dergleichen liebenswürdige Anſpielungen mehr ſind. Von der Decke hängen Klapperſchlangen als Beleuchtungsträger herab, die in dem anheimelnden Kopfe des Seeteufels endigen. Stiliſierte Raupen, Regenwürmer und Miſtkäfer erfreuen unſer Auge als Ornamente der Hohlkehle unter dem Plafond. Auch die Kredenz iſt ein Wunderwerk des neuen Geſchmackes. Die Kaſſiererin ſitzt auf einem aſſyriſchen Throne, umgeben von Pfauenwedeln, Elefantenköpfen und Krokodilſchwänzen. Gläſer und Flaſchen auf einem Bambusgeſtell hinter ihr tragen hieratiſche Aufſchriften, weshalb das Büffetfräulein genötigt iſt, jeden Schnaps vorher zu koſten, ehe ſie den richtigen einſchenken kann. Die Löffel nimmt ſie einem indiſchen Drachen aus dem Maule; die Zuckertäßchen haben die Form von Sperberköpfen und ſind als ſolche ſo täuſchend

Digitized by Google

Bitte — gleich!

nachgeahmt, daß man sich ganz leicht einbilden kann, sie stänken auch ein wenig. Die Gäste sitzen auf Dreifüßen, von denen sie bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung herunterfallen wie die Speckkäfer. Die Beine, die man bis dahin unter den Tisch zu stellen gewohnt war, muß man sorglich an sich ziehen, weil der moderne Kaffeehaustisch unten eine zweite Platte hat, auf der vermutlich für die Hunde serviert wird, wenn diesen dereinst der Kaffeehausbesuch wieder gestattet sein wird. In der Mitte steht das Billard: Ein Monument. Vier stilisierte Löwen tragen die Platte, deren Umrahmung durch ihre goldig in das Holz eingelassenen Motive dem Historiker kaum einen Zweifel läßt, daß Nebukadnezar schon auf einem ähnlichen Brette mit seinen Günstlingen Carambol gespielt habe. Faßt man noch den Spucknapf ins Auge, der aus einer Ecke wie eine Oriflamme aufsteigt, so fühlt man sich wahrhaftig veranlaßt, seiner Ergriffenheit über all diese verblüffend neuen Eindrücke mit dem Wiener Sprichworte Luft zu machen: „O, du verfluchtes Kaffeehaus! . . .“

Im Gegensatze zu diesen Geschmacksverirrungen blüht jedoch in manchen stillen Winkeln der Stadt noch das gute alte Kaffeehaus weiter, in dem man die Unruhe der Zeit verraucht, vertrinkt, verschläft und sie dreimal verachtet. Ich kenne ein ehrwürdiges Kaffeehaus in der inneren Stadt, noch eines von denen, die tiefe Fensternischen, summende Gasflammen und verschnörkelte erblindete Spiegel haben. Da gibt es sogar noch eine Stellage mit den längst außer Mode gekommenen langen Kreidepfeifen, weil eben auch noch Stammgäste leben, die heute wie vor vierzig Jahren aus solchen Pfeifen ihren Dreikönigstabak zu rauchen pflegen. In diesem Kaffeehause hört man kaum ein lautes Wort. Die lange Wiener Pendeluhr an der Wand tickt, die elfenbeinernen Bälle auf dem Billard rollen sanft und leise, und auch das Knittern der Zeitungen ist vernehmlich, wenn der Leser das Blatt umwendet. Es ist eine

Tschecherl (Falschspieler).

Digitized by Google

Stimmung, die sich vielleicht am besten frei nach Goethe ausdrücken läßt:

„Über allen Kipfeln ist
Ruh!"

Da und dort schläft ein Gast über der Zeitung ein, und der Marqueur geht mit unhörbaren Geisterschritten im Lokale herum, um niemand zu wecken.

Das vornehmste Kaffeehaus des älteren Wiens war das Café Daum auf dem Kohlmarkte. Freilich, im Vergleiche zu den prunkvollen Räumen der heutigen Wiener Kaffeehäuser bot es auch nur eine Reihe von niedrigen, gewölbten, räucherigen Stuben; aber es war der Versammlungspunkt des eleganten Wien im Vormärz bis weit in den Nachmärz hinein. Charakteristisch für dieses Kaffeehaus war seine Staffage vor dem Haupteingange auf dem Kohlmarkte. Da standen fesche Kavallerieoffiziere und geschniegelte Dandies stundenlang mit dem Rücken an die Mauer gelehnt und flirteten mit der vorübergehenden schönen Welt. Im Inneren dagegen saßen Staatsmänner und Abgeordnete bei ihrer Tasse Kaffee oder spielten in dem abgeschiedensten Hinterzimmer ihre Partie Tarock. Das Café Daum ist längst verschwunden wie so viele dieser traulichen, das harmlose, enge kleine Wien von damals widerspiegelnden Stätten, deren Gemütlichkeit weitaus den Eindruck der heutigen Kaffeehäuser übertraf, wie ja auch das alte Wien mit seinen Basteien, finsteren Stadtthoren und krummen, engen Straßen weit malerischer war als die heutige ins Große

Stammgäste.

Fensterguckerin im Café Scheidl.

Digitized by Google

Drei Uhr morgens im Café „Zur Kugel."

wachsende Capitale. Aber ganz hat sich der Hauch der Gemütlichkeit aus unseren Kaffeehäusern nicht verdrängen lassen; darum zieht sie der Wiener allen anderen Gaststätten immer noch vor. Es gibt fast keine Berufsgattung, deren Vertreter nicht eine Stunde des Tages dort Erholung oder Anregung suchten. Die junge Wiener Litteratur ist beinahe vollständig im Kaffeehause entstanden. Ihre Wiege war das schon oben erwähnte Café Griensteidl auf dem Michaelerplatze, das eben infolge des selbstbewußten Auftretens der jugendlichen litterarischen Übermenschen den heiteren Beinamen „Café Größenwahn" erhielt. Als vor einigen Jahren der Umbau des Herbersteinschen Hauses den letzten Sprossen der Kaffeesiederdynastie Griensteidl aus den angestammten Hallen vertrieb, gab dieser Auszug einem jungen Satiriker Gelegenheit zu der vielbelachten, schon in mehreren Auflagen erschienenen Schrift: „Die demolierte Litteratur." Das litterarische Jung-Wien zerstreute sich von da an nach verschiedenen Punkten der Stadt, natürlich wieder in Kaffeehäuser. Heute sind die verschiedenen Richtungen und ihre Führer teils im Café Pucher, teils im Café Imperial, im Café Museum oder im Café Scheidl zu allen Tageszeiten zu finden. Das letztere Kaffeehaus, an der Ecke der Kärntnerstraße gegenüber der Oper gelegen, hat auch eine Art Berühmtheit durch seine Fenstergucker erlangt. Jahrelang nehmen dort nämlich bestimmte Gäste bestimmte Fensterplätze ein, die ihnen vom Marqueur reserviert werden. Es gelingt

Der alte Herr.

Digitized by Google

Im Kursalon (Stadtpark).

ihnen auf diese einfache Methode, bekannte Persönlichkeiten zu werden, da sie durch ihre Beharrlichkeit Tausenden und Tausenden, die da vorübergehen, im Gesichte bleiben.

Wien bei Nacht hat auch seine eignen Kaffeehaustypen. Wer spät nach Mitternacht vom Schottenring über die Freyung zur inneren Stadt wandert, der sieht das Café „Zur Kugel" Am Hof hell erleuchtet und dicht besetzt. Dieser Andrang währt bis weit in den Morgen hinein. Es sind die Kräutler und Kräutlerinnen, die zu vielen Hunderten den nahen Gemüsemarkt beschicken und um diese Zeit bereits frühstücken. Diese braven Leute geben mit ihrer stillen Emsigkeit dem Café ein anderes Gepräge, als einige Gassen weiter das nächste, von fragwürdigem Gesindel besuchte „Tschecherl", das den Abschaum der Großstadt beherbergt, oder das elegante Nachtcafé, in dem sich die Lebewelt bei den Weisen einer Zigeunerkapelle herumtummelt.

Zur Sommerszeit gewinnen natürlich die Kaffeehäuser im Prater, dann der Kursalon im Stadtpark besondere Bedeutung, wie überhaupt jedes, das einen sogenannten Vorgarten besitzt, bestände er auch nur aus einigen transportablen Epheustöcken. Der Wiener Volksmund hat längst die Formel für dergleichen Kaffeehausgärten gefunden: „Schani, trag den Garten aussi!"

Wenn man vom Wiener Kaffeehause spricht, darf man nicht seiner Bedeutung als einer riesigen Leihbibliothek vergessen. Die im Verhältnisse zu ihrer kostspieligen Herstellung und ihrem auf der Höhe der Zeit stehenden Inhalte auffallend hinter den englischen und französischen, ja selbst manchen reichsdeutschen Blättern zurückbleibenden Auflagen der Wiener Zeitungen sind auf die Gewohnheit zurückzuführen, daß ein ansehnlicher Teil des Lesepublikums sein Lesebedürfnis ausschließlich im Kaffeehause deckt und daher kein eigenes Abonnement eingeht. Der Geist des Wiener Kaffeehauslesers durchfliegt dank der Massenhaftigkeit des Lesematerials alle Zonen der Erde und des menschlichen Wissens. In diesem Betracht ist das Wiener Kaffeehaus mehr als der Schauplatz bequemer Geselligkeit und zeittötenden Bummels; es ist ein kulturelles Element, das man sich aus der österreichischen Hauptstadt nicht hinwegzudenken vermöchte.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Die „Separatvorstellungen“ König Ludwigs II. von Bayern.

Von

Karl von Heigel.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1872 nahmen im Hoftheater zu München die dramatischen Vorstellungen ihren Anfang, denen der König allein mit einigen wenigen von ihm Geladenen beiwohnte. Der Titel „Separatvorstellungen“ war rasch dafür gefunden, und alsbald gingen über die geheimnisvollen Bühnenspiele im In- und Ausland die abenteuerlichsten Gerüchte. Alle die Mythen wurden bei Lebzeiten des Fürsten aus begreiflichen Gründen niemals widerlegt, und sie erhielten sich auch nach seinem Tode, trotzdem von unterrichteten Männern das Thatsächliche, die volle Wahrheit über diese Besonderheit König Ludwigs in Büchern und Zeitschriften festgestellt wurde. Für die Mehrheit sind jene Aufführungen bei verschlossenen Thüren noch heute eine Schrulle, ein Beweis für die sich früh vorbereitende Umnachtung des königlichen Geistes. Die Verfasser der sogenannten Königsstücke aber hat man kurzweg als Byzantiner gebrandmarkt, die den krankhaften Neigungen des Fürsten schmeichelten und dadurch Mitschuldige an seinem Verhängnis wurden. Ich, der ich zu jenen zählte, kann ein Lied davon singen. — Leider wurde das Publikum in seinem Irrtum namentlich durch die Schilderung bestärkt, die eine große Künstlerin, Frau Charlotte Wolter, in der „Neuen Freien Presse“ veröffentlichte. Ich berichtigte in meinem „Beitrag zur Lebensgeschichte des Königs“ in durchaus ruhiger und sachlicher Weise ihre Darstellung. Ein Herr Dr. Sulzbach entgegnete in einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ darauf: „Alle diese Eindrücke sollen nur in der Einbildungskraft der Künstlerin existieren, obwohl die Schilderung sich so überzeugend natürlich liest? Herr Heigel sagt: Ja! Frau Wolter: Nein! Aussage gegen Aussage; mit welchem Recht verlangt nun Herr Heigel, daß man ihm glaube?“ — Es liegt doch anders. Frau Wolter konnte sich in ihren Erinnerungen täuschen. Das ist verzeihlich. Ich aber kann versichern, daß nach meinen Erfahrungen und Erkundigungen ihre Darstellung der Vorgänge unrichtig ist.

Ein wackerer Mann hat für mich geantwortet, August Fresenius, der selbst in mannigfacher Weise für die Separatvorstellungen thätig und bei mehreren Zuschauer war. In seinem hochinteressanten Essay über die Separatvorstellungen König Ludwigs II. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 45) schrieb er: „Mit welchem Recht Herr Heigel verlange, daß man ihm glaube? Mit dem Recht der Wahrheit, lautet die Antwort auf diese Frage. Von dem schriftstellerischen Erguß (der Frau Wolter) kann man dagegen sagen: Nichts als Unwahrheiten oder gehässige Entstellungen.“ — Auch Major Gresser, der sich als Hofsekretär des Königs ein klarstes Urteil bilden konnte, wandte sich in einem Aufsatz: Noch ein Wort über die Separatvorstellungen König Ludwigs II. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 114), gegen die „böswilligen Gerüchte, die durch Frau Wolter in Schwang kamen“. Er bestreitet, daß die Separatvorstellungen für die krankhafte Menschenscheu des Königs beweiskräftig seien, nach ihm waren sie „ein unvergleichlich weihevoller Kunstgenuß“.

Mein bescheidenes, doch von lebendigem Gerechtigkeitsgefühl diktiertes Werk fand geringe Verbreitung. Wie wurde seitdem so manches aus dem Leben des Königs als allerneueste Enthüllung mitgeteilt, was längst in meinem Buche zu lesen war! Diese persönliche Erfahrung kann mich nicht abhalten, mein Wissen bekannt zu geben. Denn wer dürfte, wer wollte die Wahrheit verschweigen, wenn sie für das Andenken eines Unglücklichen entlastend und für seine Hinterbliebenen tröstlich ist.

Entlastend — auch wenn die Separatvorstellungen manche für das Krankheitsbild bezeichnende Züge liefern. So erzählt Gresser a. a. O., daß sich der König eine Übersetzung des Wortes „Etikette“ verbeten habe, der dafür gewählte Ausdruck „Brauch“ erschöpfe es nicht und sei überdies „banal“.

Richtig! Etikette ist mehr als Brauch, Etikette sind die Hausgesetze, für den Fürsten bindend, wie für seinen Hof; die Etikette ist, was an sich unbedeutenden Dienstleistungen und kleinlichen Vorgängen Würde, ja, Weihe verleiht. Kein dynastischer

Digitized by Google

Fürst in der civilisierten Welt, wie unter den Wilden ist ohne Etikette! Sie vererbt sich mit der Krone, von der noch Voltaire, dem sonst nichts heilig war, behauptete, daß der König sie nicht vom Volke habe. „Le roi tient sa couronne de soixante-cinq rois, ses ancêtres.“ Durch die Vernachlässigung der Etikette zerstörte Ludwig XVI. in wenigen Jahren den Nimbus seiner Ahnen und der Krone. Anderseits ist König Ludwig II. von Bayern ein Beispiel, wie gefährlich die letzten Konsequenzen sind. Er wurde mehr und mehr unnahbar, zuletzt unsichtbar. Konsequent wie ein orientalischer Fürst — doch wir sind keine Orientalen! Was aber die Separatvorstellungen betrifft, so wollte er — wenigstens in den ersten Jahren — nicht sich selbst, sondern seine Geschmacksrichtung verbergen, seine unbegrenzte Bewunderung für Ludwig XIV. Diese Scheu war ein Feingefühl; symptomatisch bedenklich dagegen war es, als der König auf der Herreninsel im Chimsee ein zweites Versailles mit allen für uns Deutsche traurigen Erinnerungen aufrichtete. Wohl fühlte er selbst einen Stachel. Denn er äußerte wiederholt, daß die schmachvolle Verwüstung der Pfalz gegen den Willen Louis XIV. geschehen sei. Das ist vielleicht wahr. J. Disraeli führt in seinen Curiosities of Literature eine Stelle aus Ludwigs XIV. Discours für den Dauphin an, in welcher der König die Gewaltmaßregeln gegen die Protestanten unter seiner Regierung entschieden mißbilligt. Diese Stelle und ähnliche wurden von den Herausgebern der Instruktionen, eifrigen Katholiken, einfach unterdrückt.

Immerhin — ein Bauwerk ist ein Monument, das bleibt; ein Theaterstück aber, das weder dem Tagesgeschmack, noch dem Nationalgefühl entspricht, ist eine harmlose Eintagsfliege. Und wenn wir von der Politik Ludwigs XIV. absehen, ist des bayerischen Fürsten Vorliebe für ihn nicht so unbegreiflich. Der Gönner Bossuets und Racines, der Beschützer Molières, der Fürst, der einen Colbert zu seinem Minister wählte, war jedenfalls ein bedeutender Mensch. Daß der Sonnenkönig eine angeborene Würde, eine gewinnende Hoheit, la majesté naturelle, besaß, bezeugen alle Zeitgenossen.

Unserem Ludwig II. erging es wie dem Kaiser in Christoph Marlowes tragical history of Doctor Faustus, der den Magier inständig bittet, ihm Alexander den Großen zu zeigen:

It grieves my soul I never saw the man.

Da wir keine Fauste mehr haben, mußte sich Ludwig mit den Phantomen der Theaterdichter begnügen.

Die Vorliebe für das Theater und seine Leute hatte der König mit allen Bewohnern seiner Haupt- und Residenzstadt gemein. Ich glaube, daß im *alten* Deutschland die gesellschaftliche Stellung der Bühnenkünstler nirgends so behaglich war, wie in München. Nicht nur bei Hofe waren sie beliebt und geachtet, auch in den bürgerlichen Kreisen fanden sie dankbare Anerkennung, Zuneigung, Freundschaft. Nicht das gute Bier allein, hauptsächlich die gute Behandlung war der Grund, warum sich die Norddeutschen, wie Dahn, Jost, Christen u. a., dort so rasch eingewöhnten. Der Bassist Pellegrini, den Stendhal (Henry Beyle) in seinen Briefen aus Italien wiederholt erwähnt, wurde in München alsbald „unser Pellegrini“, und er verließ auch sein Häuschen in der Frühlingsstraße nicht mehr, als er in den Ruhestand trat.

Da die Separatvorstellungen Jahr für Jahr zu bestimmten Zeiten und in der Regel nicht während der üblichen Spielstunden stattfanden, konnte die Intendanz dafür sorgen, daß die Münchener in ihrem gewohnten Theatervergnügen nicht gestört wurden. Die Hauptdarsteller empfingen für ihre außergewöhnlichen Anstrengungen königliche Geschenke, Statisten und Arbeiter doppelte Lohnung. Sodann war der König im Hoftheater doch wohl in seinem Hause. Bei den bescheidenen Eintrittspreisen würde sich das Hoftheater ohne die bedeutenden Zuschüsse aus der königlichen Schatulle nun und nimmer auf der künstlerischen Höhe erhalten haben. Es hätte, um mich „buddhistisch“ auszudrücken, auf eine niedrigere „Ebene“ herabgesetzt werden müssen.

Das Haus war bei den Separatvorstellungen wie bei gewöhnlichen in allen Räumen erleuchtet. Der einzige und einen Zuschauer war der König niemals. Über seiner großen Loge saßen immer die einen und anderen Geladenen, die Hof- und Kabinettssekretäre, die Verfasser der „Königsstücke“ u. a. Auch in seiner Loge war der König nicht immer allein, so war kurz nach ihrer Vermählung mit dem Prinzen Leopold Prinzessin Gisela dort zu Gaste. — Auf der Bühne ging es bis kurz vor Anfang lauter und lebendiger als an gewöhnlichen Theaterabenden zu, denn der Zuschauerraum war hell, aber leer. Die Dekoration wird fertig gestellt; ein greller elektrischer Lichtstrom oder sanfte Abendröte, die letzte Probe des Maschinisten, fällt auf höfisches oder reisiges Volk, auf Pagen, Arbeiter im Leinenkittel und weißarmige Genien. Zwischen zwei Bühnenwänden überstiegt Frau von Maintenon ihre Rolle und ein gewöhnlicher Koturier im Straßenanzug sitzt bequem und breit auf einem Taburett, während der Sonnenkönig, einen blitzenden Stern auf der Brust, stehend mit ihm plaudert. Immer mehr vermummte Gestalten tauchen auf und füllen die Räume, denn bei Aufzügen, Hofempfängen, Volksscenen wurden wirklich Massen, Hunderte von Männern, Frauen, Kindern ins Treffen geschickt. Und die Trachten aller, von vornehmem und geringem Volk, waren immer historisch getreu und an Samt und Seide wurde nicht gespart.

Der Regisseur, dem das Nahen des königlichen Hausherrn gemeldet wird, schnalzt mit den Fingern. Husch, husch! — Totenstille... Durch das Haus dröhnt ein schwerer Tritt. Der König erscheint in seiner großen Loge der Bühne gegenüber, in demselben Augenblick tönt ein Glockenzeichen, und der Vorhang geht empor.

Nach jedem Aktschluß begab sich der König in einen anderen Raum, wo er las, oder den Intendanten, oder seinen Hofsekretär empfing. Auf der Bühne beginnt wieder ein Hin und Her, doch eine neue Gestalt erscheint jetzt auf der Bildfläche: der königliche Kammerlakai in besticktem blauem Frack und gelben Kniehosen. Er bringt den Künstlerinnen mächtige Blumensträuße, drückt

Digitized by Google

Büste des Generals Frhr. von der Tann-Rathsamhausen. Von Friedrich Pfannschmidt.
(Münchener Glaspalast 1899.)

Digitized by Google

den Helden, Liebhabern und Intriguanten die allerhöchste Zufriedenheit aus, meldet aber auch dem Regisseur, was der König an Darstellern oder Einrichtung zu rügen fand. Er kehrt in jedem Zwischenakt wieder, nicht nur mit Blumen, sondern mit dauerhafteren Gaben, Armbändern, Broschen, Taschenuhren, Ringen ꝛc. Auch die Träger kleinerer Rollen wurden nicht vergessen. Die Spenden bestanden nicht immer nur in Schmucksachen. So erhielt Possart einmal nach einer Aufführung des „Narziß" eine Pagode, ein kostbares Porzellanstück. Und ich sehe noch den unübertrefflichen Darsteller Ludwigs XIV., den wackeren Rittsling († 1881), wie er nach einer Vorstellung aus dem Theater in die Nacht schritt, einen Schlapphut auf dem Kopf, einen Shawl um den Hals und eine mächtige Barockstanduhr in den Armen!

So gruselig, wie Frau Wolter die Sache schilderte, war's also nicht. Ein gefülltes Haus macht dem Bühnenleiter und den Darstellern Freude. Allein steigt und fällt der Wert und Genuß des Schauspiels mit der Zahl der Zuschauer?

„Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?" ꝛc.

Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, daß die Künstler, wie groß oder klein die Rolle war, ihr Bestes gaben. Ich bin freilich Partei, ich war natürlicherweise befangen, doch kunstverständige Männer, die öfter als ich Zuschauer bei den Sonderaufführungen waren, unbefangene Zuschauer, sprachen von den Leistungen der Künstler, von der poetischen Wirkung der Schauspiele und Opern mit der gleichen Wärme, wie ich. Von den vielen Jahren, in denen ich sozusagen Mitarbeiter der Münchener Hofschauspieler war, habe ich nur freundliche Erinnerungen. Sie kannten so gut wie ich die Schwächen des Werkes, die teils aus den Schranken meiner Begabung, teils aus der Natur der Aufgabe zu erklären waren. Aber diese Einsicht lähmte nicht ihren Eifer, sondern spornte sie. Sie machten das Gute besser und das Schwächliche erträglich. Die Regie lag gewöhnlich in den Händen Possarts. So gründlich der König den Text der Dramen kannte, war ihm doch die Stimmung, das Lokalkolorit, das kulturhistorische Bild die Hauptsache. Wie Possart (heute Ernst Ritter von Possart) das herausarbeitete, war bewundernswert. Das Wispern und Kichern und Flirten einer kleinen Rokokogesellschaft war und wirkte ebenso lebenswahr, wie das Volksgewühl und -getöse bei einem mittelalterlichen Gottesgericht. Dabei war Possart der beste Sprachmeister, dem ich begegnet bin.

Offenbar waren die ersten Sonderaufführungen nur Versuche. Wer zu Ludwigs Zeiten in München lebte, weiß, daß die Anwesenheit des Königs im Theater für das Publikum das Hauptschauspiel war. Der König wurde durch die allgemeine Neugier im Genuß gestört, auch besaß er bei allem Selbstbewußtsein ein gut Teil Schüchternheit, was keinen Menschenkenner überraschen wird. Zunächst versuchte er es als Zuschauer auf der Bühne. Er wohnte 1869 der Generalprobe eines Dramas von Dumas auf der Bühne bei. Ich kann mir das Behagen der Künstler und die Enttäuschung des Königs vorstellen. Bei einer Theateraufführung ist jeder Nichtbeschäftigte auf der Bühne ungefähr so erwünscht, wie ein nichtmilitärischer Grandseigneur in einem Kriegslager. Anderseits will die Welt des schönen Scheines aus einer gewissen Entfernung betrachtet sein. Ludwig hat nie mehr den Fuß auf die Bühne gesetzt. Der Gedanke an Sonderaufführungen lag nun nahe. Im Frühjahr 1872 wurde ein einziges Lustspiel bei verschlossenen Thüren gegeben, und zwar im kleinen Residenztheater: „Die Gräfin du Barry", nach dem Französischen von Louis Schneider, dem bekannten Hofrat und Vorleser Kaiser Wilhelms I. Über Ludwig XV. und seine Damen war sich unser Fürst sehr klar. Er las die wütenden Ausfälle Scherrs gegen jenen anfangs vielversprechenden, bald verjuxmpften Herrn „mit Vergnügen". Das Milieu aber zog ihn an, die glitzernden Rokokogemächer und die farbenprächtige Gesellschaft, wie es so viele Dichter und Maler angezogen hat. Alfred de Musset war kein Hofpoet, und doch schrieb er die Erzählung: „Das Schönpflästerchen", die ein Kompliment für die Marquise Pompadour ist. Darf ich den Rokokosessel nicht bequem finden, weil in der Blütezeit des Rokoko im Staate Frankreich vieles faul war?

Im folgenden Jahre nahm mit dem Vergnügen des Königs auch die Zahl der Vorstellungen zu. Ein paar Lustspiele nach dem Französischen, harmlose Compagniearbeiten: „Der Fächer der Pompadour" und „Léonard, der Perückenmacher", eröffneten den Reigen. Die Intendanz gab am 17. Februar 1873 zur Gedächtnisfeier Molières (gest. 17. Februar 1673): „Die gelehrten Frauen" und „Der eingebildete Kranke"; am 3. Mai: „Der bürgerliche Edelmann". Am 6. Mai wurde letzteres Lustspiel als Separatvorstellung vor dem König wiederholt. „Le Misanthrope est admirable, le Bourgeois gentilhomme est plaisant," sagt Voltaire. Die Komödie ist lustig, aber in einer sehr ernsten Absicht verfaßt, ein ehrenvolles Zeugnis von dem stolzen Bürgersinn und Freimut des großen Dichters. Molière geißelt den eitlen, einfältigen Krämerssohn, der durchaus in die adelige Gesellschaft will, aber nennt auch den Preis, um den so mancher Grandseigneur einem bürgerlichen Dummkopf schmeichelt.

Am 9. Mai wurde zum erstenmal das Werk eines deutschen Schriftstellers gegeben, und zwar ein altes Stück: „Narziß" von Brachvogel. In allen folgenden Jahren bis zu seinem letzten ließ der König am 9. Mai diese Vorstellung wiederholen. Das beweist den tiefen nachhaltigen Eindruck, ohne ihn zu erklären. Verschiedene Künstlerinnen, die dem König in der Rolle der Pompadour gerühmt wurden, erhielten die Einladung, an diesen Narzißabenden vor ihm zu spielen: die Damen Ziegler, M. Meyer, Irschik, Wewerka, Herzfeld-Link, Keller, Lewinsky, Otto-Martinez, Wolter. Nicht eine bestimmte Darstellerin also, sondern die Pompadour selbst müßte den König bezaubert haben! Doch der kecke Trick Brachvogels, die Marquise Pompadour, geschiedene d'Etioles, geborene Poisson, auch noch als durchgegangene Frau

Digitized by Google

Rameau zu präsentieren, verschönert das Bild der Vielgelästerten nicht, sondern verzerrt es noch mehr. Darum glaube ich, daß hauptsächlich Rameau den König beschäftigte, wahrscheinlich der Rameau Diderots mehr, als der Brachvogelsche, der einen unfranzösischen, dem Charakter widersprechenden sentimentalen Zug erhalten hat. Dem Vielbelesenen stand der berühmte Dialog lebendig im Gedächtnis. Ludwig bewunderte das meisterhafte Porträt, und das Modell, der Narr mit so vielen richtigen Gedanken, ergriff ihn. „Dergleichen Originale," sagte er mit Diderot, „*des Jahres können sie mich einmal festhalten*, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen abstickt und sie die lästige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsere Erziehung, unsere gesellschaftlichen Konventionen, unsere hergebrachten Anständigkeiten eingeführt haben." Im Herbst wurden wieder ein paar Schauspiele aus dem Französischen, dramatisierte französische Hofgeschichten, aufgeführt, auch ein Ballett: „*Ludwig XV.*" von *Lucile Grahn-Young*.

Es blieb nicht bei diesem einen Ballett, doch auch von einem Tanzstück verlangte Ludwig mehr als der gewöhnliche Ballettfreund und anderes als der Freund der Balleteusen. Das Wort des Pariser Tanzmeisters Marcel, von dem Helvetius erzählt: „Que de choses dans un menuet!" ist am Ende so unsinnig nicht. Es ist ein Unterschied zwischen einer Gavotte oder Courante Lullys, getanzt von Ludwig XIV. in Versailles, einer Bourrée Mourets, von Schäfern und Schäferinnen im Stil Watteau getanzt im Schlosse Sceaux der Herzogin von Maine, und einer Runde, getanzt von den Hallenweibern zu den Klängen der Carmagnole auf dem Grèveplatz von Paris.

Als im Frühjahr 1881 im Wiener Hofoperntheater ein „historisches" Ballett: „In Versailles" gegeben wurde, reisten Fresenius und Ballettmeister Fenzel nach Wien, um dem König darüber zu berichten. Nach Fresenius war das Ballett hübsch, aber nicht historisch. Auf „In Versailles" wurde daher verzichtet, dafür im Herbst das Ballett: „Les plaisirs de l'île enchantés" vor dem König aufgeführt. Das war der Titel fröhlicher Feste, die Ludwig XIV. in den Maitagen des Jahres 1664 seiner Gemahlin und ihrer Mutter zu Ehren in Versailles veranstaltete. Molière hatte dazu den Entwurf und ein Zwischenspiel: „La Princesse d'Elide" gedichtet. *Fresenius* nun brachte die Handlung, die im Original auf mehrere Tage verteilt war, in eine knappere Form, *Fenzel* übernahm die choreographische Arbeit, *Max Zenger* die musikalische Begleitung. Unter Ludwig XIV. trugen die Tänzer auf der Bühne wie im Ballsaal Masken, auch traten Tanzkünstler in weiblichen Rollen, z. B. die berühmten Pécourt und Boutteville im Ballett „Atys" als *Nymphen* auf. So weit ging der bayerische König in seiner Hochachtung des Historischen doch nicht.

Im Frühjahr 1874 begannen die Separatvorstellungen mit *Paul Heyses* „*Ehre um Ehre*". Allerdings tritt in diesem Drama König Ludwig XV. auf, doch wird niemand behaupten, daß es zu dessen Verherrlichung geschrieben sei. Das Lob beschränkt sich auf die gerechte Anerkennung seiner persönlichen Tapferkeit in der Schlacht von Fontenoy. In der Fabel selbst spielt er den Großmütigen wider Willen. Das Drama wurde noch in demselben Jahre öffentlich aufgeführt. Die ersten im Auftrage des Königs und ausschließlich für die Separatvorstellungen verfaßten Dramen waren: „*Der Weg zum Frieden*" von *Schneegans* (am 6. Mai) und „*Unter den Lilien*" von *Hermann von Schmid* (am 31. Oktober). Daß sich ein Schriftsteller mit *einem* Leser, *einem* Zuhörer begnüge, erregte die Verwunderung namentlich solcher Kollegen, die der Lorbeeren und Tantièmen sicher sind. Ein kritischer Spaßvogel nannte die Genügsamen „Privatdichter". Ach, wie viele, viele sind Privatdichter und wissen es nicht! Wie mancher Schriftsteller glaubte zur Nation zu reden, und schließlich hat er nicht mehr gewirkt, als wenn er nichts geschrieben hätte.

Wenigstens sprechen jene Königsdramen zu Gunsten des Auftraggebers. Wenn sich Ludwig nicht nur in kranken, sondern auch in gesunden Tagen mit Louis XIV. indentifiziert hätte, wie manche behaupten, würde er von seinen „Hofpoeten" jedenfalls nur Dramen im Geist und in der Form des französischen Klassicismus verlangt haben. Das war nicht der Fall. Alle seine Autoren standen unter dem Einfluß Shakespeares, nicht der französischen Klassiker. Ludwig II. hatte für Naivetät, die dem Zeitalter Ludwigs XIV. gänzlich fehlte, volles Verständnis. Was bewunderte Ludwig II. an Viktor Hugo? Die leidenschaftliche Sprache, die Fülle von Schmerzensschreien und Jubeltönen, die der Dichter auf seinen Saiten hat. Doch eben diese rücksichtslose Äußerung der Gemütsbewegung wurde von den Poeten Ludwigs XIV. *grundsätzlich* vermieden. Ich sage nicht, daß ein Corneille, ein Racine unfähig gewesen sei, tief zu empfinden, aber sie bewahrten im Ausdruck stets ein gewisses Maß; ihre Sprache ist schwungvoll, niemals jedoch heftig, stürmisch, auch da nicht, wo das Heftige, Stürmische natürlich wäre.

Hofpoeten? Feile Stribenten, die eine Persönlichkeit als Engel oder Teufel schildern, je nachdem der Allergnädigste befiehlt? Dem war nicht so. Der Gang der litterarischen Angelegenheiten war folgender: Wenn der König eine geschichtliche Persönlichkeit, die seinen rastlosen Geist beschäftigte, in ihrem Milieu auf der Bühne zu sehen wünschte, so setzte sich der Hofsekretär mit dem von ihm vorgeschlagenen oder vom König bestimmten Autor in Verbindung. Dieser entwarf einen Plan. Genaue Angabe der geschichtlichen Quellen, auf welche er die Handlung gründete, wurde verlangt. Ludwig prüfte den Plan und genehmigte ihn kurzer Hand oder äußerte seine Bedenken oder Wünsche. Das alles wurde in der artigsten Form dem Verfasser mitgeteilt. Ich gebe — mit Weglassung der unter Gebildeten üblichen Höflichkeitsfloskeln — ein Beispiel.

Ludwig hatte den Besuch König Friedrichs II. und Voltaires bei der Markgräfin Sophie in Bayreuth in eine dramatische Handlung verflochten gewünscht. Ich machte den Konflikt der markgräflichen Ehegatten, an dem bekanntlich die Liebelei

Digitized by Google

des Markgrafen mit der Hofdame Frl. von Marwitz schuld war, und die durch ein außerordentliches Ereignis herbeigeführte Versöhnung zum Kern der Handlung. Nach Einsendung des Scenariums erhielt ich vom Hofsekretär, Herrn von Bürkel, dessen ich mit inniger Verehrung gedenke, folgende Mitteilung:

„S. M. der König lassen Ihnen die uneingeschränkte Zufriedenheit mit dem Entwurf Ihres neuen Stückes aussprechen.

S. M. schicken Ihnen die anliegende Nummer von ‚Über Land und Meer' zur gefälligen Kenntnisnahme gegen Rückleitung." (In der Zeitschrift war ein Werk des Empfängers günstig besprochen.)

Allerhöchstdieselben wünschen:

Daß als III. Akt eine Darstellung von Scenen aus Voltaires ‚Zaire' oder ‚Mohammed' durch Personen des Hofes eingeschoben werde, bei deren Abspielung sich die Liebesintrigue zwischen dem Markgrafen und der Marwitz entspinnt und vielleicht aus Anlaß des Stückes mehr und mehr entwickelt.

Die äußerst wirksamen Abschlüsse des vorletzten und letzten Aktes wünschen S. M. nicht alteriert, so daß aus den projektierten vier Akten wohl fünf werden müssen."

War einmal der Plan genehmigt, so hatte der Autor keinen Einwand mehr zu befürchten. Er brauchte seiner poetischen Beredsamkeit keinen Zwang anzuthun, er konnte im Vertrauen auf die Regie Possarts und die Zauberkünste des Maschinendirektors Lautenschläger sogar kühne Phantasien haben. Nur durfte er sich nicht Zeit lassen, denn der König, den viele Menschen und Dinge beschäftigten, drängte gewöhnlich.

Eine Censur gab es nicht. Ludwig hörte Behauptungen und Deklamationen, die seinen politischen und socialen Ansichten schroff entgegenliefen, ohne Stirnrunzeln an, nur mußten sie dem historischen Charakter der dargestellten Persönlichkeit entsprechen. Dies fällt bei der Frage, warum er das ausschließliche Eigentum der für ihn geschriebenen Dramen verlangte, ins Gewicht. Wie leicht konnte so manches mißdeutet werden! Und seien wir aufrichtig: Wer läßt sich denn von Hinz und Kunz in das Innerste seiner Seele sehen? Außer den lyrischen Dichtern niemand.

Im Schauspiel des älteren Alexander Dumas „Die Jugend Ludwigs XIV." (übersetzt von Schneegans, aufgeführt am 7. November 1874), wird der angehende Sonnenkönig mit Franzista Lavallière von einem Gewitterregen überrascht. Dumas folgte einer Überlieferung. Jenes kupplerische Gewitter kann am französischen Hofe nicht mehr besprochen worden sein, als das theatralische von den guten Münchnern. Der König, hieß es, hätte einen regelrechten Platzregen befohlen, und so habe man die sinnreiche Feuerlöscheinrichtung ausgenutzt. Es rieselte und rann aus tausend Poren, alsbald war die Bühne überschwemmt und das unglückliche Liebespaar mußte, bis an die Knöchel im Wasser, unter der Brause ausharren. In Wahrheit ging nur ein handbreiter Regenstrich zwischen zwei Soffiten nieder und Louis XIV. und sein Lieb standen im Trocknen. Oskar Blumenthal hat den französischen Trick im „Weißen Rößel" mit großem Erfolg wiederholt.

Im folgenden Herbst besaht Ludwig die Aufführung von Schillers „Die Jungfrau von Orleans". Über unseren Schiller ging dem König keiner. Er wußte lange Scenen aus dessen Dramen auswendig. Glücklicherweise war die Darstellerin, Frl. Bland, das Ideal einer Jeanne d'Arc. Im Leben schlicht und bescheiden, entloderte diese Künstlerin auf der Bühne in leidenschaftlicher Glut. Ludwig schätzte solche Schauspieler besonders hoch, die wie Josef Kainz von ihrer Rolle gestimmt, ergriffen, hingerissen werden.

Von dem in Deutschland wenig gekannten, genialen Lope de Vega wurden die Dramen „Der Stern von Sevilla" und „Der beste Richter ist der König", in Scene gesetzt. Es ist wahr, Lope hat, wie alle spanischen Klassiker, die höchste Meinung von der Königswürde, andererseits jedoch schildert Lope die Fehlbarkeit, die Schwächen und Sünden der Fürsten mit einer Schonungslosigkeit, die man bei französischen Klassikern vergebens sucht. Ein Werk der letzteren macht eine Ausnahme: Racines „Athalie". Sogar der Republikaner Scherr rühmt den echt antiken Geist dieser Dichtung, den erhabenen Zorn des Dichters und führt die prophetischen Worte des Schlußchors an. „Athalia", übersetzt von Maltitz, mit der Musik von Mendelssohn-Bartholdy, ging am 10. Mai 1876 mit vollem Glanz in Scene.

Im Winter 1877 las der König der Frau von Littrow „Erinnerungen an Grillparzer". Das Buch über den Dichter, den Ludwig sehr hoch schätzte, enthält das von Grillparzer leider nicht ausgeführte Scenar seiner „Esther". Ich wurde beauftragt, das Fragment nach den Absichten des Autors zu ergänzen.

Sein Behagen an Gegensätzen bewies der König, indem er für den Herbst 1877 Byrons „Manfred" und Kalidasas „Sakuntala" befahl.

Wer kann erklären, warum sich der König niemals für ein Drama Goethes entschieden hat? Die Aufführung von „Manfred" dünkt mich jene von Goethes „Faust" gleichsam herauszufordern. Zwar bestreitet Byron selbst, von der deutschen Faustdichtung angeregt worden zu sein, immerhin besteht zwischen beiden Werken eine geistige Verwandtschaft. Sollte den König wie Taine (Geschichte der englischen Litteratur IV.) der Ausgang der Fausttragödie (I. Teil) verstimmt haben? Stellte er wie Taine Goethes Faust, den poetischen Professor — den Mann, nicht die Dichtung — unter Manfred? Da lag vielleicht der Zauber für den König: sein unerreichtes Ideal, der Willensstarke, der Übermensch, der sterbend noch mit den bösen Geistern kämpft und sie mit ungebeugtem Stolz zur Hölle zurückschickt, erschütterte ihn, ihn, der vergebens mit den finsteren Mächten rang und, mehr und mehr ermattend, zuletzt die Waffen streckte!

Und dann Verse wie die:

„Nachts folgte ich der Wandelbahn des Mondes,
Ich sah die Sterne glänzen und erbleichen,
Ins Weltgesänget, bis das Aug' verlosche.

Digitized by Google

Oder ich sah und horchte auf den Fall der Blätter,
Indes sein Abendlied der Herbstwind sang.
Das war mein Zeitvertreib, das — und Alleinsein."

Da schaute Ludwig sich selbst auf dem Steg über der rauschenden Pöllat, den Blick in die nachtversunkene Bergwelt bohrend.

„Denn wann die Weisen — deren eins ich war,
Wenn widerwillig auch — den Weg mir kreuzten,
Fühlt' ich zu ihnen mich herabgezogen
Und wieder ganz Gewürm."

Gleich klagt König Ahasver in Grillparzers wundervollem Fragment:

„Da sind sie, da, die Feinde alles Blühns,
Das kriechende Geschlecht, die leisen Nagens
Andohren jedes Blatt, bis es sich krümmt
Mit bitterer Wendung nach dem Innern zu
Und faul wird, hart und stirbt."

Da war eine Entschuldigung, ein Trost für ihn. Denn er auch fühlte einen bohrenden Wurm und glich dem Blatt, das sich „mit bitterer Wendung nach innen krümmt".

Alfred von Wolzogens Bearbeitung der „Sakuntala", auf sehr vielen Bühnen aufgeführt, entfernte sich nach der Meinung Ludwigs zu weit vom Original. Eine neue Bearbeitung, mit der ich betraut wurde, sollte ohne Rücksicht auf moderne Dramaturgie nach Möglichkeit die schöne Sprache, die eigenartige Stimmung des Originals wiedergeben. Wenn ich vom Reiz der Gegensätze sprach, meinte ich beileibe nicht, daß Ludwig nach einer modernen Dichtung in indischer Romantik habe schwelgen wollen. In „Sakuntala" ist keine Romantik, das Wort im litterarhistorischen Sinne genommen. Was uns phantastisch, märchenhaft erscheint, war es ja nicht für den Dichter. Kalidasa glaubte an die Götter und an die Wirkung von Fluch und Segen der Büßer so fest, wie christliche Anachoreten an Engelsboten und Gebetswunder. Der zwanglose Verkehr zwischen Himmlischen und Sterblichen in „Sakuntala" und der dämonische Hochmut des „Zauberers" (magian) Manfred, das war der Kontrast, der Ludwig anzog. Die blumenreiche Sprache ist bei einem Dichter natürlich, der in der Blütenpracht, in der düfteschweren Luft der Tropen lebte. Von jener indischen Mystik, die von einer modernen Gesellschaft in Europa und Amerika gepflegt wird, ist bei Kalidasa nichts zu finden. Das Übernatürliche ist naiver Glaube, das rein Menschliche mit blanken Augen gesehen und ungekünstelt dargestellt. Wenn der lustige Begleiter König Duschmantas, Madhavja, sich über den Jagdsport und seine Beschwerden beklagt, glaubt man den guten Valentin im „Verschwender" zu hören:

„Kurz, in allem Ernst gesagt,
's gibt nichts Dümmres als die Jagd."

Das Zwiegespräch der Liebenden in mondbeglänzter Nacht, eine Scene voll Innigkeit und lauterer Glut, mußte bei der ersten Aufführung wiederholt werden.

Im Lenz 1878 wurde in den Reigen der Sonderaufführungen auch die Oper aufgenommen. Am 5. Mai „Siegfried-Idylle" von Richard Wagner, hierauf „Aida" von Verdi. In einer vielgelesenen Zeitschrift erschien vor kurzem ein Aufsatz über König Ludwig II. und die Kunst. Nach der Meinung von dessen Verfasser wäre Ludwig doch hauptsächlich von den Stoffen der Wagnerschen Opern angezogen worden. „Ludwig war nicht musikalisch, sein ehemaliger Klavierlehrer hatte es als Erlösung gepriesen, als die Stunden des Kronprinzen ein Ende nahmen." Ja, besteht denn das Publikum, das Wagners Werke verständnisvoll bewundert, nur aus talentvollen Klavierspielern? Ludwig war nicht musikalisch? Mit Recht nennt man die Musik die „Sprache des Gemüts". Sie

„Weckt der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schlafen."

Sie ist eine „natürliche, für jeden Empfänglichen höchst ausdrucksvolle Charakteristik des Gefühlslebens" (O. Liebmann, Analysis der Wirklichkeit). An der Empfänglichkeit Ludwigs wird doch niemand zweifeln? Ebensowohl die Musik und Poesie der Wagnerschen Opern wie ihre Stoffe begeisterten den König. Wenn er nicht den ganzen Künstler Richard Wagner begriffen hätte, würde sein Ruf an Wagner, seine Opferwilligkeit für ihn unerklärlich sein. Eitelkeit kann ihn nicht geleitet haben, denn Wagner war damals verkannt und verlassen. Diese schöne That eines deutschen Fürsten wollen wenigstens wir Deutsche nicht verkleinern.

Übrigens war der König bei aller Vorliebe für Wagner für die Schönheiten anderer Tonwerke nicht taub. Das beweist die Liste der vor ihm aufgeführten Opern. Wir finden außer den Musikdramen des Meisters Gluck „Iphigenie in Aulis", „Iphigenie auf Tauris" und „Armida"; Mozarts „Zauberflöte"; Webers „Oberon"; Meyerbeers „Hugenotten"; Aubers „Stumme von Portici"; Verdis „Aida"; Goldmarks „Königin von Saba"; Massenets „König von Lahore"; Reinthalers „Käthchen von Heilbronn".

Die Ideenverknüpfung zwischen meinem ersten Auftrag: „Esther", und dem dritten: „Aufführung von Racines Esther in St. Cyr", war nicht zu verkennen. Wie die kluge Esther die Dichter Lope, Racine und Grillparzer lockte, zog sie auch den König an. Er stellte geistvolle Frauen sehr hoch. Zwar liegt zwischen der biblischen Esther und Frau von Maintenon zeitlich eine große Kluft, doch eine gewisse Ähnlichkeit der Charaktere und Schicksale ist immerhin da. Bei unparteiischer Prüfung gewinnt die stillthätige, aufrichtig fromme Maintenon unsere volle Hochachtung. Auch sie beherrschte einen mächtigen Fürsten, auch sie hatte gegen einen ehrgeizigen Minister, gegen Louvois, zu kämpfen. Auch sie blieb Siegerin. Louvois wurde allerdings nicht wie Haman gehängt, aber verbannt. So ist die Aufgabe zu erklären. Die Erziehungsanstalt adeliger Fräulein in St. Cyr war eine Schöpfung der Maintenon. Die Aufführungen von Racines „Esther" und „Athalie" durch die Zöglinge erregten in Versailles und Paris das allergrößte Aufsehen, wie aus den Briefen der Frau von Sévigné zu ersehen ist. — Das Schauspiel — „Racine beantwortet die Feindseligkeiten Louvois' mit dem Gedicht von Esther und Haman" — wurde im November 1878 aufgeführt. Eine Scene mußte wiederholt werden. Racine dichtet daheim an seiner „Esther", während die Gattin mit allerlei hausfraulichen An-

Digitized by Google

liegen kommt und die lieben Kinder einen Höllenspektakel machen. Das „bis" ist für Ludwigs Wesen bezeichnend. Sicherlich war ihm ein heiteres Gemüt nicht von Anfang an versagt; der Schatten fiel erst später darauf, wie ein Gewitter den schönen Tag verdirbt.

Im Jahre 1879 wurden zwischen Opern von Mozart und Gluck, Richard Wagner und Massenet nur zwei neue Dramen gegeben: „Der Herzog von Burgund" und „Das Testament König Karls II." von Heigel. — Der Enkel Ludwigs XIV., Herzog von Burgund, war bei aller Bewunderung seines Großvaters vom Skepticismus der neuen Zeit ergriffen und ein Gegner der Eroberungspolitik. Gemahl der lebensfreudigen Adelaide, war er unter Schmeichlern und Strebern von schüchternem, streng redlichem Wesen, im buntbebänderten, schwatzhaften Schwarm ein schweigsamer Ritter in schwarzer Rüstung. — Ludwig ließ bei der ersten Aufführung eine Scene wiederholen: der Herzog empfängt Voltaire, der trotz seiner Jugend durch seinen kritischen Freimut schon Aufsehen erregt. NB.: ich bin heute vom Liberalismus Voltaires weniger überzeugt als damals, aber, wie es scheint, hielt auch Ludwig den genialen Mann für einen aufrichtigen Demokraten.

Daß die spanische Thronfrage des XVIII. Jahrhunderts für einen Wittelsbacher hohes Interesse hat, liegt auf der Hand. Karl II. hatte den bayerischen Kurprinzen Josef Ferdinand zu seinem Nachfolger ernannt. Der Tod des Knaben vernichtete die schönen Hoffnungen, aber verhinderte nicht die furchtbaren Schicksalsschläge, die den bayerischen Kurfürsten als Verbündeten Frankreichs trafen. Der dramatische Zug im Schaulspiel, „Das Testament König Karls II.", war, wie ich fürchte, nicht stark, doch so ziemlich alle Vorgänge ließen sich urkundlich begründen. Es schloß mit der Berufung Philipps von Anjou auf den spanischen Königsthron. Ähnlich unverhofft wurde Ludwig selbst in jungen Jahren König.

Die Folge des „Testaments" war ein Drama, das am Königshofe Philipps V. spielt: „Ehrgeiz und Königstreue" (aufgeführt im Mai 1881). Philipps Gemahlin Elisabeth Farnese besaß entschieden mehr Talent und Temperament als ihr Mann. Sie unterstützte die Neuerungen des Staatssekretärs Alberoni, dem zu einem Bismarck weder Begabung noch Kühnheit, aber Selbstverleugnung und Treue fehlten, und ging mit ihm, bis sich die Wagnisse ins Abenteuerliche steigerten. Da war nun ein echt dramatischer Konflikt: eine bedeutende Frau, die ihren Gatten liebt, aber als Fürsten ohne Thatkraft und Ehrgeiz mißachtet, den Zaudernden mit sinnlichen Zaubern stachelt und in eine gefährliche Lage bringt, dann bereut und in ihrer Reue grausam wird; ein Minister, der im Vertrauen auf sein Glück unerschütterlich, in seinen Unternehmungen weitschauend und kühn, dem Staat die einstige Macht und Größe wiedererobern will, sich plötzlich von seiner besten Freundin verlassen, auch seine Verdienste verkannt, sich verurteilt und verworfen sieht! Doch Ludwig verlangte außer den seelischen Kämpfen auch Politik. Da er die unerreichbare Schilderung einer spanischen Königsaudienz mit „idealen Forderungen" im „Don Carlos" besaß, verlangte er Empfänge mit allem Drum und Dran der Etikette und Ministervorträge über die damaligen Staatsfragen voll strenger Sachlichkeit.

Was ihn aber ergriff, war schließlich doch das rein Menschliche. Während einer nächtlichen Andachtsübung in der Atochakirche fällt Philipp in eine todesähnliche Ohnmacht. Alberoni beschwört die Königin, den Augenblick zu benutzen, nach Madrid zu eilen, sich des Insanten zu bemächtigen und die Regentschaft zu verkünden. Da stößt sie den Verzicht von sich. Der König erwacht, und nun knieen beide, der Schwache und die Starke, betend nebeneinander, während in der Tiefe, im Schiff der Kirche, die Mönche ihren Psalter murmeln.

Am 21. August 1880 ging die „Herzogin von Chateauroux" von Sophie Gay, deutsch von Schneegans, in Scene. Sophie Gay (1776 bis 1850) war durch ihre Schriften wie durch ihren Salon rühmlichst bekannt, wie nachmals ihre Tochter, Delphine Gay-Girardin.

Als Ludwig XV. während des österreichischen Erbfolgekrieges nach dem Elsaß ging, folgte ihm seine Freundin, Frau von La Tournelle, Herzogin von Chateauroux, mit anderen Damen vorläufig bis Metz. Man feierte dort die künftigen Siege so gründlich, daß der König auf den Tod erkrankte. Seines letzten Augenblicks gewärtig, gab er dem Drängen seines Beichtvaters nach, ließ die Herzogin aus Metz weisen und entsetzte sie ihrer Hofwürden. Genesen, bereute er seine Härte. Die verzweifelnde Geliebte sollte wieder zu Gnaden aufgenommen werden, doch die Freudenbotschaft traf eine Sterbende.

Alle Elemente zu einem packenden Drama sind gegeben: Übermut und Demütigung einer schönen Sünderin, glückliche Wende und tötlicher Absturz. Daß die Maitressenwirtschaft an sich einen besonderen Reiz für Ludwig gehabt habe, ist ausgeschlossen. Dem widerspricht seine ganze Lebensführung. Doch diese Damen gehören zum Kulturbild des damaligen Frankreichs, wie der Cavaliere servente zur Venetianerin in der Zeit der Dogen. Ich denke dabei an den Vers Byrons:

„Trotz dieser Sünden — offen sei's bekannt:
Italien ist für mich ein schönes Land!"

Am 27. April ging „Ruy Blas" von Victor Hugo in Scene, im Laufe der nächsten Jahre kamen „Manon de Lorme" und „Hernani", „Maria Tudor", „Angelo, der Tyrann von Padua", sogar das schwächste Werk Hugos, „Die Burggrafen", an die Reihe.

Die leidenschaftliche Sprache allein war's wohl nicht, was Ludwig zu dem Republikaner Victor Hugo zog. In den Dramen dieses Dichters ist immer ein Kampf edel veranlagter Menschen gegen ein unwürdiges Schicksal. Mit starkem Willen schwingen sie sich empor, doch ein leidenschaftliches Herz oder niedrige Geburt und unselige Jugend — irgend ein Patengeschenk der Meye Fortuna — richtet sie schließlich zu Grunde.

„Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein!"

Was Ludwig selbst unter dem Widerstreit von Verhängnis und Verantwortlichkeit gelitten

Digitized by Google

hat, läßt sich nur ahnen, jedenfalls ist seine Sympathie für die Gestalten Viktor Hugos ebenso begreiflich wie bezeichnend.

Seine Wahl fiel zuerst auf „Ruy Blas“. Nicht um zwei, sondern um viele Jahrhunderte war er über Louis XIV. hinaus. Dieser erteilte dem „Tartuffe“ nur zaudernd sein Placet. Wie harmlos aber ist Molières Satire auf die Scheinheiligkeit gegen Inhalt und Absicht des „Ruy Blas“!

Von den „Memoiren der Markgräfin“ (8. Mai 1880) war schon die Rede. In diesem Drama wird der preußische König hoch über Voltaire gestellt. Wenn Ludwig II. für die Überlegenheit des französischen Geistes so blind wütend eingetreten wäre, wie ihm nachgesagt wird, würde er meine Arbeit jedenfalls abgelehnt haben, er war jedoch sowohl mit der Fabel, wie mit der Tendenz einverstanden. — Am 11. November 1880 folgte: „Aus dem Steg reif“, Schauspiel von Hermann von Schmid. Dem Dichter war die Aufgabe zugefallen, den Empfang Benjamin Franklins am Pariser Hofe in eine dramatische Handlung zu verflechten. Der Republikaner kam jedenfalls nicht zu kurz bei ihm. Hermann von Schmid, wegen seiner Teilnahme an der politischen Bewegung im Jahre 1850 gemaßregelt, blieb bis an sein Lebensende ein ehrenfester freisinniger Mann, entsprach also in keiner Weise der landläufigen Vorstellung von einem Hofpoeten. —

Ein deutscher Schriftsteller, der, im Lenz und Sommer seines Lebens hart geschüttelt, auch im Herbst noch keinen Hafen sieht, pflegt nicht sentimental zu sein. Dennoch war ich tiefbewegt, als mich mein erlauchter Arbeitgeber auf die Baterlandsgeschichte wies! „Schwangau!“ In seinen waldumrauschten Burgen haben die stolzen Welfen gehaust. Die deutschen Könige Otto I., Lothar und Friedrich Barbarossa hielten dort Einkehr, in Hohenschwangau nahm Konradin Abschied von seiner Mutter und der Muttererde! Aus der Sage und Geschichte jenes heute jedem Bayern doppelt teuren Gaues waren die Stoffe der drei Schauspiele entnommen: „Der Minnesänger“, „Hohenschwangau“, „Die Welfen auf Hohenschwangau“.

In den Jahren 1882—1884 wurden Werke von unvergänglichem Werte vor dem König aufgeführt: „Perikles“ von Shakespeare, Schillers „Wilhelm Tell“, Molières „Tartuffe“ und „Der Traum ein Leben“ von Grillparzer. Auf die Ausstattung von „Wilhelm Tell“ wurde besondere Sorgfalt verwendet; die Dekorationsmaler reisten im königlichen Auftrag nach der Schweiz, um ihre Skizzen für „das Rütli“ und „die hohle Gasse bei Küßnacht“ an Ort und Stelle zu machen. — Grillparzers „Traum ein Leben“ hatte bei der Aufführung 1883 entschieden ein dankbareres Publikum, als bei der öffentlichen drei Jahre später.

„Eines ist nur Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden,
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich
Und der Ruhm ein leeres Spiel. — —“

Eine der letzten Separatvorstellungen, wenn nicht die letzte, war Kalidasas „Urvasi“, das von der Liebe der Wassernymphe zum König Pururava handelt.

So wird denn durch die Liste der aufgeführten Dramen die Mär, daß Bayerns unglücklicher Fürst nur für den Prunk Ludwigs XIV. und den Firlefanz der Rokokoschlösser Sinn gehabt habe, glänzend widerlegt. Er beschwor edlere Erscheinungen; die Götter und Helden der deutschen Sage, Staufen und Welfen, sein Ahn Kaiser Ludwig und Bayerns Schutzherr Friedrich II. von Preußen wandelten an ihm vorüber und die Fülle von Gestalten der Kalidasa, Lope, Shakespeare und Schiller, Racine und Molière, Victor Hugo und Grillparzer.

Das Leben Ludwigs war ein steter Kampf, Ormuzd und Ahriman stritten um seine Seele. Er hatte die Anlagen zum Tyrannen wie zum opferwilligen Volksfreund; er war ehrgeizig und liebte die Einsamkeit. Der Fürst, dessen Geist vom größten Staatsmann des Jahrhunderts bewundert wurde, der Fürst, dessen Liebenswürdigkeit wenige Wochen vor seinem Tode die Volksvertreter bezauberte, endigte im Wahnsinn! An sein Schicksal ließen sich Betrachtungen knüpfen schwermütiger, als die Grübeleien Hamlets auf dem Kirchhof — doch sie erklären nicht das Unerforschliche und schützen uns nicht vor dem Unabwendbaren. Ich sage mit Sosie in Molières „Amphitryon“:

„Sur telles affaires, toujours
Le meilleur est de ne rien dire.“

Gedenkst du noch?

Von

Heinrich Wolff.

Septemberruh'. — Ein alternd Paar
Im Garten, herbstlich übersonnt —
Ein Wiedersehn in Silberhaar,
Reseduduft ringsum und klar,
So freundlich klar der Horizont.

Beredter denn gesprochnes Wort,
Der weiche Zug um seinen Mund,
Ihr Auge träumerisch umflort.
Es webt Erinn'rung um den Ort
Ihr zartes Goldgespinst zur Stund'.

Lenzstürme ruh'n, 's ist Herbsteszeit.
Durch all der Jahre Wandel doch
Entführt die Herzen weit, so weit
Im Banne der Vergangenheit
Ein einziges: „Gedenkst du noch?“

Digitized by Google

Die ewige Burg.

Roman aus dem Odenwald von

Rudolph Stratz.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Da — wenn Sie nicht in den Büchern herumblättern, sondern vernünftig lesen!“ erwiderte der Doktor der Gräfin.

„Das thue ich ja! Ich wollt' es Ihnen nicht zeigen, bis ich nicht ein bißchen damit vorwärts gekommen bin, aber ich habe mir Hefte angelegt, für jedes Buch — da schreibe ich die Auszüge hinein und meine Eindrücke. Wie ich die Sache persönlich verstanden und aufgefaßt habe. Ein paar von den Heften sind jetzt schon voll. Die müssen wir jetzt, sowie Sie Zeit haben, miteinander durchsehen, und Sie korrigieren mir, was falsch ist. Wissen Sie, was auch wundervoll ist: Humboldts ‚Ansichten der Natur'! Überhaupt — ich glaube, Sie haben mir die Bücher ausgezeichnet aufgeschrieben!“

„Ich habe Ihnen das Beste aufgeschrieben, was es gibt, um einen Menschen aus dem Schlafe aufzuwecken!“

Sie seufzte. „Ja, wirklich, ich habe geschlafen. Oder vielmehr: man hat mich ruhig schlafen lassen. Ich hab's ja nicht so wissen können — oder war's auch bei mir Faulheit, Gleichgültigkeit — ich weiß nicht — Dummheit jedenfalls nicht. Denn ich verstehe die Bücher ganz gut!“

„Nein — dumm sind Sie wahrhaftig nicht, Gräfin!“ sagte der Doktor trocken. „Im Gegenteil. Sie haben eine ganz merkwürdige Art, sich die Dinge blitzschnell anzueignen. Eine weibliche Art. Rein intuitiv! Ohne all den schwerfälligen Apparat von Überlegung und Prüfung, den wir mattstudierten Männer dazu nötig haben.“

„Aber ich will noch viel mehr lernen!“ sagte sie eifrig. „Alles. Es ist hohe Zeit. Ich hab' so und so viel unnütz vergähnte Jahre nachzuholen. Sie hatten ja ganz recht, wie Sie neulich riefen: ‚Ist es nicht unglaublich: da unten pfeift nächstens die Lokomotive, und da oben sitzt die Herrin des Schlosses und weiß nicht mehr, als daß eine Lokomotive ein großer, schwarzer, mit Wasser gefüllter Kessel ist. Und wenn man sie fragt: ‚Warum setzt sich dieser Kessel plötzlich in Bewegung?', so antwortet sie ganz treuherzig: ‚Weil's im Fahrplan steht!' ... Nein, lieber Freund ... es ist eine Schande! Von Elektricität weiß ich erst recht nichts ... oder von Chemie. Das galt ja wohl alles für Teufelswerk in dem belgischen Nonnenkloster, wo ich erzogen worden bin. Immer nur Beten, Klavierklimpern ... Beten ... Französisch ... Englisch ... wieder Beten und dann noch einmal ... aber jetzt studiere ich das alles mit doppeltem Eifer!“

„Nur immer langsam! Eins nach dem anderen. Sie sollen doch kein konfuser Blaustrumpf werden, dem der ganze Geist der Zeit unverdaut im Magen liegt.“

Sie lachte fröhlich. „Zum Blaustrumpf habe ich kein Talent. Sehen Sie, Doktor ... dafür sind die Auerhähne da. Die Auerhähne bilden das Gegengewicht! Da bleibt man hübsch in der Mitte. Frisch und gesund.“

„Eigentlich haben Sie recht. Schießen Sie nur, was Ihnen vor die Büchse kommt. Vom Karnickel bis zum Schulmeister!“

„Ich danke Ihnen für die Erlaubnis! Aber die Tiere, die mich jetzt am meisten interessieren, sind die Bacillen. Ich will etwas von den Bacillen verstehen, damit ich doch endlich eine Ahnung gewinne, was Sie eigentlich hier in diesem Erdenwinkel sinnen und treiben. Denn deswegen sind Sie doch hier!“

„Wenn man's so nimmt, ja! Irgendwo mußt' ich Kassenarzt werden. Denn ich hab' kein Geld, mich erst lange hinzusetzen und zu warten, ob mal über's Jahr Patienten zu mir kommen. Und wie nun mein Universitätsfreund die Fabrik da begründet hat, hab' ich die Stelle gern angenommen. Sie bringt mir so viel, daß ich leben kann, und läßt mir doch ein bißchen freie Zeit.“

Digitized by Google

„Wann denn nur, um Gottes willen?“ Sie schlang die Hände ineinander und sah ihn ungläubig an. „Früh morgens haben Sie Ihre Sprechstunde, den ganzen Tag gehen oder radeln Sie das Thal hinauf und hinab in all den entlegenen Bauernhöfen umher, des Abends sitzt wieder Ihr ganzes Zimmer voll Patienten.“

„Nun ja — und dann, nach dem Nachtessen, hab' ich Ruhe — wenn ich nicht wieder herausgeklingelt werde. Dann hole ich Mikroskop und Präparate heraus und fange an zu arbeiten.“

„Und wann schlafen Sie?“

„Ach — man braucht nicht so viel Schlaf! Auf den Morgen hin fünf Stunden. Das genügt!“

„Und das halten Sie auf die Dauer aus?“ fragte sie bang. „Wenn Sie dabei nur nicht krank werden.“

Er lachte gutmütig statt jeder Antwort, und sie sah von der Seite verstohlen auf sein gesundes, tiefgebräuntes Gesicht, über dem die mächtige Stirne in zwei hochgewölbten Höckern vorsprang. Nein! Der wurde nicht krank, der war von hartem Holz.

„Das habe ich Ihnen übrigens noch gar nicht gesagt,“ meinte er. „Jetzt ist mein kleines Laboratorium fertig.“

„Der Bauschuppen hinter der Fabrik?“

„Ja — er sollte jetzt abgerissen werden. Da sagt' ich zu dem Direktor: ‚Sei kein Frosch und überlasse mir das Ding zur Benutzung! Ich habe große Entdeckungen vor. Dazu brauche ich Licht, Raum und Ruhe, drei Dinge, die ich in meinem Wirtshausleben im ‚Baum zum Odenwald‘ nicht finde.‘ Darauf hat er es mir höchst elegant herrichten lassen.“

„Und nun kommt die große Entdeckung?“

„Ja,“ sagte er gleichgiltig.

„Eine wirklich große Entdeckung?“

„Eine Sache, die mich zum berühmten Mann macht und mir auch ein Vermögen bringt!“

„Diese Entdeckung werden Sie wirklich ausführen? Hier?“

„Ja.“

„Das wissen Sie ganz genau?“

„Ganz genau!“

„Woher wissen Sie es denn aber?“

„Das fühlt man doch!“ sagte er und stülpte sich den Schlapphut fester auf den Kopf, um sich vor den Windstößen zu schützen. „Ist das ein greuliches Wetter heute!“

„Was fühlen Sie denn eigentlich?“

Er lachte. „... Daß die meisten anderen Esel sind ... kurz gesagt ... und ich keiner. Drum seh' ich Sachen, die die anderen nicht sehen.“

„Aber Sie zeigen sie niemanden?“

„Ihnen zeig' ich's, wenn Sie in mein Laboratorium kommen. Morgen früh ist's fertig eingerichtet. Aber das sag' ich Ihnen gleich: Sie verstehen nicht eine Bohne davon und gehen so klug weg, wie Sie gekommen sind.“

„Macht nichts! Wenn Sie nur wollen, werden Sie mir schon einen Begriff davon beibringen. Sie wissen, ich bin ein gelehriger Schüler! Einen Eifer hab' ich ... ach, ich möcht' alles auf einmal nachholen. Also auf Wiedersehen nachher! Da oben kommt eben mein Mann von seinem bewaffneten Spaziergang zurück. Ich muß mich eilen. Adieu, Doktor!“

Sie schüttelte ihm fest die Hand, und die Beiden trennten sich.

VI.

Der Doktor ging allein mit langen Schritten dem Dorfe zu. Wo das begann, wo es aufhörte, ließ sich kaum erkennen. Wie alle Odenwaldgemeinden zog es sich endlos am Thalhang hin, ein Gewimmel von Häusern, Scheunen, Viehställen, dazwischen Ackerland, aus dessen frisch umbrochenen, speckig glänzenden Schollen ein würziger Duft aufstieg, Obst- und Wiesenstücke, Nutzgärten, dann wieder einmal ein Haus, eine Wäschebleiche, ein kleiner Steinbruch, ein Kruzifix oder ein blumengeschmücktes Heiligenkästchen am Kreuzweg und abermals eine Reihe Wohnstätten, in der unmerklich ein Dorf in das andere überging.

Einen Kern aber hatte doch jede Gemeinde: die Kirche. Um sie gruppierten sich das Wirtshaus, die Pfarrwohnung und das Schulgebäude und umschlossen einen freien, mit einem laufenden Brunnen gezierten Platz, in dem das Leben des Dorfes seinen Mittelpunkt fand.

Ein dürftiges Leben. Die Gemeinde war, wie viele andere im Inneren des Odenwalds, arm. Sie hatte keinen eignen Wald, wie die behäbigen volkreichen Dörfer

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von August Holmberg

Digitized by Google

an der gesegneten Bergstraße und im Neckarthal, die meist noch aus der Zeit stammten, da Karl der Große dem Kloster Lorsch in der Rheinebene den Wildbann im ganzen Odenwald verliehen. Düster standen über so vielen dieser im Thale zerstreuten Hüttenhäuslein die Jagdreviere der Großen des Landes, mit ihren ragenden schwarzen Tannenwänden längs der Berge hin eine Schranke ziehend zwischen Herren und Bauern — zwischen der Romantik und der Not ums tägliche Brot.

Hier in den Taglöhnerhütten, den Häusern der kleinen Landwirte kannte man die Not. Sie war ein täglicher Gast im Thale, dessen geringer, abschüssiger, schwer zu bearbeitender Ackerboden nur den wenigsten Unterhalt bot. Sonst mußte, wer essen wollte, hinaufsteigen in die Wälder und für die schloßgesessenen Geschlechter, für die Domänen und Staatsförstereien arbeiten. Da fällte man oben im Winterwald bei Sturm und Wetter die Tannenriesen und zerrte sie an Eisenketten die gefrorenen Hänge hinab, da zwängte man ächzend die Wurzelstrunken aus dem beinharten Boden und klaubte sich das dünne Reisig zusammen, da schälte man im Frühjahr die Eichenknüppel und trug im Herbst die Ballen dürrer Laubstreu mit zitternden Knieen stundenweit hinab, da klopfte man am Waldweg die Schottersteine und sah halbe Tage lang nicht unter dem grünen Augenschirm auf oder stand, den Bachsand durch das Drahtnetz siebend, bis an die Kniee in dem strömenden Wasser und lebte doch nur von heute zu morgen, bis schließlich mancher sein verschuldetes Häuschen mit den paar Ziegen und dem Fleckchen Futterland dem Juden überließ und unten beim Krämer, dem Vertreter des Bremer Lloyd, sein Billet für Amerika bestellte, für das große Sammelbecken, in das alljährlich sich ein Strom vom Lebensblut des deutschen Volkes, ein Strom von deutscher Bauernkraft ergoß.

Da war das eigentliche Dorf. Regenüberrieselt, mit spiegelnden Kotlachen, dumpfes Kuhgebrüll aus den Ställen, Hahnengekräh vom hohen Mist und geschäftiges Gackern hinter Zäunen und Hecken, Hundegekläff, Hammerschläge, Sicheldengeln — der ganze Lärm des längst erwachten Arbeitstages in all seiner vielfachen kleinen Sorge und Mühe.

Hart am Wege hin pilgerte, ein Gewimmel schmutziggelber, mit einem rostroten Kreuz gezeichneter Pelze, eine weidende Schafherde, von den hochbeinigen Hunden mit eifrigem Bellen umkreist. Der Hirt, ein alter Mann mit bartlosem Gesicht und langen weißen Haarsträhnen, kümmerte sich nicht darum. In seinem blauen Radmantel, den langen Krummstab an der Schulter, den Strickstrumpf in der linken Hand stand er da und buchstabierte, die welken Lippen bewegend, in einem durchnäßten Papier, das er in der Rechten hielt.

„Do gucke Sie 'mol, Herr Doktor!" sprach er lakonisch, als der Kassenarzt herankam, und reichte ihm das Blatt.

Der andere warf nur einen Blick auf die Anfangsworte: „Mutter, warum läuft der Herr Gendarm denn so? — Still, Kind, die Socialdemokraten sind endlich im Dorf ..." Dann gab er dem Alten das Flugblatt wieder.

„Das kenn' ich schon!" sagte er. „Die Bescheerung is heut' nacht gekommen ... in jedes Haus im Dorfe."

„Jetzt ... Herr Doktor ... was soll man dodermit mache?"

„Wegschmeißen!" erwiderte der Doktor kurz und grob.

Der Alte sah ihm nach, wie er die Straße weiterging. Dann ballte er das Papier zusammen, warf es auf die Erde und nahm phlegmatisch sein Strickzeug zur Hand. Der Wind spielte mit dem nassen Bogen und warf ihn endlich vor die Räder der gelben Postkutsche, die heute zum vorletztenmal vor ihrer Ablösung durch die Eisenbahn von dem zitterigen alten Postillon über die holperige Straße gelenkt wurde. Da klebte sich das kotige Blatt fest und rollte, bei jeder Umdrehung der Räder von neuem aufleuchtend, weiter in die Nacht.

Aber auch sonst war es überall zu finden. Vor dem Hause des Bürgermeisters, eines vierschrötigen unterjetzten Bauern mit kupferbraunem Gesicht und grauem Wollhaar darüber, der eben gemächlich pfeifend an der verstopften Jauchepumpe herumbastelte, lag es unten im Dung, es flatterte, halb herabgerissen, an dem blauen Postbriefkasten des Wirtshauses „Zum Bann im Odenwald", es hing an der Mauer des gegenüber befindlichen, zur Zeit wegen eines Brandes unbewohnten Pfarrhauses dicht

Digitized by Google

unter der Nische mit dem Muttergottesbild, es lag im Kuhstall, hinter der Hundehütte, zwischen den Nelkentöpfen am Fensterbrett — überall. Selbst ein paar zur Schule stapfende Abc-Schützen hielten es als Spielzeug in den schmierigen Fäustchen und buchstabierten es sich vor: „Mutter, warum läuft der Herr Gendarm denn so? — Still, Kind, die —“

Der eine der Knirpse heulte auf. Er bekam plötzlich von rückwärts einen derben Klaps hinter die Ohren und sah, wie der herangetretene Bürgermeister ihm das Flugblatt aus der Hand nahm und zu dem anderen in die Dunggrube warf. „Dees hat uns grad' noch gefehlt!“ grollte der hitzige kleine Bauer in Hemdsärmeln zu dem Arzt. „Mannheimer Lausbube, wo so Zeug unner die Leut' verteile — un gar unner die Kinner! dees sind Bursche von der Fawrik. Na wart' norr, wenn ich euch erwisch'!“

Der Doktor schüttelte gleichmütig den Kopf. Ihn, der eben aus dem Hause des Socialdemokraten kam und gleich darauf mit der Gräfin vom Schlosse geplaudert hatte, interessierte dieser Zusammenstoß der kleinen Welten im Waldwinkel, dieser Sturm im Wasserglase wie ein wissenschaftliches Experiment, das man mit unparteiischer Neugierde verfolgt. „Norr kalt Blut, Herr Bürgermeischter!“ sagte er im Vorübergehen. „Norr kei' Hitz' im Kopf! Sell is nix for Ihne ... sell gibt emol e Schlaganfall! Ich hab's Ihne jetzt schon oft gesagt.“

Vor ihm lag jetzt, breit und protzig auf freiem Wiesengrund prangend, der rote Quaderbau der Fabrik, der qualmende Schornstein, ein paar Schuppen und Warenhäuser daneben, etwas abseits, inmitten eines eben erst angelegten, noch ziemlich kahlen Ziergartens eine kokette Villa in deutschem Renaissancestil — das Ganze ein beinahe unwahrscheinliches Bild im Rahmen der stillen Berge, der moosgrünen niederen Dorfdächer und des oben wie ein grauer Drache lauernden Schlosses.

Aus der Fabrik drang ein unbestimmtes Surren und Zittern. Dann klirrte in dem Landhause daneben ein Fenster. In ihm erschien der narbenübersäte, schnurrbärtige Kopf des Direktors.

„Komm doch herein, Doktor!“ schrie er. „Wo läufst du denn hin? Was, du willst dir erst von einem Burschen die Stiefel sauber machen lassen? Unsinn! Wozu leben wir denn in Sibirien? Unter den Wilden? Meine Frau ist schon an alles gewöhnt, die wundert sich über nichts mehr. Am wenigsten über kotige Teppiche.“

„Eine freie Amerikanerin!“ fuhr er fort, während der Kassenarzt eintrat und die Dame des Hauses, eine bildhübsche, etwas mokant aussehende Blondine, begrüßte. „Sie wußte ja, was uns bevorstand, als ich den großen Wurf that und unser Geld in die Fabrik steckte. So 'ne Gelegenheit kam nicht wieder! Wasserkraft umsonst, Grund und Boden fast umsonst, Arbeitslohn billig und dazu die Eisenbahn! Kurzum — es muß gelingen! Nun heißt es eben aushalten im Gefängnis — in Sibirien! Ich schufte in der Fabrik, meine Frau zählt die Fliegen an der Wand, und so leben wir stillvergnügt dahin.“

„Zehn Jahre!“ Die hübsche Hausfrau goß ihrem Gaste den Thee ein. „Dann haben wir hoffentlich genug, um unser Leben zu genießen.“

„Zehn Jahre!“ Ihr Mann seufzte. „Zehn Jahre an diesen roten Kasten da gekettet. Da sagt man: ich hätte 'ne Fabrik. Nein, die Fabrik hat mich so gut wie das erste beste Hungerbäuerlein, das ich von seinem schimmeligen Kartoffelland erlöse und in bessere Nahrung setze. Wir sind bedauernswerte Kinder Gottes — was, Daisy? Ein freier Hamburger und eine freie Amerikanerin auf dieser wüsten Insel! Ewiger Ärger! Mit den Fossilen oben auf dem Schloß, die den Tunnel nicht haben wollen — mit der Gesellschaft hier unten — vorhin stapft mir wieder so ein Forellenfischer herein, mit sonderbaren Messingringen in den Ohren und einer tabakduftenden Flanelljacke und Thranstiefeln — meiner Frau wurde ganz übel — und behauptet, durch die Abwässer der Fabrik gingen die Fische zu Grunde, oder so was Aehnliches.“

„Ärgere dich nicht, Darling!“ sagte die hübsche Frau in dem leichten englischen Tonfall, der ihr sehr gut stand, und reichte ihm einen Teller mit Toasts.

Der Doktor sah sich inzwischen zerstreut im Zimmer um. Der Blüthnersche Flügel in der Ecke mit seinen frisch aus Berlin gekommenen Notenstößen, die deutschen, eng-

Digitized by Google

lischen und französischen Revuen und Romane, die Zeitungen aus New York, Hamburg und Berlin, die auf dem Seitentisch lagen, die wertvollen Ölgemälde an den Wänden, wie nebenan im Arbeitszimmer des Hausherrn die Haufen von wissenschaftlichen Fachschriften, Geschäftsbriefen und Depeschen — alles atmete den Geist modernen Lebens und moderner Kultur.

„Eingerichtet ist der Mensch wie ein Fürst!" sagte er. „Ein Leben führt er wie mitten in einer Großstadt und dabei . . ."

„Ja — jetzt noch!" unterbrach ihn der andere. „Aber wer steht uns denn dafür, daß wir nicht schließlich doch noch verbauern, meine Frau und ich, in den zehn Jahren Strafzeit, und wenn wir dann das Leben endlich genießen wollen, selber ungenießbar geworden sind? Wir wehren uns ja aus Leibeskräften dagegen, musizieren, spielen Schach, lesen uns was vor und streiten über Politik — aber wenn das Jahr um Jahr so weitergeht . . ."

„Heule nicht!" sagte der Doktor grob und ließ sich von der Amerikanerin zum drittenmal die Tasse füllen. „Was ist dir denn heute passiert, daß du so greulich schimpfst?"

Der Fabrikbesitzer zog mit gerunzelter Stirne ein Flugblatt aus der Tasche: „Da — lies 'mal! Das haben die Kerle heute nacht überall . . ."

„Ach — laß mich damit aus!" Der Kassenarzt kaute mit beiden Backen. „Den Wisch hab' ich heute schon oft genug gesehen. 's hält ihn ja jeder in der Hand."

„Das ist's ja eben! Die Leute werden aufgehetzt, und im Hintergrund des Ganzen steht wahrscheinlich wieder der Herr Irion — dies Kreuz von einem Menschen, den ich nicht wegjagen kann, weil er der einzige ist, der etwas von den Maschinen versteht. Ohne den könnt' ich selbst den halben Tag in der blauen Bluse herumstehen und hämmern!" Er schlug zornig mit der Faust auf den Tisch. „Dies Schandblatt ist verboten! In Mannheim drüben hat man's schon vor vier Wochen beschlagnahmt und die Verbreiter vor Gericht gestellt. Aber hilft das 'was? Nein!"

„Ich begreife gar nicht, wie du dich aufregen kannst!" sagte der Doktor phlegmatisch. „Du hast eine Fabrik gebaut, und wo eine Fabrik ist, ist die Socialdemokratie. Da könnte ich mich gerade so gut wundern, daß, wenn ich einen Bacillus auf eine Kartoffelscheibe setzte, binnen kurzem dort ein neuer Herd entsteht."

Die Hausfrau erhob sich, um sich liebenswürdig zu verabschieden. Die beiden Männer blieben allein und rauchten gedankenvoll ihre Cigarren.

„Hast du viel zu thun?" fragte endlich der Hamburger.

Der Arzt nickte. „Mehr, als mir lieb ist. Und vor allem . . . dir kann ich's ja ruhig sagen, da ihr noch keine Kinder habt . . ."

„Na — was ist denn los!"

„Wir haben die Diphtheritis im Dorf. Seit vorgestern. Die Erdarbeiter haben sie eingeschleppt."

Der andere pfiff leise durch die Zähne. „Hast du Serum da?"

„Ja."

„Und glaubst du, daß es eine Epidemie wird?"

„Ich hoffe nicht!"

Wieder verstummten die beiden. Der Doktor sah nach der Uhr.

„Wenn du mir was zu sagen hast," sprach er. „Dann mach', bitte, rasch! Ich hab' nicht viel Zeit mehr!"

„Zu sagen . . ja . . weißt du . . eigentlich fühle ich keinen Beruf dazu in mir . . . es war nur . . wenn sich im Gespräch gerade so eine Anknüpfung gefunden hätte . . ."

„Herrgott . . so red' doch!" rief der andere ungeduldig. „Druckst und würgst er da herum, als ob Gott weiß was . . ."

„Nun . . wenn du willst. Ich muß ja allerdings von vornherein zugeben, ich kenne die Verhältnisse oben auf dem Schlosse gar nicht. Die Herrschaften haben jeden Verkehr mit uns wie mit der übrigen gewöhnlichen Menschheit abgelehnt. Der einzige, der oben aus- und eingeht, bist du?"

„Ja! Worauf soll denn das ganze Gerede hinaus?"

„Das Gerede der Leute dreht sich eben um dich und um die Gräfin! Das ist's, was ich dir einmal bei Gelegenheit als Freund sagen wollte."

Der Doktor lachte herzlich und wollte aufstehen. „Adieu!" sagte er. „Jetzt wird's mir zu dumm. Jetzt geh' ich!"

„Nein, hör' mal!" Der Hamburger drückte ihn in den Stuhl nieder. „Es ist ja sehr

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Starker Tobak. Nach der Zeichnung von Otto Bromberger.

schön, wenn du das so heiter auffaßt. Aber du mußt doch bedenken: Es schadet deiner Stellung hier!"

„Was denn?" Der Kassenarzt runzelte die Brauen. „Was schadet meiner Stellung hier?"

„Herrgott — du weißt doch, wie die Welt ist ... Eine Freundschaft zwischen einem jungen Mann und einer jungen Frau .. man glaubt nun einmal nicht daran. Wenn auch der Abstand noch so groß ist — von einer Gräfin zu einem Landarzt — es gibt eben einen Fall, wo das alles verschwindet und ..."

Jetzt war der Doktor wirklich aufgestanden. „Den Unsinn hat dir natürlich deine Frau in den Kopf gesetzt," sagte er, „und die hat's wieder von der Frau Gutsverwalter, und so geht das weiter. Aber ich hab' wirklich keine Zeit, das Weibergeschwätz anzuhören ..."

„Das sollst du auch gar nicht. Ich hab' dir nur mitgeteilt, daß es allgemein auffällt. Basta!"

Der andere hing sich den Mantel um und griff nach Hut und Stock. „Ihr seid zu ungeschickt!" sprach er. „Selbst wenn's

Digitized by Google

so wäre — ist es nicht zu dumm, dann die zwei Leute erst mit Fleiß darauf zu stoßen: ‚he — wie ist's, habt ihr wirklich nichts miteinander?' Damit erreicht man höchstens das Gegenteil. Das kannst du jedem und jeder sagen, die's angeht!"

„Mit deiner Grobheit beweist du gar nichts, Doktor!" sagte der Fabrikant, „und an etwas Schlimmes glauben wir natürlich nicht! Es ist nur so ungewöhnlich . . ."

„Was denn?" Der andere wurde zornig. „. . Daß ein vielgeplagter Mensch, der die traurige Aufgabe hat, all euch klägliche Schöpfungsprodukte hier zurecht zu flicken — und rings Bettelvolk und Schmutz und Häßlichkeit — daß es den freut, einmal nicht bloß die Leiber zu kurieren, sondern ein . . . ein Arzt der Seele zu sein . . . in eine Frauenseele hineinzuleuchten, in eine ganz unberührte, schlafende Frauenseele und sie aufzuwecken . . . Das . . . das ist doch etwas ganz anderes als bei uns Männern . . . unser plumpes Räderwerk da innen — das ist eine Offenbarung! Gott weiß, was da nebeneinander Platz hat und zugleich im Gange ist, wenn man es erst einmal belebt. Da soll ich wohl euch zuliebe darauf verzichten? Fällt mir nicht ein! Das ist für mich etwas ganz Neues im Leben — was hab' ich denn sonst von diesem Hundeleben hier und überhaupt von meinem ganzen Leben? Ewig Arbeit und wieder Arbeit und noch einmal Arbeit! Das da — das ist meine Erholung! Meine Freude! Da bilde ich etwas! Da schaffe ich etwas! Da bring' ich einen tapferen klugen Menschen, den man sein ganzes Dasein hindurch' sträflich verwahrlost hat — den man hat förmlich verschimmeln lassen in muffigen Schlössern und Klöstern — da bring' ich den Menschen zu sich selbst, zum Gebrauch seiner Vernunft und seines Willens, daß er sich endlich seiner selbst freut und ich mit ihm. Und ob dieser Mensch zufällig lange Haare hat und Gräfin ist, das ist mir vollkommen gleich! So — nun weißt du's! Die Esel, die hinter jeder Schürze her sind, die begreifen natürlich nicht, daß es so was gibt. Freundschaft mein' ich. Aber es gibt es doch! Oder besser noch — das ist ein Verhältnis wie zwischen zwei Kameraden, einem älteren und einem jüngeren! So soll es doch zwischen Mann und Weib sein! Oder erzieht du etwa nicht an deiner Frau herum? Ich seh's doch alle Tage."

„Gewiß. Das ist Sache des Ehemannes! Und ihr Mann . ."

„Der Graf? Das ist doch ein Trottel. Über den kann man doch nicht reden! Wenn er vernünftig wäre, wär' ich freilich überflüssig. Aber er ist es nicht. Sitzt da und sieht nicht einmal, was ihm das Glück in den Schoß geworfen hat. Prügeln möcht' man solch einen Kerl . . ."

„Aha!" sagte der Fabrikant und nickte. „Jetzt kommt's zu Tage!"

Der andere brach ab. „Das ist natürlich nur 'ne Redensart! Aber der Teufel soll da nicht wild werden, wenn ihr ewig bohrt und stichelt und hinterem Rücken tuschelt und Gesichter macht, als wäre Gott weiß was los. Ich sage noch einmal: Es ist zu dumm! Mit solchem Mißtrauen und argwöhnischem Gerede hetzt man die Leute höchstens dahin, wo sie gerade nicht hinsollen und nicht hingehören. Das ist das Ende. Und wenn mir jetzt noch einmal einer mit der Geschichte anfängt, dann werd' ich grob!"

„Darauf wäre ich nach deinen Leistungen eben wirklich gespannt!" sagte der Hamburger kaltblütig. „Aber ich will es lieber nicht probieren. Adieu und vergiß nicht: heute abend um sieben Uhr bei mir Festlichkeit im kleinen Kreis als Vorfeier zur Eisenbahneröffnung."

„Ja, ich werd' schon kommen!"

„Hoffentlich! Meine Frau kann zwar als freie Amerikanerin nicht kochen, aber sie phantasiert schon die ganze Zeit von Büchsenspargel, Büchsenhummer und Büchsenfleisch, als lebten wir mitten in der Welt und nicht als Sträflinge in Sibirien. Also jetzt gehst du aufs Schloß?"

„Jetzt gehe ich aufs Schloß!" Der Kassenarzt stülpte sich unwirsch den Schlapphut über die Stirne. „Du kannst es durch den Gemeindediener im Dorfe ausschellen lassen, daß ich wieder einmal oben bin — wenn dir die drei Mark nicht leid thun. Ich werd' mich den Kuckuck um euch kümmern . . ."

VII.

Wegmann, der schwarze Jäger, ging, mißmutig an einem Grashalm kauend, hinter seinem Herrn her durch den Wald. So sehr er heute morgen bei der Auerhahnjagd Feuer und Flamme gewesen, so wenig behagte ihm dies müßige Schlendern über

Digitized by Google

Stock und Stein, dies zwecklose Betrachten des da und dort in der Ferne sichtbaren Wildes. Freilich war ja ohnedies jetzt Schonzeit. Aber auch die ewig vogelfreien Räuber des deutschen Forstes — die buntgefiederten, überall krächzenden und krakeelenden Eichelhäher, die Kolkraben, die Weihe, die, schwer die Flügel spannend, aus dem Eichenwipfel abstrich — sie alle waren vor seinem Schrothagel sicher. Graf Pius liebte keinen Schuß. Ihm genügte es, sein Parkrevier zu durchmustern, wie der Landwirt die weidenden Kühe und Schafe zählt, ohne Mordgedanken in der Seele, mit einem stillen Behagen, daß alle diese friedlichen Geschöpfe sein sind und seinen Reichtum vermehren.

Man hatte bereits den Karpfenteich besucht, auf der Salzlecke das Gewimmel des langohrigen, buntgescheckten Damwilds beobachtet und aus der Saubucht ein behagliches Grunzen und Schmatzen schallen hören — jetzt befanden sich die beiden außerhalb des kleinen Wildparks im freien Hochwald. Plötzlich machte der Jäger eine jähe Bewegung und faßte, wie eine Katze vorspringend, seinen Gebieter am Arm, der — über dieser Vertraulichkeit erschrocken — ganz verdutzt Halt machte. „Do drüwe!" zischte er zwischen den Zähnen. „Dort drüwe steht er und wildert! Wart' norr! Jetzts hot's geschellt! Alterle — dir kumm' ich!"

In dem Gebüsch, in ziemlicher Entfernung kniete ein langer, wüster Geselle, die Stummelpfeife im Mund, und hantierte mit irgend etwas am Boden. Von unten her schaute er auf die beiden, lächelte spöttisch, stand langsam auf und schlenderte, die Hände in den Hosentaschen, auf die Landstraße zurück.

„Er hot Rehschlinge im Sack!" flüsterte der Büchsenspanner, vorwärts drängend. „Ich möcht' mich druff verschwöre! Er hot Rehschlinge!"

Aber sein Herr hielt ihn zurück. Der Kerl, der jetzt mit großen Schritten dem freien Felde zuging, sah zu unheimlich aus. „Wer ist denn das, Wegmann?"

„Er heißt Bazaine! Aus 'm Elsaß! Er sagt, er wär' Deserteur aus der Fremdenlegion. Vorigen Winter hot er ganz tief im Schnee des Abends uff'm Grenzhof angeklopft, und der Stabhalter, der Kaltschmidt, hot ihn behalte. Gnädiger Herr:" Er zwang den Grafen beinahe, mit ihm den Weg hinter dem Wilderer einzuschlagen. „Seller is der Ärgscht', wo wir hier hawwe! Ich weiß, wer vor drei Woche aus 'em Busch 'raus auf mich geschosse hot, daß ich die Kugel hab' pfeife höre! Sell gedenk' ich dem! Den bring' ich noch nach Mannheim vors Schwurgericht!"

Aber je rascher der zornige Bursche ausschritt, desto mehr beschleunigte auch der lange Geselle vor ihm, scheinbar ganz zufällig, seine Gangart. Endlich fing sein Verfolger, ohne sich um den Grafen weiter zu kümmern, zu laufen an. Aber kaum hörte der andere das Klappern der Nägelschuhe, so that er, als sähe er auf seine Taschenuhr, machte eine Bewegung des Schreckens und rannte wie ein säumiger Knecht, der Schelte fürchtet, die Hände in den Hosentaschen, auf das Ackerland hinaus.

Wenige hundert Schritte vom Waldrand entfernt, lag dort als böser Nachbar das ewige Ärgernis der gräflichen Förster, der seit Jahrhunderten durch seine Wilderei berüchtigte Grenzhof.

Es war nicht ein einzelnes Gebäude, sondern bestand nach Art dieser, meist einsam im Odenwald gelegenen Weiler, aus mehreren stattlichen Bauernhäusern mit moosgrünen Giebeln, langgestreckten Viehställen, Tennen, Höfen und Schuppen, über dem allem der reiche Besitzer in der schulzenähnlichen Würde eines Stabhalters waltete.

Der Wilderer war schon lange in diesem ziemlich regellosen Gebäudegewirr verschwunden, als die beiden anderen den Hof erreichten und betroffen an dem durch mächtig zu beiden Seiten aufgetürmte Misthaufen gezierten Eingang stehen blieben. Eine Prügelei war da in vollem Gange oder vielmehr zwei schmächtige Burschen in der halbstädtischen Kleidung der Fabrikarbeiter wurden, auf dem jauchebespülten Boden sich wälzend, von einem jungen schnigen Bauern und einigen Knechten durchgehauen, daß das wütende Geschrei und Geklopfe weit über die Felder klang, über die der Wind einen zerrissenen Stoß von Flugblättern hinwehte.

„So — ihr Lausbuwe!" sagte der junge Bauer und gab seinen Leuten einen Wink, aufzuhören. „Dees kummt davon, wann m'r heimlich ümwerall die Babierle 'rumstreut vum Gendarme und den Socialdemokraten im Dorf. Daderfor haww' ich

Digitized by Google

mei' zwaa Hofhund', um so Bürschle zu schtelle. Jetzt laaft ham und erzählt eurem Irion, dees hätt' der Kaltschmidt geschafft, Vorsitzender vum Kriegerverein und Reserveunteroffizier von den Mann'emer Dragonern. Und wann einer von euch Dreckjockeles aus der Fawrik noch mehr hawwe will, norr bei! Ich klopp' euch gleich!"

Die beiden jungen Kerle waren aufgestanden. Barhaupt, die Kleider mit Jauche beschmutzt und zerrissen, zitterten sie am ganzen Leib. Plötzlich stieß der eine ein lautes kindisches Geheul aus und rannte, was er konnte, querfeldein — sein Genosse hinterher.

„Loß sie springe!" lachte der junge Hofbauer. „Ich kenn' den einen. 's is der junge Schlickfupp, wo früher in Mann'em war. Des Berschle zeig' ich beim Gendarmen an. Der soll' ihm norr die Höll heiß mache. Und dem Irion auch. So geht dees uet weiter hier bei uns. Mir hat der Großherzog uff'm Kriegerfescht die Hand gewwe und die längscht' Zeit mit mir geredd'! Ich bin's schuldig, daß hier Ordnung is! Dees sag' ich euch, ihr Männer — wenn ich morge bei der Einweihung der Eisenbahn als wieder die rote Fedderche am Hut seh' und die ‚Soze' sich dick dhun und beim Hoch auf Kaiser un Landesfersicht sitze bleiwe un lache — no hat's geschnapp't. No setzt's blutigi Köpp'! Nehmt euch norr dicke Prügel mit morge! Geld braucht 'r keins! Ich zahl'!"

Die Knechte nickten und starrten, ohne zu grüßen, den herantretenden Grafen und seinen Büchsenspanner an. Die uralte Feindschaft zwischen dem Schloß und dem Grenzhof war bei ihrem Dienstantritt auch auf sie als etwas Selbstverständliches übergegangen.

Der scheue junge Graf nahm allen seinen Mut zusammen. „Es geht wirklich schön bei Ihnen zu, Herr Kaltschmidt!" stieß er mit unsicherer Stimme heraus und fühlte, wie er rot wurde. „Solch eine Nachbarschaft! Ich muß mich wirklich beschweren!"

„Über was dann?" sagte der junge Bauer phlegmatisch und steckte die Hände in die Hosentaschen. „Was is Ihne dann schon wieder net recht? Vielleicht, daß ich die Lausbube, die Soze, net gleich zu Kaffee und Kuche eingelade hab'? Sell können Sie ja thun, wann die Dreckjokele zu Ihne aufs Schloß komme . . ."

„Seien Sie nicht unverschämt . . ." Jähzornig wie die meisten Schwächlinge wollte der Schloßherr auffahren, aber sein Jäger hielt ihn noch rechtzeitig durch einen warmenden Druck auf den Arm zurück. Mit diesem Kerl vom Grenzhof war nicht zu spaßen. Das wußte er wohl.

„Herr Kaltschmiedt!" sagte der welsche Wegmann daher ganz höflich, wenn auch mit unruhig flackernden Augen. „Herr Kaltschmiedt . . . Wann es noch 'mol e Unglück zwischen uns gibt mit der ewigen Wilderei, dann sprech' ich in Mannheim zu allen zwölf Geschworenen: ‚Der da is schuld!' und weis' auf Sie hin! Herr Kaltschmidt . . . so geht das net weiter!"

„Was schwätze Sie denn, Herr Wegmann?" Der Bauer war ebenfalls ganz gleichmütig. „Hawwe Sie mich schon 'mal wildern sehe?"

„Sie net, Herr Kaltschmidt. Ich weiß, Sie sind des Abends im Gesangverein oder im Kriegerverein und net im Wald. Aber Ihre Leut'! Der Franzos! Der hergeloffene Bazaine!"

Der Bauer lachte und blickte in den Hof, wo jetzt der lange wüste Geselle wieder sichtbar geworden war und eifrig, als habe er den ganzen Vormittag nichts anderes getrieben, mit hochgeschwungener Hacke Dung auf einen Wagen lud. „Mir gehört der Grenzhof net," sagte er, „sondern mei'm Vatter! Do kummt er! Sage Sie's dem!"

Auf der Schwelle des Wohnhauses, über der in einer Nische zwischen frischen Veilchensträußen ein Muttergottesbild mit dem Jesuskind grüßte, stand ein hochgewachsener alter Mann mit langem, schneeweißem Haar und glattrasiertem, faltigem Bauerngesicht. Er hatte in seiner Kleidung noch Anklänge an die einstige Landestracht, den langen, vorn offenen, dunklen Schoßrock und die zweireihige Weste mit dem darüber geschlungenen Halstuch, bewahrt. Und auch in seiner Haltung, seiner Sprache, dem Ernst auf den verwitterten Zügen war etwas aus der alten Zeit, ein Überbleibsel starren, bäuerischen Selbstgefühls in einer rings ein umschlossenen, von keinem Hauch von außen belebten Waldwelt, in der er, wie seit dem dreißigjährigen Kriege und länger seine Vorfahren auf dem Grenzhof, der Reichste und Angesehenste weit in der Runde war.

Aber stärker noch als dies Bewußtsein,

Digitized by Google

Die Geheimnisse der Ceres. Gemälde von L. Thurmer.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Digitized by Google

überall, wo er mit eigner breiter Faust die Pflugschar lenkte und das Jauchefaß sprudeln ließ, wo er in Sommerglut die Kartoffeln häufelte und in strömendem Regen mit dem Spaten die Gruben für die Futterrüben aushob, überall mit demselben altvertrauten Lehmboden zu schalten und zu walten, der schon seinen Vorgängern in unvordenklicher Zeit dienstbar war — stärker noch als dieser Bauernstolz, lebte in dem Stabhalter vom Grenzhof die katholische Inbrunst. Sie war sein ganzes Leben. Und dessen Glanz- und Höhepunkt war es gewesen, als sein ältester Sohn drüben in der bayerischen Pfalz die Primiz feierte und, starre Würde auf dem noch knabenhaften Antlitz, vor den an den Betpulten vor Freude schluchzenden Eltern die erste heilige Messe las. Der zweite der drei Brüder war seinem Beispiel gefolgt, aber nicht Weltpriester geworden, sondern in einen Orden getreten. Ebenso waren die beiden Töchter, angesteckt durch die krankhafte Frömmigkeit, die das Haus durchwehte, durch die Bewunderung und andächtige Verehrung, die man den beiden geistlichen Herren bei ihren seltenen Besuchen zollte, seit Jahren schon Klosterfrauen.

Um dieselbe Zeit war dem Stabhalter auch sein Weib, eine streng katholische Müllerstochter von der Bergstraße, gestorben. Es war still und leer um ihn in dem einsamen Grenzhof; denn mit dem einzigen, dort zurückgebliebenen Sohn, dem jungen Bauern, dessen kirchliche Neigungen durch eine vierjährige Dienstzeit bei den Mannheimer Dragonern mit schneidiger Begeisterung für Kaiser und Reich vertauscht worden waren, mit dem verstand er sich nicht recht.

Aber trotz seiner Verlassenheit war er ganz zufrieden. Der Dienst der Kirche ersetzte ihm alles. Er fuhr auf seinem Leiterwagen die Buchenreiser ins Dorf, um zu Fronleichnam die Häuser und die sieben Stationen der Prozession zu schmücken, er trug beim Erntebittgang über die Felder den vordersten Zipfel des Baldachins, er leitete die alljährliche Prozession nach dem Gnadenort Walldürn und händigte dem Kaplan, wenn er nur je einen vorteilhaften Handel abgeschlossen, ein Röllchen in Zeitungspapier gewickelte harte Thaler ein, um sie als Petrospfennig an den Gefangenen im Vatikan zu schicken.

Wie er da in seinem langen Rocke dastand, auf den Stock gestützt, mit den schon schwachen Augen in dem faltenreichen Gesicht zwinkernd, überragte er trotz seiner gebeugten Haltung den schmächtigen Schloßherrn gut um Kopflänge.

„Herr Kaltschmidt!“ sagte der Graf stockend. „Ihr Sohn weist mich an Sie! Es wird gewildert!“

Der Alte schwieg. Der Wind spielte mit seinen langen weißen Haaren, keine Runzel regte sich in seinem Antlitz.

„Es wird gewildert!“ wiederholte der andere noch befangener. „Der Bazaine thut's! Ich weiß es!“

Der Alte schwieg. Er war heute in seiner stillen Gebetsstimmung, die jetzt immer häufiger über ihn kam, je mehr er sich greise und verlassen fühlte. Aus der wollte er sich nicht reißen lassen.

„Herr Kaltschmidt! Wenn ich mich über den Bazaine beklage, kann ich doch wenigstens verlangen, daß Sie mir antworten!“

Der Alte schwieg, sah sich den Grafen gleichgültig an und ging stumm, ohne zu grüßen, in das Haus zurück.

Der andere stand ganz verdutzt da. Er fühlte, daß er dunkelrot geworden war. „Komm' der Herr Graf!“ hörte er neben sich die flüsternde Stimme Wegmanns. „Der Kaltschmidt wird zu alt. Alle Tag' wird er dümmer und dümmer! Der tappt schon bald als ein kumpletter Simpel daher!“

Der schwarze Jäger zog seinen Herrn mit sich fort. Sie schritten rasch dem Dorf zu, und hinter ihnen verhallte im Wind das Gelächter des jungen Bauern und seiner Knechte.

„Nichts als Ärger!“ sagte der blonde Graf nach einer Weile mißmutig. „Man kommt nicht zur Ruhe. Die Leute wildern, sie streuen Flugblätter aus, sie grüßen einen nicht mehr und antworten nicht, wenn man sie fragt, und im Thal qualmt die unausstehliche Fabrik. Nun wollen sie gar noch den Tunnel unter dem Schloß durch bauen, damit nur ja oben Turm und Mauern und alles erschüttert wird und wankt und schließlich zusammenfällt. Ah — manchmal hab' ich Lust, überhaupt von hier wegzugehen — irgendwo anders hin, wo man seinen Frieden hat.“

Der Jäger wußte nichts Rechtes darauf zu antworten und folgte stumm seinem

Digitized by Google

Herrn. „Herr Graf," begann er nach einer Weile mit gepreßter Stimme. „Ich hätt' e Frag' . . . wenn ich redde darf."

„Ja — was denn?"

„'s is halt . . ." Er zögerte und stieß dann rasch die Worte her, „'s is wegen der Elis' . . . aber was hawwe der Herr Graf? sin der Herr Graf geschtolpert? . . ."

Sein Herr drehte sich um. Er war etwas blaß geworden. „Ich weiß nicht!" sagte er. „Ich bin fehl getreten. Ich fühle mich so unsicher hier im Wald mit dem verwünschten Bazaine und all den Wilderern. Ich hab' immer die Empfindung, als sei etwas Gefährliches hinter mir!"

„Herr Graf — ich bin doch hinter Ihne her, wo Sie gehe und schtehe!"

„Ja — freilich . . . freilich. Sie sind da. Es ist ja auch nur eine Einbildung." Graf Pius begann mit langen Schritten vor seinem Jäger herzugehen und sprach, ohne den Kopf zu wenden, vor sich hin: „Also wegen der Elise! Meine Frau hat mir schon davon gesprochen. Gewiß! Sie können nächsten Monat heiraten."

„Do dank' ich unterthänigscht, Herr Graf!"

„. . . Das heißt — natürlich . . . wenn die Elise nichts dagegen hat!"

„O die!" Wegmann lachte, daß die weißen Zähne blitzten und die feurigen welschen Augen leuchteten. „Die . . . Herr Graf — die kann froh sein. Die Männer sin rar heutzutag'! Da heißt's uffbasse un net lang fackele, wenn enner kummt, der doch schon 'was Besseres is, wie ein Büchsespanner beim Herrn Grafe . . ."

Vor ihnen tauchten zwischen dem kahlen Geäst, vom Regen halb verschleiert, die grauen Umrisse des Schlosses auf. Über triefend nasse Wiesen erreichten sie den zu seiner Höhe führenden Pfad.

Wegmann nahm plötzlich die Mütze ab. „Alleweil kummt die Frau Gräfin!" sagte er respektvoll.

„Können Sie das aus der Entfernung erkennen?"

„Ha und ob, Herr Graf! Ich hab' die Frau Gräfin unne schon die längscht' Zeit gehe sehe. Sie is vom Irion seinem Haus mit'em Herrn Doktor bis zum Dorf gegange, und jetzt kummt sie allein den Berg 'rauf!"

„So — mit dem Doktor? Täuschen Sie sich da nicht, Wegmann?"

„Ah bah, Herr Graf! Den Herrn Doktor kenn' ich doch! Schon am Gang. Und wie er den Stock so fest auffetzt. Dees war er schon."

Graf Pius verlangsamte finster blickend seine Schritte. Aber er konnte nicht vermeiden, daß er an der Wegkreuzung mit seiner Frau zusammentraf. Sie begrüßten sich stumm. Die Gegenwart des Dieners legte ihnen Zurückhaltung auf. Dann stiegen sie langsam nebeneinander, ohne sich anzusehen und ohne ein Wort zu sprechen, im Regengerieſel zu dem grauen Schloß empor.

VIII.

Im Hofe der Burg stand ein dichtgeschlossener erbsengelber Reisewagen, der nach seiner seltsamen Bauart, den breiten, niedrigen Rädern, dem großen, hinten angebauten Kofferverschlag noch aus den Zeiten der seligen Postkutsche zu stammen schien. Der Rosselenker auf dem Bock ähnelte täuschend einem zu einer festlichen Gelegenheit verkleideten Bauernburschen, und auch die beiden struppigen, vom Grasfutter dickbäuchigen und vom Kot bespritzten Schimmel davor waren offenbar mehr gewohnt, den Leiterwagen zu ziehen, als die, am Schlag mit einem verblichenen Wappen geschmückte Familienkarosse derer von Froningen auf schlechten Odenwaldwegen über Berg und Thal zum Besuch zu schleppen.

Neben dem Fuhrwerk stand der eben ausgestiegene Freiherr, ein finsterer, riesiger Junker mit langem, eisgrauem Schnurrbart und stechendem Blick, der für seine sechzig Jahre noch vortrefflich erhalten aussah, und half seiner Frau aus dem Wagen. Das ging nicht so leicht. Die zierliche Operettennachtigall von einst war im Lauf der Zeiten dick und behäbig geworden. Wie viele Menschen, denen es im Leben ganz nach Wunsch gegangen und noch geht, sprach sie nicht viel, bewegte sich nicht gern viel, stritt mit niemandem, sondern schaute aus den kleinen, noch jugendlich munteren Augen wohlwollend auf alles in der Runde und freute sich den ganzen Tag auf ihr Lieblingsstündchen, die Kaffeejause nach dem Mittagsschlaf.

Endlich war sie dem gelben Kasten entronnen und stand, kaum mittelgroß, rundlich, mit freundlichem Lächeln neben ihrem, sie um zwei Kopfeslängen überragenden

Digitized by Google

Gatten. „Aber das sag' ich dir noch einmal, Erwin," flüsterte sie in dem leichten Wiener Tonfall, den sie ebenso wie ihr Mann, der frühere österreichische Dragoneroffizier, nie abgelegt hatte. „Mich laßt's aus mit der Geschicht'! Mich laßt's in Ruh'! Ich will meine Ruh' haben. Red' du allein mit ihr! Zweck hat's eh keinen! Zwischen zwei Eh'gatten Frieden stiften! Die müssen selber schauen, wie's miteinander auskommen und durchs Leben kommen. Ich hab's auch gemußt und hab's nicht so leicht gehabt. Denn damals . . ."

„Schau', daß du weiter kommst, Miezl!" sagte der päpstliche Kämmerer kurz und schob die rundliche Nachtigall von einst in die Vorhalle. Er hatte diese Rede während der mehrstündigen rumpligen Wagenfahrt nun schon dreimal mit der in einer dreißigjährigen und im ganzen recht glücklichen Ehe gewonnenen philosophischen Geduld über sich ergehen lassen.

In dem düsteren, halbdunklen Treppenhaus kamen ihnen, eben von der anderen Seite eintretend, ihre Tochter und ihr Schwiegersohn entgegen.

Die alte Baronin verlor beinahe ihr gewohntes Phlegma. „Da sind sie ja!" rief sie, streckte die kleinen fleischigen Hände aus und lief auf die beiden zu, um über das Beklemmende der ersten Begegnung, zumal im Beisein der die Mäntel und Hüte abnehmenden Dienerschaft, hinwegzukommen. „Und zu Fuß bei dem Regen! Fangt's nicht erst an und entschuldigt euch! Wir sind eine Stund' früher gekommen, als wir gewollt haben! Da kommt her, ans Fenster! Laßt euch 'mal ansehen! Gut schaust aus, Katzl! Und du, Schwiegersohn, mach' kein so grantiges Gesicht! Ich komm' doch eh nur alle Jubeljahre 'mal auf Besuch. Und gleich nach der Jause fahren wir wieder ab. Auf den Abend muß ich einheimisch sein — in meinem Alter — da thu' ich's nicht mehr anders. Jetzt geht's vor allem und zieht euch um. Ihr seid ja tropfnaß. Ich geh' mit dir, Katzl! Und du, Erwin, kannst in der Zeit den alten Herren guten Tag sagen. Wenn's so kalt ist, sitzen sie sicher jetzt im großen Saal beisammen!"

Der Freiherr von Froningen nickte und stieg rasch und elastisch wie ein Jüngling die Treppen hinauf. Es war ihm lieb, vor der entscheidenden Aussprache mit seiner Tochter die drei Patriarchen des Hauses zu treffen. Aber er fand nur einen von ihnen in dem großen, dämmerigen Raum, und gerade den, den er am meisten suchte und seines vollen Vertrauens würdigte — den Priester aus Rom.

Der Greis stand sinnend am Fenster und drehte sich beim Knarren der Thüre langsam um. „Ach — du bist's," sagte er, während ein liebenswürdig-feines Lächeln sein Licht über die verwitterten Züge goß. „Also glücklich zurück vom Tiber? Wie steht es mit dem heiligen Vater?"

Der Junker zuckte die breiten Schultern. „Der Geist ist hell wie je," sprach er andächtig und betrübt. „Aber der Leib schwindet mehr und mehr. Er verlöscht langsam, wie eine Kerze ausgeht. Der Wille allein erhält ihn am Leben."

„Aber der heilige Vater hat dich empfangen?"

„Mich und die anderen Pilger. Beim Kardinalstaatssekretär war ich auch. Zweimal sogar . . ."

„Und der großen Messe, die der heilige Vater in St. Peter las, hast du doch hoffentlich auch beigewohnt?"

„Gewiß. Das ist . .

„Das ist das schönste Ausstattungsstück, das ich kenne!" sagte von hintenher der inzwischen eingetretene Pariser Roué. „Guten Tag, Baron! Bist du nicht zu heilig von deiner Pilgerfahrt zurückgekommen? Man munkelt, man hätte dich gleich nach dem Ablaß aller deiner Sünden auf dem Heimweg in Monte-Carlo gesehen! Und ganz mit weltlichen Dingen beschäftigt."

Der Odenwälder Hüne machte ein finsteres Gesicht. „Wer behauptet denn das nun wieder?" fragte er und drehte zornig den martialischen grauen Schnurrbart.

„Gott . . . man hat noch seine Verbindungen!" Der Alte zwinkerte frivol mit den Augen und schaute listig nach der Thüre, durch die eben der General zur Begrüßung eintrat. „Von früher her! Du Bruder — findest du nicht, daß der Baron vorzüglich aussieht? Bewundernswert! Der reine Jüngling. Trotz der langen Reise von Rom nach Hause. Er hat sich aber auch nicht unnütz abgehetzt, sondern sich unterwegs an einem passenden Ort ein paar Ruhetage gegönnt. Was hat denn geschlagen — Rot oder Schwarz?"

Digitized by Google

Der General mußte unwillkürlich lächeln. Er kannte die seltsame Doppelnatur des Odenwälder Junkers, der fanatische Frömmigkeit mit einem düsteren Hang, trotzdem alle Jahre ein paarmal gründlich über die Stränge zu schlagen, unlösbar in sich vereinigte.

„Wer nicht fehlt, dem kann nicht vergeben werden," setzte der Pariser trocken hinzu. „Ich wollt', ich wär' auch meine Sünden los. Aber mir hilft keiner!"

Der eisgraue Junker wandte sich ärgerlich ab. Er war sich der zwei Seelen, die in seiner Brust wohnten, wohl bewußt und hatte sich im Lauf der Jahre auf seine Weise damit abgefunden. Kein Mensch war sündenfrei, am wenigsten er, der wilde K. K. Lieutenant von einst, der seinen tollen Streichen durch die Heirat mit einer Operettensängerin die Krone aufgesetzt und sich darauf, älter und ruhiger geworden, in die Beschaulichkeit seines Stammhauses, eines hochgiebligen, aus der Zeit der Deutschen Herren stammenden und halbverfallenen Kastens am Neckar, zurückgezogen hatte. Muß der Mensch aber seiner Natur nach sündigen — so ging die Logik des Odenwälders weiter — so kann er doch nichts dafür, sondern hat nur die Verpflichtung, die begangenen Fehler zu bereuen. Das that er denn auch, wahrhaft bußfertig und aus aufrichtigem Herzen, wenn in langen Nächten, an einsamen Regentagen mit dem Zipperlein die seelische Zerknirschung über ihn kam, und fand es allmählich ganz selbstverständlich, daß sein Leben in dem Dreieck zwischen dem Neckarschloß, dem Vatikan und dem Cercle des Etrangers in Monte-Carlo oder dem Club Privé in Ostende sich abspielte.

Immerhin sprach er nicht gerne davon und vertiefte sich wieder mit dem Priester in eine angelegentliche Erörterung der Aussichten für die nächste Papstwahl, bis die Aufzählung der einzelnen „Papabili" und ihres jesuitischen oder dreibundfreundlichen Anhangs durch die Rückkehr seiner Frau und des gräflichen Ehepaars unterbrochen wurde.

Man nahm Platz. Man räusperte sich, man sah zu den Bildern an den Wänden hinauf, man wechselte einige gleichgültige Worte und schaute wieder durch die regenblinden Scheiben hinaus in die graue stürmende Frühlingswelt — es war eine unbehagliche Stimmung, ein Frösteln von außen und innen in dem ganzen Kreise. Endlich entschloß sich die Baronin, deren unverwüstliches Wiener Naturell solch ein fades, schweigsames Beisammensitzen nicht vertragen konnte, aufs Geratewohl über irgend etwas zu plauschen!

„Weißt, Katzl!" sagte sie gutmütig zu ihrer Tochter. „Ich beneid' dich nicht! Deinen Auerhahn in Ehren — wann's schon einen zähen Braten gibt, wenn du den alten Vogel beirichten willst. Was? Ausgestopft wird er? Wegen mir! Aber ich bitt' . ." Sie wendete sich an die Herren. „Wie hat die ausgeschaut! Einen Schrecken hab' ich gekriegt . . vorhin in ihrem Zimmer! Das ganze Gewand, die Schuh', alles patschnaß von oben bis unten. Wie aus dem Wasser gezogen läuft sie 'rum! Kann jetzt das gesund sein? Und um zwei Uhr früh aus den Federn heraus! Brrr! Mir graust's beim bloßen Gedanken!"

„Mir macht's halt Spaß, Mama! Ich mag nicht faulenzen!"

„Ach, du lieber Gott!" Die rundliche kleine Dame unterdrückte ein Gähnen. „Was soll man denn anfangen? Der Tag ist eh' lang genug!"

„Das finde ich nicht, Mama! Mir ist er jetzt beinahe zu kurz. Ich nutze ihn aus, Stunde um Stunde!"

„Ach geh! Was treibst denn jetzt, Katzl?"

„Ich lerne!

„Lernen thust?" Ihre Mutter machte ein halb enttäuschtes, halb neugieriges Gesicht. „Warum net gar? Und was dann, bitt' schön — wenn man fragen darf?"

„Alles! Der Reihe nach. Ich habe mir eine ganze Menge Bücher aus Heidelberg kommen lassen. In denen studiere ich."

„Und was sind denn das für Bücher?" fragte plötzlich aus der Ecke her der finstere Odenwälder Recke mit seiner tiefen Stimme.

Sie sah ihren Vater an. Es zuckte von erwachender Kampflust um ihre Lippen. „O — allerhand, Papa! Darwin z. B."

„Was?"

„Ja. Und dann Häckel! — Und Renan! Und Strauß!"

„Da schau' mal an!" sagte die gute Baronin beifällig. Sie hielt das für die Namen neuerlich beliebt gewordener Romanschriftsteller oder Lyriker. Ihr Mann aber

Digitized by Google

erhob sich langsam in seiner ganzen Größe aus dem Schaukelstuhl.

„Was sagst du da?“ fragte er und zog die buschigen Brauen zusammen. „Was liest du?“

„Was ich dir gesagt habe! Alle die Standard works unserer modernen Zeit! Nietzsche auch! Von dem hab' ich alles!“

Nietzsche! Der plebejische Name mißfiel der alten Dame. Sie blickte zweifelnd an dem bigotten Odenwälder Ritter empor, der mit ein paar langen Schritten, ohne sie zu beachten, vor seine Tochter trat.

„Was ist das?“ wiederholte er unwillig. „Das wäre ja das Neuste! ... derlei ... derlei .. Schund will ich nicht sagen. Es ist ja immerhin Wissenschaft .. in ihrer Art. Gewiß. Aber verderbliche! Für dich wenigstens! Für Frauen. Für die Allgemeinheit überhaupt ist das doch nichts!“

„Warum denn nicht, Papa?“

„Weil du's nicht verstehst, oder vielmehr es falsch verstehst, was noch viel schlimmer ist!“

Sie schüttelte gleichmütig den Kopf. „Ich versteh's ganz gut, Papa! Das meiste wenigstens!“

„So? — Woher weißt du denn das?“

„Das merke ich an der Wirkung, die es auf mich ausübt!“

„Auf die Wirkung wäre ich gespannt!“ sagte der Freiherr düster. „Das erzähle mir doch einmal! Das interessiert mich!“

„Später, Papa, — wenn wir allein sind! Du bist ja doch nur gekommen, um mir unter vier Augen ins Gewissen zu reden. Das weiß ich und werde dir gerne Red' und Antwort stehen. Aber jetzt nicht. Jetzt regt sich Mama nur unnütz darüber auf!“

„Ja — was habt ihr denn?“ Die alte Dame war ziemlich fassungslos und schaute ängstlich aus ihren kleinen guten Augen von einem zum anderen.

„Was ich gefürchtet hab'! .....“ sagte ihr Mann. „Vera ist außer Rand und Band. Jetzt wird es Licht! Weißt du, Mizzi, was das für Bücher sind . ? Nein? Natürlich nicht! Gott sei dank nicht! Ich will's dir lieber auch gar nicht erst erzählen!“

Die Baronin faltete erschrocken die kleinen fleischigen Hände. „Jesus, Maria und Joseph! Ja aber Katzl! Was fällt denn dir ein? So ein grauliches Zeug läßt du dir kommen und verdirbst dir den Magen mit ... mit .. ja .. ich weiß ja gar nicht, wie ich so was nennen soll ..“

Aus unserer Studienmappe:

Strand von Arkona auf Rügen. Ölstudie von Eugen Bücker.

Digitized by Google

„Nenn' es einfach eine Lektüre . .“ — ihr Gatte betonte scharf die folgenden Worte „— von der jeder einzelne Band auf dem Index steht.“

Jetzt schwieg die Baronin ganz verstört und mit halb offenen Lippen. Ihre Tochter aber legte leicht den Kopf zurück. „Was geht denn mich der Index an?“ fragte sie kampflustig.

Darauf entstand eine Weile tiefes Schweigen. Der Freiherr wendete sich ab. „Also darüber sprechen wir später!“ sagte er, trat zum Fenster und trommelte an den Scheiben. Seine Frau sah sich hilfesuchend im Kreise um. „Ja — ist denn jetzt niemand da, der zu so 'was den Mund aufmacht?“ forschte sie. „Oder, wann ihr nicht wollt, und auch der Onkel aus Rom nicht will, ist dann kein anderer geistlicher Herr mehr da — unten im Dorf? So laßt doch den holen, daß er mit ihr einmal ein ernstes Wort spricht! . . Das is ja 'ne Sünd' und Schand', wenn's so in 'ner Familie zugeht.“

Ihre Tochter lachte. „Der ‚geistliche Herr‘ unten, liebe Mama, ist ein junger, unerfahrener Mensch aus kleinen Verhältnissen, der von der Welt keine Ahnung hat. Ich komme mir sehr alt und weise ihm gegenüber vor — voller Wohlwollen — beinahe mütterlich! Ich müßte lachen, wenn der ganz ernst und salbungsvoll in mein Inneres leuchten wollte!“

„Und wenn man fragen darf . . .“ der düstere lange Junker am Fenster drehte sich nicht um, und sein Baß grollte dumpf. „. . . wer leuchtet denn in deine schöne Seele hinein und begeistert sie zu all diesen Extravaganzen?“

„Das weißt du ja doch, Papa! Deswegen bist du ja hier?“

„Ich will es aber von dir hören!“

„Nun gut, 's ist der Doktor unten! Er hat mir all' die Bücher aufgeschrieben und leitet meinen Studiengang, und ich bin ihm sehr dankbar dafür. Er ist der bedeutendste Mann, den ich in meinem Leben getroffen habe, und ich bin stolz darauf, daß er mein Freund ist!“

Das entscheidende Wort war gefallen, die Aufforderung zum Streit. Aber niemand hatte Lust, ihn jetzt schon zu beginnen. Man saß und schwieg und horchte auf das Rauschen des Regens, das Zischeln des Epheus, das Raunen des Windes vor den Fenstern der ewigen Burg.

„Ja — ja, Kinder — so geht's auf der Welt!“ sagte die Baronin plötzlich ganz laut und unvermittelt, als habe man die ganze Zeit gemütlich geplaudert. „Weißt, was ich jetzt möcht', Katzl? Den Kleinen anschauen! Ja — ja — ich weiß schon, er ist nicht recht wohl! Ich will auch bloß hinüber und dem armen Hascherl einen Kuß geben und ihm ein Spielzeug aufs Bettchen legen. Da — den Hampelmann hab ich ihm mitgebracht!“

Wera hatte geklingelt. „Fragen Sie Elise,“ befahl sie dem eintretenden Diener, „ob mein Sohn schläft. Denn weißt du,“ sie wendete sich zu ihrer Mutter, „aufwecken möchte ich ihn doch nicht lassen.“

Die alte Dame nickte. In kurzem kam der Diener wieder. „Der junge Herr ist wach!“ meldete er. „Der Herr Doktor ist bei ihm!“

„Der Doktor?“

„Sehr wohl, Frau Gräfin! Schon seit einer Viertelstunde. Er hat mir aufgetragen, zu sagen, daß er gleich selbst herüber käme, um Bericht zu erstatten, und den jungen Herrn möchte man jetzt möglichst in Ruhe lassen!“

Eine Bewegung ging durch den Raum. Aber niemand sprach ein Wort. In der tiefen Stille hörte man von ferne schwere, rasch näher kommende und wuchtig in der Wölbung des Flures widerhallende Schritte. Der Diener öffnete die Thüre, und der Kassenarzt trat ein. Hut, Mantel und Stock hatte er draußen gelassen. Aber mit seinem vom Regen beperlten, vom Wind zerzausten Bart, mit seinen hohen, von der Wanderung über die Landstraße hart mitgenommenen Stiefeln, mit dem leisen Karbol- und Jodoformgeruch, der ihn umwehte, bildete er doch einen höchst auffallenden Gegensatz zu diesem Saal der stillen Bilder und der stillen Menschen.

„Der reine Hinterwäldler!“ dachte der alte Junker und nickte nur hochmütig mit steifem Nacken, während ihm seine Tochter den Doktor vorstellte, und die Baronin hätte beinahe sogar diesen Akt der Höflichkeit vergessen, — so neugierig, beinahe erschrocken starrte sie in das Gesicht des Fremdlings. In ihrer Auffassung war ein gräflicher Arzt ein würdiger bebrillter Herr, der nachdenk-

Digitized by Google

lich den Goldknauf seines Stockes an das Kinn hielt, oder, — wo es sich mehr um das Volk handelte —, ein wohlerzogener, bescheidener junger Mensch mit einem goldenen Kneifer und verlegenem Lächeln. Aber dieses derbe, von riesigen Haar- und Bartmassen umrahmte braune Bauerngesicht mit den blitzenden Augen und der unheimlich hohen, doppelt gewölbten Stirne, diese breite Brust, aus der die Stimme tief und dröhnend in der Tonfärbung des Volkes statt in wissenschaftlichem Hochdeutsch erklang, — dieser ganze, in allem, wie er da stand und sprach, so selbstverständlich und selbstbewußt erscheinende Mann war ihr etwas Neues. Etwas höchst Unbehagliches.

Der Kassenarzt selbst kümmerte sich durchaus nicht um den Eindruck, den er etwa auf die Anwesenden machte. Er begrüßte sie flüchtig und wendete sich dann sofort der Gräfin zu. „Wir wollen den Kleinen heute jedenfalls im Bett lassen," sagte er schnell. „Ich kann vorerst gar keine bedrohlichen Symptome erkennen. Aber immerhin, Appetitmangel und eine gewisse Mattigkeit lassen sich nicht leugnen, und Vorsicht ist die Mutter der Weisheit für den Fall, daß sich doch noch etwas entwickeln sollte, was ich, wie gesagt, vorerst nicht glaube. Apropos — war der Kleine in letzter Zeit viel aus?"

„Nein, nur einmal im Dorf — sonst war das Wetter zu schlecht."

„So — so — unten im Dorf?" Über das Gesicht des Arztes glitt eine flüchtige Wolke. „Ich komme morgen wieder, Frau Gräfin. Sollte es inzwischen nötig sein, so schicken Sie herunter oder besser — lassen Sie mich jedenfalls morgen früh wissen, wie es steht!"

Sie reichte ihm die Hand. „Ich werde es Ihnen sogar selbst sagen, Herr Doktor!"

Er erwiderte nichts, sondern sah sie etwas erstaunt an. „Sie haben mir doch versprochen, mir Ihr neues Laboratorium zu zeigen!" fuhr sie auffallend laut und bestimmt fort. „Das ginge morgen vormittag gerade sehr gut, wo die Eisenbahn eingeweiht wird und Sie also jedenfalls freie Zeit haben. Oder machen Sie das Fest mit?"

„Nein, Frau Gräfin!" Der Doktor schüttelte ihr die Hand. „Dazu ist mir meine Zeit zu lieb. Also auf Wiedersehen! Ich werde meine Bacillen benachrichtigen, daß sie sich von zehn Uhr ab zur Parade bereit halten! Frau Gräfin . . . Herr Graf . . meine Herrschaften . . ich hab' die Ehre!"

Er ging. Im Flur verhallten seine raschen Schritte, während der Diener die Thüre zum Nebenraum öffnete, wo die Frühstückstafel bereit stand.

Die Baronin nahm ohne weiteres den Arm ihres Schwiegersohns. „Das ist ja ein ganz gefährlicher Mensch, der Doktor —" sagte sie. „Dem möcht' ich nicht nachts im Wald begegnen! Da könnt' mir einer 'was schenken, eh' ich so einen zum Arzt nehmen thät'! Aber Hunger hab' ich. Erwin — wo bleibst denn?"

Der lange Freiherr hatte seinen Platz am Fenster nicht verlassen. „Mir ist der Appetit vergangen!" sprach er mürrisch.

„Ich hab' jetzt auch keine Lust, zu essen!" Wera trat gleichgültig neben ihn. „Weißt du was, Papa? Lassen wir die anderen frühstücken und reden wir jetzt gleich miteinander. Dann haben wir's überstanden, statt uns noch eine Stunde lang etwas vorzuspielen. Das ist mir zu langweilig!"

Der Alte nickte. „Meinetwegen!" brummte er, ging mit schweren Schritten zur Thüre, schloß sie und wandte sich dann wieder seiner Tochter zu.

IX.

Wie der hagere Odenwälder Junker straff aufgerichtet dastand, düsteren Ernst auf dem strengen, gefurchten Antlitz, sah er täuschend einem Ritter des Mittelalters ähnlich, vielleicht gar jenem sagenhaften Sigifridus liber homo a Fröningen, der zur Zeit der Kreuzzüge Bemerkenswertes im Absäbeln der Türkenköpfe geleistet haben sollte. Allerdings war der Glanz des Geschlechtes längst erloschen, der standesherrliche, reichsunmittelbare Ast schon vor Jahrhunderten ausgestorben, aber immerhin rollte noch in seinen, des Freiherren Erwin Damian Maria, Adern das Blut ehrwürdigen schwäbischen und hessischen Adels — zählte er doch Herrn Gottfrieden von Berlichingen selbst, den Florian Geyer, viele Hutten und Sickingen unter seinen Ahnen — und an Trotz und Körperlänge, an Kraft und Bigotterie war er ein markiger Sprosse des uralten Stammes.

Seine Tochter sah ihm ähnlich. Sie war schlank und hochgewachsen wie er, und

Digitized by Google

selbst in ihrem Gesicht lag, weiblich gemildert und geglättet, derselbe hochfahrende und verwegene junkerliche Zug.

„Du siehst gut aus, Papa!“ sagte sie harmlos. „Die Reisen nach Italien bekommen dir immer ausgezeichnet! Ach ... es muß jetzt recht schön sein an der Riviera ...“

„Ich war in Rom ..“ erwiderte der alte Junker störrisch.

Sie zog die Augenbraunen hoch. „Und ich dachte, in Monte-Carlo. Der Onkel behauptete es eines schönen Tags und machte allerhand unnütze Witze darüber. Es sei doch schade, meinte er, dort sein Geld zu verlieren. Wenn er noch Geld hätte, ginge er damit wieder nach Paris und würde nicht die eine Hälfte zum Papst, die andere zum Fürsten von Monaco tragen. Die hätten beide schon genug an uns verdient ..“

„Ja — hör' mal!“ Der Freiherr erholte sich allmählich von der Überraschung, daß seine Tochter, statt seine Bußpredigt zu erwarten, ganz unerwartet ihrerseits zum Angriff überging. „Dazu bin ich doch nicht hergekommen, um mir von dir da Dinge sagen zu lassen .. Dinge ...“

Sie lachte. „Ich mein' es doch nicht böse, Papa! Warum bist du denn auf einmal so empfindlich? Wir haben uns doch immer gut miteinander vertragen, du und ich. Wir waren doch immer mehr wie zwei Kameraden. Erinnere dich doch nur an früher — wenn du mich als Backfisch auf die Jagd genommen hast — in Pantalons, mit der kleinen Flobertflinte auf der Schulter — und dann unsere Schlittenfahrten ... und ..“

„Das ist alles sehr schön und gut!“ sagte der alte Herr trocken. „Aber das ist gewesen. Nicht um deine Backfischzeit handelt es sich, sondern um dich, wie du jetzt bist.“

Sie seufzte leise und setzte sich, die Hände im Schoß verschlingend, nieder. „Also gut — ich höre!“

Der Junker räusperte sich. Seine innere Sicherheit war durch den geschickten Vorstoß der Tochter erschüttert. „Siehst du — liebes Kind ..“ begann er. „Ich will ja hier nicht als Prediger in der Wüste auftreten — jeder Mensch hat seine Schwächen — ich weiß genau, daß ich kein Heiliger bin. Und zudem bin ich ein alter Mann und habe wenig Hoffnung, mich noch zu bess .. ich wollte sagen, zu ändern. Also mit anderen Worten: Du sollst nicht hier vor mir wie vor einem strengen Richter Buße thun, sondern mir nur klipp und klar antworten: Was ist eigentlich in dich gefahren?“

„Ich werde ein vernünftiger Mensch, Papa?“

„Unsinn!“ sprach der Alte unwirsch. „Ein Mensch? Bist du bisher ein Vogel gewesen oder auf den Bäumen geklettert, oder was sonst?“

„Ich sagte: Ein vernünftiger Mensch! Ein denkendes, selbständiges Wesen!“

„Durch diese Bücher da — diesen wissenschaftlichen Aufkläricht ...?“

„Durch die Bücher ... durch den Verkehr mit dem Doktor ... durch eignes Nachdenken — wie ich nur kann. Ich erziehe mich eben selbst, da es sonst niemand gethan hat und es doch wahrlich hohe Zeit dazu ist.“

„Dich hätte niemand erzogen?“ Der Junker ging mit langen Schritten durchs Zimmer. „Hör' mal — ich glaube wirklich, du bist nicht mehr ganz bei Trost! Das ist denn doch eine Behauptung, die ...“

Sie folgte ihm ruhig mit den Augen. „Wir wollen einmal rekapitulieren, Papa! Fangen wir mit meinem zwölften, vierzehnten Jahr an. Denn die einfältigen französischen Bonnen bis dahin — die zählen doch nicht! Gut: bis damals hast du mich, weil du doch keinen Sohn hattest, halb wie einen Jungen gehalten. Wie ich vorhin sagte: ich lief in Joppe und Pumphosen mit auf die Jagd, ich stieg auf die Bäume und schnitt von oben meiner verzweifelten Gouvernante Gesichter und trieb überhaupt, was ich wollte, bis endlich sogar Mama, die sich doch sonst um nichts kümmerte, einsah, daß das so nicht weiterging.“

„Nun ja. Und haben wir dich da nicht in eines der teuersten und besten Erziehungsinstitute geschickt?“

Sie seufzte. „Jawohl — zu den frommen Schwestern in ein belgisches Kloster. Ja freilich — wenn man fließend französisch und leidlich englisch plappern, alle Heiligen- und Märtyrerlegenden auswendig wissen, geläufig Altardecken sticken und Kirchenlieder singen und spielen — wenn man das Erziehung nennt — oh gewiß, dann hab' ich nicht zu klagen! Was ich in den langen

Digitized by Google

Hardanger Bäuerinnen.
Nach der Aufnahme von Wilhelm Treesen, Hofphotograph in Flensburg.

Digitized by Google

öden Jahren gewonnen hab', das weiß ich. Was ich aber verloren hab' in der Zeit, was mir entgangen ist, das merke ich jetzt erst. Alles, wodurch man sich zu sich selbst entwickelt, alle Freiheit, alle Vernunft . . Denke dir doch nur das ewige Einerlei hinter den Klostermauern, fern von den Meinen, unter den Ausländerinnen und immer nur auf die guten dummen Klosterfrauen angewiesen, die einen mit ihrer ewigen Sanftmut schließlich ganz krank und mürbe machen. Sie haben's ja auch erreicht. Wie einen ungeratenen Jungen habt ihr mich hingeschickt, und als eine bigotte, verträumte Puppe bin ich zurückgekommen und noch halb schlaftrunken in aller Eile verheiratet worden . . ."

„Nun ja, mein Kind . . und die Ehe . . ."

„Jawohl, die Ehe, Papa! Du hast von deinem Standpunkt ganz recht, wenn du sagst: ‚Wir haben dir die beste Partie weit und breit ausgesucht. Du bist Gräfin, du bist reich, du hast einen gutmütigen Mann, der keiner Fliege was zuleide thun kann, du hast ein Kind — mit einem Wort alles, was eine Frau vom Leben erwarten darf!' Ich aber antwortete dir: ich habe nichts, außer meinem Kind — ich bin von dem Leben unbefriedigt durch und durch. Mag sein, daß ich irgendwie unglücklich veranlagt bin, daß eine andere an meiner Stelle sehr glücklich wäre — aber es ist nun einmal so."

„So? Und was hat dir denn dein Mann nun eigentlich gethan?"

„Er hat nichts gethan. Gar nichts! Das ist es ja eben! Wir sprachen von der Erziehung. Nun — siehst du — erzogen wird eine Frau doch vor allem durch die Ehe, durch den Mann. Das war bei mir eben nicht der Fall. Das einzige, was mich ernst und reif gemacht hat, das war mein Kind. Aber sonst . . . zuerst sind wir beide, Pius und ich, freundschaftlich nebeneinander hergegangen. Ich war neugierig auf ihn. Von Tag zu Tag dachte ich: nun wird er mir doch endlich, wo die Flitterwochen vorbei und wir glücklich aus Italien zurück sind, sein eigentliches Wesen zeigen, daß wir einander zu verstehen anfangen. Und Tag um Tag hat er dagesessen und Zither gespielt und Briefmarken gesammelt und mich träumerisch angelächelt, bis ich endlich gemerkt hab': Er hat nichts Neues zu zeigen und nichts zu verbergen. Er ist ganz so, wie man ihn auf den ersten Blick sieht, — harmlos und durchsichtig wie ein Glas Wasser. Und so ist er geblieben in den fünf Jahren unserer Ehe. Das einzige stärkere Gefühl, was sich bei ihm in der Zeit entwickelt hat, ist die Zärtlichkeit zu unserem Kleinen. Aber sonst . . . ."

„Mein liebes Kind," sagte der alte Junker vom Fenster her. „Es gibt viel schlimmere Männer . . ."

„Das weiß ich, Papa, und manchmal hab' ich mir früher, so gottlos es ist, gewünscht, ich hätte so einen! Einen Mann, an dem wenigstens etwas daran ist, während Pius . . . Er kann ja nichts dafür, aber er bringt eben in alles, was er thut und treibt, etwas Alltägliches hinein. Etwas Gewöhnliches sogar zuweilen. Zum Beispiel mein Kinderfräulein . . . die muß ich geradezu vor ihm retten. Ich verheirate sie jetzt deswegen. Er steigt ihr neuerdings in seiner Verträumtheit auf Schritt und Tritt nach — wie ich ihn kenne, wahrscheinlich ohne besonders böse Hintergedanken. Aber ich finde es geschmacklos."

„Gut. Ich gebe zu, dein Mann ist ein bißchen langweilig. Das ist Frauen gegenüber ein großer Fehler. Aber schließlich kann er nichts dafür, daß er so ist. Niemand kann aus seiner Haut."

„Ich mache ihm ja auch keine Vorwürfe."

„Nein, du ersparst dir das, indem du einfach dich nicht mehr um ihn kümmerst und eine Art Seelenbund mit einem dritten anfängst, eine Art ästhetische Verbrüderung, oder wie man es nun nennen soll."

„Nenn' es einfach Freundschaft. Das ist's und bleibt's."

„Ach, Freundschaft!" sagte der Alte verdrießlich. „Komme mir doch nicht mit derlei! Das gibt's nicht! Du brauchst nicht so aufzufahren, meine Tochter! Ich weiß genau, daß du dir das selbst einredest und steif und fest daran glaubst. Schon aus innerer Angst. Unbewußt, möcht' ich sagen. Denn natürlich wärst du dir schuldig, den freundschaftlichen Verkehr mit ihm abzubrechen, sowie du selber eines schönen Tages merkst, daß es eben etwas anderes ist."

Sie war aufgestanden. „Weißt du, Papa," sagte sie. „Ich glaube, das geht den meisten Frauen so: man empfindet nicht plötzlich, mit einem Schlage, daß man in einer unglücklichen Ehe lebt, sondern das

Digitized by Google

kommt so ganz allmählich, fast unmerklich. Tag um Tag bröckelt ein Stück von den Illusionen ab, Tag um Tag verliert man mehr den Mut und die Hoffnung, und schließlich lebt man — man weiß selbst nicht wie und seit wann — ganz selbstverständlich in dem Gedanken: Du bist unglücklich. Du hast einen Mann, der dich nicht versteht, der dir nichts ist, der überhaupt nicht eben sehr viel ist. Und nun kommt der Schrecken. Man fragt sich: ‚Soll das so fortgehen, das ganze Leben lang, Gott weiß, wie viele Jahre?‘ Da mögen nun die Temperamente verschieden sein. Manche mögen sich in die Ecke setzen und trauern und eine Art Kultus mit sich und ihrem Unglück treiben. Ich aber — du weißt ja, ich habe wirklich nicht eine Spur von Sentimentalität in mir — ich bin nun einmal nicht so —, sondern ich habe eine Art Zorn gegen mein Schicksal bekommen, eine Kampflust. Ich wollte mich dagegen wehren und wußte nur nicht, nach welcher Richtung hin. Das war die Stimmung, in der ich vor einem Vierteljahr den Doktor kennen lernte.“

„Nun. Und was geschah?“

„Gar nichts Besonderes! Das, was ihr alle wißt und worüber sich alle Welt unnütz aufregt. Er hat mir einfach den rechten Weg gewiesen. Mit dem einen kurzen Wort: Hilf dir selbst! Wenn die anderen nichts aus dir machen, so lege du selbst Hand an deinen inneren Menschen und baue ihn aus. Wenn dir niemand sonst etwas ist, nicht einmal der eigne Mann, so suche dir deine eigne Gesellschaft erträglicher zu machen als bisher! Arbeite! Darin steckt aller Segen! Und seitdem arbeite ich an mir!“

„Und er hilft dir dabei?“

„Gewiß!“

„Hm . . und wie denkst du dir denn, daß das schließlich zwischen dir und diesem Waldmenschen werden soll?“

Sie schaute erstaunt ihren Vater an. „Warum soll es denn enden und wie denn? Er geht nicht von hier fort. Er kann gar nicht, seiner Stellung und seiner Studien wegen. Und ich sitze doch hier oben in diesem Eulennest, Sommer und Winter. Darein hab' ich mich jetzt schon gefunden. Wie oft hab' ich früher meinen Mann gebeten, wir wollten doch wieder einmal reisen. Er hat es auch jedesmal versprochen und am nächsten Tag nichts mehr davon gewußt und behauptet, er erinnere sich nicht mehr daran. Er ist ja wie ein Kind. Er kann sich aus diesem Traumleben nicht mehr herausreißen.“

„Also das alles soll hier so weitergehen?“

„Ich denke.“

„Mein liebes Kind!“ Der alte Junker trat näher an sie heran und dämpfte seine Stimme. „Du hast mir wahr und offenherzig, wie du immer gewesen bist, alles erzählt. Nun höre mich: Es geht nicht so weiter! Denn es führt zum Unglück, wenn du es auch noch nicht fühlst und ahnst. Schau' da durchs Fenster. Da unten liegen eure starken dicken Mauern in Trümmern! Und warum? Weil man es versäumt hat, die ersten Risse und Sprünge im Gestein rechtzeitig wieder zuzumachen. So ist's auch in der Ehe. Da darf man keinen Riß lange anstehen lassen. Sonst wächst er unaufhaltsam, und alles geht in die Brüche. Und in eurer Ehe ist ein Riß. Der Waldmensch da unten hat ihn hineingebracht!“

„Nein, Ihr!“ Ihre Augen leuchteten zornig. „Ihr thut's! Ihr alle, die ihr fortwährend von allen Seiten an mir zupft und warnt und zischelt, als sei ich kein anständiger Mensch mehr, sondern hätte Gott weiß was Böses im Sinn. Bis dann der Trotz in einem erwacht und man sich sagt: ‚Nun gerade!‘ Ich weiß, was ich thue. Ich lasse mich nicht mehr gängeln. Ich bin mündig geworden!“

Der Alte sah sie betroffen an und öffnete die Lippen. Aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ihr aber,“ fuhr sie fort und ging erregt im Zimmer auf und nieder. — „Ja, wenn es darauf ankäme, daß zwischen uns wirklich etwas entstehen sollte — dann könntet ihr es nicht besser anlegen, als ihr es jetzt in der redlichsten Absicht thut. Ihr erregt in mir ein Schuldbewußtsein, wo gar keine Schuld da ist — ihr thut so, als sei es geradezu selbstverständlich, daß ich meine Pflicht vergesse, ihr demütigt mich mit eurem ungläubigen Lächeln, wenn ich mich durch ernste Arbeit vor der Verdummung hier im Schlosse zu retten suche — ihr erniedrigt mich mit eurem Spionieren, euren vorwurfsvollen Blicken, als sei Gott weiß was geschehen — und, wahrhaftigen Gotts, ihr seid schuld, wenn wirklich einmal etwas geschieht, was wir alle bereuen.“

Digitized by Google

Sie brach zornig ab. Auch der alte Odenwälder schwieg und sah, den langen Schnurrbart drehend, zu Boden.

„Hast du das alles auch deinem Mann schon erzählt?“ fragte er nach einer Pause.

Sie zuckte die Achseln. „Nein! Er würde mich doch nicht verstehen. Mama auch nicht!“

„Gut. Willst du mir versprechen, ganz ruhig zu bleiben, wann ich dir jetzt 'was Arges sag' — recht 'was zum Erschrecken?“

„Ja.“

„Ist's auch ganz gewiß?“

„Ja.“

„Alsdann hör', mein liebes Katzl!“ Der alte Junker sah sie traurig an. „Mit dir steht's bös! Du bist nicht mehr bloß nah' an der Gefahr — ach nein, du bist ja schon mitten darin. Und wir haben euch beide nicht erst hineingehetzt, wie du dir das einredst — denn das hat bei euch beiden, dir und dem Waldmensch, leider gar nicht not gethan! Ihr seid ganz von selber wider Wissen und Wollen in die Falle hineingeraten. Still, Katzl — du hast mir versprochen, ruhig zu sein! Ich sage nur, was ist! Das muß jetzt laut und schonungslos gesagt werden, so weh 's thut! Sonst schleicht die Geschichte ewig weiter. Oh liebes Kind — ich kenne das! Die kalten Fieber sind alleweil die schlimmsten.“

Sie hielt die Hand an der Klinke der Flurthüre. „Ich will lieber gehen, Papa, und nach Wulfi sehen!“ sagte sie.

„Kannst gleich gehen, Katzl! Wart' nur einen Augenblick. Schau — ich hab' ja manches hinter mir — nicht nur am Rouletttisch, sondern — du verstehst mich — auch anders, das kannst mir glauben — und hab' deiner guten Mama früher mehr Grund zu Klagen gegeben, als recht war. Leider. Leider! Ich bereu's jetzt ja auch von Herzen auf meine alten Tage Und schau: von früher her, aus der Zeit, hab' ich's so im Ohr. Es kommt bei so Sachen weniger darauf an, was man sagt, als wie man's sagt!... Liebes, gutes Katzl! In all deinen Worten, und gar zuletzt in der Hitze, hat der eine gefährliche, gefährliche Ton durchgeklungen und hat's mir verraten, daß du an einen andern denkst als an deinen Mann! Red' nicht. Ich weiß, daß du das dir und uns verheimlichen willst. Aber wann das Feuer einmal brennt, sieht man's und muß sich halt die Bescherung eingestehen — du dir auch! Sonst bringen wir die Sache gar nicht mehr ins Geleis. So — und jetzt haben wir genug geredet! Jetzt gib mir die Hand, Katzl, und geh'! Setz dich nur ans Bett von deinem Kind hin. Das ist immer das Beste, was eine Frau thun kann. Das ist so gut, wie wenn sie in der Kirche sitzt. Geh', lieb's Kind, geh' und laß mich jetzt einmal ein deutsches Wort mit deinem Mann reden. Dem sein Nachtwandeln am hellichten Tag muß einmal ein End' nehmen! Früher kriegen wir dich von dem Waldmensch, dem Doktor da unten, ja doch nicht los . .“

X.

Der Doktor war mit langen Schritten vom Schlosse wieder in das Thal hinabgestiegen. Die Pflicht rief. Es gab viel Arbeit, jetzt in diesen kalten, nassen Frühlingstagen und ihrem Gefolge von Krankheiten aller Art in der schlechtgenährten, in dumpfigen Räumen gegen Luft und Licht sich verschanzenden Bevölkerung, die gewohnt war, erst in zwölfter Stunde, in äußerster Not nach dem Arzt zu schicken. Häufig kam er dann zu spät. Es war kein leichter Gang, diese Wanderung durch Elend und Leiden und mehr noch durch unausrottbaren Schmutz und unbelehrbaren Stumpfsinn, die er, wie immer, auch heute unternahm. Und als er spät nachmittags zur Sprechstunde in sein Quartier, die zwei Stuben im Wirtshaus „Zum Baum im Odenwald“ zurückkehrte, fand er auch da alles voll von Patienten, mit dem üblichen Kindergegreine, dem halblauten Plappern der Frauen, dem Armeleutgeruch und dem kalten, den Röcken der Männer anhaftenden Tabakqualm, der mit dem eigentlichen Dunstkreis des Wartezimmers, der durchdringenden Jodoformatmosphäre, rang.

Endlich war für heute der letzte Hilfesuchende abgefertigt. Die alte Bürkin, seine Aufwartefrau, schlürfte mit Eimer und Besen herein, um den von kotigen Stiefeln beschmutzten, übel aussehenden Raum zu säubern. Er zog sich inzwischen in dem Nebengemach um. Dann stieß er alle Fenster auf, hinterließ, daß er beim Fabrikanten zu finden sei, und eilte die krachende Holztreppe des „Baums im Odenwald“ hinunter.

Unten vor dem vertrockneten Kranz, der als Wirtschaftszeichen über den steinernen Stufen des Eingangs schaukelte, spannte er

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Ferdinand Brütt.

den Schirm auf und schaute um sich. Der Frühlingsregen strömte unablässig über die grauen Dachziegel, die moosbewachsenen Scheunen- und Stallfirste, und mit ihm senkte sich immer stärker die Dämmerung über das Dorf, dessen weitzerstreute Lichtpunkte bis in die Ferne der dunklen Waldränder aufblitzten.

Auf der gepflasterten Hauptstraße war reges Leben. In Ermangelung von Laubgewinden wurden zur morgigen Feier kleine Tannenbäume zu beiden Seiten in den Boden gerammt, die in der feuchten Öde eine Art von Weihnachtsstimmung erzeugten, Guirlanden von Moos und buntem Papier zogen sich quer über die Straßen, und an deren Ende, gegenüber dem koketten kleinen Stationsgebäude, hämmerte man sogar aus gehobelten Planken eine Tribüne für die Festgäste zurecht.

Auch das neu eingerichtete Postamt war schon im Betrieb. Der junge Beamte verhandelte verstört hinter dem Schalter hervor mit einer Schar gelbhäutiger italienischer Erdarbeiter, die, nüchtern und sparsam, wie sie waren, die Gelegenheit nicht erwarten konnten, ihr zurückgelegtes Scherflein nach allen möglichen, unwahrscheinlich klingenden lombardischen Dörfern und toskanischen Weilern zu schicken. Sie schrieen und gestikulierten mit allerhand Naturlauten und wildem Gebärdespiel auf den Postvorsteher ein, der, ab und zu vor sich hinfluchend, sich die Schweißtropfen von der Stirne trocknete und seinem Schöpfer dankte, als ein unerwartetes Ereignis ihm wenigstens für einige Minuten Ruhe verschaffte.

„Der Schlicksupp!“ schrie ein Haufen Kinder, die Straße herabrennend. „Der Schandarm hot den Schlicksupp! Alleweil

Digitized by Google

kumme se!“ Das Gejohle der Fabrikburschen klang dazwischen. Alles scharte sich um den Mann des Gesetzes, der, die Flinte umgehängt, seinen einen Gefangenen am Handgelenk mit sich führte, während dessen ebenso zerzauster und bebuldeter Genosse, die Fäuste in den Hosentaschen, trotzig vor ihm her trollte.

„O, mei! Wie die ausschaue! Der Kaltschmidt owwe uff'm Grenzhof hot' se verprügelt und als gefrische, m'r sollt' alle ‚Soze‘ norr gleich dot mache! Sell wär's bescht!“

„O, halt's Maul!“ sagte der Gendarm Eidenmüller, ein hochgewachsener früherer Unteroffizier der Karlsruher Grenadiere, zu dem jungen Fabrikmädchen, das diese Neuigkeit verbreitete. „Wann ihr norr alle so wärt, wie der Kaltschmidt. Als voran, ihr Bürschle, und heult mir net! Ihr habt's ja gefragt in eurem Dreckblättle, warum daß der Schandarm durchs Dorf läuft? Do is er, ihr Schote.“ Er blieb stehen und warf einen strengen Blick auf die sich um ihn drängenden, Cigarren rauchenden Fabrikburschen. „Ich sag's euch, ich schaff' Ordnung! Mir macht keiner was vor. Euer Irion aach net. Der unnütz' Mann schteckt ja doch hinner euch allen.“

Er verschwand mit seinen heulenden Häftlingen im Hause des Bürgermeisters, wo sich der Gemeindekotter befand. Die Menge blieb verdutzt stehen.

„Der Irion will teile!“ meinte endlich das Fabrikmädchen von vorhin. „Nächst' Johr wird geteilt, sagt der Irion, un wann der Oberamtmann noch so schännt.“

„O, du Vieh!“ Eine etwas klügere Gefährtin zog sie lachend mit sich fort. „So dumm is der Irion net!“ Und der kleine grauhaarige Bürgermeister, dessen an sich schon kupferbraunes Gesicht der Zorn noch gerötet hatte, schrie ihnen nach: „Morge früh könnt'r zu mir kumme! Do teil' ich redlich! Fünfundzwanzig for jedes, wo stillhält.“

Der Kassenarzt hatte sich kopfschüttelnd die Sache angesehen. Nun ging er weiter und trat in die Villa des Fabrikanten ein.

Man saß bereits beim dritten Gang um den hell erleuchteten, mit Blumen geschmückten und von Silber strahlenden Tisch. Der Hausherr in tadellosem, schwarzem Anzug mit weißer Weste, seine blonde Gattin, in ihrer raffiniert eleganten Abendtoilette noch hübscher als heute morgen aussehend, dann der junge Kaplan und der Direktor vom gräflichen Rentamt, der „Kellerei“, wie es noch altertümlich genannt wurde, mit seiner Frau — er ein behaglicher, vollbärtiger und spitzbäuchiger Vierziger, eines jener Wesen, die das Schicksal von vornherein zum Vorsitzenden eines Kegelklubs ausersehen hat, sie — eine schwäbische Pfarrerstochter — mollig, rotwangig und hausbacken, wie ein fleischgewordenes bürgerliches Kochbuch.

„'Abend!“ sagte der Doktor, an der Thüre stehen bleibend, in seinem tiefen Baß. „Hat eines von euch Kinder zu Haus? Nein! Ihr, Direktors, seid noch nicht so weit — du, Hochwürden, kommst nicht in Betracht, und Sie, Herr Rentamtmann, haben Ihre beiden Jungen schon in Heidelberg auf dem Gymnasium? Um so besser! Dann kann ich mich ja setzen.“

„Es hat natürlich keine Gefahr ... ich bin umgezogen und alles,“ fuhr er, Platz nehmend, fort. „Aber wie die Eltern nun 'mal sind ... ängstlich für ihre Kinder, und mit Recht ... da wär' ich doch lieber wieder gegangen. Wir haben richtig die Diphtheritis im Dorf! Heute nachmittag wieder zwei Fälle. Bisher, gottlob, nur leichte. Deswegen komm' ich auch zu spät, Direktor.“

„Entschuldige dich nicht!“ sagte der Fabrikant. „Sondern löffele deine Suppe und nimm vorlieb mit dem, was ich mitten in Sibirien mit Hilfe einer freien Amerikanerin zu bieten habe, die an dem Problem, ein Ei zu sieden, hoffnungslos scheitert. Hast du eben die Schwefelbande gesehen — den Schlicksupp und Genossen? Eine nette Horde! Früher war es der Ehrgeiz eines jungen Burschen, eine Taschenuhr zu haben. Jetzt sparen sie auf ein Zweirad und dann auf einen Revolver. Morgen fliegt der Bengel! Ich liebe nun 'mal bewaffnete Proletarier nicht.“

„Die Verwilderung nimmt bös überhand!“ murmelte der bisher schweigsame und in sich gekehrte Kaplan und schlug nach seiner Gewohnheit die Augen zu Boden. „Durch die Industrie! Es ist, als ob die Leute einen ganz neuen Menschen anzögen, sowie sie den Pflug beiseite stellen und in die Fabrik gehen. Wie ich klein war, da war es selbstverständlich, daß wir Bauern

Digitized by Google

vor jedem Bessergekleideten auf der Straße hübsch an den Hut gegriffen haben — und jetzt? Wie die Feinde laufen die Arbeiter an einem vorbei, finster und verbissen! Und wenn sonst ein junger Bursch mit Hallo und bunten Bändern von der Rekrutenaushebung zurückgekommen ist, so trägt er jetzt am Sonntag eine blutrote Krawatte und fühlt sich als ‚klassenbewußten Genossen' und erzählt jedem, der's hören will, daß er auch den ‚Lassalles' in der Stube hängen hat. Es ist wirklich trostlos."

„Das finde ich gar nicht," meinte der Fabrikant kaltblütig und goß seinen Gästen Rheinwein in die Römer. „Trostlos ist, wenn der Mensch kein Geld hat! Früher habt ihr hier auf dem Odenwald keinen Groschen gehabt, Hungerpfoten gesogen, Sonntag Abend im Wirtshaus mit Messern und Stuhlbeinen euch die Zeit vertrieben und zu guter letzt einen Platz nach Amerika belegt. Warum? Das Land war eben blutarm. Was ist aber das Blut im Leben einer Nation? Das Geld, ihr Herren, das Geld, das Geld! Das muß im Volke umlaufen, wie das Blut im Leibe. Dann schlagen alle Pulse, der Körper kriegt Spannkraft und reckt sich und sieht, wo's was zu schaffen gibt. Bei uns, ihr Herren, den Fabrikgründern, den Kapitalisten! Wir bringen einen frischen Hauch in eure verdumpte Waldwelt — wir fassen die Leute beim Besten: bei der Arbeit! Da steht mein blitzblanker neuer Palast und wartet nur auf kräftige Fäuste. ‚Greif' zu, mein Sohn — dein Schweiß wird Geld — ich zahl' ihn dir mit blanken Thalern. Ich bin dein wahrer Freund, dein Beschützer — wenn man will, dein Herr, und nicht das rückständige Volk da oben auf dem Schlosse, das die Jahrhunderte wiederkäut und die Augen zukneift, wie die Eulen am Mittag.' Entschuldigen Sie, lieber Rentamtmann, aber Sie geben sich ja auch keinen Illusionen über Ihre Herrschaft hin."

„Nee," sagte der kleine dicke Mann. „Mit Ausnahme der Gräfin ... die hat den Teufel im Leibe. Heut' früh hat sie wieder einen Auerhahn geschossen ... alle Achtung ... das ist nicht leicht."

Die Gräfin! Unwillkürlich belebten sich alle Gesichter vor Neugierde.

„Schade, daß diese Fossilien alle so unzugänglich sind," meinte der Fabrikant. „Ich würde die Gräfin gerne kennen lernen. Schon meiner Frau wegen, daß die einen Verkehr findet. Sie fängt mir ja schon die Fliegen an der Wand und pfeift dazu den Yankee-boodle aus reiner Verzweiflung."

Die hübsche Amerikanerin seufzte nur leicht und warf einen verstohlenen Blick auf den Doktor. Zu allgemeinem Erstaunen ergriff die Frau Rentamtmann, die sonst nur bei Kinder- und Küchenfragen aufwachte, das Wort.

„Das ist doch leicht zu machen," meinte sie und lächelte sanftmütig und beschränkt. „Da braucht der Herr Doktor bloß ein gutes Wort einzulegen ..."

Ihr Mann gab ihr einen ziemlich erkennbaren Wink, zu schweigen, und das ärgerte den Kassenarzt noch mehr.

„Was glauben Sie denn?" fragte er barsch. „Etwa, daß ich da oben Gäste einführe? Ich bin froh, wenn man mich selber hineinläßt."

Darüber lachten die anderen, aber etwas befangen und ohne den Sprecher anzusehen. Man wußte ja, daß der Schloßherr den Gruß des Arztes kaum mehr zu erwidern pflegte und auch der infolgedessen bei Begegnungen nur noch lässig an den Schlapphut griff. Kein Zweifel — da war nicht alles, wie es sein sollte.

„Sie stehen doch so gut mit der Frau Gräfin!" hub die Frau Rentamtmann nach einer Pause mit ihrer weinerlichen Stimme wieder an. „Heute noch, wie Sie mit ihr von dem Irionschen Hause heruntergekommen sind — Sie haben uns nicht bemerkt, weil Sie so eifrig miteinander gesprochen und gelacht haben — da hab' ich zu meinem Mann gesagt: ‚Merkwürdig, wie gut die zu einander passen!'"

„So — haben Sie das gesagt?" fragte der Dorfarzt, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ja. Wenn es nur mein Mann auch irgendwie zu so einem Verkehr brächte — das hab' ich ihm eigentlich gesagt! Es gibt oft so wichtige geschäftliche Sachen, und der Graf spricht nicht ‚ja' und spricht nicht ‚nein', und die Zeit drängt, und klopft mein Mann dann bei der Frau Gräfin an, so ist sie nicht zu sprechen und will nichts von Geldfragen hören. Sie können von Glück sagen, Herr Doktor. Wenn man so das Ohr der Herrschaft hat ..."

Digitized by Google

„Herrschaft? Unsinn!“ sagte der Arzt. „Ich habe keine Herrschaft.“

„Gewiß! Das wissen wir ja alle, daß es Freundschaft ist. Eine große Ehre!“ Die Stimme der Frau Rentamtmann klang immer wehleidiger. „So was war vielleicht noch gar nicht da. Gewiß — Doktor ist ein schöner Titel. Aber immerhin — eine Gräfin Wodenstein ... Sie glauben gar nicht, wie man überall davon spricht! Nicht nur hier und in all den Dörfern — nein, auch wenn ich in die Stadt hinüberkomme, ist das erste, was mich da die Leute jetzt fragen ...“

„Ob ich wirklich mit der Gräfin Wodenstein ein Verhältnis habe?“ Der Doktor sprach ganz laut und brüsk über den Tisch hinüber. „Liebe Frau — sagen Sie: ‚Nein!‘ das sei eine blödsinnige, unverschämte Lüge. Und sagen Sie weiter, ich hätte das Gerede jetzt dick bis zum Hals. Was die Weiber schnatterten, ging' mich nichts an, aber wenn ein Mann noch einmal mit der Verleumdung anfinge, dann machte er mit meiner Faust Bekanntschaft! Hier — schauen Sie sich diesen haarigen Fünfpfünder nur an! Wo der hintrifft, wächst kein Gras mehr, und ich kurier' den Betreffenden nicht und kauf' ihm kein neues Gebiß. Das sagen Sie! Und nun genug davon. — Entschuldige, Direktor, daß ich ein bißchen hitzig geworden bin. Aber ich hab' dir's ja heute morgen schon gesagt: wenn mir wieder wer die Geschichte aufs Tapet bringt, werd' ich grob.“

„Bitte!“ erwiderte der Fabrikant lakonisch, und dann wurde es still, und es dachten alle an dasselbe, auch der Kaplan, der die ganze Zeit hindurch mit festgeschlossenen Lippen auf seinen Teller geblickt hatte.

Allmählich kam das Gespräch wieder in Fluß, aber stockend und befangen. Gleich nach dem Nachtisch erhob sich der Kassenarzt. „Ich muß fort, Frau Direktor,“ sagte er. „Ich hab' noch ein paar dringende Krankenbesuche zu machen. Schönen Dank und auf Wiedersehen morgen!“

Er ging mit schweren Schritten hinaus, und drinnen blieb alles stumm, bis die Hausthüre hinter ihm ins Schloß fiel.

* * *

Der Doktor war gegen seine Art diesen Abend an den notdürftig von blakenden Lampen erhellten Krankenbetten teilnahmlos und zerstreut. Und als er nach Beendigung seines Rundganges in dunkler Nacht dem „Baum im Odenwald“ zuschritt, fühlte er den ganz ungewohnten Drang, statt der Einsamkeit des Studiertisches menschliche Gesellschaft aufzusuchen — gleichviel welche — um irgendwie seine Gedanken abzulenken und in einen Winkel zu verbannen ...

Am Eingang des Wirtshauses überlegte er einen Augenblick und trat dann, seinen Regenschirm schließend, in das Gastzimmer ein.

Heute, am Vorabend der Feier, gab es hier frisches Bier vom Faß. Alles war dicht besetzt. Schwere Tabakwolken brüteten über dem heißen, hermetisch verschlossenen Raum bis zur Herrenstube nebenan, wo die Größen des Dorfes saßen.

Vor allem der kleine grauköpfige Bürgermeister mit dem roten, etwas brutalen Gesicht und der junge Kaltschnidt vom Grenzhof mit einigen anderen wohlhabenden Bauern. Sie tranken Rotwein — eine böse italienische, mit Zucker und Sprit versetzte Gerbsäure, die sich als Affenthaler von der Bergstraße ausgab — analmten ihren Pfälzer Tabak und waren in gehobener Stimmung.

Der alte Stabhalter vom Grenzhof that nicht mit. Er hatte sich abseits gesetzt, in seinen blauen Mantel gewickelt, die Pfeife in dem gefurchten, strengen Antlitz, und nach ehrwürdigem Väterbrauch ein Quetschwasser und einen Handkäse vor sich. Neben ihm saß, etwas unbehaglich ob der Ehre, das Pilgerle in sauberem Sonntagsrock, sonst aber wie immer ungewaschen. Der kleine Bettelmann war von dem Hofbauer, der ihm ob seiner strengen Kirchlichkeit wohlwollte, in einer seltenen Anwandlung von Großmut ebenfalls zu Schnaps und Käse eingeladen worden und ließ sich das nicht zweimal sagen.

In dem offenen Nebenraum, in dem die Wirtin, eine zarte kleine Frau in halb städtischer Kleidung, mit ihren beiden halbwüchsigen Töchtern hantierte, war bunte Reihe. Ein alter Schäfer, ein paar Holzfuhrleute aus der Rheinebene, die schon die etwas verschiedene bayerisch-pfälzische Mundart sprachen, der mißmutige, fabrikfeindliche Forellenfischer mit seinen hohen Thranstiefeln und messingenen Ohrringen, den ein riesiger, ungeschlacht aussehender Schwarzwälder aus

Digitized by Google

Siesta. Nach dem Gemälde von Franz Hochmann.
(Dresdener Ausstellung 1899.)

Digitized by Google

der mit Recht gefürchteten Gilde der Neckarflößer begleitete, ein paar Dorfhandwerker, zwischen ihnen Wegmann, der gräfliche Jagdaufseher, der es sonst mit den Honoratioren hielt, heute aber aus Haß gegen die Männer vom Grenzhof nicht in das Herrenstüble ging, sondern sich mit dem stattlichen Gendarmen Eidenmüller verbrüdert hatte, zwei buntbetreßte Gestalten, die sich lebhaft von dem stumpfen Braun und Schwarz der anderen Kleider aus dem Grau der Tabakswolken abhoben. Dann noch der Ölmüller oben aus dem nächsten Dorf, ein finsterer jähzorniger Mensch, der schon einmal wegen Todschlags im Bruchsaler Zellengefängnis gesessen, und eine Menge Bauern und Knechte ringsherum.

Die Stimmen schwirrten laut und lärmend um das Ohr des Kassenarztes, der sich, fast unbemerkt eingetreten, hart an dem triefenden Schenktisch hingesetzt hatte.

Aber dann trat plötzlich Stille ein. Zwei neue Gäste erschienen. Arbeiter aus der Fabrik. Sie nahmen abseits an einem Tisch Platz und bestellten Bier.

„Alleweil kumme die ‚Soze'!" sagte eine rauhe Stimme halblaut, aber gutmütig, und alles lachte.

Die beiden lachten mit. „Soze oder net!" sprach der eine der Arbeitsmänner und wischte sich mit dem Handrücken den Schaum vom Bart. „Wann norr das Bier frisch is, ihr Männer!"

Die anderen nickten. Es war friedfertige Stimmung. Nur der schwarze Jäger glaubte es seiner Stellung und der Nachbarschaft des Gendarmen zu schulden, das anzügliche Gespräch fortzusetzen. „Frau Wirtin," sagte er und paffte aus der feinen Cigarre, die er mittags seinem Herrn entfremdet hatte. „Die sollte Sie net bei sich 'reinlasse! Die hawwe hier nix verlore!"

„Oh mei'!" Die blasse junge Frau ließ das Bier sprudeln. „Ich schau' mir mei' Gäscht' net erst an. Ich bin froh, wann se kumme! Ich bin e armi Fraa! Ich hab' zwei Kinner! Ich will aach leewe!" Und zornig stieß sie das frischgefüllte Glas vor ihm auf den Tisch.

Der Fabrikarbeiter drüben lachte. „Schänne Se norr!" sagte er. „Sell dhut em gut! Der meint, er könnt' hier kummandiere!"

„Oh du Vieh!" sprach der Ölmüller gleichmütig in seinem rauhen Baß.

„Selbicht e Vieh!" erwiderte der andere ebenso gelassen, und es trat Frieden ein.

„Ich mein' als!" brach der Jäger bald wieder das Schweigen und zündete sich eine neue Cigarre an. „Ihr Soze hocket sonst unne in der Kron'! Der Kronenwirt hält's ja mit euch!"

„Jo. Do hocke mer sonscht!"

„Jetzt, warum sitzt ihr heut hier?"

„Mr werre doch noch sitze derfe!" Sein Widersacher aus der Fabrik wurde etwas erregt. „Horcht 'mol, ihr Männer! Der will mir sage, was ich thun und lasse soll, wo ich sitze derfe soll! Steig' mir den Buckel 'nuff . . . du . . . du . . . Knecht du! Jo . . . e Knecht bischt du! Wenn dir der Graf oowe peift, no mußt du schpringe, wie wann ich meim' Hund, dem Mélac, peife thu'!"

Der schwarze Jäger fuhr mit einem wilden Aufblitzen der Augen empor. Aber der Gendarm hielt ihn am Rockärmel zurück. „Loß ihn bawwele," sprach er tröstend und halblaut. „So e Mannemer Schlossergesell hat kei' Bildung."

Der Jäger trank mißmutig einen großen Schluck und lehnte sich, anscheinend gelangweilt die Rauchringel seiner Cigarre verfolgend, zurück. Aber unerwartet nahm der Forellenfischer den Streit wieder auf, der seinen Zorn wegen der schädlichen Abwässer der Fabrik auf alles, was mit ihr zusammenhing, auch auf die Arbeiter, übertrug.

„Wenn ihr uns uze wollt, ihr Soze," sagte er drohend, „do seid ihr letz! Laßt euch heimgeige . . . Mit eurem Irion!"

„Der Irion gehört durchgeprügelt!" schrie plötzlich der schwäbische Flößerknecht und starrte halbtrunken um sich.

Es war still. Man fürchtete sich vor dem Riesenkerl. Nur der junge Arbeitsmann, der auch zu viel im Kopf hatte, summte leise einen langgedehnten, zitterigen Kehrlaut — das altbekannte „Jockele-ipeaea-ea-earr!" womit man seit uralten Zeiten die Neckarflößer von Tübingen bis Mannheim in sinnlose Wut versetzt.

In der That fuhr der lange Schwabe sofort schweigend in die Höhe, klappte mit der in die Hosentasche versenkten Rechten stumm das Messer auf und suchte sich durch die Bank hindurch zu seinem Feind zu

Digitized by Google

drängen. Die anderen hielten die Beine vor. Sechs, acht kräftige Armpaare griffen nach ihm. „Hebet en!“ scholl es von allen Seiten. „Er hot's Messer uff! Hebet en!“

Der Arbeiter war doch blaß geworden und unschlüssig nach der Thüre schielend aufgestanden. Aber der Flößer hatte sich schon wieder beruhigt. „Du kannst mir sonst 'was, du Lausbub!“ brummte er und setzte sich schwerfällig wieder neben dem Fischer nieder. Und die kleine erschrockene Wirtin am Bierfaß klagte: „Daß euch die Krott' peß'! Wann ihr schteche wollt, so geht 'naus! Drauße wege meiner! Aber hier is der Herr Schandarm, wenn ihr net Friede gebt!“

„Ja ... wer macht denn die Unruh'!“ Der junge Kaltschmidt war aus dem Nebenzimmer getreten und stand, den Pfälzer Stummel im Munde, in straffer Soldatenhaltung da. „Norr ihr, ihr Fawrikler, ihr nichtsnutzige! Aber lost emol: M'r hawwe noch e Kriegerverein hier im Dorf! Und wann ihr's morge so treibt ... beim Fescht ... no setzt's am Aawend blutigi Köpp'! Dafür bin ich euch gut!“

„Oh, du Mischtbauer!“ knurrte der andere zwischen den Zähnen und warf das Geld hin. „Ich geb' schun! Wann der Schandarm dohockt und zuhört, wie a jedes das Maul aufmacht und uff einen schlecht schwätzt ... do geh' ich schun!“

Der Gendarm lachte nur. Er kannte schon den derben Verkehr der Odenwälder untereinander und wußte, daß sein Eingreifen die trunkenen Köpfe nur noch mehr erhitzen würde.

Die beiden Arbeiter verließen das Zimmer. Kaltschmidt sah ihnen grimmig nach. „Dees Volk!“ brummte er. „Die wolle uns umbringe! Die zünne uns noch das Haus überm Kopp an! Die schlage noch alles kurz und klei' im Dorf ... die wolle das Uns'rige hawwe ... die wolle teile, die Schinnäfer! Ihr Leit', ihr Leit', 's wird bees!“

Die anderen lachten schallend über die Befürchtungen des stämmigen jungen Bauern, der noch immer kampfbereit wie ein Stier in der Mitte der Wirtsstube stand und schließlich selbst in die allgemeine Heiterkeit mit einstimmte.

Aus dem Herrenstüble aber drang plötzlich ein feines Stimmchen.

„Gedenkt'r noch uff achtundverzig, ihr Männer!“ sagte das Pilgerle lächelnd und schwenkte den Kopf, daß die weißen Strähne um das runzelige Gesichtchen flogen. „Mir gedenkt's noch! Do war der Himmel rot vum Feierschein! „Ha — was is dann los!“ kreisch' ich do! Und die annere: ‚Schpring, Hainer, schpring! Mach' hurtig. Die Freischärling sinn do! Do oowe uff'm Schloß verbrenne sie das Rentamt und alle Schuldbabiere! Jetzt wird der Wald unser. Die Hersch' schieße mer tot und das Holz verkaufe mer!“

„Pilgerle — halt's Maul!“ sprach der Gendarm und that einen tiefen Schluck.

Aber der kleine Bettler wußte, wie sehr er das Herz seines Gastgebers, des Stabhalters vom Grenzhof, mit der Erinnerung an die Zeit erfreute, wo es den Feinden im Schloß so übel gegangen war. „Kumm' mal her, du butzigi Krott!“ winkte er der halbwüchsigen Wirtstochter und flüsterte mit einem fragend-scheuen Blick auf den Bauern zu. „Noch an Quetsch möcht' ich!“

Der alte Kaltschmidt blieb stumm und ernst. Er gab den Freitrunk also zu, und das Mädchen brachte in einem kleinen Weinglas den wasserhellen Schnaps.

„Jo ... achtundverzig, Leutcher!“ fuhr das Pilgerle gesprächig fort. „Piff! paff! is es do gegange in den Wäldern. Da war kei' Schonzeit! Do hawwe se gekrische: ‚Es le-be die Re-pu-blik!‘ den ganze Tag und die halwi Nacht. Da hawwe awwer die oowe im Schloß Angst gekricht und sinn in ihrer Chaij' die Schosseh 'lang gefahre ... uff Heidelberg. Ich haww' den alte Grafe — den Großvatter vum jetzige — selbst gesehn! ‚Gell, Alterle, do guckichte?‘ haww' ich ihm nachgekrische.“

Seine Zuhörer lachten. Das Pilgerle, dem der ungewohnte Alkohol zu Kopf gestiegen war, fühlte sich sehr geschmeichelt durch die allgemeine Aufmerksamkeit.

„... Bis dann die Preuße kumme sinn!“ sprach er nachdenklich. „Do hot's geschellt! Wann die Preuße kumme, hot's allewei geschellt! Die Preuße hawwe hier nix verlore ... aber wann's soweit is, kumme se doch! Do badd' nix, ihr Männer. Sie kumme halt und sin do. Und oowe im Wald hawwe die Freischärling gehockt und hawwe geschosse ... und unne hawwe die Preuße gestchtande und hawwe geschosse

Digitized by Google

... Und einer hot dagelege — e feiner Herr — e Offizier, den hot's gepackt, gerad' vum Peerd hot's ihn gerisse! Jetzt do sein die Preuße wild geworde und den Berg 'ruff und „Hurra! Hurra!" hawwe se in einem fort gekrische. Und der feine Herr is uffgeschtande und mitgeloffe und war doch voll Blut! Jetzt — do sinn die Freischärling weg! Dees is lang her! ... Ich mein' als!" schloß er und leerte wehmütig sein Glas. „Die Freischärling kumme net wieder! Das Rentamt hawwe sie aach bald wieder uffgebaut, und die Grafe sinn wiedergekumme! Dees war gerad', als wenn nix gewesen wär'!"

Er brach ab. Es war einen Augenblick still. Dann wandte der junge Kaltschmidt ärgerlich den Kopf nach dem Bettler. Ihn, den Soldaten und Vorstand des Kriegervereins, ärgerte das Geschwätz zu Gunsten der Rebellen.

„Leg' dich schlaafe, Pilgerle!" sagte er scharf und furchte die Stirne. „Du hoscht genug für heut'!"

„Jo — die Freischärling!" fing das Pilgerle wieder an und lächelte traumverloren in sein leeres Glas. Aber jetzt wurde der andere zornig.

„Geh' ham! sag' ich, du bist ja schon doddelig im Kopf! Do geht der Herr Kaplan die Trepp' nuff! Wann der dich hört ... mit deine Freischärling .."

Der Bettelmann stand zaghaft auf. In der That — da ging Paulus Eberle, von einem Krankenbesuch bei der Frau Irion kommend, rasch durch den Hausflur und zum oberen Stockwerk empor, wo er seit dem Brande des katholischen Pfarrhauses wohnte.

„Gute Nacht, ihr Leut'," sagte das Pilgerle demütig und steckte ein Stück Handtäs in den Rock, um ihn seinem Weiblein mitzubringen. „Vergelt's Ihne Gott, Herr Kaltschmidt."

Der alte Stabhalter erhob sich ebenfalls, ohne ein Wort zu sagen. Mit ihm auch der Gendarm. Die Wirtin verstand den Wink. „Feieraawend, ihr Leut'!" sagte die zarte kleine Person mit großer Bestimmtheit. „Es is zwölf Uhr vorbei!"

Während die Männer, umständlich zahlend, in Gruppen dastanden, ergriff der junge Kaltschmidt noch einmal das Wort. „Weil der Simpel do, das Pilgerle, so dumm daher geschwätzt hott," sprach er laut, wie er es in seinem Kriegerverein gewohnt war, „... so will ich eins sage: Nach achtevierzig kummt e Johr und dees heißt siebzig. Und dees is unser Johr! An siebzig und einundsiebzig müsse mir uns halte, ihr Männer! Sell is' beschte Johr, wo's für uns gegewwe hot! Und wenn dann's Pilgerle in seiner Doddlichkeit dees recht heißt, wammer's Rentamt anbrennt und uff die Soldate schießt, so hawwe auch die Soze recht, die's gerad' so mache thäte, wann sie norr könnte — wann mir net wäre, die treue, deutsche Leut'! Schloß oder Fawrik ... dees is do g'hupft wie geschprunge! Es kummt uff eens 'raus: Webber die Oowrigkeit! Und die Oowrigkeit gehört sich! Die is von Gott und Rechts wegen!"

„Alleweil hoscht du recht!" sagte der alte Stabhalter nachdenklich zu seinem Sohn, warf einen Blick auf den Gasttisch, als ärgerten ihn die beiden dem Pilgerle bezahlten Freischnäpse, und trat mit den anderen Männern in die Nacht hinaus.

XI.

Die Schritte der Bauern verhallten, das Haus ward still und dunkel. Nur aus dem oberen Stockwerk glänzten noch zwei hell erleuchtete Scheiben in die Nacht hinaus.

Da brannte die Studierlampe wie sonst. Mikroskopische Präparate, wissenschaftliche Werke lagen zum gewohnten Gebrauch bereit. Von außen klang einschläfernd wie immer das in diesen Frühlingstagen vertraut gewordene Rauschen des Regens, sein Glucksen und Tröpfeln in den Dachkandeln — zuweilen das Aufklaffen eines Dorfköters — dann wieder ringsum Schweigen und Schlaf.

Einsamkeit. Tiefste Einsamkeit. Und doch fand er nicht die Ruhe zur Arbeit. Vielleicht war es der Sturm draußen, dies ungebärdige, sich stoßweise erneuernde Gebrülle und Gewieher, dieser Frühlingsdonner, der rastlos auf triefenden Regenschwingen über die Berge heranrollte, unsichtbar und doch alles mit seinem warmen, feuchten Atem durchdringend — vielleicht weckte das in ihm ein gleiches Gefühl unruhig suchender Kraft, als ob man die Schultern ausrecken und die Fäuste ballen und seinem Feind zu Leibe gehen müsse.

Es lag etwas Geheimnisvolles in diesen stürmenden Stimmen der Nacht. Sie

Digitized by Google

ließen das Herz hämmern und das Blut rascher kreisen. Sie kündeten da draußen in ihren langhallenden Fanfaren das große Wunder an, dem sie vorausflogen — den Frühling, das Licht, das Leben.

Das wirkliche Leben! Das neue, große, das, was man bisher nur ahnt, kaum hofft. So unglaublich, so undenkbar erscheint es einem selbst.

Wieder schob er ungeduldig das Mikroskop von sich, trat zum Fenster und schaute in das rauschende Dunkel hinaus.

Unten auf der Dorfstraße tappten leise Schritte. „Er is drinne bei'er!“ flüsterte die winterstickte Stimme eines Bauernburschen, und ein dicker Knüttel bewegte sich unheildrohend in der Luft. „Er is drin bei der Kättche. Jetzt norr gleich uff'en, wenn er 'rauswitscht! Norr gleich zugeschlage.“ Die beiden Kerle bogen, sich rachgierig auf den Fußspitzen wiegend, um die Ecke. Aber es war zu spät. Eine dunkle Gestalt löste sich katzengewandt von der Mauer jenes Hauses, in dem das Kättche zu wohnen schien, schaute einen Augenblick scheu um sich und verschwand dann in lautlosen langen Sprüngen in der Nacht.

Der Arzt oben lachte in seinen Bart. Es war doch immer und überall das gleiche Spiel. Der eine will ein Weib, der andere will es auch, und die beiden streiten, und der bessere Mann gewinnt. Das war ewig so und blieb so. Der Kampf ums Dasein, der Lauf der Welt im großen und im kleinen.

Was war überhaupt groß und klein? An sich sind alle Dinge gleich. Das wußte er, der Forscher, dem sich unter dem Mikroskop in kaum faßbar winziger Gestalt das Geheimnis des Lebens und Sterbens auf der ganzen Erde enthüllte. Die Erde war an sich nicht größer als dies Dorf hier, dieses winzige, nach außen scheinbar so einfache, in Wirklichkeit hundertfach gegliederte und verästelte, von hunderterlei Empfindungen zerklüftete Reich. Und wenn hier einer des anderen Weib begehrte, so lag das eben auch im ewigen gleichbleibenden Werdegang der Welt, in der seit Anbeginn dieselben Leidenschaften, dieselben Kämpfe und Schmerzen sich rastlos erneuern.

Draußen in dem düsteren Gerieisel, das die Erde verbarg, die Sterne unter Wolkenflor verhüllte, stand ein einziger rötlicher Punkt still in dem Dunkel. Es war ein matt erhelltes Fenster des Schlosses.

Jeden Abend blinkte es bis spät in die Nacht zu Thal. Lange hatte er sich eingeredet, daß dahinter ein qualmendes Lämpchen die malerische Unordnung einer Kutscherstube beleuchtete oder ein Diener da gähnend saß und die Stiefel putzte, ehe er sich schnarchend zur Ruhe legte. Aber dann hatte er einmal im Dämmergrauen, als die Umrisse des Schlosses noch sichtbar waren, die Fensterreihe bis zu dem rötlichen Schimmer gezählt, und seitdem wußte er, daß das Licht aus den Zimmern Weras kam.

Dort saß sie jetzt am Bett ihres kranken Kindes. Oder sie las, den Kopf auf die Hand gestützt, in den Büchern, die er ihr erschlossen. Oder sie träumte und dachte an ihn ...

„Esel!“ sagte er halblaut zu sich und trat ärgerlich vom Fenster zurück. Er kam sich sehr dumm vor als nächtlicher Toggenburg. Ein Kerl wie er! Er mußte zornig lachen. Das Mondscheingeseufze mochten nervöse Menschen treiben. Ein Mann wartet ruhig und handelt, wenn es an der Zeit ist, und bleibt bis dahin im Besitz seiner fünf Sinne.

Er setzte sich an den Tisch, strich sich durch den Bart und griff nach dem Zwicker. Bald furchte sich seine Stirne. Die Gedankenarbeit da innen begann. Er versank in seinen Studien.

Nebenan tönten rastlos leise Schritte. Paulus Eberle, den Kaplan, floh der Schlaf.

Immer wieder ging er auf und ab. Zuweilen blieb er stehen und starrte zu Boden. Dann setzte er seine Wanderung fort — hin und her durch die stille Nacht.

Und es war ihm, als wehte um ihn her ein feiner unbestimmter Duft — der Atem von Veilchen, wie er heute morgen über der Thürschwelle des Pilgerle geschwebt, als er dort mit der Gräfin zusammengetroffen war.

Den ganzen Abend hatte man beim Fabrikanten, nachdem der Doktor sich so brüsk empfohlen, von ihr gesprochen. Der Widerhall all dieser Reden, die er schweigend und verstört, mit gesenkten Wimpern angehört, klang stürmisch in ihm nach.

Wie oft hatte er im Beichtstuhl zahnlose Weibchen und verwitterte Bäuerlein vor der Sünde gewarnt, noch strenger

Digitized by Google

manche dralle Dirne, die auf den Knieen liegend tief errötete, wenn von nebenan die Baßstimme des jungen geistlichen Herrn zürnend in ihr Ohr grollte, und weinend gelobte, es nie wieder thun zu wollen. Wie greulich hatte er ihr die Sünde ausgemalt, die giftige Schlange im Paradies, den Fallstrick des Teufels auf dem Weg zur Hölle, bis der Schuldigen die Thränen stromweise über die roten Backen liefen. Und nun?

Nun war die Versuchung über ihm! Nun kannte er sie erst, wie sie verlangend und lockend durch den jugendstarken Leib, das junge Herz des Bauernpriesters wütete. Die Fäuste geballt, schlich er ruhelos, mit irren Blicken auf und ab und sann und sann.

Rings um ihn im Dorfe wohnte alles in Familien. Die Familie war das Selbstverständliche. So gut wie der Bauer heiratete der Kaiser und hatte Kinder. Und von Missionsbrüdern hatte er gehört, daß auch die schwarzen, braunen und gelben Menschen mit Weib und Kind in Gemeinschaft lebten. Die Tiere selbst schlugen sich in Rudeln zusammen. Es war ein Gesetz der Natur, daß kein Wesen einsam sei auf der Welt.

Und wer es noch war, der konnte bald, wenn er nur wollte, seine Lebensgefährtin finden. Es gab nur einen Einsamen hier im Dorfe, nur einen in jedem anderen Dorfe. Das war er — das war der römische Priester seit jenem Tage, da Gregor die Diener seines Gottes vom Weibe geschieden.

Bisher wußte er das nicht anders. Er hatte wenig darüber nachgedacht. Jetzt plötzlich stieg in ihm ein ahnendes Grauen vor der Größe des Opfers auf, das er, noch ein halbes Kind, mit leichtem Herzen dargebracht. Dieses Opfer ließ sich nur an der Versuchung messen. Und die Versuchung war da.

Das Weib ist die Sünde. So steht's geschrieben. Aber wenn er an die eigne Familie dachte, die er vor vielen, vielen Jahren verlassen, wenn er hier eine glückliche Familie sah — Vater, Mutter, strahlende Kinderaugen, helles Kinderlachen — diese ganze, einfältig-reine Welt, sie stammte doch vom Weibe ...

Und von da oben grüßte ihn wieder das Weib aus dem Bilde über seinem Schreibtisch. Jungfräulich lächelnd, in mütterlicher Schönheit sah da die Madonna auf ihn nieder. Er blieb vor ihr stehen. Seine Augen wurden feucht. Eine tiefe, trostlose Traurigkeit erfaßte ihn. Plötzlich sah er sein wirkliches Leben vor sich — die furchtbare Einsamkeit bis zum Tode. Ein Leben ohne Liebe, ohne ein Herz, das mit uns weint, ohne eine Hand, die treu und dankbar die des Sterbenden bis zur letzten Stunde hält. Und jetzt ward es ihm klar, was er eigentlich gethan, als er damals, als Kind auf dem Knie des Vaters reitend, auf dessen Frage, was er werden wolle, gerufen hatte: „E geischtlicher Herr!"

Er fiel vor dem Madonnenbilde nieder und faltete krampfhaft die Hände. So blieb er liegen, den Kopf gegen das Rohrgeflecht eines Stuhles gepreßt. Ein erstickes Schluchzen erschütterte unter dem Priestergewand seinen Leib.

Nebenan rückte ein Stuhl. „Was hast du denn nur heute nacht, Kaplan?" fragte die barsche Stimme des Arztes herüber.

Es kam keine Antwort.

„Zum Kuckuk, Hochwürden! So red' doch. Bist du krank?"

Der Geistliche stand auf und schlich langsam zur Thüre. „Krank bin ich nicht, Doktor."

„Also was fehlt dir denn, daß du heute gar keine Ruh' gibst?"

„Das ... das kann ich dir nicht sagen ..."

Eine Weile schwiegen alle zwei. Die beiden bebrillten Bauernsöhne kannten sich zu genau. Von ihrer Hirtenbubenzeit bis zu dieser Nacht, wo sie allein, zwei Mönche der Wissenschaft und des Glaubens, im Dorfe wachten und beide bei Mikroskop und Brevier dieselbe Anfechtung durchstritten: das Weib war in ihrem Leben!

Draußen brauste der Sturm, daß die Scheiben leise klirrten und das Licht auf dem Tische flackerte.

„Geh schlafen, Hochwürden!" rief der Doktor endlich gegen die geschlossene Thüre.

„Ich kann nicht."

„Warum denn nicht?"

„Ich muß an etwas denken ... das läßt mir keine Ruhe."

Der nebenan lachte. „Das Denken ist meine Sache — drum sitz' ich da und studiere! Du, Hochwürden, bist zum Glauben auf der Welt. Das ist viel bequemer, das kann man auch im Schlafe."

Digitized by Google

„Ach, ſchwätz' nicht, Doktor. Weil du Leichen zerſchneideſt, weißt du noch lange nicht, wie's in einem lebendigen Menſchen ausſieht ... in der Seele, mein' ich. Wer kann denn gegen die Gedanken, die über einen kommen?"

„Selber kann man! Das ſollt' ſo ein frommer Hochwürden doch wiſſen. Man kann, was man will! Ich wenigſtens. Schau — ich hab' auch 'was im Kopfe — vielleicht mehr wie du. Aber ich druck's vor der Hand nieder und beſchäftige mich väterlich mit meinen Bacillen. Rumlaufen und denken iſt überhaupt Unſinn! Handeln muß der Menſch — oder leiden, je nachdem."

„Da haſt du freilich recht!" ſagte der Prieſter nebenan leiſe.

„Und ich bin mehr fürs Handeln!" fuhr der Baß hinter der Thüre fort. „Herzhaft zupacken im rechten Moment, ohne viel Kopfzerbrechen vorher. Du — im Vertrauen — ich wär' heillos froh, wenn's wirklich 'mal dazu käme ... du kannſt dir ſchon ungefähr denken, zu was! Ich ſpür', ſeit's Frühjahr wird, ſo eine unbändige Luſt in mir, mit euch und der ganzen Welt zu raufen! Und nun ſchlaf' endlich, ich hab' zu thun."

Er warf noch einen Blick durch die Fenſter nach dem kleinen rötlichen Lichtſchein hoch am Himmel. Dann runzelte er die Stirne und ſchob mit tiefem Ernſte ein neues Glasplättchen unter das Mikroſkop.

(Fortſetzung folgt.)

Herbſtlied.

Von

Olga von Gerſtfeldt.

Es fällt der Regen ſo dicht, ſo dicht
Vom drohenden Himmel hernieder,
Die Wolken verſchlangen das ſinkende Licht,
Die Nacht regt ihr dunkles Gefieder.

Schon lang iſt der Sommer, der fröhliche, tot,
Ein früh dem Verderben Geweihter;
Er ſchmückte mit Kränzen von Weinlaub ſich rot
Und ſchien auch im Sterben noch heiter.

Nun iſt es Oktober, und Blatt fällt um Blatt
Vom Baume herunter ganz leiſe,
Braun, rötlich und gelblich, ſo feucht und ſo glatt,
Ein Totentanz wirbelt's im Kreiſe.

Und faſt wie lebendiger Atemzug weht
Mir herbſtliche Schwermut entgegen;
Vergänglichkeit ſäte, Vergänglichkeit mäht,
Hält Erntefeſt nun allerwegen.

Und Garben um Garben hat ſchon ſie geraubt
Und hat ſie von dannen getragen,
Darum iſt die Welt nun entblütet, entlaubt,
In dieſen ſchwermütigen Tagen.

Was der Frühling verſprach und der Sommer gethan,
— Berückende Fata Morgana, —
Zerfließt nun wie Nebel, zerrinnt wie ein Wahn,
Und verſinkt in des Winters Nirwana!

Digitized by Google

Am Hertasee im Grunewald. (Motor Cudell & Co.)

Automobilen.

Von

Hanns von Spielberg.

Mit vierzehn Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

„Der Wagen iſt wohl toll geworden —“ ſagte man lachend noch vor wenigen Jahren, als die erſten Automobilen raſſelnd und pfauchend durch die Straßen der Großſtadt jagten. Das Bild erſchien gar nicht ſo unzutreffend. Solch ein pferdeloſer Wagen mit verſteckter Triebkraft macht in der That an ſich einen höchſt wunderlichen Eindruck auf Augen, die wohl an den Motorbetrieb auf den eiſernen Geleiſen der Bahnen gewöhnt ſind, aber auf freier Straße einen Wagen ſtets nur in Verbindung mit irgend einem braven Vierfüßler geſehen hatten. Heut laufen höchſtens noch in einem entlegenen Dorf die Großen und Kleinen zuſammen, wenn ein Motorwagen durch den Ort raſſelt; der Städter hat ſich längſt an den Anblick des kleinen Ungetüms gewöhnt, ſo ſchnell gewöhnt wie kurz vorher an das Fahrrad — ſelbſt wenn eine junge Dame in kokettem Sportkoſtüm im Sattel ſitzt.

Der Automobilismus — übrigens ein abſcheuliches Wort; man könnte wohl einen Preis auf die Erfindung eines beſſeren ſetzen — befindet ſich unſtreitig im Beginn einer kräftigen Entwickelung. Auf allen Gebieten, die mit ihm in Berührung ſtehen, regt es ſich mächtig. Immer mehr Maſchinenfabriken wenden ſich dem Bau von Automobilen und Motorwagen zu, ganz beſonders auch die Fahrradfabriken, da der Fahrradſport ein wenig abzuflauen ſcheint. Unausgeſetzt werden neue Modelle konſtruiert, die alten verbeſſert. Faſt in allen Kulturländern haben ſich mitgliedsreiche Vereine gebildet, die lediglich die Förderung des Automobilismus zum Zweck haben, ſei es nach der rein ſportlichen, ſei es nach der verkehrstechniſchen Seite hin; wobei aber ſehr bemerkenswert iſt, daß der Automobilſport der Geſamtentwickelung des Automobilismus die allerweſentlichſten Dienſte geleiſtet hat. In Deutſch-

Digitized by Google

land ist es, neben dem kürzlich neugegründeten Deutschen Automobilklub der Mitteleuropäische Motorwagenverein (Berlin), in Österreich der Österreichische Automobilklub (Wien), in Frankreich ist es der Automobile-Club de France (Paris), in England der Automobile Club of Great Britain (London), die eine führende Stelle einnehmen. In Paris fand in diesem Frühjahr, im Tuileriengarten, eine großartige Ausstellung von Motorwagen statt, Berlin wird, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, eine gleiche Ausstellung gehabt haben, von der man sich, gewiß mit Recht, eine bedeutende Förderung aller in Frage stehenden Interessen verspricht. Gegen zwanzig Fachzeitschriften beschäftigen sich heute bereits ausschließlich mit dem Automobilismus.

Und wie jung ist dabei verhältnismäßig die ganze Sache! Zwar — streng genommen ist die Automobile älter als die Lokomotive. Lange ehe Stephenson die erste wirklich brauchbare Dampfmaschine auf Rädern für das Bahngeleise baute, beschäftigte man sich schon mit der Konstruktion von Dampfstraßenwagen. Aber gerade der beispiellose Erfolg der Lokomotive lähmte dann die Erfinderlust.

Auf dem Dreirad-Motor. (Motor Cudell & Co.)

Mit der auf die Spurbahn gesetzten Maschine konnte und kann in gewissem Sinne ja auch heut keine Automobile an Leistungsfähigkeit konkurrieren.

Ich selbst sah den ersten Motorwagen in Berlin gegen Ende der siebziger Jahre. Es war die bekannte Bolléesche Dampfdroschke, ein ziemlich ungefüges Ding, das damals freilich viel Aufsehen machte, aber bald wieder verschwand. Es konnte auch kaum anders sein. Die Dampfkraft ist meiner Ansicht nach kein geeignetes Triebmittel für Motorwagen, mindestens nicht für leichte Gefährte, die zur Beförderung weniger Personen dienen sollen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß die in unaufhörlicher Entwickelung begriffene Technik noch einmal eine Dampfmaschine konstruiert, die eine Revolution auf dem

Motorzweirad als Schrittmacher auf der Radfahr-Rennbahn.

Digitized by Google

Gebiete hervorruft, wahrscheinlich ist es aber kaum. Jedenfalls hat keine der bisherigen Konstruktionen die ins Auge fallenden Nachteile völlig zu beseitigen gewußt, vor allem nicht den schweren Wasserkessel und die unbequeme Feuerung.

Bahnbrechend für den Automobilismus wurde erst der Benzinmotor, in der Gestalt, die hier in Frage kam, eine deutsche Erfindung, die des Ingenieurs G. Daimler in Cannstadt (1885). An die Seite dieses Motors, und heute mit ihm in noch nicht ausgetragenem Wettstreit stehend, trat dann Widerstandsfähigkeit mit noch erstaunlicherer Leistungsfähigkeit verbanden.

Unter den augenblicklich in Betrieb befindlichen Automobilen stehen der Zahl nach die mit Benzinmotoren ausgerüsteten weit obenan.

Benzin ist, wie allgemein bekannt, eine äußerst feuergefährliche Flüssigkeit. Das ist eine sehr unangenehme Zugabe, und auf den ersten Blick erscheint es nichts weniger als verlockend, in einem Vehikel zu sitzen, unter sich oder neben sich einen Behälter mit Benzin gefüllt, in dessen Nähe noch dazu

Omnibus. (Motor Daimler.)

die Anwendung der in Accumulatoren aufgespeicherten elektrischen Kraft. Aber es kam noch ein Faktor hinzu, der den Automobilismus mächtig förderte: der aufblühende Fahrradsport und damit zusammenhängend die Erfahrungen, welche im Bau der flinken, leichter und immer leichter werdenden Stahlrosse gesammelt wurden. Der Fahrradsport an sich zog die Lust am schnellen Hinaus in die freie Natur groß, er ward zum direkten Vorläufer des Automobilismus als Sport; von den Fahrradfabrikanten aber lernte man Wagengestelle bauen, die eine erstaunliche

entweder ein Flämmchen brennen oder ein elektrischer Funke immer neue Entzündungen hervorrufen muß. Man möchte fast glauben, ein Kessel mit hochgespannten Wasserdämpfen, wie ihn der Dampfmotor erfordert, wäre noch sympathischer. In Wirklichkeit ist die Gefahr indessen auf ein Mindestmaß herabgemindert. Das Benzin wird nämlich keineswegs, wie der Laie sich wohl vorstellt, direkt entzündet. Man muß sich den Vorgang vielmehr etwa folgendermaßen vorstellen: Benzin verflüchtigt sich sehr leicht, in dem Behälter mit Benzin bilden sich also

Digitized by Google

Lastwagen des Böhmischen Brauhauses in Berlin.
(Motor Daimler; Tragkraft 200 Centner.)

unausgesetzt Benzingase, die, wenn sie in bestimmtem Verhältnis mit Luft vermischt sind, sehr explosibel werden; die Maschine führt daher in den Benzinbehälter Luft ein, ein Teil des entstandenen Gemisches wird in den Cylinder gesaugt und dort entzündet — im Moment, wo es explodiert, treibt es den Kolben nach vorn und dieser gibt den Bewegungsantrieb für das Fahrzeug. Es gelangt also stets nur ein Bruchteil schon vergasten, mit Luft vermischten Benzins zur Explosion, während der Vorrat im Behälter ungefährdet bleibt. Bedenklich wird die Flüssigkeit eigentlich nur, wenn bei irgend einem Unfall der Wagen umstürzt und ausfließendes Benzin dabei mit der Zündvorrichtung in Berührung kommt. —

Der Zweck dieser kleinen Skizze ist es nicht, konstruktive Einzelheiten zu geben, sie will nur in großen Umrissen orientieren. Ich übergehe daher die technisch sehr interessante Ausgestaltung des heutigen Benzinmotors zum sogenannten „Viertaktmotor", bei dem eine Explosion des Gasgemisches den Kolben im Cylinder viermal hin und herbewegt, und erwähne nur kurz, daß die Entzündung entweder, wie bei den Daimlermotoren, durch ein in den Cylinder eingeführtes, von außen durch ein Flämmchen erhitztes Glührohr erfolgt, oder, wie z. B. bei den Motorwagen von Benz & Co. in Mannheim und den später noch zu erwähnenden Dionmotoren durch eine elektrische Batterie. Über die Vor- und Nachteile gehen die Ansichten noch sehr auseinander.

Jedenfalls aber hat der Benzinmotor im allgemeinen seine großen Vorzüge: das Betriebsmaterial, das Benzin, nimmt wenig Raum ein und ist vor allem überall käuflich zu haben. Der Behälter kann, man darf sagen, im kleinsten Orte nachgefüllt werden. Der Betrieb ist verhältnismäßig sehr billig und dem Pferdebetrieb gegenüber heute schon konkurrenzfähig. Die Handhabung ist unschwer zu erlernen, freilich auch nicht so einfach, wie man sie sich vielfach vorstellt. Trotzdem die verschiedenen Fabrikanten die Konstruktion in überraschender Weise immer mehr und mehr vereinfacht haben, trotzdem die Lenkbarkeit, die Brems-

Geschäftswagen von Sarotti-Berlin. (Motor Benz & Co.)

Digitized by Google

vorrichtungen ꝛc. bereits einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangten, erfordert die Bedienung doch eine gute Kenntnis der Maschine, Umsicht und schnelle Entschlußkraft. Das Fahren auf ebener, gerader, unbelebter Straße ist gewiß eine sehr einfache Sache. Sobald sich aber Schwierigkeiten irgend welcher Art einstellen — und diese bleiben nie aus — kommt der unerfahrene Besitzer leicht in Verlegenheit. Lästig ist auch noch das pfauchende Geräusch, das den Automobilen bei den Franzosen den onomatopoetischen Spitznamen „Teuf-Teuf“ eintrug, und der Geruch; letzterer wird allerdings in dem in der Bewegung befindlichen Wagen selbst weit weniger empfunden, als in dessen Nähe.

Der elektrische Betrieb ist an sich ungleich eleganter, als jeder andere. Da gibt es kein Fauchen des Motors, keine Belästigung der Geruchsnerven; während der Benzinmotor vor dem Beginn jeder Fahrt erst des sogenannten „Ankurbelns“, des Ingangsetzens von außen, bedarf, genügt bei der elektrischen Automobile ein Ruck am Hebel, um die Bewegung einzuleiten; der „Accumobil“, wie der Franzose ihn nennt, unterliegt wenig Betriebsstörungen, er fährt ohne weiteres, auch im Gegensatz zum Benzinmotor, vor- und rückwärts, seine Geschwindigkeit läßt sich viel einfacher ändern, regulieren, als bei jenem. So wäre ein elektrischer Motorwagen geradezu ein Ideal, wenn — seinen vielen Vorzügen nicht zur Zeit noch drei schwerwiegende Nachteile gegenüberständen. Einmal nämlich ist der Betrieb immer noch teurer, als der Pferdebetrieb, zumal die Accumulatoren, in denen die elektrische Kraft aufgespeichert wird, sich stark abnutzen; dann sind sie sehr schwer, so daß der Wagen an ihnen ein unverhältnismäßig großes Gewicht mitschleppen muß; endlich aber müssen sie nach einer Fahrt von 30—50 km immer wieder bei einer elektrischen Centrale als Gast einkehren, um dort neu mit Strom gestärkt, „geladen“, zu werden.

So sind die elektrischen Automobilen denn an die greifbare Nähe dieser Centralen gebunden, also im wesentlichen vorläufig auf den Verkehr in größeren Städten und deren Umgebung beschränkt. Bei den hohen Betriebskosten erscheinen sie zunächst auch mehr für Luxusfahrzeuge, für den Sport, als für Verkehrsmittel im weiteren Sinne geeignet. Das alles kann sich freilich in kurzer Zeit ändern, sobald nämlich leichtere, dauerhaftere Accumulatoren von größerer Leistungsfähigkeit erfunden werden, ein Problem, an dessen Lösung seit Jahren von

Geschäftswagen. (Motor Cudell & Co.)

hundert findigen Köpfen gearbeitet wird. Für die glücklichen Mitbürger aber, bei denen der Kostenpunkt keine Rolle spielt, dürfte heute schon eine elektrische Kalesche, wie ich sie jüngst in der Fabrik von Kühlstein in Charlottenburg sah, ein ideales Gefährt sein. Sie war übrigens für — Paris bestellt; ein Zeichen, daß man an der Seine, wo der Automobilismus am höchsten entwickelt ist, die Fortschritte der deutschen Industrie mit wachsamen Augen verfolgt und zu schätzen weiß.

Ich war während der diesjährigen Automobil-Ausstellung in Paris und kann

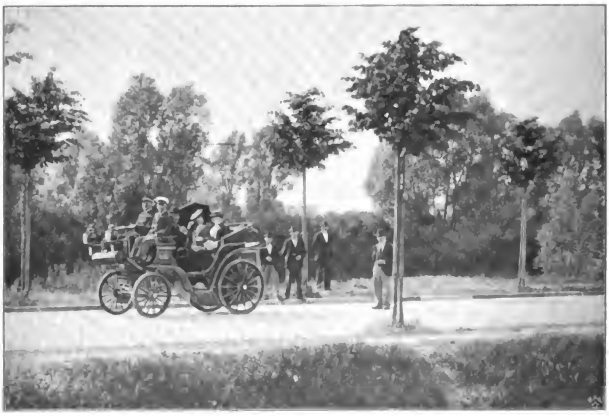
Digitized by Google

bezeugen, daß in der That die Automobilen dort bereits eine ganz andere Rolle spielen als bei uns. Man brauchte durchaus nicht nach dem Tuileriengarten, in jene Ausstellung selbst zu gehen, um diesen Eindruck zu gewinnen — die Straße bot ihn. In der Zeit von zwei Stunden, an einem schönen Nachmittage, sah ich Hunderte von Automobilen von dem schweren massigen Lastwagen in der Nähe des Trocadero, der augenscheinlich bei den Arbeiten für die nächstjährige Weltausstellung beschäftigt war, von den Motordroschken, die ganz gemütlich zwischen den bespannten Kollegen an den Straßenecken hielten, bis zu den flinken, lustigen Dreirädern mit und ohne Anhängewagen. Ich sah freilich auch, wie einem sehr eleganten Herrn auf dem Wege zum Bois de Boulogne der Motor seines Dreirads den Dienst versagte und er „treten, treten" mußte, daß ihm der Schweiß aus allen Poren brach; aber sonst glitten die leichten und die schweren Automobilen mit einer Findigkeit, einer Eleganz, einer Sicherheit durch das Straßengewühl, daß man staunen mußte.

Weitaus überwiegend in dem Bilde war allerdings das Motordreirad, wie es meines Wissens zuerst die Fabrik Dion & Bouton in Puteaux in einer erstaunlich geistreich erdachten und von allen Nachahmern noch nicht überholten Konstruktion gebaut hat. (Der eine Besitzer der Fabrik, Graf Dion, ist — nebenbei bemerkt — nicht nur einer der Führer des ganzen französischen Automobilismus, sondern auch ein bei den gegenwärtigen Machthabern der Republik bös angekreideter Royalist.)

Der Dionmotor, wie er meist kurzweg genannt wird, stellt sich als ein kräftig gebautes Dreirad dar, das ein höchst kompendiös gebautes Benzinmaschinchen trägt mit elektrischer Zündung und einen Benzinvorrat, der für eine Strecke von 70 km ausreicht. Die Kraftleistung des Motors entspricht $1\,^3/_4$ Pferdestärken, die Betriebskosten stellen sich etwa auf einen Pfennig für den Kilometer, das Gewicht des ganzen Dreirads beträgt nur 80 kg. In Deutschland werden die Dionmotor-Dreiräder von Cudell & Co. in Aachen gebaut.

Das Maschinchen erscheint zumal mit dem zierlichen Vorspann- oder Anhängewagen, der zwei Personen faßt, als eine höchst eigenartige Type, die Leichtigkeit, Billigkeit (das Dreirad allein kostet 1750 Mark, der Anhängewagen mit Verdeck 750 Mark) und Betriebssicherheit vereint. Nur die Re-



Ausflug in der Viktoriachaise. (Motor Daimler.)

Digitized by Google

Im Cab. (Motor Kühlstein-Bollmer.)

gulierung der Geschwindigkeit erscheint mir nicht ganz leicht oder doch nur bei einem sehr geübten Fahrer in zuverlässiger Weise gesichert. Ein Berliner Redakteur machte jüngst mit solch einem Wägelchen in Begleitung seiner Frau eine kleine Spritztour — nach Paris; die Fahrt, sogar ein recht wagehalsiger Abstecher auf den Brocken, verlief ohne jeden Unfall. Der kleine Motor verbrauchte auf der 2400 km langen Strecke 90 Liter Benzin und beförderte mit einem Kostenaufwand von, sage und schreibe, 36 Mark drei Personen und Gepäck im Gesamtgewicht von 545 Pfund! Es ist das in der That ein überraschend günstiges Resultat. —

Wenn ein Bekannter erfuhr, daß ich mich für den Automobilismus interessierte, dann fragte er mich meist bei der ersten Gelegenheit: „Wie schnell fahren denn nun eigentlich die Dinger?“

Die Frage ist falsch gestellt. Sie müßte lauten: „Wie schnell darf man denn mit einer Automobile fahren?“ Und die einzig richtige Antwort wäre: „Nicht zu schnell!“

Der Sport hat für die Entwickelung des Automobilismus unendlich viel gethan, aber er hat auch in der Sucht, schnell zu fahren, eine große Gefahr heraufbeschworen. Die französischen Konkurrenzen haben diese Sucht geradezu großgezüchtet. Es ist gar kein so großes technisches Kunststück, eine sehr schnelle Automobile zu konstruieren — einen Zweck aber hat es, außer etwa für das Schrittmachertandem der Radfahrbahn, eigentlich nicht. Wenn eine Automobile in den Straßen der Stadt die Durchschnittsschnelligkeit eines guten Pferdes nicht überschreitet, wenn sie außerhalb des Wagengewühls auf glatter, ebener Straße eine Geschwindigkeit von höchstens 30 Kilometer in der Stunde erreicht, dann genügt sie ihren Zwecken. Dreißig Kilometer Fahrt ist schon eine höchst anständige Geschwindigkeit, bei der der Fahrer große Geschicklichkeit und Geistesgegenwart entwickeln muß. Fast alle Unglücksfälle, die der junge Sport verschuldet hat, sind durch unsinnig schnelles Fahren veranlaßt worden. Die vielgerühmten „Records“ haben daher nur einen zweifelhaften Wert; den geringsten die auf der Rennbahn erzielten, einen höheren immerhin die auf größeren Straßenrennen gewonnenen, weil bei derartigen Wettkämpfen doch nicht nur die Schnelligkeit, sondern neben ihr

Digitized by Google

auch die Dauerhaftigkeit von Motor und Gefährt geprüft wird.

Gegenwärtig beträgt übrigens der sogenannte Straßenrecord meines Wissens fast genau 105 km in der Stunde, d. h. ein brillanter Fahrer fuhr in einem elektrischen Motorwagen auf einer dazu vorbereiteten Straßenstrecke nicht etwa 105 km in der Stunde, sondern einen Kilometer in 34,4 Sekunden. Auf einer der letzten Wettfahrten — es handelte sich um die circa 210 km lange, recht bergige Strecke Nizza-Castellane-Puget-Théniers-Nizza — erreichte der Gewinner eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 38,26 km in der Stunde. —

Ohne Zweifel haften unseren heutigen, auch den besten Motorwagen noch gewisse Mängel an, der Automobilismus hat die Kinderkrankheiten noch nicht ganz überwunden. Aber man fährt ja auch nicht immer mit tadellosen Pferden, und der Last und den kleinen und großen Sorgen gegenüber, welche der Besitz von Pferd und Wagen zumal in der Stadt mit sich bringt, wiegt die Unbequemlichkeit des Motorbetriebes nicht schwer. Ein Pferd braucht Futter und Wartung, auch wenn es nicht benutzt wird, der Motor verursacht Betriebskosten nur für die Gebrauchsstunden; auch das beste Pferd ermüdet, der Motor kennt keine Ermüdung; ein Pferd bedarf des Stalles, für die Automobile genügt eine kleine Remise. Das sind unwiderlegbare praktische Vorzüge, die dem Automobilismus immer mehr Freunde zuführen müssen, ganz abgesehen von dem Vergnügen, das die Fahrt in einem guten Motorwagen erweckt.

Der Arzt auf der Landstraße. (Motor Cudell & Co.)

Die Münchener „Jugend" hat vor kurzem in einem sehr lustigen Gedicht alle Schändlichkeiten des „automobilen Fuhrwerks — des fauchenden Uhrwerks" zusammengestellt und ihren Lesern zugerufen:

„Drum geb' ich den Rat: Wer kein Fahrzeug noch hat, und nicht gern ein Billet für die Bahn kauft,
Überleg' es zuvor, eh' er einen Motor sich um etliche Tausender ankauft!
Er betracht' ihn genau, wie der Mann sich die Frau zu betrachten wohl pflegt vor der Heirat,
Und dann wandle er froh zu dem Fahrraddepot — und erhandle ein tüchtiges Zweirad . . ."

Digitized by Google

Kleiner Motorwagen von Benz & Co.

Auch die „Jugend" wird aber wohl oder übel, früher oder später, zur Fahne des Automobilismus schwören müssen, denn auch das tüchtigste Zweirad hält schließlich den Vergleich mit einem brauchbaren Motorwagen nicht aus. Die Fahrradfabriken und die Fahrradhändler wissen klagend davon zu sagen, in welchem Maße heute schon ihre Industrie von der Konkurrenz des Motors getroffen wird.

Wir stehen aber erst, ich wiederhole es, im Anfang des Automobilismus. Wenn wir einige Jahre weiter sein werden, und wenn die zahlreichen Konstrukteure, die heute ihren ganzen Scharfsinn für neue Motoren einsetzen, nur einiges von dem erreichen,

Im Tiergarten zu Berlin. (Elektrischer Motorwagen. System Pope-Manufacturing Co.)

Digitized by Google

Spazierfahrt im Anhängewagen. (Motor Cudell & Co.)

was sie sich versprechen, wird die Automobile eine heute ungeahnte Verbreitung erlangen. Nicht daß sie das Zweirad verdrängen oder die braven Gäule unnütz machen soll — sie wird neben beiden Raum und nützliche Verwendung finden: abgesehen vom Sport, im Gebrauche des Landarztes und des Geschäftsreisenden, im gewerblichen Betriebe, für den Dienstverkehr der Post, für das öffentliche Fuhrwesen, auch wahrscheinlich für die Armee. Ja vielleicht ist der Motorwagen berufen, ein letztes Glied in der Verästelung der Verkehrswege und Verkehrsmittel zu bilden: neben den großen Vollbahnen die Sekundär- und Kleinbahnen mit ihren Lokomotivzügen, und neben diesen endlich die Landstraße mit der flinken, leistungsfähigen Automobile, die den Personen- und Lastenverkehr bis in die kleinsten Orte vermitteln kann.

Im Volturette (Vorspannwagen). (System Phebus-Aster.)

Digitized by Google

Start dreier konkurrierender Automobilen auf der Stilfserjochstraße beim Trafoi-Hôtel.

Digitized by Google

Der Wert der modernen Polarforschung.

Von

Dr. Georg Wegener.

(Abdruck verboten.)

Unsere Zeit hat unzweifelhaft ein sehr reges Interesse für die Erforschung der Erde, in allen Hauptstädten mit europäischer Kultur blühen die geographischen Gesellschaften, Reiseschilderungen gehören zu den besten Verlagsartikeln, und glücklich heimkehrende Forschungsreisende sind bewunderte Helden des Tages. Trotzdem aber finden gerade die beiden größten, man kann beinahe sagen, einzigen wirklich großen Aufgaben, die in der Entdeckung der Erdoberfläche noch zu leisten sind, die Erforschung des Nord- und Südpolargebiets, in weiten Kreisen kein eigentliches Verständnis. Immer wieder kann man selbst von Seiten, wo sonst ein weiter Blick zu treffen ist, der achselzuckenden Frage begegnen: „Sagen Sie nur, was will man eigentlich am Nordpol oder gar am Südpol? In diesen Eiswüsten ist doch absolut nichts für die Menschheit zu holen?“

Im folgenden möchte ich die Beantwortung der Frage versuchen und ausführen, welch eine Bedeutung die Erforschung der unbekannten Polargebiete hat und wieso die ungeheuren Opfer an Geld, Menschenkraft und Menschenleben, die der Kampf um den Nord- und den Südpol fordert, durchaus berechtigt sind. Das Thema ist für uns Deutsche doppelt zeitgemäß, seit mit der Bewilligung der gewaltigen Summe von 1 200 000 Mark durch den Reichstag die Entsendung einer großartig gedachten deutschen Südpolarexpedition gesichert worden ist. Wenn nicht alles trügt, wird diese ein nationales Unternehmen ersten Ranges werden und die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten in Anspruch nehmen.

Wir müssen zunächst einen Unterschied machen zwischen der bloßen Erreichung des Pols und der wissenschaftlichen Erforschung der Polargebiete. Beide Ziele können wohl gemeinsam erstrebt werden, sind aber ihrem Wesen und ihrem Wert nach voneinander zu trennen.

Darin sind alle Denkenden einig, der einfache Umstand, daß der Mensch genau auf den nördlichen oder südlichen Achsendrehpunkt des Erdballs gelangt, wird außer der Befriedigung einer uralten Wißbegierde, wie es gerade dort aussieht, keine weiteren Vorteile bringen. Und auch diese Wißbegierde ist heute gedämpfter als früher. Ehedem liebte es die naturwissenschaftlich noch wenig gezügelte Phantasie, sich diesen mathematisch so merkwürdigen Punkt auch äußerlich mit allerlei-auffallenden Naturerscheinungen auszustatten, mit paradiesischen Gefilden etwa, die überraschenderweise hier zwischen den Eiswüsten liegen sollten, oder mit einem riesenhaften Feuerberge, dessen Schlund ins Centrum der Erde hinabführte. Ich erinnere mich eines gelehrten Buches, in welchem der Autor mit einem Schwall von Citaten aus alten griechischen, arabischen und sogar chinesischen Schriftstellern bewies, daß um den Nordpol ein großes dreieckiges Gebirge herumliefe, als eine Art Damm gegen das Weltmeer. Innerhalb des Dreiecks nämlich, am Nordpol selbst, befände sich ein ungeheures Loch. Durch dieses Loch „atme“ die Erde, ihr Feueratem werde uns zuweilen als Nordlicht sichtbar ꝛc. Heute zweifelt kein Wissender mehr daran, daß sich Nord- und Südpol äußerlich von ihrer nächsten Umgebung ebensowenig unterscheiden werden, wie sich der Äquator von der seinigen unterscheidet. Am Nordpol dehnt sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ein Meer aus, überzogen mit einer langsam wandernden

Digitized by Google

Kruste zusammengefrorener Eisschollen von der Art, wie Nansen sie vier Grad südlicher durchkreuzte. Am Südpol — nun hier dürfen wir noch keine Vermutung wagen, außer der, daß es sich um eine Eislandschaft handeln wird; sicherlich zeichnet aber auch ihn kein seltsames Einzelgebilde von seiner Nachbarschaft aus.

Trotz alledem darf man von dem Ziel, die beiden Pole zu erreichen, doch auch nicht zu gering denken und meinen, es sei des Schweißes Edler gar nicht wert. Man kann das Interesse daran vielleicht als ein sportliches bezeichnen, aber im höchsten edelsten Sinne des Wortes Sport. Und diesen möchte ich sehr hoch stellen. Ich halte das gewaltige Aufblühen des Sports in unserem Zeitalter für eine der allererfreulichsten Erscheinungen. Die ungeheure Vervollkommnung der Technik, die den Kampf des Menschen mit der Natur so außerordentlich erleichtert, ihm in so unerwartetem Maßstabe alle möglichen körperlichen Leistungen abnimmt und sie den in seinen Dienst gezwungenen Naturkräften auferlegt, könnte die große Gefahr körperlicher Erschlaffung und Entartung mitbringen. Die Pflege des Sports ist eine gesunde Reaktion dagegen; das lebensvolle Geschlecht sucht sich neue freiwillige Aufgaben für die Bethätigung und Vermehrung seiner körperlichen Kräfte. Und zwar immer schwerere und kühnere; wir erleben es ja überall, daß Records, die einst als Gipfel des Möglichen galten, heute mit Leichtigkeit gebrochen werden. Ich denke dabei nicht nur an Ballspiele und Dauerläufe, auch Gipfelbesteigungen, Erdteildurchquerungen, die früher für unmöglich galten, werden heut zu Dutzenden ausgeführt. Welch eine Fülle von Gesundheit, Lebensfreude, körperlicher und auch moralischer Kraft dadurch in die Nationen strömt, bedarf keiner Erörterung. Stolzer aber als alle Berggipfel lockt der Ort, der doch nun einmal infolge unserer populären Globusaufstellung in der Phantasie uns als Gipfelpunkt der Erde vorschwebt, der „Nordpol“; doppelt und dreifach lockt er den Tapferen und Starken deshalb, weil er länger und heißer umworben ist, als irgend ein anderes Ziel. Mit Recht wird die Menschheit dereinst dem Glücklichen zujubeln, der endlich den Fuß auf diese Stelle setzt, wie der Sieger seine Sohle auf den Nacken des Überwundenen, denn nur durch die höchste Entfaltung von körperlicher, geistiger und sittlicher Kraft wird ihm dies möglich sein. Sein Sieg über die Naturkräfte wird einen Triumph der ganzen Menschheit bedeuten, und — wie wir es jedesmal erleben, — sein Beispiel wird Nachahmung erwecken und damit das ganze Niveau der menschlichen Leistungsfähigkeit heben helfen. Besonders aber der Nation wird es zu gute kommen, der er selber angehört. Man erwäge nur, welch eine Summe von Stolz, Ehrgefühl, Nacheiferung der Besitz eines Nansen der kleinen norwegischen Nation, vor allem der Jugend bringt; er hat der Welt gezeigt, daß die alte Wikingskraft noch in seinem Volke vorhanden ist, das Volk fühlt nun mehr als je die Verpflichtung, dies Gut weiter zu pflegen. Ich gehe so weit, zu sagen: selbst wenn Andrée und seine Gefährten nicht zurückkehren sollten, das Ziel, wofür sie ihr Dasein eingesetzt haben, ist so groß, der Idealismus ihres Entschlusses so hoch gewesen, daß sie das Leben dreier wackerer Männer wert waren, und der Segen davon wird nicht ausbleiben; ihr Feuer wird neues in vielen Herzen anzünden, das Gefühl meine ich, daß es höhere Güter auf Erden gibt, als das materielle Wohlbefinden, ja als das Leben selbst.

Nach der Lage der Dinge dürfen wir kaum zweifeln, daß die Erreichung des Nordpols nur noch eine Frage kurzer Zeit ist. Die Erfahrungen Nansens haben das Problem außerordentlich erleichtert, wir dürfen den letzten Schritt in den nächsten Jahren erwarten. Anders steht es vielleicht mit dem Südpol, er ist ohne Zweifel ungleich schwerer zu erreichen. Allein wie der Mensch — glücklicherweise — nun einmal ist, gerade das wird künftig einen besonderen Antrieb bilden, auch ihn zu bezwingen. Daß wir Deutsche diese That gleich auf unserer demnächstigen Südpolarexpedition vollbringen, ist nicht zu erwarten und auch nicht nötig. Die dieser Expedition gestellten Aufgaben sind andere.

Sehen wir jetzt von der bloßen Erreichung der Pole ab und wenden uns zu dem weiteren, dem bedeutenderen Ziele, der wissenschaftlichen Erforschung der gesamten unbekannten Polargebiete.

Auch hier möchte ich zum Erweis ihrer Notwendigkeit zuerst eine Art point d'honneur ins Feld führen. Der Erdball ist dem

Digitized by Google

Menschengeschlecht zum Wohnplatz und Herrschersitz gegeben. Nur dies kleine winzige Stäubchen im ungeheuren Weltraum für das körperliche Dasein eines Wesens, dessen kühner Geist hinausdringt in die unermeßlichen Weiten des Alls; und diesen kleinen Globus, dessen Enge wir heute bei der ungeheuren Entwickelung unseres Verkehrs zu fühlen beginnen, den sollte der Mensch nicht wenigstens überall kennen lernen? Was Sonnen- und Nebelflecke sind, will er ergründen und dürfte auf der Erdoberfläche selbst Räume von der Ausdehnung eines Erdteils unerforscht lassen? Das ist undenkbar.

Mehrmals haben die führenden Kulturvölker versucht, ein geographisches Gesamtbild der Erdoberfläche aufzubauen. Die Chinesen haben es gethan und einen zusammenhängenden Erdraum in emsiger Arbeit aufgehellt, der beinahe ganz Asien und kleine Teile Europas dazu umfaßte. Die griechisch-römische Kulturwelt versuchte das Gleiche und schuf ein Weltbild, das sich über Europa, Vorderasien und Nordafrika erstreckte. Auch die Araber haben eine, wenn auch weniger klare Erdansicht besessen, die sogar die europäische und chinesische Welt verknüpfte. Alle diese Anläufe erlahmten aber lange vor Erreichung des Gesamtziels; die Kulturen der genannten Völker versanken oder erstarrten und mit ihnen das gewonnene geographische Bild. Erst seit dem Ausgang des Mittelalters hat das verjüngte Europa von neuem die Aufgabe in die Hand genommen, die zweifellos eine der selbstverständlichsten des Menschengeschlechts ist. Diesmal mit glänzendstem Erfolg. Die Jahrhunderte vom Zeitalter der großen überseeischen Entdeckungen bis zum Beginn des XIX. haben hauptsächlich die große Verteilung von Wasser und Land auf der Erdoberfläche festgestellt, sie haben die Weltmeere erforscht und die äußeren Umrisse der Erdteile gezeichnet. Unser Jahrhundert hat dann die Erhellung des Inneren der Kontinente vollzogen. In bewunderungswürdiger glänzender Thätigkeit haben die Reisenden unserer Zeit die weißen Räume, die unsere Karten von Afrika, Australien, Amerika und Asien im Inneren aufweisen, mit einem Netz von geographischen Bezeichnungen überkleidet; wir stehen hier nahezu am Ende der Aufgabe, eine geographische Entdeckung wirklich großen Stils wenigstens ist thatsächlich heut in keinem der fünf Erdteile mehr zu erwarten.

Nur zwei Räume haben bisher dem Menschen getrotzt, die beiden Polargebiete.

In das eine wird in den letzten Jahrzehnten Bresche auf Bresche gelegt wie in die Mauern einer der Übergabe nahen Festung; hier ist der unerforschte Raum bereits so stark zusammengeschmolzen, daß er kleiner als der Erdteil Australien ist. Am Südpol übertrifft er aber die Größe Europas noch ums Doppelte. Sollten wir, die wir heute im Besitz so ungleich viel größerer Mittel zur Überwindung natürlicher Hindernisse sind, als die alten Kulturvölker, nun nicht die ganze Aufgabe vollenden, sollten wir nicht alles daransetzen, um auch noch diese letzten Lücken im geographischen Bilde unseres irdischen Wohnplatzes auszufüllen?

Doch um die bloße Aufnahme einer geographischen Karte handelt es sich nicht allein, fast alle Naturwissenschaften erkennen in der Erforschung der Polargegenden ein Gebot direkter Notwendigkeit, eine Vorbedingung für ein gedeihliches Weiterarbeiten.

Fassen wir zunächst das größte unbekannte Gebiet, das des Südpols, ins Auge, um im einzelnen zu zeigen, welches die dort in Frage kommenden Probleme der Wissenschaft in ihrem gegenwärtigen Standpunkte sind, welche Aufgaben also auch von unserer deutschen Südpolarexpedition zu lösen oder der Lösung näher zu führen sein werden.

Das erste Interesse an der Erforschung der Antarktis hat natürlich die Geographie. Seit dem Anfang der vierziger Jahre, seit James C. Roß das Viktorialand entdeckte und südöstlich von Neuseeland bis 78° 10′ s. B. gegen den Pol vordrang, sind bis zum heutigen Tage keinerlei geographische Fortschritte von irgendwelcher Bedeutung gemacht worden. Durch die bisher ausgeführten Expeditionen hat man in der Gegend des südlichen Polarkreises an drei Stellen Anzeichen von größeren Landmassen gefunden. Die kleinste ist das im Südosten von Asien gelegene Enderbyland und die Kempinsel, zwei nur von fern erblickte Gebilde, von deren wahrer Natur und Größe man sehr wenig weiß. Dann im Süden von Amerika das Grahamland und der Dirck-Gherritz-Archipel; letzterer eine wilde, düstere, gletscherstarrende Inselwelt, ersteres vorläufig eine aus dem Unbekannten hervor-

Digitized by Google

springende Halbinsel, die möglicherweise der Ausläufer eines größeren Landes sein kann. Drittens im Süden Australiens und Neuseelands das über mehr als fünfzig Längengrade den Polarkreis begleitende Wilkesland und das zwischen dem 76. und 80. nach Süden streichende Viktorialand. Das Wilkesland macht auf den Karten am meisten den Eindruck einer langgedehnten Festlandsküste, für den Kenner der antarktischen Entdeckungsfahrten ist es aber gerade eines der unsichersten Gebilde. Wilkes, sein Finder, hat es nirgends betreten, sondern seine Gipfel nur in der Ferne hinter unzugänglichen Eismassen und zwischen Wolken emporragen sehen. Nun ist es eine sehr bekannte Erscheinung, daß in polaren Gewässern ferne Nebelbänke oft den täuschendsten Eindruck eines Landes mit Bergspitzen und Gletschern machen. Roß selbst berichtet von seiner Reise, daß eines Tages, während sein Schiff den Packeisgürtel durchquerte, Land gerufen wurde und thatsächlich eine scheinbare Küste mit solch einer Deutlichkeit vor den Reisenden lag, daß die nicht schon an Eismeerfahrten gewöhnten Neulinge unter der Besatzung sich nicht eher von der Unwirklichkeit des Gebildes überzeugen ließen, als bis man über die Stelle des vermeintlichen Landes hinweggesegelt war. Hätten wir, sagt Roß, kurz vorher umkehren müssen, sie hätten daheim geschworen, ein neues Land entdeckt zu haben. Dem Wilkeslande ist es auch bereits geschehen, daß über sein westliches und sein östliches Ende spätere Expeditionen hinweggefahren sind, ohne Land zu sehen. Man darf indeß auch nicht zu weit gehen und nun das Ganze als Wahngebilde ansprechen, denn einige Teile sind auch von der Expedition Dumont d'Urvilles erblickt worden. Am meisten Anwartschaft, die Küste eines bedeutenderen Landes zu bilden, hat das Viktorialand, das unzweifelhaft Bergketten von grandioser Gestalt und Alpenhöhe aufweist. Das fernste Gebilde von Land, das der Mensch gegen den Südpol bisher mit Sicherheit gesehen hat, sind zwei hier belegene, riesenhafte Vulkane von der Höhe des Aetna, die Roß nach seinen Schiffen „Erebus" und „Terror" benannte. Bis an die Spitze waren beide Kegel mit fleckenlosem Weiß bekleidet, der eine von ihnen, Erebus, hatte sogar zur Zeit einen Ausbruch. Es ist ein grandioses Bild für die Phantasie, diese gewaltigen Warten am äußersten Meere, die hier in äußerster Einsamkeit unter ihrer Hülle von Eis und Schnee Flammen und glühende Lava speien.

Wo man zwischen den drei vorgeführten Landmassen gegen den Südpol vordrang, hat man nur Wasser und Eis gefunden. Roß ist mehrere hundert Kilometer an einer ununterbrochenen Eismauer entlang gefahren, die oben wagrecht abgeschnitten war und mit ihrer Höhe von sechzig Metern die Masten seiner Schiffe überragte, so daß es unmöglich war, auf ihre Oberfläche hinaufzusehen. Nur an einer Stelle gelang es, und eine unermeßliche Fläche von spiegelndem Silber schien sich dahinter auszubreiten.

Sind nun diese verschiedenen Landgruppen Teile eines großen Ganzen? Mit einem Wort, gibt es hier im Süden noch einen sechsten Erdteil zu entdecken oder haben wir ein Meer mit Inseln, wie das am Nordpol wahrscheinlich ist? Diese große Kardinalfrage ist unserer Zeit noch zu lösen aufbewahrt. Wahrlich ein Forschungsziel, um das man die Männer, die ihre Kraft und ihr Leben daransetzen dürfen, beneiden kann! Was auch gefunden wird, ob die Antwort ja oder nein lautet, jeder Schritt, der in das Unbekannte hinein gewonnen wird, ist eine That.

Wir können aber noch weitergehen. Alles, was wir hier entdecken, wird uns dazu dienen, das System der Verteilung aller kontinentalen Gebilde auf der Erdoberfläche besser zu verstehen, als es bisher möglich ist. Schon jetzt erkennen wir wohl deutlich, daß in den Gestalten der Erdteile gewisse großartige Gesetzmäßigkeiten vorwalten müssen. Die keilförmige Zuspitzung der Erdteile nach Süden, der auffallende Parallelismus der Ufer des Atlantischen Oceans, die Kreisform derjenigen des Stillen Meeres u. a. m. können keine Zufälligkeiten sein. Sie stehen aber einstweilen vor uns wie in dem geheimnisvollen Reiz einer noch unentzifferten Hieroglyphenschrift. Wissen wir erst, wie die gesamte Erdoberfläche gestaltet ist, so können wir hoffen, diesen großen Rätseln näher zu kommen, wie man ja auch die Entzifferung einer alten Inschriftentafel erst dann ernsthaft vornehmen kann, wenn man sie von Schutt und Moder befreit hat. Gewiß ist der Umstand schon nicht ohne Bedeutung, daß die bisher ge-

Digitized by Google

fundenen Ländermassen gerade den Südspitzen der Kontinente gegenüber liegen. Ebenso daß die den großen Oceanen angehörigen Küstenstrecken auch in der Antarktis mit Vulkanen besetzt sind, gerade wie das ganze sonstige ungeheure Rund dieses größten Meeresbeckens mit einem Kranz von Feuerbergen umgürtet ist.

Noch weiter vertieft sich das Interesse, wenn wir die Vergangenheit ins Auge fassen, wenn wir das Werden der Länder des Südpolgebiets mit in Betracht ziehen. Hier verschwistert sich das Interesse der Geographie mit demjenigen der ja kaum von ihr zu trennenden Geologie.

Gelingt es im Südpolargebiet Versteinerungen ehemaliger Lebewesen aufzufinden — und schon ist eine derartige Meldung vom Dirck-Gherritz-Archipel gekommen — so gewinnen wir das wertvollste Material für die Beantwortung der großen Frage, ob es in früheren Zeiten einen gewaltigen Erdteil gegeben hat, der die drei Südkontinente miteinander verband. Mancherlei merkwürdige Beobachtungen sprechen für diese Annahme; auf den Südspitzen der heutigen drei Kontinente der Südhalbkugel lebt eine Tier- und Pflanzenwelt, die der jedesmal benachbarten des eignen Erdteils ganz fremd ist, während alle drei untereinander die eigentümlichste Verwandtschaft aufweisen. Durch das ehemalige Bestehen eines diese Länder verbindenden, später versunkenen Kontinents würde die beste Lösung für das Rätsel geliefert. Aus der Art der gefundenen Versteinerungen würde sich ferner ergeben, was für ein Klima in frühen Erdperioden in der Antarktis geherrscht haben muß. Vielleicht ergibt es sich, daß ähnlich wie einst im hohen Norden auch jenseits des südlichen Polarkreises Palmenwipfel gerauscht haben. Welch eine Tragweite das für die Geschichte der ganzen Erde besitzt, bedarf keiner Ausführung.

Als ein selbständiger Zweig der Geologie hat sich neuerdings die Eisforschung entwickelt, die Lehre von der Bildung und Veränderung des Treibeises, der Eisberge, der Gletscher, der Inlandeismassen ꝛc. Für alle hierher gehörigen Fragen gibt es naturgemäß kein glänzenderes Forschungsfeld als das Südpolargebiet, das ja in noch ungleich höherem Maßstabe vereist ist, als das des Nordpols. Unter Breiten, wo im mittleren Europa die führenden Kulturvölker ihre Sitze haben, wo glanzvolle Hauptstädte eine Millionenbevölkerung zählen und lachende Gärten und Felder sie umgeben, überziehen auf der südlichen Halbkugel Moos und Flechten die öden Ufer der oceanischen Inseln, die dort liegen, während das Innere unter todesstarrer Schneedecke liegt und die Gletscher bis in das Meer hinabquellen. Die ganze Südpolargegend gewährt heutigen Tages etwa den Anblick, den wir der nördlichen für jene rätselhafte Periode unserer Vergangenheit zuschreiben, die man die Eiszeit nennt, in der ungeheure Eismassen große Teile Nordamerikas und Europas bedeckt haben müssen, auf unserem Erdteil bis an den Fuß der mitteldeutschen Gebirge hinab. Geologisch gesprochen liegt diese Eiszeit — beziehungsweise die wiederholten Eiszeiten — noch nicht lange hinter uns, der Urmensch hat sie zweifellos noch miterlebt; welch eine Ursache sie aber gehabt hat, darüber sind wir noch so gut wie ganz im Ungewissen. Das praktische Studium eines noch heut in Vereisung begriffenen Erdraums wird die Erkenntnis des Wesens der Eiszeiten ungleich besser fördern, als alle Spekulationen. Die Arbeiten am nordpolaren Eise genügen dazu nicht völlig, denn die Bildung dieses Eises scheint unter wesentlich anderen Bedingungen vor sich zu gehen, als im Süden. Im nordpolaren Eise tritt regelmäßig in den langen Sommertagen ein starkes Abschmelzen der Oberflächenschichten ein, in den Nächten ein Wiedergefrieren, am Rande des Südpolargebiets aber hat man bisher noch so gut wie niemals Spuren eines Schmelzprozesses beobachtet, denn niemals stieg bisher jenseits des südlichen Polarkreises das Thermometer über Null.

Mit dieser Temperaturfrage berühren wir das Interesse einer weiteren Wissenschaft, der Klimatologie. Die klimatischen Erscheinungen der Erde können nur dann völlig verstanden werden, wenn man das Luftmeer, dem sie in erster Linie entstammen, als Ganzes überschaut. Demzufolge muß diese Wissenschaft ganz besonders auf die Erforschung eines so großen unbekannten Erdraums dringen. Dieser hier bietet aber überdies eine Fülle von merkwürdigen Sondererscheinungen dar: ungewöhnliche Gleichmäßigkeit, sehr niedrige Sommertemperaturen, starke Nebelbildungen und

Digitized by Google

vieles andere, was der näheren Untersuchung bedarf. Noch ist bis heutigen Tages keine einzige meteorologische Beobachtungsreihe ein ganzes Jahr hindurch ausgeführt, alle Temperatur-, Niederschlags- und Windbeobachtungen, die wir besitzen, sind in den flüchtigen Wochen des antarktischen Hochsommers hier und dort aufgerafft worden. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß es zum Plane der deutschen Südpolexpedition gehört, eine feste Landstation innerhalb der Antarktis zu gründen und dort ein ganzes Jahr hindurch sorgfältig meteorologisch beobachten zu lassen.

Hohes Gewicht auf solche fortgesetzte Beobachtungen an einem festen Punkte im Südpolargebiet hat auch eine andere Wissenschaft, die Lehre vom Erdmagnetismus, die dem Interesse des Laien im allgemeinen ferner liegt, obwohl gerade sie doch durch die praktische Verwertung ihrer Ergebnisse, die Kompaßeinrichtung und die Kompaßkarten, der gesamten Schiffahrt die unschätzbarsten Dienste leistet. Diese Wissenschaft ist nach dem Urteil ihrer führenden Männer heutzutage überhaupt kaum mehr imstande, weiter zu arbeiten, ehe ihr nicht neue Beobachtungen von der Südhalbkugel, speciell vom Südpolargebiet zugeführt werden. Eine Hauptaufgabe ist es, dabei den magnetischen Südpol aufzufinden, nach dem auf der südlichen Hemisphäre die magnetischen Meridiane konvergieren. Erst dann kann man zuverlässige Karten für die Mißweisung des Kompasses auf der südlichen Halbkugel entwerfen. Die heutigen versagen vielfach schon vom 40. Parallel ab, d. h. in Gegenden, die noch zum Bereich des großen Weltverkehrs gehören, den Dienst. Der magnetische Südpol war seiner Zeit von dem deutschen Mathematiker Ganß in seiner ungefähren Lage rechnerisch bestimmt worden, und ihn wirklich aufzufinden, war die eigentliche Aufgabe der Expedition von Roß gewesen. Dieses Ziel konnte nicht erreicht werden, der Punkt lag hinter den unzugänglichen Wällen des Viktorialandes, einige hundert Kilometer landeinwärts. Zu den Aufgaben der deutschen Expedition gehört es mit, dem magnetischen Pol diesmal von der anderen Seite beizukommen. Es wäre eine große Freude, wenn zu dem Ruhm der theoretischen That des deutschen Gelehrten auch derjenige der praktischen Entdeckung durch einen deutschen Reisenden hinzukäme!

Auf Wissenschaftsgebiete, die dem Laien noch ferner liegen, wie z. B. die höhere Astronomie oder die Geodäsie, will ich hier nicht eingehen, obgleich auch diese von der Südpolarforschung nicht unbedeutende Förderung erwarten, die eine z. B. durch Beobachtung von Refraktionserscheinungen in der Atmosphäre, die andere durch Messungen der Erdabplattung, durch Schwerebeobachtungen vermittels des Pendels ꝛc.

Unmittelbarer einleuchtend dagegen ist das Interesse von Botanik und Zoologie. Bis vor kurzem hatte das antarktische Gebiet im Bereich des Polarkreises für gänzlich pflanzenleer gegolten; erst 1895 brachte der Norweger Borchgrevink aus der Nachbarschaft des Viktorialandes ein kleines kryptogames Pflänzchen, eine Art Lebermoos, mit heim. Hiernach sind an sonnigen Gehängen sicher noch weitere Pflanzenfunde zu erwarten. Bei der Isoliertheit des Gebiets und bei den außergewöhnlich harten Bedingungen, unter denen hier die Vegetation ihr Leben fristen muß, werden diese für die botanische Wissenschaft von höchstem Werte sein. Hauptaugenmerk wird darauf gerichtet werden müssen, in welchem Grade diese Flora derjenigen der nördlichsten Erdgegenden und derjenigen der Hochgebirge ähnlich ist. Im Gegensatz zur Flora ist die Tierwelt der Antarktis sehr reich, allerdings nur an Meertieren aller Art. Unzählige Scharen von Pinguinen nisten auf den Felsen und begleiten, auf den Eisschollen watschelnd, neugierig das vorüberseglende Schiff, Massen von Robben und Waltieren von denen sicher noch nicht alle Arten bekannt sind, spielen in den Fluten. Schon jetzt hat derselbe Borchgrevink auf ein rätselhaftes Anzeichen dafür hingewiesen. An erlegten Seehunden fand er starke Bißspuren ganz anderer Art, als die miteinander kämpfenden Männchen sie zu erteilen pflegen. Er schloß daraus auf die Existenz eines großen noch unbekannten Seeraubtiers. Neben diesen großen Tieren beschäftigt die neuerdings in den Bereich der Forschung gezogene Kleinlebewelt, das Plankton, d. h. die Gesamtheit der ohne in Betracht kommende Eigenbewegung zu Milliarden auf den Wellen treibenden Krebschen, Mollusken und ähnlicher Geschöpfe die Wissenschaft sehr angelegentlich, desgleichen die Welt der großen Tiefen. Auch auf zoologischem Gebiete winkt ein

Digitized by Google

Problem von größter Tragweite: wie weit geht die schon erkannte Übereinstimmung der nord- und südpolaren Tierwelt, und wie erklärt sie sich? Liegen doch ungeheure Meeresweiten zwischen beiden, die durch ihr wärmeres Klima eine Wanderung der heutigen Tierformen von einem Pol zum anderen wenigstens an der Oberfläche völlig auszuschließen scheinen.

Aber auch abgesehen von ihrer Tierwelt bedürfen die antarktischen Meere an sich, welche die südpolaren Länder umgeben, der näheren Durchforschung. In ihnen haben wir die Wurzel jener großen kalten Meeresströmungen zu suchen, die auf dem Grunde der Weltmeere bis gegen den Äquator langsam wandern und den großen Tiefen allenthalben jene furchtbar kalten Temperaturen liefern, die man mit so viel Überraschung durch die neuere Tiefseeforschung kennen gelernt hat. Desgleichen dringen verschiedene kalte Oberflächenströme vom Südmeer nach Norden, die, wie z. B. der bekannte Perustrom, das Klima der von ihnen bestrichenen Festländer wesentlich beeinflussen.

Doch genug der Aufzählung einzelner Disciplinen und Probleme; für jeden, der wissenschaftliche Interessen zu würdigen versteht, dürfte durch das Angeführte hinreichend erhellt sein, daß die Erforschung des Südpolargebiets eine unschätzbare Bedeutung hat.

Über die entsprechenden Gegenden des Nordpols kann ich mich nunmehr kurz fassen. Alle die genannten Probleme liegen in ähnlicher Weise auch dort vor, verändert durch die geringere Größe des unbekannten Gebiets. Am rätselhaftesten sind noch diejenigen Gegenden, die zwischen dem Pol und den letzten bekannten Küsten der nordamerikanischen Inselwelt und des östlichsten Sibirien liegen. Es kann natürlich dort noch ein recht großes Land liegen, doch ist die Existenz eines Meeres, das in ähnlicher Weise wie die schon erforschten Gebiete nördlich von Nordamerika mit Inseln bestreut ist, zunächst wahrscheinlicher. Auch Grönland hat sich ja neuerdings als eine Insel erwiesen, die nicht über 83° nördlicher Breite hinausreicht. Auf der Asien und Europa zugekehrten Seite des Pols liegen nach Nansens und der Framleute Beobachtungen gewaltige Strecken eines freien und tiefen Meeres. Kein Anzeichen neuen Landes wurde zu den bekannten Archipelen Spitzbergen, Franz Josephs-Land und den neusibirischen Inseln hinzu entdeckt; doch erschien das Ganze überzogen mit einem gleichsam schwimmenden Kontinent, mit einer ungeheuren Decke langsam von Ost nach West wandernden Eises. Die ungehemmte Bewegung dieser Eismassen, ihre gleich bleibende Zusammensetzung bis in die höchste erreichte Breite von 86° 14′ hinauf, scheinen darauf hinzudeuten, daß bis zum Nordpol hin, der ja von dort nur noch soweit entfernt ist, wie etwa Berlin von Danzig, ähnliche Verhältnisse vorwalten werden. Doch — es kann schließlich auch ganz anders sein, und vor allem darf die Wissenschaft sich mit solchen Schlüssen nicht begnügen.

So viel über die wissenschaftliche Bedeutung der Polarforschung; nun noch ein kurzes Wort über ihre praktischen Ziele.

Naturgemäß müssen diese letzteren gegenüber den wissenschaftlichen in den Hintergrund treten; der praktische Nutzen, den uns die polaren Gebiete gewähren können, ist selbstverständlich nicht mit demjenigen von Amerika oder Afrika zu vergleichen. Immerhin ist er doch noch bedeutend genug. Es genügt schon, auf die wirtschaftlichen Vorteile hinzuweisen, welche die Erschließung neuer Jagd- und Fischereigründe in den polaren Meeren haben wird. Gerade in jenen von Menschen unberührten Gebieten wimmelt es von Pelz- und Thrantieren, darunter den Riesen der Tierwelt, den Walen und Walrossen. Die neuerdings so mächtig sich entwickelnde Hochseefischerei folgt rasch den Spuren der Forschung. Kohlen sind im Nordpolargebiet schon gefunden, Gnanolager von großer Mächtigkeit in der Antarktis.

Anderer, aber durchaus praktischer Art ist der Wert besserer Kompaßkarten und besserer Kenntnis der Luft- sowie der Meeresströmungen. Sie kommen der gesamten Schiffahrt zu gute, die mit größerer Sicherheit und Präzision als zuvor wird arbeiten können. Auch das Studium der Eisverhältnisse, besonders der Treibeis-Verbreitung wird einen solchen Nutzen zeitigen; gehen doch heute noch zahlreiche Schiffe auf beiden Hemisphären durch unerwarteten Zusammenstoß mit dem Eise verloren, das entweder die Schiffe zertrümmert oder sie einschließt.

Für denjenigen, der weiter sieht, bedarf es aber dieser Nachweise unmittelbaren Nutzens

Digitized by Google

gar nicht; er weiß, daß schließlich ja doch jeder Fortschritt der Wissenschaften der Menschheit auch praktisch zu gute kommt, indem er den Kulturstand der Völker hebt, die Intelligenz mehrt und die Mittel zur Beherrschung der Natur erweitert. Den schönen Gedanken Schillers vom Kaufmann, der Güter zu suchen geht, an dessen Schiff sich aber das Gute anknüpft, kann man mit demselben Rechte umkehren: Idealen Gewinn sucht der Forscher, doch an seine Arbeit knüpft sich von selbst der reale Nutzen an.

Einen praktischen Wert endlich von großer Bedeutung darf man sicherlich auch darin suchen, daß die Führer und die Mannschaft einer solchen Expedition durch ihre schwere, aber stolze Arbeit zu hervorragend tüchtigen Leuten gehämmert werden, die heimgekehrt ihrem Vaterlande segensreiche Dienste leisten können, als Gelehrte, als Seeleute, als ganze Männer überhaupt. Die praktischen Engländer haben das längst eingesehen; sie haben beispielsweise seiner Zeit die Expeditionen zur Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt freigiebig unterstützt, selbst nachdem das eigentliche Ziel, die Feststellung eines brauchbaren Handelsweges nach Ostasien, sich bereits als chimärisch erwiesen hatte; ihnen lag daran, das Menschenmaterial ihrer Marine durch so ungewöhnliche Aufgaben ungewöhnlich zu schulen.

Hoffen wir, daß unsere deutsche Südpolexpedition uns durch ihre glückliche Heimkehr im Jahre 1903 einen solchen Stab tüchtiger, nach allen Richtungen gestählter und geschulter Männer zurückbringt. Das wäre dann auch ein praktischer Vorteil, der nicht wie alle anderen, der ganzen Menschheit, sondern unserem Volke allein zufiele.

Abschied.

Von

Georg Busse-Palma.

Schon holt die Uhr im Turme aus
Und spielt die sechste Stunde —
Der Abend sinkt, und Haus um Haus
Verdämmern in der Runde.
Wie still der Tag verblutend grüßt
Fregatten, Stadt und Hafen,
So still sei einmal noch geküßt
Und dann geh heim und schlafen!

Wie reich auch schon an Gräbern steht
Verlornen Glücks mein Herze,
Was mir an dir verloren geht,
Gott weiß, ob ich's verschmerze.
Doch fliegt mein Sehnen oft noch her
Von schwanken Dampferplanken,
Und küßt sich Mund und Mund nicht mehr,
So thun's doch die Gedanken!

Reich mir noch einmal deinen Mund,
Eh' daß ich geh' und wander' —
Was noch so schön beisammen stund,
Die Flut treibt's auseinander.
Nach Orient und Occident
Läßt sie manch Schiff noch scheiden,
Doch keines, das zwei Herzen trennt,
Wo so viel Lieb' darinnen brennt
Als wie in unsern beiden . . .

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

In den achtziger Jahren war es eine Kunst, kein Genie zu sein. Oder vielmehr für keins zu gelten. Die litterarische Jugend proklamierte sich gegenseitig, einer den anderen, als Messias. Man brauchte nur einige saftige Grobheiten gegen irgend einen Liebling des Publikums vorzubringen, um als Reformator ausgeschrieen zu werden, man brauchte nur ein halbtolles Paradox mit ein paar lallenden, stammelnden Versen zu umschreiben, und man hatte die Anwartschaft auf den Titel Neuschöpfer und Übermensch. Kein Wunder, daß die Kunstumstürzler und Kunstpropheten an allen Enden wie Pilze in die Höhe schossen. Von dem Most, der in jenen Tagen gärte, hat sich nur ein kleiner Bruchteil geklärt und zur Reife entwickelt. Der größere Teil ist schal geworden oder hat sich unauffindbar verflüchtigt. Von all denen, die sich damals als himmelstürmende Titanen gebärdeten und den Göttern der Klassik Vernichtung drohten, sind die meisten fast spurlos verschollen; mehr als einer füllt heute, statt Akte zu schreiben, die Akten oder bethätigt sein dramatisches Talent in waghalsiger Spekulation mit Aktien. Immerhin, — so wenig im Durchschnitt die einzelnen leisteten, so darf doch keineswegs unterschätzt werden, was jene Jugend als Gesamtheit wirkte und erzielte. Mit ihren naturalistischen und romantischen Versuchen haben sie eine Fülle von Anregungen gegeben und Zukunftssamen ausgestreut; es wird sich erst in der Folge überblicken lassen, in wie mannigfaltiger Weise die neue Sturm- und Drangzeit unsere Litteratur mit neuen Stoffen und Stimmungen, Farben und Tönen bereichert, wie sehr sie den Stil und die Technik beeinflußt und umgestaltet hat. Unter den jungen Propheten, die in den Witzblättern als Gründeutschland zusammengefaßt wurden, war einer, Hermann Bahr, der erst ziemlich spät die Scene betrat, an frischfröhlichem Selbstbewußtsein aber es mit jedem der grünen Zeitgenossen aufnehmen konnte. Wie einst Paul Lindau, so hatte auch Bahr in Paris seine Lehrzeit durchgemacht. Während das junge Geschlecht bis dahin dem Naturalismus huldigte, Tolstoi, Zola und Ibsen als Litteraturheilige verehrte und sich vorwiegend mit socialen Problemen beschäftigte, war Bahr bei den Neufranzosen, den Ästheticisten und „Symbolisten“ in die Schule gegangen. Diese Leutchen machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, genau so wie die Hexen im „Macbeth“, alles, was der übrigen Welt für schön, heilig und ersprießlich galt, für widerlich, dumm und abgeschmackt zu erklären, und umgekehrt das Abstoßende reizvoll, das Verzwickte graziös, das Alberne sinnvoll zu finden. Mit besonderem Behagen suchten sie unsere Zeit zu einer Verfallszeit zu stempeln; um so billiger hatten sie es dann, sich selbst mit dekadenten Neigungen, krankhaften Gelüsten, eingebildeten Lastern zu brüsten. Die einfache Zeitbestimmung fin de siècle wurde zu einer Marke für alle Fäulnis und Thorheit der Epoche, zum Losungswort aller Blasiertheit und Kulturmüdigkeit. Mit dem Inhalt, den die Dekadenten predigten, stand die Form im rechten Einklang; die Überspanntheit und geistige Wirrsäligkeit kamen in grotesken Bildern und Rhythmen zum Ausdruck, die müde Schlaffheit in einem zerhackten, kurzatmigen Satzgefüge. Bahr war es, der als erster in Deutschland für die neue Richtung Propaganda machte und in seinen eignen Schriften alle Mätzchen seiner Meister getreu nachzuahmen suchte. Sein Roman: „Die gute Schule“ bildet ein wahres Muster französelnder Schreibweise und französelnden Geistes, ein lehrreiches Potpourri dekadenter Thorheiten und stilistischer Capriccios. Aber auch diesen Most hat die Zeit gezähmt und gebändigt. Der Bahr von heute ist litterarisch noch immer ein Franzosling, gemildert durch einen Zusatz wienerischer Gemütlichkeit, auch liebäugelt er noch immer ein wenig mit dem Dekadententum. Das sind aber nur letzte schwache Regungen. Im wesentlichen ist Bahr so brav geworden, wie die löbliche Mitwelt es von jedem, der nicht unbedingt gegen den Strom schwimmen will, verlangen kann. Inhaltlich und formell gleich brav. In seinen Sittenschilderungen geht er nicht weiter, als das Durchschnittspublikum, soweit es nicht übertrieben rigoros ist, noch gerade verträgt; stilistisch meidet er, je länger desto entschiedener, alle krausen und holperigen Seitenwege und wandelt die ebene Bahn, wie sie der anstrengungsscheue Leser liebt. Ein offenbarer Beweis für diese Abglättung und Abklärung des Schriftstellers ist das neueste Buch Hermann Bahrs, das den verlockenden Titel: „Die schöne Frau“ (Berlin, S. Fischer) mit dem gleichen Rechte führt, wie eine mit Brauneberger versetzte Brauselimonade den Titel Sekt. Es enthält zwei skizzenhafte Erzählungen von jener Art, die in Deutschland unter dem Namen Humoreske aufzutreten und zahlreiche

Digitized by Google

Freunde zu finden pflegt. Beide sind frisch und flott geschrieben, aber nur hier und da erinnert eine Wendung an den Bahr von ehemals. Als Ganzes könnte das Buch ebenso gut von irgend einem anderen erdacht und ausgeführt sein; in der Erfindung wie im Stil vollzieht sich etwas wie ein — das schreckliche Wort läßt sich nicht umgehen — wie ein Entindividualisierungsprozeß. Das Gepräge ist mehr typisch, als individuell. Es zeugt daher von einer merkwürdigen Hochschätzung der neuesten Litteratur, daß die Verlagshandlung in einer Anzeige, die sie dem Buche beigibt, erklärt: „Diese Novellen können als die reifste Frucht der modernen Erzählungskunst bezeichnet werden.“ Nicht mehr und nicht weniger, als die reifste Frucht. Wie mir scheint, kann sich die moderne Erzählungskunst getrost begraben lassen, wenn in zwei harmlosen Humoresken, über deren Inhaltsnichtigkeit auch die lebendigste Erzählungsweise nicht hinwegtäuschen kann, ihre Entwickelung gipfelt. Die erste der beiden Geschichten bleibt ganz im Anekdotenhaften stecken. Ein Ehemann erfährt, daß man nicht ungestraft eine schöne Frau sein eigen nennt. Die schöne Frau ist unglücklich, wenn sie nicht an allen Orten und zu jeder Stunde von irgend einem Bewunderer, der natürlich nicht mit dem Gatten identisch sein darf, angeschmachtet wird. Als gelegentlich in der Sommerfrische sich niemand findet, der den Posten des verzückten Schwärmers auszufüllen Lust hat, bleibt dem Ehemann nichts übrig, als einen Bewunderer für sein gutes Geld zu engagieren. Leider wird gerade das Moment, das der Anekdote den eigentlichen Reiz geben würde, die Schilderung des Verkehrs zwischen der Frau und dem gemieteten Liebhaber, mit ein paar flüchtigen Zeilen abgemacht. An diesem Mangel leidet die zweite Humoreske nicht, sie erdrückt den Leser mit ihrer Ausführlichkeit. Ein braver Wiener Ehemann, der in seiner Einfalt nahe an den typischen Trottel streift, nimmt sich vor, seine Gattin in der Sommerfrische aufzusuchen. Zu seinem Entsetzen hört er, daß durch das anhaltende Regenwetter alle Bahnverbindungen zwischen Wien und Ischl gestört oder auch teilweise zerstört sind. Trotzdem gibt der Wackere seinen Entschluß nicht auf, es gelingt ihm in der That, sich in tagelanger Fahrt von Station zu Station unter Benutzung von Last- und Arbeiterzügen bis nach Ischl „durchzufretten“. Daß er sich schließlich als einen wahren Helden, ein Muster ehelicher Treue fühlt, als einen neuen Leander, der, wenn auch nicht durchs Meer, so doch durch Regengüsse zur Liebsten vorwärts dringt, das läßt sich dem kühnen Reisenden billigerweise nicht verdenken. Das Ganze ist mit fröhlicher Laune erzählt, ohne jedoch über das Durchschnittsniveau derartiger Humoresken sonderlich hinauszuragen. Die Schilderungen, die Bahr hier liefert und mit denen er offenbar ein Virtuosenstückchen bieten will, unterscheiden sich nicht allzusehr von dem, was ein tüchtiger Reporter bei Darstellung eines öffentlichen Unglücks leistet. Zuguterletzt fragt man sich doch, wozu so viel Worte um ein Nichts? Mit dergleichen Leistungen hat irgend ein Beliebiger Anspruch auf freundliche Anerkennung, aber ein litterarischer Wortführer dankt ab, wenn sein Ehrgeiz nicht höher hinaufstrebt. Oder sollte Bahr selbst in das Urteil seines Verlegers einstimmen, sollte auch er der Ansicht sein, daß die moderne Erzählungskunst über den regentriefenden Leander nicht mehr hinaus kann? Für wahrscheinlicher halte ich es, daß er überhaupt allem eignen Ehrgeiz entsagt hat. Er betreibt seit längerer Zeit den Sport, immer neue Talente zu entdecken und sie einem verehrten Adel und Publikum unter Posaunenklängen vorzustellen. Talente von jeder Art und in jeder Preislage. Natürlich lohnen sich die meisten dieser Entdeckungen nicht mehr, als die Auffindung irgend eines neuen Gletschers auf Grönland. Aber Bahr hat nun einmal seine Freude daran. Und vielleicht geht sein Altruismus so weit, daß er das eigne Talent seinen Schützlingen aufopfert, um ihnen auf diese einfache Weise wenigstens einen Mitbewerber aus dem Wege zu räumen.

Viel deutlicher als in diesen „reifsten Früchten der heutigen Erzählungslitteratur“ treten die Errungenschaften der achtziger Jahre in den neuesten Romanen Fedor von Zobeltitz in „Der gemordete Wald“ und „Austiefem Schacht“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) zu Tage. Zobeltitz hat sich an den modernen Realisten gebildet. Diese Realisten, von Zola bis Tolstoi, von Ibsen bis Fontane, haben der Litteratur keine unbedingt neuen Gebiete erschlossen, die Technik keineswegs mit ganz ungeahnten Hilfsmitteln bereichert. Aber sie haben Felder, die früher nur flüchtig gestreift wurden, nach allen Richtungen hin durchforscht, und vieles in Form und Inhalt, was bislang Ansatz geblieben war, mit Entschiedenheit ausgebaut. Ihr Bestreben war vor allem auf eine möglichst objektive, möglichst tendenzlose Abspiegelung der Wirklichkeit gerichtet. Stoffsich suchten sie mehr, als es bisher der Fall war, das soziale Leben der Gegenwart zu behandeln, sich in das Empfinden und die Wesensart bestimmter Volks- und Gesellschaftsklassen zu vertiefen und allgemeine Zeiterscheinungen bis an ihre Wurzeln zu verfolgen. Zugleich aber drangen sie auf eine schärfere psychologische Charakteristik des Einzelnen; jede That, jedes Geschehen sollte ebenso aus den innersten individuellen Motiven wie aus den Bedingungen der Umgebung, der Zeit — mit einem Wort aus dem Milieu erklärt werden. Diesem Wollen und Bestreben entsprang naturgemäß eine Erweiterung und Vertiefung der Technik. Die Sprache wurde individualisiert, der Dialog natürlicher, der Stil lebhafter, impressionistischer, und in der poetischen Stimmungs- und Landschaftsmalerei machte sich eine ähnliche Tendenz bemerkbar, wie sie der Freilichtmalerei in der bildenden Kunst zu Grunde liegt. Das sind die Errungenschaften, die sich auch Zobeltitz zu eigen gemacht hat, besonders in den vorliegenden Romanen, die ohne Frage den Gipfel seines bisherigen Schaffens bedeuten. Angeregt durch Fontane, hat sich der Erzähler in diesen Werken einem Stoffgebiete zugewandt, das ihm von Jugend auf vertraut ist, dem ländlichen Leben in der Mark. Aus jeder Zeile fühlt man es heraus, daß Zobeltitz hier für seine Kunst den Heimatsboden gefunden hat, aus dem sie unend-

Digitized by Google

liche Lebenssäfte zieht. Er ist nicht der erste, der den agrarischen Roman, eine Zweiggattung der socialen Epik, zu einer Specialität auszubilden sucht, aber er erscheint ganz dazu berufen, gerade auf diesem Gebiete sein Bestes, etwas wahrhaft Bedeutendes zu leisten. Beide Romane behandeln im Grunde das gleiche Thema, in jedem wird es von einer anderen Seite beleuchtet, — das Thema vom Verfall der alten Bauernart durch das Eindringen moderner Zersetzungselemente. Das Bauerntum erhält sich gesund und stark, solange es sein Gedeihen allein in der Bearbeitung der eignen Scholle sieht. Das ist eine harte Arbeit, und der Gewinn ist klein, aber sie gewährt eine ruhige Stetigkeit des Lebens und schützt vor allerlei sittlichen und ökonomischen Verderblichkeiten. Wird aber irgend eine Landschaft durch äußere Umstände von der Sucht nach raschem, arbeitslosem Gewinn infiziert, vom Spekulationsfieber versucht, dann zerfetzt sich das Bauerntum weit leichter, als andere Stände, bis zur völligen Vernichtung seiner Art und seines Gemeinschaftslebens. Beide Romane entrollen das Bild eines solchen Zerstörungsprozesses, folgerichtig in jedem Zuge, voll lebendiger Bewegung und in satten, starken Farben ausgeführt. Litterarisch halten sich die beiden Werke auf ziemlich gleicher Höhe; soll aber doch ein Rangunterschied gemacht werden, so fällt der Vergleich — meinem Empfinden nach — zu Gunsten des „Gemordeten Waldes“ aus, da hier die Charakteristik in den Einzelheiten noch schärfer erscheint und die Erfindung nicht, wie in „Aus tiefem Schacht“, durch romanhafte Momente von etwas trivialem Zuschnitt getrübt wird. „Aus tiefem Schacht“ entspringt die Quelle, die mit ihrem heilbringenden Wasser das Verderben von Oberlemmingen wird. Die Quelle gehört seit Urväter Zeiten zum Besitztum der Familie Möller, hat aber niemals irgend welche Beachtung gefunden, bis eines Tages ein Lehrer den Mineralgehalt des Wassers entdeckt. Da sich unter den Möllers ein spekulativer Kopf befindet, so beschließt die Familie, Oberlemmingen in einen Kurort zu verwandeln. Natürlich bedarf es dazu eines großen Kostenaufwandes, der über die Mittel der Bauernsippe hinausgeht. Die Möllers suchen daher irgend einen Protektor, dessen Name als Lockmittel dienen soll. Zunächst wenden sie sich an den früheren Lehnsherrn des Dorfes, den Baron Heistjern, der von dem Besitz seiner Väter nichts hat retten können, als sein arg verfallenes Schloß. So verarmt der alte Herr ist, so hat er sich doch den altadeligen Sinn bewahrt; es fällt ihm gar nicht ein, mit seinem Namen ein Unternehmen zu stützen, das ihm in jeder Hinsicht verderblich erscheint. Um so willfährtiger zeigt sich den Bauern der Kommerzienrat Schellheim, der das letzte Gut des Barons angekauft hat. Mit seiner Hilfe gelingt es, den Plan der Möllers zu verwirklichen. Nur zu bald aber zeigt es sich, daß die Befürchtungen des Barons berechtigt waren; fast das ganze Dorf beisert sich, an dem Gewinn teilzunehmen, den das Unternehmen abwirft. Mit wenigen Ausnahmen verkaufen die Bauern zu hohen Preisen ihre Ländereien, siedeln in die Stadt über oder ergeben sich der Faulenzerei. Die Gemeinde löst sich auf, ihre Mitglieder verkommen. Das härteste Schicksal trifft ein junges Mädchen, das mit einem der Möllers verlobt ist. Der Bräutigam ist ein gutmütiger Kerl, aber er steht willenlos unter dem Einfluß seines hartschädigen Vaters und seines ehrgeizigen Bruders. Und diese beiden zwingen ihn, die Verlobung aufzulösen und eine Geldheirat einzugehen. Verzweifelt geht die Verlassene ins Wasser. Diese Episode bildet den Höhepunkt des Romans, sie ist ebenso stimmungsvoll wie ergreifend durchgeführt. Eine zweite Liebesgeschichte, die sich auf dem Baronshof abspielt, ist weniger belangreich; sie ist nicht ohne Reiz, gehört aber doch als Ganzes zu jenem Füllsel, das die Erzähler zum Besten freundwilliger Leserinnen zuzugeben pflegen. Seinen eigentlichen Wert empfängt der Roman durch die Charakteristik der einzelnen Gestalten, sowohl der Bauern wie der Edelleute. Hier zeigt sich Zobeltitz als ein Meister der Beobachtung und der Zeichnung. Das Bild, das er von den märkischen Bauern entwirft, ist nichts weniger als geschmeichelt; im allgemeinen hat diese Menschengattung, so wie sie der Dichter schildert, an idealen Zügen so gut wie nichts aufzuweisen. Aber auch den Adel zeichnet Zobeltitz ohne Voreingenommenheit. So erscheint neben dem Landedelmann vom alten Schlage, der, ritterlich bis ins Mark, dem Wesen und Treiben der Neuzeit fast fremd gegenüber steht, der moderne Edelmann, der in Wissen und Können auf der Höhe seiner Zeit steht, das Produkt jahrhundertelanger Rassenauslese, als dritter im Bunde aber der Emtartete, den die Genußsucht, der Hang zum Nichtsthun schließlich in den Abgrund der Ehrlosigkeit hinabstößt. Ästhetisch ist jede dieser Gestalten ein Kabinettsporträt; selbst die Nebenfiguren, wie der alte Exdiplomat von Usen, ein Lebemann jener Art, die in den Tagen Ludwigs XV. unter dem ancien régimo so fröhlich gedieh, sind mit wenigen Strichen lebendig, greifbar ausgeführt ... Das Hauptmotiv des zweiten Romans ist beinahe dasselbe wie im ersten; nur vertritt der Wald die Stelle des Quells. Seit Jahren führt die Gemeinde Niedergaraunen einen Prozeß mit der Kronkammer um die Buchenau, einen Forst von zweihundert Morgen Umfang. Das Reichsgericht entscheidet endlich zu Gunsten der Bauern, und damit kommt der herrliche Wald in den Besitz von Leuten, die jeden höheren Gemeinwesens bar sind. Statt den Forst zu erhalten und wie bisher zu pflegen, teilt ihn die Gemeinde unter den Bauern auf. Selbstverständlich beeilen sich die neuen Eigentümer, den unerwarteten Besitz möglichst schnell in Geld umzusetzen, jeder läßt die Bäume niederschlagen und verkauft das Holz. Aber auch hier wirkt der leichte Gewinn verderblich; die bäuerische Eigenart wird zerstört, die Gemeinde zerstreut sich in alle Winde.

Und gerade diejenigen, die von dem allgemeinen Taumel nicht ergriffen werden, müssen am schwersten unter dem Zusammenbruch des Ganzen büßen. Ein junger Mann, dem die Braut untreu wird, weil die Genüsse der Großstadt eine zu starke Einwirkung auf das leichtsinnige Mädchen ausüben, wird zum Mörder an der Geliebten. Auch in dieser Erzählung ist die Haupthandlung mit verschiedenen Nebenhand-

Digitized by Google

lungen verknüpft; sie geben dem Dichter Gelegenheit, neben den bäuerischen Charakteren auch eine Reihe anderer plastisch heraustretender Gestalten vorzuführen. Besonders wirksam macht sich der Gegensatz zwischen den beiden Geistlichen, dem schlichten, echt apostolischen, innerlich überzeugten Landpfarrer und dem eleganten Weltstadtprediger, dem die Religion nur ein Mittel ist, gesellschaftliche Erfolge zu erringen, und das Amt nur ein Werkzeug ehrgeiziger Bestrebungen. Im Aufbau ist dieser Roman nicht so geschlossen und reichgegliedert, wie das vorerwähnte Werk. Die einzelnen Scenen sind so breit ausgemalt, daß sie hier und da mehr wie selbständige Stücke, als wie Teile eines Ganzen erscheinen. Das ist aber ein Mangel, der in anderer Hinsicht ein starker Vorzug ist. Nur in dieser Breite kann das Thun und Treiben der Bauern nach allen Seiten hin sich lebensfrisch und farbenreich entfalten. Und Jobeltitz schafft hier in der That aus dem Vollen heraus. Die Versammlungs- und Wirtshausscenen, die Episode von dem rheinweinfrohen Geheimrat, — das sind Bilder mit der Kraft, mit der Saftigkeit und der Ausgelassenheit der alten Niederländer gemalt. Mehr als in dem anderen Werke wird hier offenbar, über welchen frischderben, urwüchsigen Humor der Erzähler verfügt. Die Sprache ist in beiden Romanen stets aus der Situation heraus stilisiert; sehr glücklich trifft der Erzähler überall den leichten Plauderton, ebenso aber gelingt ihm das volkstümlich Derbe und, wo es darauf ankommt, erhebt sich die Darstellungsweise zu poetischem Schwung. Nur vereinzelt stören stilistische Flüchtigkeiten. So ist in dem Satze: „August war die beste, treueste und ehrlichste Seele, eines der aussterbenden Exemplare des dienenden Geschlechts", das „aussterbend" an die falsche Stelle geraten. Das Geschlecht stirbt aus, nicht das einzelne Exemplar.

Auf dem Felde des agrarischen Romans hat auch Wilhelm von Polenz seine größten Erfolge erzielt. Sein „Büttnerbauer" und sein „Grabenhäger" sind Schöpfungen großen Stils. Durch den Titel könnte auch seine neueste Erzählung: „Wald" (Berlin, F. Fontane & Co.) die Vermutung erwecken, daß sie ebenso auf den agrarischen Ton gestimmt wäre, wie der „Gemordete Wald". Das ist jedoch nicht der Fall. Die Erzählung trägt ein durchaus novellistisches Gepräge; sie gibt kein soziales Allgemeinbild, sondern eine Verknüpfung von Einzelschicksalen, mit starker Betonung der seelischen Entwickelung, welche die Personen der Geschichte durchmachen. Der Wald spielt hier eine intimere Rolle als bei Jobeltitz. In sein Leben ist das Leben der Menschen eingeschlossen, er bestimmt fördernd oder verderblich die Vorgänge wie die Gefühle; sein Weben, sein Werden, seine Wandlungen bilden die machtvolle Begleitung zu der zarteren Melodie der menschlichen Schicksale. Der Wald ist es denn auch, von dem aus ein lebendiger Strom stimmungsvoller Poesie das Werk durchfluter; wie er im Frühling mit seinem Keimen und Sprossen, im Sommer mit seinem schwülen harzduftenden Hauch, im Herbste, im Winter auf alle Sinne erhöhend, beklemmend, tötend und befruchtend einwirkt, das hat Polenz ebenso reizvoll in den Farben, wie empfindungstief zur Anschauung gebracht. Und aus diesen Stimmungen empfängt die Erzählung ihre wesentliche Eigenart; ohne sie hätten wir eine ziemlich alltägliche Ehebruchsgeschichte, so aber wie jetzt die Geschichte mit der Natur verwebt ist, erscheint sie in mehr als einer Beziehung neu und ungewöhnlich. Frau Anna Seltmann hat dereinst im Hause ihres Vaters, eines wohlhabenden Kaufmanns, eine fröhliche, von den mannigfaltigsten Interessen bewegte Jugend verlebt. Da stirbt unerwartet im besten Mannesalter der Vater, der Nachlaß ist bestürzend gering. Ein junger Mann, der bisher um das junge anmutige Mädchen geworben, zieht sich brüsk von der Verarmten zurück. Unter diesen Umständen wird es der Familie leicht, die Halbwaise zu einer Vernunftehe zu bewegen; sie heiratet den bedeutend älteren Oberförster Seltmann und zieht mit ihm in seine Waldeinsamkeit. Damit beginnt für sie ein Leben, das aller höherer Anregungen, jeden Wechsels, jeder Gemüts- und Geisteserfrischung ermangelt. Der Oberförster ist ein Mann, der ganz in seinem Berufe aufgeht; für ein feineres Gefühlsleben fehlt es ihm durchaus an Verständnis; er sieht in seiner Frau nur die Hausverwalterin, nichts mehr und nichts weniger, sie hat nur Pflichten und keine Rechte, eine innere Gemeinschaft zwischen den beiden ist von vornherein ausgeschlossen. Und da auch der Verkehr mit den Nachbarn der jungen Frau nichts bietet, so erscheint ihr der Wald wie ein ödes, freudloses Gefängnis. Alles, was ihr an Liebe quillt und blüht, häuft sie auf ihr einziges Kind. Aber da der Vater meint, daß der Knabe von der Mutter verzärtelt werde, gibt er ihn in eine auswärtige Schule. Und nun fühlt sich Frau Anna ganz vereinsamt; nur müde noch glüht in ihr die Sehnsucht nach dem Glück, von dem sie in der Jugend träumte. In dieser Stimmung lernt sie den Mann kennen, der ihrem Leben einen neuen Inhalt gibt. Freiherr von Rustädt hat lange Jahre als Adjutant des regierenden Fürsten im Hofdienst verbracht. Eines Tages fällt er in Ungnade ohne seine Schuld; er zieht sich daraufhin ganz aus den Kreisen zurück, deren Liebling er bisher war. Da er aber von seinen Renten nicht gut leben kann und da überdies von dem Augenblick an, wo er Zeit hat, Einkehr in sich zu halten, das Verlangen nach einer ernsthaften Thätigkeit in ihm erwacht, so sucht er einen Beruf zu ergreifen. Am meisten zieht ihn das Forstfach an, schon deshalb, weil seine keineswegs oberflächliche Natur sich nach Einsamkeit sehnt. Nachdem er ein paar Jahre hindurch theoretische Studien getrieben, denkt er daran, auch einen praktischen Kursus im Wald- und Jagdwesen durchzumachen. Er ersucht daher den Oberförster Seltmann, ihn auf ein Jahr aufzunehmen. Da der Alte eine neue Einnahme nicht gern verschmäht, so willigt er ein. Für Frau Anna ist der neue Hausgenosse wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Je länger sie ihn beobachtet, desto mehr fühlt sie sich von seiner Art, die der ihres Gatten so ganz entgegengesetzt ist, bezaubert. Seine Vornehmheit, seine immer gleiche Liebenswürdigkeit, sein Takt in allen Dingen läßt ihn ihr als das

Digitized by Google

Ideal eines Mannes erscheinen. Und nur zu bald wird sie sich bewußt, daß sie ihn liebt. Rustädt dagegen hat, wenigstens im Anfang, für die Oberförsterin kaum einen Blick; er gibt sich mit rastlosem Eifer seiner Arbeit hin, der Wald ist ihm alles, ihm bedeutet er kein Gefängnis, sondern die Freiheit. Auf die Dauer kann er freilich die junge, immer noch reizvolle Frau nicht übersehen. Seiner Eitelkeit schmeichelt es, sich so geliebt zu wissen, aber er vermeidet es ängstlich, der Frau des Mannes, bei dem er zu Gast ist, irgendwie entgegenzukommen. So lange es eben geht. Seine tugendliche Strenge bricht zusammen, als der Frühling ins Land kommt; der Lenz mit seinem Sprießen und Knospen spielt wie so oft den Galeotto, und er treibt auch diese Herzen zu einander. Frau Anna erlebt eine zweite Jugend, sie gibt sich mit ganzer Seele dieser ersten großen Liebe hin. Über Rustädt aber ist die Leidenschaft wie ein plötzlicher Rausch gekommen, und wie ein Rausch verfliegt sie wieder. Bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet, verläßt er das Haus; es ist ihm ebenso unmöglich, länger Liebe zu heucheln, wie den Verkehr mit dem betrogenen Gatten aufrecht zu erhalten. Indem er eine benachbarte Oberförsterei übernimmt, glaubt er die Episode für immer abgeschlossen. Aber das ist ein Irrtum. Frau Anna bricht nach dem Fortgehen des Geliebten fast zusammen. Der Oberförster schöpft Verdacht, zeigt aber seiner Frau nicht, was in ihm vorgeht. Er sucht sie vorläufig dadurch zu strafen, daß er ihr den Sohn ganz entzieht. Darin fügt sich jedoch die Leidende nicht. Sie flüchtet sich, ohne auf ihren Ruf irgendwelche Rücksicht zu nehmen, zu Rustädt, um bei ihm Rat und Hilfe zu suchen. Als Ehrenmann sieht der Freiherr jetzt ein, daß er nunmehr die Folgen seines Thuns auf sich nehmen muß; er entschließt sich, Frau Anna zu seinem Weibe zu machen und geht, um den Oberförster von dieser Absicht zu verständigen. Dieser jedoch hat sich gleichfalls, sobald er von der Flucht der Frau erfahren, aufgemacht, um dem „Verführer“ mit der Waffe entgegenzutreten. Als er sich aber der Oberförsterei Rustädts nähert, findet er den Gegner tot im Walde hingestreckt; Wilddiebe haben ihn erschossen. An der Leiche des Entseelten kniet Frau Anna. Und Seltmann fühlt, daß sie dem Toten gehört, daß er keinen Anspruch mehr auf sie hat. . . . Es ist leicht zu sehen, daß in diesem Schlußkapitel der Zufall sein Spiel treibt. Aber hier hat der Zufall ein gewisses Recht; ich wüßte nicht, wie der Erzähler würdiger die Geschichte hätte enden sollen. An Einzelheiten der Schilderung und Charakteristik ließe sich vielleicht mäkeln, aber für mein Empfinden lief das auf kleinliche Nörgeleien hinaus. Als Ganzes ist die Erzählung stilistisch wie inhaltlich ein Meisterstück, das auch der Kritiker am besten hinnimmt wie es ist, ohne an Kleinigkeiten sein „Mäschen zu fühlen“.

Auf ganz anderem Holze gewachsen ist die jüngste Erzählung Ernst von Wolzogens, deren Titel: „Das dritte Geschlecht“ (Berlin, Rich. Eckstein Nachf.), sich ebenso pikant ausnimmt, wie der Inhalt. Pikant im besten Sinne des Wortes. Zwischen Polenz und Wolzogen klafft ein Unterschied in Ton, Stimmung, Tendenz, Lebensauffassung, wie etwa zwischen Land und Großstadt. Wolzogen ist in all seinem Fühlen und Wollen eine Natur, die so recht auf die Bezeichnung modern Anspruch hat, während Polenz, so sehr er auch von neuzeitlichen Anschauungen erfüllt ist, in seinem Schaffen fast durchweg auf einem Grunde steht, der ein allgemeineres Menschentum, mehr Ewigkeitsgehalt umfaßt, als sich mit dem beschränkten Begriff modern verbinden läßt. Formell macht Polenz stets solide Arbeit; jeder Zug ist mit klugem Verstande aufs feinste durchgeführt, das Ganze stets architektonisch gegliedert. In all dem ist Wolzogen sein direktes Widerspiel. Er ist ein glänzender Erzähler von der Art eines Boccaccio; aber er erzählt, um zu unterhalten, zu plaudern, flott und leicht wie ein Weltmann, der die Gesellschaft mit Ernst und Scherz in Atem hält; es liegt ihm kaum etwas daran, Probleme zu erörtern oder sich ethisch zu ereifern, wenn er auch dann und wann Miene macht, in die Rolle des Propheten zu fallen. Formell ist er ganz und gar Impressionist; seine Werke sind niemals organisch aufgebaut, sondern stets ein buntes Allerlei von Scenen, Scherzen und Betrachtungen. Im Stil, wie in der Charakteristik und im Dialog strebt er nach äußerster Natürlichkeit; er nimmt nirgends ein Blatt vor den Mund und sagt und benennt alles so ungescheut wie möglich. Unter dem „dritten Geschlecht“ versteht Wolzogen jene Frauenexistenzen, die aus natürlicher Veranlagung oder unter dem Druck der Verhältnisse dazu gelangen, sich nicht mehr als Geschlechtswesen mit engumschriebenen Pflichten und Gerechtsamen, sondern einfach als Mitmenschen zu empfinden, jene „geschlechtlichen Neutra“, die über Liebe und Mütterlichkeit hinaus sind und statt dessen in Frauenbewegung und Frauenrechten machen. Aber dieses dritte Geschlecht spielt nur im Titel und in ein paar Reden eine Rolle, in dem Romau selbst führen seine Vertreterinnen ein sehr schattenhaftes Dasein. Dazu ist diese Art Damen für den Erzähler viel zu reizlos, um sich näher mit ihnen zu beschäftigen. Sein Herz gehört den echten Töchtern Evas, und daher ist keine vom dritten Geschlecht, sondern „die kleine, reizende, leichtlebige Frau von Robiceck“, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube macht, die Hauptperson der Geschichte. An dieser Stelle geht es aber nicht gut an, auf die Abenteuer dieser fröhlichen Dame näher hinzudeuten, ebenso unmöglich ist es, von ihren Ansichten über die Ehe etwas zu verraten. Es gibt manche dürre Stelle in dem Roman, besonders da, wo sich der Dichter in weisen Betrachtungen ergeht. Wahre Kabinetsstücke Wolzogenscher Erzählungskunst aber sind die Geschichte von dem deutsch-russischen Hochstapler und die Schilderung des Hochzeitstages in Zürich. Stilistisch ist das Buch, wie fast alle Arbeiten Wolzogens, sehr ungleichmäßig; Flüchtigkeiten und trockene Reportertart mit blitzenden, geist- und witzsprühenden Capriccios bunt gemengt.

Digitized by Google

Tapetenfries „Magnolie“ von Franz Lieck & Heider in Berlin.

Zu unſern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der künſtleriſche Schmuck unſeres Heftes wird in erſter Linie beherrſcht durch die ſchönen Blätter von der Staffelei und aus den Mappen von Profeſſor Hugo Vogel. Sie fanden in dem begleitenden Aufſatz von Profeſſor L. Pietſch eine ſo liebevolle und eingehende Würdigung, daß wir an dieſer Stelle nicht mehr auf ſie zurückzukommen brauchen; nur auf die treffliche farbige Reproduktion der Aquarellſtudie „Junger Geiſtlicher im Ornat,“ auf unſer Titelbild, dürfen wir vielleicht aufmerkſam machen. Die farbige Reproduktion wird gewiß ſtets nur innerhalb gewiſſer Grenzen vollendet ſein können — immerhin iſt hier in der Wiedergabe beſonders der fein abgetönten Gewandung eine Annäherung an das Original erreicht, die man vor wenig Jahren noch für ganz unmöglich gehalten hätte. —

Drei unſerer ganzſeitigen Einſchaltbilder ſtammen von den großen Ausſtellungen des letzten Sommers: Die Berliner Ausſtellung brachte die „Märkiſche Dorfkirche“ (zw. S. 160 u. 161) von Paul Flickel, der ſich immer mehr in die eigenartigen Reize der märkiſchen Landſchaft vertieft und bisher mit jedem größeren Gemälde aus dieſem Stoffkreiſe einen durchſchlagenden Erfolg errang. Er beſitzt, neben allem techniſchen Können, eine äußerſt glückliche Begabung für die Wahl ſeiner Motive. Seine Bilder heimeln ſtets an, ſie erwecken immer beſtimmte Vorſtellungen, Erinnerungen in der Seele des Beſchauers. Dies ſtille Kirchlein meint man ſicher ſchon geſehen zu haben, wie es aus dem beſchatteten Friedhof herauswächſt, mit der Dorfaue davor, der Allee zur Seite. — Im Münchener Glaspalaſt gefiel die Büſte des Generals Freiherrn v. d. Tann, des tapferen Führers der Bayern im Feldzug 1870/71, allgemein (zwiſchen S. 176 u. 177). Sie iſt das Werk eines Ver-

Tapete „Magnolie“ von Franz Lieck & Heider in Berlin.

Digitized by Google

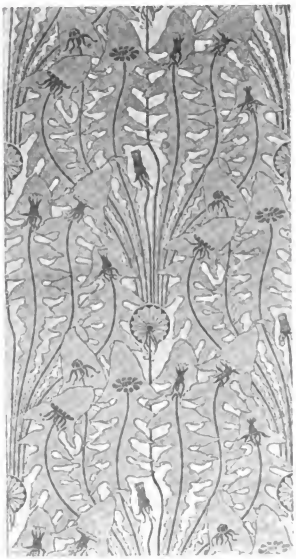
Tapete „Päonie“ von Franz Lieck & Heider in Berlin.

liner Bildhauers, des Herrn Fr. Pfannſchmidt, und war dieſem eine Vorſtudie zu dem großen v. d. Tann-Denkmal, mit dem er von ſeiten des Denkmalkomitees beauftragt wurde. Das Denkmal ſelbſt, ein Standbild in Bronze, ſoll in Tann i. d. Rhön, dem Stammſitz des alten Geſchlechts v. d. Tann, Aufſtellung finden. — Von der Dresdener Ausſtellung endlich bringen wir die Wiedergabe eines kraftvollen Bildes von Franz Hochmann „Sieſta“ (zwiſchen S. 208 u. 209), die ausgezeichnet gemalten Köpfe zweier Pferde, welche der Fuhrmann vor der Schenke tränkt. —

Höchſt originell erſcheint das Bild „Die Geheimniſſe der Ceres“ von L. Thurner: zwei junge Prieſterinnen der Göttin der Fruchtbarkeit der Erde flüſtern ſich in einem Pinienhain ſüße Geheimniſſe zu — weithin dehnt ſich im Hintergrunde der Ausblick auf eine Meeresbucht, an deren Geſtade ſich der leuchtende Tempel der Ceres erhebt. Der Reiz des Gemäldes liegt weſentlich in den beiden lieblichen Mädchengeſichtern begründet, die der Künſtler mit außerordentlicher Anmut zwiſchen die ſchlanken, fruchtreichen Pinienſtämme hineinkomponierte. —

Aus der Reihe der in den Text eingefügten Studien heben wir zunächſt den charakteriſtiſchen „Gefangenenwärter“ von Prof. Ferdinand Brütt-Düſſeldorf hervor, eine Geſtalt voll geſunden Humors (S. 205); ihr reiht ſich am beſten als ein zweiter Charakterkopf der Mann mit der Schnupftabaksdoſe an („Starker Tobak“ S. 189), den wir dem bekannten Zeichner der „Fliegenden Blätter“, Otto Bromberger, verdanken. Auf S. 185 bringen wir, recht im Gegenſatz zu dem luſtigen Schnupfer, einen ernſten Würdenträger der ecclesia militans aus der Mappe des Prof. Auguſt Holmberg in München. Von den beiden photographiſchen Aufnahmen, die wir wiedergeben, behandelt die eine einen figürlichen Vorwurf: „Hardanger Bäuerinnen“ (S. 201) von W. Dreeſen in Flensburg, die andere ein landſchaftliches Motiv: „Am Waldesrand“ (S. 153) von M. Arnold. Beides ſind Aufnahmen von hoher künſtleriſcher Vollendung. —

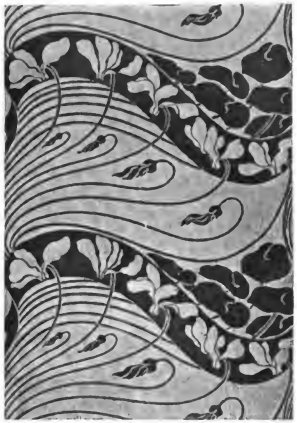
Die Wandelung des Kunſtgeſchmacks beginnt ſich auch in den Muſtern unſerer großen Tapetenfabriken auszuſprechen. Es iſt vorbei mit den imitierten Landſchaften wie mit den Wein-



Tapete „Löwenzahn.“ Entworfen von O. Eckmann, ausgeführt von H. Engelhard in Mannheim.

Digitized by Google

spalieren, mit den kleinlichen Rosenmustern wie mit dem nachgeahmten Renaissance-Gobelin. Wir wollen heute keine perspektivischen Zeichnungen, kein plastisch wirkendes Muster, keine grellen bunten Blumensträuße, keine kleinen Arabesken, die in ewiger Wiederholung das Auge ermüden. Die moderne Tapete sucht, fast kann man sagen, zum erstenmale, dem Charakter der Fläche zu entsprechen, die sie bekleiden soll; sinngemäß vermeidet sie die Darstellung aller körperlich erscheinenden Gegenstände und Licht- und Schattentöne, welche plastische Wirkungen hervorrufen. Daher verzichtet sie fast stets auf naturalistische Wiedergabe der Pflanzen, die in ihren Motiven weitaus überwiegen, sondern stilisiert diese, gibt sie nur in kennzeichnenden Eigentümlichkeiten. Sie vermeidet ferner kleine Muster, will vielmehr möglichst durch ruhige breitere Behandlung wirken. Sie gibt sich vor allem nie als ein Werkstück an sich, als ein sich dem Auge aufdrängendes — fast hätte ich gesagt: Gemälde, sondern sie bleibt bewußt das, was sie sein soll: eine Hintergrunddekoration für das Zimmer und dessen Ausstattung. Das ist ein um so richtigerer Grundsatz, als doch nur ein geringer Bruchteil auch der besser situierten Kreise in der glücklichen Lage ist, sich seine Tapeten nach eignem Geschmack auswählen zu können;



Tapete „Alpenveilchen.“ Entworfen von O. Eckmann, ausgeführt von H. Engelhard in Mannheim.

Tapete „Kastanienblätter.“ Entworfen von O. Eckmann, ausgeführt von H. Engelhard in Mannheim.

die Mehrzahl ist auf Mietwohnungen angewiesen und kann nicht, oder doch nur ausnahmsweise, die Tapeten seiner Zimmer mit dem Charakter der Einrichtung in Einklang bringen. Je weniger aufdringlich die Tapete sich gibt, ich möchte sagen, je neutraler sie ist, desto leichter wird auch in diesen Fällen eine Harmonie zu erzielen sein. Freilich: leicht ist die Aufgabe nicht, geeignete Muster zu erfinden, die diesen Prinzipien entsprechen und die sich zugleich zur fabrikmäßigen Herstellung eignen. Mit den nach der technischen Seite ja vorzüglich geschulten Zeichnern der Fabriken ist dies Ziel kaum oder doch nur selten zu erreichen; vielfach haben unsere großen Tapetenfabriken denn auch kunstgewerbliche Kräfte ersten Ranges herangezogen, unter denen Professor O. Eckmann in erster Reihe steht. Einer Eigenart, die mit der allgemein angestrebten größeren Einfachheit zusammenhängt, sei noch Erwähnung gethan: die schwülstigen Stuckzierate, Gipsfriese und Leisten am oberen Zimmerrand, die den Uebergang zur Decke vermitteln sollten, sind endlich in Ungnade gefallen, werden wenigstens vielfach durch besondere Tapetenfriese ersetzt, von der Art, wie wir ein Muster aus der Berliner Fabrik von Franz Lieck & Heider wiedergeben.

H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Fantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Pilscher & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Hirtin. Nach dem Aquarell von P. W. Keller-Reutlingen.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 3, November 1899.

Die ewige Burg.

Roman aus dem Odenwald von

Rudolph Stratz.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

XII.

Das rote Licht oben erlosch nicht. Stunde um Stunde war schon die Nacht dahingerollt, und immer noch beschien die Lampe auf dem Tische das aufgeschlagene Buch, in dem Wera, den Kopf auf die hohle Hand gestützt und zuweilen die Lippen leise bewegend, las. Aber sie war nicht bei der Sache. Ihre Augen blickten oft verträumt in das Dunkel hinaus und schlossen sich dann ermüdet im Halbschlafe eines Menschen, der keine Ruhe finden kann.

Da knarrte leise die Thüre. Sie wandte sich um, mehr erstaunt als erschrocken. „Du bist noch auf?“ sagte sie langsam.

„Ja.“ Ihr Mann blieb am Eingang stehen. „Es ist freilich schon spät ... aber ich fühle es ... ich kann mich nicht legen ... ich bin so in Sorge, wie es dem Kleinen geht.“

„Immer gleich. Nicht besser, aber gottlob auch nicht schlechter. Jetzt schläft er — freilich unruhig.“

„Ich möchte ihn gern sehen.“

Sie erhob sich und ergriff die Lampe. Auf den Fußspitzen, mit angehaltenem Atem, traten sie nebeneinander in den anstoßenden Raum, wo im Schatten der Vorhänge des Bettchens undeutlich ein goldenes Lockengewirr schimmerte und eine kleine geballte Faust sich unstet auf der Decke hin und her bewegte. Dann ein kurzes tiefes Seufzen, und alles war wieder ruhig.

Die beiden Gatten blieben stumm. Eine Sekunde kreuzten sich ihre Blicke verstohlen über dem Lager des Kleinen und schweiften sofort wieder zur Seite. Und beide empfanden zu gleicher Zeit dasselbe: dies zarte gebrechliche Wesen, das da schwer atmend zwischen ihnen schlummerte, das war das einzige, was ihnen noch gemeinsam war, das letzte schwache Band, das zwei einander innerlich längst fremde Menschen noch beisammenhielt.

Lautlos wie sie gekommen, schlichen sie wieder hinaus. Draußen im Nebengemach blieb der Graf unschlüssig stehen.

Sie setzte sich und schaute ihn an. Die stumme Frage: ‚Nun — was noch?‘ lag in ihren Augen.

„Ich habe mit dir zu reden!“ stieß er plötzlich hervor, weit entschlossener und lebhafter, als es sonst seine Art war.

„Jetzt?“

„Ja — jetzt gleich!“

„Das hätte doch wahrhaftig auch schon bei Tage geschehen können.“

„Nein. So lange deine Eltern da

Digitized by Google

waren, ging es nicht. Besonders, weil auch dein Vater viel mit mir zu besprechen hatte. Das, was er mir sagte, hab' ich mir, wie sie wegfuhren, überlegt und dann auch die Meinung der alten Herren eingeholt — und auch darüber wieder nachgedacht. Und so ist es eben Nacht geworden."

Sie lehnte den Kopf zurück und senkte halb die Wimpern. „Also gut," sagte sie. „Ich höre. Um was handelt es sich?"

„Um unsere Ehe ... klipp und klar um unsere Ehe! Es muß anders werden. So geht das nicht weiter mit unserer Ehe!"

Sie zuckte die Achseln. „Wenn du das Ehe nennst," sagte sie müde, „wie wir zwei nebeneinander hergehen ..."

Er stand dicht neben ihr. „Freilich," murmelte er. „Wenn ich daran denke, wie das anders war vor fünf Jahren ... was ich mir da alles gehofft und vorgestellt hab' — und nun nichts, so rein gar nichts, außer Wulfi da drinnen — zwischen uns alles so fremd ... so kalt ... ich weiß ja nicht, wie du dir das alles gedacht hast, damals, als du mir ‚Ja' gesagt hast, aber ..."

„Ich habe gar nichts gedacht. Das Denken hat man mir in dem belgischen Kloster abgewöhnt! Das kommt jetzt erst allmählich wieder. Ich hab' damals ‚Ja' gesagt, weil meine Eltern es wollten und weil ich mich zu Hause zu Tode langweilte und anfangen wollte, zu leben. Was für ein Leben ... ja, wenn ich das gewußt hätte ..."

Er ging auf und ab und nagte nach seiner Gewohnheit unruhig an dem kleinen blonden Schnurrbart. „Wie wolltest du denn leben?" fragte er endlich.

„Darüber hab' ich mir keine Gedanken gemacht. Ich habe mir gedacht: das ist Sache des Mannes, uns das Leben zu erschließen, denn er kennt es und wir nicht. An die langen Jahre hier in dem feuchten Gemäuer hab' ich freilich nicht gedacht, in einer Einsamkeit, wo Fuchs und Wolf einander ‚gute Nacht' sagen. Sonst hätte ich meinen Fuß, weiß Gott, nicht über die Schwelle gesetzt."

„Also mehr reisen hättest du wollen?" forschte er rasch, beinahe lauernd. „Mehr sehen und erleben?"

Sie schüttelte den Kopf. „Weißt du: das Beste, das Eigentliche erlebt man doch innerlich. Du hast mich nichts erleben lassen, nicht das Geringste. Du bist mir nichts gewesen: kein Freund, kein Erzieher — nichts, was ich so dringend gebraucht hätte. Ich hab' alles versucht, um bei dir anzuklopfen und irgendwie einen Widerhall zu finden. Umsonst! Du warst stumm und taub. Da bin ich schließlich auch stumm geworden, und wir haben gewissermaßen schattenhaft miteinander gelebt, zwei Menschen, die zu einer bestimmten Stunde miteinander zu Mittag essen und spazieren fahren und sich über die Entlassung eines Dieners oder den Ankauf einer neuen Equipage unterhalten und sich dabei einreden wollen, sie seien verheiratet. Eine unnütze Komödie! Wir machen uns ja doch nichts vor, wir beide. Wir haben uns genügend kennen gelernt in diesen fünf Jahren freiwilliger Gefangenschaft hier in diesem Waldwinkel und wissen genau, daß wir einander nichts zu sagen haben und uns nur in einem Punkt verstehen — in unserem Kind. Schließlich können wir ja nichts dafür — weder du noch ich. Wir sind eben zu verschieden!"

„Nun gut." Er ging rasch, wie mit einem Entschlusse ringend, auf und ab. „Diese Zeit liegt hinter uns, mag sie verloren sein. Ich geb' es zu — ich seh' es jetzt ein: es war nicht recht von mir, dich in dieser ländlichen Stille festzuhalten, wo ich mich sehr wohl und ruhig fühlte, während du ... du wärst eben lieber, wie du sagst, draußen in der Welt gewesen ... unter Menschen ..."

„Irgendwo, wo's nicht ewig regnet!" sagte sie melancholisch. „Hier regnet's nun wieder seit vier Wochen, und vorher hat's geschneit. Und an menschlichen Gesichtern kriegt man nur die Ahnenbilder zu sehen und die traurigen, kranken, alten Herren. Und draußen stürmt's, und die Käuzchen schreien und die Köter klaffen im Hof, und innen kriegt man die Zimmer kaum warm und wickelt sich in einen Mantel und friert den ganzen lieben langen Tag und gähnt. Ja, du fühlst dich ja ganz wohl dabei — aber ich! Jetzt ist's ja Gold gegen früher. Jetzt habe ich mir eine Thätigkeit geschaffen und komme mir nicht mehr so ganz unnütz und gottverlassen vor — früher aber, da hab' ich mich oft vor Sehnsucht verzehrt nach einem Lande, wo der Himmel blau ist und die Leute lachen und ein bißchen

Digitized by Google

Leben und Farbe und Heiterkeit in der Welt ist."

„Also sagen wir Italien!" unterbrach er sie. „Warum sollen wir nicht nach Italien gehen?"

Sie sah ihn betroffen, halb ungläubig an.

„Warum sollen wir nicht nachholen, was wir versäumt haben?" fuhr er fort. „Wir beide sind ja noch jung. Wir bringen das zehnfach wieder ein, wenn wir nur wollen. Jetzt will ich. Dein Vater hat ganz recht. Er hat mir heute nachmittag ernstlich ins Gewissen geredet, stundenlang: Ich hätte kein Recht, nur an mich zu denken und mich hier der Träumerei hinzugeben, bloß weil ich solch ein behagliches Leben liebe. Ich müsse mich einmal aufrappeln! Gehörig! Mich einmal auslüften da draußen! Da wird man ein anderer Mensch!"

„Ich glaube nicht, daß ein Mensch anders wird. Er ist, wie er ist!"

„Sagst du nicht selbst, du hättest dich in letzter Zeit ganz verändert? Und sieht das nicht jeder im Schloß? Nun also! Vielleicht glückt das auch bei mir durch eine Reise. Natürlich mit dir zusammen! Am besten nach Italien."

„Und wann soll das sein?"

„Jetzt gleich. Jetzt ist die beste Zeit, In ein paar Tagen können wir so weit sein."

„Und wie lange denkst du, daß wir wegbleiben?"

Er blieb stehen und holte Atem. „Ich will den Kasten hier zusperren!" stieß er dann hervor, ohne sie anzusehen. „Ueberhaupt! Einfach zusperren! Wenigstens für ein paar Jahre!"

„Das heißt . . . wir sollen überhaupt nicht mehr hierher zurück?"

„Nein! Die alten Herren mögen hier wohnen bleiben, wenn es ihnen gefällt. Aber dir bekommt die Einsamkeit hier nicht und Wulfi noch weniger der Aufenthalt in den feuchten alten Mauern. Ewig kränkelt er und machst du mir ein unglückliches Gesicht. Ich bin es euch schuldig, euch herauszunehmen und in gesundere Verhältnisse zu bringen. Es ist kein leichtes Opfer für mich. Ich bin hier aufgewachsen, ich habe hier meine Eltern begraben — ich kenne seit meiner Kinderzeit hier jeden Stein und und Strauch und dachte, hier in aller Stille so hinzuleben. Aber es geht nicht. Ich sehe es jetzt, nach den Worten deines Vaters, ein, daß die Rücksicht auf euch vorgeht. Ich bin es euch schuldig, daß wir einen raschen Entschluß fassen und unseren Koffer packen . . ."

„Von einem Tag zum andern?" Durch ihre Stimme klang immer noch das fassungslose, allmählich sich in Schrecken verwandelnde Erstaunen. „Das hältst du doch selbst nicht für möglich, daß wir mit einem Schlag unseren ganzen Hausstand auflösen, alles, wie es seit fünf Jahren war, auf den Kopf stellen und einfach in die Fremde hinausvagabundieren?"

„Warum denn nicht? Du hast ja selbst vorhin und wie oft schon früher gesagt, daß das immer dein Wunsch gewesen ist! Jetzt wollen wir ihn uns erfüllen. Comfort findet man heutzutage überall. Mehr wie hier im Schloß. Elise nehmen wir natürlich mit, schon Wulfis wegen, und Wegmann auch und vielleicht noch deine Kammerjungfer. Und dann fahren wir nach Rom. Bis dahin ist der Onkel auch wieder dort im Vatikan und macht uns die Honneurs . ."

„Und dann?"

„Dann sehen wir uns inzwischen nach einem Unterschlupf um — einer Gegend, die für Wulfi gesund ist und mitten im Verkehr liegt. Man kann ja überall in Italien so leicht und billig herrschaftliche Besitzungen mieten. Eine Villa am Lago Maggiore etwa! Denke dir nur! Oder bei Florenz! Und ist es da im Sommer zu heiß, so gehen wir in das Engadin oder an die See. Wir sind ja an nichts gebunden. Wir können leben, wo es uns gefällt, — wie es uns gefällt, und werden uns wahrhaftig nicht hierher zurücksehnen!"

„Also hierher — das steht bei dir fest — sollen wir unter keinen Umständen zurück? Auch nicht für die Sommermonate?"

„Nein. Wenn wir hier schon alles auflösen, können wir nicht wieder für kurze Zeit den Hausstand einrichten! Und überhaupt: Wenn wir uns schon entschließen, der Heimat für eine Reihe von Jahren den Rücken zu drehen, so müssen wir auch dabei bleiben! Unverbrüchlich! Unter allen Umständen! Darauf bestehe ich!"

Sie war aufgestanden. Ihr Gesicht hatte sich verfärbt.

„Das Ganze hat dir also Papa eingegeben?" fragte sie langsam.

Digitized by Google

„Das heißt .. die Idee ist von ihm. Im übrigen habe ich natürlich . ."

„Alles ist von ihm! Durch deine Stimme höre ich förmlich seine Worte. Seine Art zu sprechen sogar. Seinen Tonfall. Du redest ja ganz anders wie sonst, mit einer ganz fremden energischen Stimme. Oh, Papa ist klug! Er hat deine Aufgabe gut mit dir durchgegangen, und du hast sie mir auch ohne Stocken aufgesagt. Ganz wie er es wollte und es sich zurechtgelegt hat!"

„Das verstehe ich nicht! Ich komme und erkläre dir, daß wir unseren Wohnsitz ändern wollen . . ."

Aus unserer Bildermappe:

Libellenfigur für elektrische Beleuchtung. Entworfen von Albert Mayer-Geislingen.

„Ohne mich nur vorher zu fragen . . ."

„Du hast dir es ja selbst oft genug gewünscht!"

„Ja — früher."

„Und im übrigen" — seine Stimme klang unsicher, aber doch versteckt drohend — „ist es das Recht des Mannes, den Wohnsitz zu bestimmen. Die Frau hat ihm dahin zu folgen. Nach dem Gesetz."

„Ach so!" sagte sie halblaut. „Jetzt weiß ich schon . . ."

„Und wenn eine Frau das nicht thun sollte," fuhr er fort. „ . . ohne zwingende Veranlassung . . wo sie im Gegenteil oft selbst darum gebeten hat, von hier wegzukommen . . und nun — ich setze nur den Fall — nun würde sie sich plötzlich weigern, so müßte man andere Gründe dahinter vermuten . . Gründe . . die . . nun, du verstehst mich . . ."

„Ja." Sie war ganz ruhig geworden. „Also damit hast du nun Papa's Trumpf ausgespielt. Ich sah ihn schon lange kommen. Er hat es sich gut ausgedacht. Oh, Papa ist wirklich klug. Aber man kann auch zu klug sein."

„Wieso? Das begreife ich nicht!"

„Indem man so ganz plötzlich Entscheidungen herbeiführt, die ein ganzes Leben beeinflussen!"

„Eine Reise nach Italien ist doch keine solche Riesensache!"

„Wir wollen doch kein Versteckens spielen!" sagte sie. „Wir sind doch zwei erwachsene Menschen und können die Dinge beim rechten Namen nennen. Jahrelang habt ihr mich hier ruhig sitzen lassen und euch blutwenig darum gekümmert, ob ich hier in der Einsamkeit halb zu Grunde ging oder nicht. Endlich finde ich eine Erlösung von der Einsamkeit. Ich finde durch einen glücklichen Zufall in dem Doktor einen Menschen, der mich wieder aufrichtet, der mir auf den rechten Weg hilft und etwas aus mir macht. Und kaum atme ich auf und fange an, wieder ein bißchen Lebensmut und Hoffnung zu schöpfen, so heißt es: ‚Rasch die Koffer gepackt und fort. Sage dem einzigen Freund, den du Zeit deines Lebens gefunden hast, für lange Jahre, vielleicht für immer Adieu und reise hinaus in die Welt, wo wir uns natürlich in kurzer Zeit in einem neuen modrigen Winkel verkriechen werden!' Dahin treibt es euch ja

Digitized by Google

instinktiv, wie die Eulen in ihren Turm. Ob der am Lago Maggiore steht oder im Odenwald — das ist genau das Nämliche."

„Wenn du schon den Namen des Doktors nennst —" ihr Mann bewahrte heute in ungewohnter Weise seine feste Haltung — „Gut. Es geschieht seinetwegen, oder mehr noch meinetwegen! Dein Vater hat mir heute recht schonungslose Worte gesagt und mir die Augen gründlich geöffnet: Ich bin mir das schuldig! Das darf nicht so weitergehen! Das macht mich lächerlich. Das muß ein Ende haben! Verstehst du — das muß!"

„Das alles hat dir Papa gesagt?" sie setzte sich wieder und legte den Kopf zurück. „Papa .. immer wieder Papa .. Du bist sein Sprachrohr ... freilich wohl ... er kennt mich. Besser wie du, wenn du auch heute sein gelehriger Schüler bist. Aber er kennt mich, wie ich war! Nicht, wie ich jetzt bin. Das ist das Unglück!"

„Ein Unglück wäre es nur, wenn du dich unseren Bitten und unserem Rat unzugänglich erweisen würdest und ..."

Sie hob rasch den Kopf. „Also das ist euer unumstößlicher Entschluß, diese .. diese Flucht vor dem Doktor unten?"

„Von Flucht ist nicht die Rede. Ich nehme dich einfach mit auf die Reise ..."

„Wie man ein kleines Kind vom Feuer wegholt, damit es sich nicht verbrennt! Eben! Das nenne ich eben die Flucht! Wie demütigend und erniedrigend das für mich ist, das ahnst du wohl gar nicht?"

„Derlei liegt mir völlig ferne! Ich thue nur, was wir alle für meine Pflicht halten?"

„Und bei dieser Reise bleibt es?"

„Ganz gewiß!"

Sie sah ihn fest an. „Du weißt, daß das eine Wendung in unserer ganzen bisherigen Ehe bedeutet, indem du plötzlich alle deine Rechte — ich möchte sagen als Herr und Gebieter geltend machst?"

„Ja. Das muß ich! Nach reiflichster Überlegung!"

„Das heißt, nachdem die andern, vor allem Papa, dir ihren Willen eingeblasen haben! Und du weißt, daß du damit eine Art Entscheidung herbeirufst?"

„Ja! Einen Entschluß, den du eben fassen mußt! Denn bei ruhiger Überlegung wirst du selbst einsehen, daß gar kein anderer Weg bleibt, als von hier wegzuziehen!"

„Möglich!" Sie ließ die Hände sinken und starrte vor sich hin. „Denn, wenn ich bleibe ... dann habt ihr uns — den Doktor und mich — ja gerade so weit, wie wir es nicht haben wollten! Papa ist zu klug. Ich hab's schon vorhin gesagt!"

„Also du willigst ein!"

Aus unserer Bildermappe:

Vase in Elfenbein und vergoldetem Silber. Entwurf von Albert Mayer-Geislingen.

Digitized by Google

„Ich weiß nicht. Ich muß überlegen. Ich bin ganz betäubt. Wenn du da plötzlich lange nach Mitternacht zu mir ins Zimmer kommst und mir Dinge sagst, die mein ganzes Leben ändern . . . Geh' jetzt! Lasse mich allein!"

Er blieb an der Thüre stehen. „Aber ich will Antwort haben!"

„Heute nicht. Jetzt gleich nicht. Das kannst du nicht verlangen!"

„Also wann?"

„Morgen mittag meinetwegen!"

„Gut. Aber es ist ja eigentlich nichts zu überlegen. Unser, ich meine der Familie Entschluß steht fest, und ich möchte dich noch einmal bitten . . ."

„Gute Nacht!"

Er schwieg betroffen. „Gute Nacht!" sagte er dann mit unsicherer klingender Stimme und ging langsam hinaus. Es war, als ob eine plötzliche Angst in ihm aufgestiegen sei.

Während seine Schritte draußen verhallten, öffnete sie das Fenster. Der Nachtwind wehte warm und wild herein. Wie ein ungestümer Junge tollte er durch das Zimmer, schlug die Blätter des Buches um, ließ die Lampe zittern und die Papiere am Boden hinfliegen und füllte den ganzen Raum mit seinem freien belebenden Hauch.

Sie atmete tief auf. Sie fühlte, während die würzigen Luftwellen ihre Stirne kühlten, wie da drinnen die Erregung schwand. Sie wurde mit einem Mal ganz ruhig.

Sie wunderte sich selbst darüber. Vielleicht war es die Ermüdung? Es fiel ihr ein, daß es fast vierundzwanzig Stunden her war, seitdem sie dort oben in den Bergen, über denen noch kaum erkennbar das erste Morgengrauen aufleuchtete, den Schuß auf den Auerhahn abgefeuert und nachher keine Ruhe mehr gefunden hatte.

Aber das war kein körperliches Gefühl. Das kam aus dem Inneren, eine Empfindung des Erlöstseins von dem quälenden Schwanken der letzten Wochen und Monate, ein kaltblütiges Abwarten der Entscheidung, die nun unaufhaltsam, wie da drüben das Morgenlicht, für den kommenden Tag aufstieg.

XIII.

Es war kein Regen mehr — es waren Wolkenbrüche, die auf das Dorf niederrauschten. Alle Berge verschwammen in den grauen, strömenden Schleiern, die Wildwasser schossen, ockergelb gefärbt, wie kleine Flüsse in breitem Schwall dahin, und der Forellenbach unten im Thal wälzte trübe, hochgehende Wogen bis weit über seine Ufer.

Darüber hin blies der Sturm. Von Süden kommend, wo er als Föhn die Alpen überschritten und nun mit seiner letzten Kraft über den Odenwald hin sich tummelnd. Weithin trug er den Pfiff des einlaufenden festlich geschmückten ersten Eisenbahnzuges auf regenfeuchten Schwingen über die Forsten, er warf die am Eingang des Bahnhofes aufgestellte Ehrenpforte mit flüchtigem Ruck in den Schlamm und drückte die qualmende Rauchfahne der Lokomotive platt über die Menschenmenge hin.

Die Versammlung war nichts als ein schwarzes, unruhig bewegtes Meer von triefenden Schirmen, unter denen sich die seltsamen, in ihrem Schnitt bis zur Mitte des Jahrhunderts zurückreichenden Cylinderhüte der Hofbauern, die weißen Mullkleider der fröstelnden, an Gesicht und Händen blaurot angelaufenen Ehrenjungfrauen, die Orden und flatternden Schwalbenschwänze der befrackten Würdenträger von auswärts bargen. Nur die Banner der Vereine, der Krieger, Sänger, Turner und Kegler, überragten in bunten, feuchten Falten das Gewimmel der schwarzen Regenbächer, und vor ihnen keuchte der mit Moosguirlanden umwundene Leib des Dampfrosses zu den rotgelben Flaggen Badens und der schwarzweißroten des Reichs am Stationsgebäude und an der Fabrik empor, unter der zahlreiche weißgelbe päpstliche Wimpelchen in den Händen der, von Ordensfrauen mütterlich geleiteten katholischen Kleinkinderschar durcheinander nickten.

Der Sturm verschlang all die schönen Dank- und Begrüßungsreden, mit denen sich Regierung und Gemeinde, Geistlichkeit und Lehrerschaft, Stationschef und Fabrikbesitzer und viele andere gegenseitig bekomplimentierten, er löste den Chorus der Schuljugend und die Vorträge des Männergesangvereins in eine Reihe ungeahnter Mißklänge auf und riß den reichlich in die Thäler niederkrachenden Böllerknall und das Läuten des Kirchleins auf seinen rauschenden Flügeln mit sich fort bis zu dem stumm und finster auf seinem Felsen brütenden Gemäuer des Grafenschlosses.

Innegehalten wurde das Festprogramm

Digitized by Google

trotz des Hundewetters! Immer wieder klang ein gedämpftes Hoch unter dem Schirmwald, schmetterte und fiedelte die Musik ihren naturwüchsigen Tusch, blähten sich oben am Waldrand die Rauchwirbel der Böllerschüsse, und klomm ein neuer Herr, ein Blatt Papier in der Hand, die glitschrigen Stufen zur Tribüne hinauf, um eine noch unberücksichtigt gebliebene Respektsperson leben zu lassen.

Allein nicht jeder nahm an der Feier teil! Benedikt Irion, der Maschinenschlosser, lehnte draußen vor dem Dorf barhäuptig und hemdsärmelig an der Schwelle seines Häuschens, eine kurze Pfeife im Mund, und lachte höhnisch vor sich hin. Zwischen ihm und dem Ziegenstall zur Rechten stand ein Gendarm. Sein Genosse befand sich innen unter der niederen Wölbung. Zuweilen kam seine Hand zum Vorschein und reichte ein neues Pack mit Bindfaden zusammengeschnürter Flugblätter heraus, deren schon ein ganzer Stoß im Hausflur aufgeschichtet lag.

„Und als noch welche!“ fluchte der Gendarm Eidenmüller, dessen lange Gestalt sich in dem Ziegenstall bedenklich bücken mußte. „Do . . nemme Se!“ Er reichte wieder ein paar Hefte heraus. „Selle Hefte kenn' ich! Sie werre ja sehe, Herr Irion, wohin Sie kumme mit Ihrem Babier: ‚Still, Kind — die Socialdemokrate sind im Dorf!‘ Uff dees Flugblatt do sin schon mehr verurteilt! Dees ist verbotte! Dees wisse Sie! So! Jetzt hawwe m'r das Nescht ausgenomme!“ Der ehemalige Feldwebel stieg, sich die Stirne trocknend, in den Flur hinaus. „Also doher kummt all das Schandzeug, wo der Schlicksupp und die annere Bürschle des Nachts verteile! Bum Herrn Irion! Ich hab's m'r als gedenkt! Und gut hott er's verschteckelt! Im Pilgerle sein Ziegestall!“

„Der Pilgerle weiß dadervun nix!“ bemerkte der Monteur.

„Dees brauche Se m'r net erscht zu saage, Herr Irion. Dees weiß ich vun alleine, daß der Pilgerle e stiller Mann is, wann'r auch eemöl von die Freischärling bawwelt! Der wird sich wunnere, wann'r hört, wodruff der Aff do die Zeit üwwer geschlafe hot!“

Er schaute den hinter ihm aus dem Verschlag gekrochenen Trottel an und lachte. Der Dorftretin machte ein weinerliches Gesicht. Seine alte Militärmütze saß schief, und der Cigarrenstummel hing erkaltet zwischen den wulstigen Lippen. Er begriff die Bedeutung der Papiere nicht, über denen er aus Stroh und alten Kleiderfetzen sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, aber die bunten Uniformen und blitzenden Gewehrläufe der Gendarmen flößten ihm eine unbestimmte Furcht ein, und plötzlich begann er jämmerlich wie ein kleines Kind zu heulen.

„Oh sei schtill!“ sagte der Eidenmüller unwillig und packte alles zusammen. „Dir dhut keiner was, du Simpel! Und Sie, Herr Irion, nehme Sie Rock und Hut und kumme Se mit. Sie sind verhaftet!“

„Ach noch, ihr Leit'!“ sprach der Monteur, ohne daß sich etwas in seinem Gesicht bewegte. „Und mei' kranki Fraa da drinne?“

„Bei Ihrer Frau sinn die Schwestern und der Herr Doktor. Der wird schun nix fehle! Sage Sie ihr, Sie ginge ins Dorf zum Fescht!“

„Ja . . Eier Fescht! Do peif' ich druff!“ Benedikt Irion machte sich zum Gehen fertig. Der Gedanke, als Märtyrer in die Zeitungen der „Genossen“ zu kommen, schien ihm einen Augenblick zu schmeicheln. Aber dann wurde er wieder nachdenklich und sah nach der Thüre des Krankenzimmers.

„Vorwärts! Vorwärts!“ drängte der Gendarm. „Ich muß Sie einliefere! Vielleicht, daß Sie in der Schtadt gleich wieder frei gelosse werre! Dees weiß ich net!“

„Und wann mich die Herre net frei losse?“

„No bleibe Sie in Unnersuchungshaft! Ha, was denke Sie denn eigentlich, Herr Irion? Ihr Rote meint, es mißt' schun alles nach eurem Kopf gehen! Die Leit' verhetze, Unfriede schtifte in der Gemeind', dees verlog'ne Zeug da, dees verbottene, den dummen Fabrikbuwe in die Hand drücke — dees könnt'r! No wolle mir 'mal zeige, was mir könne! Vorwärts, Herr Irion! Oder wolle Sie noch emöl zu Ihrer Fraa?“

Der Monteur schüttelte den Kopf. „Ich geh' schon!“ sagte er gelassen, klopfte seine Pfeife aus und schritt, ein fanatisches Lächeln auf dem intelligenten, schwindsüchtig hageren Gesicht, zwischen den beiden Gendarmen die Landstraße hinab. Der Dorftrottel stolperte grinsend und an seinem erloschenen Stummel kauend, neugierig hinterdrein. So verschwand der seltsame Zug im Regengerieſel, wie die

Digitized by Google

Kehrseite des bunten Bildes am Bahnhof, der Fahnen, Reden, weiß gekleideten Jungfrauen, der Musiktusche und Böllerschüsse des Eröffnungsfestes.

Die Frau Irion ahnte von dem Ganzen nichts. Sie glaubte wirklich, ihr Mann habe sich doch entschlossen, zu dem Fest zu gehen und bei dem Hoch auf Kaiser und Landesherrn den Hut zu schwingen.

„Sell wär' mir lieb!" sagte sie mit ihrer schwachen Stimme zu dem Doktor, der neben ihrem Bette saß. „Ich sag's ihm ja als und als wieder: Was hoschte von dei'm Zukunftsstaat? Deer bis'r kummt, do sind wir lang tot! Unser Herrgott wird schon wisse warum, daß er reichi und armi Leit gemacht hott! Die Reiche könne aach nix dafür, daß sie Geld hawwe! Solle sie's in die Bach werfe, euch zu lieb? Ich war doch oowe uff'm Schloß... als Mädche.. bei der Frau Gräfin. Ich kenn' die reiche Leut'! Awwer wann ich so zu mein' Mann redd', no raucht er sei' Peif' und lacht alleweil vor sich hin und ich krieg' nix aus'em raus! Ich hab' oft mei' Not mit ihm, so gut er is. Denn daß'r ins Wertshaus geht, dees gibt's bei ihm net. Bloß als am Sonntag nach Mann'em fahre oder Darmstadt — zu den Genosse ... davun läßt er net! Der Herr Direktor is schun ganz bees. Und er hott recht! Denn er gibt 'em sei' Brot! Dafür soll der Mensch doch dankbar sein!"

Sie schloß erschöpft die Augen, und der Arzt, der sie nur so lange hatte reden lassen, um draußen das Poltern des Aufbruchs und die rauhen Stimmen der Gendarmen zu übertönen, faßte beschwichtigend ihre Hand und fühlte noch einmal den Puls.

„Es geht alles gut!" sagte er, aufstehend. „In einer Woche ist's vorüber. Aber jetzt reden Sie mir kein Wort mehr, verstanden? Es ist gar nicht nötig. Die Schwester weiß genau, was sie zu thun hat!"

Er blickte in das Zimmer zurück und sah, daß zwei Flügelhauben sich in dem Dämmerlicht bewegten. Die Ablösung war gekommen.

„Die Kranke braucht nur Ruhe!" sprach er zu der eben eingetretenen Klosterfrau, einer älteren Person. „Und im übrigen — Sie wissen ja!"

Die andere gab ihm mit einem kurzen Nicken des Kopfes zu verstehen, daß sie die Nachricht von der Verhaftung Irions aus dem Zimmer fernhalten werde. Sehr erbaut schien sie sonst von dem Eingreifen des Arztes nicht zu sein. Sie liebte wie viele ihrer Genossinnen die Selbständigkeit am Krankenbett, wo sie mit bewährten Hausmitteln den Leib behandeln und gleichzeitig mit frommem Zuspruch und der Hilfe des Kaplans die Seele bessern konnte. Aber sie fügte sich schweigend, der straffen Disciplin ihrer Kirche gehorsam.

Draußen auf der Landstraße hörte der Doktor hinter sich rasche, nach Bauernart schlürfende Schritte. Er drehte sich um. Es war die abgelöste Krankenpflegerin, die gleich ihm in das Dorf zurückkehrte.

Ein blutjunges Ding noch, von dessen gesunden, roten Backen die Flügel der für Matronen passenden steifgestärkten Klosterhaube sich seltsam im Winde raschelnd abhoben. Sie hatte nach gewohntem Brauch die Hände über dem Rosenkranz gefaltet und hielt den Blick über das große, an ihrer Brust schaukelnde Kreuz hinab auf den Boden geheftet.

Er blieb stehen, um sie zu erwarten. „Kommen Sie mit, Schwester?" rief er. „Wir haben denselben Weg bis zum Dorf. Zu zweit läuft's sich's besser!"

Sie erwiderte nichts und hielt die Wimpern niedergeschlagen. Eine feine dunkle Röte färbte ihr Gesicht noch mehr als sonst. So schritt sie unruhig mit den Kügelchen des Rosenkranzes spielend neben ihm her.

„Es hat alleweil arg viel Kranke!" begann er mit dem Nächstliegenden das Gespräch.

Sie nickte, ohne ihn anzusehen. „Es hott 'ere viele!... Arg viele! Immer im Frühjahr! Do kummt gern das Fieber unter die Leit' und der blaue Huschte und die Sucht und was es so hott!"

Er lächelte über die medizinischen Kenntnisse der kleinen rotbäckigen Bäuerin im Klostergewande neben ihm.

„Und dees Jahr mehr als je!" fuhr sie fort. „Wisse Sie, Herr Doktor ... die viele Arweiter! Die Bayern und Italiener. Die kumme von weit her — vom Main 'runner und noch weiter — und bringe's mit. Und gar unner die Kinner. Früher hawwe wir nie die Diphtheritis im Dorf gehabt und jetzt ..." Die Kleine nickte ernst und bekümmert mit dem hübschen Kopf, daß die Haube schwankte.

Digitized by Google

Musizierende Knaben. Nach der Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Digitized by Google

„Es is e Wunner, daß es noch so ab abgeloffe und wenigstens keins geschtorwe is — gelobt sei Jesus, Maria und Joseph! Seit drei Tagen is auch keins mehr krank geworre! Oder hat man zu Ihne noch e Kind gebracht?“

„Doch!“ — Er furchte nachdenklich die Stirne. „Ich hab' seit gestern noch ein paar behandelt. Den kleinen Grafen oben im Schloß auch. Er schien etwas erkältet!“

„Ja . . 's is e zartes Ding!“ sagte die Kleine.

„. . . aber ich hab' ihm sorgfältig in den Hals gesehen!“ Er sprach mehr zu sich als zu seiner Begleiterin. „Da war nichts. Gar nichts. Ach, Unsinn! Es ist wohl eine Erkältung!“

„Jo . . . bis uffs Schloß geht so e Krankheit net!“ meinte die andere. „Die Herreleut' leewe für sich. Wo könne die sich anschteckte? Die kumme in kei' Berührung mit uns. Do könne Sie ruhig sein. Adje, Herr Doktor!“

Die junge Nonne bog in den Garten des Schwesternhauses ein, aus dem das Geschrei der spielenden kleinen katholischen Kinder klang und die beinahe lebensgroßen Holzfiguren der Jungfrau und des heiligen Joseph grellbunt bemalt durch den Nebel schimmerten. Der Arzt lüftete den Hut und setzte nachdenklich seinen Weg fort.

Auf dem Dorfplatz weckte ihn ein Lärm auf. Halbwüchsige Burschen pfiffen da durchdringend zwischen den in den Mund gesteckten Fingern, und einzelne Gruppen von Fabrikarbeitern standen stumm vor dem Hause des Bürgermeisters, an dessen verschlossener Thüre der Gendarm Eidenmüller mit barschem Gesichtsausdruck Wache hielt. Es war klar, daß die Verhaftung Irions seine Genossen in große Aufregung versetzt hatte.

„'s e Kreuz mit dene Leut', Herr Doktor!“ sagte der Mann des Gesetzes zu dem vorüberschreitenden Arzt. „Do schteht m'r jetzt und soll sei Diensicht dhun und allein all die Männer in Ordnung halte . . .“

„Es war doch noch ein anderer Gendarm da!“

„Der hott weiter misse, Herr Doktor! Uff'n Grenzhof. Dort is e Franzos — Bazaine heißt'r — der Herr Graf hot'n a'g'zeigt! Wegen Wildere! Awwer der Kerl hot mehr uff'm Kerbholz. Sie hawwe telegraphiert aus der Schtadt. Der is net aus der Fremdenlegion, wie er schpricht! Der stimmt mit 'em Steckbrief vun 'em Lothringer, der aus 'eme preußische Regiment in Mainz desertiert is, wie ein Ei zum annern! Der wird jetzt 'runner geholt, daß ihn sich der Herr Amtmann a'schaun kann. Ich mein', er behält ihn gleich bei sich. Awwer ich wollt', ich wäre jetzt net der einzige Gendarm hier!“

Ein Windstoß trug vom Festplatz herüber wieder einen verwehten Musiktusch und ein gedämpftes Hurra. Die Feier war also immer noch in vollem Gang.

„Da hören Sie ja, wie die Leute Hurra schreien!“ sagte der Arzt. „Die sind ganz fidel!“

„Jetzt kreische sie Hurra und nachher schmeiße sie die Fenschter ein! Wie's trifft! Wann gar der Regen uffhört . . .“ Der Hüter der Ordnung warf einen prüfenden Blick zu dem sich allmählich aufhellenden Himmel, . . . „un wann's dunkel wird, schteh' ich für nix. Do könne wir was erleewe. Richte Sie sich norr Ihr Verbandzeug, Herr Doktor! 's gibt strenge Arweit für Sie — heut' Aawend, wie ich die Leitcher hier kenn'!“

XIV.

Der Doktor lachte und sah im Weitergehen auf die Uhr. Es war nahe an halb elf. Etwas erschrocken beschleunigte er seine Schritte. Es fiel ihm ein, daß er gestern im Scherz versprochen hatte, von zehn Uhr ab die Bacillen für den hohen Besuch vom Schlosse bereit zu halten.

Freilich — wenn eine Dame sich auf zehn Uhr anmeldet, erscheint sie besten Falles gegen Mittag. Der Gedanke beruhigte ihn wieder. Aber als er eben sein Laboratorium erreichte, sah er schon von der anderen Seite Wera quer über die Straße kommen. Den Diener hinter sich, ging sie mit ihrem leichten flüchtigen Schritt rasch des Weges wie sonst. Aber ihr Gesicht zeigte einen veränderten, unruhigen Ausdruck.

Gewohnt, daß alle Vorüberkommenden ihr auswichen, hob sie den Blick nicht von dem kotigen, mit Wasserlachen bedeckten Boden, über den sie sich ihren Pfad suchte, und blieb plötzlich beinahe erschrocken vor dem Kassenarzt stehen.

Digitized by Google

Jetzt erst, wo er den Schlapphut zum Gruße lüftete, sah er durch ihren Schleier hindurch, wie bleich sie war.

„Es ist doch nichts geschehen?“ fragte er schnell. „Ihr Kleiner ist doch nicht schlimmer?“

„Nein — Gott sei Dank! Ich glaube nicht!“

„Kein Fieber?“

„Ein wenig Hitze doch!“

„Und im Hals?“ Er zögerte. „Da haben Sie nichts bemerkt?“

„Nein, gar nichts! Das ist sicher. Ich und Elise, wir haben vorhin erst mit einem Löffel und einer Kerze ganz genau nachgesehen und nichts Weißes gefunden.“

Das beruhigte ihn. „Um so besser,“ sagte er. „Ich komme nachher selber hinauf. Aber was haben Sie denn dann, Frau Gräfin? Sie machen ja ein Gesicht, als ob die Welt einstürzen sollte?“

Sie erwiderte nicht darauf. „Also das ist Ihr neuer Arbeitsraum?“ fragte sie gepreßt.

„Ja! Kommen Sie doch herein! Sie können doch nicht hier im Regen stehen! Da — durch die Scheiben schauen Sie schon, was für Sehenswürdigkeiten Sie drinnen erwarten! Die Präparate sind jetzt militärisch geordnet, die Schüsselchen und Näpfchen blitzblank, die Flaschen mit Farbstoff malerisch gruppiert — rot, grün, blau und die weißen Paraffinblöcke darüber, eine wahre Farbenpracht. Und dann der schöne, große, neue Arbeitstisch mit meinem Zeißschen Mikroskop und dem Mikrotom! Das kennen Sie ja alles schon früher. Und meine Bacillen schließlich auch! Wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen wieder einmal Ihre Lieblinge, die Cholerakommas! Die sind munterer als je und wuseln unter dem Mikroskop schwärzlich und zwecklos durcheinander, genau wie die Menschen draußen auf dem Festplatz.“

„*Die* sieht man deutlich,“ fuhr er fort, da sie schwieg und stehen blieb. „Die hat Koch gründlich aus ihrem Inkognito herausgeholt und gezwungen, Farbe zu bekennen. Aber mich interessiert mehr das, was man noch nicht sieht und noch nicht weiß — was man erst, noch halb im Zweifel, zu sehen glaubt. Ich bin daran, Gräfin — ich fühl' es ganz deutlich — ich bin auf dem rechten Wege. Immer klarer durchschau ich von Tag zu Tag eines unserer großen Probleme! . . . den Krebserreger, den so viele suchen und noch keiner festgestellt hat. Vielleicht bin ich doch der erste, dem es glückt.“

„Das wünschte ich Ihnen von Herzen!“ sagte sie halblaut, aber ihrer Stimme fehlte die warme Anteilnahme, die sie sonst seinen wissenschaftlichen Plänen entgegenbrachte.

Er nickte. „Möglich, daß mir darin doch noch einer zuvorkommt. Das ist unberechenbar. Denn von Paris bis Tokio sitzen überall die Kollegen über ihrem Mikroskop und blinzeln, ob sie nicht irgendwie das große Los gewinnen. Vielleicht ist's eben jetzt, in diesem Augenblick, gefallen. Aber was ich weiß, das ist, daß ich trotzdem durchdringen werde! Wenn nicht damit, dann mit etwas anderem. Ich habe mehr als *ein* Eisen im Feuer! Passen Sie auf, Gräfin, was ich in zehn Jahren für ein berühmter Mann bin! Professor an einer Universität, eine Leuchte der Wissenschaft und hoffentlich auch schon angehender Millionär. Das gehört auch dazu. Dann mag ein anderer den Bauern hier ihre Köpfe kurieren.“

„Aber woher wissen Sie das alles so genau?“

Er lachte — ein tiefes, beinahe unwirsches Bauernlachen aus breiter Brust. „Weil ich *ich* bin! Klüger als die meisten, mit Nerven wie ein Pferd und einem Willen — da könnten zehn andere sich drein teilen, und es bleibt noch ein Rest übrig. Und vor allem mit der unumstößlichen angeborenen Sicherheit da innen: ‚Du gehst deinen Weg!‘ Deswegen bin ich auch ganz ruhig und zufrieden bei all dem Hundeleben als Dorfarzt. Ja, machen Sie nur so große Augen, Sie arme verwunschene Gräfin vom Schloß! Ihr da oben — Ihr ahnt freilich nicht, daß es noch Leute gibt, wie es auch eure Vorfahren selber waren — Leute, die einfach ihre Fäuste brauchen und in das Gedränge hineinrufen: ‚Platz da! Jetzt komm' ich!‘ Davon soll man freilich nicht reden, sondern es thun. Treten Sie doch ein! Dann zeig' ich Ihnen, was ich in der letzten Woche wieder vor mich gebracht hab'. Sie verstehen zwar kein Wort davon, aber es macht mir doch Spaß, es Ihnen zu erklären.“

Sie schüttelte das Haupt. „Seien Sie nicht böse! Heute nicht. Ich habe etwas

Digitized by Google

anderes mit Ihnen zu reden, etwas sehr Ernstes, das mich betrifft und mein ganzes Leben. Da drinnen möchte ich es Ihnen nicht sagen, in Ihren vier Wänden."

„Herrgott, Gräfin — jeder Mensch, der vorbei geht, schaut doch durch die breiten Scheiben herein. Und da steht ja auch noch der dicke Tagedieb, der Lakai. Der Kerl ärgert mich ohnedies mit seinem Ohrfeigengesicht jedesmal, wenn ich ihn anschau'."

„Das ist es auch nicht, aber ich selbst fühle mich befangen. Ich muß ganz frei sein, wenn ich jetzt mit Ihnen rede."

„Ja — was ist denn nur passiert?"

„Wie ich Ihnen sage — etwas sehr ernstes. Sehen Sie, Doktor: Bisher haben wir ja meist miteinander gescherzt oder vielmehr, Sie haben sich über mich lustig gemacht, und ich hab' mich womöglich revanchiert, und innerlich waren wir dabei vielleicht manchmal doch ein bißchen anders aufgelegt. Denn wir wissen ja beide genau, wie ernst wir beide uns nehmen. Und jetzt muß sich das zeigen! Jetzt suche ich in Ihnen den Freund — beinahe den einzigen, den ich hab' — einen Freund, dem ich mein Herz ausschütten kann und der mir dann nach bestem Wissen und Gewissen seinen Rat gibt."

Er nickte. „Also wohin?" fragte er.

„Irgendwohin in den Wald, wo man frei gehen und atmen kann. Nein, nicht nach dem Schloß zu. Lieber nach der anderen Seite ... auf unserem gewohnten Spazierweg."

Er zögerte. „Dann schicken Sie aber Ihren Lakaien fort. Ich kann es nicht leiden, wenn so ein Esel hinter einem her trottet. Freilich werden dann die Leute wieder sagen ..."

„Was liegt mir an den Leuten?" unterbrach sie ihn ungeduldig.

„Und der Regen? Es tropft noch gehörig."

„Meinetwegen soll es regnen, mir ist alles gleich."

„Also gut, dann kommen Sie!"

Sie gab dem Diener einen Wink, zurückzubleiben, und ging schweigend mit gesenktem Kopfe neben ihm die Straße entlang. Ihre Schritte wurden unwillkürlich immer rascher. Sie eilte, dem Dorfe und den Menschen zu entfliehen.

„Nun?" fragte er nach einer Weile.

„Nein — oben! Wenn wir in der freien Luft sind. Auf der Höhe!"

Unten in dem Thale merkte man wenig von der Gewalt des Märzwinds. Es war mehr ein unbestimmtes Brausen allüberall, ein zorniger Widerhall rings in der Runde, wo nur die Wildwasser schäumten und abgerissene Äste das am Boden faulende Herbstlaub bedeckten.

„Frühlingsanfang," sagte der Arzt und drückte sich den Hut fester in die Stirne. „Die Tag- und Nachtgleichen. Man fühlt förmlich das neue Leben. Jetzt gibt es drüben wieder Hochwasser im Flusse und hier Erdrutsche und umgestürzte Bäume und weggewaschene Äcker ... die Dichter sollten sich den Frühling in den Bergen nur einmal aus der Nähe ansehen."

Am Wege standen zwei Männer. Der Forellenfischer in seinen hohen Thranstiefeln, der nachdenklich den angeschwollenen, erbsengelb gefärbten Bach betrachtete, und neben ihm der lange schwäbische Flößerknecht.

„Alterle!" sprach der Fischer warnend. „Ich rat' dir: mach', daß du 'nunner kummst und übern Neckar, so lang's noch Zeit is. Sie hawwe schun telegraphiert vun Heilbronn. Das Wasser steigt e halwe Fuß in der Stund! 's war geschtern schon alles uff'm Fluß voll vun Holz und Stroh und Balke. Heut' kumme die Dachfirste und Hundehütte und das tote Vieh hinnerhergeschwomme — wenn net gar aach Mensche! Spring, daß du die Fähre noch erwischst, solang' als sie geht. Nachher is's zu schpät. Do kannscht nimmer nüwwer in die Schtadt."

Der Flößer murmelte etwas Unverständliches. Sein Kopf schien schwer und trübe von dem gestrigen Abendtrunk. Aus verschwimmenden Augen starrte er, ohne zu grüßen, die beiden Vorübergehenden an und folgte ihnen, gedankenlos gähnend, mit den Blicken, wie sie langsam, deutlich durch den Hochwald erkennbar, zu einer kahlen Anhöhe über dem Dorfe emporstiegen, einem Aussichtspunkt, den ein Rindenhäuschen krönte.

Nun waren sie oben auf der Waldblöße. Über dem welken Buschwerk, den verfaulten Baumstümpfen flatterte krächzend ein Krähenschwarm auf. Sein heiseres Geschrei übertönte das Pfeifen des Windes und das Knarren der laublos hin und her schwankenden Bäume.

Hoch über den Krähen zog der Wolken-

Digitized by Google

flug eilig, als könne er es nicht erwarten, den segnenden, befruchtenden Tau über die schlafenden Länder hinzusprühen. Ringsum ein brünstiges Brausen und Werden — ein zorniges Ringen aus Winter und Nacht hervor zu neuem Leben.

„Also ist's endlich 'mal zu der Aussprache gekommen?" fragte der Doktor, ganz unvermittelt das Schweigen brechend.

uns fallen, das mein Mann nicht hören könnte. Verstehen Sie, was ich meine?"

„Ja. Also, was gibt's?"

„Sehr einfach. Ich soll wo anders eingesperrt werden! Das Gemäuer da oben ist ja äußerlich sehr fest und dick, aber es scheint meiner Verwandtschaft nicht mehr sicher genug. Den ganzen Tag haben sie gestern über mich beraten. Sie können sich

Aus unserer Studienmappe:

Aus Carl Gehrts Skizzenbuch.

Sie sah ihn überrascht an. „Woher wissen Sie denn das?"

„Das ist wahrhaftig nicht schwer zu erraten, Gräfin. Seien Sie froh, daß es so weit ist. Es muß ja gräßlich langweilig sein, sich Tag für Tag dasselbe vorzulügen."

„Das ist es auch!" sagte sie. „Und ich bin es müde. Aber ehe wir weitersprechen, ein Wort: Wenn ich Sie jetzt um Ihren Rat und Ihre Meinung frage, so darf, wie es bisher war, kein Wort zwischen den Kongreß vorstellen: die richtige Mischung! Die Frömmigkeit vertritt mein Vater und mein hochwürdiger Onkel aus Rom — die preußische Disciplin der Onkel aus Potsdam — und weil die beiden von Frauen nicht viel verstehen, gibt auch der dritte, der gottlose alte Onkel aus Paris, den ich sonst noch am ersten leiden mag, seinen Senf dazu ..."

„Und was ist beschlossen?"

„Luftveränderung. Ich soll jetzt in einen bunteren Käfig — in Italien, an

Digitized by Google

den Seen. Und im übrigen bleibt alles beim alten! Einsamkeit, Stumpfsinn, Schweigen. Passen Sie auf: In einem halben Jahr bin ich wieder so weit, daß ich den Tag über am Ufer steh' und angele, und alles hier — das Aufwachen der letzten Monate, das sich Aufrütteln, alles war vergebens."

„Fürchten Sie das nicht, Gräfin. Was werden will, das wächst und läßt sich nicht beirren. Sie sind ein denkender Mensch geworden und bleiben es. Und wenn Sie heute dem Entschlusse aus dem Wege gehen, so klopft er in vier Wochen eben wieder bei Ihnen an und immer wieder . . ."

„Welcher Entschluß?"

Er zuckte die Achseln und schwieg.

„Sie sagen — ich sei ein denkender Mensch geworden!" begann sie wieder. „Gut — durch Sie! Durch den Zufall, daß ich Sie kennen lernte. Wenn wir uns nun trennen — denn ich soll ja auf viele Jahre von hier fort — dann kann ich mich allein nicht weiterfinden, denn ich kenne mich ja nicht aus. Ich weiß ja noch viel zu wenig. Es ist ja alles erst so kurze Zeit her . . . und auch meine Willenskraft ist ja noch so jung. Ich werde müde ohne Ihren derben Schlag auf die Schultern und Ihr derbes Vorwärts! Müde und mutlos. Ich sehe schon den Tag, wo wieder die Häkelei und die Modezeitung sich statt unserer Bücher auf meinem Tische breit machen und ich das wieder gründlich gelernt habe, was Sie mir eben abgewöhnt haben — das Gähnen, das aus einem leeren Kopfe kommt."

„Möglich wär's ja," sagte er kurz und finster, „und schade wär's auch."

„Und da möchte ich nun von Ihnen eine Antwort auf die Frage haben, die mich seit Wochen und Monaten, kurz, seit ich eben denke, beschäftigt. Sehen Sie, daß ich Pflichten habe nach außen — das ist klar. Als Frau und Mutter und Tochter, und was ich sonst noch bin. Gut! Aber nun kommt mir in letzter Zeit immer wieder der Zweifel: ‚Hat man nicht auch Pflichten gegen sich selbst?'"

„Natürlich!"

„Das sagen Sie, und ich sage es mir schließlich auch, daß man ein Mensch ist und nicht bloß ein Ding, das nach Belieben herumgestoßen wird und nur anderen dient. Aber nun kommt eben die eigentliche Frage: Wo ist die Grenze? Wie viel Pflichten ist man den anderen schuldig, und wie viel sich selbst?"

„Sich selbst alles und den anderen gar nichts."

Sie blickte ihn erschrocken an.

„Ja, ja, Gräfin, das ist das große Geheimnis. ‚Ich bin ich!' . . . Und weiter gibt's nichts."

„Das . . . das begreife ich nicht ganz." Sie schüttelte den Kopf. „Es gibt doch Pflichten, die . . ."

„Es gibt keine Pflichten, sondern nur natürliche Gesetze. Aus allen Büchern, die Sie lasen, müssen Sie doch erkannt haben, daß alles in der Welt nach eisernen, unabänderlichen Gesetzen, die keine Macht des Himmels und der Erde umstoßen kann, geschaffen ist und da ist und seine Bahn geht. Jedem Ding ist genau bestimmt, was es sein soll, und es hat nichts anderes zu thun, als das auch wirklich zu sein. Der Mensch auch! Sein Charakter ist ihm angeboren und wechselt nicht. Ihm hat er zu folgen, sowie er ihn erkannt hat. Das ist die einzige Pflicht — die Pflicht gegen sich selbst."

„Dann wäre man ja aber ganz allein auf der Welt!"

„O nein, mit seinesgleichen. Nur mit denen, die anders sind, hat man nichts gemein und handelt wider die Natur, wenn man ihnen sein ‚Ich' opfert. Das will die Natur nicht. Sie scheidet nicht erst mit Mühe die Dinge, damit sie sich gleich wieder planlos ineinander mengen. Sie haben aus Darwin gesehen, daß aller Fortschritt auf dem Sieg des Stärkeren über den Schwächeren beruht. Darum gehören die Starken rechts, die Schwachen links."

„Und wenn man zu spät bereut, daß . . ."

„Man kann gar nichts bereuen, was man aus seinem eigensten Wesen heraus gethan hat — denn das mußte eben sein. Verbieten Sie doch dem Baum da, an dem Sie lehnen, weiterzuwachsen. Er wächst doch und kann nicht anders und macht sich keine Gewissensbisse daraus. Mit einem Wort: Sei, was du bist! Und thu, was du mußt! Das ist der ganze Zweck des Lebens und zugleich sein einziges Glück: daß man nämlich auf dem Platze steht, wo man hingehört."

Sie erwiderte nichts.

„Nur freilich muß man das auch genau wissen, wer man ist," fuhr er fort. „Es

Digitized by Google

ist nicht leicht, wirklich zu sich selbst zu kommen. Die meisten leben nur so hin, besonders die Frauen. Neun Zehntel von Euch sind da und wissen es selber nicht. Aber dann gibt es auch besonnene Leute, die sich sagen: ‚Ich bin ich!‘ Und so einer kann auch andere aufrütteln. So hab' ich Sie wach gemacht!“

„Ich weiß nicht, ob ich's Ihnen danken soll . . .“

„Und wie! Es ist doch ein großer Unterschied, ob man eine Blume ist oder ein besonnener Mensch. Das werden Sie jetzt mit Gottes Hilfe, oder vielmehr — Sie sind's ja schon. Ich brauche Ihnen ja eigentlich gar nichts zu sagen. Es geht alles von selber seinen Gang.“

„Ich fürchte es auch!“ sagte sie und starrte in die Ferne.

Er lachte. „Warum denn fürchten? Das natürlichste Ding auf der Welt, daß sich das Gesunde vom Moderigen loslöst? Daß man einfach, wenn einem die Stickluft zu sehr den Atem nimmt, die Thüre von außen zumacht und in Gottes schöne Welt hinausgeht?“

Sie preßte die Lippen zusammen und blieb stumm.

„Wenn mich einer gefangen setzen wollte!“ Er reckte die Schultern. „Ich thät' mich bedanken, und wenn man mir eine ganze Litanei von Pflichten vorerzählt. Sie können freilich sagen, daß Sie eine Frau sind und ich ein Mann. Aber Sie sind ein Vollmensch, sie gehören in die Freiheit.“

„Sie meinen also . . .“ Sie senkte schweratmend den Blick zu Boden. „Ich soll einfach . . . einfach fort . . .“

„Nein, Sie *sollen* nicht fort, Sie *müssen* fort! Ob mit oder gegen Ihren Willen. Alles, was Sie sind und wie Sie werden und sich von Tag zu Tag weiter entwickeln, drängt Sie unaufhaltsam dazu. Und wenn Sie es heute niederkämpfen, ist es in vier Wochen wieder da und meldet sich immer wieder und immer stärker, bis endlich doch geschieht, was geschehen muß.“

Sie hob die Augen nicht empor. „Gedacht hab' ich schon oft daran, oft seit einiger Zeit. Aber ahnen Sie denn, *was* das heißt, mit der ganzen Vergangenheit, mit allem, was da war, brechen und . . .“

„Das heißt gar nichts! Was liegt mir an der Vergangenheit, wenn ich die Zukunft habe? Und gar Ihre Vergangenheit in Schlössern und Klöstern, und was weiß ich für verräucherten Eulennestern? Das ist's auch nicht. Sie haben einfach noch Angst! Nicht vor den Menschen — das glaub' ich Ihnen — aber Sie trauen sich selber noch nicht recht. Sie sind sich selber noch so eine funkelnagelneue Bekanntschaft — ein ganz interessanter Mensch, der aber noch allerhand Geheimnisse an sich hat und vor dem man sich doch noch ein bißchen in acht nehmen muß. Liebe Freundin — dies Mißtrauen gegen sich selber müssen Sie sich ansreden, eher kommen Sie nicht weiter und quälen sich ohne Entscheidung hin. Das Schicksal schenkt Ihnen die Entscheidung doch nicht. Einmal im Leben müssen wir doch alle bei Gelegenheit die große Probe aufs Exempel machen — die Probe, ob die Rechnung stimmt und wir das sind, wofür wir uns halten. Das ist Ihnen noch beschieden, und mir wohl auch einmal.“

„Also, was soll ich thun?“ fragte sie rasch und hob den Kopf hoch.

„Noch einmal? Was Sie *müssen*! Das wissen Sie besser als ich. Ich habe nichts damit zu thun und will es nicht. Gerade um Ihretwillen! Am letzten Ende der Dinge kann kein Mensch dem anderen helfen. Er muß aus sich heraus seinen Willen holen und handeln. Nur kein Mittelding — das allein sag' ich Ihnen — keine Verzögerung. Das nutzt nichts und ist eine Quälerei für alle. Es kommt doch immer wieder.“

„Und wenn ich es nun doch immer wieder überwinde . . .“ Sie biß die Lippen zusammen. „Und wenn ich schließlich doch siegreich bleibe? . . .“

Er schlang die Hände ineinander und sah sie mitleidig an. „Und dann? Um Gottes willen, Sie ärmste Menschenseele — was ist denn dann gewonnen? Also denken Sie, ein Menschenalter sei vergangen, und Sie sitzen wieder da oben im Schloß und fühlen den Herbst kommen und ein Fröstеln in allen Gliedern, und fragen sich in einer ihrer vierundzwanzig Mußestunden am Tage: Was ist nun eigentlich gewesen? Und die Antwort: Nichts, nichts als so eine dumpfe Erinnerung ans der Zeit, in der wir jetzt sind! So ein undeutliches Bild einer flotten, klugen, jungen Frau voll Lebenskraft und Lebenslust bis in die Fingerspitzen, von der

Digitized by Google

Sie kaum mehr begreifen, daß Sie, die alte und ein bißchen stumpf gewordene Dame, das einmal selbst gewesen sind — und ein ebenso verschwommenes Bild eines armen Bauernbuben, der nach seinem besten Wissen — und dumm war der Kerl wahrhaftig nicht — Ihr Bestes gewollt hat. Leider vergebens! Da sitzen Sie dann, und niemand dankt es Ihnen. Niemand denkt daran, daß Sie überhaupt etwas Besonderes geleistet haben. Sie haben ja nur alle Ihre ‚Pflichten' erfüllt."

„Aber glauben Sie ja nicht," fuhr er fort, „daß ich dann etwa als weißbärtiger Geheimrat, Excellenz und Hausfreund neben Ihnen sitze und bei getrockneten Veilchen und blauen Bändern in Rührung schwelge. So bin ich nicht! Ich bin bis dahin durch und hab', was ich brauche. Sehen Sie, wie ich dem Stein da einen Schubs gebe, und er den Abhang hinunterspringt in immer größeren Sätzen, ganz ungeschlacht durch Dick und Dünn, immer weiter — so geb' ich mir selber auch einen Schubs durchs Leben und kann mich unterwegs nicht lange aufhalten, so wenig wie der Stein stillstehen und sich ausschnaufen kann."

„Also handeln Sie rasch und handeln Sie bald!" Er faßte ihre Hand. „Ich könnt' Ihnen ja leicht von meiner Willenskraft etwas mit auf den Weg geben — so einen elektrischen Schlag von Energie, wie wir uns jetzt an der Hand halten — daß Sie plötzlich ein ganz anderer Mensch sind und den Kopf hochnehmen und fragen: ‚Kinder, was kostet die Welt?' Aber ich thu's nicht, denn das wäre eben dann mein Wille, der dort auf euer Grafenschloß hinaufsteigt, aber nicht der Ihre. Und Sie sollen sich selber frei machen ... von allem!"

Sie zog mit einer hastigen Bewegung ihre Hand zurück und wandte sich, ohne ihn anzuschauen, zum Gehen. „Ich will mit ihm reden," murmelte sie.

„Jetzt gleich?"

„Ja."

XV.

Am Eingangsthor des Schlosses stand der Jäger Wegmann im eifrigen Gespräch mit seiner Braut, dem Kindermädchen Elise. Der Regen schüttete hart vor ihnen in rastlosen Güssen nieder, die Welt lag grau in grau, allein der Waldläufer lachte über das ganze Gesicht, daß die kohlfarbenen Augen und unter dem schwarzen, keck aufgedrehten Schnurrbart die weißen Zähne blitzten.

„Glück muß m'r halt hawwe, Elis'!" sagte er. „Un für unseraans is es halt e Glück, wanner e rechte Herrschaft find't. Dees is net so leicht mit dem heirate derfe! Annerswo probiert's eener zehnmal un kriegt's von der Herrschaft verbotte! Herngege unsere Leit — die erlaawe's uns net norr — die geewe einem noch Geld dazu und gute Wort'."

Das Kinderfräulein schwieg. Es lag eine auffallende Blässe auf ihren hübschen, feingeschnittenen Zügen, die nichts Bäuerliches an sich hatten. Sie war ja auch von Hause aus eine Lehrerstochter, sie klimperte etwas Klavier und konnte sogar ein paar Worte Französisch, so daß man sich in den unteren Regionen des Schlosses eigentlich gewundert hatte, als sie plötzlich die Werbungen Wegmanns erhörte.

Der stieß sie mit dem Ellenbogen in die Seite. „Ja, so e Herrschaft!" fuhr er fort. „Ich war dir doch ganz baff, wie der Graf vorhin zu mir spricht: ‚Wegmann, wie viel Lohn hawwe Se jetzt?' Ich sag': ‚Fuffzig Mark, Herr Graf.' Un er: ‚Dees kann Ihne bis jetzt gelangt hawwe! Aber jetzt, wann Sie e Fraa hawwe un ... un so weiter, no langts net. Ich geb' Ihne jetzt hunnert Mark uff'n Monat, weil ich mit Ihne recht zufrieden bin, un Sie könne mit Ihrer Fraa die Hinterwohnung im Rentamt beziehe.' Du, Elis' — vier Stube un e Küch' — und wann die Herrschafte verreise, nach Italie 'nunner, da derfe m'r aach mit. Du, Elis', e Hochzeitsreis' nach Italie — denk' norr! Do hot's dir Affe und Palme, do is es anners wie hier."

„Ja, 's is schon recht!" sagte Elise. „Ich bin auch froh. Aber jetzt muß ich ins Haus, zum Kind."

„O mei, des schläft! Alleweil willst du fort von mir, Elis', in dere letzte Zeit? Was hoscht dann norr?"

Sie lachte. Eine flüchtige Röte färbte ihre blassen Wangen. „Was soll ich denn habe? Zu schaffe hab' ich, von früh bis spät, so lang' als das Kind krank is und ..."

Sie brach ab und stand rasch auf. Auch der Jäger richtete sich stramm empor, während ihrer beider Herrin, von dem Diener gefolgt, aus dem Regengerieſel draußen eintrat.

Digitized by Google

Von de Waterkant. Bronze von Robert Hannig.
(Große Berliner Ausstellung 1899.)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Wo ist mein Mann?“ fragte Wera, fast ohne das Paar anzusehen.

„Der Herr Graf sin' oowe!“

„Gut. Sehen Sie, Wegmann, daß man uns jetzt nicht stört. Ich hab' mit ihm zu sprechen. Und Sie, Elise, schauen Sie nach dem Kleinen. Es ist doch nichts Besonderes mit ihm? Nein? — Sollte etwas sein, so finden Sie mich drüben im Arbeitszimmer.“

So hieß das Kabinett des Hausherrn, obwohl noch kein Sterblicher den Grafen Pius hatte arbeiten sehen. Die ganze Rückwand des Zimmers nahm ein mannshoher, in Hunderte von Wappen veräftelter Stammbaum ein. Mit dem Rücken an ihn gelehnt stand der Gebieter des Schlosses da und kaute unruhig an seinem Schnurrbart. Er hatte draußen die schnellen, elastischen Schritte seiner Gattin gehört. Mit ihr trat die Entscheidung in das Zimmer, vor der er, obwohl er sich wieder den ganzen Morgen mit den alten Herren beraten hatte, eine ängstliche Scheu empfand.

Auch jetzt versuchte er nach seiner Art, womöglich alles hinauszuschieben. „Du bist ja tropfnaß!“ murmelte er, als sie vor ihm stand. „So im Regen herumzulaufen. Geh' doch und zieh' dich um, du erkältest dich ja.“

Sie warf den feuchten Lodenmantel lässig über einen Stuhl. „Ich erkälte mich nie. Und jetzt habe ich über Ernsteres mit dir zu sprechen. Ich bringe dir die Antwort auf gestern.“

„Wegen unserer Abreise von hier?“

„Ja.“

„Also — wann soll sie sein?“

„Du kannst reisen, wann du willst. Ich gehe nicht mit.“

Es war still zwischen ihnen. Das trennende Wort war gefallen.

„Ich hab' es mir lange überlegt,“ fuhr sie endlich fort, „und hab' gefunden: man hat doch auch Pflichten gegen sich. Wie ich dich heiratete, war ich ein halbes Kind. Jetzt bin ich geistig frei und reif geworden und kann es nicht dulden, daß man nach Belieben mit mir schaltet und waltet.“

„Hat dir das der Doktor eben eingetrichtert?“ Es zuckte böse um die Lippen ihres Mannes.

„Gesprochen habe ich mit ihm darüber. Freilich.“

„Und das ... das sagst du mir einfach in dieser Stunde ... so ganz ruhig ins Gesicht!“

„Ja, denn ich kann dir eben ganz ruhig ins Gesicht sehen, und er auch. Aber ich will mich gar nicht entschuldigen oder verteidigen. Ich bin eben so, wie ich bin! Und ich bleibe so, und ich kann gar nicht anders sein, weil mich die Natur nun einmal so geschaffen hat. Du hast dich eben in mir getäuscht. Leider. Von *mir* will ich gar nicht reden ...“

„Das heißt ... du hast dich auch in mir getäuscht.“

„In dir nicht. Denn wie du bist, gibst du einem ja nicht eben Rätsel zu raten auf. Aber in meinem ganzen Leben hier — in der ganzen Art unserer Ehe. Was wußte ich von der Welt, wie ich dich heiratete? Was wußt' ich von diesem Waldwinkel hier, wo am lichten Tage die Käuzchen schreien? Du fühlst dich wohl hier mit deinen Briefmarken, deiner Zither, deinen Karpfen. Aber ich ...“

„Du sollst ja fort von hier. Ich will es ja selbst.“

„Ja, aber es ist eben doch ein großer Unterschied. Du willst fort von hier, und ich ...“

„Nun?“ Er trat auf sie zu.

„Ich will fort von dir!“ Sie sprach ganz rasch und ruhig, wie sie sich die Worte zurecht gelegt hatte. „Ich möchte meine Freiheit wieder haben, ich brauche sie. Und ich hoffe, du gibst sie mir. Wir quälen uns ja doch nur. Vielleicht durch meine Schuld, gewiß sogar. Ich war eben außer stande, dir das Glück zu geben, das du gehofft hast. Du hast es eben in mir nicht gefunden und ...“

„Nein!“ Er lachte bitter auf. „Nein, das hab' ich wahrhaftig nicht, und ich war doch gar nicht so unbescheiden. Ich wollte ja nur ein bißchen Liebe. Einen Menschen, der mich lieb hat. Den brauch' ich zum Leben, und hatt' ihn nicht mehr, seit meine Eltern tot sind. Du solltest mir das sein, aber du hast ja nie auch nur versucht, mich lieb zu haben.“

„Ich kann mich doch nicht zwingen!“ Sie preßte die Lippen zusammen, daß ihr Antlitz einen harten, feindseligen Zug gewann. „Das muß eben ein Mann sein, der mich wirklich versteht und zu dem ich

Digitized by Google

emporſchauen kann ... beinahe, vor dem ich mich fürchten kann ..."

„An andere Menſchen denken muß man!" ſagte ihr Gatte traurig. „Dann hat man ſie auch lieb. Du aber denkſt nur an dich, immer nur an dich — und nun gar, ſeit dieſer-Doktor ... ſchau, du weißt ja gar nicht, wie ich dich gern gehabt hab', in der erſten Zeit. 's iſt ja jetzt lange her, und recht ausdrücken hab' ich's nie können. Aber damals — ach, geliebt iſt viel zu wenig! Aufgeſchaut hab' ich zu dir. Du kamſt mir gar nicht wie andere Menſchen vor, ſondern wie etwas ganz Beſonderes, Ungewöhnliches ... ich kann es gar nicht ſagen, wie was. So froh war ich, wie ich dein Jawort hatte. Hier in dem Zimmer bin ich nachts auf und ab gelaufen und vor dem Bilde meiner ſeligen Mutter ſtehen geblieben und hab' die Hände gefaltet und gelacht und geweint. Gott weiß, was du alles aus mir gemacht haſt ... ein armer, einfacher Menſch, der ich nun einmal bin. Und womit haſt du mir das alles gedankt? Mit Teilnahmloſigkeit, mit Langeweile — mit Verachtung. Ja, ſei ſtill, ich hab's wohl gefühlt — mit Verachtung. Und nun zuletzt mit dem einzigen Wunſche: Fort von mir! ..."

„Ja, bitte ... laſſe mich fort!" Ihre Stimme klang weicher. „Ich weiß ja — ich bin ſchuld. Ich hab's ja ſchon vorhin geſagt. Aber eben darum: Gib mich frei! Mache dich ſelbſt frei. Du wirſt dann eine andere finden, die dich beſſer verſteht, die ..."

Er ſchüttelte den Kopf. „Zum zweitenmal will ich das nicht erleben. Ich hab' genug, durch dich. Du haſt mir zu bitter weh gethan. Du haſt mir alle Freude und alles Zutrauen zu den Menſchen genommen. Und gegeben haſt du mir nur eines dafür — unſer Kind."

Sie ſchwieg und ſah ihn an. Es war eine bange Stille.

„Ich bin dir alſo nicht genug!" ſtieß er plötzlich hervor. „Du willſt einen Mann, vor dem du dich fürchteſt. Nun ſchön, geh und ſuch' ihn! Geh — ich weiß ja, wohin."

„Das heißt ... wirklich ... ich bin frei?"

„Ja! Ich hab' auch mit den Onkeln geſprochen. Es geht nicht zwiſchen uns. Ich ſeh' es ſelbſt. Reiſe zu deinen Eltern oder wohin du willſt — wann du willſt. Ich laufe dir nicht nach. Wenn es ſchon ſein muß, iſt es mir am liebſten, du gehſt gleich."

Sie ſah ihn ſcheu an. Ein plötzlicher Verdacht ſtieg in ihr auf. Sie ſah hinter ihrem Mann den Schatten des alten klugen Prieſters aus Rom und hörte ſeinen leiſe ziſchelnden Ratſchlag voll jeſuitiſcher Menſchenkenntnis.

„Jetzt kann ich doch nicht fort," murmelte ſie.

„Warum nicht?"

„Wulfi muß doch erſt wieder geſund werden!"

Sie ſtockte, während ſie die letzten Worte ſprach. Sie bemerkte die Veränderung im Geſichte ihres Gatten. Zum erſtenmal empfand ſie vor ihm Angſt. So hatte ſie ihn noch nie geſchaut, mit dieſem feindſeligen Glanz in den Augen und dem verbiſſenen Trotz in dem ſonſt ſo nichtsſagenden, gutmütigen Geſicht.

„Wulfi?" fragte er ſchroff.

„Nun ja ... du wirſt doch einſehen, daß unſer Kind ..."

„Unſer Kind?" Er lachte auf. „Nein, meine Liebe. Eine Frau, die aus dem Hauſe geht, hat kein Kind mehr."

Mit drei Schritten ſtand ſie neben ihm, der in ſich zuſammengeſunken und, ohne ſie anzuſehen, in einem Lehnſtuhl kauerte. „Was ſagſt du ... ich ... ich verſteh' dich nicht!"

„Du kannſt gehen!" murmelte er ſcheu und verbiſſen und heftete den Blick auf den Boden. „Wulfi bleibt hier!"

„Mein Kind!"

„Meines!" Er hob die Wimpern, und ſie erſchrak. Sie hatte ſich getäuſcht, als ſie ihn völlig für einen Schwächling hielt. Tief in ihm, bisher faſt verborgen, lebte noch ein Reſt von jener Kraft, vermöge derer ſein Geſchlecht ſo viele Jahrhunderte ſiegreich überdauert, die inbrünſtige Liebe zu dem eignen, uralten Blut, ein beinahe tieriſches Scheinsfühlen mit denen, die vom gleichen Stamme waren.

Aber war es nicht auch ihr Fleiſch und Blut? Sie bemühte ſich, ihre Faſſung zu bewahren, und ſprach ganz ruhig, während ſich ihre Hände auf dem Rücken ineinander ballten.

Digitized by Google

„Wulfi gehört doch uns beiden," begann sie. „Das mußt du doch zugeben! Und ich habe mir gedacht, wenn wir — wenn wir von einander getrennt leben, so müssen wir uns eben in ihn teilen. Einen Teil des Jahres hab' ich ihn für mich, und dann kommt er wieder zu dir zu Besuch, oder du trifffst ihn, wo du willst. Das ist doch immer so in solchen Fällen, das wird doch immer so ausgemacht. Und besonders so lange er so klein ist, gehört er doch zu mir . . ."

„Mir gehört er! Und wenn du weggehst, mir ganz allein. Ich hab' es dir vorhin schon gesagt: ich muß einen Menschen haben, der mich lieb hat und ich ihn. Und wer könnte das sein, wo meine Eltern tot sind und die eigne Frau mich verläßt, als mein Sohn? Den sollst du mir nicht auch noch nehmen und mir entfremden — mit dem Menschen, den du da draußen trifffst — daß er schließlich, wenn wir uns sehen, über seinen Vater mitleidig lächelt, wie du über mich lachst. Nein! Wulfi ist ja alles, was ich jetzt vom Leben übrig hab'."

„Ja — und ich?"

„Du thue, was du magst! Fange dein neues Leben an, wie du's verstehst. Du wirst es schon noch bereuen. Aber vorher nimm von Wulfi Abschied."

„Ich? Von Wulfi?" Sie beugte sich über ihn. „Ja, ist das nicht mein Eigen? Wulfi und ich — das ist doch dasselbe? Ich kann doch nicht von mir selber weg."

„Dann bleibe!"

Sie starrte auf ihn nieder. Es bäumte sich alles in ihr auf vor Zorn und Verzweiflung, aber sie hielt an sich. Dies bitterböse Funkeln in seinen sonst so mattblauen Augen lehrte sie Vorsicht. Es war wie der Blick eines wilden Tieres, dem man die Jungen rauben will.

„Dann bleibe!" wiederholte sie. „Das heißt: Ihr haltet mich gefangen hier . . . bei meinem Kinde. Ihr schleppt mich nach Italien . . . hinter meinem Kinde her. Ihr macht mit mir, was ihr wollt . . . durch mein Kind. Er hat freilich keine Kinder, dein Onkel aus Rom. Er hat's dir ja doch geraten, der Jesuit, und kein anderer. Er weiß nicht, wie das thut."

Gräf Pius zuckte mit den Achseln. „Lebe, wie du kannst, ich thu's auch."

Wie er dasaß, die verkörperte blöde Ergebung in das Schicksal einer unglücklichen Ehe, gegen das in ihr sich alle Fibern sträubten — ein gleichgültiger Klotz an ihrem Fuße, ein kalter Riegel an der Pforte zur Freiheit. Der weißglühende Haß begann in ihr aufzukochen. Sie konnte nicht mehr an sich halten; sie wandte sich um und lehnte sich laut aufschluchzend an das Fenster, und ihre Finger krallten sich in ratlosem Grimm.

Er blieb sitzen, stumm und still. Und dieser Schwächling, diese Puppe, deren Drähte da draußen ihr Vater, der fromme Odenwälder aus Monaco, oder der seelenlose römische Priester zogen, war stärker als sie! Er hielt sie fest und bezwang sie gerade mit dem Besten, was in ihr war, mit der Mutterliebe . . .

Das begriff sie nicht. Sie stand am Fenster in einem dumpfen Erstaunen. Wie im Traume hörte sie das eintönige Ticken der Wanduhr, das Rauschen des Windes, das boshafte Epheuzischeln um die ewige Burg.

Da öffnete sich die Thüre. Elise erschien. Auf ihrem Arme, halb schlummernd, der kleine Blondkopf. Er hatte die Augen geschlossen. Die goldenen Locken fielen wirr um das blasse Gesichtchen, das müde an der Schulter der Wärterin lehnte.

„Verzeihung!" sagte das Kinderfräulein. „Aber ich möchte gern Wulfi einmal herbringen und zeigen. Er gefällt mir in den letzten Stunden gar nicht. Er will seine Milch nicht trinken und will nicht spielen und hat für nichts Freude. Nur immer daliegen und schlafen."

Die beiden Gatten blickten stumm auf das kleine Geschöpf — dies geliebte Geschöpf, das sie in ihrem Hasse aneinander band — diese zarte knospende Blüte, in der der stolze, einst hundertfach verästelte Stammbaum dort in der Ecke als in seinem letzten Sprossen auslief.

„Fieber hat er ja nicht," fuhr Elise fort. „Aber der Herr Doktor ist heute noch nicht dagewesen. Ich kann mir gar nicht denken, warum? Er ist doch sonst so pünktlich. Wenn ich reden darf — ich meine, es wäre doch gut, nach ihm zu schicken."

Graf Pius stand auf. „Gehen Sie hinunter, Elise: der Kutscher soll sofort anspannen und nach der Stadt fahren und der Physikus holen. Auf der Stelle. Es sei dringend."

Digitized by Google

„Herr Graf!“ Die hübsche, zarte Person zögerte und vermied, wie immer, ihn anzusehen. „Der Kutscher wird nicht über den Neckar können. Es ist Hochwasser.“

„Ach, Unsinn, Hochwasser!“ Der Schloßherr brauste ganz gegen seine Gewohnheit zornig auf. „Er soll dem Fährmann fünf Mark geben! Zehn Mark! Dann bringt ihn der im Nachen schon hinüber und zurück. Den Physikus auch, der fürchtet sich nicht.“

„Aber wenn der Herr Doktor inzwischen kommt?“

„Dann soll man ihm sagen, ich ließe danken und hätte den Kollegen aus der Stadt berufen. Seine Bemühungen seien also von jetzt ab überflüssig. Wo steckt Wegmann? Ich will ausgehen. Jetzt gleich.“

„Ich werd' es ihm sagen, Herr Graf.“ Elise verließ, das Kind auf dem Arme, das Zimmer. „Mach' voran!“ sagte sie draußen zu dem schwarzen Jäger, der, im Flur stehend, müßig an der Scheibe trommelte. „Der Herr geht aus.“

„O mei'!“ Der verwegene Bursche lachte. „Jetzt heißt's wieder Karpfe füttere und sich vom Rehbock ausschelte lasse. Aber wege meiner! Hunnert Mark im Monat, Elis'. Dees is e Wort. Un die Wohnung und die Reis' nach Italie.“ Er nahm ein Centralfeuergewehr aus dem Jagdschrank und rieb es mit einem Läppchen ab. „Ich hätt' ja aach lieber e annern Herrn, e hirschgerechten Mann, mit dem man Ehr' einlegt. Der Graf is mir zu still. Aber was hilft's, wann aaner hirschgerecht is un hot ka Geld? Der hott welches und gibt mir's, und dafor dien' ich. Und ich erwisch' ihm doch nochemol den Bazaine, den Lump, und wann der zehnmal droht, er wollt' mich kalt mache. Sell hot schon mancher gesagt, aber gethan hot's kaaner. Ängst' hawwe sie vor mir, alle zusamme.“

„Wegmann!“ tönte ungeduldig unten aus dem Treppenhaus die Stimme des Grafen.

„Ich kumm' schon, Herr Graf!“ Der Waldläufer sprang, elastisch wie eine Katze, drei Stufen auf einmal nehmend, die Stiege hinab. „Adje, Elis'! Und mach' net als so e kläglich Gesicht.“

Die hübsche Bonne sah den beiden nach, wie sie, die Flinten über der Schulter, durch den Park dahinschritten. Eine Weile stand sie still, es zuckte etwas auf ihrem blassen Gesicht. Dann fröstelte sie zusammen und trug langsam, mit gesenktem Kopfe, ihren kleinen Pflegling wieder hinüber in sein Gemach.

XVI.

Unten im Park wandelten, wie immer um diese Stunde, die alten Herren stumm und gebeugt, die Hände auf dem Rücken, unter dem kahlen triefenden Ulmengeäst auf und nieder. Auch sie folgten mit den Augen dem rasch im Nebelgrau verschwindenden Schloßherrn und seinem Diener.

„Ob er wohl mit ihr gesprochen hat?“ fragte der Pariser, verdrießlich an der erloschenen Cigarette kauend.

Der General nickte. „Jetzt eben.“

„Woher weißt du denn das?“

„Sie steht doch dort oben am Fenster und schaut herunter. Und wenn man ihr Gesicht sieht . . .“

Der alte Roué zwinkerte von der Seite hinauf und wendete sich gleich darauf wieder wie schuldbewußt ab. Ohne weiter ein Wort zu sprechen, setzten sie ihre einförmige Promenade fort.

Die oben beachtete sie gar nicht. Sie sah nur, daß heute einer aus ihrer Dreizahl fehlte. Der hagere Preuße ging da mit seinem langsamen steifen Schritt, und neben ihm trippelte nervös, mit seinen immer noch glänzenden Augen unruhig alles musternd, der greise Boulevardier. Aber zwischen den beiden schwarzen Gestalten fegte nicht wie sonst der zischelnde Weiberrock des Priesters das welke Laub am Boden auf. Es schien, daß das schlechte Wetter den verweichlichten alten Römer im Schlosse zurückhielt; wahrscheinlich nebenan in dem großen Saal, in dem mit Hilfe von Füllöfen und Kamin die sonst überall aus dem Mauerwerk, zumal zur Frühjahrszeit, dunstende Kälte gebannt war.

Sie empfand einen seltsamen Drang, ihrem Feinde ins Gesicht zu sehen; denn er war ja doch der eigentliche Feind, der einzige. Er lenkte an seinen Fäden die anderen, seit er aus Rom eingetroffen war, weniger, wie sie jetzt ahnte, seiner Gesundheit wegen, als um die Verhältnisse ihrer Ehe in seiner Art zu ordnen. Er hatte gestern ihren Vater hierher berufen und damit den Stein ins Rollen gebracht, er hatte heute morgen ihrem Manne den schlangenklugen Rat ins Ohr geblasen, sie

Digitized by Google

von ihrem Kinde zu scheiden; er würde mit seiner überlegenen List alles, was sie noch weiter versuchen konnte, zu nichte machen, noch ehe es begonnen. Es war besser, mit ihm unmittelbar zu verhandeln, statt mit den blinden Geschöpfen seines Willens. Vielleicht war doch eine Verständigung zwischen ihm und ihr möglich.

Ohne sich eigentlich Rechenschaft abzulegen, was sie that, ging sie rasch hinüber zum Saal und öffnete die Thüre.

Vor dem glühenden Füllofen stand wie ein langer, schmaler, schwarzer Schatten, fröstelnd der greise Kleriker und neigte lächelnd das mit einem Käppchen bedeckte Haupt zum Gruße.

Sie stockte. Sie fühlte sich, wie immer, diesem leidenschaftsfremden Fanatiker gegenüber willenlos werden.

„Ich . . . ich habe eine Bitte," sagte sie zögernd.

Die schmale weiße Hand des anderen machte eine anmutige Bewegung, als sichere sie im voraus gütig die Erfüllung jedes Wunsches zu. „Ich bin glücklich, Ihnen dienen zu dürfen," sprach er mit dem weichen Tonfall seiner des Deutschen ungewohnten Stimme. „Um was handelt es sich?"

„Um meinen Sohn. Er ist krank."

„Aber, wie wir hoffen, doch nicht ernstlich."

„Hoffentlich nicht, aber immerhin darf der Arzt nicht fehlen. Nun ist der Doktor aus dem Dorfe bisher nicht heraufgekommen, und wenn er kommen sollte, hat mein Mann befohlen, ihn nicht vorzulassen, sondern ihm für seine weiteren Dienste zu danken."

„Nun . . . und der Kreisphysikus?"

„Man hat nach ihm geschickt. Aber es ist Hochwasser. Ich bin überzeugt, daß unser Kutscher nicht über den Neckar kann, sondern mit dem leeren Wagen hier wieder vorfährt. Dann kann der eine Arzt nicht kommen, der andere darf nicht kommen, und was aus meinem Kinde wird, weiß Gott."

„Nun — was soll ich thun?"

„Dem Doktor unten schreiben, daß er als Arzt nach dem Kinde sehen möge. Ich darf das nicht thun. Es würde mißverstanden werden — wie jetzt die Dinge stehen, wenn ich ihn hier ins Haus rufe. Aber Sie — das ist etwas anderes. Durch Sie ist er gedeckt — sich selbst und meinem Manne gegenüber, und kann ruhig seine ärztliche Pflicht ausüben. Denn um die — ich schwöre es Ihnen — handelt es sich ja nur."

Der Priester schwieg und betrachtete eine Weile nachdenklich das Teppichmuster. „Ja," sagte er dann plötzlich, setzte sich an einen Tisch und schrieb.

„Ihr Wunsch ist erfüllt!" Er klingelte und übergab den Brief dem eintretenden Diener zur Besorgung in das Dorf. „Der Arzt wird in spätestens ein, zwei Stunden hier oben sein. Ist sonst noch etwas?" setzte er hinzu, da sie zögerte. „Bitte! Ich stehe zu Diensten."

Sie holte tief Atem. „Ja! Man will mir mein Kind nehmen."

Der Römer zog erstaunt die Brauen hoch. „Wer denn, um Jesu willen?"

„Mein Mann — und Sie — ihr alle."

„Welch ein Irrtum," sagte der Priester kopfschüttelnd. „Beruhigen Sie sich, es bleibt ganz gewiß bei Ihnen."

Aus unserer Bildermappe:

Friedrich der Große.
Standbild von Joseph Uphues in der Siegesallee zu Berlin.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Digitized by Google

„Hier im Schlosse?“

„Ueberall, wo sich seine Eltern befinden.“

„Aber wenn die an zwei Orten sind?“

„Das ist unmöglich. Die Frau hat dem Manne zu folgen — nach göttlichem und menschlichem Recht.“

„Wenn ich mich aber doch von ihm trenne? . . .“

„Dann nimmt man das Kind Ihnen doch nicht.“ Er sah ganz erstaunt durch seine Brillengläser zu ihr hinüber. „Sondern Sie, liebe Tochter, verlassen es, verlassen den Platz, an den sie gehören. Da geschieht Ihnen doch kein Unrecht, sondern Sie selbst begehen eines, und eines der schwersten, die wir kennen.“

Er lächelte ihr beinahe väterlich zu. Die weiche Greisenstimme klang tonlos in ihrem Ohr, sie fühlte sich seiner jesuitischen Logik nicht gewachsen. „Es ist doch mein Kind,“ sagte sie ratlos.

„Gewiß. Drüben liegt es und wartet nur, daß Sie sich wieder an sein Lager setzen und es pflegen. Seien Sie sicher, daß Sie niemand von diesem heiligen Platze vertreibt.“

„Aber ich will fort und es mit mir nehmen.“

Er blieb unbeweglich. „Der heilige Platz, den ich nannte, ist im Vaterhause. Das Wort ‚Mutterhaus‘ kennt unsere Sprache nicht. Denn es steht geschrieben, daß das Weib Eltern und Heimat verlassen und dem Manne folgen soll. Geht sie von ihm, so geht sie allein.“

Sie zuckte zusammen. Ihr war, als stände ein freundliches, schwarzes, langes Gespenst vor ihr in der grauen Dämmerluft des weiten kahlen Saales, von dessen Wänden überall die toten Augenpaare, die Schatten der Vergangenheit, auf sie niederstarrten, und sie empfand mit einem eisigen Angstgerieſel, daß gegenüber diesem unerschütterlichen, milde lächelnden Römerkopf alles, alles vergeblich sein würde.

„Wo soll das Kind denn sonst hin?“ fuhr er in etwas wärmerem und lebhafterem Tone fort. „Vergessen Sie nicht: er ist der letzte des Geschlechts. Eine ganze Reihe bedeutender, durch Tugenden und wahren Glauben ausgezeichneter Männer und Frauen schließt mit ihm ab. Ob sie sich fortsetzt, das steht auf seinen zwei Augen. Und dieses kostbare Unterpfand unserer Fortdauer, diesen Erben von Jahrhunderten, sollen wir leichten Herzens davonziehen lassen in die Fremde — Gott weiß, wohin? Denn wer kann ermessen, wie sich unser Leben fügt? Vielleicht käme Ihr Sohn nach langen Jahren als Wunderdoktor oder Freimaurer aus Amerika zurück und machte die Burg seiner Väter zur Kaltwasserheilanstalt, wie das unten am Neckar mit dem uralten Ordensschloß Hornegg geschehen ist. Vielleicht tritt er zum Protestantismus über und hält im Reichstag socialdemokratische Reden. Vielleicht — doch genug! Das wollen wir doch alles nicht erleben. Er gehört zu uns, als das letzte, was wir haben. Unter unsere Aufsicht und Erziehung. Darin sind wir alle einig: Ihr Vater, mein Neffe, meine Brüder und ich.“

„Und wer hat ihn denn zur Welt gebracht? Ihr alle zusammen oder ich? Ich! Mit Angst und Schmerzen. Ich hab' ihn zu beaufsichtigen und zu erziehen — nicht ihr.“

„Bis zu einem bestimmten Alter gewiß,“ sagte der Priester lächelnd. „Die Pflegerin der Kindheit ist die Mutter. Wer sonst? Später aber kommt die Zeit des Reifens, der Empfänglichkeit für Eindrücke, und da — setzen Sie sich in unsere Lage, liebe Tochter, — ich meine, in die Lage gläubiger, katholischer Christen. Sie sind durch Einflüsse, die wir kennen, in eine Freigeisterei verfallen, die uns erschreckt und betrübt, ohne daß wir es ändern können, denn Sie sind eben ein erwachsener Mensch. Anders ist es mit der weichen Seele eines Knaben! Sollen seine ersten Eindrücke fürs Leben aus jener Weltanschauung stammen, deren Sie sich rühmen — der öden, materialistischen Weltanschauung eures Darwin, Häckel, Nietzsche, die uns alles nimmt, was wir haben, und uns nichts dafür gibt, als Zweifel, Ungewißheit und ein unbefriedigtes Tappen in dunkle Weiten, für die unsere Augen nicht geschaffen sind? Glauben Sie nicht, daß dieser Geist ein freier ist — ich habe ihn mit tiefem Ernst studiert, nicht, wie Sie, mich oberflächlich am Reiz des Neuen berauscht — und bin nur in meiner Überzeugung bestärkt worden, daß der Glaube hoch über dem Wissen steht. Aber ich bin ein alter Mann. Für einen werdenden Menschen ist dieses Gift verderblich, zumal, wenn es ihm tagtäglich von seiner nächsten Umgebung eingeflößt wird — von Ihnen

Digitized by Google

und vielleicht von jenem Mann, der einen so unheilvollen Einfluß auf Sie gewonnen hat."

„Jawohl!" Sie faltete verstört die Hände. „Ich weiß, wie ihr mir Wulfi erziehen würdet, wenn ich ihn euch lasse. In eurem Kollegium in Rom! Unter Ihrer Obhut. Ich hab' das selber durchgemacht in dem belgischen Kloster. Mein armer, stiller, kleiner Wulfi! Wenn ich ihn erwachsen wiedersähe, wäre er mir fremd geworden — ein blasser, scheuer Mensch in der langen Kutte, der mit seiner Mutter nichts zu reden weiß ... nein ... was mein ist, halt' ich mit beiden Händen. Ich geb' es nicht her."

Der alte Römer lächelte. „Es kommt auch nur auf Sie an, liebe Tochter. Entziehen Sie sich dem Einflusse jenes Mannes, folgen Sie Ihrem Gatten, wohin er Sie in bester Absicht führt — und wir können unbesorgt das Kind in Ihrer Obhut lassen."

„Und was wird aus mir?" Ihr heißer Atem umwehte im Flug ihrer Worte seine gelblichen, ausgemergelten Wangen. „Begreifen Sie denn nicht, daß ich dabei verrückt werde? Bei diesem Leben! Bei dem Gedanken, so ganz unnütz und thöricht in irgend einem Winkel zu verwelken, ohne daß ein Mensch etwas von mir hat und ich irgend etwas vom Leben. Ich bin doch noch jung ... ich ... ich könnte noch jemanden glücklich machen ... selbst glücklich sein ... alles! Aber nein — da soll ich hier vermodern — mit einem Mann, der mich nicht liebt und ich ihn nicht, die Jahre totschlagen, zu einer Mumie werden bei lebendigem Leibe! Nein — ich kann nicht."

„Dann gehen Sie und verlassen Sie Ihr Kind."

Sie lachte wild auf. „Ja, Sie können das ruhig sagen! Sie können das ja nicht wissen. Sie haben ja nie lieben dürfen. Sie haben ja nie Frauen gekannt, nie Kinder besessen. Aber Sie sind doch klug, Sie schauen doch durch die Menschen wie durch das Glas. Da müssen Sie doch auch sehen, was das Höchste und Heiligste ist auf der Welt — das Natürlichste! Kein Tier läßt von seinen Jungen, es stirbt lieber ... und einen Menschen ... es ist so grausam ... so dumm ... so ..."

Ihre Hände hatten sich in seinem Priesterrock festgekrampft. Er machte sich los und strich zurücktretend die seidenen Falten glatt. „Lassen Sie das doch," sprach er gedämpft. „Bleiben Sie ruhig, Sie ändern nichts mit derlei Scenen."

Sie schwieg. Er sah ihr verzweifeltes Lächeln. Ein Grauen durchfröstelte ihn vor dieser, dem alten Mann unbegreiflichen wilden und leidvollen Zärtlichkeit zu dem mit Schmerzen geborenen Selbst.

„Wollen Sie mir Wulfi lassen, wenn ich weggehe?"

Er schüttelte stumm das Haupt.

„Wirklich nicht?"

„Nein!"

„Ich rede nicht weiter, ich spreche kein Wort mehr. Zum letztenmal?"

„Nein!" wiederholte der greise Kleriker und wartete eine Weile, ob sie etwas erwidern würde. Sie war stumm. Da neigte er leise das Haupt zum Abschied und ging langsam hinaus.

Sie blieb reglos stehen und horchte mit angehaltenem Atem, bis sich das Surren seiner Röcke, den Gang entlang, in jenem Seitenflügel verlor, in dem die drei alten Herren hausten. Dann klinkte sie die Thüre auf, sah sich lauernd nach beiden Seiten um und rannte den anderen Flur hinab zum Kinderzimmer.

Bei ihrem Eintritt sprang Elise erschrocken auf. „Gut, daß Frau Gräfin endlich kommen," flüsterte sie. „Der Herr Doktor läßt sich nicht sehen, und Wulfi — ich weiß nicht, was eigentlich mit ihm ist. Ich bin wirklich in Sorge ..."

Ihre Herrin beugte sich über das Bett, in dessen weißen Kissen ein erhitztes, von goldenen Locken umspieltes Gesichtchen ruhte; sie nahm den Kleinen, der apathisch alles mit sich geschehen ließ, aus seinem Nestchen heraus und umwickelte ihn eilfertig mit Decken und Tüchern, zuweilen angstvoll zusammenfahrend, wenn draußen ein Laut, ein Fußtritt ertönte.

Elise wußte sich vor Erstaunen nicht zu fassen. „Aber, Frau Gräfin!" wagte sie endlich einen Einwand. „Frau Gräfin wollen doch nicht jetzt mit ihm ins Freie?"

„Ich mummle ihn ja ganz warm ein." Sie schlang ihm ein Spitzentuch um den Blondkopf. „Es kommt kein Luftzug an ihn."

„Aber Frau Gräfin haben ja selber einen ganz nassen Hut und Mantel an. Ich will wenigstens den Schirm holen."

„Ich brauche keinen Schirm." Sie öff-

Digitized by Google

nete vorsichtig das Fenster und sah hinaus. Der Park war leer. Die beiden alten Herren mußten in ihr Zimmer zurückgekehrt sein, und auch sonst ließ sich kein menschliches Wesen erblicken.

Da riß sie mit einem ungestümen Schwung den Knaben zu sich empor und eilte, ohne sich um die ratlos und verdutzt mitten im Zimmer stehende Wärterin zu kümmern, den Flur entlang, die Treppe hinab und hinaus in den Garten.

Niemand war da als das Doggenpaar des Schlosses, das freudig bellend seine junge Herrin umsprang, während sie, ohne sich umzusehen, ihre Bürde fest umklammernd, atemlos wie ein gehetztes Wild quer zwischen den Bäumen hindurch dem Ausgang zuschoß.

XVII.

Bazaine, der Knecht auf dem Grenzhof, hatte richtig gerechnet, als er am Tage der Einweihungsfeier keinen Menschen in den Wäldern vermutete. Das Krachen der Axthiebe und der schwere, rauschende Fall der Fichten, von dem den ganzen Winter hindurch die Bergthäler widergehallt, waren ebenso verstummt wie das Johlen der holzsuchenden Kinder, das schwere Knarren der die gefällten Stämme tragenden Radachsen, der Peitschenklatsch und das heisere Gebrüll der Fuhrknechte. Kein Reisigfeuer kräuselte seinen bläulichen Rauch zur Mittagsstunde über dem kahlen Geäst, kein Waldhüterhund schlug an, wenn er auf steilem Holzpfad ein heimlich von unberufener Hand gesammeltes Reisigbündel zu Thale schleifen hörte — heute standen die Forsten weithin im Belieben des unheimlichen Gesellen, der mit langen, schlenkernden Schritten an der Schneise zwischen Fichtenhochwald und Eichengebüsch hinstrich.

Seine Augen wanderten unruhig nach rechts und links und hefteten sich dann wieder suchend auf den Boden. Einmal bückte er sich, hantierte rasch in Gras und Strauchwerk, und ein kleiner bräunlicher Pelz glitt unter seinen Fingern in die weiten Taschen des nach Soldatenart geschnittenen Mantels, den er trug. Da blieb der Hase, im günstigen Fall auch die dumme Auerhenne und der Fasan, bis er sie spät abends in einem Nachbardorf, mit vor das Gesicht gehaltenem Hut und geflüstertem Wortwechsel, irgend einer Honoratorenköchin für ein paar Groschen verkaufte. Oder ein zur Stadt fahrender Bauer nahm den Raub auf eigne Gefahr mit und schlug ihn drinnen los; nicht an die Wildbrethändler, bei denen solche Ware zur Schonzeit sofort aufgefallen wäre, sondern unter der Hand an gute Bekannte, die nicht erst unnütz nach der Herkunft des Bratens fragten.

Bazaine hatte eben den Hasen unter seinen Mantel geborgen und stand nun nach seiner Gewohnheit eine Weile reglos still, nur mit den Augen den Halbkreis vor sich musternd und mit den Ohren nach einem fremdartigen Geräusch suchend, das etwa zwischen dem Brausen des Windes und des Waldes unheimlich als das Knattern eines trockenen Astes, als die leisen Katzensprünge eines sich heranpirschenden Jagdhüters aufklingen mochte.

Aber alles blieb still. Er prüfte noch einmal die Richtung des Windes, um sicher zu sein, daß der ihm ins Gesicht wehte und weithin schon den Pfeifenqualm, das Räuspern und Raunen von Männern entgegentragen mußte — dann stieg er gemächlich wie bisher, die Fäuste in den Taschen vergrabend, einen steilen Steg abwärts, der in wenigen Minuten zu dem Grenzhof führte.

Zwei hohe, mit Tannendickicht bewachsene Hänge säumten den glitscherigen Pfad ein. Und in dem Hang zur Rechten regte sich plötzlich hart neben seinem Kopfe ein glänzendes Etwas wie eine gestreckte stählerne Schlange und zielte mit einer gähnendschwarzen Mündung genau auf seine Stirne. Und jetzt sah er auch dahinter zwei braungebeizte Hände und ein finsteres Burschengesicht mit dunklem Schnurrbart und dunklem Kraushaar.

„Alterle!“ sagte der schwarze Jäger Wegmann leise und böse und rutschte, auf dem Bauche liegend, bis an den Rand des Hanges. „Alterle! Rühr' dich net oder 's is aus! Da schau: ich hab' den Finger am Kugelhahn. Wann du schpringst, so schieß' ich.“

„Oh ... non monsieur! ... Nix schießen! ... Mord!“ Bazaine war Angesichts der Gefahr kaltblütig stehen geblieben, nur die Hände zog er sachte aus den Taschen.

Der Jäger lachte und schob sich, immer das Gewehr auf den Wilderer richtend,

Digitized by Google

Russischer Händler. Nach der Studie von Rudolph Barth.

Digitized by Google

zollweise an dem lehmigen Abhang herab in den Hohlweg, bis er da aufrecht stand. „Wer sieht uns denn?“ lachte er. „Der Herr Graf is noch da unne. Und du machst kei' Zeuge mehr wedder mich, wann ich emol geschosse hab'! Dees schwör' ich dir! Da schprech' ich: ‚Ihr Herre,‘ schprech' ich in Mann'em vorm Gericht, — ‚der Schote vom Grenzhof hat mei' Gewehr packe wolle und mich umbringe. Und wie m'r so gerunge hawwe, is es losgange und die Kugel in sei' Kopf!‘ Ha — jetzt, wer weiß es denn anners? Do werre die Herre die Achsel zucke und sage: ‚Geh' haam. M'r kann dir nix beweise!‘ No geh' Ich haam und du hoscht dei' Teil für dei' Schlingelege.“

Der Wilderer stand finster und unschlüssig da. Er hatte auf dem Grenzhof nur wenig Deutsch gelernt, aber doch genug, um die Drohungen des Jägers zu verstehen, und wußte: Spaßen ließ der nicht mit sich und war der beste Schütze weit und breit. Die Kugel, die der dem Entfliehenden auf wenige Schritte Entfernung nachsandte, die mußte treffen.

„Alleh!“ sagte der schwarze Wegmann gebieterisch. „Als zwei Schritt vor mir — den Weg da 'nunner und dann links zum Dorf. Die werre Aage mache!“

Der andere erwiderte nichts, sondern begann finster bergab zu schlendern. Hinter sich hörte er die vorsichtigen Schritte seines Wächters, der, um das geladene und gespannte Gewehr nicht durch ein Straucheln zu gefährden, auf den Fußspitzen von einem Stein zum anderen stieg, und in seinem Kopfe jagten sich die Pläne, wie er ihm am besten entrinnen könne.

Vorher wollte er noch einen anderen Versuch wagen.

„Wolle ... Sie ... Geld?“ fragte er plötzlich anscheinend gleichgültig und ohne den Kopf zu wenden, vor sich hin. „J'ai de l'argent sur moi! ... ich geben ... zwanzigk Mark.“

„Halt's Maul!“ tönte es hinten zornig.

Bazaine biß sich auf die Lippen und schwieg. In feindseliger Stille schritten die beiden Männer hintereinander her.

Am Wiesengrund unten, wo ein undurchdringliches, ineinander verfilztes Lärchenstangenholz die gräflichen Forsten von dem in nächster Nähe liegenden Grenzhof schied, stand, blaß und teilnahmlos wie er den ganzen Tag gewesen war, der Jagdherr und harrte seines Büchsenspanners.

„Ich hawwe'n, Herr Graf!“ schrie der selig schon von weitem. „Ich hawwe'n! Sehen der Herr Graf jetzt, wie ich recht gehabt hawwe'! Da owwe hawwe' ich mich verschteckelt. Gerad' in die Bücht' is er mir 'neigeloffe — dumm wie e Kalb. So macht m'r's, ihr Leit'! Jetzt will ich'en norr gleich ins Dorf schaffe — zum Schandarme, daß die Sach' in ihre Ordnung kummt.“

Graf Pius trat etwas zurück, als der hagere Strolch, ihn trotzig anstierend, herangebummelt kam. „Hat der Mensch auch keine Waffen bei sich?“ fragte er.

Der schwarze Jäger lachte. „Deer, wenn'r e Flint' bei sich gehabt hätt', Herr Graf — da hätt' er sich net gutwillig gewwe! Awwer er weiß recht gut: ich halt' uff'n, wenn er norr e Schritt vum Weg thut. Un der Schandarm auch.“

„Ein Glück, daß ein Gendarm in der Nähe ist!“ Der Graf zuckte bei der kaltblütigen Todesdrohung seines Untergebenen unwillkürlich zusammen. „Da unten am Grenzhof steigt er schon seit einer Viertelstunde herum. Es scheint, daß kein Mensch in dem Gehöft ist.“

Wegmann warf einen raschen Blick hinunter. In der That — da unten blinkte es von metallenem Helmbeschlag und blanken Waffen. „Oh mei!“ sprach er verdutzt, immer mit einem Seitenblick seinen Gefangenen bewachend. „E Schandarm uff'm Grenzhof! Dees gönn' ich dem Kaltschmidt! So was is ihm recht.“

„Es ist, als ob er jemanden suchte,“ sagte sein Herr.

Jetzt ging dem schwarzen Jäger ein Licht auf. „Den do sucht er!“ schrie er frohlockend. „Den Franzose do, wo uff emol Deutsch kann. Den hawwe der Herr Graf doch ag'zeigt beim Bezirksamt. Do hot's die Schandarme geschickt und will sehe, was es für'n Verhältnis hot mit dem Mann. Gelt, Alterle — do guckschte!“ wandte er sich lachend an den Bazaine. „Alleweil bischt ins Eise getrete. Do helft dir nix!“

Der Knecht hatte gespannt den Bewaffneten unten beobachtet. Ein leises, sprungbereites Zittern lief bei den Worten des Büchsenspanners über seinen hageren Leib. Auf dem wüsten Gesicht erschien ein Aus-

Digitized by Google

druck verzweifelter Verbissenheit, und plötzlich warf er sich lautlos mit einem Riesensatz seitwärts mitten in das Lärchendickicht.

In einer Sekunde flog die Flinte des Jägers an die Backe. Ein Feuerstrahl schoß krachend aus ihrem Laufe, den einen Augenblick vorher die Hand des Grafen von hinten umpackte und nach oben riß. Die Kugel saß knackend im Holz der nächsten Fichte. Ein paar abgeschossene, grün gefiederte Äste rauschten langsam herab.

Der Wilderer stieß beim Knall des Fehlschusses, der ihn beim Treffen um und um geworfen hätte, einen heiser klingenden Triumphschrei aus und, wie ein Tier auf allen vieren laufend, brach er sich durch das Lärchenholz, in dem kein Mensch aufrecht stehen konnte, seine Bahn, ein unförmlicher, ungestümer Klumpen, wie wenn ein gescheuchtes Wildschwein in das unzugänglichste Stangengewirr trollt.

„Aber ... Herr Graf.“ Mehr vermochte der verstörte Jäger nicht hervorzubringen. Die Waffe, aus der es noch immer blau herausdünstete, sinken lassend, starrte er fassungslos seinen Herrn an.

Der bebte noch unter der Aufregung seines plötzlichen Entschlusses. „Einen Menschen töten!“ stieß er hervor. „Um eines Hasen willen einen Menschen töten! Nein, Wegmann ... nein ... nein ... das geht nicht ... das darf nicht sein!“

„Un do läuft er hin ... Himmeldunnerwetter ja!“ schrie der Büchsenspanner, allen Respekt vergessend. „Un der Herr Graf sind schuld. Aber ich krieg'en noch. Ich seh', wie sich die Bäum' owwer'em bewege, wo er durchbricht. Ich spring' am Rand lang. Ich fass'en gerad' noch, wann er drüwwe 'rauskummt.“

Mit einem wilden Griff hatte er sein Gewehr aufgeklappt und schob, schon in den Wald eilend, eine neue Kugelpatrone in den Lauf. „Wegmann!“ klang es hinter ihm. Er that, als hörte er es nicht. Aber da tönte es wieder: „Wegmann!“ so laut, daß er zauderte. „Wegmann! Zurück! Sie bringen sich um Lohn und Brot.“

Er blieb stehen und schluckte einen Fluch hinunter, dann wandte er sich finster wieder zu seinem Herrn zurück.

„Ich will keinen Mord, Wegmann!“ wiederholte jener, atemlos und abgerissen sprechend. „Hören Sie ... ich will keinen Mord ... ich kann das nicht sehen ... und es gehört sich nicht ... einen Menschen um eines Hasen willen ... einen Menschen, der doch sonst nichts gethan hat.“

Der Büchsenspanner lachte wild auf und warf mit einer wütenden Bewegung die gesicherte Flinte über die Schulter. „Nichts gethan — meine der Herr Graf! Warum läuft er dann do, wie er den Schandarme sieht, wo ihn doch mei' Kugel so gewiß war wie's Amen in der Kerch' — wenn der Herr Graf net dawedder geschlage hätte. Do kann kein's treffe, wammer 'em wedder die Flint' schlägt! Awwer, daß aaner so läuft und sich denkt: ‚Liewer e Kugel als e Schandarm!‘ — dees hot doch sei' Grund, Herr Graf.“

„Das mag sein!“ erwiderte Graf Pius etwas betroffen und trocknete sich den Schweiß von der Stirne. „Da kommt ja der Gendarm, er hat den Knall gehört.“

„Wer hott denn do geschossen?“ schrie er von unten, und der blitzende Helm tauchte am Rande des Abhangs empor.

„Ich!“ Der Jäger lachte wieder störrisch auf und starrte zum Himmel.

„Auf was denn?“

„Uff die Fichte do! Der Herr Graf hawwe's so gewollt.“

„Das heißt — ich hab' ein Unglück verhindert.“ Sein Gebieter warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. „Gegen einen armen Teufel, den wir beim Wildern ertappten — einen Knecht vom Grenzhof.“

„Den Bazaine?“

„Ja. Was haben Sie denn? Warum stampfen Sie denn so mit dem Fuß?“

„Do hawwe mer's!“ Der Gendarm unterdrückte einen wütenden Fluch. „Jetzt is er weg, über alle Berge! E Verbrecher, Herr Graf! E Deserteur aus Mainz. E dutzendmal schon bestraft und im Herbicht beim Transport vor's Kriegsgericht wege Todschlag entsprunge.“

„Jetzt guck' emol, der Bazaine!“ sagte der Jäger höhnisch.

„Bazaine hot sich der Kerl hier aach norr genannt, weil er aus Lothringe her, wo er zu Haus is, den Name kennt. Zu dumm! Jetzt hätte mer'n.“

„Aber tot!“ rief der Schloßherr zornig. „Da würde er jetzt liegen, mausetot!“

Die beiden anderen Männer warfen sich einen stummen Blick zu. Es schien, daß

Digitized by Google

sie beide das Leben eines Landstreichers und Deserteurs nicht überschätzten.

„Wir kriege ihn doch!“ tröstete sich der Gendarm. „Ja, wenn's Sommer wär'! Aber jetzt, bei dem Rege und der Kält' — wie soll sich dann do der Mann im Freie halte? Der muß in die Dörfer, und wann sie'n dort sehe, so heißt's: ‚Hebt'en, hebt'en! sell is er.‘ Jo — dem is sei Zell' in Bruchsal sicher.“

„Nach Bruchsal käm' er schun net“ — der Jäger rüstete sich finster auf einen Wink seines Herrn zum Gehen — „sondern vors Kriegsgericht. Un fangt'en ersicht — no habt er'en? Deer macht jetzt, was er kann, daß er üwwer'n Neckar kummt un ins Bauland 'rein, oder er laaft nachts den Neckar 'runner nach Mann'em und üwwern Rhein in die Haardt und — hoschte net gesehe — hockt'r in Frankreich und lacht sich was. Bis ihr der hessischen Bullizei geschriwwe habt und dem bayrische Landjäger un dem preußische Schandarm — un alle Herre uff'm Bürro darüwwer gebawwelt hawwe — in dere Zeit bin ich in Baris. Ich kumm' schon, Herr Graf, ich kumm' schon!“

Sie sprachen nichts auf dem Heimweg. Der Büchsenspanner kaute mißmutig an einem Grashalm, und sein Herr ging, ohne rechts und links zu sehen, finsteren Gesichts in seine Gedanken versunken dahin. Ein paarmal verfehlte er trotz der Zurufe des anderen den Weg, blieb dann zerstreut aufblickend stehen und verdoppelte seine Schritte, um bald wieder unschlüssig zu erlahmen.

Der schwarze Jäger wußte nicht, was er daraus machen sollte. Dies Gebaren seines sonst so harmlos lächelnden Herrn war ihm fremd. Er schob es schließlich auf die Erregung von vorhin. Wieder kam der Groll über ihn. Dies unnütze im Wald Spazierenlaufen und sich von Wilderern und Gendarmen Auslachenlassen! Zu was brauchte dann der Herr einen Weidmann wie ihn? Wie der Graf es trieb, konnte er sich ebenso gut von der alten Botenfrau begleiten und von der etwas vorerzählen lassen! Dann war er in der rechten Gesellschaft. Und unwillkürlich lächelte der trotzige Bursche finster bei dem Gedanken, wie anders er als Jagdherr in diesen Gründen schalten und walten wollte.

Am Waldsaum machte er plötzlich Halt und schaute nach dem Schlosse hinüber, die feurigen Augen mit der Hand überwölbend, als traue er ihnen nicht.

„Was haben Sie denn schon wieder, Wegmann?“ Graf Pius gähnte nervös.

„Ach, nix, Herr Graf! Ich hab' halt bloß gedenkt, der junge Herr wär' net recht gesund. Die Elis' hot's mir gesagt.“

„Nun ja — und?“

„Ha — ich mein' norr, weil se'n doch da durch den Garten trage! Aus'm Haus bringe se'n getrage, Herr Graf. Wann die Luft norr net zu rauh is für den jungen Herrn ... un der Rege dazu.“

„Mein Sohn?“ Der andere blinzelte in die Ferne, ohne daß seine kurzsichtigen Augen etwas unterscheiden konnten. „Mein Sohn? ... Ich glaube, Sie sind verrückt geworden, Wegmann!“

„Herr Graf! ... Ich werr' doch den jungen Herrn kenne. Die lange gelbe Haar, die hott doch keens von den Dorfkinnern. Do träge se'n.“

„Ja, wer denn? ... Wegmann ... was schwatzen Sie da? Wer denn?“

Der Jäger schirmte sein Auge mit der flachen Hand und stockte etwas. „Die gnädige Frau Gräfin!“ verkündete er dann. „Ich kenn' die Frau Gräfin am Gang. Sie hott doch so was an sich ... so was Leichtes, wann sie geht. Jo, sie is es!“

„Meine Frau?“ Graf Pius blieb verstört stehen.

„Sie macht hurtig, Herr Graf. Ich mein', Herr Graf: weil der Herr Doktor noch net owwe war und die Frau Gräfin hott Ängscht' um das Kind, so is sie in die Hitz' kumme und will's'm selwer bringe.“

„Wegmann!“ Die schlaffe Rechte des Schloßherrn umspannte den Arm seines Dieners. „Wegmann ... wenn Sie mir da Unsinn vorreden ...“

„Heer Graf, 's is, wie ich Ihne sag'! aff Ehr' un Gewisse! Sehe Sie, do bleibt die gnädige Fraa schtehe. Alleweil guckt sie sich um und fängt an zu schpringe! Uffs Dorf zu ... als wenn aaner hinner ihr wär'. Ich hab' die Frau Gräfin noch nie schpringe sehe außer uff der Jagd. Dees kann norr sein, daß der junge Herr kränker geworre is, und sie hot Ängscht und denkt sich: ‚Jetzt norr zum Doktor, so rasch wie möglich.‘“

Er fühlte sich krampfhaft am Arm

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Nero. Nach dem Oldilde von C. von Piloty.
Original im Besitz des Herrn H. Raussendorff in Berlin.

gepackt. „Wegmann," keuchte die heisere Stimme seines Herrn dicht an seinem Ohr, „Wegmann . . . können wir den Weg nicht abschneiden? Geht kein Pfad hinunter."

„Kei' Pfad net, Herr Graf! Man müßt' gerad' durch das Buschwerk."

„Vorwärts!"

Der Jäger sah ihn ganz verblüfft an. „Da könne der Herr Graf net durch! Sell kann ich kaum."

„Vorwärts!" Ein rauher Stoß gegen die Brust machte ihn taumeln. „Hinunter! Brechen Sie Bahn, ich komm' nach."

Wegmann war wie betäubt, aber die Gewohnheit des blinden Gehorsams eines herrschaftlichen Dieners überwog sein ratloses Erstaunen. Gefügig wie ein wohlgeschulter Jagdhund sprang er in einem langen Satz hinab in das Gesträuch, das krachend über ihm zusammenschlug, und suchte, mit einer Hand das Buschwerk zur Seite schiebend, mit der anderen die Augen vor den zurückschnellenden nassen Zweigen schützend, für die tastenden Füße den jähen Weg zur Tiefe. Es ging besser, als er gedacht. Der Boden unter den Sträuchern war fest und gab durch sein verschlungenes Wurzelwerk Halt. So brach er sich, strau-

Digitized by Google

chelnd, springend und rutschend, durch die Schwere des eignen Körpers Bahn. Immer höher wuchs die große Eiche unten am Weg, die er sich als Zielpunkt gewählt, vor dem lichter werdenden Dickicht des Abhangs empor. Daß ihm sein Herr auf dieser Rutschpartie folgen könne, hätte er nie geglaubt. Aber zu seinem Erstaunen fühlte er auf dem ganzen Wege hinter sich den heißen Atem und hörte er die Sprünge des anderen, dessen sonst so schlaffen Körper eine unbegreifliche Erregung zu beflügeln schien, und als er, unten angelangt, mit einem gewaltigen Hirschsprung über die Böschung auf die Straße setzte, flog dicht neben ihm ein zweiter dunkler Schatten durch die Luft und taumelte gegen ihn an.

Er hielt den Strauchelnden fest. „Do is die Frau Gräfin!“ murmelte er verstört und wies nach vorn.

Es bedurfte seiner Worte nicht. Graf Pius hatte, noch völlig atemlos und schwindlig, die schlanke Gestalt bemerkt, die, das Kind auf dem Arm, kaum zehn Schritte vor ihnen erstarrt vor Schrecken mitten auf dem Wege stand.

Er ging langsam, nach Luft ringend, auf sie zu. Sie blieb wie gelähmt. Der Anblick ihres Mannes entsetzte sie. Es war etwas Tierisch-Wildes in seinem Blick, wie der funkelnde Trotz in den Augen der Ahnenbilder oben — ein Wahnsinn des Jähzorns. Sie fühlte: in dieser Sekunde war er imstande, ohne eine Wimper zu zucken, zu morden!

Sie war ganz willenlos, betäubt durch seine plötzliche Verwandlung. Sie begriff nicht, wie es geschehen konnte — aber da hob er den Kleinen von ihrem Arm, ohne daß sie sich rührte, und gab ihn an Wegmann.

„Tragen Sie den jungen Herrn aufs Schloß zurück!“ gebot er mit heiserer, von heftigem Keuchen unterbrochener Stimme. „Er soll gleich wieder ins Bett gebracht werden. Während ich weg bin, mordet man mir hier mein Kind. Aber ich lasse es mir nicht morden und nicht stehlen.“

Der schwarze Jäger stand ganz ratlos. Er fing langsam an, zu begreifen.

In den Augen seines Gebieters leuchtete es wieder unheimlich auf.

„Vorwärts!“ knirschte er. „Gehen Sie mit dem Kinde hinauf. Schauen Sie sich nicht um, sprechen Sie kein Wort, antworten Sie auf keine Frage. Thun Sie allein, was ich Ihnen befehle! Ich bin Ihr Herr — sonst niemand. Vorwärts!“

Der Büchsenspanner erwiderte nichts. Er griff stumm an den Hut und stieg, die leichte Last auf dem linken Arm, den Weg hinauf.

Die beiden Gatten blieben stehen und starrten sich an.

„Und du ...“ keuchte er, „du gehe, wohin du willst. Gehe nur zu ihm! Aber Wulfi siehst du nicht wieder — nie mehr in deinem Leben!“

Sie blickte zu der Höhe hinauf, wo eben noch hinter der Parkmauer das schwarze Kraushaar des Jägers und die goldenen Locken seines jungen Herrn sichtbar waren und gleich darauf verschwanden. Da senkte sie den Kopf und schlich langsam, willenlos, den Weg hinauf, zurück in das graue Schloß zu ihrem Kinde.

Er war ihr in einiger Entfernung gefolgt, bis sie in dem Vorflur verschwand und wie ein dunkler Schatten leise die Treppe hinaufging, ohne den herabkommenden Büchsenspanner zu beachten, der sich scheu an ihr vorbeidrückte und noch immer erhitzt und verstört vor den Grafen trat.

„Der junge Herr sind wieder oben,“ meldete er. „Die Elis' bringt ihn alleweil zu Bett.“

Der andere trocknete sich den kalten Schweiß aus dem bleichgewordenen Gesicht. „Wegmann,“ murmelte er. „Ich glaube ... außer Ihnen hat niemand das ... das da eben gesehen.“

„Nein, Herr Graf.“

„Wegmann — sind Sie ein katholischer Christ?“

„Herr Graf! Sell möcht' ich hoffe.“

„Dann schwören Sie mir, Wegmann, daß Sie keinem Menschen je erzählen werden, was Sie eben gesehen und gehört haben.“

„Does schwör' ich Ihne, Herr Graf — so wahr mir Gott helf'!“

„Ich danke Ihnen, Wegmann.“ Er erfaßte die braune Rechte des Burschen und drückte sie. „Sie sind ein treuer Diener. Ich vergeß' Ihnen das nicht. Sie müssen immer bei mir bleiben, Wegmann. Versprechen Sie mir das. Ich will Ihnen auch ...“

Er brach ab. Eine breitschulterige Gestalt verdunkelte den Eingang und trat, den Schlapphut lüftend, herein.

Digitized by Google

„Guten Tag, Herr Graf!“ sagte der Kassenarzt kurz, schon im Begriff, den triefenden Wettermantel abzulegen. „Ist der kleine Patient oben? Ja? Dann will ich gleich nach ihm sehen.“

Der Jäger hatte im Antlitz seines Herrn mit Schrecken die Zeichen neu erwachender jäher Wut gelesen. Mit einem Satz sprang er zwischen die beiden.

„Basse Sie uff, Herr Doktor!“ stieß er hervor. „Sonst gibt's e Unglück.“

Jetzt bemerkte auch der Arzt die Verwilderung in den Zügen seines Gegenüber. Aber er blieb ganz ruhig. „Ein Unglück?“ fragte er. „Wie so? Was ist denn geschehen?“

„Wegmann!“ Die Stimme des Grafen klang dumpf. „Vorhin habe ich Sie verhindert, Menschenblut zu vergießen. Aber wenn dieser Mann da nur noch einen Schritt macht und Miene macht, die Treppe hinauf zu meinem Kinde zu gehen, so brauchen Sie Gewalt gegen ihn. Nehmen Sie Ihre Flinte herunter. Auf meine Verantwortung. Ich befehle es!“

Der Kassenarzt war stehen geblieben. „Bringen Sie sich lieber nicht ins Zuchthaus, Wegmann,“ sagte er kaltblütig, „Ihr Herr sitzt die Strafe doch nicht für Sie ab. Und Sie, Herr Graf — wollen Sie mir nicht wenigstens erklären, was diese Tollheit heißt?“

Der Graf antwortete ihm nicht, er wendete sich zu seinem Jäger. „Und wenn dieser Mann jetzt nicht auf der Stelle wegeht, Wegmann!“ knirschte er zwischen den Zähnen, „wenn er sich überhaupt noch einmal auf meinem Grund und Boden sehen läßt, so entfernen Sie oder wer sonst da ist, ihn mit Gewalt! Sagen Sie's den Dienern. Ich hab's befohlen — ein für allemal.“

„Dafür werden Sie mir denn doch Genugthuung geben!“ Der Doktor setzte gelassen seinen Hut auf.

„Jawohl, Genugthuung vor Gericht! Sie locken mir meine Frau aus dem Hause — Sie wollen mir mein Kind rauben! Vor das Strafgericht gehören Sie wegen Kindesraubs. Und wenn ich es nicht thue, geschieht es nur mit Rücksicht auf meinen Namen. Es braucht nicht alle Welt zu wissen, was Sie hier angestiftet haben. Aber ich bin jetzt auf meiner Hut. Sehen Sie sich vor!“

„Unzurechnungsfähig sind Sie!“ Der Doktor wendete sich zum Gehen. „Und ich verzichte darauf, Ihre wahnsinnigen Anschuldigungen überhaupt zu beantworten. Nur um meine Pflicht als Arzt bis zuletzt zu erfüllen, möchte ich Ihnen dringend raten: Ziehen Sie sofort an meiner Stelle einen Kollegen bei. Es ist möglich, daß Ihr Kind schwer krank wird. Ich hab's Ihrer Frau nur nicht sagen wollen, um sie nicht unnütz vor der Zeit aufzuregen.“

„Ich brauche Ihren Rat nicht! Wenn einer mein Kind umbringen will, sind Sie es. Das Kind steht Ihnen ja allein im Wege! Sie haben das Kind krank gemacht — Sie allein. Ich werde Sie den Gerichten überliefern.“

„Zu dumm!“ sagte der Arzt kurz, zuckte die Schultern und ging, ohne sich umzusehen, zum Thor hinaus.

XVIII.

Das Lärmen, Johlen und Pfeifen, das dem Arzt aus dem Dorfe entgegenklang, wie er von der Burghöhe niederstieg, berührte ihn nicht. Es war ja die selbstverständliche Zugabe zu einer ländlichen Feier.

Erst als er den Brunnenplatz erreicht hatte, blieb er stirnrunzelnd stehen. Die Fenster am Hause des Bürgermeisters waren sämtlich eingeworfen. Nur noch einzelne Splitter staken in den leeren Höhlungen mit ihren zerschmetterten Blumentöpfen und schief hängenden Läden. Immer noch flogen unter dumpfem Kollern die scharfkantigen, zum Schottern der Chaussee benutzten Porphyrsteine aus den Gruppen der lachenden Fabrikburschen, die ringsum, die Hüte im Genick, die Cigarre im Mund und meistens in seliger Angetrunkenheit standen.

In einer Ecke lehnte das Pilgerle und schaute verklärt zu. Seine Jugenderinnerungen von gestern abend wurden wieder wach. „'s geht uff achtunverzig!“ sagte er freundlich zu dem Doktor und lüpfte mit der Linken seine Kappe von den langen Silbersträhnen, die um das faltige Gesichtchen hingen. „So hott's achtunverzig a'gefange! Do hott der Rahn, der nacher nach Amerika is, geschtanne un gekrische, m'r sollt' die Hersch' totschieße, die als in de Saate laafe dhäte — zu dere Zeit waren Ihne noch mehr Hersch' wie jetzt — gleich so hunnert Stück uff emol und so groß wie die

Digitized by Google

Peerd' — selle Hersch' gehöre dotgeschosse, hot der Rahn als gekrische. Un der Herr Graf, der Großvatter vum jetzige, e großer, dicker Herr, is 'runnergekumme vom Schloß und hott in die Leit' 'reingeredd, was er norr gewußt hott ... gerad' wie alleweil der Herr Direktor ... awwer's hot nix 'badd — un der Herr Direktor schwatzt aach umsonst."

Der Kassenarzt bemerkte erst jetzt, daß sein Freund mitten zwischen den Leuten stand und mit ihnen verhandelte. Sie hörten ihn, an den Hüten rückend, geduldig an. Aber ihre Antwort war immer dieselbe: „Jo, Herr Direktor! Awwer der Irion muß 'raus."

„Der Irion muß nicht heraus!" schrie endlich der Fabrikant wütend, als er zum zehntenmal dieselbe störrische Erwiderung bekam. „Der Teufel hole euren Irion. Ich habe ihn nicht eingesperrt, aber wenn er da drinnen im Gemeindekotter sitzt, dürft ihr ihn nicht befreien. Das ist Aufruhr!"

Die Burschen entgegneten nichts. Aber kaum drehte er ihnen den Rücken, so setzten sie ihre Hüte fest, griffen in die Hosentaschen und begannen von neuem ihr Bombardement.

„Verflucht und zugenäht!" Der Fabrikant trat zornig zu seinem Kassenarzt. „Was sagst du nun? Netl — was?"

„Wo stecken denn die Gendarmen?"

„Der Eidenmüller ist drinnen im Bürgermeisterhaus. Allein kann er doch nicht viel machen. Der andere ist vorhin erst von einem blödsinnigen Spaziergang nach dem Grenzhof zurückgekommen, wo er einen Deserteur gesucht und natürlich nicht erwischt hat, und jetzt unten im „Ochsen" beschäftigt. Dort sind wieder einmal italienische und bayerische Erdarbeiter handgemein. Die einen stechen mit ihren Brotmessern, die anderen lupfen ihnen dafür eines mit dem Stuhlbein übern Schädel — jetzt fehlt nur noch, daß der Gesangverein ‚Harmonie' und der Athletenklub ‚Eintracht' sich in die Haare geraten — dann ist die ländliche Idylle fertig."

„Losse Sie den Irion 'raus!" brüllte eine tiefe Stimme. Es schien, daß jetzt auch erwachsene Männer sich allmählich an dem Treiben beteiligten. „Losse Se'n 'raus!"

Ein Hagel von Steinen prasselte auf den Dachschindeln.

„Da sieht man erst, was dieser Kerl für einen Einfluß hat!" Der Fabrikbesitzer drehte sich nervös eine Cigarette. „Wenn ich, ihr Brotherr, von dem sie alle leben, eingesperrt würde — da krähte kein Hahn danach. Oder es gäbe ein reines Volksfest, allgemeines Gaudium. Aber dieser Proletarier — unter uns gesagt: es war eine Eselei, ihn festzunehmen. Na, zu machen ist nichts. Ich gehe jetzt nach Hause. Komm mit und rauche eine Cigarre bei mir."

„Lieber nicht!" Der Arzt wandte sich seiner Wohnung zu. „Ich wäre heute ein schlechter Gesellschafter."

„Dann also nicht! Dann werde ich mit meiner Frau vierhändig Klavier spielen, um diesen wüsten Lärm zu übertönen. Ach, lieber Doktor, es gibt viele Phrasen in der Welt. Und eine der dümmsten — das merke ich jetzt — ist die von dem Segen der Kultur. Siehst du: meine Fabrik, dieser viereckige Kasten da hinten in der Dämmerung, ist entschieden ein Stück Kultur. Und was bringt sie einem? Ich empfinde den Besitz wie eine drückende Last, wie eine Kugel am Bein, die mich am Davonlaufen hindert; meine Arbeiter kommen sich in den vier Wänden als Sklaven, als Märtyrer vor; die Frau Irion ist dabei verunglückt, die Polizei verhaftet im Schweiße ihres Angesichts ihren Mann, die Menge randaliert, du flickst mit Todesverachtung die Löcher in den Schädeln — ja, ist denn dieser allgemeine Haß, diese allgemeine Verbitterung Fortschritt? Ist das Civilisation?"

Ein heftiges Poltern und vielstimmiges Geschrei unterbrach ihn. Der Mut der Burschen war gewachsen. Sie hatten die Deichsel eines Leiterwagens ausgehoben und rannten damit unter großem Halloh wider die Thüre des Bürgermeisteramts. Ein stämmiger Mensch mit einer alten Artilleriemütze auf dem Kopfe leitete sachgemäß unter dem schallend, wie ein Kommando immer wiederholten Ruf: „Zu — gleich! Zu — gleich!" den Ansturm, bis das Holz splitterte und dröhnend aus den Angeln nach vorn über die Treppe fiel.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Salome. Nach dem Gemälde von J. Romani.

Digitized by Google

Abb. 1. Lloyddampfer „Köln“ und „Frankfurt“ auf der Tecklenborgſchen Werft.

Auf der Werft.

Eindrücke und Bilder von

Alfred Blechſchmidt und **Ernſt Foerſter.**

Mit Liebhaberaufnahmen von **Ernſt Foerſter** u. A.

(Abdruck verboten.)

Langſam und majeſtätiſch gleitet mit der anlaufenden Flut einer jener Seeriesen ſtromaufwärts, die mit ihren feſten Stahlverbänden den ſturmgepeitſchten Ocean ſicherer befahren, als das ruhige Küſtengewäſſer, das ſie bei ihrem großen Tiefgange der Gefahr des Auflaufens nahebringt. Die ganze Nacht hindurch lag das Schiff draußen auf der Reede, um die Flut abzuwarten, denn nur dann kann der Lotſe ſicher ſein, daß der Koloß auf dem Fahrwaſſer wenigſtens ein paar Fuß Waſſer unter ſich hat.

Mit Hilfe ſtarker Schlepper ſtrebt das Schiff jetzt zu ſeinem Liegeplatz am Kai hin, dann und wann die Bemühungen der pruſtenden und pfeifenden kleinen Helfer mit ein paar mächtigen Propellerſchlägen unterſtützend; das Auge des Zuſchauers wird faſt hypnotiſiert durch die gewaltige, langſam auf dem Waſſer vorrückende Maſſe. Beim Anblick des ſtolzen Baues kommen gar bald die Gedanken, welche Mühe und Arbeit und ein wie enormes Kapital wohl aufgewendet wurden, ehe das Schiff von der Helling hinab in ſein Element rauſchte, und dann wieder, bis es zum erſtenmal, von den Segenswünſchen ſeiner Rheder begleitet, auf den Ocean hinausſchiffte. —

Dort drüben, wo im graſſen Gegenſatze zu dem ſonnigen Schimmer auf See, ein grauer dichter Dunſt über allem liegt, wo mächtige Schornſteine ſchwärzliche Wolken gegen den Himmel aufblaſen, iſt ein unaufhörliches Getöſe, wie von Eiſen auf Eiſen, hörbar. Ein langgeſtrecktes Holzgerüſt — wie ein gewaltiger antiker Cirkus — wird ſichtbar. Innerhalb des mehrere Stockwerke zählenden Baues ragt ein Syſtem zahlloſer, hoher Stahlrippen hervor, deren Breite ſich nach vorn und hinten in ſanften Kurven zu verjüngen ſcheint (Abb. 1). Mehr impoſant und plump als ſchön ſieht das Gerippe aus, und doch wird das Schiff ebenſo meſſerſcharf und elegant werden, mit derſelben Geſchwindigkeit den Ocean durcheilen, wie der Dampfer, den wir erſt eben bei ſeiner Landung bewunderten. — Lauter und lauter wird das Dröhnen und Krachen, das vom Bau herüberſchallt, je näher wir kommen. Hunderte von Menſchen umklettern das Ungetüm wie Ameiſen und hämmern an allen Ecken und Enden darauf los oder winden

Digitized by Google

an Kranen mächtige Stahlplatten empor. In den Werkschuppen bewegen sich die Arbeitsmaschinen mit der sicheren Ruhe von Giganten. Der ganze Bauplatz ist erfüllt von hin und her eilenden, wagenschiebenden, Material schleppenden Arbeitern, welche den Verkehr zwischen Bauplatz und Werkstätten aufrecht erhalten — kurz, es entfaltet sich vor uns ein Bild von fast berauschender Lebendigkeit! Überwältigende Empfindungen hat wohl jeder, wenn auch noch so trockene Binnenländer, der zum erstenmal ein großes Schiff im Bau sieht. Aber nicht viele kommen über die bloße Ver- und Bewunderung hinaus. Erst wer die Zahlen hört, die ein modernes Stahlschiff großer Dimension in seinem Bau und seinem Betriebe zeitigt, beginnt zu ahnen, welch einen Mechanismus die stählerne Hülle bergen muß: alles, was technische Wissenschaft und kunstgewerbliches Können vermag, wird aufgewandt, um oft vielen Hunderten von Menschen für Wochen, ja für Monate, das zu bieten, was selbst der Verwöhnteste an Land kaum beansprucht. — Aber nicht dies allein bewirkt es, daß die Kosten großer Seeschiffe für den Binnenländer geradezu unbegreifliche Zahlen darstellen; einen weit wesentlicheren Faktor bilden die von Jahr zu Jahr weiter ausgebauten Sicherungen der Schiffe gegen Unfälle, wodurch im Laufe der Jahre in der Konstruktion und Raumeinteilung der Schiffe durchgreifende Änderungen herbeigeführt worden sind. Ebenso bedeutungsvoll für die hohen Kosten besonders der Oceanschnelldampfer ist die durch den Weltverkehr und die Konkurrenz der Gesellschaften immer mehr gesteigerte Geschwindigkeit geworden. — So darf es nicht verwundern, wenn man

Abb. 2. Vorschiffspanten der „Frankfurt."

hört, daß ein Oceanschnelldampfer größter Dimension seiner Rhederei 14—15 Millionen Mark kostet. Während bei Handelsschiffen für die Deplacementstonne 400 bis 800 Mark gezahlt werden, erhöhen sich für die modernen Kriegsschiffe mit ihren komplizierten Specialeinrichtungen diese Zahlen wesentlich. Man rechnet hier durchschnittlich 1200 Mark für die Deplacementstonne. Ein modernes Schlachtschiff wie unser „Kaiser Friedrich III." kostet z. B. keineswegs weniger als der neue Berliner Dom, eine Thatsache, die wohl Wenigen

Digitized by Google

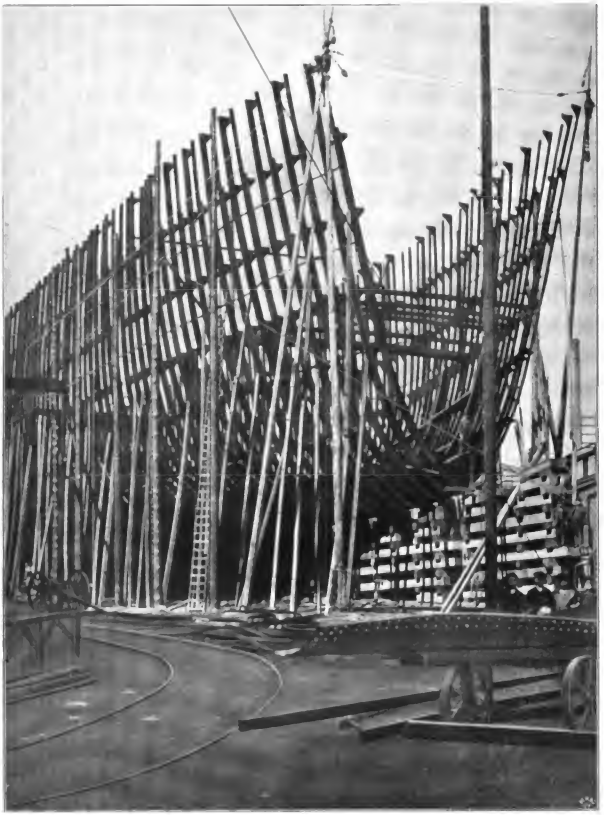


Abb. 3. Vorschiff der „Frankfurt“ in Spanten.

plausibel erscheint, die nur von außen solch eine grau auf dem Wasser liegende Schwimmbatterie gesehen haben.

Sobald der Bau eines Schiffes von einer Rhederei beschlossen ist, wird von ihr eine Bauvorschrift oder „Specifikation“, die alle in Bezug auf Schiffskörper und maschinelle Einrichtungen verlangten Konstruktionsdetails enthält, ausgearbeitet und in der Regel mehreren Werften mit der Aufforderung zugesandt, Projekt und Kostenanschlag einzureichen. Nach Kenntnisnahme

Digitized by Google

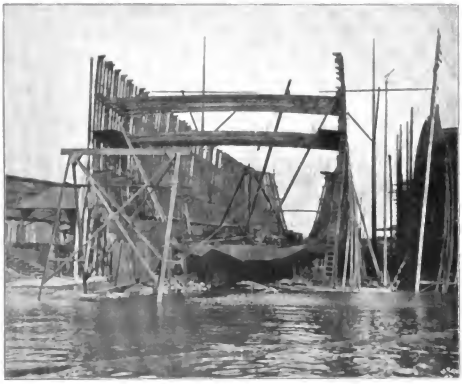


Abb. 4. Einziehung des Deckbalkens im Beginn.

derselben erfolgt seitens der Rhederei die Vergebung des Baues. — Schon bei Ausarbeitung des Projektes ist es nötig, mit schneller sicherer Erfassung der für die beabsichtigte Verwendung des Schiffes in Frage kommenden Verhältnisse einen günstigen Kompromiß zwischen oft widerstreitenden Bedingungen zu treffen: es soll beispielsweise bei großer Aufnahmefähigkeit für Nutzladung ein trotzdem feinliniges und seetüchtiges Schiff gebaut werden; bei größtmöglicher Leichtigkeit soll der Schiffskörper doch den kolossalen Beanspruchungen durch die See genügenden Widerstand bieten; die günstigste Anordnung der Räume für Ladung, Passagiere ꝛc. sind Faktoren von weittragender Bedeutung für den ökonomischen Betrieb des Schiffes, und es bedarf bei der kurzen, für das zu offerierende Projekt verfügbaren Zeit nicht nur eines erfahrenen Konstrukteurs, sondern auch geschicktester Kalkulation in jedem Einzelfalle, um der Rhederei die Konstruktion in allen Teilen einleuchtend zu machen. Dann soll das Schiff aber nicht nur der Werft und der Nation zur Ehre gereichen, nicht nur rechtzeitig zur Zufriedenheit seiner Besteller in Funktion treten können, sondern es soll auch — was ja überhaupt der Existenzzweck der Werft ist — einen möglichst reichlichen Gewinn abwerfen. — Die letztere Sorge liegt im wesentlichen dem kaufmännischen Bureau ob, welches mit den Hüttenwerken schon bei der Anfertigung des Projektes in Konnex tritt und nach Sicherung des Bauauftrages die umfangreichen Materialbestellungen unter möglichst günstigen Bedingungen abzuschließen hat. Die verantwortungsvollste Last aber ruht auf den Schultern des technischen Bureaus, welches nun die Konstruktion des Schiffes bis ins Detail durchführt. Der Laie macht sich schwer einen Begriff, um welche gewaltige Zeichenarbeit allein es sich für ein großes Schiff handelt; man kann die Anzahl aller für einen solchen Bau erforderlichen Zeichnungen und Werkstattskopien getrost auf 800 veranschlagen. — Wir wollen an dieser Stelle erwähnen, daß alle unsere Angaben und Ausführungen im wesentlichen von den Eindrücken auf einer der großen deutschen Stahlschiffswerften, der Tecklenborgschen Werft in Geestemünde, herstammen, die gerade jetzt den Bau dreier mächtiger Lloyddampfer, der „Köln," „Frankfurt" und „Neckar" in Händen hat, von denen inzwischen der erste glücklich von Stapel gelaufen ist. Es ist das dieselbe Werft, die den bekannten Fünfmaster „Potosi" (Abb. 17) gebaut hat. Wir verdanken die Möglichkeit,

Digitized by Google

ein instruktives Bildermaterial von Stahlschiffen im Bau anzufertigen, ausschließlich dem Entgegenkommen der Werftleitung.

Umfangreich, wie die Zeichnungen, sind auch die Rechnungen, die der ganzen Konstruktion zu Grunde liegen. Wollte der Konstrukteur aber allen etwa auftretenden Beanspruchungen im einzelnen nachforschen und die zum Auffangen z. B. aller im starken Seegange wirkenden Kräfte notwendigen Verbände selbst berechnen, so würde er bei dieser Arbeit so bald kein Ende absehen. Hier tritt nun die Hilfe der großen Schiffsklassifikationsgesellschaften in Wirksamkeit, welche alles nur erreichbare praktische Erfahrungsmaterial sammeln und es, mit eingehenden theoretischen Erwägungen kombiniert, den Werften für die günstigste Wahl der Verbändeanordnung, der Materialien, Materialstärken ꝛc. an die Hand geben. Derartige Gesellschaften existieren in fast allen europäischen Staaten, welche Seeinteressen haben. In Deutschland ist es der „Germanische Lloyd", eine vom Staate subventionierte Gesellschaft, die ihren Sitz in Berlin hat. Alle Schiffe, die unter anderem die Vorteile einer Versicherung genießen wollen, müssen bei einem solchen Institut „Klasse" erhalten haben, d. h. sie müssen, je nach ihrem Zwecke und je nach den Gewässern, die sie befahren sollen, nach gewissen Vorschriften, unter steter Aufsicht dieser Revisionsbehörde gebaut werden. —

Nachdem die Konstruktionslinien des Schiffes, welche seine Formen in jeder Richtung festlegen, mit äußerster Genauigkeit in kleinem Maßstab, etwa in einem Fünfzigstel natürlicher Größe entworfen worden sind, werden dieselben auf dem Schnürboden der Werft mit langen Holzlatten, meist in wirklicher Größe, „ausgestrakt". Nach diesen Linien werden, ebenfalls in der natürlichen Größe des Schiffes, die „Malle", d. h. die Holzmodelle, für die Profileisen und Platten der Verbände gearbeitet. Für die Bestimmung der Außenhautplatten wird ein handliches, genaues Holzmodell des Schiffes, etwa in der Größe der ursprünglichen Zeichnung, angefertigt.

Zu gleicher Zeit regen sich unten auf der nach dem Wasser zu sanft geneigten „Helling" schon viele geschäftige Hände, um dem selbst erst zu schaffenden Riesen sein Lager zu bereiten. Welcher Grad von Zuverlässigkeit von den starken Fundamenten einer solchen Helling verlangt wird, kann man sich vergegenwärtigen, wenn man hört, daß z. B. der englische Schnelldampfer „Oceanic" der White Star-Line auf Stapel

Abb. 5. Nieter auf dem Doppeldeck.
(Hamburger Dampfer auf der Tecklenborgschen Werft.)

Digitized by Google

das ungeheure Gewicht von 220 000 Centnern erreichte. — Auf der Helling wird zunächst die lange Reihe der „Stapelklötze“, auf welche der Kiel gestreckt werden soll, in der Mittellinie des Bauplatzes aufgestellt. Vorn am Schiff nimmt ihre Höhe plötzlich in steiler Kurve zu, denn dort sollen sie das vorderste Abschlußstück des gesamten Verbandes, den schweren „Vordersteven“, stützen.

Während mehrere Arbeiterkolonnen mit dem Legen und Ausrichten des Kiels beschäftigt sind, fördern andere den Bau der mehrstöckigen, mit breiten Aufgängen versehenen Holzstellagen, die, außen an den zukünftigen Schiffskörper anschließend, in den verschiedenen Baustadien bequemen Materialtransport gestatten und den Arbeitern stets sichere Standpunkte beim Arbeiten gewähren sollen. Sobald der Kiel, das Rückgrat des ganzen Systems, gestreckt ist, erscheinen rechts und links weitere Reihen stützender Klötze. Der Schiffsboden soll gelegt werden. — Alle größeren Seeschiffe erhalten heutzutage Böden, die aus zwei voneinander durch einen Raum getrennten Stahlhäuten bestehen, deren gegenseitige Absteifung noch wesentlich zur Längsfestigkeit des Schiffes beiträgt. Wird die äußere Haut verletzt, so kann bei unverletzter innerer Haut nur der Zwischenraum vollaufen, die Schwimmfähigkeit bleibt gesichert; auch ist der durch den Doppelboden geschaffene Raum ein sehr günstiger Platz für die Aufnahme von Wasserballast: ist doch die Übernahme von Ballast bei vielen Schiffen, sobald sie ohne Ladung gehen, zur Sicherung ihrer Gleichgewichtsverhältnisse geradezu erforderlich; das Einlaufenlassen von Wasser aber ist

Abb. 6. Durchblick durch den hinteren Laderaum.

Digitized by Google

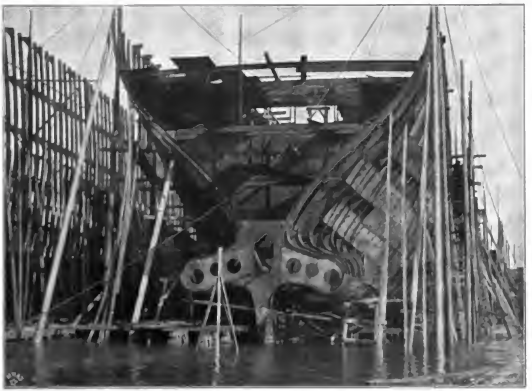


Abb. 7. Der Austritt der Propellerwellen.

dann ein Idealausweg gegenüber dem oft tagelang dauernden Ein- oder Auspacken von Sand und anderen schweren Ballasten, wie sie beispielsweise vielfach von doppelbodenlosen Seglern geladen werden. — Der fertige Doppelboden macht den Eindruck eines gewaltigen Reptils, das in enger Umzäunung der kommenden Dinge harrt.

Bald gliedern sich an den flachen Rücken auch die ersten „Spanten“ an, jene Rippen, die ihre Form nach den auf dem Schnürboden gefertigten, uns schon bekannten Mallen, auf der Richtplatte erhielten. Die Aufstellung der Spanten muß, wenn es sich um derartige Stücke handelt, wie bei unseren Lloyddampfern, mit großen Kranen bewirkt werden, deren praktische Konstruktion für jeden Einzelfall reiflich überdacht werden muß. — Spant reiht sich an Spant, und bald steht das ganze Rippensystem, abgesehen von den letzten Spanten des Vor- und Hinterschiffes, fertig da. Unsere Abbildungen 2 und 3 zeigen den Lloyddampfer „Frankfurt“ in diesem Baustadium. Gut erkennbar sind hier die hohen Aufklotzungen für den Vorsteven. Noch ragen fast alle Spantpaare ungestützt ins Blaue; außer der Befestigung unten am Doppelboden wird ihnen nur durch hölzerne Streben von außen ein provisorischer Halt gegeben. Erst durch die Einziehung der Decksbalken wird jeder der einzelnen Querverbände in sich geschlossen (Abb. 4). Während hiermit oben ein Spantpaar nach dem anderen in seiner Lage gleichsam fixiert wird, erscheinen unten auf den erst provisorisch befestigten Platten des Doppelbodens zahlreiche Trupps, um die Belegung dort endgültig zu nieten. Sehen wir uns einmal an, was die Nieter dort machen (Abb. 5). Wird doch der ganze Schiffskörper von solchen kleinen Stiften zusammengehalten, wie sie da von den Lehrlingen in zahlreichen kleinen rauchenden Nietfeuern geglüht werden. Eben wirft der Junge mit einer Zange in elegantem Bogen wieder solch Stiftchen herüber. Der „Vorhalter“, der aus einem Loch im Doppelboden herausguckt, packt es und schiebt es von unten in die aufeinander passenden Löcher der zu vernietenden Platten, so daß es mit seinem Kopfe gegen die untere Platte gedrückt wird. Im selben Augenblick aber, wo das über beide Plattendicken überstehende Ende des Nietes oben heraustritt, schlagen es die beiden Nieter mit wuchtigen Hämmern zu einem breiten Kopf zusammen, während der „Vorhalter“ den unteren Kopf von unten an die Platte gepreßt hält. — Die Anzahl der Nieten, die auf ein Schiff, wie unsere „Köln“, verwendet werden, kann

Digitized by Google

Abb. 8. Ankörnern der Nietlöcher.

man getrost auf achtmalhunderttausend veranschlagen — gewiß eine anschauliche Zahl zur Beurteilung allein der Nietarbeit, zumal wenn man gesehen hat, wie jedes einzelne Niet vier Mann in Bewegung setzt. Als der englische Schnelldampfer „Oceanic" in Belfast von Stapel lief, hatte er die Kleinigkeit von 1 700 000 Nieten im Leibe. —

Sind erst die Laderäume mit den Decksbalken überwölbt, so beginnt man schon eine Schätzung des kolossalen Innenraumes zu bekommen (Abb. 6). Es ist dies für den Laien auch wohl das eindrucksvollste Baustadium. Hier ist es ihm verständlich, wenn er hört, welche Menschenmengen den Bau später bevölkern sollen und welche Quantitäten an Ladung, Kohlen und Proviant das Schiff mitführen soll.

Es ist wohl angebracht, hier einmal die Aufzählung jener Ladung des White Star Liners „Cymrie" zu geben, die vor kurzem ihrer beinah lächerlichen Vielseitigkeit wegen von sich reden machte; jenes Schiff, in seinen Dimensionen den größeren Lloyddampfern ähnlich, trat seine Heimreise von New York nach Liverpool mit folgender reicher Auswahl von Gütern an:

100690 Scheffel Korn,	8095 Bleibarren,
1700 Säcke Mehl,	115265 Packen Schiefer,
11288 Bündel Bauholz,	4779 Pfd. Rindfleisch,
5272 Fässer Zucker ꝛc.,	579 Schweine, geschl.,
13413 Ball. Baumwolle,	200 Stück Pferde,
475 Ctn. Lebensmittel,	700 Stück Rindvieh,
3359 Stahlbarren,	1000 Schafe.
500 Fässer Kupfer,	

Doch zurück zur Werft! Unser Lloyddampfer gestattet noch immer durch seinen mächtigen Laderaum hindurch den freiesten Ausblick auf den Fluß hinunter. Noch fehlt am Hinterschiff die größere Zahl derjenigen Spanten, die, den Austritt der Schraubenwellen aus dem vollen Schiffskörper vermittelnd, in eigentümlichen Kurven aus dem regulären Verlaufe der übrigen Spanten heraustreten. Das ganze, die Welle fast bis zu den Propellern stützende Gebilde wird der Gewichtsersparnis halber mit sogenannten Erleichterungslöchern versehen, die der Festigkeit des Ganzen keinen Abbruch thun (Abb. 7).

Noch ehe die letzten Spanten, sowie Vor- und Hintersteven aufgerichtet sind, zeigen sich hier und da schon beplattete Stellen an der Außenhaut — man beginnt mit der Aufbringung der „anliegenden Plattengänge". Bei der heute üblichsten Beplattungsmethode unterscheidet man bei den längsschiff verlaufenden Plattenreihen abwechselnd solche, die direkt auf die Spanten aufgenietet werden, und solche, die auf jenen aufliegen und im Verlaufe der Spanten Füllstücke von Plattendicke erhalten, damit auch sie festen Halt an den Spanten haben. Da die abliegenden Gänge immer über zwei anliegende zur Vernietung übergreifen, so werden die anliegenden natürlich zuerst aufgebracht. Dadurch, daß der Stahlmantel sich also gleichsam sprungweise an den Spanten in die Höhe zieht, wird der erforderliche Grad genauen Aufeinanderpassens des gewaltigen Plattensystems noch bedeutend erhöht. — Jede einzelne der Hunderte von Platten erfordert daher vor ihrer Auf-

Digitized by Google

bringung eine äußerst exakte, nicht immer einfache Formgebung, damit sie sich glatt zu den anderen fügt und die Längsbegrenzungslinien ganzer Plattengänge schön glatt verlaufende Kurven geben, welche mit der ganzen Tendenz der Linienführung des Schiffes harmonieren. Die Platten werden vom Walzwerk in rohen Maßen mit Zugaben geliefert und dort schon mit den in der Bestellung angegebenen und mit den Bauzeichnungen korrespondierenden Nummern versehen, welche ein leichtes Auffinden der gerade anzubringenden Platten ermöglichen. Anstatt nun jede der schweren Platten zum Bau hinaufzuschleppen und sie dort anzupassen, werden sie direkt mit dem Fahrkran zum Bearbeitungsschuppen transportiert, während sich ein Arbeitertrupp mit einer auf dem Schnürboden aus Latten gezimmerten Schablone der Platte zum Bau hinaufbegibt und dieselbe dort in die zukünftige Stelle der Platte einpaßt. Diese Schablone mit den oben an Ort und Stelle angezeichneten Bearbeitungsmarken wird nun auf die Platte gelegt und hiernach werden die Bearbeitungslinien aufgerissen, sowie an den Rändern die Lage der zu stanzenden Nietlöcher mit einem spitzen Stahlstift, dem „Körner", eingehauen (Abb. 8).

Nachdem die Begrenzungslinien der Platte richtig bearbeitet worden sind, wird sie unter die Lochmaschine gebracht, welche mittels eines Stahlstempels die Nietlöcher in die Platten stanzt (Abb. 9).

Die ihrer Anbringungsstelle entsprechende Krümmung erhält die Platte, je nachdem es sich um geringere oder stärkere Biegungen handelt, entweder nur in der Walzmaschine (Abb. 10), wo sie durch ein stellbares Walzensystem hindurchgepreßt wird, oder sie wird, wenn es sich um komplizierte Stellen handelt — wie beim Wellenaustritt (Abb. 7), in glühendem Zustande mit schweren Hämmern in ihre Form gebracht, wobei wieder Modelle verwandt werden. — Der fertigen Platte benächtigt sich sofort eine Arbeiterkolonne, welche sie mit Hilfe untergeschobener Wagengestelle zum Schiff transportiert. Hier werden Ketten darum geschlungen, und bald schwebt sie am Kranbaum, hoch oben an der Seite des Gerüstes. Oben harrt ihrer ein anderer Trupp, die „Anbringer", welche die Platte in die richtige Lage ziehen und sie mit Schraubenbolzen zunächst provisorisch befestigen; erst wenn so ein großer Teil von Platten aufgebracht ist, beginnt die endgültige Nietung. Die Abbildung 11 des Vorschiffes vom Dampfer „Köln" zeigt deutlich fast an der gesamten Außenhaut noch die Schraubenmuttern der

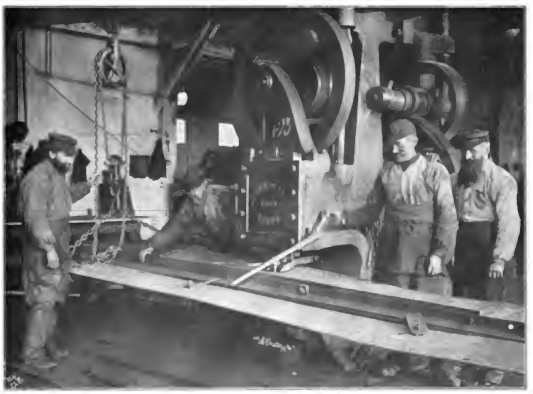


Abb. 9. Die Platte unter der Stanze.

Digitized by Google

provisorischen Bolzen. Nur die unteren Gänge bis zur Kimm (der Stelle stärkster Krümmung) sind fertig genietet.

Während sich die äußere Stahlhülle an den Seiten immer mehr schließt, dringt auch von innen das Getön intensivsten Schaffens heraus, denn es gilt, nun die verschiedenen Decks zu beplatten und die mächtigen, von Bordwand zu Bordwand reichenden vertikalen Querwände, die „Schotts", aufzurichten, die eine der Hauptsicherungen des modernen Schiffes gegen das Sinken bilden. Sie teilen das ganze Schiff vom Boden bis über das Wasserniveau hinaus in wasserdichte Kompartiments. Die Kommunikation zwischen ihnen findet einmal über sie hinweg und dann auch unten durch möglichst spärlich angeordnete „wasserdichte Thüren" statt, die von den oberen Decks aus durch einfache Hebelvorrichtungen mit großer Schnelle geschlossen werden können. Die Größe der einzelnen Räume zwischen den Schotten wird so berechnet, daß, wenn im Falle eines Lecks die Havarie eine Schottwand mittrifft und die Fluten gleich in zwei Räume einströmen, dennoch die Schwimmfähigkeit des Schiffes einigermaßen erträglich bleibt. Handelt es sich um Doppelschraubenschiffe, so wird oft zwischen den beiden nebeneinander liegenden Maschinenräumen noch ein Längsschott aufgerichtet. — Zu gleicher Zeit beginnt auch der Aufbau der aus Stahlwinkeln und Platten bestehenden Maschinenfundamente auf dem Doppelboden, die den schweren gußeisernen Grundplatten der Maschinen den nötigen Halt geben sollen. Von den Maschinenräumen aus erstrecken sich auch schon die „Wellentunnel", niedrige, geschlossene Gänge nach hinten, um die später einzubauenden Propellerwellen fast bis zu ihrem Austritt aus dem Schiffskörper zu geleiten und die Zugänglichkeit der Wellenlager zu sichern. Inzwischen hat der stählerne Mantel der Außenhaut sich ringsum geschlossen; in luftiger Höhe stehen die Nieter auf schwanken Brettern, um die letzten Platten der Außenhaut zu befestigen (Abb. 12). Wie eine mächtige Plattform erstreckt sich das schon fast ganz beplattete Oberdeck über die ganze Länge des Schiffes (Abb. 13). Weit reicht der Blick von dort oben über die Werft hinweg. Gar kleinlich erscheint das Getriebe der dort unten so eifrig Schaffenden, wie sie Werkstücke hin und her schleppen oder damit auf den breiten Aufgängen empor kommen.

Schon wird von Tag zu Tag die Zahl der außen und oben am Schiff Arbeitenden geringer; innen dröhnen aber noch unentwegt die Hammerschläge in lebhafterem

Abb. 10. Unter der Walze.

Digitized by Google

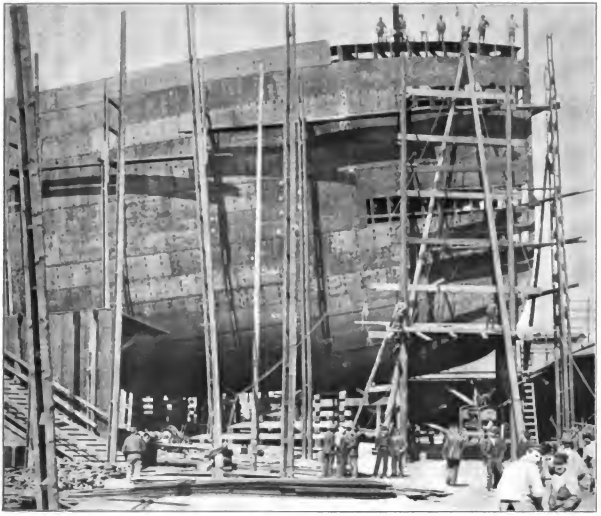


Abb. 11. Das Vorschiff der „Köln."

Tempo. Die Ladeluken werden in den verschiedenen Decks mit schachtartigen Einfassungen, den „Süllś", umgeben (Abb. 14); die Öffnungen für die runden Seitenfenster, die „bull-eyes", werden aus der Außenhaut herausgefraist; überall werden noch Winkel und Platten zur Versteifung angenietet und Deckstützen aufgestellt. Alle diese Arbeiten im Schiff aber erreichen ihr vorläufiges Ende, sobald das letzte Niet in die Außenhaut geschlagen ist. „Das Schiff ist dicht!" Dies Wort bildet den Abschluß der Arbeiten auf der Helling; der zweite große Banabschnitt ist beendet, wie der erste abschloß, als das Schiff „in Spanten stand".

Ehe wir nun den Vorbereitungen zum Stapellauf unser Interesse schenken, verlassen wir den Neubau, um in den verschiedenen Werkstätten einen Eindruck von den Arbeiten für den inneren Ausbau zu gewinnen.

Dumpf nachklingende Hammerschläge tönen uns aus dem schwarzen, riesigen Gebäude entgegen, dem wir uns zuerst nähern. Wir betreten die Kesselschmiede. Gerade werden die letzten Schläge an einem der gewaltigen Kraftzeuger geführt, von denen vier Exemplare an Bord jedes der beiden Schiffe Platz finden sollen (Abb. 15). Als draußen auf der Helling die Kiele der „Köln" und „Frankfurt" gestreckt wurden, da wurde auch hier schon mit dem Bau der Kessel begonnen. —

Beim Eintritt in die hohe und doch dunsterfüllte Halle läßt uns das überwältigende Getöse verstummen. Die menschliche Stimme ist hier machtlos, denn die Stahlwandungen der Kessel verzehnfachen als Resonanzboden das Dröhnen der Hämmer. Und doch ist bei dieser Cyklopenarbeit die größte Accuratesse unerläßlich; bilden doch die Kessel unzweifelhaft den wichtigsten Teil der maschinellen Einrichtungen, und nur die sorgfältigste Ausführung einer fein durchgeführten Konstruktion sichert späterhin eine stets gleichmäßige Leistungsfähigkeit und ökonomischen Kohlenverbrauch. — Die jetzt

Digitized by Google

Abb. 12. In luftiger Höhe.

in der Handelsmarine gebräuchlichsten Kessel sind die runden Cylinderkessel, die vielleicht einmal den Wasserrohrkesseln das Feld räumen werden. Der augenfälligste Unterschied beider besteht darin, daß bei ersteren die zahlreichen Siederohre, deren Mündungen die Stirnwand des Kessels wie ein Sieb erscheinen lassen, von den Feuergasen, die in den drei großen, auf der Abbildung ersichtlichen Flammrohren erzeugt werden, durchströmt und von Wasser umspült werden, während bei den Wasserrohrkesseln große Bündel von wasserdurchströmten Rohren von außen mit direkten Flammen bestrichen werden. Offenbar wird man mit den letzteren schneller „Dampf aufmachen" können, was ja für Kriegsschiffe von entscheidendster Bedeutung ist.

Lange leidet es uns nicht in der Kesselschmiede, denn neben der Unmöglichkeit, das menschliche Sprachorgan zu bethätigen, beginnen auch die Ohren schon gegen den Mißbrauch ihrer zarten Konstruktion durch derartige Tonquantitäten zu revoltieren. So bald als möglich bringen wir uns daher durch die Ausgangsthür dieser wahren Hephästoswerkstelle in Sicherheit.

In unserem Staunen über die gewaltigen Dimensionen jener Dampferzeuger, die wir in der Kesselschmiede im letzten Baustadium sahen, drängt sich leicht die Frage auf, warum denn zum Fortbewegen eines solchen, durch seinen langen, scharfen Bug ins Wasser gleichsam allmählich „eingeschmuggelten" und leichtbeweglich auf den Wellen schaukelnden Schiffskörpers so gewaltige Dampfkräfte, wie die hier allem Anschein nach vorbereiteten, erzeugt werden sollen. Es kommt wohl manchem unerwartet, wenn er hört, daß es die Reibung des Wassers an den langgestreckten Wandungen des Schiffes ist, welche so bedeutende Kräfte zu ihrer Überwindung beansprucht. Bei höheren Geschwindigkeiten tritt noch ein Faktor hinzu, der die erforderliche Kraftanwendung mit jedem neuen Geschwindigkeitszuwachs unverhältnismäßig anwachsen läßt. Zuerst gering und unmerklich, wachsen die Stauwellen dann zu stärkeren Massen an, und ihr hemmender Einfluß gewinnt mit jedem Augenblick mehr an Bedeutung. Aber die Schiffsmaschinen, welche derartigen Kräfteaufwand hergeben, müssen sich bei ihrer mehrtausendpferdigen Kraft doch mit engem Raum begnügen, bei genügender Festigkeit doch so leicht als möglich gebaut sein, um recht wenig von der nutzbaren Tragfähigkeit des Schiffes zu verbrauchen.

In der weiten Maschinenhalle laufen alle die von der Gießerei und den Schmiedewerkstätten gefertigten Rohteile für die Haupt- und zahlreichen Nebenmaschinen ein, um hier bearbeitet und zusammengepaßt zu werden. Ein scheinbar ungeordnetes Durcheinander von Werkstücken und Arbeitsmaschinen erstreckt sich über den ganzen Raum der Halle. Ueberall wird gebohrt, gedreht, gehobelt und

Digitized by Google

gefraist, bis die Zusammensetzung, „die Montage“, der Maschinen begonnen werden kann. Die Hauptmaschinen selbst größerer Schiffe werden oft in der Halle fertig zusammengesetzt, um etwaige Mängel der Bearbeitung aufzufinden. Vor dem Einbau ins Schiff muß natürlich wieder ein vollständiges Auseinandernehmen derselben erfolgen. Die hintersten Schäfte der mächtigen Stahlwellen, welche die Bewegung der Maschinen auf die Schiffsschrauben übertragen sollen, sind inzwischen eingesetzt und die breitflügeligen, bei unseren Beispielen 5 Meter im Durchmesser haltenden Bronzepropeller, sind an ihren Enden aufgebracht worden. In schneller Rotation werden sie sich durch das Wasser schrauben und das Schiff vorwärts drängen.

Neben den Hauptmaschinen wird in der Maschinenhalle auch die Menge der Hilfsmaschinen zum Einbau vorbereitet, die dazu bestimmt sind, die mannigfaltigsten Dienste an Bord zu leisten. Die wichtigsten von allen sind die Pumpen: durch Pumpen muß das Dampfkondensationswasser eingesaugt werden, Pumpen müssen die Kessel mit frischem Wasser speisen, Lenzpumpen müssen die „Bilge“, den untersten Schiffsraum, von angesammeltem Wasser „lenzen“, andere werden zum Auffüllen oder Lenzen der Wassertanks verwendet, um das Schiff zu „trimmen“, d. h. in richtiger Lage zu halten und ungleichmäßig verteilte Gewichte, z. B. bei einseitigem Kohlenverbrauch, auszugleichen. Weitere Pumpen werden zum Deckswaschen, zum Betriebe der Feuerspritzen, zum Versorgen der Kombüsen (Küchen) mit Frischwasser und zu noch manchen anderen Zwecken benötigt. — Neben dieser Hauptkategorie von Hilfsmaschinen steht die große Anzahl der anderen gleich notwendigen: Umsteuerungsmaschinen vermitteln den Vor- und Rückwärtsgang der Hauptmaschinen. „Turn“-Maschinen sollen bei Reparaturen und Reinigungen ein Drehen der Maschinen ohne deren eigne Dampfkraft ermöglichen; Ventilationsmaschinen schaffen frische Luft bis in die tiefsten Räume hinunter oder dienen zur Verstärkung des Zuges unter den Kesselfeuerungen. — Zur Bewegung des Steuerruders, auf das ein erheblicher Druck von den, durch die Propeller rückwärts gewirbelten Wassermassen ausgeübt wird, arbeitet ebenfalls eine besondere Dampfmaschine. — Destillierapparate, Eismaschinen und elektrische Maschinen für die Beleuchtung reihen sich der großen Zahl an. Zum Schlusse muß noch die wichtige Kategorie der Dampf- oder hydraulischen Winden und Krane erwähnt werden, deren zweckmäßige Anordnung auf Deck für das schlennige

Abb. 13. Auf dem Oberdeck.

Digitized by Google

Löschen und Wiederladen des Schiffes von entscheidender Bedeutung ist. Es muß überhaupt angestrebt werden, alle Arbeiten, die die Liegezeit des Schiffes im Hafen ausmachen, möglichst durch Maschinen zu erleichtern und so in denkbar kurzer Zeit ausführbar zu machen, denn jeder Liegetag ist Barverlust, indem das Schiff nicht arbeitet und das in ihm steckende Kapital unverzinst brach liegt.

Zum Betriebe eines derartig ausgedehnten Hilfsmaschinen- und Pumpensystems gehört ein außerordentlich verwickeltes Rohrnetz. Die Rohre hierfür werden in der Kupferschmiede bearbeitet und vorbereitet. Gleich wichtig für das sichere Funktionieren des ganzen Schiffsbetriebes ist ein zuverlässiges Telegraphen- und Signalsystem zwischen den Kommandoelementen einerseits und den Maschinen- und Kesselräumen, sowie der Rudermaschine andererseits.

In den Schiffbautischlereien wird seit Fertigstellung der Einrichtungszeichnungen rege an der Herstellung der Kammerwände und Möbeleinrichtung der Salons, der Passagierkabinen, der Zwischendeckswohnräume und der Mannschaftslogis gearbeitet. Licht, Luft und Wärme muß für jeden Raum geschafft werden können.

Inzwischen hat sich das sich uns auf der Helling darbietende Bild geändert. Die schmutzig graubraune Farbe des Schiffskörpers hat sich in glänzendes Schwarz über der zukünftigen Wasserlinie und in leuchtendes Rot unterhalb derselben verwandelt. Der gleichmäßige Farbenton läßt nach Entblößung des Schiffes von den umhüllenden Bretterstellagen seine ebenmäßigen und feinen Linien schön hervortreten. Unter dem breiten Boden des Schiffes herrscht emsige Thätigkeit, denn es gilt, den Koloß für seinen ersten kurzen und doch so bedeutungsvollen Lauf reisefertig zu machen. Zu beiden Seiten des Kieles strecken sich, fest auf die Helling gelagert, zwei eichene Gleitbahnen, die auch noch unterhalb des Wasserspiegels auf dem Flußboden eine Strecke weit fortgesetzt sind. Auf diesen breiten Schienen soll das Schiff mit Hilfe langer Schlitten, die auf die Gleitbahnen passen, ablaufen. Am Vor- und Hinterschiff, wo der Boden des Schiffes sich auflaufend mehr und mehr verjüngt, stehen über den Schlitten mächtige Klotzstapel, um auch hier das Schiffsgewicht auf die Gleitbahnen zu übertragen. Um zu verhindern, daß diese Gerüste, dem Druck nachgebend, seitlich auseinander gepreßt werden, hält man sie durch besondere, unter dem Kiel durchgezogene Querverbindungen, als Zugstangen oder Ketten, zusammen. Zur Verminderung der gewaltigen Reibung zwischen Gleitbahnen und Schlitten wird eine dicke Schicht von Fett oder Schmierseife auf die ersteren aufgetragen.

Der Morgen des Stapellaufes naht und mit ihm die letzten entscheidenden Vorbereitungen: das Schiff muß auf die Gleit-

Abb. 14. Arbeiten auf dem Hauptdeck.

Digitized by Google

Abb. 15. In der Kesselschmiede.

bahnen aufgesetzt werden, denn noch ruht es auf den festen Kimm- und Kielklötzen. Zahlreiche Arbeiterkolonnen sind jetzt damit beschäftigt, lange Holzkeile über die Schlitten zu treiben und dadurch das Schiff allmählich so weit anzuheben, daß es nunmehr sein ganzes Gewicht auf Schlitten und Gleitbahnen überträgt und die Stapelklötze weggeschlagen werden können. Das Schiff steht jetzt ganz frei auf den Schlitten, ledig aller Stützen und Streben. Damit es nicht schon jetzt, noch bevor der festliche Taufakt stattgefunden hat, ohne Sang und Klang — namenlos — in die Fluten hinabgleitet, sind an den Schlitten selbst mechanische Stoppvorrichtungen angebracht.

Sobald aber von der festlich geschmückten, vor dem Vordersteven aufgebauten Taufkanzel herunter sein Name verkündet und die Champagnerflasche am Buge zerschellt ist, werden die Stopper ausgelöst. Atemlos gespannt harrt alles der ersten Bewegung des Riesen. Langsam, fast unmerklich, beginnt das Schiff rückwärts zu gleiten. In einer Minute wird sich alles entschieden haben. Ist auch nur das geringste Versehen bei den Vorbereitungen gemacht worden, ist gar der Unterbau oder die Schlittenkonstruktion an irgend einer Stelle zu schwach gebaut, so wird sich das jetzt furchtbar rächen; die gewaltige, in Fahrt befindliche Masse geht ihren Weg, hellingabwärts, mit immer wachsender Geschwindigkeit. Rauch und nicht selten Flammen dringen aus den vorderen Schlitten in dem Augenblick hervor, wo das hinten schon aufschwimmende Schiff Druck und Reibung vorn mächtig steigert. Gleich darauf kommt auch das Vorschiff zu Wasser; rauschend fahren die Schlitten mit hinab in die Tiefe. Unter dem Jubel der Zuschauer macht das Schiff jetzt eine Verbeugung vor der eben verlassenen Helling: Das Vorschiff ist „flott geworden"! (Abb. 17.) Im selben Augenblick fallen die schweren Stopanker, die an langen Ketten schon an den Schiffsseiten zum Auslösen bereit hingen. Während sie die Fahrt des Schiffes hemmen, eilen auch schon Schleppdampfer herbei, welche, bisher in respektvoller Entfernung kreuzend, das Fahrwasser in der „Schußlinie" von allen Hindernissen freigehalten hatten. Mit ihrer Hilfe wird das Schiff in kurzer Zeit an den Platz am Kai gebracht, wo der weitere Ausbau vorgenommen werden soll.

Eine neue Periode rastlosen Schaffens beginnt. Alles, was dem fertigen Schiff das Gepräge einer schwimmenden Stadt verleiht und was wir in zahlreichen Werkstätten schon entstehen sahen, wird nun in die stählerne Hülle eingebaut. — Wenige Monate noch,

Digitized by Google

Abb. 16. In der Maschinenhalle der Tecklenborgschen Werft.
Nach der Aufnahme des Photographen Böttcher in Bremerhaven.

und das Schiff wird, mit Gütern beladen, reisefertig draußen auf dem Strom liegen. Rauchwolken entsteigen den Schloten und die Flagge der Rhederei weht hoch am Masttop. „Die erste Reise!“ — Sie wird erweisen, ob das große Rechenexempel richtig war und ob auch in allen Einzelheiten der Konstruktion die Idee, welche die Erbauer bei dem Ganzen angestrebt hatten, mit Erfolg verwirklicht worden ist.

Abb. 17. Stapellauf des Fünfmasters „Potosi“ auf der Tecklenborgschen Werft.
Nach einer Aufnahme von W. Sander & Sohn in Geestemünde.

Digitized by Google

Übermut. Nach

e von J. Beſin.

Digitized by Google

Bei den Oberammergauern.

(Abdruck verboten.)

Vereinsamt und verlassen liegt die Bergstraße. Einst, da war sie belebt und vom Strom der Menschen durchzogen, da zweigten sich von der bayerischen Station Oberau Tausende und Tausende ab und pilgerten gen Oberammergau. Und auf der Straße, die von Oberau hinführt über den Ettal zur Passionsspielstätte, da streiften hart aneinander die eleganten Landauer und die primitiven Stellwagen, die steife, stumme Engländerin und der übermütige, laute Bauernbursche, der vom fröhlichen Feriengeist beseelte Städter und der würdige Dorfgeistliche.

Das war 1880 und 1890 eine Wallfahrt modernen Stils, die Pilger und Pilgerinnen halb Lebenslust, halb Andacht im Herzen, halb von Neugier, halb von Teilnahme erfüllt. — Noch wenige Monate, dann wird es wieder lebendig werden, dann werden sie wieder aus allen Teilen der Erde hinwandern zu dem jetzt so stillen, friedlichen Dorf, dessen Name durch die Welt klingt. Nicht wird es mehr so vieler Umständlichkeiten bedürfen, um nach Oberammergau zu kommen, eine elektrische Bahn ist im Bau begriffen, und diese wird von der etwa zwei Stunden hinter München gelegenen Abzweigungsstation Murnau direkt nach dem Passionsspieldorf führen. Ein Stückchen Pilgerpoesie und Pilgerphantasie wird diese bequeme Bahn wegnehmen, mit der Poesie des Stellwagens und mit der Phantasie des Pilgers, der sich einbildet, ein echter und rechter Pilger zu sein, wenn er ein derartiges Fuhrwerk benutzt oder gar von der Station Oberau den Weg zu Fuß macht, dürfte es nun vorbei sein.

Ein mit Holz beladenes Fuhrwerk, ein kleiner Bauernwagen, allenfalls ein Radfahrer und dann ein Dutzend jener unvermeidlichen Engländerinnen, für die schon 1890 jeder Passionsspieler eine Sehenswürdigkeit war, störten auf meinem Wege nach Oberammergau jenes freie, kräftige Gefühl, das sich des Menschen bemächtigt, wenn er in der Welt der Berge sich einsam sieht und von jener Welt da draußen kein Wesen erblickt, keinen Hauch verspürt.

Die in Serpentinen aufsteigende Bergstraße ist zu Ende, die goldene Spitze der Kuppel von Ettals Kirche grüßt im glitzernden Sonnenschein. Einst gehörte Kloster Ettal, das in so stimmungsvoller Weise zu Oberammergau hinüberleitet, dem Orden der Benediktiner. Ein reicher, lebenslustiger Graf hat es dann mit all den Liegenschaften erworben. Der Graf sitzt heute, trotz seiner Heirat mit einer amerikanischen Millionärin, wegen Betrügereien hinter Kerkermauern, ein Nürnberger Großindustrieller kaufte nachher das Kloster an, das kürzlich jedoch wieder in den Besitz der Benediktiner übergegangen ist. Ob der Orden sich hier abermals niederlassen wird, das ist noch eine offene Frage, jedenfalls regt es sich in Ettal. Vor der aus dem XV. Jahrhundert stammenden Klosterkirche, deren im Rundbogenstil gehaltenes Inneres mit seinen herrlichen Malereien und seinen reichen Skulpturen, mit seinen aus lichten Höhen leuchtenden Kuppelgemälden so viel Prunk und doch so viel Weihe in sich birgt, sind fleißige Hände thätig, um dem trotz seiner Ehrwürdigkeit so freien und hellen Gotteshause jungen Schmuck zu verleihen.

Noch eine kurze Stunde, und der Kofel, jener keck sich vorbeugende Berg, auf dessen höchster Spitze ein Kreuz schimmert, zeigt sein längliches kahles Felsenhaupt. Er steht da wie ein von allen Seiten sichtbarer, hoher, fester Wegweiser — nach Oberammergau.

Digitized by Google

Frei und fern von allem Trubel, den die Passionsspiele mit sich bringen, kann man das eigentliche Oberammergau kennen lernen. Gebirgsdörfer pflegen durch die sie umgebende Natur ihre Reize zu erhalten, Oberammergau jedoch ist eine Stätte, die um ihrer selbst willen auch außerhalb der Passionsspielzeit interessiert. Dieses Dorf hat etwas Besonderes, etwas Eigenartiges an sich. Die freundlichen Häuser, die sauberen Straßen, die gutgepflasterten Wege und vor allen Dingen die Menschen, die auch in ihren Trachten den urwüchsigen Bauern und den von der Kultur beleckten Städter vereinen; sie geben Oberammergau etwas Individuelles. Es ist keine Einbildung, es entspringt einer durchaus objektiven Beobachtung, wenn ich behaupte, den Physiognomien der Oberammergauer fehlt der eigentliche bäuerische Zug, ihnen sind jene scharfen Linien eingeprägt, die Intelligenz und Begeisterung verraten. Und wie das elegante Aussehen des Dorfes schließlich in erster und letzter Reihe auf die Passionsspiele zurückzuführen ist, so mögen auch die Bewohner die markanten Gesichtszüge, die ihren Gesichtern eingeprägt sind, ihrer Beschäftigung mit dem Passionsspiel zu danken haben.

Seit 1633 lebt dieses Spiel in Oberammergau. Natürlich ist auch dieses Passionsspiel aus den Mysterien und geistlichen Spielen des Mittelalters herausgewachsen, aber das Oberammergauer hat noch eine besondere Bedeutung, es entspringt einem gläubigen Gelübde. Als im Jahre 1633 in dem kleinen Dorfe die Pest wütete, da gelobten die Bewohner in ihrer Herzensangst und in ihrem frommen Glauben die Aufführung der Passion, wenn sie Gott von der entsetzlichen Pein befreien wollte. Es liegt heute keine Veranlassung vor, auf die verschiedenen Schicksale und Wandlungen des Oberammergauer Passionsspieles einzugehen, aber wer Gelegenheit hat, die Oberammergauer außerhalb der Passionsspielzeit kennen zu lernen, der empfindet, daß diesen Gebirgsdörflern ihr Spiel in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie es pflegen, nicht nur, weil es ihnen Ehr und Gut einbringt, sondern weil sie hiermit eine Pflicht der Tradition und der Pietät auszuüben glauben. Das Gelöbnis der Urväter wird heute noch hochgehalten aus Frömmigkeit, aus Klugheit und aus Dankbarkeit, denn ihm haben sie schließlich zu danken, was sie heute sind.

Der Oberammergauer weiß, daß er etwas Besonderes in der Welt ist, er wird dies aber niemals durch eine bäuerliche Keckheit in seinem Benehmen verraten, das durch den Verkehr mit aller Welt sogar einen liebenswürdigen Schliff erhalten hat. Die Sonderheit, die er in sich fühlt, zeigt er in seiner Abgeschlossenheit — er ist Chauvinist. Oberammergau hat eine vortreffliche Holzschnitzereischule, die von dem Zeichenlehrer Lang geleitet wird, einem hervorragenden Künstler, der auch die lebenden Bilder der Passionsspiele entwirft und einstudiert. Die Oberammergauer Holzschnitzereien werden in der ganzen Welt abgesetzt; aber nur, wer in Oberammergau geboren ist, darf die Schnitzschule besuchen, und wenn er ausgelernt hat, dann übt er seine Kunst in seinem Heimatsdorfe aus, in dem kein Nicht-Oberammergauer sich als Holzschnitzer niederlassen darf. Oberammergau, das in jedem Decennium die Welt anlockt, erscheint auf dem Gebiete, dem es den größten Teil seiner wirtschaftlichen Existenz verdankt, hermetisch abgeschlossen, und so kommt es, daß man in dem Dorfe fast nur geborene Oberammergauer findet und diese nur selten ihre Kunst außerhalb ihrer Heimat ausüben.

Der gesuchteste Holzschnitzer ist nach wie vor der Christus-Mayer; seine Kruzifixe finden namentlich in England und Amerika reißenden Absatz. In einem schmucken Häuschen, das ein kleiner Vorgarten abschließt, lebt der Christus-Mayer. Er ist älter geworden, denn sein Barthaar zeigt Silberfäden; aber der Ausdruck des Gesichtes hat nichts von seiner Hoheit und seiner Milde eingebüßt, und das lang herabfallende Haar zeigt sich noch in seiner ganzen Fülle. Er, dem Fürsten Aufmerksamkeiten zollten, dem der Papst ein kostbares goldenes Kreuz und den päpstlichen Segen sandte, er ist ein einfacher, schlichter Mann geblieben, der alle Ehrungen naiv hinnimmt. Seine Gestalt ist hoch und schlank, noch ungebeugt, und, wer diesen Mann, dessen herrlichen Christuskopf ein weicher, bequemer Filzsammethut bedeckt, in seiner enganliegenden, städtisch-künstlerischen Tracht so aufrecht und selbstbewußt einherschreiten sieht, der bleibt unwillkürlich stehen. Und die Engländerinnen, sie blieben nicht nur stehen, sie folgten ihm

Digitized by Google

sogar nach, und der Christus-Mayer, gewöhnt an solche Huldigungen, nahm diese als etwas Selbstverständliches mit freundlichem Lächeln hin.

Es steckt etwas vom Künstler in ihm, das fühlt er unbewußt, und dieses Unbewußte, das die Größe seiner Darstellung ausmacht, hat ihn eben zum Künstler gestempelt. Er ist stolz auf das, was er geworden ist, er ist aber auch klug, und wie ein Künstler, der seinen großen Erfolg nicht abschwächen möchte, zögert und zaudert er, wenn es heißt, ob er den Christus wieder spielen würde. Das Alter hat auch an ihm seine Rechte geltend gemacht, er hatte ein schweres Magenleiden, und dann die Silberhaare im Barte! Vor wenigen Monaten ist ihm auch sein Weib gestorben, er kann diesen Schlag nur schwer überwinden. Es wird einsam um die alten Oberammergauer. Bürgermeister Lang, der unübertreffliche Kaiphas und spiritus rector des Passionsspiels, hat vor nicht allzu ferner Zeit sein Weib begraben, und der alte Rendel, dessen Pilatus unvergessen ist, hat diesen Sommer seine Gattin ebenfalls ins Grab senken müssen. „Jetzt ist's langweilig auf der Welt," meint der alte Rendel und senkt nachdenklich seinen feingeschnittenen Künstlerkopf.

Der Christus-Mayer hat Silberhaare im Barte! Kein Passionsspieler darf mit Hilfe von Perücken, Bart oder Schminke sich eine Maske machen. Wird also der Silberbart nicht ein Hindernis sein? Und wenn auch der Christus-Mayer wollte, wollen dann auch die anderen? Diese und viele andere Fragen beschäftigen bereits seit Monaten die Oberammergauer, und sie ereifern sich hierbei mehr, als der Christus-Mayer, der ein inniger, innerlicher, einfacher und kluger Mann ist, der bereits seinen Ruhm hat und alles an sich herankommen lassen kann.

Wie so eine Passionsspiel-Aufführung zustande kommt, wie das Erhalten einer jeden Rolle ein förmliches Stück Schicksal und Zufall ist, wie auch hier Begeisterung und Berechnung, Pietät und Ehrgeiz Hand in Hand gehen, das ist ein fesselndes Kapitel, welches lehrt, daß es auch in Oberammergau ein Hinter den Coulissen gibt. —

— — — — — — — — — — —

Die Oberammergauer verlassen selten ihre Heimat, und diese Thatsache muß naturgemäß die Ausbreitung und den Einfluß einzelner Familien zur Folge haben. An der Spitze Oberammergaus steht die Familie Lang. Der Chef dieser Familie ist der Bürgermeister, ein angesehener Kaufmann, der sein Amt nur honoris causa bekleidet, sein Bruder ist der Inhaber des umfangreichsten Schnitzereivertriebes, sein Vetter der bekannte Zeichenlehrer und Vorsteher der Schnitzschule, ein anderer naher Verwandter der größte Töpfereibesitzer des Ortes ꝛc.

Bürgermeister Lang ist der Leiter des Passionsspiels, und er ist zu diesem hohen Amte berechtigt und berufen wie kein anderer, nicht nur durch seine Stellung in der Gemeinde, sondern in erster Reihe vermöge seiner scharfen Intelligenz und seiner hingebenden Begeisterung. Langs Tochter spielte 1890 die heilige Jungfrau, und wie all' die anderen haben auch die beiden Langs ihr Äußeres nicht verändert. Lang mit seinem energischen, weißbärtigen Antlitz und Rosa Lang mit dem mater dolorosa-Gesicht, aus dessen dunklen, umflorten Augen ein schwärmerisches Empfinden leuchtet, sie könnten heute die Passionsbühne betreten, und sie brauchten, um ihre Rollen zu verkörpern, nicht ein Haar zu ändern.

„Herr Bürgermeister, Sie spielen doch 1900 wieder den Kaiphas?"

„Das kann ich nicht sagen!"

„Wollen Sie denn nicht mehr mitmachen?"

„Ja, das hängt ganz davon ab, ob ich gewählt werde."

Rosa Lang war hereingetreten. Etwas rührend Schüchternes geht von ihrem Wesen aus.

„Mir wurde das höchste Glück zu teil, die heilige Jungfrau spielen zu dürfen." —

Mit verklärtem, nach oben gerichtetem Blick, mit leiser vibrierender Stimme sagte sie es, und es schien, als ob dieser Jungfrau die Weihe des Passionsspieles auch im Leben haften geblieben wäre.

„Sie, Fräulein Lang, sind 1900 natürlich wieder die Maria!"

„Das kann niemand wissen! Wenn Gott will — vielleicht, aber wer weiß, ob ich gewählt werde!"

„Wenn es sein müßt', spiel' ich heute meinen Petrus!" Der alte Hett spricht also, der 75 jährige rüstige Greis, der noch heute allsonntäglich seine sechs Maß Bier mit Leich-

Digitized by Google

tigkeit trinkt. „Der Bürgermeister und ich, wir sind die einzigen, die bereits im Passionsspiel von 1860 mitgewirkt haben; und wir haben unsere Rollen, er den Kaiphas und ich den Petrus, seitdem in jeder Aufführung gespielt. Ob sie uns wieder wählen werden, wer weiß? Vielleicht sind wir ihnen zu alt!"

Überall der Ehrgeiz, das Sehnen, mitzuthun, überall aber auch die bangen Zweifel vor der Wahl.

Als ich vor einem Jahr das Haus des Christus-Mayer besuchte, unterhielt ich mich auch mit seinem Sohne. Ein hoher, schlanker Mensch mit einem flotten Schnurrbart und einer Wiener Stirnfrisur. Im Gegensatz zu den anderen Dorfbewohnern, die Bart und Haupthaar sich bereits passionsspielmäßig zugestutzt haben, war des Christus-Mayer Sohn damals ganz modern frisiert. Er hat seines Vaters klugen Sinn und bescheidenen Stolz geerbt. „Eine Rolle will ich nicht spielen, dazu habe ich kein Talent, und nur, weil ich der Sohn von meinem Vater bin, möchte ich nichts aus mir hermachen lassen. Mein Vater hat das Talent in sich, und als er zum erstenmal den Christus spielte, da hatte er nie ein Theater vorher gesehen, er hat es eben in sich, ich hab's nicht. Das Passionsspielen ist für meinen Vater sehr anstrengend, nur die Begeisterung hält ihn aufrecht. Wenn er nach der Kreuzigungsscene vom Kreuze, an dem er 28 Minuten hängt, abgenommen wurde, dann waren seine Arme stets steif und blau. Das sind Leiden, die nicht jeder ertragen kann, und nach Beendigung der Passionsspielzeit, da kam es auch bei meinem Vater zum Ausbruch, da mußte er sich hinlegen und mehrere Monate das Bett hüten, so sehr hatte es ihn mitgenommen. Mein Vater ist älter geworden, ob er wieder mitmachen kann und darf, das ist die Frage, das hängt auch nicht allein von ihm ab. Wer weiß, ob er überhaupt wieder gewählt wird?"

In diesem Sommer besuchte ich wieder des Christus-Mayer Haus. Ein Mann kam mir entgegen, dessen Antlitz ein Christusbart wundervoll umrahmte, dessen schwarze Haare lang in den Nacken fielen. So männlich und so mild, so ergeben und so hoheitsvoll muß der Christus-Mayer in seiner Jugend ausgesehen haben. Jene eigenartige Erscheinung war der schnurrbärtige Mann mit der Wiener Frisur, der vor einem Jahre nicht mitmachen wollte. Jetzt, da es Ernst wird, widmet auch er sich der heiligen Sache, bereitet er sich in seinem Äußeren für seine Aufgabe vor.

Wenn auch die Wahl erst die letzte Entscheidung bringt, ein jeder will doch gewappnet dastehen. Wer die Oberammergauer in ihren bewußt idealisierten Gestalten und charakteristisch herausgearbeiteten Gesichtszügen und den ebenso charakteristischen Bärten und den eng anliegenden, lang herabfallenden Haaren in ihrer heimatlichen Tracht beim Maß Bier in ihrem Wesen und in ihrer Unterhaltung beobachtet, der sieht, hört und empfindet, daß hier ein frommes Spiel echtes Leben ist, in dem alles voll Eifer und Eingebung aufgeht.

Wie und wer wird gewählt?

Die erste Bedingung ist, daß jeder im Passionsspielhause Mitwirkende in Oberammergau geboren ist. Wer eine ehrenrührige Handlung begangen hat, ist von der Wahl ausgeschlossen. Verheiratete Frauen dürfen nicht in Sprechrollen, sondern können nur im Chor mitwirken. Die Wahl der Spieler erfolgt durch ein eigenes Komitee, das in erster Reihe aus Gemeinderäten und aus sachkundigen, erfahrenen Männern besteht. Das Komitee wird durch die männlichen Bewohner von Oberammergau gewählt, jeder Großjährige ist wahlberechtigt. Die Gewählten treten im Rathause zusammen und beraten über die Verteilung der einzelnen Rollen. Über jede Rolle wird gesondert abgestimmt, ein Komiteemitglied, das für irgend eine Rolle in Aussicht genommen ist, hat, sobald über deren Besetzung beraten wird, sich der Abstimmung zu enthalten. Die Ballotage ist geheim, sie erfolgt durch Abgabe von geschlossenen Stimmzetteln.

Wie im politischen und kommunalen Parteileben geht auch diesen Wahlen eine erregte und gespannte Stimmung voraus. Lange vorher wird eifrig diskutiert und beraten, wer in das Komitee zu wählen sei, und auch hier ist die Wahl von der Parteien Gunst oder Hader abhängig, von persönlichen Sympathien und Antipathien. Manches Komiteemitglied hat eine vorgeschriebene Marschroute, es wird gewählt unter der Voraussetzung, daß es bei der Besetzung dieser oder jener Rolle eine bestimmte Direktive befolgt. Nach erfolgter Wahl werden die Rollen verteilt,

Digitized by Google

die vorerst nicht auswendig gelernt werden dürfen. Zuerst finden unter Leitung des Bürgermeisters Lang Leseproben statt, in denen auf Charakterisierung und Betonung eingegangen wird. Sind diese beendet, dann beginnen die einzelnen Spieler und Spielerinnen unter Zugrundelegung des mit ihnen Einstudierten mit dem Memorieren. Nun wird das Einüben der einzelnen Scenen in Angriff genommen und schließlich nach Erreichung eines gewissen Zusammenspiels mit dem Arrangement der lebenden Bilder der Anfang gemacht. In allmählicher Steigerung wird so vorsichtig auf das Ganze hingearbeitet und aus den einzelnen Teilen schließlich der Riesenbau in fester Harmonie zusammengefügt. Es könnte sich nicht so eines in das andere fügen, nicht so das Gesamte abgerundet werden, wenn die Oberammergauer nicht innig von ihrem Passionsspiel beseelt wären, nicht von Kindheit an in ihm aufgingen. Als Kind hat jeder bereits sein Hosianna gesungen, und in den Schulen werden die Kinder auf ihre Passionsspielaufgabe im Gesangunterricht vorbereitet, in dem sie hauptsächlich die Passionsspielsänge erlernen.

In Oberammergau ist das Theaterspielen zu Hause. In einem Saale, gewöhnlich im Rathaussaale, werden sehr häufig Dilettantenvorstellungen veranstaltet, in denen fast ausschließlich weltliche Stücke, in erster Reihe bayerische Volksstücke aufgeführt werden. Diese Dilettantenaufführungen, in denen natürlich nur Oberammergauer mitwirken, dienen nicht nur der Unterhaltung, sondern kommen auch den Passionsspielen zu gute. Die Oberammergauer erhalten hierdurch Schulung und können, was bei der Wahl resp. bei der Besetzung der einzelnen Rollen im Passionsspiel mit in Erwägung gezogen wird, bei diesen theatralischen Anlässen ihr Talent offenbaren. Bemerkt sei, daß das Passionsspiel dreizehn weibliche und über hundert männliche Sprechrollen enthält.

Im Frühjahr 1899 traten die Oberammergauer zusammen und wählten das aus 24 Mitgliedern bestehende Komitee, dem natürlich Männer, wie der Bürgermeister Lang, der Christus-Mayer, der Zeichenlehrer Lang ꝛc., angehören. Dieses Spielkomitee wird jetzt über die Wahl der Hauptspieler entscheiden, vom Votum dieses Komitees ist jeder abhängig, er muß sich bescheiden, ob die Wahl auf ihn fällt oder nicht, denn eine Rolle abzulehnen, würde von der Gemeinde als ein schweres Vergehen angesehen werden. — Orchester und Chor, mit dem schon vorher probiert wird, sind zwar bereits zusammengesetzt, aber sonst ist mit Ausnahme von Ruck, dem meisterhaften Chorführer und Prolog im Jahre 1890, noch keine Solorolle definitiv besetzt. Das hängt alles von der Wahl ab; da jedoch die Komiteemitglieder die Stimmung ihrer Wähler kennen und berücksichtigen, so dürften, wenn ich die vox populi recht verstanden habe, die alten Hauptspieler auch die Passionsspiele im neuen Jahrhundert einleiten. Eine Besetzung ist außer aller Frage, Rosa Lang, deren Erscheinung etwas ausgesprochen Visionäres an sich hat, deren Wesen so ganz vom Zauber innigen Glaubens und Empfindens beseelt scheint, wird wieder die Maria spielen. Der Vater, der Bürgermeister Lang, der in seiner kernigen Gestalt, in der Energie des Ausdrucks, das Gegenstück zu seiner Tochter bildet, wird, was sicher ist, nicht nur der zielbewußte Leiter, sondern, was als wahrscheinlich gilt, auch der Kaiphas der Passionsspiele von 1900 sein.

Für den Christus kommen drei Spieler in Betracht. Der Sohn des Töpfermeisters Lang, — Rendel junior, der wundervolle Darsteller des Johannes von 1890, und natürlich der Christus-Mayer. Der junge Lang, der sehr ernsthaft in die Schranken tritt, hat sein Kopf- und Haupthaar bereits der Hauptrolle angepaßt, er besitzt einen wundervollen Christuskopf, aber seine Sprechweise soll nicht genügen. Rendel junior, der des Christus-Mayer Tochter, ein junges, schlankes Weib mit feinen Zügen, geheiratet hat, war und ist mit seinem milden, weichen Antlitz, mit seiner jugendlichen Gestalt und seinen lang herabwallenden Haaren das Ideal des Johannes. Man hatte auf ihn gehofft, man sah in ihm den zukünftigen Christus, aber jetzt hat man alle Hoffnungen fahren lassen. Alles, alles stempelt den jungen Rendel zum Darsteller des Christus, seine Figur, sein Antlitz sein Talent, allein etwas hat alles Sehnen und Wünschen zu nichte gemacht, der Bart, er will nicht wachsen und will nicht wachsen. Der junge Rendel wird wieder den Johannes spielen. Der Christus-Mayer! Er steht jetzt im Mittelpunkt der Oberammergauer

Digitized by Google

Diskussionen. Wird er der Christus spielen? Wird er gewählt? Wird er die auf ihn fallende Wahl annehmen? Ja, sie werden ihn wählen trotz den Silberfäden im Barte. Sie fürchten freilich, er nimmt die Wahl nicht an, sein heftiges Magenübel und dann der Tod seiner treuen Lebensgefährtin lasten zu schwer auf ihm. Aber er wird den Christus trotz alledem spielen, und sollte er, dessen Name und Schaffen so innig mit dem Passionsspiel verbunden ist, sich wirklich einmal müde fühlen, dann käme der junge Lang, der sich ja seit Jahren für seine hohe Aufgabe vorbereitet, doch noch in Betracht.

Was in einem Jahre die Welt zur Erbauung und Bewunderung hinreißen soll, das wird das Resultat alter, geheiligter Traditionen, moderner, praktischer Bestrebungen und reiflichsten Nachdenkens und Vorbereitens sein. — Man muß es diesen Gebirgsbewohnern lassen, sie rasten nicht, sie ruhen nicht aus auf ihren Lorbeeren, sie rechnen nicht mit dem Ruf und Ruhm ihrer Passionsspiele, sondern sie streben und arbeiten vorwärts, um neue Siege zu erringen. Sie gehen energisch und nicht ohne Wagemut vor. Sie haben im Rathaus einen neuen großen Probesaal gebaut, sie haben ihr altes, hölzernes Passionsspielhaus vollständig niedergerissen, und an seiner Stelle errichten sie jetzt ein anderes, das ganz in Eisenkonstruktion gehalten ist. Auch der einzelne bereitet sich vor, die Fassaden der Häuser werden frisch aufgemalt, bauliche Reparaturen und Erweiterungen vorgenommen, Vorkehrungen für den Unterhalt der Massen getroffen. Die meisten Fasaden sind mit biblischen Stoffen und Figuren bemalt, und darum wirkt es beinahe humoristisch, wenn man auf der Vorderfront der „Alten Post" modern und frisch eine Malerei erblickt, die eine Apotheose für den verstorbenen Reichspostmeister Stephan bildet.

Die Oberammergauer haben durch die Passionsspiele dauernde Vorteile, sie konnten ihr Dorf in geradezu musterhafter Weise ausgestalten. Sie haben ein Krankenhaus mit den modernsten sanitären Einrichtungen und musterhafte Kanalisations- und Wasserleitungsanlagen; Bürgermeister Lang ist zwar nur Besitzer eines Waarenmagazins, allein dieser Kaufmann scheint auch auf kommunalem Gebiete ein ganz bedeutender Verwaltungsbeamter und Organisator zu sein. Seiner Anregung ist es auch zu danken, daß das neue eiserne Passionsspielhaus, das 6000 Personen fassen kann, vollständig gedeckt sein wird. Wer der Eröffnung der Passionsspiele 1890 bei strömendem Regen bis auf die Knochen durchnäßt beiwohnte, der wird diese Reform als durchaus notwendig anerkennen. Aber der Blick zu den Bergen soll nicht ganz verbannt, diese Verbindung mit der Natur, die den Passionsspielen ein erhebendes und gewaltiges Relief gibt, nicht ganz gelöst werden. Das Chorpodium, das Bühne und Zuschauerraum trennt und eint, wird nicht überdeckt, der Chor, wie ehedem, unter freiem Himmel seine Weisen ertönen lassen. Die Zuschauer sollen geschützt, aber in ihren Illusionen nicht gestört werden. In dieser Neuerung offenbart sich ein praktischer Sinn, aber auch eine sehr große Selbstverleugnung. Man muß die Oberammergauer bei ihren Vorarbeiten beobachten, um zu begreifen, daß sie bei allem Ausnützen des Realen doch von einem stark ausgeprägten Idealismus beseelt sind.

Ganz fabelhafte Summen wurden genannt, die im Jahre 1890 dem Christus-Mayer und einzelnen Hauptrollendarstellern ausbezahlt worden seien. Die Oberammergauer machen jetzt kein Geheimnis daraus, wie es eigentlich um die Honorare bestellt war. Der Darsteller Christi, Mayer, erhielt 2000 Mark, ungefähr das gleiche Honorar der Chorführer Ruck, der eine der anstrengendsten Aufgaben zu lösen hat. Die Honorare wurden ausschließlich nach dem Umfang und Wert der Leistungen festgesetzt und dieses System wurde selbst bei den mitwirkenden Kindern eingehalten, von denen jedes mindestens 40 Mark erhielt. Die Gesamteinnahmen aus den ca. vierzig Vorstellungen bezifferten sich auf 700 000 Mark, die ausbezahlten Honorare auf 240 000 Mark, und so gestaltete sich trotz der hohen baulichen Unkosten, trotz der Anschaffung von zahllosen Kostümen das allgemeine finanzielle Ergebnis ziemlich günstig. Wenn man erwägt, wie viel Zeit und infolgedessen wie viel Verdienst ein so geschickter und gesuchter Holzschnitzer wie z. B. der Christus-Mayer, durch die Aufführungen sowie durch die sich auf Jahre verteilenden Vorbereitungen verliert, dann erscheint ein Honorar von 2000 Mark als eine durchaus billige Entschädigung.

Digitized by Google

Die Oberammergauer dulden zwischen sich und ihren Passionsspielen kein fremdes Element, auch hierin zeigt sich ihre kluge Abgeschlossenheit. Wilhelmine von Hillern, die greise Romanschriftstellerin, hat sich in Oberammergau auf waldiger Höhe ihr Heim errichtet. Im Verlaufe der Jahre mußte sich zwischen ihr und den intelligenten Dorfbewohnern naturgemäß ein sympathischer Verkehr herausbilden, aber einen Einfluß auf das Passionsspiel haben die Oberammergauer der Schriftstellerin trotz ihres populären Namens nicht eingeräumt.

Mit der Begeisterung, mit dem Ehrgeiz, mit dem Selbstbewußtsein vereint sich die Disciplin. Gegen tausend Menschen, Bauern und Bäuerinnen, Greise und Kinder, Meister und Lehrjungen wirken im Passionsspiel mit. Diese Masse kann nur eine unbeugsame Disciplin zusammenhalten, und darum haben die Oberammergauer Strafparagraphen entworfen, die jeden Bühnenleiter mit Genugthuung erfüllen dürften. Die Massen agieren zu drei verschiedenen Tageszeiten, und es ist selbstredend, daß der eine oder der andere während der Stunden, in denen er unbeschäftigt ist, das Passionsspielhaus verläßt. Wehe ihm, wenn er sich verspätet oder gar in angeheitertem Zustande zurückkehrt. Das erste Mal wird er mit 50, das zweite Mal mit 100 und das dritte Mal mit 150 Mark Geldbuße belegt. Läßt er er sich ein viertes Mal ein Vergehen zu schulden kommen, dann trifft ihn die schwerste Strafe: er wird von der Mitwirkung an den Passionsspielen ausgeschlossen. Und das ist für einen Oberammergauer ein Bannspruch.

Zwei Ereignisse, die in schroffem Gegensatz zu einander stehen, die absolut keine Berührungspunkte haben, werden am Beginn des neuen Jahrhunderts das Interesse der Welt erregen: im geräuschvollen, glänzenden Paris — die Weltausstellung, in der sich das materielle und praktische Streben unserer Zeit verkörpert, und im abgeschlossenen, von der Natur erhaben geschmückten Oberammergau — das Passionsspiel.

Alfred Holzbock.

Dolomiten.

Wie ein Freundesantlitz, dessen teure Züge
Tief ins Herz der Liebe Meißel grub,
Also dünkt mir heute, mächtiges Gebirge,
Dein vertrautes Felsenangesicht.

Seit ich aufgeschaut zu deinen stolzen Gipfeln
Ging ein ganzes Lebensjahr mir hin,
Doch es war für dich kaum eine Tageswende,
Ewig junges Felsenangesicht.

Steinern bist du nicht, — du lebst, du glühst im Lichte,
Oft erbleichst du, wie von Gram verzehrt,
Oft umwölkt bist du, wie eine Denkerstirne,
Lebensvolles Felsenangesicht.

Ja, ich kenne dich zu jeder Tagesstunde,
Sah dich flammend rot im Abendglüh'n,
Blau im Morgenduft und geisterbleich im Mondlicht,
Wechselvolles Felsenangesicht.

Und wie heiter kannst du blicken, wenn verklärend
Auf den Scheitel dich die Sonne küßt
Und du gleichsam sinnend stehst, ein stiller Träumer,
Lichtumfloßnes Felsenangesicht.

Du besiegst die Zeit und blickst gelassen nieder
Auf die Eintagsfliege, — Mensch genannt.
Lächelnd siehst du ihn zum Lichte mühsam streben,
Hoheitsvolles Felsenangesicht.

O, gewähre mir das Vorbild deiner Größe,
Lehre mich, ob schwach ich auch und klein,
Wie man Stürmen trotzt in festgefügter Ruhe,
Du geliebtes Felsenangesicht!

Olga von Gerstfeldt.

Digitized by Google

Abb. 1. Blick auf Chabarowsk mit der neuen Kirche.

Längs der sibirischen Bahn.

Von

Dr. Kurt Boeck-Dresden.

Mit vierzehn Illustrationen nach teilweis vom Verfasser aufgenommenen Photographien.

(Abdruck verboten.)

Die Klangwirkung geographischer Begriffe läßt sich, nachdem ihr Kurswert für das Volksohr einmal feststeht, nicht im Handumdrehen umprägen, mögen Besserwissende auch noch so viel daran herumfeilen. Unseren Damen tönt der Accord „Italien“ in alle Ewigkeit so hold und lieblich, als ob wirklich dort tagtäglich ein tief blauer Himmel auf Häuser herniederlachte, zu deren Balkonen noch heute die Romeos bei Mondenschein aus Myrtengebüsch auf Strickleitern emporturnen. Ein Name wie Indien zaubert wahre Gefühlsschauer hervor — und Sibirien? Hu! und nochmals Hu! Eiskalt überläuft es den Hörer, endlose Schneegefilde dehnen sich vor seinem geistigen Auge, das er am liebsten ganz schlösse, um nicht allerlei ausgemergelte Schreckgespenster über diesen froststarren Flächen emportauchen zu sehen.

Was muß ich, der ich vor kurzem über Sibirien aus dem fernen Osten in unser wundervolles deutsches Land heimkehrte, was muß ich für Fragen in Bezug auf dieses Sibirien über mich ergehen lassen! Am häufigsten kehrt natürlich das: ‚Wie ist es denn da?‘ wieder, und ohne auch nur die schwache Andeutung zu wagen, daß dieses „da“, welches fünfundzwanzigmal so groß wie Deutschland ist, wohl nicht gut in sechs Worten zu schildern ist, antworte ich am liebsten: Ganz wie bei uns! Gute Menschen und schlechte Menschen, Hitze und Kälte, Telegraphen und Eisenbahnen.

Ja, aber diese „sibirische Eisenbahn“, die ist doch nun endlich fertig, nicht wahr? So geht die Frage weiter, und mir bleibt nichts übrig als zu erklären, daß die sibirische Eisenbahn eigentlich gar keine sibirische Eisenbahn wird, denn der ursprüngliche Plan, die westsibirische Bahn auch durch das ganze

Digitized by Google

östliche Sibirien längs des Amurflusses bis nach Wladiwostok am Stillen Ocean zu bauen, wurde vorläufig aufgegeben; man begnügt sich, diese sibirische Bahnstrecke nur bis Strjetensk zu legen und den weiteren Verkehr bis Chabarowsk nach wie vor den dort schon seit 1856 verkehrenden Amurdampfschiffen zu überlassen. Erst bei Chabarowsk tritt wieder die Eisenbahn in Wirksamkeit, um Post und Passagiere längs des Ussuri nach Wladiwostok zu schaffen. Für das Amurgebiet bestimmte Güter werden dagegen durch das Ochotskische Meer nach Nikolajewsk an der Amurmündung gesendet, dort in Flußdampfer überladen und stromaufwärts in das innere Sibirien verschifft.

Der aus dem Herzen Sibiriens direkt zum Gelben Meer zielende Hauptstrang der Bahn verläßt diese nach Strjetensk führende Linie bereits bei Kaidalowskoja, um durch die Mandschurei in möglichst gerader Linie Port Arthur oder, genauer gesprochen, den „Freihafen" Talienwan zu erreichen; die Teilstrecke von Kaidalowskaja bis zur chinesischen Grenze wurde, als ich jene Gegend bereiste, durch 2000 Fuhrwerke und 10 000 Leute bearbeitet, unter welchen Typhus und Dysenterie entsetzlich viele Opfer verlangten. Von dieser Linie zweigt ostwärts ein Strang ab, der in der Nähe von Wladiwostok, bei Nikolskoje, in die vorhin genannte Ussuribahn mündet. Auch diese Strecke war von Nikolskoje bis an die chinesische Grenze nicht nur in Arbeit, sondern sogar schon im Betriebe.

Vorläufig, d. h. solange das von der Bahn durchschnittene mandschurische Gebiet noch zu China gehört und solange diese Strecke noch nicht ausgebaut ist, versteht das Publikum aber unter „sibirischer Bahn" immer noch den Verbindungsweg zwischen dem europäischen Rußland und Wladiwostok längs des Amur, den ja auch die Briefpost und die Telegraphenlinie verfolgt, und es gereicht mir zur Freude, über die Eindrücke, die ich bei Bereisung dieser Strecke gewonnen, an so vornehmer Stelle einiges berichten zu können. —

Ich war nach Wladiwostok mit einem kleinen Umwege über unser eben aus der Wiege kletterndes Deutsch-China aus dem glücklichen Japan gekommen, kam also aus einem Lande, in dem ein heiterer Geist des Netten und Maßvollen, der Ordnung und Sauberkeit waltet, in das entlegenste Sibirien!

Zettel, der Weber, der mit seinem Eselskopf im Elfenhain herumtorkelt, spielt eine beneidenswert beglückende Rolle gegenüber demjenigen, der aus dem künstlerisch feinfühligen Japan in dieses ungehobelte, schnapsduftende Nachbarland Sibirien hinüber gerät. Mir schaudert noch heute die Haut, wenn ich an die Stimmung denke, die mich angesichts dieses bodenlosen Falles vom Schönen zum Gemeinen durchbebte!

Zum Glück strebt selbst in Sibirien Mutter Natur nach Möglichkeit danach, der Wüstheit ihrer Bewohner ein gefälliges Mäntelchen umzuhängen. Sind es auch nicht so unvergleichlich heroische, gletscherverbrämte Prunkgewänder, wie sie sie voll Stolz um die Heimat eines Hofer und Winkelried breitet, gleichen auch die Felsufer des Amur und Schilka an Formschönheit nicht denen unserer herrlichen deutschen Ströme, so findet der Naturschwärmer doch manchen stillen Genuß, wenn sich ihm als Menschenfreund das Herz vor Wemut fast krümmt.

Auch in Sibirien sucht die gerechte Natur Licht und Schatten auf gleichen Schalen zu wägen. Was wäre sonst z. B. dieses Wladi-

Abb. 2. Denkmal des Grafen Murawiew Amurski.

Digitized by Google

wostok für ein Paradies! Keinen schöneren Hafen birge dann unsere Erde! Doch mit diesem ewig langen Winter, in dem sich sogar der hungerzitternde Tiger bis in die Vorstadtgassen wagt, mit diesen drückenden Sommernebeln, dem Mangel an trinkbarem Wasser, den Epidemien, dem Staub, Schmutz und allen Folgeübeln eines überhasteten Wachstums ist dieses landschaftliche Juwel doch nur ein Demant in unsauberem Talmi. Wie hörte ich hier von Kundigen die kommenden Bewohner unseres Tsintau beneiden, denen von geduldiger und erfahrener Hand zunächst die Grundlagen eines behaglichen Wohnens, ein wohl durchdachtes System von Abzugskanälen, in den starren Boden gesenkt wird!

Aber überraschend großartig wirkt in der That dieser vielfarbige Kranz stattlicher Bauten, der sich, von Tag zu Tag wachsend, um die Bucht des Solotoi Rog, des „goldenen Hornes", herumschlingt. Träumte man wohl bei dieser Namengebung von einer Zukunft, in der von den Signalstangen an jenem anderen Goldenen Horn, am minarettstarrenden Bosporus, das Flattern russischer Adler die aus Sibirien kommenden Schiffe begrüßt?

Doch noch ist es nicht so weit, noch dröhnt nicht der Grundbaß russischer Popen durch den Kuppelraum der Hagia Sophia im einstigen Byzanz, wohl aber in der Kathedrale von Wladiwostok. Und in ihrer Nähe, unmittelbar neben dem Pavillon des Marineklubs, da steht an der höchsten Stelle der ungepflasterten, riesig breiten, hügelauf, hügelab um den Hafen führenden Hauptstraße die Bildsäule Newerskis, jenes kühnen Seemanns, der Anfang der fünfziger Jahre die Besitzergreifung des Amurgebietes Rußland ans Herz legte, nachdem er sich von der Schiffbarkeit dieses zuvor so verrufenen Stromes überzeugt hatte.

Und fahren wir mit der Bahn von Wladiwostok durch die unermeßlichen Waldungen, durch die der Ussuri seine Fluten nordwärts drängt, bis sie bei Chabarowsk (Abb. 1) ihren Platz in dem weiten Bette des von Westen herbeieilenden Amurflusses finden, dann blitzt uns nach zweiunddreißigstündiger, 715 Werst langer Reise ein anderes Standbild entgegen. Nach Westen, nach der fernen Residenz des Zaren gerichtet, erhebt sich dort auf dem hohen Ufer über der Vermählungsstelle jener beiden Ströme das Denkmal des Grafen Murawiew (Abb. 2), der, die Anregung Newerskis in kühne That umsetzend, das linke Ufer des Amur dem ohnmächtigen China ohne Blutvergießen entriß. „Amurski" nannte ihn dankerfüllt sein Kaiser, denn welche Hoffnungen knüpfte damals nicht das in ein wahres Amurfieber geratende Rußland an diesen Besitz, den man triumphierend das russische Kalifornien, Indien und Japan benannte!

Doch jeder unberechtigte Überschwang in der Liebe verlodert, ja, die Leidenschaft für den Amur schlug sogar in ihr Gegenteil um. Wohl barg das Amurgebiet Reichtümer und Schönheiten aller Art, doch seine Fische wollten gehascht, das Wild in dem kaum durchdringlichen Birkengebüsch wollte gejagt sein wie anderswo. Der mit Macht vom Eismeer herstürmende Nord fegte die Legende von der fabelhaften Fruchtbarkeit am Amur hinweg, denn man erkannte, daß er unterwegs sein Bestes, seine Feuchtigkeit, an dem Rücken des Jablonoigebirges abgestreift hatte, ehe er über die Schwarzerde im Amurthal brauste, und daß andererseits alle von Ost und von Süd einfallenden Luftströme ihren für die Landwirtschaft unentbehrlichen Wärmegehalt an den dort vorgelagerten Randgebirgen einbüßten und nur als erkältender Odem die Saaten am Amur anbliesen. Mangelte es so dem Elemente der Luft an dem Nötigsten, so verdarben es die Geister des Wassers durch tolle Verschwendung neben äußerstem Geiz. Während im Sommer der Wasserstand für die Schiffahrt kaum hinreichte, zog nach der Schneeschmelze mancher Amurkolonist verzweiflungsvoll wieder heimwärts oder versank im Sumpfe des Trunkes, wenn ihm maßlos über die Amurufer flutende Wasser seine fruchtbare Schwarzerde fortgespült und dafür, wie zum Hohn, nur Schollen von Eis, allenfalls ein paar entwurzelte Cedern oder gar die gedunsene, von Bestien benagte Leiche eines Ertrunkenen oder Gemordeten vor seine erbärmliche Hütte geschwemmt hatten. Und brach die Sonne durch das Gewölk, dann stachen ihre Strahlen in das Überschwemmungsgebiet und brüteten verheerende Seuchen aus dem Moder; flüchtete sich aber der Bedrängte hinauf in die Berglehnen, dann peitschten Wolkenbrüche und Hagelstürze von anderswo unerhörter Wucht

Digitized by Google

seine Ernte zusammen, bis der Ansiedler knirschend den Kampf mit den Naturmächten aufgab und seine Liebe zu dem treulosen Amurlande verfluchte.

Eins aber, das Edelste und Schlimmste zugleich, fand sich wirklich im Amurgebiete in Fülle: das gleißende, segens- und fluchwerte Gold! Wie wälzte sich, sobald die Kunde davon erschallte, ein wahrer Schlammstrom, der Abschaum ganz Sibiriens, nach den bärendurchtrabten Birkendickichten Ostsibiriens, um nach den gelben Flittern zu stöbern, die Mütterlein Natur dort an den entlegensten, für Menschendasein unerträglichsten Stellen tief unter wertlosem Torfe in den frostdurchstarrten Boden versteckt hat! Wie viele „Gedächtnislose“ (Abb. 3) waren darunter, d. h. auf dem Transporte entsprungene Verbrecher, die man nach kurzer Haft wegen Landstreicherei hatte laufen lassen müssen, weil sie, nachdem sie sich ihre Brandmarkung aus dem Fleische herausgeschnitten hatten, Namen, Herkunft, Vergehen ꝛc. vergessen zu haben behaupteten. Doch die Natur weiß, was sie thut! „Wenn ihr mir mein Gold durchaus rauben wollt, ihr zu anderer Arbeit Unlustigen, so büßet eure Lust so schwer wie nur möglich!“ scheint sie denen entgegenzurufen, die gierig ganze Berge von Schläuchen herbeischleppen, um die Goldklumpen mühelos hineinzusacken. „Nun strengt eure Kräfte an, ihr Drohnen, die ihr gern schwelgen möchtet ohne zu wirken! Grabt und scharrt und wühlt in Kies und Sand bis euch die Finger bluten, wascht und schlämmt und wascht wieder vom Morgen bis in die Nacht! Und wenn ihr endlich gefunden habt, wonach ihr trachtet, und was ich weislich vor euch verbarg, so werdet eurer Beute nicht froh! Lebet in steter Furcht vor euren wüsten Kumpanen, siechet dahin in dem unstillbaren Durste nach Gold, den ihr nicht mehr zu bemeistern die Kraft habt, entbehret alles, was dem Menschen das Dasein beglückt und verschönt, lebet freudlos und friedlos!“

Gewiß hat sich in dem Lose der sibirischen Goldgräber so manches gebessert; die Regierung hat die Spekulanten und Pächter gezwungen, ihren Arbeitern Proviantvorräte und menschenwürdigeres Obdach, schließlich sogar die Mitnahme von Frau und Kind zu gewähren, falls „die Frau noch was taugt,“ wie die Bedingung lauten soll, aber

Abb. 3. Ein Verbannter.

die erdrückende Vorschußschuld läßt den Goldwäscher nicht aufatmen und seine Familie geht in der rüden Umgebung bald physisch und moralisch zu Grunde; auch diesen Weltfernen bessere Lebensbedingungen zu bringen, ist eine Aufgabe der sibirischen Bahn! Wie kann aber der unter die alte Goldgräbergarde geratene Bessergesinnte frei von Neid und Verbrechen bleiben, wenn das Goldwäscherrecht dem karg besoldeten Arbeiter zwar die seltenen größeren Goldklümpchen zuspricht, ihm aber bei schwerster Strafe versagt, sich von dem „leichten“ Golde, in dem sie sich finden und welches allein dem Pächter gehört, auch nur ein Stäubchen anzueignen? Welche Tantalusqualen erleidet der unablässig auf das Erscheinen solchen großes Loses harrende, in dem Goldsand herumstierende Wäscher!

Trotz der von Jahr zu Jahr abnehmenden Ergiebigkeit der Goldwäschereien, deren es etwa tausend in Sibirien gibt und in denen ein Kilogramm Gold aus 550 Kilogramm Sand schon für ein gutes Resultat gilt, ist es das Verhängnis dieses Metalls, auch die als Kolonisten nach Sibirien Gekommenen magnetisch an sich zu locken und der viel nötigeren, wohlthätigeren Landwirtschaft zu entfremden; Faulheit, Mißerfolge, Trunksucht stehen ebenfalls den

Digitized by Google

Abb. 4. An den Karren gefetteter Sträfling.

rung mehr Chinesen und Koreaner als Russen auf der breiten Hauptstraße; sie liefern die Arbeiter und Viktualienhändler, auch fehlt es nicht an chinesischen und japanischen Handelsleuten. Die Hauptrolle im Importgeschäft spielen dagegen bekanntlich Hamburger Firmen: Kunst & Albers, sowie Langenlüttje. Deutschland stand bisher mit 30 % der Einfuhr an erster Stelle. Durch die Zollerhebung für gewisse Artikel scheint sich dies bereits zu Gunsten des europäischen Rußlands, das bisher nur 25 % der Einfuhr lieferte, zu ändern; im übrigen kommen auf England, China und Japan je etwa 12, auf Amerika 6 %. Letzteres führt Maschinen und Mehl, Japan Reis und Weizen, England Wollen- und Baumwollen-, sowie eiserne Waren und China hauptsächlich Thee ein. Der Gesamtwert dieses Importes beträgt etwa 14 Millionen Mark, die Ausfuhr an Fellen, Ergebnissen der Walfisch- und Walroßjagd und an Holz erreicht noch nicht die Hälfte dieses Wertes.

guten Absichten der Regierung zur Hebung der sibirischen Landwirtschaft im Wege. Man bietet dem Amuransiedler alle erdenklichen Vorteile, freie Fahrt und Verpflegung auf den von Odessa nach Wladiwostok fahrenden, im Kriegsfalle als Kreuzer dienenden Schiffen der Freiwilligen Flotte, ferner für jede Familie hundert Hektar zwanzig Jahre lang pacht- und abgabenfreies Kronsland und Zuschüsse für Bauten, Geräte, Sämereien, aber trotzdem sieht man nur ganz unbedeutende Aecker am Amur. Im westlichen Sibirien liegen die Verhältnisse dank der gesegneten Natur, vor allem aber dank der dort bereits verkehrenden Eisenbahn viel besser, und der Wert des Bodens ist dort an manchen der von dieser Bahn berührten Orte bereits bis auf das Zehnfache gestiegen. —

Am Endpunkte des „großen sibirischen Traktes," dem zur Zeit mehr als 30 000 Einwohner zählenden Kriegshafen Wladiwostok, bemerkte ich zu meiner Verwunde-

Ganz anders werden sich natürlich diese Verhältnisse gestalten, wenn der Verkehr durch Sibirien, sei's über die Berge Transbaikaliens, sei's auf dem Amur, durchweg mittels Dampffahrzeugen bewerkstelligt werden wird und wenn die Seitenbahnen, z. B. die in die Ussuribahn mündende mandschurische Linie, den Überfluß der sibirischen Wälder tief in das holzarme Nordchina hineinführen können. Auch Eisen, Kupfer, Silber, Blei, Zinn, Kohlen, Graphit und Salz, edle Gesteine und flüssiges Quecksilber harren ungeduldig des Augenblicks, wo sie durch Seitenlinien der sibirischen Bahn ins Rollen und zum Mitschaffen am Webstuhle der Industrien gebracht werden können. Ob freilich der russische Kapitalist so bald aus dem süßen Schlummer auf seinen fetten Geldsäcken erwachen und sich herablassen wird, über die zweckmäßigste Anlage derselben einige Studien anzustellen, ist ebenso

Digitized by Google

fraglich wie die Bekehrung des russischen Ansiedlers zu jenem eisenzähen, nüchternen Fleiß, der gottlob dem deutschen Landbauer eignet. „Sibirien den Russen!“ hörte ich überall als stolze Parole. Ganz gut, nur vergesse man gütigst nicht, daß einst auch die Faust des deutschen Ansiedlers an die Gestade der Wolga gerufen werden mußte, um sie zum Blühen und Fruchttragen zu zwingen!

Das Gemisch von Nationalitäten, von Luxus und Unkultur, von Palästen und Baracken macht Wladiwostok zu einer der interessantesten Städte des Erdballs; man könnte es ein durch Schmutz und Schnaps gezogenes sibirisches Kalkutta nennen. Wenn nur durch die Erscheinungsformen seiner Bewohner dem Schönheitsbedürfnis des Kulturmenschen ein wenig mehr genügt würde! Auch die Sicherheit läßt viel zu wünschen. Der Bau der sibirischen Bahn und das rasend schnelle Wachstum von Wladiwostok und Chabarowsk machten mehr Arbeitskräfte nötig, als erhältlich waren, und so blieb nichts übrig, als nach der Insel Sachalin verschickte Verbrecher (Abb. 4) aus dieser benachbarten Diebes- und Mörderkolonie in Massen auf das Festland herüberzuholen. Manchem von diesen Zwangsarbeitern gelang es, die schwere Kette, mit der er an seinen Karren geschmiedet war, zu sprengen, seinem Wächter (Abb. 5) zu entfliehen und durch allerlei Greuelthaten die Bewohner von Wladiwostok sowie die Reisenden auf dem „sibirischen Trakt“ zu erschrecken und zur beständigen Bereithaltung des Revolvers zu zwingen.

Gebaut wurde in Wladiwostok geradezu fabelhaft, zumal an den Kasernen und Befestigungen; man hatte erfahren, daß England durch Bestechung im Besitz aller Fortifikationspläne war, und die Überraschung war nicht gering, als eines Morgens ein englisches Geschwader mitten im Hafen vor Anker lag, von dessen Einlaufen während des Nebels niemand etwas bemerkt hatte, obwohl die hier stationierte sibirische Flotte an dreißig Kanonen- und Torpedoboote umfaßt.

Sehr zweckmäßig wurde der Bau der sibirischen Bahn gleichzeitig von beiden Enden in Angriff genommen. Im Jahre 1897 legte man in Scheljabinsk am Ural die ersten Schienen, während in einer Entfernung von 7083 Werst oder 7557,5 Kilometer der damalige Großfürst-Thronfolger, der jetzige Zar, den ersten Spatenstich zur Ussuribahn that. Brauchte man aber im westlichen Sibirien, von Scheljabinsk bis zum Ob, beinahe nur die Schwellen und Schienen in gerader Linie auf die dortige, überaus fruchtbare Schwarzerde zu legen und höchstens einigen Seen und Überschwemmungsgebieten auszuweichen, so hatten die Ingenieure am anderen Ende der Bahn, im engen Thal des Ussuri, die schwierige Aufgabe, eine Menge von Gebirgsausläufern zu schneiden, Dammböschungen zu befestigen, Nebenflüsse durch Brücken von 170 bis 427 Meter und den Ussuri selbst durch eine solche von 256 Meter Länge zu überspannen, wobei Steigungen bis 1:66 zu überwinden waren. Während man in West- und später auch in Mittelsibirien so glatt und rasch vorwärts rückte, daß auf dieser Linie schon 1896 der erste festlich geschmückte Zug (Abb. 6) bis Krasnojarsk fahren und der Bau nach Irkutsk begonnen werden konnte, hatte man zu gleicher Zeit das Ostende erst bis Graßkaja, d. h. in Länge von 347 Werst oder 370 Kilometer gefördert. Gleichzeitig mit dem Weiterbau nach Chabarowsk begann man deshalb auch aus der Mitte heraus von Strjetensk ab den Bahnbau in

Abb. 5. Sibirischer Kerkermeister.

Digitized by Google

der Richtung nach Irkutsk und dem Baikalsee, wozu man das Material bis Strjetensk auf den Amurdampfern heranschaffen konnte. Nur die fürchterlich steile südliche Felsküste des sturmreichen Baikalsees versprach der wunde Punkt dieses Bahnbaus zu werden, denn so kurz diese Strecke mit 240 Werst oder 256 Kilometern auch ist, wurden ihre Baukosten doch auf etwa 75 Millionen Mark veranschlagt.

Ich hatte mir vorgenommen, die Heimfahrt von Wladiwostok „der Wissenschaft halber" so schnell wie möglich zurückzulegen. Zu meinem Sibirien für einen Einzelnen, noch dazu einen Nichtrussen, noch immer; na, Sie werden's ja sehen!" —

Ich fuhr am 3. Juni, nach russischem Kalender am 22. Mai, aus Wladiwostok ab. Wären die Bahnarbeiter nicht langbezopfte, häufig auch lang bestiefelte, halbnackte Chinesen oder Koreaner mit drollig auf dem Scheitel emporstehendem Zopfhorn gewesen, hätte ich mich ganz gut auf die Bahnen in den Wäldern des Kaukasus oder der „Livländischen Schweiz" zurückversetzt denken können! Dieselbe mächtige, d. h. 1,524

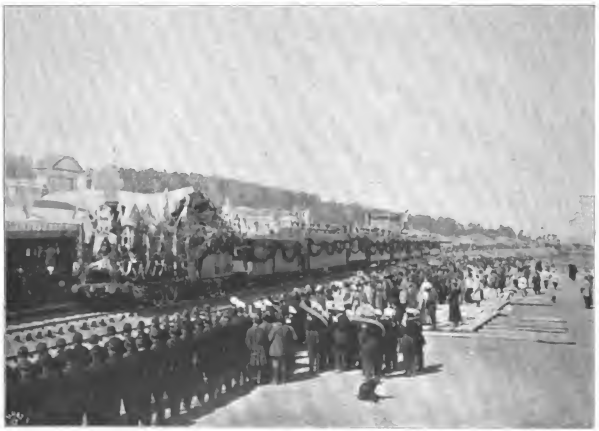


Abb. 6. Der erste Zug der sibirischen Bahn.

Erstaunen galten nämlich in Wladiwostok Leute, die von Europa dorthin durch Sibirien statt um Asien herum oder über Amerika gekommen waren, für ziemlich seltene Vögel, und jeder von diesen Vögeln hatte natürlich seine eigene unumstößliche Meinung im Kopf. Höchstens drei Wochen bis Moskau! garantierte mir der eine dieser Kenner. Mindestens drei Monate! wettete ein anderer. Jeder aber flüsterte mir als seiner Weisheit letzten Schluß in die Ohren: „Seien Sie froh, wenn Sie glücklich durch sind; eine unsichere Geschichte bleibt die Reise durch Meter breite Spurweite, die bequemen Wagen, dieselbe kleidsame schwarze Tracht der Schaffner: Pluderhosen und Stulpstiefel, Gürtelrock und Krimmermütze, dieselben Zugverspätungen und Fahrtstockungen, dasselbe Trinkgelderunwesen.

Wieviel Geduldsproben ich auf dieser Reise durch Sibirien bestehen mußte, habe ich nicht gezählt; die Geduld eines Sibirienreisenden wird allmählich so „unendlich", wie der Appetit eines echten tiroler Knödelessers. In Chabarowsk mußte ich z. B. volle 24 Stunden auf den „sofort" an den

Digitized by Google

Abb. 7. Notlager unter einem umgestürzten Kahn.

Zug anschließenden Postdampfer warten, in Blagowjeschtschensk, bis wohin man fünf Tage amuraufwärts zu dampfen hat, auf den flacheren Anschlußdampfer nach Stretjensk gar zwei Tage, und unterwegs streikte dann dieser Dampfer bei Pokrowka wegen niedrigen Wasserstandes vollends, indem er uns Passagiere ganz einfach ans Land setzte, mochte in dem elenden Kosakendorfe aus uns werden, was wollte. Unseligerweise fanden wir dort bereits einige Dutzend Unglücksgenossen vor, die mit den früheren Postdampfern ebenfalls sitzen geblieben waren und jeden verfügbaren Winkel, jedes Huhn, jedes Ei mit Beschlag belegt hatten. Ein Platz unter einem umgestülpten Boote galt für ein beneidenswertes Obdach! (Abb. 7.) Milch war allerdings in einigen Flaschen auf Lager, doch als ich eine solche Flasche an die Lippen führen wollte, riß sie mir eine wohlwollende Mitreisende aus der Hand mit dem Vorwurf: „Wissen Sie denn nicht, daß am Amur die Rinderpest herrscht?“

Die „Städte“ am Amur, Chabarowsk und Blagowjeschtschensk, sind recht merkwürdige Gemengsel von unzähligen Holzbaracken und Blockhäusern mit einigen Kirchen und ein paar Dutzend recht ansehnlichen, gemauerten, stellenweise sogar palastartigen Häusern, ungeheuren Plätzen und unglaublich breiten, ungepflasterten, also bodenlos schmutzigen oder unsagbar staubigen Straßen. Eins aber ist nicht nur diesen Städten, sondern auch den Anlegeplätzen am Amur und allen Stationen längs des sibirischen Traktes, die der jetzige Zar auf seiner Sibirienreise im Jahre 1891 berührte, gemein: der mehr oder weniger wohl erhaltene Rest des riesigen zu seinen Ehren errichteten Triumphbogens, der sich zwischen den niedrigen Blockhäusern wie ein unter Zwerge geratener Riese vorkommen mag.

Die Landschaftsbilder längs des Amur sind gefällig, ohne irgendwo verblüffend imposant zu werden. Allmählich treten die anfänglich nur im fernen Süden sichtbaren Berge dicht ans Ufer, steile Felsen mit deutlichen Gesteinsschichtungen verraten die Erosionswirkung des hindurchschneidenden Wassers. Sechzig Flußdampfer und hundert Lastboote, einige Bagger und zahlreiche Flöße, sowie chinesische von Menschen oder Pferden gezogene Dschunken bringen hinreichend Leben auf den riesigen Amur, um die Fahrt auf demselben nicht langweilig werden zu lassen, auch bewirken die vielfachen Flußbiegungen die unterhaltende Täuschung, aus einem malerischen Binnensee in den anderen zu fahren.

Die durchschnittlich nur 22 Werst auseinander liegenden Anlegestellen sind zumeist recht langweilige Kosakendörfer, einander zum Verwechseln ähnlich: eine graue, auch wohl schneeweiß oder himmelblau getünchte Holzkirche, daneben das leidlich behagliche Haus des Popen, mehr oder weniger armselige Holzhäuser und das Posthaus, in dem im Winter die auf dem Amur-

Abb. 8. Burjätenjunge.

Digitized by Google

eise verkehrenden Schlitten ihren frischen Vorspann erhalten, und im übrigen eine einzige lange Straße mit einstöckigen grauen Blockhäuschen. Selbst das einst unter mächtigen Wojwoden blühende Albasin sank zu einem unbedeutenden wüsten Flecken herunter. Naht ein Schiff, so kommen die Kosakenansiedler in ihren langen Filzstiefeln den Uferhang heruntergestolpert, um sich als Holzträger einige Kopeken zu verdienen, denn wie vor vierzig Jahren werden noch heute die Kessel mit den am Amur wachsenden Wäldern geheizt; in faltigen, meist blutroten Gürtelblusen, die russische Mütze schief auf das Ohr und den struppigen Kopf gedrückt, bieten diese Leute, namentlich beim Scheine nächtlicher Fackeln, den denkbar unholdesten Anblick.

In Chabarowsk und Blagowjeschtschensk erschienen die Damen der „Gesellschaft" beim Landen der Postdampfer in überraschend modernen Kleidern und Pariser Hüten, deren Schönheiten man leider beim Begegnen auf der Straße nie nach Gebühr bewundern kann, weil diese Damen dann stets, und sollte es sich auch nur um einen Ausgang von zwanzig Schritten handeln, standesgemäß im schnellen Wagen durch die holprigen Straßen dahinhopsen. Je kleiner die anderen ostsibirischen Orte am Amur sind, um so zurückgesetzter sehen auch die Kostüme der wenigen „Honoratioren" aus, die sich beim Nahen des Dampfers neugierig versammeln, und nun erst weiß ich, wo die Ladenhüter unserer Modistinnen, die veralteten Schinkenärmel und dergleichen als grande nouveauté Sensation machen! Die mit hellen Kopftüchern und weißen Schürzen geschmückten Weiber und Töchter der Ansiedler stürzen bei solcher Landung kopfüber herbei, um ihre ländlichen Delikatessen an die nicht in den ersten Klassen verpflegten Reisenden abzusetzen: ein Töpfchen saure Sahne, schwärzliches Brot, das so schwammig wie Bimstein aussieht und auch beinahe so sandig schmeckt, Dosen aus Birkenrinde mit ein paar Eiern oder ein Kohlblatt voll Butter. In der Butter stochern dann Dutzende von Passagieren nacheinander mit dem Zeigefinger herum, kosten die herausgeholte Probe mit Kennermiene, um nach dieser Heldenthat mit dem Ausruf: „Zu teuer" zu verschwinden. Wie stumpfsinnig übrigens das Geschäftsgebaren dieser unsagbar hart und seelenlos dreinblickenden Frauen zu sein pflegt, merkte ich aus folgendem Vorgang. Jemand fragte,

Abb. 9. Maskentanz der Burjätenlamas.

Digitized by Google

wie viel die Butter koste. „Sechzig Kopeken die ganze Kugel," war die Antwort. „Ich kann aber nicht so viel brauchen, ich will dir fünfzig Kopeken für die Hälfte geben," sagte der Käufer. „Nein, nein, du willst mich betrügen; ich will sechzig Kopeken für meine Butter!" schrie das Weib und rannte zornig davon. Es ist kein Wunder, daß die Sibiriaken im Amurgebiet in Religion und Kopfrechnen noch etwas schwach beschlagen sind, denn welch ein Unterschied besteht zwischen den selbst hohen Anforderungen genügenden Unterrichtsanstalten im westlichen und mittleren Sibirien, z. B. in Tomsk, Krasnojarsk oder Irkutsk, und den Schulen in diesen trostlosen transbaikalischen Nestern, wo der Schullehrer von den plumpen Bauern als überflüssiger Schmarotzer gehaßt wird, als ein Quäler der Jugend, der nur par ordre de mufti durchgefüttert wird.

In Strjetensk, wohin uns beim Steigen des Amurwassers auf drei Fuß ein Hilfsdampfer von nur zwei und einem halben Fuß Tiefgang nach mehrtägigem Stilliegen in Potkrawka schließlich brachte, stellte sich heraus, daß die Bahnstrecke bis Tschita zwar bereits ein paar Tage im Betriebe gewesen, durch flüchtige Verbrecher aber unbrauchbar gemacht worden sei; ein paar Kirchenräuber hatten, um ihre Ergreifung zu erschweren, durch ihre Spießgesellen die hölzernen Eisenbahnbrücken, deren Gesamtlänge 8722 Meter betragen würde, mit Petroleum begossen und in Brand gesteckt. Gleichzeitig waren die Dämme durch fürchterliche Wolkenbrüche schwer beschädigt und verschiedentlich die Auffahrtstellen zu den Bahnhöfen unter Wasser gesetzt worden. Auf glatte Fahrt wird also hier wohl nicht so bald mit voller Sicherheit zu rechnen sein.

Um nicht viele Wochen auf die Wiederherstellung dieser Strecke zu warten, blieb mir nichts übrig, als fortan, d. h. bis zum Baikalsee, in uralter sibirischer Weise mit Pferd und Wagen zu fahren, denn von Tschita bis zum Baikalsee wird die Bahn überhaupt nicht vor dem nächsten Sommer fertig. Von der Bahnlinie sah ich aber bei dieser merkwürdigen Reise doch genug, um froh zu sein, daß ich nicht mit dieser Bahn unten in der tiefen Schlucht des Schilka, sondern über Berge und Thäler hinweg mit jeden Augenblick wechselnder Aussicht, Tag und Nacht wie von der Windsbraut getrieben,

Abb. 10. Burjätenfrau.

durch die wilden transbaikalischen Gebirge zum Baikalsee kam.

Jetzt, wo diese rauhe, märchenhafte Fahrt hinter mir liegt, muß ich mir doch sagen: sie allein von der ganzen sibirischen Reise war ein Genuß ganz ohnegleichen, trotzdem unendlich viel Hazard dabei mitspielte, von der Unsauberkeit und Dürftigkeit in den Poststationen, dem beständigen Pferdemangel und allerlei sonstigem Verdruß gar nicht zu sprechen. Hat man aber die paar nötigsten Phrasen in Bezug auf die Wolni Loschadi, d. h. freie oder Bauernpferde, auswendig gelernt, die den Bauern zeigen, daß es einem nicht auf eine Handvoll Rubel ankommt, um irgend einem Mitreisenden den Vorsprung bis zur nächsten Station abzugewinnen und als erster dort einzutreffen, d. h. dem anderen die Postpferde wegzuschnappen — dann, ja dann kann man etwas erleben, was es in der Welt nicht wieder gibt! Bedächtig werden dann die drei Klepper nebeneinander geschirrt, ruhig wird ein mächtiges Bündel Heu auf der flachgewölbten Bretterwanne ausgebreitet, die fest mit den

Digitized by Google

Abb. 11. Burjätenmädchen.
Kutscher des Verfassers auf der Fahrt zum Baikalsee.

federlosen Holzachsen der Räder verschraubt ist. Das Gepäck wird teils als Sitz für den Reisenden und Kutscher verwendet, teils unbarmherzig, bis zum Zerbersten mit Tauenden festgebunden. In mäßigem Trab verläßt nun der Bauer mit mir, seinem Fahrgast, auf der „Telega" den Hof; lustig klingen und klimpern die Glöckchen am Krummholz des Mittelpferdes. Weit, weit vor uns jagt eine andere Kutsche, wenn man den ebenfalls federlosen „Tarantaß"-Kasten so nennen darf. Mein Kutscher sieht mich einen Augenblick prüfend an; ohne viele physiognomische Kenntnisse nötig zu haben, errate ich, was kommt, und numeriere in Gedanken schnell meine Knochen. Der Kutscher klopft das Leitpferd ein wenig mit dem Zügel, ruft ihm ein paar Worte zu, und in gestrecktem Carrière geht es nun plötzlich querfeldein; von der Straßenspur ist nichts mehr zu sehen. Mir vergeht der Atem. Gottlob, dort steht ein Berg vor uns, da wird, da muß er ja Schritt fahren! Doch was fällt dem Fuhrmann ein? Ist dieser Mensch toll? Wie tändelnd tippt er bald das linke, bald das rechte Pferd des Dreigespanns mit seiner Knute an, trillert und jodelt dazu in Tönen, wie sie wohl nur der Gottseibeiuns an besonders höllischen Festtagen hervorbringt, und in wahnsinnigem Galopp rast nun gar das Gespann den steilen Berg hinauf, über Stock und Stein, hopp! und wieder hopp! hopp! ohne Rast und ohne Ruh. Fußhoch fliege ich, noch höher fliegt mein Gepäck. Ich rufe aus Leibeskräften Stoi! Stoi! Doch um so ärger drischt der Unmensch, ohne sich auch nur umzusehen, auf die schindeldürren Gäule, die schweißtriefend mit schnaubenden Nüstern immer schneller bergauf stürmen. Ich befehle meine Seele Gott, denn es scheint undenkbar, ohne ernsthafte Knochenbrüche diese entsetzlichen, markerschütternden Luftsprünge auszuhalten, nicht in die Abgründe zur Seite oder in die durchquerten Bäche zu stürzen. Krampfhaft kralle ich mich bald links, bald rechts, bald am Rockkragen des Kutschers fest. Doch der ist jetzt nur noch hundert Schritt von seinem Vormann, der ihn bereits bemerkt hat, entfernt. Und nun hebt ein Wettrennen an, ein Kampf der Wagen, der ein antikes Amphitheater „auf Korinthus' Landesenge" sicherlich zu frenetischem Jubel hingerissen hätte. Die grandiose Gebirgslandschaft fliegt förmlich vorüber. Keiner will nachlassen. Der russische Kutscherehrgeiz sprüht Flammen. Mag der Passagier und sein Gepäck zu Pulver zermalmt werden, mag der Wagen in tausend Spitter zerbrechen, was thut's? Nur ein paar Wagenlängen vor dem anderen Gefährt rasselt schließlich meine Telega in den Posthof, ich springe in die Amtsstube, halte dem verschlafenen Schreiber, dem Kassier ein Bündel Papiere mit Amtsstempeln unter die Nase, und ehe er den Inhalt noch zusammenbuchstabieren kann, schiebe ich ihn mit einem Store, store! (schnell, schnell!) in den Pferdestall und erhalte meine frischen Pferde; der nach mir Kommende hat das Nachsehen!

Jemand, der zu knausern beabsichtigt, gebe aber lieber jede Wagenfahrt durch Sibirien auf und warte, bis die Bahn mit ihrem billigen Tarif völlig fertig ist. Auf der für mich allerdings noch nicht fahrbaren Strecke Strjetenks-Tschita bezahlt die Person in den dortigen provisorischen Wagen $1^1/_2$ Kopeken, also 3 Pfennig für jeden Werst, $^1/_2$ Kopeken für 1 Pudwerst Gepäck; Fracht kostet $^1/_{10}$—$^1/_{12}$ Kopeke für die Pudwerst. Auf dieser transbaikalischen Seite der Bahn waren zur Zeit meiner Bereisung 373 Bauten als Bahnhöfe, Wärterhäuser u. dgl., sowie 66 Lokomotivschuppen und

Digitized by Google

58 Pumpstationen errichtet; an Erdarbeiten waren 25½ Million Kubikmeter geleistet; 473 874 Quadratmeter Bahnkörper befestigt und 9136 Quadratmeter Abzugsgräben gemauert worden. Interessant hierbei ist die für die Pfeiler der Brücken über die Uda, Selenga, Tschita, Kujenga angewendete Gründung auf hölzernen Senkkasten mittels Preßluft, ganz wie bei den Brücken über die Urulga, Talatscha und Ingoda. Für Pfeiler von eisernen Brücken waren in Transbaikalien 134 496 Kubikmeter Mauerwerk fertig.

In der vorhin geschilderten Weise fuhr ich, nein, durchbrauste ich, mit ewig wechselnden Zwischenfällen an den 40 Pferdewechselstationen, die 700 Werst oder 746,76 Kilometer bis zum Baikalsee, unstreitig die romantischste Strecke der künftigen Bahn, in acht Tagen, legte täglich also durchschnittlich 90 Kilometer zurück, manchmal etwas weniger, manchmal beinahe das Doppelte! Freilich ist solch eine ungeheuerliche Fahrt nur für jemand ein Vergnügen, der, gleich dem sportslustigen Engländer, eine Art von Freude an dem Schmerz empfindet, der jede harte körperliche Strapaze begleitet. Auch finde ich es ganz in der Ordnung, zur Strafe mancher nie wieder gutzumachenden Unterlassungssünden, einmal herzhaft durchgebläut und durchgerüttelt worden zu sein.

Nicht nur die transbaikalische Landschaft, sondern auch die in ihren „Ullas" hausenden eingeborenen Burjäten sind von höchstem Interesse. Zäh an ihrer alten mongolischen Tracht, dem langen Chalanrock, und ebenso treu am buddhistischen Glauben hangend, ähneln sie keineswegs den Eingeborenen des östlicheren Sibiriens, den an Schamanenzauberer glaubenden Tungusen und Jakuten. Friert der Baikalsee zu, dann kommen sogar die Lamas aus dem berühmten Kloster am Gussinoja zu dem Altar in der „Heiligen Höhle" auf der nur von Burjäten bewohnten Insel Olchon gewallfahrtet, um dort, wie daheim am Zagan-Zar, beim Frühlingsanfangsfeste, ihre grotesken Maskentänze (Abb. 9) zu vollziehen. Auf unserm Bilde kann man die Phurbus, die Dolche, in der Hand der an beiden Seiten stehenden Lamas erkennen, durch deren in alle vier Winde geführte Stöße die bösen durch die Masken dargestellten Dämonen aus Häusern, Äckern und Jagdgebieten verscheucht werden.

An derartigen hohen Festtagen bekommt

Abb. 12. Stapellauf des Eisbrechers für den Baikalsee.

Digitized by Google

man wohl auch das wertvolle, in den Familien forterbende Geschmeide der Burjätenfrauen zu Gesicht (Abb. 10). Ganz wie ich dies bei den fernen Religionsgenossen der Burjäten, den Tibetanern und Bhotias im Nepal- und Sikkim-Himalaya, gefunden habe, tragen sie an Ketten aus sibirischen Gesteinen, aus Granaten, Achaten, Topasen und Beryllen, allerlei silberne, mit edlen Steinchen besetzte Reliquienkästchen, gefüllt mit geschriebenen lamaistischen Gebeten und allerlei Andenken an verehrte Lamas, unter denen Abschnitte der langen Fingernägel und Zopfspitzchen nicht fehlen. Auch das Ohr wird besonders seitens der verheirateten, vermögenden Frauen durch ganz fabelhafte, weit abstehende Schmucksachen verziert und ebenso wird von diesen das Haar in zwei eingerollten, merkwürdig auseinandergespreizten, mit buntbenähten Stäbchen und langen, bis auf die Brust fallenden Ketten geschmückten Zöpfen getragen. Die ledigen Mädchen (Abb. 11) tragen dagegen das Haar, wie ich wiederholt bei meinen mich durch Dick und Dünn kutschierenden jungfräulichen Burjätenkutschern wahrnehmen konnte, in zahlreichen, rings um den Kopf gelegten winzigen Zöpfchen, von denen nur die vier oder fünf längsten, mit Münzen und sonstigen Kinkerlitzchen verzierten Flechten frei unter der mit einer langen roten Troddel geschmückten Mütze hervor auf den Rücken fallen.

Niemals verabsäumen Burjäten, die bei stürmischem Wetter über den sagenumwobenen Baikalsee fahren müssen, den darin hausenden Geistern eine Handvoll Tabak in das stets seltsam bewegte Wasser zu streuen. Für mich aber hatte die fünfstündige Dampferfahrt über die schmalste, d. h. 60 Werst oder 64 Kilometer breite Stelle dieses zwischen Missowoja und Listwenitschewja etwa 1350 Meter tiefen Sees nicht nur wegen der wilden Granitgebirge an den südlichen Seeufern, sondern auch wegen der in Listwenitschewja eben vom Stapel laufenden Eisbrechfähre (Abb. 12) besonderes Interesse. Fünfhundert Arbeiter hatten glücklich dies 88,5 Meter lange und bis 17,5 Meter breite Fahrzeug, das, wie man aus der Abbildung sieht, durch zwei Schrauben am Hecke und eine am Bug bewegt werden kann, aus den von Armstrong, Whiteworth & Co. nach Sibirien gesandten Stücken zusammengefügt, und nun harrte die

Abb. 13. Theekarawane am Bahnhofe zu Irkutsk.

Digitized by Google

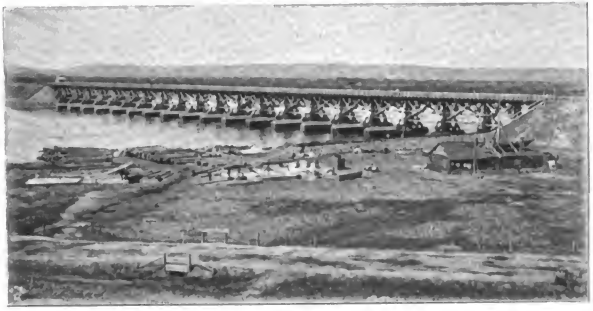


Abb. 14. Die längste Holzbrücke der sibirischen Bahn über den Irkut.

Fähre des nächsten Frühjahres, um mit ihren 3750 Pferdekräften gleichzeitig 25 Waggons nebst Lokomotive von einem Ufer zum anderen zu schleppen, trotz Eisgang und Wogenschwall.

Auch die von Listwenitschewja nach Irkutsk führende Zweiglinie fand ich Anfang Juli d. J. noch keineswegs in regelmäßigem Betriebe; höchstens hätte ich gelegentlich von einem Arbeiterwagen nach Irkutsk mitgenommen werden können, und da mir auch die Dampferfahrt zwischen beiden Orten auf der Angara wegen des niedrigen Wasserstandes als ganz unzuverlässig bezeichnet wurde, zog ich es vor, die nur 60 Werst lange Strecke abermals mittels Wagen, und zwar, zum erstenmal in Sibirien, auf wohlgepflegter Fahrstraße zurückzulegen. Längs derselben waren Soldaten beschäftigt, alle Bäume innerhalb 15 Meter Abstand von der Straße umzuhauen, weil zwei Tage zuvor eine Räuberbande aus einem Hinterhalt den Postwagen überfallen und Kutscher und Kondukteur ermordet hatte.

Irkutsk, das sibirische Paris, wie man es wegen des Toilettenluxus seiner Damen gern nennt, ist ebenso wie die von dort bis zum Ural führende 3132 Kilometer lange Strecke schon wiederholt beschrieben worden, so daß ich mich wohl hier auf das bisher Geäußerte beschränken kann. Sicherlich ist der Anblick der Stadt vom Bahnhofe (Abb. 13) aus ein überraschend großartiger; die riesige Ausdehnung, die zahllosen schneeweißen oder farbigen Kirchen mit grünen Kuppeln, die stolzen Gebäude des Museums und des Theaters lassen einen viel höheren Kulturgrad erwarten, als man schließlich thatsächlich findet.

Den Kosten von etwa tausend Mark gegenüber, die mir die zumeist mit tariflosen „freien“ Pferden zurückgelegte lange Fahrt von Strjetensk bis Irkutsk verursacht hatte, glaube ich erwähnen zu müssen, daß die darauf folgende Reise im Extra-Ribois, d. h. in dem jeden Freitag von Irkutsk bis Moskau laufenden „Luxuszuge“ bis an die preußische Grenze bis Alexandrowo als weiteste, d. h. 136. Zone in erster Klasse 92 Rubel 25 Kopeken, in zweiter gar nur 59 Rubel 55 Kopeken kostete. Verraten möchte ich hierbei jedoch, daß in dem von mir benutzten, am 7. Juli 1899 aus Irkutsk abgegangenen „Luxuszuge“ die mit so viel Geräusch angekündigten Kirchen- und Zimmergymnastikwagen durch Abwesenheit glänzten; Kenner versicherten mir, daß diese Augenverblender zumeist nur auf dem Papiere figurierten, auch seien so schwache Bahnschienen verwendet worden, daß jede unnötige Belastung vermieden und der Zug bis nach Scheljabinsk am Ural so langsam wie möglich, d. h. nicht schneller als 30 Werst stündlich, fahren müßte. Dieses Tempo, das sich wiederholt dem Stillstehen näherte, besonders beim Passieren der längsten aller ganz aus Holz gebauten Brücken, der mehr als einen halben Kilometer langen Brücke

Digitized by Google

über den Irkut (Abb. 14), iſt ein Zeichen, wie wenig noch die Bahn ſtrengen Anforderungen genügen kann, beſonders ſtrategiſchen Aufgaben gegenüber. Zahlreiche Ausweichſtellen ſollen ermöglichen, daß trotz der durchweg eingeleiſigen Bahn ſtatt drei Zügen deren ſieben täglich hin und her laufen können, doch ſchien dieſe Verſicherung von niemand ganz ernſt genommen zu werden. Zu meiner Überraſchung fand ich ſtatt der in Mittelſibirien noch mit Holz, in Weſtſibirien mit Uralkohlen feuernden älteren Lokomotiven aus deutſchen Maſchinenbauereien, von Scheljabinsk ab mit ruſſiſchem Petroleum geheizte Lokomotiven von ruſſiſcher Herkunft und ſehr gefälligem Ausſehen.

Dient auch die ſibiriſche Bahn zunächſt nur der Mehrung ruſſiſcher Macht im Oſten, dem wirtſchaftlichen Aufſchwunge Rußlands und Sibiriens, ſeines Handels und ſeiner Induſtrien, ſo wird ſie doch von jedem freudig willkommen geheißen werden, der ſie als Spender der höchſten menſchlichen Errungenſchaft betrachtet: der Kultur!

Löſch' aus das Licht . . .

Von

A. von Berchtholb.

„Löſch' aus das Licht — es iſt vorbei —
Nein, mag es noch am Bette flammen,
Daß es nicht gar ſo tot hier ſei — —
Ins Nichts ſank eine Welt zuſammen . . .
Laß ſtehn das Licht."
„„Ins Nichts? . . . Was laſtet doch ſo ſchwer,
So eigen mir auf dem Gemüte,
Als ob im Düſter um uns her
Noch flackernd wo die Flamme glühte,
Die hier verloſch? . . .
's iſt Thorheit, Freund, ich weiß es ja:
Sieh dieſer Augen bleiche Leere —
Fahl, tot, ein Nichts — ſo liegt er da . . .
Doch — — hilf, daß ich dem Denken wehre! — —
Iſt's Thorheit, Freund?!""
„Hier, dieſes morſche Häuflein Staub,
Freud' hat's und Leid und Lieb' empfunden —
Nun ſank es, wie des Herbſtes Laub — —
Ans Nichts iſt unſer Sein gebunden . . ."
„„Doch dies Geſicht!!
Ich hab' es nie ſo ſtolz geſeh'n,
So hoheitsvoll, ſo klar die Züge — —
Ich fühl' es ſeltſam mich umwehn . . .""
„Ach, ſtill doch, ſtill — es iſt ja Lüge —
Er iſt ja tot."
„„Tot iſt er, tot . . . doch dieſes Licht,
Dies eigne Licht auf ſeinen Mienen —
Und ſo erhaben das Geſicht,
Wie's nie im Kampf der Welt erſchienen — —
's iſt ſeltſam, Freund . . .""
„Ja, ſeltſam iſt's: in unſrer Zeit,
In unſern Köpfen die Gedanken! . . .
Löſch' aus, daß nicht ſo ſchwer, ſo breit
Ums Bette her die Schatten ſchwanken —
Löſch' aus das Licht."

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Begegnungen mit Emanuel Geibel.

(Abdruck verboten.)

Während der Jahre 1874 bis 1879 kam ich wiederholt in die Lage, Lübeck aufsuchen und halbe Tage in der schönen alten Travestadt beschäftigungslos verbringen zu müssen. War das Wetter günstig, so boten die Reize der Umgegend und des benachbarten Israelsdorfer Waldes immer neue Veranlassung zu Spaziergängen, — stellten Regen und Nebel sich ein, so blieb der Besuch der Kirchen und anderen Bauwerke des Vororts der Hansa lohnend und genußreich. Bei Einbruch des Spätherbstes und seiner langen dunklen Abende konnte es indessen vorkommen, daß man nichts Rechtes mit sich anzufangen wußte, und daß die zweite Tageshälfte nur mit einer gewissen Anstrengung ausgefüllt werden konnte. „Am Abend schätzt man erst das Haus" — Häuser, die hätten aufgesucht werden dürfen, gab es für den Landfremden indessen nicht, und Wirtshäuser starren den familienhaft gewöhnten Mann mit unerträglicher Öde an.

An einem besonders inhaltlosen Nachmittage begegnete mir ein auf der Durchreise begriffener Freund, der Lübeck und die Lübecker kannte. „Warum suchen Sie nicht Geibel auf?" fragte er. „Ich kenne ihn seit vielen Jahren und kann hinzufügen, daß er von Ihnen weiß. Obgleich er geborener Lübecker ist und sich hier leidlich zufrieden fühlt, lebt er einsam genug, um Fremde gern zu sehen und sich Besuche gefallen zu lassen, mit denen sich über andere Dinge, als diejenigen der nächsten Umgebung und lokaler Interessen reden läßt. Nachmittags und abends ist er gewöhnlich zu Hause und in der Regel bereit, Besuche zu empfangen; während der Morgen- und Vormittagsstunden zwingt der üble Zustand seiner Gesundheit den Kranken dagegen zu Einsperrung und vielstündiger Isolierung." — Von dem Dichter Geibel wußte ich ebensoviel wie andere, von dem Privatman hatte ich wenig mehr gehört, als daß er Witwer sei, daß er seit einigen Jahren München mit seiner Vaterstadt vertauscht habe, und daß er mit einem qualvollen Darmleiden behaftet sei. Was es mit seiner Person und mit dem auf ihn gefallenen schweren Lose auf sich habe, erfuhr ich aber erst, nachdem ich den ausgezeichneten Mann aufgesucht und seine Bekanntschaft gemacht hatte, — eine Bekanntschaft, die einige Jahre lang fortgesetzt werden konnte und trotz der bestimmten Grenzen, auf welche sie beschränkt blieb, eine ausgiebige und genußreiche war.

Zu Ende der achtziger Jahre von München nach Lübeck übergesiedelt, bewohnte Geibel damals den zweiten Stock eines Hauses der Hauptstraße seiner Vaterstadt. Die Geschichte dieser Uebersiedelung war ihrer Zeit in aller Welt Munde: König Ludwig II. war dem von seinem Vater in die bayerische Hauptstadt gezogenen Dichter gram geworden, weil derselbe den Einzug König Wilhelms in die kurz zuvor dem Norddeutschen Bunde beigetretene Hansestadt mit einem schwungvollen Gedichte gefeiert hatte. Die ihm darüber gemachten Eröffnungen beantwortete Geibel mit sofortigem Verzicht auf das ihm zustehende Gehalt und mit schleuniger Rückkehr in die Stadt, die er ein halbes Menschenalter zuvor unmutig verlassen hatte, an der er aber nichts desto weniger mit allen Fasern seines warmen Herzens hing. Die Gründe, die ihn ihrer Zeit bestimmt hatten, „außerhalb der Heimat" sein Zelt aufzuschlagen, sind für Zeiten und Verhältnisse bezeichnend genug, um erwähnt zu werden: Dem durch die „Klassischen Studien" und die „Gedichte" längst zur Berühmtheit gelangten jungen Manne hatte die Lübecker Bürgerschaft im Jahre 1840 das Gehalt von 500 Thalern verweigert, gegen welches derselbe — entsprechend einem Antrage des Senats — die Stellung eines Lehrers bei dem Catharineum, dem städtischen Gymnasium, übernehmen sollte! — Dem Zweiundfünfzigjährigen war die Wiedereingewöhnung in Verhältnisse, die er als Jüngling verlassen hatte, anfänglich nicht ganz leicht gefallen. Noch am Abende des Lebens konnte Geibel in Feuer geraten, wenn er auf die ersten Jahre seiner Münchener Zeit und auf den Verkehr mit den geistreichen Männern zu reden kam, die König Max seit dem Jahre 1852 zu einem Kreise versammelt hatte, dessen Anziehungskraft über ganz Deutschland wirkte und der zu der zeitweiligen Verödung des Berliner Gesellschaftslebens in vielbesprochenem Kontrast stand. Dabei war es nach dem Tode des kunstsinnigen Fürsten und nach der allmählichen Auflösung seiner Tafelrunde allerdings nicht geblieben, die Stellung der norddeutschen „Eindringlinge" in die Isarstadt vielmehr von Jahr zu Jahr unbehaglicher geworden — immerhin aber belaß München Vorzüge vor der Heimatstadt Geibels, auf welche dieser verzichten lernen mußte. Aber schon nach wenigen Jahren hatten Unverjährbarkeit des Heimatsgefühls, der Reiz eines altbegründeten, auf sich selbst ruhenden Gemeinwesens und die Freude an dem aufblühenden Hause der an einen Lübecker Patrizier

Digitized by Google

verheirateten einzigen Tochter ihre Rechte so erfolgreich geltend gemacht, daß der Dichter die Wiederverpflanzung in den heimischen Boden für einen Gewinn ansah und daß er schließlich darauf verzichtete, auch nur die Sommermonate „außerhalb des Bereichs der Glocken" zu verbringen, die ihn auf des Lebens erstem Gang begleitet hatten.

Ein einsamer Mann war er freilich geblieben. Von den Freunden, die seine Kindheit und Jugend umgeben hatten (Geibel war bekanntlich im Jahre 1815 geboren), waren die einen verstorben, die anderen versprengt, die dritten in Interessen versenkt worden, die das freistädtische Gebiet nur ausnahmsweise überschritten. Den Hauptgrund für die Vereinsamung Geibels aber bildete der wahrhaft entsetzliche Zustand seiner Gesundheit. In der frühen Morgenstunde — zuweilen schon um vier Uhr — von unerbittlichen, regelmäßig wiederkehrenden Schmerzen geweckt, mußte er dieselben bis über die Mittagsstunde hinaus über sich ergehen lassen. Diese Schmerzensstunden völlig allein zu verbringen und sich (wie er mit vollendeter Resignation erzählte) während derselben mit Plaid und Kaffeemaschine in sein großes, mit Büchern und Bildern ausstaffiertes Arbeitszimmer einzuschließen, war ihm zum Bedürfnis und zur Gewohnheit geworden. Ging es gnädig, so war er in der Lage, gegen zwei Uhr die Mahlzeit einzunehmen, nach kurzer Ruhe spazieren zu gehen und den Abend im kleinen Kreise zu verbringen. Einladungen nahm er so gut wie niemals an, weil strenges Gebot des Arztes und eigenes Bedürfnis ihn nötigten, um halb elf Uhr zu Bette zu gehen, — dafür suchte er zuweilen das Theater auf. Zu den Eigentümlichkeiten des ersten und gefeiertesten Lyrikers seiner Zeit gehörte nämlich, daß er nicht nur Theaterfreund, sondern mit besonderer Vorliebe dramatischer Dichter war, dem ein mäßiger Theatererfolg größere Genugthuung bereitete, als ein halbes Dutzend neuer Auflagen seiner — freilich über hundertmal aufgelegten — Gedichte.

Geibel war, als ich ihn kennen lernte, nahezu sechzig Jahre alt, sah indessen jünger und stattlicher aus, als von einem schwerkranken Manne erwartet werden durfte. Der zartsinnige Liederdichter, den seine Gegner zum schwächlichen Pietisten, seine Neider zum Typus rührseliger Backfischpoesie machen wollten, erschien als kräftiger, lebensfrischer Mann, dessen ruhiger Ernst mit Sentimentalität und Kopfhängerei nicht das Mindeste gemein hatte. Seinem Wuchse nach „Kurzbold," zeigte der Dichter einen von stämmigen Beinen getragenen kräftigen Oberkörper, auf dessen breiten Schultern ein großer, imponierender Kopf saß. Das Antlitz war dunkelgebräunt, von leicht ergrautem Haupthaar und mächtigem Schnurr- und Kinnbart eingefaßt, das Auge lebhaft, die Gebärde energisch und ungebrochen. Dazu kam ein tiefes, kräftiges Organ, das zur Stentorstimme werden konnte, wenn der Redende in Affekt geriet, oder wenn er fremde oder eigne Verse vortrug. Dieser Eindruck war um so überraschender, als der Dichter sich an dem Nachmittage unserer Bekanntschaft besonders schlecht befand und über die Nachwehen einer übel verbrachten, fast schlaflosen Nacht beklagte. Nichts desto weniger kam das Gespräch rasch in Gang. Ich berichtete von dem ersten Eindruck, den die „Juniuslieder" auf den halbwüchsigen Knaben gemacht, und von der romantischen Sommernacht, in welcher derselbe der Lektüre des ersten ihm bekannt gewordenen Geibelschen Gedichtes beigewohnt hatte. „Und welches war dieses Gedicht?" fragte der Dichter lächelnd.

„Es schlief das Meer, es rauschte kaum."

„Keines der besten, — aber eins der am tiefsten empfundenen meiner späteren Gedichte. Ein Jahr, bevor Sie diese Dichtung am jenseitigen Ufer der Ostsee zu hören bekamen, hatte ich dieselbe auf einem nächtlichen Spaziergang der Travemünde erdacht und zwar bei strahlendem Vollmond — genau wie es gesagt ist:

„Im Blau verschwand die ferne Flut,
Wie Bernstein schimmerte der Sand,
Ich aber schritt in ernstem Mut
Hinunter und hinauf den Sand."

Das Gespräch wandte sich sodann den — 1840 erschienenen — „Gedichten" zu, deren Erfolg von keiner der späteren, nach des Dichters eigner Meinung, gehaltvolleren Sammlungen erreicht worden war. „Damit hängt zusammen, daß diejenigen, die in der ersten Jugend Freunde meiner Muse gewesen, mir in späteren Jahren nicht immer treu bleiben. Das trifft wohl auch bei Ihnen zu." Ich konnte das nicht ganz in Abrede stellen und bekannte, daß während der Jünglingsjahre Heine mein und meiner Freunde liebster Dichter gewesen sei. „Aber," sagte ich hinzu,

Vorüber ist die Rosenzeit
Und Lilien stehn im Felde —

und da kehrt man gern und dankbar zu Ihnen zurück."

„Dieses Gedicht gibt in der That eine veränderte, neue und sonst von Poeten wenig berücksichtigte Stimmung wieder. Heines brauchen Sie sich übrigens nicht zu schämen, — er war ein großer, echter Dichter." — Und mit tiefer, mächtig bewegter Stimme sagte Geibel das bekannte:

„Es ragt ins Meer der Runenstein"

her. — Die Schlußstrophe:

„Wo sind sie hin? — Es weht der Wind,
Es wandern und schäumen die Wellen"

wurde so pathetisch vorgetragen, als sei sie des Dichters eignem Innern entquollen. — „Es hat mich immer wieder mit Bedauern erfüllt," fuhr Geibel dann fort, „daß Heine meine Gedichte wahrscheinlich nie kennen gelernt hat. Er war ein todkranker, in seine Pariser Matratzengruft versenkter Mann, als man von mir in Deutschland zu reden begann und als Herwegh seine Epigramme gegen mich in die Welt sandte."

Ich erwähnte der Freude, die Heine während der letzten Lebensjahre daran gehabt, seine eignen und anderer neuerer Dichter Lieder nach Mendelssohnschen und Schumannschen Kompositionen von Mitgliedern des Kölner Männergesangvereins vortragen zu hören. „Da werden wohl auch Ihre Lieder nicht gefehlt haben."

Digitized by Google

Fasanenjagd. Nach dem Gemälde von Chr. Kröner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Und an welche denken Sie?"

„Nun, an den Schumannschen „Hidalgo," den „Flutenreichen Ebro" und an das von Mendelssohn komponierte Lied, das mit den Worten schließt:

„Der Mond, der lichte Mond bist du,
Mit deiner Liebesfülle
Wirf einen, einen Blick mir zu,
Und dieses unruhvolle Herz wird stille."

— Ich weiß nicht mehr, ob es bei dieser oder bei einer späteren Gelegenheit geschah, daß Geibel auf sein Verhältnis zur Musik und zu „seinen Komponisten" zu reden kam. Er erzählte ausführlich von einer in Dresden stattgehabten Begegnung mit Mendelssohn, dem er den Text zu der — bekanntlich im ersten Akte stecken gebliebenen — Oper „Loreley" vorgelegt hatte, — und dessen heftige und nervöse Art auf die Länge „wohl unbequem werden konnte." Von der edlen und harmonischen Natur das Komponisten sprach er mit warmer Sympathie. „Darf ich mich mit einem modernen Musiker vergleichen," fuhr er fort, „so wird das Mendelssohn sein. Wir sind die Letzten gewesen, die in den Formen einer jetzt abgeschlossen hinter uns liegenden Zeit Neues und Eigenes zu sagen gehabt haben." „Aber," fuhr er plötzlich auf, „ehe wir weiterreden, muß ich eine Frage an Sie richten, die keinem meiner Bekannten erspart bleibt: sind Sie Anhänger von Richard Wagner?"

„Nein. Den Tannhäuser und den Lohengrin kann man sich unter gewissen Einschränkungen gefallen lassen. Das übrige ist mir, soweit ich es kenne, unverständlich und darum ungenießbar geblieben." — „Dann ist es gut und wir können weitere Bekanntschaft machen. Wagner und die Wagnerianer sind mir unausstehlich."

Aus dem weiteren Gespräch ergab sich, daß Geibels Musikkenntnis eine beschränkte war. Unter „seinen Komponisten" war ihm ein frühverstorbener junger Künstler, auf dessen Namen ich mich nicht mehr besinnen kann, der liebste gewesen. Schumann kannte er nur wenig, das „spanische Liederspiel" und der „Hidalgo" waren ihm unbekannt geblieben. Er sei indessen bereit, sich diese musikalischen Umschreibungen seiner Gedichte vortragen zu lassen, wenn sich dazu Gelegenheit biete.

„Für diese Gelegenheit darf ich vielleicht sorgen. Ich erwarte den Besuch eines vortrefflichen Sängers, der sich zum Herbst dieses Jahres bei mir angekündigt hat. Darf ich denselben mitbringen, wenn ich das nächste Mal nach Lübeck komme?"

Die erbetene Erlaubnis wurde erteilt, — es vergingen indessen mehrere Monate, bevor von derselben Gebrauch gemacht werden konnte. Inzwischen kam ich noch wiederholt nach Lübeck, und darunter an einem Abende, zu welchem ich Geibel besuchen durfte, nachdem ich ihn auf einem Nachmittagsspaziergange bei leidlichem Befinden angetroffen hatte. „Sie finden einen Gast bei mir, den Weimarer Staatsanwalt Genast, Sohn des alten Regisseurs der Goethezeit und dramatischer Dichter, — er will mich heute Abend besuchen. Kommen Sie zeitig, Sie wissen, daß mein tempus clausum um $10^1/_2$ Uhr beginnt."

Begreiflicherweise ließ ich es nicht an mir fehlen. Der Empfang fand dieses Mal nicht in Geibels Arbeitszimmer (einer weiten, rings mit Büchern erfüllten Poetenstube, deren vornehmster Schmuck ein Bildnis der früh verstorbenen Frau Geibels bildete), sondern in einem kleinen Salon statt, dessen Honneurs eine Verwandte und Hausgenossin des Dichters machte. Bei meinem Eintritt war der Hausherr mit Genast und dessen Gemahlin in ein Gespräch über neuere Dichter und Dichtungen vertieft, die mir bis auf die Namen unbekannt geblieben waren. Im Eifer der Unterhaltung wurde dann ein Münchener poetisches Jahrbuch herbeigeholt, aus welchem Geibel mit sonorer Stimme und hochdramatischem Vortrag ein Gedicht Hans Hopfens vorlas, das ihm besonders gefallen hatte und dessen Schwung in der That einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Wenig später ging es zum Abendessen, das des Dichters Hauptmahlzeit zu sein pflegte und dem er mit gesundem Appetit zusprach; an die Strenge der ihm vorgeschriebenen Diät erinnerte allein ein anscheinend aus Pflaumen bereitetes Kompott, von dem er nach jedem Fleischgericht etwas zu sich nahm, das ich auch später auf seinem Tische gesehen habe und das den Gästen nicht angeboten wurde — offenbar einem Digestivmittel. Beim Glase Punsch erzählte er sodann mit dem Humor und der Frische eines Gesunden von dergangenen Tagen, dem Verkehr mit Bettina von Arnim und Chamisso, und von seinem ehemaligen russischen Zögling, dem wunderlichen, eben damals von Washington abgerufenen russischen Gesandten Katacazy. Von besonderem Interesse waren die Mitteilungen über Chamisso, mit dem Geibel während seiner Berliner Studienjahre vielfach verkehrt hatte. „Ich wohnte in der inneren Stadt, auf halbem Wege zwischen der Akademie, die Chamisso häufig aufsuchen mußte, und dem Botanischen Garten, dessen Direktor er war. Dem früh gealterten, und von asthmatischen Beschwerden geplagten Fünfziger wurde der weite Weg so sauer, daß er häufig in meiner Studentenstube Station machte, um sich zu erholen und eine Pfeife zu rauchen. Den geborenen Franzosen verriet noch damals eine zuweilen hervortretende Unsicherheit im mündlichen Gebrauch der Sprache, die er als Dichter wie als Prosaschriftsteller gleich vollständig beherrschte. Bis an das Ende des Lebens ließ Chamisso seine Verse von Hitzig und anderen Freunden auf ihre grammatische Taktfestigkeit prüfen." — Von Chamisso kam der Erzähler auf einen anderen deutschen Dichter französischen Ursprungs zu reden, den alten Fouqué, den er noch gut gekannt hatte (der im Jahre 1843 verstorbene Dichter der Undine hatte den jüngeren Landsmann Chamisso um mehrere Jahre überlebt) und dessen Versifikation auf seine (Geibels) einen gewissen Einfluß geübt haben sollte. Just als wir auf den „Zauberring" einzugehen begannen und die demselben eingestreuten Kreuzfahrerlieder

„Wir wären lange schon gekommen,
Wir meinten's lange schon so gut"

Digitized by Google

und Ottos Epistel an die gefangene Schwester:

„Und willst du mir recht huldig sein,
So grüß auch Gabrielen“

zu recitieren versuchten, hatte die kritische Stunde geschlagen und uns das Consilium abeundi erteilt. Wir mußten aufbrechen und den Versuch anstellen, die Eindrücke ausklingen zu lassen, welche der verbrachte Abend uns hinterlassen hatte.

Einige Wochen später durfte ich ein zweites Mal Abendgast an der Tafel des Geibelschen Hauses sein, — dieses Mal im Geleit meines Freundes, des Sängers. Mit sichtbarem Interesse hörte der Dichter den Melodien zu, welche Schumann zu seinen Dichtungen gefunden hatte. Dem Vortrage des Sängers spendete er volle Anerkennung, — daß der „Hidalgo“ durchkomponiert, schien ihm indessen nicht recht zu behagen, und wir behielten den Eindruck, daß der namenlose Freund, der sein „erster“ Komponist gewesen, unserem Dichter im Grunde lieber sei, als der Begründer der neuromantischen Schule. Im Grunde genommen konnte dem auch nicht anders sein. Hat er doch selbst gesagt, daß „Mozarts Weisen, Goethes Lieder“ ihm die höchsten Spitzen aller deutschen Kunstentwickelung bedeuteten.

Die Liedersammlung, welche dieses Wort enthält (Spätherbstblätter), war damals, im August 1877, noch nicht erschienen: einzelne Perlen derselben sollten wir indessen an dem Abende kennen lernen, von welchem hier die Rede ist. Um dem Liedersänger seinen Dank auszudrücken, zog Geibel zum Schluß des Abendessens ein geschriebenes Heft hervor, aus welchem er vorzulesen begann. Den Anfang machte er mit dem tiefempfundenen Einleitungsgedichte der neuen Sammlung:

„Und wieder treibt es in den Tannen,
Und wieder lockt's vom blauen Zelt.“

Nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem er die Verse:

„Aufs neue strebt mit kühnem Steuer,
Nach fernem Glück die Sehnsucht fort,
Verstohl'ne Liebe brennt wie Feuer
Und stammelt sacht das erste Wort“

deklamierte. Der Vortrag erhob sich hier zur Musik, durch die tiefen Töne der kräftigen Stimme des Vorlesers zitterte es wie von verhaltener eigner Bewegung, und unwillkürlich wurde ich an die Schilderung erinnert, die Jean Paul von Goethes Art der Recitation entworfen hat: „Er spielte uns (sein Vorlesen ist ein tiefes Donnern, vermischt mit Regengelispel, es gibt nichts ähnliches) ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wo durch die Eiskruste die Flamme trieb.“ — Den Höhepunkt des Abends bildete die Vorlesung der Ballade von Johann Wittenborg „der Admiral vom Sunde,“ dem die dänische Königstochter den Besitz Bornholms mit ihrem Kusse abgeschmeichelt hatte und der dafür zu Lübeck das Schaffot besteigen mußte. — Geibels Meisterschaft im Vorlesen trat hier noch deutlicher hervor, wie bei dem Vortrage rein lyrischer Sachen, deren Gehalt zu dem Gewicht seines Pathos und der Gewalt seines Organs nicht immer im gehörigen Verhältnis stehen mochte. Dramatische Dichtungen habe ich ihn leider niemals recitieren hören — immerhin ist er mir als der ausdrucksvollste Vorleser erschienen, dem ich jemals habe zuhören dürfen.

Den Beschluß des Abends bildete die Lektüre der prächtigen, in wahrhaft klassische Hexameter gekleideten Epistel aus „Travemünde,“ einer Schilderung des letzten Sommeraufenthaltes, den der Dichter hatte an der Ostsee nehmen dürfen. Mit dem heimatlichen Gestade war es ihm gegangen wie anderen, die im Süden das Glück gesucht hatten:

„Als ich jung war, da trieb's mich
Ueber Land, über Meer,
Mit den Schwalben zu wandern,
War all' mein Begehr.

Und das Land der Citronen,
Und die marmornen Höhn,
Und die Palmen von Hellas,
Sie deuchten mir schön.“

Als die „Unrast der Jugend“ geschwunden war, griff aber auch bei ihm eine völlig veränderte Stimmung Platz:

„Wo der Buchenwald rauscht,
Und der Dorn blüht am Zaun,
Und ins Meer geht die Trave,
Laßt Hütten mich bau'n.“

An der Mündung der Trave hatte Geibel während des erwähnten Sommers sein Zelt aufgeschlagen.

„Nahe den Gärten des Bads und dem schlank aufsteigenden Leuchtturm.“

Es war ein letzter Abschied von der See gewesen, denn die zunehmende Qual körperlicher Beschwerden ließ für größere Unternehmungen keinen Raum mehr. Im folgenden Sommer wurde das der Vaterstadt näher benachbarte Schwartau für einige Wochen aufgesucht, dann aber verzichtete der Dichter auf Reisen und Reiseversuche, um im Bereich des Klanges der geliebten Lübecker Glocken still und ergeben dem Ende der irdischen Tage entgegenzusehen.

Im Sommer 1879 bin ich dem verehrten Manne zum letztenmale begegnet. Seine Leiden hatten sich so unerträglich gesteigert, daß er nur noch ausnahmsweise Besuche empfing und daß man besser that, ihn unbehelligt zu lassen. Ein kurzes, in den gewohnten großen und markigen Zügen geschriebenes Billet ist das letzte Lebenszeichen gewesen, das ich von ihm empfing. Der Wert desselben mußte doppelt hoch angeschlagen werden, da Geibel (wie er in einem seiner letzten Gedichte bekannt hat), überhaupt nur ungern schrieb, und „von allem Geschäft in der Welt“ Briefe zu schreiben für das „verhaßteste“ ansah.

Was der Dichter Geibel seinem Vaterlande gewesen, weiß alle Welt, — den Menschen haben nur wenige unter den Lebenden gekannt. Und doch konnte auch von ihm gesagt werden, „daß er noch mehr wert gewesen, als die Summe seiner Leistungen.“

* * *

Digitized by Google

Abb. 1. Ballon von einem anderen höher stehenden aus gesehen.

Eine Luftreise ins Obotritenland.

Von

Dr. P. Grabein.

Mit sechs Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Wen heutzutage die Lust anwandelt, sich einmal die Welt aus der Vogelschau anzusehen, dem wird dies Vergnügen nicht mehr allzuschwer gemacht, insbesondere nicht in der Reichshauptstadt. Hier hat das in den letzten Jahren lebhaft aufgeblühte Interesse an der Aeronautik zur Gründung eines Vereins zur Förderung der Luftschifffahrt geführt, dessen Mitgliedern Gelegenheit geboten wird, unter sachkundiger Führung Freifahrten zu machen. Zur Teilnahme an einer solchen laden wir den Leser hiermit ein.

Die Auffahrt findet vom Sportpark Friedenau aus statt, wo in der Nacht vorher der Ballon bereits mit Leuchtgas gefüllt worden ist. So finden wir denn bei unserem Eintreffen am Morgen gegen acht Uhr das Luftschiff fertig zum Aufstieg vor. Es wird von etwa vierzig Leuten am Boden gehalten, die zum Teil am Korb (vom Laien meist „Gondel“ genannt), zum Teil an den Haltetauen zugreifen. Alle zur Fahrt nötigen Dinge sind schon in den Korb geschafft worden. Der Führer des Ballons hat sich auch bereits über die Windrichtung orientiert, und so heißt es denn einsteigen. Dies Unterfangen erfordert eine gewisse turnerische Gewandtheit, denn man muß sich dabei über den nahezu brusthohen Rand des Korbes schwingen, was dem einen, etwas wohlbeleibten unserer drei Begleiter nicht ganz leicht fällt. Doch endlich ist es auch ihm mit unserer Hilfe geglückt, — halb zog es ihn, halb sank er hin — und nun befinden wir uns also an Bord unseres Luftseglers. Der aus Weidengeflecht hergestellte Korb von rechteckiger Form bietet vier Insassen gerade so viel Platz, nebeneinander zu stehen und vorbeizutreten. Außerdem enthält er an einer Seite einen kastenartigen Sitz, der in seinem Inneren unsere „fahrende Habe“ beherbergt. An den inneren und äußeren Wänden des Korbes sehen wir den Ballast, d. h. eine größere Anzahl (12—15) von Säcken mit Sand angehängt, von denen jeder ca.

Digitized by Google

32 Pfund wiegt. Nun lassen wir die Blicke über uns schweifen zwischen den Stricken hindurch, an denen der Korb an einem Ringe hängt, hinauf zu dem Ballon selbst. Ein eigenartiges Gefühl überschleicht uns, wie wir so zum erstenmal das gewaltige Ungeheuer aus nächster Nähe betrachten, dem wir uns nun anvertrauen wollen. Von dem Netzwerk umsponnen und an den Ring gefesselt, dehnt sich, prall aufgebläht und im Sonnenlicht des frischen Maientages hell leuchtend, der riesige, kugelförmige Leib, der im Durchmesser etwa 15 Meter mißt und ca. 1300 Kubikmeter Gas faßt. Seine Hülle besteht aus gummiertem Baumwollenstoff, der auf besondere Weise gegen das Zerreißen geschützt ist. Wie wir den Giganten, leise sich in den Tauen wiegend, als ob er seine Kraft zum Flug in den Äther erprobe, so massig über unseren Köpfen schweben sehen, kommt uns im Moment das Wagnis zum Bewußtsein, das der Sohn der Erde begeht, indem er den Weg vermessen in das Reich der Luft nimmt. Aber nur für eine Sekunde! Dann umpanzern wir unsere Brust mit dreifachem Erz, wie der Mensch, da er zum erstenmal den Ocean beschiffte.

Aus allen weiteren Betrachtungen reißt uns auch der Zuruf des Führers, der den Leuten das Zeichen zum „Abwiegen" des Ballons giebt, d. h. zur Feststellung, ob dieser den nötigen Auftrieb hat. Wenn das nämlich nicht der Fall und der Ballon zu schwer ist, kann es vorkommen, daß dieser nach dem ersten kurzen Aufschlag plötzlich wieder niederfällt. Auf den Ruf des Führers lassen also die Leute am Korb los, und der Ballon, jetzt nur noch von den Mannschaften an den Tauen gehalten, steigt auf bis zum Straffen der Taue, wo er, wenn alles stimmt, in der Schwebe bleiben muß. Wir empfinden das Aufsteigen des Ballons erst bei dem kleinen Ruck, den das Anspannen der Taue verursacht. Da wir uns nach einem Weilchen aber wieder etwas senken, wirft der Führer zwei Sack Ballast aus. Nun bleibt der Ballon in der Schwebe, und der Ruf des Führers ertönt: „Laßt los!" Die Leute reißen den Strick von dem schlauchförmigen Füllansatz, in den der Ballon unten ausläuft, — was nötig ist, um dem sich bei der Sonnenwärme ausdehnenden Gase den Austritt zu ermöglichen — und lassen gleichzeitig die Taue los. Majestätisch und ruhig steigt der Ballon in die Höhe, begleitet von dem vielstimmigen Abschiedsruf der Leute und Zuschauer unten, die uns mit Tüchern und Hüten zuwinken.

Das Aufsteigen ist bei geschlossenen Augen gar nicht wahrnehmbar. Weder eine Gehörs- noch eine sonstige Sinnesempfindung wird ausgelöst; nur der Blick auf die Erde überzeugt uns davon, daß wir uns schnell vom Boden aufwärts bewegen. Die Sorgfalt unseres Führers ist jetzt darauf bedacht, daß das ca. 100 Meter lange Schlepptau von der Erde frei kommt und sich nicht etwa in Telephonstangen, Bäumen oder dgl. verwickelt. Doch es gelingt alles gut, das Tau ist glatt vom Boden abgekommen, und mit demselben Augenblicke nimmt der Aufstieg des Ballons ganz erheblich an Schnelligkeit zu. Doch noch immer ist die Bahn für den Ballon nicht ganz frei. Das Schlepptau streicht hier und da über die Dächer größerer Häuser hinweg, reißt einen Dachziegel los, daß ein sich sonnender Kater erschrocken und ergrimmt zugleich über diesen Eingriff in seine Machtsphäre mit einem gewaltigen Satze zur Bodenluke hineinfährt, an einem Schornstein schiebt sich das Tau noch glücklich, ohne Schaden anzurichten, vorbei — endlich sind wir auch darüber hinweg. Frei, über alle Hindernisse erhaben, schwebt der Ballon jetzt in luftiger Höhe. Immer kleiner werden die Bäume und Baulichkeiten im Sportpark drunten, von dem wir nun schon ein ganz Teil fortgetrieben worden sind. Einer unserer Korbgenossen, der einen vortrefflichen großen photographischen Apparat mitgenommen hat, richtet diesen jetzt auf die Erde und erhält die Aufnahme, die wir im Bilde dem Leser vorführen. Wie wir selber uns, aus der Vogelschau gesehen, ausnehmen, das zeigt eine äußerst seltene Aufnahme (Abb. 1), die wir dem glücklichen Umstande verdanken, daß kurz vor uns ein anderer Ballon abgelassen worden ist, von dem aus wir selbst im Fluge photographiert worden sind.

Je höher unser Ballon steigt, desto interessanter gestaltet sich der Rundblick über die Riesenstadt Berlin zu unseren Füßen. In das gewaltige Häusergewirr da drunten kommt allmählich Ordnung, denn es wird durch die hell blitzenden Wasserläufe der

Digitized by Google

Spree und der Kanäle, sowie durch die breiten Straßen und größeren Plätze in kleine, deutlich abgegrenzte Felder zerlegt, die das Auge leichter übersehen kann. Einzelne Baulichkeiten fallen besonders auf, so namentlich die gewaltige, goldschimmernde Kuppel des Reichstagsgebäudes, die Siegessäule, die Schloßkuppel und der Rathausturm. Die städtischen Parks, der Tiergarten sind deutlich in ihrem Umfange zu übersehen. Die Wagen und Menschen drunten auf den Straßen erscheinen wie größere und kleinere

Abb. 2. Blick aus dem Ballon auf den Sportpark Friedenau-Berlin.

Punkte — es kribbelt und wimmelt emsig in der Stadt wie in einem Ameisenhaufen — und wie ein allerliebstes Spielzeug sieht die Stadtbahn aus, auf der man die Züge sich langsam auf dem Bahndamm hinschieben sieht wie etwa den Quecksilberstreifen in einem Thermometer. In dieser beträchtlichen Höhe, wo die Dinge drunten einem nur noch ganz winzig erscheinen, sind doch die Geräusche noch mit voller Stärke wahrzunehmen. Es berührt gar eigenartig, wenn man die Lebenszeichen des Städtekolosses, das Schnaufen des Riesen bei seiner Arbeit, zum erstenmal deutlich wahrnimmt, die Summe all jener Einzelgeräusche, die man beim Aufenthalte in der Stadt selbst nur immer gesondert hören kann. Es schlägt ein beständiges dumpfes Surren, Rauschen und Hämmern an unser Ohr, das Erzeugnis der Tausende von Werkstätten und Fabriken in Berlin, sowie des Gerasels der unzähligen Wagen auf seinen Straßen. Von diesem konstanten Hintergrunde des Tonbildes heben sich einzelne helle oder stärkere Geräusche besonders ab, so namentlich das gellende Pfeifen der Eisenbahnzüge. Wenn man so über die Stadt dahinfährt mit ihrem ruhelos hastenden Treiben und der Blick über die Dächer, in die schwarzen Schlünde der Fabrikessen gleitet, da überkommt einen wohl der phantastische Wunsch, mit Hilfe eines Asmodi all die Dächer abzuheben, und im Fluge hineinzublicken in das intime Leben der Millionenstadt. Welch ein Einblick für den Menschenkenner müßte das sein, wie ließe sich das gesamte sociale Leben der Millionenstadt da mit einem einzigen Blicke mit nie geahnter Anschaulichkeit ergreifen!

Digitized by Google

Doch ein Anruf unseres Führers belehrt uns, daß für einen „Philosophen über den Dächern“ in einem Ballonkorbe kein Platz ist. Unser Fahrzeug zeigt das Bestreben, wieder zu fallen, und so heißt es denn Ballast auswerfen. Je zwei ergreifen wir einen Sack und lassen den Sand ausfließen, der in einem nach unten immer breiter werdenden Kegel von dünnem Sprühregen niedergeht. — „Ha—alt!“ hören wir den Führer rufen und stoppen in unserer aeronautischen Beschäftigung, denn der Sand ist für den Segler der Lüfte ein ebenso kostbarer und rarer Stoff wie das schwarzbraune Bier für den kommentmäßigen Studio, und „Stoffvergeudung“ ist hier nicht minder verpönt. Unser Ballastwerfen hat denn auch schon genügt. Wie wir an dem Barographen, dem Meßapparat, der die vom Ballon erreichte Höhe in einer Kurve fortlaufend einzeichnet, ablesen, steigen wir in einem Zeitraum von acht bis zehn Minuten ganz bedeutend: 300 — 500 — 900 — und nun 1000 Meter hoch! Unser wohlbeleibter Mitfahrer verzeichnet diese schnelle und mühelose Höhenüberwindung mit besonderer Genugthuung, der Strapazen eingedenk, die ihm sonst das Erklimmen dieser Höhe mittels der eignen Füße in den Bergen verursacht hat, und er schwärmt von der Zeit, wo jedermann seinen kleinen Privatluftballon zur Verfügung haben wird.

Von einer lebhafteren Luftströmung erfaßt, treiben wir in nordwestlicher Richtung über das Weichbild von Berlin hin — allmählich verstummt das Geräusch der Großstadt — es geht über die Jungfernheide Tegel zu. Hier bietet sich uns ein reizvoller Anblick. Unser Ballon spiegelt sich deutlich in der klaren Flut des Tegeler Sees. Langsam sehen wir sein Ebenbild über die Wasserfläche schweben, bis es im Schilf am Ufer verschwindet. Immer mehr umfängt uns nun die tiefe Stille des platten Landes, die nur von Zeit zu Zeit durch ein hell heranklingendes Hundegebell oder das Läuten einer Glocke aus einer Schule oder Fabrik — es ist gerade neun Uhr — durchbrochen wird. Der Ballon hat jetzt eine gleichförmige Geschwindigkeit erreicht, die allerdings nicht groß ist; unser Führer stellt fest, daß wir etwa fünf Meter in der Sekunde zurücklegen. Die Aussicht, recht weit zu kommen, ist also leider nicht vorhanden. Nun, wir trösten uns mit dem, was uns die Gegenwart bietet. Unser Flug trägt uns über eine wasserreiche Gegend hin, die von Zuflüssen des havelländischen großen Hauptkanals durchschnitten wird. Das fruchtbare Land ist allenthalben bebaut. Scharf heben sich in den verschiedensten Schattierungen von Grün und Braun die Felder und Ackerstreifen voneinander ab, die bunt durcheinander gewürfelt über die Flur ausgeschüttet liegen, durchschnitten von den langen geraden Linien der Chausseen und Feldwege. Deutlich sind die Pappelreihen längs der Landstraße zu erkennen; ja, selbst einen pflügenden Landmann und einige auf der Chaussee getriebene Rinder zeigt uns der, durch den Krimmstecher verschärfte Blick, so niedlich klein wie ein Spielzeug, nicht anders als dem Riesenfräulein auf Burg Niedeck im Elsaß in grauer Zeit Menschenvölklein und Getier vorgekommen sein mag. Hier und da liegt eine Ortschaft in dem Gelände, deren rote Ziegeldächer aus grünen Baumwipfeln und Gärten hervorschimmern, oder ein Gehölz, dunkelfarbige Kiefernwälder ziehen sich durch die Landschaft. Silberhell leuchten die Wasserläufe herauf, auf denen sich die Kähne mit ihren weißen Segeln scharf markieren. Wenig bemerkbar sind dagegen die mäßigen Bodenerhebungen der Mark von hier oben gesehen. Erst beträchtlichere Höhen, wie etwa die Ausläufer unserer Mittelgebirge, können, wie unser Führer uns erzählt, vom Ballon scharf von dem flachen Lande unterschieden werden. Interessant ist es, durch das Glas zu beobachten, wie unsere Annäherung drunten in den Dörfern bemerkt wird. Fast regelmäßig sind es die Gänse auf dem Anger, die mit emporgereckten Hälsen das Ungeheuer da oben in der Luft erspähen und nun wild schnatternd die Meldung an das Dorf abgeben. Die Wachsamkeit der kapitolinischen Vögel ist also nicht ohne Grund sprichwörtlich geworden. Durch den Alarm der Gänse erst werden die Hunde aufmerksam gemacht, deren belferndes Gekläff hier und da ein Kind oder einen Erwachsenen an die Hausthür lockt, nach dem Grund des Lärms zu sehen. Nun hat uns endlich eines entdeckt, und es dauert nicht lange, so ist das ganze Dorf auf den Beinen und starrt zu uns hinauf. Tücher werden geschwenkt, und wir erwidern den Gruß. Die flachshaarige Jugend gibt uns

Digitized by Google

Abb. 3. Ausblick aufs platte Land.

dann, wohl noch ein Stück vors Dorf hinaus, johlend und laufend das Geleite. Ein Bild der eben geschilderten Landschaft gibt unsere Aufnahme (Abb. 3).

Inzwischen hat sich bei einigen Korbgenossen der Frühstücksappetit geregt, und der erwähnte Kasten, der zugleich als Sitz dient, muß seine Schätze hergeben. Der kleine Imbiß mundet hier oben in der frischen Luft ganz köstlich, und auch das mitgenommene Bier findet lebhafte Nachfrage. Mit stiller Besorgnis sieht unser wohlbeleibter Freund X., wie der Mundvorrat in kürzester Zeit gar sehr zusammengeschrumpft ist, und er gibt seiner Befürchtung Ausdruck, daß es uns schlimm ergehen könnte, wenn wir etwa durch einen unglücklichen Zufall zu längerem Umhertreiben über der See oder dgl. verurteilt werden sollten. Indes zeitigt diese Sorge des noch in abenteuerlichen Laienvorstellungen befangenen Reisegefährten nur ein lautes Gelächter der Korbgesellschaft, und der Führer beruhigt ihn mit der Versicherung, daß es durchaus in unserer Macht stehe, ungefähr an dem Punkt niederzukommen, wo wir wollen. Vor einem „Verschlagenwerden" braucht dem Luftschiffer nicht bange zu sein. Einem zeitgemäßen Bedürfnis folgend, schickt sich ein anderer Reisegefährte dann an, eine mitgenommene Aussichtspostkarte mit einem Gruß aus den Lüften an einen Freund zu versenden. Der lustige Aufgabeort der Karte wird von uns allen attestiert, dann wird diese in eine leere Bierflasche gesteckt nebst einem Zettel, der den Finder bittet, die Karte in dem nächsten Postort dem Briefkasten zu übergeben. Nun wird die Flaschenpost abgelassen, doch erst, nachdem wir uns versichert haben, daß unter uns auf dem Felde kein menschliches Wesen vorhanden ist, dem dieser Gruß aus den Lüften sonst leicht verhängnisvoll werden könnte. Schnell sehen wir die Flasche niedersinken, und doch dauert es einige Zeit, bis wir sie von dem dunklen Grunde drunten nicht mehr unterscheiden können. Nun muß sie am Boden angelangt sein. Hoffentlich wird sie auch in nicht allzu ferner Zeit aufgefunden und der Post übergeben.

Unser Ballon hat inzwischen wieder ein gut Stück Weg zurückgelegt, und vor unseren Augen taucht drunten ein größerer Ort, anscheinend eine kleine Stadt, auf. Aus der Karte stellen wir fest, daß es Nauen, die

Digitized by Google

alte Siedelung am havelländischen Luch, ist. Der Blick auf das Städchen ist sehr interessant. Deutlich ist noch in der kreisförmigen Ringstraße die Linie der alten Umwallung zu erkennen. Überhaupt erinnert das ganze Bild an die alten topographischen Städtedarstellungen z. B. Merians, die halb kartographisch, halb perspektivisch gezeichnet sind. Auf dem planartigen Abriß der Straßen und Plätze erheben sich, schräg von oben gesehen, deutlich erkennbar die einzelnen Häuserchen, Kirchen und Türme. Besonders reizvoll ist der Anblick noch dadurch, daß aus den Wolken über der Stadt ein Kegel hellen Sonnenlichtes dringt, während ringsherum alles im Schatten liegt. Auch diesen Moment hat unser geschickter Photograph im Korb auf der beistehenden Aufnahme (Abb. 4) glücklich festgehalten. Während wir über das Städchen hinfahren, vernehmen wir deutlich die Geräusche der Dampfsägemühlen und Fabriken unten, ja selbst die Klänge eines Leierkastens schlagen an unser Ohr.

Unsere Aufmerksamkeit lenkt sich aber bald von der Erde weg höheren Regionen zu. Der Himmel hat sich seit einiger Zeit immer mehr überzogen. Da infolgedessen Licht und Wärme der Sonne von uns abgeschnitten sind, kühlt sich das Gas stark ab, sein Volumen verringert sich also, und der Ballon sinkt. Wir schütten daher einen halben, einen ganzen Sack Ballast aus, auch ein paar Bierflaschen werden geopfert, und der Ballon steigt denn auch wieder etwas. Aber es dauert nicht allzulange, so sind wir wieder auf dem alten Fleck; denn immer dichter ballen sich die Wolken zusammen, und sie senken sich zugleich immer tiefer, so daß der Ausblick auf die Erde uns immer mehr genommen wird. Unser Führer beschließt daher, um die Fahrt länger auszudehnen, über die Wolken zu gehen, wo die Sonnenstrahlung dem Ballon wieder mehr Kraft zuführen wird. Wir greifen also wieder nach dem Ballast und schütten diesmal ein größeres Quantum, den Inhalt zweier Säcke, aus. Wie der Barograph zeigt, steigen wir nun in kürzester Frist ganz energisch auf 1200 — 1300 — 1450 Meter. Der Blick zur Erde wird allmählich durch feine weiße Wolkenschleier um und unter

Abb. 4. Rauen im Havelland.

Digitized by Google

uns trübe; immer näher rücken wir dagegen den Wolkenmassen über unseren Häuptern entgegen. Höher und höher steigt der Ballon, da wir nun nochmals Ballast auswerfen. Endlich sind 1600 Meter erreicht, und wir sind jetzt mitten in den Wolken drinnen. Ringsum umfängt uns ein dichter weißer Wrasen wie in einer Waschküche, und wir fühlen die Feuchtigkeit im Gesicht, der Bart hängt voll Wassertröpfchen. Doch jetzt, von den dichten Wolkenmassen fast eingeschlossen, erkaltet der Ballon sehr schnell, und wir müssen daher wieder und immer wieder Sand ausschütten. Nun steigt er aber auch rapide auf 1800 Meter, und wir merken allmählich, daß wir uns durch die Wolken hindurcharbeiten. Wie unser Führer sagte, kommen bisweilen Wolkenschichten von einer Mächtigkeit von 1200 Meter und mehr vor; die von uns durchquerte mochte 600—700 Meter zählen. Die weiße Decke über uns wird dünn, weißblau, und durch sie hindurch wie durch ein Milchglas schimmert schon die Sonne. Allmählich wird die Wolkendecke zu einem duftigen Schleier, der hier und da zerflattert und den blauen Himmel zu uns hineinlugen läßt. Plötzlich zerreißt er ganz, und wir schauen hinein in das Blau des Himmels und in das grelle, blendende Sonnenlicht. Wie aus einem Krater steigen wir nun schnell zum Lichte empor; es kommt uns dabei vor, als ob die Wände des Wolkentrichters rings um uns herum rapid niedersinken, und plötzlich schießen wir über die Wolkenschicht ganz hinaus. Ein erhabener Anblick bietet sich uns dar. Unter uns liegt, soweit das Auge reicht, ein weites lichtes Wolkenmeer. Darüber wölbt sich der unermeßliche Äther in seinem ewigen tiefen Blau, und auf uns strahlt in ungehinderter Kraft die Sonne. Welch ein Gefühl, hier oben im blendenden, warmen Licht des Weltalls, im reinen, frischen Himmelshauch frei zu atmen, dem Adler gleich in unermeßliche Fernen zu schauen, während drunten die armen Erdenkinder in trüber, kimmerischer Nacht auf ihrer eng umzirkelten Scholle sitzen!

Abb. 5. Über den Wolken.

Schnell streicht der Ballon über das Wolkenfeld hin, auf dem, wie auf einem riesigen Hochplateau, Gebirgskämme aufgesetzt sind. Solch einen, in horizontaler Richtung vor uns liegenden Wolkengebirgszug zeigt die Aufnahme unseres Photographen (Abb. 5). Das Plateau der Wolken erscheint übrigens nicht als eine eintönige Ebene, sondern ist mehr oder minder kupiert; es weist allerlei bizarre Formationen, wie Bergkuppen und Hügelketten, Klüfte und Thalkessel auf, die sich sehr plastisch darstellen. Ein warmer, rosiger Farbenton erhöht den Reiz des eigenartigen herrlichen Bildes. Eine sehr charakteristische Erscheinung bietet sich außerdem bei einer Fahrt über den Wolken dar, wenn man einen großen Fluß überschreitet; alsdann kann man, wie unser Führer uns erzählte, den Lauf des Stromes deutlich in Gestalt einer langen Schlucht erkennen, die sich quer durch das Wolkenplateau hinzieht. Es erklärt sich diese Erscheinung durch die Verschiedenheit der über dem Stromlauf befindlichen Luftsäule an Wärme und Feuchtigkeitsgehalt von den Luftmassen rechts und links. Wenn uns dieser Anblick allerdings auch, infolge des Mangels eines großen Flusses in der Nähe, versagt ist, so genießen

Digitized by Google

Abb. 6. Die Erde tritt in Sicht.

wir doch ein anderes reizvolles Schauspiel. Wir sehen nämlich den Schatten unseres Ballons, riesengroß und klar, gespenstisch über das Wolkenfeld drunten gleiten. So deutlich ist die Projektion, daß wir an dem Schattenbild unsere eignen Gestalten im Korb erblicken. Das Schattenbild wird von einer regenbogenfarbenen Aureole umflossen.

Diese ätherischen Genüsse vermögen uns aber doch nicht über die Thatsache hinwegzutäuschen, daß wir staubgeborenen Kreaturen unsere irdische Unzulänglichkeit auch ins Reich der Lüfte mitnehmen. Es ist zwar wenig poesievoll, aber leider nur zu wahr, daß wir in unserer ansehnlichen Höhe von über 2500 Meter Höhe eine empfindliche Kälte an den Füßen verspüren, da in den Grund des Korbes das unsere obere Hälfte angenehm erwärmende Sonnenlicht nicht dringen kann. Wir sehen uns daher nach unserer Portweinflasche um, deren Inhalt uns ein bißchen anheizen soll. Dabei bietet sich uns das weniger phänomenale Schauspiel, unseren Freund X. auf dem Sitzkasten bereits wieder mit einem kalten Kotelett beschäftigt zu sehen, an das er sich stillschweigend gemacht hat, während wir die Himmelswunder ringsum bewundert haben. Unsere vorwurfsvollen Blicke beschämen ihn aber derartig, daß er das Beweisstück für seine materialistische Gesinnung, den Kotelettknochen, rasch über Bord wirft. Vielleicht gibt der aus den Wolken gefallene Knochen, wenn er zufällig auf specifisch fruchtbaren Boden — etwa in ein zweites Resau — fällt, noch Anlaß zur Verwirrung abergläubischer Köpfe.

Unsere Reise über den Wolken nimmt aber nun leider ihr Ende, da die beständige starke Erwärmung des Ballons durch die Sonnenstrahlen viel Gas hat austreten lassen. Langsam sinken wir daher wieder in die Wolken hinein. Schon umfangen uns wieder die Wände des Einfallkraters, und wir nehmen Abschied von der Region des ewig blauen Äthers. Hinein geht es in die Tiefen des Wolkengebirges. Weiter und weiter senkt sich der Ballon. Weiße Nebel verdecken uns aber noch immer den Blick zur Erde. Da plötzlich sehen wir unter uns braune Flecke auftauchen — das Land zu unseren Füßen. Immer mehr

Digitized by Google

treten die Wolkenmassen auseinander, und deutlich wahrnehmbar zeigen sich durch das Fernglas die Gegenstände auf der Erde. Wir unterscheiden Straßen, Häuserkomplexe, Gartenanlagen; es scheint also eine Stadt zu sein, über der wir uns befinden. Da wir aber bei unserer langen Fahrt über den Wolken die Orientierung verloren haben, so haben wir zunächst nur Vermutungen über die Gegend. Der photographische Apparat aber hält diesen ersten Anblick des Landes aus den Wolken heraus fest (Abb. 6).

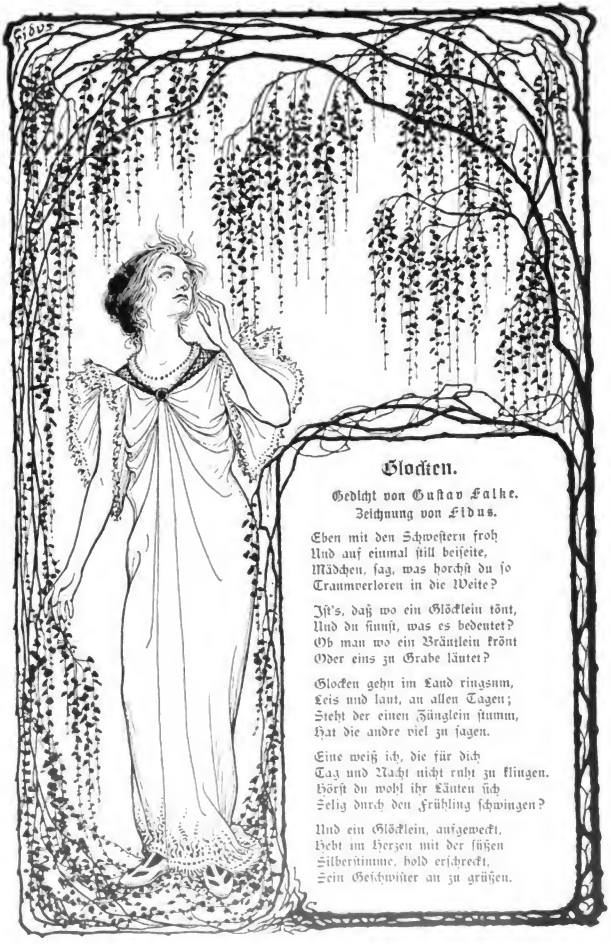
Tiefer und tiefer senkt sich inzwischen unser Ballon. Wir sind in einer Höhe von 400 Metern und machen Versuche, uns durch Anruf mit den Leuten auf den Feldern darüber zu verständigen, wo wir sind; doch es gelingt noch nicht. Wir sinken auf 250 Meter. Nun hört man unseren Anruf, und wir verstehen, daß wir uns in der Nähe eines kleinen Ortes im Mecklenburgischen befinden. Ein Blick nach oben belehrt uns, daß unsere Fahrt nun zu Ende geht. Der Ballon ist nur noch halbvoll, und seine schlaffe untere Hälfte rauscht unheimlich über unseren Köpfen wie die Fittiche eines gigantischen Vogels, der mit langsamen Flügelschlägen seinen Sturz zur Erde aufhält.

Wir übersehen das Gelände unter uns zur Vornahme der Landung. Wir sind gerade über einem Dorfe, hinter dem sich ein kurzes Stück Heide, dann Wald und schließlich weite Wiesenflächen ausbreiten. Dort wollen wir niedergehen. Der Ballon ist so tief gesunken, daß sein Schlepptau bereits über den Heidegrund streicht und ein Häslein ängstlich in hakenförmigen Sätzen vor ihm her zu dem Wald hinspringt. Wir spüren einen Ruck. Das Tau hat einen Strauch mit sich gerissen und trägt ihn fort, bis das Geäst eines Baumes ihm die Beute wieder entreißt. Nun sind wir über dem Wald angelangt, und das Tau windet sich raschelnd über die Baumkronen hin. Hier und da knackt es und ruckt es, doch ist die Kraft unseres Ballons immer noch so gewaltig, daß wir nirgends hängen bleiben, sondern der vermessene Waldriese mit gebrochenem Ast den Versuch aufgeben muß, den flügellahmen Segler der Lüfte einzufangen. Endlich sind wir über den Wald hinweggelangt und schweben über der Wiese. Jetzt ist es Zeit, ans Landungswerk zu gehen.

Der Führer zieht mit der Leine das Ventil auf, schnell entströmt das Gas. Wir sinken tiefer und tiefer. Das rapide Niederfallen wird uns durch ein Sausen im Ohr bemerkbar. Um die Wucht des Falls zu mildern, werfen wir schleunigst Ballast aus. Der Sturz ist so schnell, daß uns der langsamer niederfallende leichte Sand auf die Köpfe trifft. Wie wohl wir noch immer 50 Meter über der Erde sind, erscheint uns, die wir seit Stunden an den Blick aus großer Höhe gewöhnt sind, der Boden so nahe, daß man meint, schon aussteigen zu können. Mehr und mehr nähern wir uns der Erde — 30 Meter — nun nur noch 10 Meter! Jetzt heißt es: „Klimmzug!" Wir haben kaum Zeit, nach dem Stricke zu greifen und uns aufzuziehen, da gibt es einen mächtigen Ruck — der Korb hat den Boden zum erstenmal berührt. Doch noch will sich der Ballon nicht zur Erde niederzwingen lassen. Im selben Augenblick, wo wir den Boden berühren, schnellt er elastisch wie ein Gummiball wieder vom Grunde empor. Doch der Führer zieht mit starkem Ruck an der Reißleine, die eine Bahn an der oberen Ballonhälfte ausreißt. Klaffend öffnet sich der Leib des Ballons, und aus der tödlichen Wunde entströmt schnell der Rest seiner Lebenskraft: hörbar entweicht das Gas. Rauschend schlägt die Hülle des immer mehr zusammenschrumpfenden Ballons gegen das Netzwerk, dann sinkt die entleerte Hülle langsam seitwärts nieder.

Inzwischen haben sich, durch das seltene Schauspiel angelockt, Dorfbewohner in größerer Zahl eingefunden. Sie leisten uns, nachdem wir aus dem Korbe gestiegen, bereitwillig Hilfe beim Verpacken und Verladen des Ballons, der durch einen Leiterwagen zur nächsten Bahnstation befördert wird. Wir aber nehmen vorher noch erst einen kurzen Trunk im Dorfwirtshause ein, wo wir natürlich Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sind. Kein Wunder! Sind wir doch die ersten Menschenkinder, die durch die Luft in diesen stillen Winkel des gesegneten Obotritenlandes zugereist sind. Mit dem erhebenden Bewußtsein, eine hohe Kulturmission erfüllt zu haben, scheiden wir daher von unseren Wirten, um uns mit einem inzwischen beschafften Wagen nun selber zur nächsten Bahnstation zu begeben.

Digitized by Google



Glocken.

Gedicht von Gustav Falke.
Zeichnung von Fidus.

Eben mit den Schwestern froh
Und auf einmal still beiseite,
Mädchen, sag, was horchst du so
Traumverloren in die Weite?

Ist's, daß wo ein Glöcklein tönt,
Und du sinnst, was es bedeutet?
Ob man wo ein Bräutlein krönt
Oder eins zu Grabe läutet?

Glocken gehn im Land ringsum,
Leis und laut, an allen Tagen;
Steht der einen Zünglein stumm,
Hat die andre viel zu sagen.

Eine weiß ich, die für dich
Tag und Nacht nicht ruht zu klingen.
Hörst du wohl ihr Läuten sich
Selig durch den Frühling schwingen?

Und ein Glöcklein, aufgeweckt,
Hebt im Herzen mit der süßen
Silberstimme, hold erschreckt,
Sein Geschwister an zu grüßen.

Digitized by Google

Franja, die Magd.

Novelle von

Manuel Schnitzer.

(Abdruck verboten.)

Franja stand am Kochherd der kleinen, von dem funkelnden Kupfergeschirr an den Wänden förmlich erleuchteten Küche, in der rechten Hand einen Holzlöffel, mit dem sie eifrig in einer Blechpfanne herumrührte, darin es leise knatterte und dampfte. Durch das ganze Haus zog der Duft frisch gebrannter Kaffeebohnen.

Franjas Gesicht war rot vom Wiederschein und der Hitze des Feuers. Auf ihrer schmalen, glatten Stirn zeigten sich winzige Schweißtropfen, die sie hier und da mit einem Nesseltüchlein vorsichtig wegwischte, während sie den Löffel in die linke Hand nahm und die gebräunten Kaffeekörner weiter durcheinander rührte. Sie hielt sich dabei in angemessener Entfernung von der Glut, denn sie trug ihre Sonntagsschürze: eine rote mit weißen Punkten und einem gehäkelten Spitzchen daran. Sie sah überhaupt festmäßig aus trotz des Werktags und der Werktagsarbeit und nicht allein in der Kleidung. Aus ihren runden, braunen Augen glänzte die Feierstimmung heraus, eine stille, erwartungsvolle Freude, die in ihre harten Züge so recht nicht hineinpassen wollte, als seien diese nicht gewohnt, weichere Empfindungen wiederzuspiegeln.

Es war ein ruhiges Gesicht, das Franjas — das Gesicht einer Schweigsamen, ohne die Spuren von Trotz und Verbissenheit, ohne jene unfreundlichen Linien, die von heimlicher Auflehnung erzählen; es lag vielmehr Scheu und Demut darin, wie es sich für eine Dienende besser schicken mochte, für die Magd zumal in dem ernsthaften Hause des Herrn Doktor Frank, Notars und Bürgermeisters der kleinen Stadt im österreichischen Schlesien.

Sie mochte etwa fünfundvierzig Jahre zählen, aber man sah dem hageren Weibe dieses Alter nicht an. Die Arme, bis zu den Ellenbogen entblößt, wo die blinkend weißen Hemdpuffen endeten, waren straff und sehnig, die breiten, mit Sommersprossen bedeckten Hände muskulös und die glatt gescheitelten Haare, von einem geblumten, um den Kopf geknüpften Battisttüchlein geborgen, noch so tiefschwarz, wie sie es an dem Tage gewesen, da Franja in dieses Haus — das reichste und vornehmste des Städtchens — gekommen war, um Herrn Doktor Franks erstgeborenes Söhnchen zu nähren.

Das war vor vierzehn Jahren geschehen, im Frühling. Man hatte Franja, die nach kurzer Ehe Witwe geworden — ihr Mann war Forstheger gewesen und von Wildschützen erschossen worden — aus ihrer Waldhütte geholt und ihren eigenen, damals vier Monate alten Knaben einer Bäuerin zur Pflege übergeben. Und seit jener Zeit war sie hier und diente als Magd, trotzdem sich im Hause manches geändert hatte im Laufe der Jahre.

Franja dachte jetzt nicht daran. Nein, sie dachte daran nicht, was sich hier gleich geblieben war und was hier anders geworden. Sie schien nur dem Knattern und Knistern der dampfenden Kaffeebohnen zu lauschen, die sie nun in ein Sieb schüttete, um sie auskühlen zu lassen.

Mitten in diesem Geschäft hielt sie plötzlich inne. Sie hatte das Rollen eines Wagens gehört. Ihre Hände begannen

Digitized by Google

stark zu zittern, und sie hatte die Empfindung, daß ihr Herz mit einemmale stillstehe, während ihr Gesicht ganz bleich wurde. So stand sie unbeweglich da, bis das Geräusch des Wagens sich entfernte. Das Gefährt war nicht stehen geblieben vor dem Frankschen Hause.

Franja atmete wie erleichtert auf, setzte sich auf den blank gescheuerten Küchenstuhl, faltete die Hände ineinander und blickte ernsthaft vor sich hin, als ob sie nachsänne. Nach einer Weile erschien ein schwaches Lächeln um ihre auseinander gepreßten Lippen, und, als hätte sie sich auf einem unerlaubten Gedanken ertappt, wurde sie rot, und etwas Unsicheres kam in ihre runden Augen. Sie erhob sich rasch, schüttelte den Kopf und fuhr sich mit dem Nesseltuch über das Gesicht, wie wenn sie das Lächeln hätte fortwischen wollen. Dann betrachtete sie eingehend die Kupfergefäße an den Wänden, die Teller und Gläser im Küchenspinde und entfernte hier und da ein Stäubchen.

Ja, Franja war ungeduldig im höchsten Grade. Etwas Ruheloses war heute in ihr. Am liebsten wäre sie jeden Augenblick auf die Straße geeilt, um die hügelige Straße emporzusehen, ob sich dort, in der langgestreckten Pappelallee, die Kalesche nicht endlich zeige, die man am frühen Morgen nach der etwa drei Meilen entfernten Eisenbahnstation geschickt hatte. Aber sie brachte es nicht über sich; sie fand den Mut nicht dazu. Auf dem Balkon im ersten Stockwerk des Hauses saß Frau Doktor Frank und blickte jener Straße zu. Das wußte Franja, und sie mochte jetzt von ihrer Herrin nicht bemerkt werden. Nein, das wollte sie nicht. Es sollte nicht scheinen, als sei sie aufgeregt, als nehme sie mehr Anteil an dem, was da vorging, als für die Magd sich geziemte. Es sollte nicht scheinen, als wäre der Knabe, der hier nach zweijähriger Abwesenheit vom Hause erwartet wurde, ihr irgend ein anderer als eben der Sohn ihrer Herrschaft.

Der Sohn ihrer Herrschaft . . . des Bürgermeisters Frank und seiner Frau, der ersten Familie der Stadt . . . der Sohn: denn er nannte Herrn Doktor Frank seinen Vater und Frau Frank seine Mutter. Die waren nach Gesetz und Recht seine Eltern, und ihren Namen führte er auch — aber *geboren* hatte ihn Franja, die Magd. Deren leibliches Kind war er, wenn sie auch ihrer Mutterrechte sich entäußert hatte zu gunsten ihrer Herrin, in deren Dienst und Lohn sie ihn genährt und aufgezogen . . . ihr Kind.

Frau Franks eignes Söhnchen, als dessen Amme die Magd ins Haus gekommen, war im ersten Monat seines Daseins gestorben. Es war ein unkräftiges, ganz stilles Kind gewesen, gleichsam ohne jeden Drang zum Leben. Nun hatte man Franja, die sich als gut und nützlich erwiesen in der Pflege ihrer zarten Herrin und in der Wirtschaft, gebeten, dazubleiben, und ihr, da sie dies zur Bedingung gemacht, erlaubt, ihren vaterlosen Knaben zu sich zu nehmen. Und es war dann so, als wäre hier der Tod nicht eingekehrt, um eines mit sich fortzuführen, als hätte sich nichts geändert. In der Wiege des Verstorbenen lag Franjas lebendiges Kind, ein praller, kräftiger Junge, dessen blaue Augen Frau Frank ganz unbefangen anlachten, dessen Händchen nach des ernsthaften Bürgermeisters grau gesprenkeltem Kinnbart griffen und daran zerrten, als hätte es ein verbrieftes Recht dazu gehabt. Schnell genug gewöhnte man sich an den kleinen Jasch. Seine zutraulichen Possen verscheuchten allgemach die Schwermut der jungen Frau, die sich bald nicht genug thun konnte darin, das Kind herauszuputzen und, wie mit Franja um die Wette und fast mit größerem Eifer als die Magd, um sein Behagen und seine gute Laune bemüht zu sein. Lag auch vielleicht etwas Krankhaftes in ihrer Sorge und Zärtlichkeit für den fremden Knaben, so kam es diesem doch zu gute, von zwei Müttern betreut zu werden.

Franja war ja eine Bäuerin, einfältig und beschränkt, aber sie hatte doch das Gefühl, daß hier ein Wunderbares vor sich gehe, etwas, das sie zwar nicht verstand, das sie nicht fassen konnte, das sie jedoch mit freudigem Stolze erfüllte. Und sie nahm es nicht anders hin, denn als Wunder; sie ließ es schließlich über sich ergehen, ohne zu erstaunen. Dies alles kam von Gott, es mußte wohl so sein und so sich gestalten, und sie empfand es wie eine hohe Gnade, für die es keinen Ausdruck gibt und keinen Dank. Etwas vom Hunde war in ihr der Herrin gegenüber . . . wer war die, und wer war sie selbst? Die junge Frau

Digitized by Google

erschien ihr nur noch als eine, die es auf sich genommen, das Werkzeug eines himmlischen Willens zu sein. Ihre Menschlichkeiten gewahrte die verzückte Magd nicht mehr, mit scheuer Demut blickte sie zu der empor, die dem kleinen Jasch in fast inbrünstiger, zitternder Liebe zugethan war.

Herrn Doktor Frank schien dies nicht besonders aufzufallen oder gar unlieb zu sein. Er war ein gütiger, aber schweigsamer Mann, weit über die besten Jahre hinaus und ließ die Dinge im Hause so gehen, wie sie seiner jungen Frau eben paßten. Er störte sie nicht. Vielleicht war es ihm auch ganz recht, daß das Leben hier nicht mehr so lautlos und unzärtlich sich abspielte wie in den drei ersten Jahren seiner Ehe, in der es zwar keinen Unfrieden, aber auch keine rechte Freudigkeit gegeben.

So entwickelte sich nach und nach wie von selbst ein merkwürdiges Verhältnis zwischen den vieren im Bürgermeisterhause. Je mehr das Kind der Brust seiner Mutter entwuchs, desto eifriger widmete Frau Frank ihm ihre Teilnahme. Stundenlang war sie allein mit ihm, während Franja unten in der Küche die Wirtschaft versah. Sie spielte, lachte und plauderte mit ihm, ließ sich von ihm zerren und zausen und war glücklich, wenn es vor Vergnügen laut auftreischte, wenn es seine runden Ärmchen um ihren Hals schlang, sie zu sich herabzog und sein Gesicht mit Lust an das ihre preßte. Das war es: sie fühlte hier warmes, lebendiges Leben, und es wurde ihr wohl dabei. Unwirsch war sie nur, wenn Franja dazu kam und Jasch auch seiner Mutter die Arme entgegenstreckte. Da konnte ihr feines, blasses Gesicht einen finsteren, fast bösen Zug annehmen, der schließlich so scharf hervortrat, daß er der stillen Magd auffallen mußte.

Er fiel ihr auch auf, und, ohne sich Rechenschaft geben zu können von der großen Wandlung, die da vor sich gegangen, vermied Franja es jetzt doch, Frau Frank in solchen Stunden zu stören. Sie wartete, bis sie gerufen wurde, und gehorchte auch in Bezug auf ihr Kind den Anordnungen, die ihre junge, unerfahrene Herrin ihr gab. Die Mutterschaft entglitt förmlich ihren Händen, das merkte die Magd wohl, aber sie fühlte sich nicht berufen, dagegen zu eifern. Es kam ihr nicht einmal zu Bewußtsein, daß sie dagegen sich wehren könnte. Nicht die Spur einer Bitterkeit war in ihrem Herzen. Gott hatte ein Wunder gethan, damit fand sie sich ab. Dies alles mußte sein, wie es war, und so nahm sie es hin. War denn ihr Knabe, der Sohn eines polnischen Waldhüters, nicht sichtbar begnadet worden? Wer immer mit ihr darüber sprechen mochte — viel Leute waren es gerade nicht — sagte und bekräftigte das. Es war kein Zweifel möglich.

Eines Nachts fand Franja die ersten hervorsprossenden Zähnchen im Munde ihres Kindes. Am nächsten Morgen meldete sie das Ereignis ihrer Herrin. Die wurde fast böse, daß Franja sie das nicht noch in der Nacht habe wissen lassen, beschenkte sie aber reicher, als sonst junge Mütter bei solch freudiger Gelegenheit die Amme zu beschenken pflegen, mit allerlei Kleidungsstücken und zwei schweren Korallenschnüren, die sie ihrem eignen Schmuckkasten entnahm, während Herr Doktor Frank für sie eine kleine Summe bei der Postsparkasse einzahlte. Franja sträubte sich nicht, die Gaben anzunehmen, nur in ihrem Herzen regte sich ganz leise der Verdacht, als sei doch ein klein wenig Närrisches bei all dem Wunderbaren.

Ein andermal — es war zu Beginn des Sommers — wurde Jasch im Garten gebettet, und wie er so dalag in der Federdecke, von Bienen umsummt und vom Sonnenlicht umflimmert, und den Versuch machte, in drolliger Schmiegsamkeit sein rechtes Füßchen mit seiner Nase in Berührung zu bringen, plapperte er unter Sprudeln und Schnalzen vergnüglich vor sich hin. Plötzlich hörte Franja, die für eine kleine Weile mit ihm allein gelassen war, ganz deutlich: „Mam — mam — ma . . .“ und dann noch einmal, als hätte Jasch besondere Freude an diesen Lauten gefunden, in lustig quietschenden Tönen:

„Mam — — mam — — ma . . .“

Unwillkürlich schrie Franja leicht auf und wurde feuerrot. Dann erblaßte sie jäh und blickte hastig um sich, ob Frau Frank nicht in der Nähe sei. Sie saß, wie von Freude und tiefem Schreck erstarrt, da, ohne sich zu rühren, und wagte kaum, ihr Kind anzusehen. Erst als die junge Frau kam, atmete sie auf und entfernte sich rasch, ohne des Vorfalls mit einer Silbe zu erwähnen.

Digitized by Google

Bald darauf hörte sie in der Küche den jubelnden Aufschrei ihrer Herrin, und als sie eiligst herbeikam, fand sie sie mit Jasch umhertanzend und ihn stürmisch liebkosend.

„Franja," rief sie der immer noch zitternden Magd in freudiger Aufregung entgegen, „er hat mich ‚Mama' gerufen, Mama!"

Franja öffnete den Mund, um etwas zu sagen, that dies aber nicht. Wie im Bewußtsein einer schweren Schuld starrte sie Frau Frank und ihren Knaben angstvoll an, nickte langsam und brachte schließlich mit bebenden Lippen heraus:

„Ja, ja, Frau ..."

Frau Frank preßte den Knaben so fest an sich, daß er sich wehrte, und richtete sich mit einem Ruck in die Höhe.

„Es ist Ihnen wohl nicht recht, Franja?" fragte sie mit heiserer Stimme.

Die Magd zuckte zusammen, strich sich krampfhaft die Schürze zurecht, und in ihre runden, braunen Augen kam ein seltsames Glimmen. Sie sahen in diesem Moment fast grün aus.

„Ja, ja ... Frau," murmelte sie tonlos, „ist mir recht ... o ja ..."

Dabei schüttelte sie das Fieber.

Die junge Frau beruhigte sich nach dieser Äußerung Franjas. Die aber ging den ganzen Tag scheu und beklommen im Hause umher, ängstlich den Blick ihrer Herrin vermeidend. Einer Sünde mußte sie sich zeihen, weil sie verschwiegen, daß Jasch sie, die arme Magd, zuerst als Mutter erkannt und angerufen hatte.

Warum hatte sie das gethan? Ja, warum? Sie wußte es nicht recht. Sie hatte nicht nachgedacht darüber — von selbst war es geschehen, wie nach Gottes Willen. Trotzdem drückte und drückte es sie, bis sie sich entschloß, zur Beichte zu gehen. Aber auf dem Wege zum Pfarrer wurde sie anderen Sinnes und kehrte wieder um. Das bißchen Bauernschlauheit, das in ihr war, meldete sich; bei all ihren Gewissensbissen empfand sie doch ein leises Frohlocken in sich wie über einen gelungenen Streich. Am Ende, wer kam denn dabei zu Schaden? Ihre Sünde war es allein, die dem Knaben zu gute kam, und für diese Sünde wollte sie einmal büßen. Es war ja noch lange bis dahin. So wurde sie wieder ruhig und unbefangen.

In der That schien es, als hätte Jasch mit dem ersten Worte, das er gesprochen, seinem Schicksal eine rasche Wendung gegeben, denn kurze Zeit danach berief der Bürgermeister Franja in sein Amtszimmer, hieß sie Platz nehmen neben seinem Schreibtisch und eröffnete ihr, daß er und seine Frau gewillt seien, den Knaben als eigen anzunehmen, ihm ihren Namen zu geben und völlig die Rechte eines leiblichen Kindes einzuräumen.

Franja hörte ihm zu, ohne ein sonderliches Staunen zu zeigen. Sie hielt die Hände ineinander gefaltet und ließ in ihrer Verlegenheit zuweilen die Finger knacksen oder löste plötzlich wieder die Hände, um in gewohnter Weise an den Schürzenrändern zu glätten, während ihre Augen einen Tintenspritzer auf der Diele aufmerksam zu betrachten schienen. Ohne ein Zeichen der Teilnahme ließ sie die juristischen Auseinandersetzungen des Notars über sich ergehen. Sie verstand sie nicht, und es lag ihr auch nichts daran, sie zu fassen. Sie hatte das Gefühl, als schwebe sie in feierlicher Langsamkeit nach aufwärts, in weite und lichte Höhen empor, und als könnte ein Wort von ihr sie wieder hinabreißen in das Dunkel ihrer Herkunft, sie und den Knaben. Daß er ihr ganz möchte entrissen werden, war ihr Kummer, und als der Notar in seiner gemessenen, durchaus geschäftsmäßigen Art darauf zu sprechen kam, daß er für die treue Magd durch eine Abfindungssumme sorgen wolle, erhob Franja den Blick und sagte in ungewohnter Lebhaftigkeit:

„Nein, nein, Herr ... Ich nichts will haben, nichts. Ich nichts brauchen, nichts für mich, nichts für andere. Ich nicht verkaufen mein Kind."

Der Notar, der bei Franja eine solche Redseligkeit nicht erwartet hatte, sah sie betroffen an.

„Sie dürfen das nicht so ansehen," sagte er gütig. „Sie nehmen den Betrag einfach als Entgelt für Ihre bisherigen Bemühungen und Aufwendungen für unser Kind ..."

„Nein, ich das nicht will haben, Herr," unterbrach sie ihn unter heftigem Aufschluchzen, „ich nicht hab' Kind zu verkaufen, nein."

Dabei blieb sie hartnäckig trotz aller Einwendungen und Belehrungen, trotz freund-

Digitized by Google

Studienkopf. Von Walter Tiemann.
(Dresdner Ausstellung 1899.)

Digitized by Google

Digitized by Google

lichen Zuredens und des Hinweises auf die Zukunft.

„Ich nicht viel hab' gegeben meinem Kind," meinte sie ruhig, „aber Leben ich ihm hab' gegeben. Das jetzt niemand kann anders machen, niemand, nicht ich, nicht Gott, nicht Menschen. Das muß schon bleiben so."

Auf einen Widerstand in diesem Punkte war der Notar nicht gefaßt gewesen. Er ließ ungern genug seinen Vorschlag fallen und kam mit Franja — hierin übrigens im Einverständnis mit seiner Frau — dahin überein, daß sich in der Stellung der Magd durch die Adoption nichts ändern sollte. Nur ein wenig zurückhaltender sollte Franja dem Kinde gegenüber sein, das ja ohnedies sich gewöhnt habe, die junge Frau als seine Mutter anzusehen. Sie möge sich freuen, ihr Kind so wohl versorgt zu wissen, und es auch späterhin nicht daran erinnern, daß es seinen Eltern ein Fremdes, nicht durch das Blut Zugehöriges sei.

Daran knüpfte Herr Doktor Frank noch einige Bemerkungen über die Selbstsucht und den Hochmut mancher Mütter, die scheinbar nur ihrem Kinde, im Grunde genommen jedoch nur ihrem Stolze und ihrer Eitelkeit Opfer brächten. Franja verstand diese philosophischen Sätze nicht; schon die Worte, die der gelehrte Notar gebrauchte, waren ihr unbekannt. Sie wußte nur, daß ein Großes sich ereignet hatte im Leben ihres Knaben, und in tiefster, demütigster Ergriffenheit beugte sie sich nieder, um Herrn Doktor Frank die Hand zu küssen, wogegen dieser milde sich wehrte.

Vor der Thür des Amtszimmers brach Franja in Thränen aus. Sie schluchzte still vor sich hin, aber so krampfhaft, daß sie sich gegen das Treppengeländer lehnen mußte, um nicht umzusinken. Dann ging sie langsam die Stufen empor und betrat das Zimmer, in dem Frau Frank mit dem Kinde sich aufhielt.

Jasch saß in seinem neuen Himmelbettchen und vergnügte sich damit, unter hellem Kreischen die seidenen Vorhänge auseinander zu falten oder sich hinter ihnen zu verstecken und auf das „Guck, guck!" der jungen Frau zu warten. In deren gerötetem Gesicht war etwas Erwartungsvolles und doch auch Herbes und Feindseliges, als Franja eintrat, aber der scharfe Zug milderte sich bald, und als die Blicke der Frauen sich begegneten, begannen beide gleichzeitig zu weinen. Franja aber fiel ihrer Herrin zu Füßen und küßte ihr Kleid und Hände.

Der Knabe saß stillvergnügt und plapperte: „Mam — — mam — — ma . . ."

Da wandte sich mit plötzlichem Entschluß die junge Frau, hob das Kind aus dem Bette und reichte es Franja, die es auf die Stirn, die Augen, die Wangen und den Mund küßte, um es dann ruhig in das Bett zurückzulegen und darauf die Stube zu verlassen.

Die junge Frau und Franja hatten kein Wort miteinander gewechselt. Es war unnötig. Zwischen ihnen war Klarheit.

Und wieder war es, als hätte sich nichts geändert im Hause des Bürgermeisters, nur daß das Kind nicht mehr Jasch gerufen wurde, sondern mit dem verdeutschten Namen: Hans, und daß Franja im weiteren Laufe der Jahre von ihm zu sprechen sich gewöhnte als von dem „jungen Herrn". Ganz unaufgefordert that sie das zur Freude ihrer Herrin, denn es schickte sich so für sie und für ihn, der zu einem hübschen, heiteren und etwas mutwilligen Knaben sich entwickelt hatte.

Vom Bauer schien nichts zurückgeblieben zu sein in ihm, es sei denn eine gute Gesundheit, eine leise Spur von Starrköpfigkeit und vielleicht auch eine gewisse Neigung zum Hochmut. Die aber mochte am Ende kein väterlich Erbteil, sondern eine bereits anerzogene Eigenschaft sein, jedenfalls aber wurde sie von Frau Frank mehr als Vorzug angesehen denn als Fehl. „Die Grundlage eines Charakters" nannte das der gelehrte Notar, und auch er nahm es nicht gerade übel auf, wenn sein schmucker Sohn früh schon und manchmal in drolliger Weise das Bewußtsein zur Schau trug, der ersten Familie der Stadt anzugehören.

Franja schaltete im Hause, ohne dem Knaben irgendwie ihre Liebe aufzudrängen. Sie fühlte sich von ihrer Herrin scharf und mit eifersüchtigen Augen beobachtet und vermied Hans eher, als daß sie ihn aufsuchte. Die junge Frau war gut zu ihm und ihre Zärtlichkeit zuweilen fast leidenschaftlich, aber wenn er ihr trotzte, was übrigens selten vorkam, wenn er die Brauen zusammenzog und gleichsam unbeweglich wurde freundlichen und unfreundlichen Worten gegenüber, konnte Frau Frank ihn hart

Digitized by Google

strafen: dann flüchtete er zu Franja in die Küche, umfaßte sie, als wisse er, daß hier ein besonderer Schutz für ihn sei, schlug mit den Füßen um sich, wenn man ihn wegführen wollte, und gebärdete sich wie ein Wilder. Nach solchen Vorkommnissen gab es immer Auftritte zwischen Frau Frank und der stillen Franja, die mehr denn je allen Zutraulichkeiten des Kindes ängstlich aus dem Wege ging.

Sie war seine Mutter nicht mehr und durfte es nicht sein. Ein zweites Mal betrog sie ihre Herrin nicht. Manchmal wurde sie fast unwirsch bei den Liebkosungen und Vertraulichkeiten des Kleinen, der in ihr doch nur die Magd seiner lieben Mama sah und zudem eine gutmütige Bäuerin, deren ganze Art und Sprechweise ihn sehr belustigten. Er rief sie „Franja" wie die übrigen und hatte sie nach Kinderart gern. Er mochte sie eben gut leiden, weil sie ihm immer zu Willen war und er eine Schwäche für süßes Apfelmus hatte. Daß sie seine Mutter sei, ahnte er nicht, das erfuhr er erst viel später, als Schulknabe, von seinen Spielgefährten, die ihn damit hänselten, daß er der Sohn einer Magd sei, Franjas Sohn.

An jenem Tage erst verlor ihn Franja . . . an jenem Tage, da der wissende Knabe sich von ihr abwandte, da er, im tiefsten erschüttert und von wildem Schmerze erfüllt, sich ihrer zu schämen begann.

Franja hatte nicht mehr nötig, ihm aus dem Wege zu gehen: er selbst war es, der sie mied. Er verstummte, wenn sie erschien, und schlug die Augen nieder, wenn sie ihn ansah. Er verzichtete ganz und gar auf ihre kleinen Hilfeleistungen, aber wenn er sich unbeobachtet glaubte, betrachtete er sie aufmerksam, ihr Gesicht, ihre Kleidung, ihr Thun und Gehaben, und dann lief er an den Spiegel, um zu sehen, ob er diesem Weibe ähnlich sehe, die man ihm als Mutter aufdrängen wollte. Er lebte in der Angst, Franja möchte ihn als ihren Sohn ansprechen, und gegen jedermann hatte er dieses quälende Mißtrauen. Die ganze Stadt schien um das Geheimnis zu wissen, und er wagte es nicht, sich auf der Straße zu zeigen. Nur bei Frau Frank fand er Ruhe, nur hier fühlte er sich frei und sicher, in den stürmischen Liebkosungen seiner Mama, in den leidenschaftlichen Versicherungen ihrer Liebe.

Die Magd ließ das über sich ergehen. Es war besser so. Sie murrte nicht dagegen, Gott hatte es gewollt, es mußte eben sein.

Hans, der damals acht Jahre alt war, wurde bald darauf aus der Schule genommen, in der es ihn nicht mehr litt, und in die nächste große Stadt, nach Teschen, gebracht, wo er auch später das Gymnasium besuchen sollte. Dieser Plan wurde indes geändert, da es dem Knaben peinlich war, dort seine früheren Gespielen zu Mitschülern zu bekommen, und so entschloß man sich, ihn nach dem entfernteren Troppau zu schicken. Hier, wo er sicherer war vor Begegnungen mit seinen Landsleuten, wurde er, entsprechend dem Stande seiner Eltern, in der Familie eines pensionierten höheren Offiziers untergebracht.

Hans war ein ganz tüchtiger Bursche, und Frau Frank durfte stolz auf ihn sein, auf seine Leistungen in der Schule wie auf seine gesamte Entwickelung. Er machte seinen Eltern Ehre. Man konnte ihn einen schönen und wohlgesitteten Knaben nennen. Er hatte einen leisen Stolz an sich, der ihm nicht übel zu Gesicht stand, und machte mit seiner schlanken Gestalt und seiner Ruhe den Eindruck einer gewissen Vornehmheit. Dazu kam, daß er von seinen Kameraden sich möglichst fernhielt und nur wenige seines Umgangs, keinen aber seines Vertrauens würdigte, denn immer fürchtete er, sich durch ein Wort zu verraten.

Man war zufrieden mit ihm, Franja nicht weniger als Frau Frank, aber während diese ihren Sohn oft besuchte und besonders die kleineren Ferien, zu Ostern oder zu Weihnachten, bei ihm verbrachte, begnügte die Magd sich mit der stillen Freude, daß ihr Kind auf dem Wege sei, groß zu werden in der Welt, und damit, ihn während der großen Ferien, im August und September, im Hause zu wissen und für ihn sorgen zu dürfen, für ihren „jungen Herrn", dem sie die Hände küßte, wenn er kam und der ihr seinerseits zwar etwas scheu, aber nicht unfreundlich begegnete. Von irgendwelcher Zutraulichkeit zwischen ihm und ihr war längst keine Rede mehr. Er vergaß keinen Augenblick, daß er der Herrschaft angehörte, und Franja fand das ganz in der Ordnung. Sie hätte sich vielleicht gewundert, wäre es anders gewesen. Hatte sie doch, als sie

Digitized by Google

jung gewesen, daheim in ihrem Dorfe oft gesehen, wie die alten Nachbarsleute ihren Sohn, der das Priesterseminar besuchte, als höheren Menschen ansahen und vor ihm sich beugten und demütigten, als wäre er nicht aus ihrem Blute. Und wie voller Hoffahrt war der junge Mann gegen den Bauer, die Bäuerin und seine Geschwister ... Oft dachte sie daran, wenn ihr ein Zweifel kam, ob das, was sie that und ließ, auch recht gethan sei, und diese Erinnerung tröstete sie tief.

Die letzten großen Ferien hatte Hans mit seinen Eltern im Seebade, das der Arzt der Frau Bürgermeister verordnet, und später auf Reisen zugebracht. Nach Hause war er nicht gekommen, und so waren zwei Jahre vergangen, seit Franja ihn gesehen.

Heute, wenige Tage nach Schluß der Schulen, wurde er erwartet, oben im ersten Stockwerk von der Herrin, unten in der Küche von der Magd des Bürgermeisterhauses.

Ungeduldiger als sonst wartete diesmal Franja, mit einer an ihrem Herzen förmlich nagenden Sehnsucht ... aber nicht wegen der zwei Jahre, die sie ihn entbehrt ... nein, nicht deshalb. Etwas anderes war es ... sie wußte nicht, was. Sie fühlte ein Unheil sich vorbereiten, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können in ihrer Einfalt. Sie hatte sehr wohl bemerkt, daß Frau Frank sehr verstimmt gewesen war in den letzten Tagen, und sie ahnte, daß dies mit ihrem Kinde zusammenhängen mußte. Was für Sorgen hatte ihre Herrin sonst als um den Knaben?

Wie alljährlich nach den Schulprüfungen, zur Zeit der Versetzung, war auch diesmal ein Telegramm eingetroffen, aber es hatte keine Freude hervorgerufen wie sonst, und dann waren auch zwei Briefe gekommen, und Frau Frank selbst hatte gestern noch ein Telegramm nach Troppau abgeschickt. Dies alles war so ungewohnt und beunruhigte Franja im höchsten Grade, aber sie brachte es nicht über sich, Frau Frank zu fragen, nicht einmal, als diese ihr auftrug, in der Stube des jungen Herrn ein zweites Bett aufzustellen für den Hauslehrer, der mit Hans kommen werde.

Was sie fürchten sollte, davon hatte sie keine Vorstellung, sie empfand nur, daß hier etwas nicht in Ordnung sei, und das lähmte ihren Mut und machte sie zittern. An sich dachte sie nicht, nur an Hans und ihre Herrin. Die hatte er gekränkt, der Undankbare, und ihren Zorn wachgerufen! Sie fühlte sich mit verantwortlich dafür, sie, in deren Herzen die Angst sich regte, für ein Phantom ihre Seele mit einer schweren Sünde beladen zu haben, die Angst und eine heiße, brennende Liebe zu dem Knaben.

Zuletzt hielt es Franja in ihrer engen, von Kaffeeduft erfüllten Küche nicht mehr aus; sie mußte auf die Straße hinaus, um zu sehen, ob der Wagen nicht komme. Leise schlich sie über den Flur, als sei sie im Begriffe, ein Unrecht zu begehen. Als sie vor der Hausthür angelangt war, blickte sie, auf der Freitreppe stehend, ängstlich zum Balkon hinauf. Frau Doktor Frank war nicht dort. Die glühende Nachmittagssonne mochte sie ins Zimmer getrieben haben. Die Augen mit der Hand beschattend, spähte die Magd scharf den Hügel empor, ob sich in der Pappelallee die Kalesche nicht zeige. Aber es war nichts zu sehen, nur der vom Sonnenlicht übergossene weiße Fahrweg und darauf die kurzen, dünnen Baumschatten. Die Straße war menschenleer, als läge die Stadt im Schlafe, die Luft so still und regungslos, daß man hätte Mohn säen können. Nur dem Bürgermeisterhause gegenüber, in der hölzernen Semmelbude sang die alte Verkäuferin mit leiser, schriller Stimme ein Kirchenlied. Franja blickte zu dem Weibe hinüber, und als sie dort auf dem Tischbrette eine Mulde mit roten Zwetschen bemerkte, ging sie hinüber und kaufte von den noch nicht gereiften Früchten für einige Kreuzer. Sie nahm die Pflaumen in die Schürze und schien, während sie den Hügel im Auge behielt und daran dachte, daß der junge Herr immer eine besondere Vorliebe für halbreifes Obst gehabt, den Neuigkeiten der Verkäuferin aufmerksam zu lauschen. In Wirklichkeit waren ihre Gedanken nicht bei der Sache. Plötzlich zuckte sie zusammen. Sie hatte die Kalesche oben auf dem Hügel gesehen. Eine Sekunde lang starrte sie hin, dann lief sie eiligst ins Haus zurück, durch die Küche in ihr Zimmerchen, das daneben lag, steckte die Pflaumen in das Stroh ihres Bettes und begann zu weinen. Dabei klopfte ihr Herz so stark, daß sie es hören konnte.

Digitized by Google

Zehn Minuten später stand sie wieder mit gleichmütigem Gesicht vor der Hausthür. Die Kalesche war angekommen, und Franja half dem Kutscher das Gepäck abladen. Einen Blick nur warf sie auf Hans. Er war sehr gewachsen und fast überschlank geworden. Sein hübsches Gesicht war blaß und länglich, seine Augen erschienen größer als sie gewesen, und es lag wie Traurigkeit in ihnen. Als sie ihn ansah, schoß ihm eine feine Röte über die Wangen. Er reichte ihr seine Hand, die sie wortlos zu küssen versuchte. Er litt es nicht.

„Euere Magd?" fragte sein Begleiter, ein junger Mann, der wie ein Student aussah, mit schnarrender Stimme.

„Ja," sagte Hans Frank, während er seine Brauen zusammenzog. Da er aber fühlen mochte, daß eine solche Antwort dem Lehrer gegenüber sich nicht schicke, fügte er ruhig hinzu: „Unsere Magd, die Franja."

„Nette Tracht," meinte der Student, Franja musternd, „tragen sich hier alle Dienstmädchen so hübsch wie die Alte?"

„Nein," antwortete Hans finster, „nicht alle."

„Aber das Händeküssen scheint hier allgemeine Sitte zu sein, was?" fuhr der Fremde munter fort.

„Ja."

„Nicht sehr angenehm," brummte der Student.

Sie gingen dann nach oben. Franja sah noch, wie ihre Herrin dem Knaben auf der Treppe entgegenkam und ihn flüchtig umarmte. Ihre Mienen waren kalt und streng, während sie sich von dem aufschluchzenden Hans küssen ließ.

Während die Angekommenen im Zimmer des jungen Herrn sich vom Reisestaub reinigten, deckte Franja im Speisezimmer den Tisch. Frau Frank half ihr dabei, sagte aber nichts, kein Wort, das auf den Knaben Bezug hatte. Es kam ihr kaum in den Sinn, daß eine da war, die um ihr Kind sich bangte. Und die Magd stellte keine Frage, sie wartete nur, zagend und voller Demut. Als sie dann nach einer Weile den rasch bereiteten Kaffee aus der Küche brachte, fand sie den Notar und den Hauslehrer in Frau Franks Gesellschaft. Sie sprachen miteinander.

„Es kommt vor," sagte der Student, der jetzt, nachdem er die Kleider gewechselt, etwas würdiger aussah, „daß gerade in der Periode des Wachstums ein Nachlassen des Fleißes, der Fassungskraft, der geistigen Energie, möchte ich sagen, eintritt."

„Ganz meine Ansicht," meinte der Notar. „Ich habe diesen Punkt meiner Frau gegenüber schon betont. Bei dem fast krankhaften Ehrgeiz unseres Sohnes —"

„Ich fürchte aber doch," unterbrach ihn Frau Frank ungeduldig, „daß sich irgendwelche schädliche Einflüsse bei Hans geltend gemacht haben."

„Das glaube ich doch nicht," antwortete der Fremde lebhaft. „Ich habe gestern noch, nachdem ich Ihr Telegramm erhalten, die Lehrer Ihres Sohnes besucht. Sie waren völlig der Meinung des Herrn Bürgermeisters. Sein Zeugnis ist doch sonst sehr gut, wie Sie gesehen haben. In der Mathematik hat er sogar die allererste Note."

„Ja, ja," fiel ihm Frau Frank ins Wort, „in der Mathematik ... Aber im Griechischen ist er gefallen. Er durfte mir das nicht anthun. Bei all der Liebe, mit der ich ihn umgeben habe — — —" Sie hielt plötzlich inne.

„Glücklicherweise," sagte der Lehrer ganz unbefangen, „ist der Schaden leicht zu reparieren. Es ist Ihrem Sohne eine Wiederholungsprüfung nach den Ferien bewilligt. Hätte er während des letzten Quartals Nachhilfe gehabt, dann wäre das kleine Malheur nicht geschehen."

„Er hätte sich mir anvertrauen sollen," schaltete Frau Frank ein.

„Aber er war zu stolz, um Nachhilfe zu nehmen," fuhr der Lehrer fort. „Er wollte auch diesen Gegenstand allein bewältigen. Er schämte sich, Stunden zu nehmen, wie mir Frau Hauptmann Mertens sagte. Es ist überhaupt etwas in dem Knaben, das mir imponiert," schloß er verbindlich. „Ich hätte gar nicht herzukommen brauchen, um zu wissen, wer seine Eltern sind."

„Ehe die Sache gut gemacht ist, verzeihe ich ihm nicht," sagte Frau Frank kalt, „trotz meiner Liebe."

In diesem Augenblicke trat Hans ein.

Franja, die unterdes den Kaffee in die Gläser gegossen, und zwar so kunstvoll, daß die Sahne sich mit dem schwarzen Trank nicht vermischte, sondern wie eine feste Masse darauf lag, hatte nicht viel von dem Ge-

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Aus D. Chodowieckis Skizzenbuch.

spräch verstanden. Um was es sich da handelte, wußte sie nicht, sie fühlte nur, daß ihrem Kinde ein Weh drohe, und gerade von der, die ihn jetzt hätte trösten müssen. Er litt ja von selbst, das stand in seinen flehenden Augen zu lesen, er empfand Schmerzen, und die einzige, an die er in seiner Not sich wenden durfte, gerade sie verschloß ihm die Arme.

Etwas wie Bitterkeit quoll langsam in Franjas Herzen auf, aber sie sagte nichts, sie bemühte sich, nicht zu denken, was sie an der Stelle ihrer Herrin gethan hätte. Wie konnte sie sich auch vergleichen mit der? Was wußte sie, was nötig sei und gut? Sie, eine bäuerliche Magd?

Langsam und trübselig ging der Tag dahin. Franja buk, sott und briet in ihrer Küche. Die Arbeit mußte gethan werden. Manchmal blickte sie durch das Fenster nach dem Hofe, aber Hans ließ sich nicht sehen. Sonst war es sein erstes gewesen, in den Garten zu stürmen, um nach dem Stand des Obstes zu sehen, und dann zu den Hühnern, die neben einer Anzahl großer Kaninchen in einer Abteilung des Hofes ihr Wesen trieben. Heute kam er nicht, er blieb oben bei dem fremden Manne. Während des Abendessens saß er stumm und mit zusammengezogenen Brauen da und rührte keinen Bissen an, trotzdem ihm Speisen vorgesetzt wurden, die er immer gern gegessen hatte. Er hielt die Augen gesenkt und biß sich, vor innerer Erregung, die Lippen wund, während die übrigen so thaten, als sei er nicht anwesend.

Digitized by Google

Es ging bei Tische steif und gemessen zu, und die Unterhaltung, die dann folgte, war auch nicht heiterer Art. Franja war froh, als ihr aufgetragen wurde, das Zimmer des jungen Herrn für die Nacht zurecht zu machen und sich zurückzuziehen. Man wollte zur Ruhe gehen.

Eine schöne, sternklare Nacht war angebrochen, als die Magd nach beendeter Arbeit — es hatte in der Küche noch viel zu thun gegeben — ihr Zimmerchen aufsuchte. Vorher löschte sie die Lampe im Flur und verriegelte, wie immer, die Hausthüren.

Sie war allein.

Als sie sich auszukleiden begann, fiel ihr Blick auf das kleine Heiligenbildchen, das über ihrem Bette hing. Eine Weile lang sah sie es an mit ihren runden, braunen Augen, mehr neugierig als zur Andacht gestimmt. Dann setzte sie sich auf den Rand ihres Bettes, schmiegte den Kopf in die breiten Hände und versuchte, sich klar zu werden über die Ereignisse des Tages.

Die Ruhe war um sie her, in ihr nicht. In ihr waren Zweifel und Unrast. Sie sah beim Schein der Lampe, die auf dem Stuhl vor ihr stand, durch die offene Thür das Gleißen der Kupfergefäße an den Küchenwänden. Sie warfen das Licht zurück, ein rötlicher Schimmer ergoß sich von ihnen zu ihr. Hatte sie diese Kessel und Pfannen nicht deshalb so blank gescheuert, damit er sähe, wie sie hier tüchtig ihre Arbeit zu thun wußte? Durfte er sie nicht als Mutter ehren, warum nicht als seine demütige Magd?

Er war ihr Sohn nicht, er fühlte sich nicht als ihres Blutes, und das war gut so, denn Gott wollte es. Aber heute hatte er keine Mutter mehr, nicht eine von den zweien . . . nicht sie und nicht jene . . . Die stieß ihn heute von sich . . . vielleicht, um ihm morgen wieder mit um so leidenschaftlicherer Zärtlichkeit zu begegnen . . . Aber das Heute that ihm weh, und die Nacht, die Nacht ist lang für den, der leidet.

Sie blickte wieder zu dem Heiligenbildchen empor, und es fiel ihr ein, ein Wachslichtlein davor anzuzünden, aber ehe sie diesen Gedanken zu Ende gedacht, wandte sie sich jäh der offenen Thür zu, woher sie ein Geräusch vernommen.

Einer stand dort, Hans, und sah sie mit seltsam glimmenden Augen an, Hans!

Sie schrie leise auf, erhob sich schwankend und begann heftig zu zittern.

„Franja!“ rief er dumpf.

Ein tiefer Schreck kam über sie, wie sie den nur notdürftig bekleideten Knaben anstarrte, aber sie faßte sich rasch, griff nach seinem Arm, zog ihn hastig in den engen Raum, schloß die Thür und schraubte die Flamme des Lämpchens niedriger.

„Still,“ sagte sie fast drohend, „still, du!“

Als hätte sie jetzt eine Schwäche erfaßt, setzte sie sich wieder auf das Bett. Der Knabe aber stürzte auf sie zu, umfaßte sie und sank, sein Gesicht in ihre Kleider verbergend, vor ihr nieder.

Das Schluchzen durchschütterte ihn. Er weinte und schrie und drückte sich immer wilder an die Magd.

Die saß da, ohne sich zu rühren, als fürchtete sie, die leiseste Bewegung könne dem Knaben weh thun. Sie hatte nur die Hände auf seinen Kopf gelegt und streichelte ihm leise die Haare, ohne ein Wort zu sprechen. Als er ruhiger wurde, sagte sie leise:

„Still!“ und da sein Weinen wieder leidenschaftlicher wurde: „Still, du!“

Eine Zeitlang lag der Knabe da, ohne einen Laut von sich zu geben, dann hob er sein thränenüberströmtes Gesicht und schluchzte auf:

„Sie haben mich so gequält, Franja, so gequält.“

Sie nahm sein Gesicht zwischen ihre Hände, sah ihn liebevoll an und schwieg. Sie wußte nichts zu sagen.

„Ich habe doch kein Verbrechen begangen,“ fuhr er auf, „daß Sie mich martern dürfen.“

„Nein,“ meinte Franja erstaunt. Was das Kind da schwatzte! So schlimm war es doch nicht.

Er legte wieder seinen Kopf auf ihren Schoß und begann leise zu weinen.

„Du . . . du wirst mich nicht quälen, Franja . . . du nicht!“ murmelte er.

Er umschlang sie wieder.

„Nein,“ sagte sie.

„Glaubst du auch, daß ich schlecht und gemein bin?“ brauste er auf.

„Nein,“ sagte sie.

„Und du verachtest mich nicht, Franja, wie die anderen?“

„Nein,“ sagte Franja.

Digitized by Google

Hans Frank war ruhiger geworden, wenn auch die Aufregung in ihm noch nachzitterte. Es entſtand eine Pauſe in dem Geſpräch. Wie ſie ſich ſo anſahen, der junge Herr und die Magd, wurden beide verlegen.

„Dir kann ich doch wenigſtens erklären, wie das gekommen iſt mit der Nachprüfung,“ ſagte der Knabe endlich nicht ohne Wichtigthuerei.

„Na, ſag',“ meinte Franja, indem ſie ihn neben ſich auf das Bett ſetzte.

Und Hans Frank begann zu erzählen. Seine Mutter ſah ihm dabei ins Geſicht und folgte ſeinem lebhaften Mienenſpiel, als hätte ſie wirklich Verſtändnis für das, was er ſagte. Sie hörte ihn ſprechen, mehr verlangte ſie ſich nicht. Als er dazukam, ihr auseinanderzuſetzen, wie ſchwer das „Griechiſche“ eigentlich ſei und ihr einige griechiſche Worte vorſprach, bekreuzte ſie ſich, worüber er lachen mußte.

„Ja, ja,“ ſagte ſie, „böſes Griechiſch ... wozu das nur ſein? Aber du nicht darfſt Mama kränken, Hans. Mit Willen nicht.“

Bei der Erwähnung Mamas wurde Hans wieder ſchweigſam und geneigt, in neuerliches Weinen auszubrechen. Aber er bezwang ſich.

Wie um die neue Geſprächspauſe auszufüllen, holte Franja die Pflaumen aus dem Bettſtroh hervor und reichte ſie dem Knaben, der gierig danach griff.

„Du nichts haſt gegeſſen,“ ſagte ſie vorwurfsvoll.

Und er nahm die Pflaumen, und er nahm das Brot, das ſie ihm reichte, und aß es. Er hatte Hunger, und den Tag über nichts zu ſich genommen. Und während er aß, erkundigte er ſich nach dem Garten, nach Hühnern und Kaninchen, bis ihm vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Halb im Schlafe ſchon fragte er:

„Franja ... Mama iſt doch ſonſt immer ſo gut, nicht?“

„Ja,“ antwortete Franja, „aber geh zu dein' Bett jetzt, Hans.“

Hans ſchien das nicht zu hören.

„Franja,“ murmelte er ſchlaftrunken, „du biſt doch die beſte ... die beſte ... Iſt es wahr, daß du ... daß du ...“

Ehe er den Ausdruck dafür fand, was ihn bewegte, war er zurückgeſunken und feſt eingeſchlummert.

Franja erhob ſich, nahm die Lampe in die Hand und leuchtete ihrem Knaben in das jetzt wunderſam ruhige, ſchmale Geſicht.

Dieſes Geſicht ...

So hatte in ſeinen jungen Jahren ihr Mann, der Forſtheger, ausgeſehen.

Sie bekreuzte ſich in einer Regung der Furcht und löſchte die Lampe. Dann wartete ſie eine Weile im Dunkeln und lauſchte den Schlägen ihres Herzens.

Hierauf nahm ſie den ſchlafenden Knaben auf, legte ſeine Arme um ihren Hals, drückte ihn an ſich und trug ihn aus ihrem Zimmerchen. Schwer atmend taſtete ſie ſich mit ihm die Treppe empor und brachte ihn in ſeine Stube.

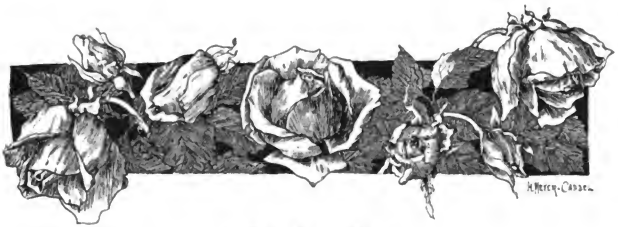
Leiſe legte ſie ihn in das Bett, zog ihm die Kleider aus und deckte ihn zu.

Der Hauslehrer ſchlief feſt. Er hörte ſie nicht.

Dann eilte ſie in ihr Zimmerchen zurück, ſetzte ſich wieder auf den Platz, auf dem ſie geſeſſen hatte, ſchmiegte den Kopf in die Hände und begann bitterlich zu weinen.

Und doch war eine Glückliche im Hauſe: Franja, die Magd.

Digitized by Google



Zuspruch.

Von

Fritz Döring.

Ja, du haſt recht: Der Schatten gibt es viele,
Doch blick' nur tapfer in den Sonnenſchein,
Verſinkt ein Ziel, ſo ſchaff' dir neue Ziele,
Du darfſt nicht mutlos ſein!

Sieh dich nur um in deiner Heimat Grenzen,
Es iſt ſo manches, was dich liebt und hält,
Schmück' dir das Haupt mit friſchen grünen Kränzen
Und freu' dich dieſer Welt!

Iſt es nicht ſchön, wenn in den Siegerſchritten
Des jungen Tags die ganze Erde klingt,
Wenn's Mittag wird im Lande — und zum dritten,
Wenn rot der Abend ſinkt?

Freuſt du dich nicht, wenn froh die Kinder ſpielen
Und wenn die Zeit der erſten Roſen naht,
Denn rote Roſen fallen doch und fielen
Einmal auf jeden Pfad ...?

Und iſt es nichts, wenn Lieb' und Lieb ſich finden,
Wenn Mädchenherzen keuſch wie Blumen blühn,
Und ihre Sehnſucht an die Sterne binden,
Die hell durch Nächte glühn?

Lern' es verſtehn, was droben blitzt und funkelt,
Die ew'ge Sprache, die dein Schöpfer ſpricht:
Die Welt iſt hell, dein Blick nur iſt verdunkelt,
— Gewöhn' ihn an das Licht!

Digitized by Google

Sterne an Wiener Bühnen.

Von

M. Jean de Kas.

Mit elf Abbildungen nach photographischen Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Es gibt gewiß keine andere deutsche Stadt, in welcher das Theater eine so große Rolle spielt wie in Wien. Das ist seit Jahrzehnten so und wird wahrscheinlich noch durch Jahrzehnte lang so bleiben. Der fröhliche, leicht bewegliche Sinn des Wiener Volkes, das in seiner naiven Sinnlichkeit ernsteren Fragen und Aufgaben der Zeit ein wenig spröde gegenüber steht und deshalb schon oft gescholten worden ist, erfreut sich leidenschaftlich gern an den bunten Bildern der Bühne und läßt das ernste oder heitere Spiel auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, williger und tiefer auf Gemüt und Phantasie wirken, als das anderswo der Fall sein mag. Daher kommt es auch, daß nicht nur das Schauspiel selbst, sondern auch die Persönlichkeit des Schauspielers in Wien mit viel größerem Interesse in ihrem künstlerischen und sogar ihrem privaten Leben begleitet wird, als in anderen Orten, wo deutsche Schauspielkunst blüht. Nirgends sonst spielt der Künstler, sobald er beliebt und populär geworden ist, eine so angesehene Rolle im gesellschaftlichen Leben wie in Wien, nirgends sonst wird ein Künstler oder gar eine Künstlerin, sobald sie einmal zu den Lieblingen des Publikums zählen, so vergöttert, verhätschelt und — verwöhnt wie in Wien. Da kümmert und sorgt man sich nicht nur um die künstlerische Leistung des oder der einzelnen, sondern man lebt gewissermaßen mit ihm oder ihr alle die Freuden und Leiden seines privaten Lebens mit. Die Schratt oder die Hohenfels oder die Palmay interessieren das Publikum keineswegs allein durch das, was sie auf der Bühne darstellen, sondern die ganze Erscheinung der einzelnen, die menschliche sowohl als die künstlerische, wird in ihrer Gesamtheit von der Neigung, der Sorgfalt und — der gespannten Neugierde des Publikums liebevoll betrachtet und gefolgt. Und wer es einmal zum Liebling ge-

Stella Hohenfels als „Ophelia."
Nach einer Photographie von Dr. Székely in Wien.

Digitized by Google

Karoline Medelsky in der „Jungfrau von Orleans."
Nach einer Photographie von Dr. Székely in Wien.

bracht hat, der steht sicher und fest in der Gunst der Leute und darf sich ab und zu schon einiges erlauben, was anderen nicht verziehen würde. Das mag vielleicht zu weit gegangen sein, aber es läßt sich nicht ändern, und schließlich und endlich hat die wirkliche, ernste Kunst aus der ein wenig überschwenglichen Neigung der Wiener für alles, was mit Schauspielerei zusammenhängt, auch schon ihre Vorteile gezogen. „Es is halt schon so in Wien."

Einige der beliebtesten Sterne der Wiener Bühnen sollen im nachfolgenden den Lesern vorgeführt werden. In erster Linie natürlich Sterne, die am Himmel des Burgtheaters glänzen. Denn was von der Neigung des Wieners für das Theater im allgemeinen gesagt wurde, das gilt von seiner Liebe zum Burgtheater im besonderen. Im Wiener Burgtheater, dieser altberühmten Stätte deutscher Schauspielkunst, konzentriert sich ein gutes Stück des Wienerischen Lokalpatriotismus. Man kann dem Wiener sonst nicht gerade nachsagen, daß er zu eitel auf sein Wien ist und zu sehr von ihm schwärmt. Im Gegenteil, er krittelt gern, er „raunzt" gern über dies und das. Aber wehe dem, der seinem Burgtheater als solchem zu nahe tritt! Da wird der Wiener grob!

Zu den größten Lieblingen des Publikums an „der Burg" gehört seit einer Reihe von Jahren Stella Hohenfels. In Florenz hat sie das Licht der Welt erblickt, in einem Nonnenkloster zu Rom hat sie ihre Kindheit verlebt, und in Paris ist sie erzogen worden. Durch die Vorstellungen der „Comédie Française" bekam sie die ersten Anregungen, dramatische Künstlerin zu werden. In Leipzig genoß sie ihren ersten dramatischen Unterricht. Am 7. Januar 1873 trat sie in dem seither abgebrannten Berliner Nationaltheater als Luise in „Kabale und Liebe" zum erstenmal auf. Dr. August Förster, der damals im Auftrage des Burgtheaters in Deutschland junge Talente suchte, brachte sie an die Burg, wo sie am 1. September 1873 als Desdemona debütierte und gefiel. Seit damals gehört sie dem Verbande des Burgtheaters an. Durch Jahre lang war sie die vergötterte Naive des Burgtheaters, und sie wußte den Typus des vornehmen jungen Mädchens mit seltener Naturwahrheit und feinster Individualisierung darzustellen. Indessen ist sie längst zu größeren Aufgaben emporgewachsen.

Kathi Schratt in „Die kleine Mama."
Nach einer Photographie des K. K. Hofateliers Adèle in Wien.

Digitized by Google

Ihr Stern leuchtete zum erstenmal in hellem Glanze auf, als sie in Shakespeare's „Heinrich V.“ die französische Prinzessin Katharina spielte, eine Rolle, in welcher ihr das herrliche Französisch, das sie spricht — das beste Französisch am Burgtheater — sehr zu gute kam. Ein noch größerer Erfolg war für sie der Reiterjunge Georg in Goethes „Götz“. Direktor Adolf Wilbrandt führte sie weiter zu höheren Zielen, und einen weiteren Schritt in ihre noch nicht abgeschlossene künstlerische Entwickelung bedeuten ihre Darstellungen der Prinzessin Leonore in „Tasso“, des Hauptmannschen „Hannele“ und endlich ihre seelisch so vertieften Leistungen als „Cordelia“ und „Ophelia“. In Bezug auf diese beiden letzteren kann wohl kaum ein Vergleich passender sein als jener, in welchem ihr Gatte, Professor Dr. Alfred Baron Berger, mit dem sie seit dem Jahre 1889 vermählt ist, sie „Die Taube im Gewittersturm“ genannt hat. Ihr Gatte übernimmt jetzt die Leitung eines großen Theaters in Hamburg, und des Wiener Publikums hat sich die bange Befürchtung bemächtigt, daß auch Stella Hohenfels ihrem Gatten folgen und Wien den Rücken kehren könnte. Eine Entscheidung darüber ist noch nicht getroffen.

Auguste Wilbrandt-Baudius.
Nach einer Photographie von Dr. Székely in Wien.

Zu den ausgesprochenen Lieblingen des Publikums gehört auch Kathi Schratt. Sie ist ein Badener Kind, sie stammt mitten aus dem Herzen Niederösterreichs und ist die ideale Repräsentantin des liebenswürdigen Wienertums. Das tiefe Wiener Gemüt, der muntere urwüchsige Humor, der jäh aufbrausende Zorn, die „Reschheit“ des Wienertums, das alles ist bei ihr vertreten und findet durch sie den reizendsten, lebenswahrsten Ausdruck. Als Naive hat sie angefangen, und die Naive ist sie auch in ihren späteren größeren Rollen geblieben. Heinrich Laube hatte sie entdeckt und auf einem kurzen Umwege über Berlin an das Wiener Stadttheater gebracht. Unter Adolf Wilbrandts Direktion kam sie an das Burgtheater, wo sie namentlich als Darstellerin in Anzengruberschen Bauernkomödien oder im feinen französischen Salonlustspiel durch ihre unverwelkliche Anmut und ihren herzerfrischenden Humor unerreicht dasteht. Wo sich ihre Frohnatur ganz gehen lassen kann, ist ihre Liebenswürdigkeit bezaubernd. Aber Kathi Schratt gehört nicht nur auf der Bühne zu den ausgesprochenen Lieblingen der Wiener. Sowohl in den feinsten, höchsten, aristokratischen Kreisen, in denen sie so viel verkehrt, als auch beim großen Publikum, dem sie in ihrem frischen Wienertum kongenial ist, besitzt sie eine Beliebtheit, die von keiner anderen Künstlerin übertroffen wird. Die Geschichten, die man von ihrer Herzensgüte und ihrer stets hilfsbereiten Wohlthätigkeit berichtet, zählen nach Hunderten und haben den großen Vorzug, wahr zu sein.

Der aufgehende Stern des Burgtheaters ist Karoline Medelsky. Sie ist jetzt neunzehn Jahre alt und frischweg aus der Schauspielschule des Konservatoriums auf die heißen Bretter des Burgtheaters gesprungen. Eine schlanke, anmutige Gestalt, ein lieblicher Mädchenkopf mit tiefen ausdrucksvollen dunklen Augen unter einer feinen, leicht gewölbten Stirn. Es ist unglaublich, wie viel tiefes, reiches Gefühl, wie viel Leidenschaft und begeisterter Schwung in diesem jungen Mädchen steckt. Was sie auch spielen mag, immer spricht eine ganze Seele aus allen ihren künstlerischen Darbietungen. Als ein Lust-

Digitized by Google

Amalie Schönchen.
Nach einer Photographie von Joh. E. Hahn in Wien.

ſpielbackfiſch iſt ſie zum erſtenmal in „Krieg im Frieden“ von Schönthan im Burgtheater aufgetreten. Sie gefiel — um kurz darauf, als Hedwig in Ibſens „Wildente“ das Publikum zu überraſchen und zu entzücken. Welch' ein Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Rollen! Aber ſie kann alles, und ſpielend gelingt ihr, wonach andere unter heißem Mühen vergeblich ringen. Was hat ſie nicht alles in den beiden Jahren, während welcher das Burgtheater ſie beſitzt, geſpielt! Das „Rautendelein“ in der „Verſunkenen Glocke“, die „Jungfrau von Orleans“, das „Gretchen“ im „Fauſt“, die „Chriſtine“ in Schnitzlers „Liebelei“ die junge Frau in Björnſons „Neuvermählten“ ꝛc., immer war es eine Leiſtung aus dem Vollen, und man hatte ſtets die Empfindung, daß von dieſem jungen Mädchen noch weit größere Offenbarungen zu erwarten ſind.

Auguſte Wilbrandt-Baudius hat etwa vor zwanzig Jahren zu den Lieblingen des Burgtheaterpublikums gehört. Noch heute ſchwärmen die älteren von den ſchönen blauen Augen der Baudius, von ihrer feinen Anmut und ihrem geiſtreichen Humor. So wie das Publikum hatte ſie damals den Dichter Adolf Wilbrandt bezaubert, deſſen Gattin ſie ſpäter geworden iſt. Als Wilbrandt Burgtheaterdirektor wurde, verließ ſie das Burgtheater, und mit Schmerzen ließen ſie die Wiener ziehen. Die damals

Digitized by Google

im Jahre 1877 aus dem Burgtheater Geschiedene ist nach zwanzig Jahren wiedergekehrt, und die Jüngeren können sich nun überzeugen, wie berechtigt die Schwärmerei ihrer Vorgänger gewesen. Frau Wilbrandt-Baudius spielt heute die Mütter und Großmütter am Burgtheater und weiß ihnen einen Rest von innerer Jugend zu verleihen, der nebst ihrem köstlichen Humor immer wohlthuend und erfreulich wirkt. — Was die Wilbrandt im Salon ist, das ist Amalie Schönchen im Volksstück. Sie ist vom Münchener Gärtnerplatztheater nach einem kurzen Engagement am Raimundtheater an die Burg gekommen und bald beliebt geworden. — Gleich ihr hat Fräulein Lotte Witt, die vor zwei Jahren aus Hamburg an das Burgtheater berufen wurde, sich rasch die Gunst des Publikums erworben. Ihren größten Erfolg hatte sie in Wien bisher als „Hanne Schäl“ in Gerhard Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“.

Am Deutschen Volkstheater wirkt, beim Publikum gleich beliebt, das Kleeblatt Helene Odilon, Rosa Retty und Pepi Glöckner. — Helene Odilon ist aus Berlin an das Wiener Volkstheater gekommen und gilt jetzt, seit Adele Sandrock von dieser Bühne geschieden ist, als der erste Stern dieser Bühne. Schön, voll Temperament und Laune, Meisterin in allen Toilettenkünsten, glänzt sie im Lustspiel und in der Sittenkomödie. Ihren ersten großen Erfolg in Wien hat sie sich als „Handelerche“ geholt, die größte Anziehungskraft hat sie aber auf das Publikum als „Madame Sans-Gêne“ erzielt. Alle ihre Vorzüge kommen in dieser Rolle, die sie über hundertmal in einer Saison gespielt

Lotte Witt in „Die versunkene Glocke.“
Nach einer Photographie des K. K. Hofphotographen J. Löwy in Wien.

Digitized by Google

Helene Odilon.
Nach einer Photographie des K. K. Hofateliers Adèle in Wien.

hat, zur Geltung. Es ist nicht gar lange her, daß sich ganz Wien mit der Odilon und dem Roman ihrer Ehe befaßte. Sie hatte sich vor einigen Jahren mit dem populärsten Komiker Wiens, mit Alexander Gerardi, vermählt. Aber die Ehe war nicht glücklich, und unter Umständen, die man fast dramatisch nennen könnte, gingen Mann und Frau wieder auseinander. Gerardi, der seither wieder geheiratet hat, wirkt jetzt neben seiner früheren Gattin am Volkstheater, aber sie gehen einander begreiflicherweise aus dem Wege, und man vermeidet es nach Thunlichkeit, beide in einem Stücke miteinander auftreten zu lassen. Auch über eine neue Vermählung der Odilon schwirrten jüngst wieder Gerüchte durch die Stadt, aber sie wurden bisher noch nicht bestätigt. — Rosa Retty ist die Naive, der herzige, muntere Schalk des Volkstheaters. Auch sie ist aus Deutschland und zwar aus Hamburg zu uns gekommen. Vor kurzem hieß es, daß sie Wien verlassen und nach Berlin gehen wolle. Aber es gelang, sie in Wien festzuhalten. Doch waren es nicht allein künstlerische Bande, sondern die Bande der Liebe, denn die reizende Schauspielerin ist mit einem österreichischen Oberleutnant verlobt. — Pepi Glöckner ist zwar in Berlin geboren, aber trotzdem ein echtes Wiener Kind. Denn ihre Mutter, einst auch eine bekannte Schauspielerin, ist Wienerin, und ihr Vater war der bekannte und beliebte Wiener Komiker der siebziger Jahre, Josef Matras. Von ihm hat sie den frohen Humor, die drastische Komik ererbt, durch die sie im Wiener Volksstück glänzt.

Rosa Retty.
Nach einer Photographie des K. K. Hofphotographen R. Krziwanek in Wien.

Digitized by Google

Unsere beliebteste Operettendiva ist Ilka Palmay. Pikant, voll Chic und Grazie, mit einem Teufelchen von Temperament im Leibe, ist sie die einzige Operettensängerin der letzten Jahre, die sich mit den früheren bewunderten Größen, der Geistinger und der Toni Link, messen kann. Sie ist von der ungarischen Bühne herübergekommen, und es macht sich reizend, wenn sie ihre Chansons und Couplets mit einem leichten Anklang von ungarischem Dialekt vorträgt. Sie ist eine pikante „schöne Helena", tanzt prächtig und hat erst heuer wieder in der reizenden Heubergerschen Operette „Ihre Excellenz" Stürme von Beifall entfesselt. Sie weilt leider immer nur einen kleinen Teil der Saison in Wien und gastiert sonst zumeist in London, wo sie sich die reichsten künstlerischen und klingenden Erfolge holt. Die Palmay ist nebenbei auch Gräfin, sie ist mit dem Grafen Kinsky vermählt. Es kommt vor, daß die liebens-

Hansi Niese.
Nach einer Photographie von Joh. E. Hahn in Wien.

würdige Künstlerin manchmal die Gräfin herauskehrt. So z. B. damals, als sie der Direktrice des Theaters an der Wien, Fräulein von Schönerer, die ihr eine scharfe, kritische Bemerkung gemacht hatte, erwiderte: „Frau Direktorin, Sie vergessen, daß Sie mit einer Gräfin sprechen!"

Pepi Glöckner.
Nach einer Photographie von Dr. Székely in Wien.

Hansi Niese, die vom Raimundtheater an das Carltheater übersiedelte, aber bedenklich nach der Spree hinüberschauen soll, ist entschieden der größte weibliche Komiker Wiens. Sie ist Wienerin durch und durch, stammt aus der Vorstadt und hat den kräftigen, gesunden Humor, die „Schneid" und die gemütvolle Gutmütigkeit des richtigen „Wiener Mädels". Rund, frisch, ein rosiges Gesichtchen mit hellen blauen Augen, immer natürlich in Scherz und Ernst, ist sie eine ausgezeichnete Kraft für das Volksstück und die Posse. Aber sie kann mehr. Es steckt eine sehr bedeutende parodistische und satirische

Digitized by Google

Ilka Palmay.
Nach einer Photographie von Dr. Székely in Wien.

Kraft in ihr, wie sie wohl seit der Gallmeyer in Wien nicht mehr dagewesen ist. Es ist zweifellos, daß sie noch einer großen Zukunft entgegengeht. Auch Hansi Niese hat kürzlich die Rosenketten der Ehe an sich genommen und sich mit dem Berliner Schauspieler und Theaterdirektor Jarno vermählt.

Spruch.

Die Form iſt gleich; ob neu, ob alt,
Wer hat noch Luſt, dem nachzufragen,
Wo ihn die Kunſt mit Allgewalt
Ins Sonnenlicht emporgetragen?
Da wird das Alte ewig jung
Und altbekannt das Neue werden,
Denn des Genies Bethätigung
Iſt zeit- und wandellos auf Erden.

A. Stier.

Digitized by Google

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

In Berlin wurde vor kurzem eine neue Bühne, das Viktoriatheater, eröffnet. Der Direktor weihte das Haus mit einer Rede ein, in der er ſtolz und feierlich verſicherte, daß die neue Leitung hohe Ziele verfolge; ſie wolle nicht der platten Senſation, ſondern dem galliſchen Witz, der ewig heiteren Muſe Frankreichs ein würdiges Heim bieten. Galliſcher Witz iſt natürlich eine zarte Umſchreibung für jene Miſchung aus Blödſinn und Schlüpfrigkeit, wie ſie der franzöſiſchen Schwanklitteratur heutzutage eigen iſt. Da bereits eine ältere Bühne Berlins, das Reſidenztheater, der gleichen Muſe dient, ſo haben wir jetzt in der deutſchen Reichshauptſtadt zwei Theater, die ihr Publikum ſo gut wie ausſchließlich mit Pariſer Koſt verſorgen. Wieviel andere Bühnen eine Ehre darein ſetzen, wenigſtens von Zeit zu Zeit als Filialen franzöſiſchen Geiſtes zu erſcheinen, das lehrt ſchon eine flüchtige Prüfung des Durchſchnittsrepertoires. So weit haben wir es dreißig Jahre nach dem großen Kriege gebracht. Die Beſiegten haben inzwiſchen manches von uns gelernt und angenommen, aber daß in Paris eine Bühne errichtet werden könnte, die einzig und allein deutſchem Humor eine Stätte böte, — die Idee ſchon iſt ſo unvorſtellbar wie die Quadratur des Kreiſes. Einer ſolchen Weltbürgerlichkeit iſt nur der Deutſche fähig. Es iſt, als ob all unſere Meiſter von Leſſing an umſonſt gewirkt und geeifert hätten; im Punkte der Franzöſelei herrſcht in unſerem Theaterweſen noch derſelbe Geiſt wie anno 1740. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß die franzöſiſche Engherzigkeit und Einſeitigkeit noch thörichter iſt, als die deutſche Weitherzigkeit. Ein Volk ſoll alles Förderliche an ſich reißen, alles Echte und Große, an welcher Weltecke es auch entſprungen iſt, mit offener Seele aufnehmen. Aber doch nur das wahrhaft Förderliche, an dem die Empfindungen wachſen, der Geiſt ſich ſteigern und ſtählen kann. Die Maſſe der franzöſiſchen Theaterlitteratur bewirkt gerade das Gegenteil; ſie wirkt nicht nur zerſetzend auf die deutſche Eigenart, ſie hat auch ſittlich und künſtleriſch faſt durchweg verderblichen Einfluß ausgeübt. So iſt z. B. die Überflutung unſerer Bühnen mit Pariſer Schwankerzeugniſſen eins der Haupthinderniſſe, das der Entfaltung einer deutſchen Komödie großen Stils im Wege ſteht. Unſer Publikum wird durch dieſe Art tollhäuſleriſcher Heiterkeit allem echten Humor, aller feineren Komik mehr und mehr entfremdet. Die falſche Weltbürgerlichkeit, die auch im neuen Deutſchen Reich noch immer auf unſeren Bühnen herrſcht, erſcheint um ſo ſeltſamer, als in unſerer Litteratur ſelbſt ein nationaler Zug, ein urwüchſiges Deutſchempfinden von Jahr zu Jahr deutlicher zu Tage tritt. In ihren Anfängen freilich war die modern realiſtiſche Bewegung in Deutſchland weſentlich vom Auslande her beeinflußt. Wie unſer Drama durch Ibſen, ſo wurde der Roman durch Zola, die Novelliſtik durch Maupaſſant formell und inhaltlich aufs ſtärkſte angeregt und beſtimmt. Aber gerade die kräftigſten Talente unter den Jüngeren haben die fremden Anregungen ſo mit deutſcher Eigenart verſchmolzen, daß unſere Litteratur in ihren Haupterſcheinungen gegenwärtig ein durchaus nationales Gepräge trägt. National nicht im Sinne äußerlichen Patriotentums, ſondern im Sinne friſcher Erdwüchſigkeit, wurzelhafter Stammeseigenart und innerlichen Heimatsempfindens. Nur ſelten zuvor iſt unſere Dichtung in ſolchem Maße Heimatskunſt geweſen, wie gerade jetzt. Es hängt das aufs engſte mit der realiſtiſchen Strömung zuſammen. Das Heimatliche iſt das Nächſtvertraute, das uns am beſten Bekannte, das am genaueſten Beobachtete und Erfahrene, das von früheſter Kindheit mit uns Verwachſene. Und eben das verlangt ja der Realismus — die Darſtellung des Selbſtgeſchauten, der nächſten Umgebungen, des alltäglich Wirklichen, das wir zu jeder Zeit um uns ſehen. Die junge Litteratur, die rings um uns emporwächſt, ſtrebt nicht nach idealer, geiſtiger Größe, ſie ſucht nicht, wie unſere Klaſſiker, überragende Geſtalten von allgemein menſchlichem Gepräge zu verkörpern, ſie geht mit Vorliebe ins Enge und Intime, ſie liebt es, beſchränkte heimatliche Stoffe und Alltagsmenſchen, die aber feſt in der Scholle wur-

Digitized by Google

zeln, zu gestalten. Ebenso bestimmt wie sich in den Werken Gerhart Hauptmanns der Schlesier verrät, so deutlich zeigt sich bei Sudermann und Halbe der Ostpreuße, bei F. von Zobeltitz der Märker, bei Liliencron der Schleswig-Holsteiner, bei Max Kretzer der Berliner. Mit der gleichen Klarheit aber offenbart sich der Zusammenhang zwischen Realismus und Heimatskunst bei einzelnen Dichtern des älteren Geschlechts. Gerade diejenigen unter den älteren, die man als Realisten, als Vorläufer und Bahnbrecher der heutigen Kunst bezeichnen kann, sind in besonderem Maße auch Heimatsdichter. Wie Fontane in der Mark, so wurzelt Pantenius in den Ostseeprovinzen, Gottfried Keller in der Schweiz, Adolf Pichler in Tirol. Es sind lauter bekannte Namen, die ich hier nenne. Der einzige von ihnen, der wenigstens in Norddeutschland bisher wenig Beachtung gefunden, ist Adolf Pichler. Und doch ist er eine so echt deutsche Persönlichkeit, so urwüchsig germanisch, so tief im Heimatsboden gegründet, wie nur irgend einer der anderen. Am 4. September dieses Jahres hat der Tiroler Poet seinen 80. Geburtstag gefeiert. Es ist also Zeit, daß er die Anerkennung findet, die ihm gebührt. Sein Schaffen ist ein sehr vielseitiges gewesen. Als Litterarhistoriker hat er über das Drama des Mittelalters in Tirol, als Mineraloge über die Geognosie der Alpen geschrieben, als Dichter hat er in jeder Gattung Bemerkenswertes geleistet. Allerdings zeugen weder seine Dramen, noch seine epischen Dichtungen, noch seine lyrischen Verse von starker litterarischer Eigenart, aber aus ihnen allen spricht in gleicher Weise eine frische, lebensvolle, mannhafte Natur. Wie als Mensch, so ist er auch als Dichter einer der Bannerträger des Deutschtums und des Freisinns in Tirol. Es klingt wie eine Vorahnung der heutigen Tage, in denen das alldeutsche Empfinden so mächtig in Österreich sich entfaltet, was der Dichter 1870 sang:

Hoch über die Alpen braust der Sturm,
Wild kommen die Wolken geflogen,
Das Wettergeläute schallt vom Turm,
Im Achensee rauschen die Wogen.

Da krachen die Donner, daß laut im Chor
Die Berge wiederhallen,
Und dort — dort zuckt die Flamm' empor:
Der mächtigste Baum ist gefallen.

So traf den Empereur der rächende Strahl,
Versengt' ihm des Stolzes Mähne,
Und jauchzend verkünden es Berg und Thal,
Daß Staub ihm füllet die Zähne.

To deum laudamus! . . . Doch leider muß
Beim Jubel ich heimlich grollen:
Nicht darf Tirol, den Brüdern zum Gruß,
Die Fahne Hofers entrollen.

Es ballt sich die Faust! Der Stutzen ruht,
Der „anno neune" geschossen,
Daß rot der Inn von des Galliers Blut
Hinab gen Aspern geflossen.

Und liegt auch der Stutzen jetzt im Bann,
Bald steiget der Morgen hernieder,
Wo auch wir marschieren, Mann für Mann,
Anreihen den Brüdern die Glieder.

Die Wetter verzogen, der Abend rein —
Ein Donner murrt noch von ferne —
Froh seh' ich steigen am deutschen Rhein
Der Zukunft heilige Sterne.

Das Beste aber, und das was auf bleibenden Wert Anspruch hat, sind Pichlers prosaische Erzählungen. Sie sind eben zur rechten Stunde unter dem Titel „Tiroler Geschichten und Wanderungen" in neuer Ausgabe bei G. H. Meyer in Leipzig erschienen. Das Besondere an ihnen ist, daß sie so ganz ungekünstelt, so gar nicht gemacht und litterarisch konstruiert sind; in noch höherem Maße als Rosegger, spiegelt Pichler schlicht und treu die Wirklichkeit wieder, was er erzählt, ist Erlebnis, was er schildert, Natur, er stilisiert weder die Menschen, noch die Dinge. Daher ist denn auch die Komposition des Buches so einfach wie möglich. Das Tagebuch eines Wanderers, der mit offenen Augen und Ohren das Land durchschlendert, dem alles, was er sieht, der Betrachtung wert, nichts zu gering und nichts zu groß ist. Wenn er einsam geht, beobachtet er die Formation der Berge, die Witterung, das Spiel der Wolken, den Gang der Gewässer. Gern aber gesellt er sich zu einem der Landeskinder, am liebsten, wenn dieses „Kind" so ein recht verwitterter Alter ist, der plauderhaft alles, was er in einem langen Leben erfahren und gedacht hat, zum besten gibt. Dann läßt sich der Wanderer erzählen von den Bergen und von den Menschen, von altem und neuem, von Sitten und Bräuchen, jetzt eine Sage, dann eine Liebestragödie, eine gruselige Schmuggelgeschichte oder ein Kriegsabenteuer aus der Zeit Andreas Hofers; eine Geschichte wächst aus der anderen, ein Stück verschlingt sich ins andere. Und schließlich haben wir eine bunte Fülle reizvoller Naturschilderungen, lehrreicher Betrachtungen, packender Erlebnisse aus der Gegenwart wie aus der Vergangenheit, einen vollen Einblick in die Natur und Geschichte, in das Alltagsleben wie in die Romantik des Landes und das alles auf die behaglichste und mühelofeste Art gewonnen. Es ist dem Leser, nicht als ob er in einem Buche blätterte, sondern als ob er jede Einzelheit mitlebe, mithöre und miterlebe. Und erquickt, erfrischt, gestählt wie der Wanderer fühlt sich am Ende auch der Leser. Die meisten der Erzählungen wenden sich an unser Gemüt, sie feiern treue Liebe, tüchtige und frohe Arbeitslust und vaterländische Gesinnung. Volkstümlich wie das Empfinden ist auch die moralische Auffassung des Erzählers. Die Menschen sind entweder ganz brav oder ganz verrottet, schwarz oder weiß; zu einer Mischgattung gehören nur die Leichtsinnigen, die eine Zeitlang auf Irrwege geraten, sich aber zuletzt doch wieder ins rechte Geleis zurückfinden. So wird man die Charakteristik nicht gerade tief und reich nennen können, aber die Gestalten stehen doch klar und lebendig vor unseren Augen. Eine soziale Frage hat für Pichler noch nicht bestanden, die Verhältnisse bedeuten ihm sehr wenig, er sieht weit mehr darauf, wie es um das Herz des einzelnen steht. Das „Milieu"

Digitized by Google

macht so gut wie nichts, sondern darauf kommt's an, daß einer tüchtig arbeitet, ein anständiger Kerl ist und für's Vaterland sein Leben in die Schanze schlägt. Darin beruht die Größe und Stärke eines Volkes, und das feiert Pichler auch an seinen Tirolern. Er läßt sich nicht leugnen, daß seinen Geschichten ein altmodischer Zug anhaftet, der auch im Stil vielfach hervortritt, aber dies Altmodische hat seinen Reiz, und es steht, was die Gesinnung anbetrifft, nirgendwo in schroffem Gegensatz zu den Anforderungen der lebendigen Gegenwart. Einen besonderen Wert erhält das Buch durch die Schilderungen, die Pichler von den verschwindenden oder bereits verschwundenen Bräuchen und Volkstypen des Landes gibt. Er hat noch mit den Veteranen verkehrt, die vom Jahre 1809, von Hofer und Speckbacher zu berichten wußten, die selber mit dem Stutzen auf die Franzosen losgepfeffert haben. Und so entnimmt er denn auch seine Geschichten und Bilder mit Vorliebe der Zeit des großen Freiheitskampfes. Zu den aussterbenden Lebewesen gehören aber auch die Wilderer und Schmuggler großen Stils; die Romantik, die das Treiben dieser Gesellen birgt, berührt heute schon etwas fremdartig. Pichler hat noch ein offenes Herz dafür, und er sieht es dann und wann nicht ungern, wenn die trutzigen „Verbrecher" gelegentlich den Finanzern und Förstern ein Schnippchen schlagen.

Im gleichen Verlage wie die Tiroler Geschichten, ist Max Dreyers neuestes Buch „Lautes und Leises" veröffentlicht worden. Pichler einer der Ältesten, Max Dreyer einer der Jüngsten unserer Litteratur; jener ein Kind der deutschen Südmark, ein Sohn der Berge, dieser dem Norden entsprossen, aufgewachsen im Anblick der unendlichen See. Gemeinsam ist beiden der starke Heimatssinn; auch Dreyer liebt es, seinen Bildern als Hintergrund heimatliche Scenerien zu geben, und seinen Gestalten merkt man fast durchweg die menschliche Eigenart, die im norddeutschen Flachland zu Hause ist, ohne weiteres an. Bisher ist der junge Dichter vorwiegend als Dramatiker hervorgetreten; seine Schauspiele „In Behandlung", „Großmama", „Haus" haben sich mit ihrer sastigen und zugleich liebenswürdigen Art schnell auf allen Bühnen das Bürgerrecht erworben. In seinen Erzählungen spinnt er den gleichen Faden, sie tragen dasselbe Wesensgepräge wie die Dramen. Sein Weg führt nicht zu den geistigen Höhen empor, nicht an seelischen Abgründen entlang. Er ist kein tiefsinniger Philosoph und kein revolutionärer Umstürzler. Aber er ist doch modern im besten Sinne des Wortes. Ein echtes Kind der Neuzeit, das mit keckem Wagemut gegen Prüderie und Philisterei, gegen Pharisäertum und sittliche Beschränktheit zu Felde zieht. Licht in die Finsternis, Luft in die Dumpfheit! ist auch seine Losung, aber er kämpft nicht als Eiferer und flammender Prophet, sondern als fröhliches Weltkind, das lieber lacht, als haßt. Seine Natur hat etwas Jungmännliches, Frohgesundes, dem aber vielfach noch die Eierschale des studentisch Burschikosen anhaftet. Litterarisch huldigt Dreyer einem schlichten, kernigen Realismus. Sein Stil ist flott und leicht, seine Gestalten sind stets in klaren, bestimmten Umrißlinien hingeworfen, mehr skizziert, als ausgemalt. So hat auch die Handlung immer etwas Knappes und Kurzes an sich. Nur das Notwendigste führt sie vor und vermeidet das Verwickelte und Verzweigte. In gerader Linie, hastig stürmt sie dem Ziele zu, und der einaktige und dreiaktige Aufbau im Drama, das Skizzenhafte in der Erzählung entspricht denn auch am besten dem ganzen Wesen der Dreyerschen Kunst und ihrer Technik des frischen Drauflosjagens. Sein neuestes Buch enthält vier Geschichten, jede in ihrer Art voll Blut und Kraft. In der ersten „Vater und Sohn" erzählt der Dichter, wie ein Vater, den das Leben zu einem ängstlichen, ausgetrockneten Pedanten gemacht hat, durch die hastige Lebens- und Sinnesweise des Sohnes allmählich umgewandelt wird, bis er in eine neue Jugend hineinwächst. Noch erfrischender und urwüchsiger berührt die zweite Erzählung. Auf seinem Gute lebt einsam der Baron Schlieven. Er gilt als der gröbste Mann in der Runde. Und das will was besagen, denn die Runde ist Mecklenburger Land. Schimpfen ist ihm ein Lebensbedürfnis, aber in seinem Schimpfen steckt eine schöpferische Kraft, eine Kunst, die sich nicht mit alltäglichen Wendungen abgibt, sondern immer neue und immer reizvollere Formen erzeugt. Schon daraus ergibt es sich, daß der Baron kein Junker gewöhnlichen Schlages ist; er ist eine geistig begabte Natur, aber auch ein geborener Autokrat, der in seiner Umgebung keinen Gegenwillen duldet und die alte, patriarchalische Herrschaftsweise für die allein berechtigte hält. Es war von jeher schwer mit ihm auszukommen; seit er das Podagra hat, ist er ganz unausstehlich. Und daher lebt er denn auch ohne Verkehr mit der Welt. Einen besonderen Ingrimm hegt der Baron gegen die „Pfaffen", und am wütendsten ist er auf den „eignen", den Pastor Helms, dessen Patron er ist. Der Mann ist ihm zu selbständig, zu revolutionär, der sieht in jedem Menschen seinesgleichen, im Bauer so gut als im Baron. Eines Tages jagt Herr von Schlieven einen Knecht mit Fußtritten aus dem Hause, weil der freche Kerl sich unterstanden hat, zu bemerken, daß er sich nicht schlagen lasse. Kurze Zeit darauf hört der Baron, daß der Knecht beim Pastor Unterschlupf gefunden. Diese Nachricht versetzt den Autokraten in einen fast tobsüchtigen Zustand. Sofort läßt er den Pfaffen zu sich bescheiden, er will ihm zeigen, wie man „Rebellen", die alle Disciplin untergraben, behandelt. Der Pastor verrichtet erst ruhig alle seine Geschäfte und begibt sich dann voll „strahlenden Gleichmuts" in das Haus des Patrons. Herr von Schlieven gibt sich gar keine Mühe, seinen Grimm auch nur einen Augenblick zu verbergen, er schnaubt sofort den Übelthäter an wie ein Besessener. Gelassen nimmt sich der Pastor zunächst einen Stuhl und setzt sich. Dann berichtet er mit ruhiger Heiterkeit, daß er allerdings den Knecht zu sich genommen, schon deshalb, um ihn abzuhalten, sich hinterrücks an dem Baron zu rächen. Ein ehrlicher Kerl, so habe er ihm gesagt, laure nicht im Hinterhalt, sondern wehre sich, wenn ihn einer zu prügeln versuche, auf der Stelle seiner Haut. Als das der Baron hört,

Digitized by Google

wird er blau und violett vor Wut. „Sie predigen also Aufruhr und Gewaltthätigkeit, Sie hetzen meine Knechte auf; wissen Sie, was Ihnen dafür gehört? Hiebe!“ Da erhebt sich aber auch der Pastor, eine glühende Bintwelle schießt ihm ins Gesicht. Doch schnell findet er seine Ruhe wieder, er schüttelt den Kopf und bricht schließlich in ein helles, befreiendes Lachen aus. Das ist dem anderen, dem nie etwas Ähnliches begegnet ist, zu viel, er verliert alle Besinnung und schlägt dem Lachenden ins Gesicht. Im selben Augenblick trifft ihn aber ein schmetternder Rückschlag, und hochaufgerichtet geht der Pastor davon. Natürlich ist der Baron einfach außer sich; seine Ehre ist tödlich verletzt, der Mann muß ihm vor die Pistole, und wenn er dreimal ein Prediger des Friedens ist. Herr von Schlieven vergißt sein Podagra und stürmt hinter dem Gegner her, um ihn einfach niederzuschlagen, wenn er der Forderung ausweicht. Aber an der überlegenen Ruhe des Pfarrers bricht sich zuletzt auch die Erregung des Barons. Und als ihm der Pastor erklärt, daß er unter Umständen für das Bibelwort: „So dir einer einen Streich gibt auf die linke Backe, so biete ihm auch die Rechte dar“ seine eigne Deutung habe; er verstehe, wenn es nicht anders gehe, unter der „Rechten“ die Hand, — da weicht der Zorn des Grimmigen einer inbrünstigen Heiterkeit. Und von dem Tage an ist Herr von Schlieven nicht mehr einsam, die beiden Kernmenschen haben sich gefunden, sich gegenseitig entdeckt und werden treue Gesellen. Wenn man will, kann man in der Geschichte allerlei Symbolisches finden und in dem Pfarrer den Vertreter eines gutdeutschen Christentums oder auch des christlichen Socialismus sehen; nur wird es in der Wirklichkeit nicht immer so leicht sein, die alte und die neue Weltanschauung zu versöhnen. Mit Hieb und Gegenhieb hat man es freilich noch nicht versucht. Wie in dieser Erzählung von zwei Grauköpfen, so ist in der dritten von zwei Kindern die Rede. Max Dreyer schildert, wie sich in einem Knaben und einem Mädchen das frühreife Liebesempfinden, die erste Sinnlichkeit regt. Aber er führt dieses Thema so natürlich frei und offen durch, es mischt sich so gar kein lüsterner Zug in die Darstellung, daß selbst die Prüderie nicht gut Anstoß nehmen kann. Mit einem breiteren, aber sehr fein abgestimmten Lebens- und Charakterbild schließt das Buch. Mutter Thode ist die Wirtin im „Bierdorf“ Bramow. In ihrem Hause fechten die Studenten ihre Mensuren aus. Und alle diese Jungen, soweit es echte Kerle, keine Drückeberger sind, hat die Alte in ihr Herz geschlossen; sie gibt ihren Rat beim Kampf, sie freut sich mit den Siegern und sie pflegt die Verwundeten mit mütterlicher Aufopferung. Eines Tages ist die Mensur bereits beendet. Da dringt die Polizei ins Haus. Mutter Thode weigert sich, den Wächter der Ordnung in das Zimmer zu lassen, wo eben ein Verwundeter ruht. Nach einem kurzen Wortgefecht sucht sich der Gensdarm den Eingang mit Gewalt zu erzwingen. Und als die Frau ihn zurückstößt, zuckt er den Säbel gegen sie. Empört mischen sich die Studenten ein und setzen den Sicherheitsmann an die Luft. Natürlich folgt alsbald eine Anklage wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt. Mutter Thode lernt nicht nur das Gefängnis kennen, sie verliert auch ihre Wirtschaftskonzession. Und als sie nun aus der Haft entlassen wird, ist es ihr, als ob ihr Leben jeden Zweck verloren habe; sie weiß nicht mehr, was sie auf der Welt zu suchen hat, seit sie nicht mehr ihre Studenten bemuttern kann. Schließlich findet sie aber doch ein neues, wenn auch stilleres Glück, als Großmutter in der Pflege ihres Enkelkindes. Wie man sieht, handelt es sich in den Erzählungen weder um große Probleme, noch um menschliche Ausnahmenaturen, aber ein feinsinniger und ursprünglicher Poet offenbart sich in jedem Zuge.

Eine Mittelstellung zwischen den Alten und Jungen nimmt Ernst Eckstein ein. Nicht nur den Lebensjahren nach — er ist geboren am 6. Februar 1845 — sondern auch litterarisch. Sein Schaffen hat einen modernen Zug, aber es steckt auch viel Abgetakeltes darin; er ist Realist und ergeht sich andererseits in ganz konventioneller, akademischer Manier; er macht heute in Romantik und Leidenschaft und streift morgen nahe an das Gebiet, wo Benedix und Birch-Pfeiffer zu Hause sind. Selten ist eine künstlerische Physiognomie so unbestimmt gewesen wie die seine. Es fehlt ihr durchaus an klar ausgeprägten Zügen, an unbedingter Eigenart. Dem entspricht es denn auch, daß sein Schaffen nirgendwo von Heimatsluft durchweht ist; Eckstein ist sicherlich kein Heimatskünstler, es würde ein vergebliches Mühen sein, aus seinen Werken den geborenen Hessen herausmerken zu wollen. Ohne Frage liegt seinem Schaffen eine große Begabung zu Grunde, sein Können ist eben so reich wie seine Kenntnisse, aber er hat es nicht zu konzentrieren gewußt, er hat es ohne jedes Bedenken zersplittert und verzettelt. In der unabsehbaren Menge seiner Werke verleugnet sich nie ganz der Künstler, er wird nie zum saft- und kraftlosen Familienblatterzähler, aber er leistet auch nie, was nur die zusammengehaltene Kraft, was nur ein Wollen leisten kann, das immerfort das Höchste, in jedem Einzelwerk etwas Vollendetes, ein Ideal zu erreichen sucht. Eckstein arbeitet offenbar sehr leicht, aber auch mit unbekümmertem Leichtsinn. Er steht unter den Tagesgrößen mit in erster Reihe, aber seinem Talent nach hätte er schaffen können, was über den Tag hinaus dauert. In allen Stilarten hat er sich versucht, jede litterarische Mode mitgemacht und sich auf allen Gebieten herumgetrieben, ohne je auf einem recht heimisch zu erscheinen. Er fing an mit komischen und grotesken Epen im Stile der Italiener und Franzosen. Später that es ihm Paul Lindau an, mit dem er in leichter Feuilletonistik zu wetteifern suchte. Dann kam er mit seiner originellsten Leistung heraus, er schuf die Gymnasialhumoreske. Sein „Besuch im Karzer“ hat einen endlosen Schwarm derartiger Erzeugnisse ins Leben gerufen, und sein Samuel Heinzerling war der Vater eines ganzen Geschlechts gemütlicher Schulthrannen. Eine Zeit lang wurde er dann wieder sehr ernst und machte die Mode der pessimistischen Lyrik mit, die in den sechziger und siebziger Jahren „vielbeliebt“ war. Als der historische Roman den Markt beherrschte, als

Digitized by Google

Freytags, Ebers, Dahn ihre Siege feierten, da setzte sich Eckstein hin und schuf seinen „Nero“, seine „Claudier“, den „Prusias“ und die „Aphrodite“. Zwischeninne machte er aber auch in allen anderen Gattungen des Romans und der Novelle, heute social und morgen psychologisch, selten ins Flache sich verlierend, ebenso selten die Tiefe seiner Aufgaben erschöpfend. Seine neuesten Werke sind ein Geschichtsroman „Die Hexe von Glaustädt“ und eine mehr novellistische, aufs Intime und Psychologische gerichtete Erzählung aus der Gegenwart „Die Klosterschülerin“, beide im Verlag von Karl Reißner, Dresden, erschienen. Jede dieser Arbeiten legt von der Virtuosität des Verfassers ein beredtes Zeugnis ab; stofflich und stilistisch ganz verschieden, sind doch beide in ihrer Art mit der gleichen Sicherheit und Gewandtheit durchgeführt. Der Geschichtsroman gibt ein breites, buntbewegtes Bild aus den Tagen des XVII. Jahrhunderts, packend in jedem Zuge und spannend wie nur irgend ein Kriminalroman. Im Mittelpunkt der Haupthandlung steht Hildegard Leuthold, die Tochter eines Gelehrten, eine ebenso vornehme wie liebenswerte Persönlichkeit. Sie ist die Braut eines angesehenen jungen Arztes, hat aber das Unglück, auch das Wohlgefallen eines bereits angejährten Ratsherrn zu erregen. Der Mann verfolgt sie unaufhörlich mit seinen Anträgen, bis sie ihm endlich eine entschiedene Abfertigung zu teil werden läßt. Trotzdem ergibt er sich in sein Schicksal nicht, sondern sucht auf gewaltsamere Weise sein Ziel zu erreichen. Er denunziert das Mädchen beim „Hexengericht“, das seit einiger Zeit in Glaustädt mit Feuer und Schwert wütet, als Teufelsbuhle. Natürlich wünscht der biedere Herr keineswegs die Geliebte auf den Scheiterhaufen zu bringen; er hofft, daß sie in der Haft mürbe wird, dann will er sie befreien und mit ihr auf und davon gehen. Aber der schndbe Plan mißlingt. Wohl wird das Mädchen auf die ganz beweislose Anzeige hin ohne weiteres verhaftet, aber um den Preis der Untreue will sie nicht gerettet werden; sie weigert sich, mit dem alten Sünder zu fliehen. So wird sie denn zum Tode durchs Schwert verurteilt, und schon ist der Tag der Hinrichtung hereingebrochen. Da im letzten Augenblick erfolgt doch noch die Rettung. Die Bürger der Stadt erheben sich gegen das Blutgericht, und unter Anführung des jungen Arztes befreien sie das Mädchen. Der Roman erhebt sich um ein Beträchtliches über den Durchschnitt der Unterhaltungslektüre; in Einzelheiten trägt er sogar ein echt poetisches Gepräge. Sehr wirkungsvoll ist besonders der Gegensatz zwischen den beiden Kriminalrichtern, dem egoistischen, leichtlebigen Weltmann, der keine Schurkerei scheut, wenn sie ihm nur Genuß einbringt, und dem Fanatiker, der im Innersten überzeugt ist, mit seinem Wahnwitz Gottes Willen zu erfüllen. Ein Litteraturwerk im höheren Sinne des Worts ist aber die Erzählung als Ganzes nicht; dazu ist sie viel zu romanhaft, zu sehr äußerlich, auf den Effekt hin angelegt; eine Dichtung großen Stils würde aus ganz anderen Tiefen schöpfen, in weit innerlicherer Weise begründen, wie solche Verbrechen möglich waren, die dumpfe Schwüle der Zeit mit weit stärkeren Mitteln zur Anschauung bringen . . . Einen Roman aus der Gegenwart nennt sich die zweite Erzählung; ihrem Thema nach könnte sie freilich ebenso gut im XVI. Jahrhundert spielen. Nur der Ausgang mutet neuzeitlich an. Fräulein Valeska von Kronach ist jahrelang in einem belgischen Kloster erzogen worden. Ihre Herzensbildung läßt nichts zu wünschen übrig, aber geistig ist sie beschränkt geblieben und der Welt beinahe entfremdet worden. Als sie in ihr väterliches Haus zurückkehrt, muß sie sich erst langsam wieder an den gesellschaftlichen Verkehr und an die Freuden der Welt gewöhnen. Aber weil sie so lange entbehrt hat, ist sie für jeden neuen Eindruck sehr empfänglich. Und als sie eines Tages einen jungen hochstrebenden Künstler kennen lernt, verliebt sie sich sofort mit ganzer Seele in ihn. Auch er ist von ihr bezaubert, und nachdem er öfters mit ihr zusammen gewesen, wirbt er um ihre Hand. Daß er Protestant ist, während sie Katholikin ist, daran denkt er gar nicht, und sie weiß nichts davon. Ihre Mutter aber, deren religiöse Anschauungen sehr streng sind, macht der Tochter begreiflich, daß sie in einer Mischehe unmöglich ihr Glück finden kann. Und Valeska, die gewohnt ist, in jedem Protestanten einen der Hölle verfallenen Ketzer zu sehen, läßt sich in der That überzeugen. Ohne Widerstand heiratet sie dann später einen älteren Edelmann, der weiter keinen Vorzug hat, als katholisch zu sein. Natürlich gestaltet sich die Ehe sehr freudlos, und sie wird unerträglich, als die Frau mit der Zeit freiere Anschauungen würdigen lernt, als sie erkennt, daß sie nur eines Phantoms wegen ihr Lebensglück geopfert. Der Künstler aber hat inzwischen *sein* Glück an der Seite einer anderen Frau gefunden. Valeska erhält Gelegenheit, in dieses Glück einen Einblick zu thun. Verzweifelt geht sie in die Nacht hinaus, und am andern Morgen wird sie erstarrt aufgefunden. Es ist kein besonderes tiefes Problem, das Eckstein in dieser Geschichte behandelt, aber er hat es lebensvoll und wirksam gestaltet; allerdings könnte auch hier das Psychologische noch tiefer erfaßt, noch in reicheren Einzelheiten durchgeführt sein.

Indischer Spruch.

Es spielt mit dem Glück der Menschen
Das Schicksal, wie bei Gewittern
Mit Wassertropfen, die funkelnd
Auf einem Lotosblatt zittern.

Maximilian Bern.

Digitized by Google

Porzellanvasen mit Unterglasurmalerei aus der Königl. Porzellanfabrik zu Kopenhagen.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Unser farbiges Titelbild gibt ein Aquarell des Müncheners W. Keller wieder, der sich nach seiner Geburtsstadt Keller-Reutlingen nennt, wohl auch, um nicht mit seinem vielgenannten und — im besten Sinne — vielseitigen Kollegen Albert Keller verwechselt zu werden. Für das künstlerische Schaffen von W. Keller-Reutlingen ist dies reizvolle Aquarell sehr charakteristisch. Seine reifsten Arbeiten nahmen stets ihre Motive aus dem Flachland, meist der Dachauer Ebene, der er köstliche koloristische Effekte abzugewinnen weiß, wie auf unserem Bilde durch die Kontrastwirkung des dunklen Grüns zu dem blaugrauen Himmel und den weißen geschmeidigen Birkenstämmen. Der schönen Kellerschen Landschaft möchten wir textlich gleich eine zweite anreihen, die ebenfalls von der Staffelei eines Münchener Künstlers stammt und dessen Eigenart auch scharf kennzeichnet: den „Buchenwald" von Peter Paul Müller (zwischen S. 336 u. 337). Der stille herbstlich gefärbte Buchenwald, mit einem rinnenden Bächlein darin oder einem sonnenüberglitzerten Fischteich, gelingt ihm, dem begeisterten Freunde unserer heimatlichen Wälder, stets vorzüglich. —

„Von de Waterkant" nannte Robert Hannig, ein junger Bildhauer der sich so reich entfaltenden Berliner Schule, seine Bronzestatuette (zwischen Seite 256 und 257). Die reife schöne Arbeit gibt die kräftig modellierte Figur eines alten Schiffers wieder, der vom Steuer aus auf das Meer hinausspäht, als kommandiere er irgend ein Rettungswerk. —

Die „Salome" ist von jeher von Malern, Bildhauern, Dichtern als ein dankenswertes Motiv erkannt worden, sie gehört zu den in der Kunst wohl am häufigsten behandelten Gestalten. Luana Romani deutet in ihrem Gemälde (zwischen S. 272 u. 273) nur gleichsam nebenbei auf die „Salome" hin: sie zeigt uns nicht das Haupt des Johannes, sondern nur die Schüssel, die es tragen soll oder getragen hat — und im übrigen eine schöne Orientalin mit leidenschaftdurchglühten Zügen. In dem Ausdruck dieses Gesichts liegt denn auch der eigne Reiz des Gemäldes. — Wir stellen ihm unmittelbar den schlichten, tiefen Studienkopf gegenüber, den uns Walter Tiemann gab (zwischen S. 328 u. 329), ein echt deutsches Mädchenantlitz voll anmutsvoller Innigkeit. — Von dem unermüdlichen Altmeister Christian Kröner bringen wir (zwischen S. 312 u. 313) ein herbstliches Jagdbild, eine „Fasanenjagd", mit der Naturtreue und der Anschaulichkeit geschildert, die dem feinen Beobachter des Tierlebens und trefflichen Künstler eigen ist. — J. Besin gehört zu der Gruppe osteuropäischer Maler, die in München ihre Ausbildung empfingen und dort eine Gruppe von stark ausgeprägter nationaler Eigenart bildeten. Der jetzt an die

Schale aus der Königl. Porzellanfabrik zu Kopenhagen.

Digitized by Google

Vase aus der Fabrik Roerstrand in Stockholm.

neue Kunstschule in Sofia berufene Künstler malt mit Vorliebe Scenen aus der Heimat, Bilder aus der Steppe oder von der Dorfstraße mit lebhaft bewegter Staffage. Das übermütig dahinstürmende Gespann auf dem, von uns in ausgezeichnetem Holzschnitt wiedergegebenen Gemälde (zwischen S. 288 u. 289) muß jeden Pferdekenner erfreuen. —

W. von Gloeden in Taormina ist unseren Lesern als ausgezeichneter Photograph bereits bekannt. Er hat sich, unterstützt durch die wunderbare Sonne Siciliens und auch durch ungemein brauchbare Modelle, eine eigenartige Specialität geschaffen, in der er, bis an die äußerste Grenze des für den Cameraküustler Möglichen gehend, in unmittelbaren Wettstreit mit dem Zeichner tritt. So auch auf dem Bilde S. 249 — man gebraucht unwillkürlich die Bezeichnung „Bild“ —, auf dem er eine schön gestellte Gruppe musizierender Knaben aufnahm, das Ganze, auf dem Hintergrunde einer herrlichen sicilianischen Landschaft, mit einem Hauch antiken Lebens schmückend. —

Aus der reichen Zahl der weiteren dem Text eingefügten Abbildungen seien hier zunächst die Zeichnung des verstorbenen, prächtigen Düsseldorfer Meisters Carl Gehrts (S. 253), die Studie „Russischer Händler“ von Rud. Barth (S. 265) und der schöne Nerokopf von C. von Piloty herausgehoben (S. 269, aus der Galerie Raussendorff-Berlin). Auf S. 333 schalteten wir eine interessante kleine Zeichnung ein, die aus einem bisher nie veröffentlichten Skizzenbuche D. Chodowieckis stammt, das sich in Dresdener Privatbesitz befindet; auf den S. 244 und 245 die Abbildungen einer schönen Vase und einer, als Trägerin einer elektrischen Lampe gedachten Figur, beidevon Alb. Mayer in Geislingen entworfen, letztere in der Württembergischen Metallwarenfabrik ausgeführt. Endlich geben wir auf S. 261 das Standbild Friedrichs des Großen wieder, wie ihn, als jugendlichen König, J. Uphues für die Siegesallee in Berlin schuf — unbedingt das geistvollste der dort bisher enthüllten Werke. Es scheint übrigens doch, als ob die künstlerischen Bedenken, die anfänglich gegen die Ausschmückung der Siegesallee mit den Gruppen brandenburg-preußischer Herrscher und ihrer größten Zeitgenossen laut wurden, mehr und mehr verstummen, je weiter die Arbeiten fortschreiten. Man fürchtete vor allem, daß sich eine gewisse Eintönigkeit in der Behandlung der Standbilder nicht vermeiden lassen und den Gesamteindruck ungünstig beeinflussen würde. Wer indessen die bisher enthüllten Gruppen ohne Voreingenommenheit betrachtet, muß bekennen, daß diese Befürchtungen zumal für den Totaleindruck nicht zugetroffen sind. Und dabei behandeln die bis heute aufgestellten Bildwerke der überwiegenden Mehrzahl nach nicht die interessanteren Gestalten der Herrscherreihe, vielmehr meist recht weitab liegende Persönlichkeiten.

* * *

Von Kopenhagen ausgehend, hat sich im letzten Jahrzehnt auf dem reichen Gebiete der Porzellandekoration ein Umschwung vollzogen, der in engem Zusammenhange mit der gesamten kunstgewerblichen Richtung unserer Tage steht, in letzter Instanz auch dem Einfluß Japans zuzuschreiben ist, aber sich doch auch wieder von diesem frei machte und originale Motive schuf. Prof. Arnold Krog ließ Ende der achtziger Jahre in der altberühmten Königlichen Porzellanfabrik zu Kopenhagen (jetzt übrigens eine Aktiengesellschaft) Gefäße herstellen — sehr einfach in ihren fein abgewogenen Grundformen —, die mit Nachbildungen heimischer Pflanzen, heimischer Fische, Vögel und Käfer dekoriert waren; diese durchaus naturalistisch gesehen und doch (es klingt wie ein Widerspruch und ist doch keiner) in reizvollster Weise, in echt dekorativem Sinne stilisiert, in sanften, milden Farben unter der Glasur gemalt, meist in Blau und Grün, bisweilen in Gelb, Violett, Rot. Diese Schalen, Teller, Krüge, Vasen erregten durch ihre schlichte Anmut sofort großes und berechtigtes Aufsehen und forderten zur Nacheiferung auf.

Vase aus der Fabrik Roerstrand in Stockholm.

Vase aus der Fabrik Roerstrand in Stockholm.

In durchaus eigenartiger Weise trat mit

Digitized by Google

Die Welle.
Aus der Königlich Sächſiſchen Porzellan-Manufaktur.

Kopenhagen zunächſt Stockholm in die Schranken. Dieſe Roerſtrand-Porzellane unterſcheiden ſich von den Kopenhagenern in erſter Linie dadurch, daß bei ihnen der Schmuck faſt ſtets mehr oder minder reliefartig herausgearbeitet iſt, ſo daß man von einer Vereinigung der maleriſchen und plaſtiſchen Wirkung ſprechen kann; ſie ähneln jenen aber in der zarten, weichen Farbengebung und auch in der Wahl und Behandlung der Motive, für die in erſter Linie Pflanzen, dann Tiere, ſeltener die menſchliche Geſtalt benutzt werden. Auch die Königlich ſächſiſche Porzellanfabrik in Meißen hat ſich zu der neuen Richtung bekannt, ihre große Erfahrung und ihre ausgezeichneten

Der Frühling.
Schale aus der Königl. Sächſiſchen Porzellan-Manufaktur.

Kräfte in deren Dienſt geſtellt und geradezu entzückende Stücke geliefert, die in der Feinheit der techniſchen Ausführung die Kopenhageuer und Stockholmer Arbeiten vielfach übertreffen. So hoch man all die Erzeugniſſe aber auch ſchätzen mag und ihrer künſtleriſchen Bedeutung nach ſchätzen muß, es wird doch gut ſein, ſie auch nicht einſeitig zu überſchätzen. Ich meine das beſonders in dem Sinne, daß man über ihnen den Wert älterer Stilrichtungen gerade für das Porzellan nicht vergeſſen dürfte: meines Erachtens wird das heut

Flaſchenvaſe.
Aus der Königlich Sächſiſchen Porzellan-Manufaktur.

ſo viel geſchmähte Rokoko für die Eigenart der Porzellanmaſſe, ihre Schmiegſamkeit in der Hand des Bildners, auch in Zukunft die geeignetſten Modelle liefern — wenn ein Modelleur vorhanden iſt vom künſtleriſchen Feinempfinden etwa Kändlers, des großen Meiſters aus der Glanzzeit Meißens.

H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Madonna. Nach der Aquarellstudie von Franz Simm.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 4, Dezember 1899.

Weihnacht.

Von

Gustav Falke.

Weihnacht, alle Glocken klingen,
Und es lauscht das volle Herz.
In den Höhen welch ein Singen!
Süßer Laut beseelt das Erz.

Liebe! zittert's aus den Glocken,
Liebe! Liebe! hallt's zurück,
Und es ist ein hold Frohlocken
Und ein stilles, großes Glück.

Tiefbeseligendes Wissen,
Wieder lebt es und bekennt,
Daß ob allen Finsternissen
Ewig eine Sonne brennt!

Stern der Liebe, angezündet
Über unsrer Lebensnacht,
Als ein göttlich Herz verkündet,
Treu im Tod: Es ist vollbracht!

Digitized by Google

Nicht vor Kreuz und nicht vor Dornen
Knien wir unterm Weihnachtskranz,
Nein, uns zwingt der ſchmerzgebornen
Roſen reiner Liebesglanz.

Leuchtend aus dem Gold der Kerzen,
Leuchtend aus dem grünen Baum,
Füllt es alle offnen Herzen:
Wahrheit iſt's, kein Sehnſuchtstraum!

Höchſte Himmelskräfte heben
Über Raum uns, über Zeit;
Liebe bracht' in unſer Leben
Einen Schimmer Ewigkeit.

Hand zu Hand und Herz zu Herzen!
Mahnt der heilige Liebeslaut
Deſſen, der in Kampf und Schmerzen
Eine Brücke aufgebaut,

Die uns über Sturm und Wogen
An das ſichere Ufer trägt,
Wo der Friede ſeinen Bogen
Über alle Menſchen ſchlägt.

Digitized by Google

„Denk' ich an Deutschland in der Nacht —"

Eine weihnachtliche Geschichte

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

I.

Aber ich bitte Sie, jedes Ding muß doch seinen Namen erhalten, mein Herzchen," sagte Leon Woronzow zu Alexander Rautenburg, schlug ein Bein übers andere und liebkoste träge seinen linken Lackschuh. „Etwas Namenloses lehnt das Publikum ab; erbarmen Sie sich: was thut das Publikum mit unrubricierten Begriffen? Es nimmt sie gar nicht in sich auf; es vergißt sie zwischen Schwelle und Thür. Dahingegen ist eine schlagende Benennung bereits der halbe Ruhm —"

„So wie dein Vortrag bereits das halbe Feuilleton," unterbrach George Foscolo; „wie lange wirst du uns heute nacht noch als die Versuchsobjekte für deine Satzbildung benutzen?"

Woronzow winkte ihm lächelnd zu und erschöpfte sein Thema vollends: „Wo war ich stehen geblieben? Richtig — dabei, daß in der schlagenden Benennung der Keim des Erfolges liege. Erinnern Sie sich, Verehrtester, gütigst an Ihre ‚chaotische Liebe', im Salon des Jahres — —: nun? — Ich bitte: wann hatten Sie Ihre ‚chaotische Liebe' ausgestellt, Sascha?"

„‚Zweiundneunzig'," murmelte Rautenburg, stützte den Kopf, dessen rundverschnitte-

Digitized by Google

nes Stirnhaar herabgekämmt auf der Nasenwurzel lag, in die lange Hand und fuhr fort, seine fast vollendete Plakette durch die Lupe zu prüfen. Alles künstliche Licht, das sein Atelier, hoch unter dem Dache eines schwarzgrauen Mietshauses der Rue St. Lazare, darbot, brauchte er dazu. Die bunten Schirme waren von den fünf Gasflammen abgehoben, die summend auf und ab zuckten. Grell fiel ihr Schein auf das Silbervierеck, von dessen gesticheltem Grunde sich der Frauenkopf in wunderbarer Plastik und Feinheit abhob. — Halbprofil und nicht mehr jugendlich. Keine einzige geistreiche Linie darin, aber der Ausdruck von entzückender Reinheit. Madonnenhaft, trotz der Unregelmäßigkeiten um Nase und Brauen, der eigentümlich tiefen Winkelstellung des Mundes, zu hohen Wangenknochen und des irdisch-lieblichen Grübchens im Kinn. Ganz zweifellos ein Porträt. Die Gestalt in antikisierender Gewandung nur flach angedeutet bis unter die Büste, aber, von dieser ausgehend, tauchte, hart am Rande der Plakette, eine sehr schmale, peinlich ausgeführte Hand auf und zog den Faden eines unsichtbaren Spinnrockens. Die Rückseite des Kunstwerkes eitel Symbolik. Vier dorische Portalsäulen mit Dreischlitzfries; die steile Rinnleiste verlor sich halb in Gewölk. Zwischen den Säulen wuchsen, kerzengerade, zwei weiße Lilien. Als Umrahmung stilisierte Flachsblüten. Die ganze Arbeit so schön empfunden und ausgeführt, daß man an die französischen Meister der Medaillenkunst, Roty und Chaplin, erinnert ward. Rantenburgs beide Freunde: der vornehme russische Feuilletonist und der levantinische Porträtmaler, hatten nicht mit Lob und Glückwunsch gegeizt. Es fehlte eben nur noch der Name für die Spinnerin, und der Russe bestand auf etwas Verblüffendem:

„Allerdings, mein Lieber: Sie sind schlichter geworden, und das erheischt natürlich eine diskretere Bezeichnung als ‚chaotische Liebe'. Nun: diese war vorzüglich! Sie wirkte vollkommen ihrer Darstellung gemäß, indem sie Gefühle erregte — mystische Gefühle — —"

„Zu deren Verständnis wir in der vierten Dimension leben müßten," unterbrach Foscolo abermals, dehnte seine weibische Gestalt nach Möglichkeit aus den vollen Hüften heraus und langte rücksichtslos über Alexanders Hand und Plakette hinweg nach dem Anisetteläschchen und der Glasschale mit kandierten Früchten. Erst vor einer halben Stunde war die ausgelassene Gesellschaft, die hier oben mit den Freunden getafelt hatte, wieder davongeschwärmt, um Juisivy, den Tiermaler, noch in seinem Atelier zu überfallen; der Duft von Getränken und Cigarretten lag schwer und süßlich in der eingeschlossenen Luft.

„Hier haben wir entschieden kaum zweite Dimension," bemerkte Foscolo, der irgendwo eine Glocke hatte läuten hören, und Woronzow lachte hell auf, so daß seine gesunden Zähne in zwei blinkenden Reihen sichtbar wurden. „Gut — vorzüglich, George! Gib mir auch eine Aprikose. Gestattest du, daß ich deine unverdauten Dimensionen dem Feuilleton über die richtige Würdigung unseres Freundes Sascha einverleibe? Erbarm' dich! Es geht auf den Morgen zu: halb fünf! Finale, Finale! Sie gähnen, Sascha; wie? Lassen Sie uns noch das Kind Ihres Genies taufen, damit Sie ruhig schlafen können. Erlauben Sie: wo haben Sie sich dieses Modell voll sanfter Duldung mit der Amorettenfalle im Götterkinn gesichtet?"

„Nicht hier in Paris."

„Also ‚la fileuse' würde Sie unsympathisch berühren?"

„Entschieden. Solch' ein Allgemeinbegriff! — Ich möchte etwas Mythologisches."

„Arachne," meinte Foscolo, und der Russe lächelte ihn ironisch an:

„Weil du in den Netzen der modernen Spinnen zappelst? Besser Penelope."

„Verzeihung: laut Homer webte Penelope."

„Gut — ich wette jedoch, daß die Dame ihre Fäden gesponnen hat, bevor sie webte. — Wollen Sie Omphale, Rantenburg?"

Jetzt mußte Alexander wider Willen auch lachen, und für die Dauer einer Sekunde glich sein hageres und verblaßtes Gesicht unter den niedergekämmten Haaren dem seiner Spinnerin fast Zug für Zug. „Ihr tappt von einem Holzwege auf den anderen, ihr beiden. Penelope spann nicht und Omphale spann nicht, sondern Monsieur Hercules, ihr Gemahl. — Was nun mich anbetrifft, so bin ich erstens todmüde, und zweitens zerhaue ich hiermit den gordischen Knoten: ‚Klotho' taufe ich meine Spinnerin."

Digitized by Google

„Klotho? Erbarmen Sie sich, Sascha! Sie sind auf dem dritten Holzwege — positiv mein Lieber! Wie lautet der Vers von den Parzen?

‚Klotho beginnet,
Lachesis spinnet,
Atropos schneidet den Faden entzwei.'

— Mithin werden wir ‚Lachesis' wählen, wie?"

„Nein, wir wählen ‚Klotho, die Beginnerin'; das ist mein letztes Wort. Vollziehen Sie ihren Taufakt mit dem Rest Pommery da in der Flasche. Gerade so schal und matt ist meine Seele; ich bin fertig. — Weiß Gott — Foscolo schläft schon! Wecken Sie ihn auf, Leon, und heben sich hinweg mit ihm! — Gute Nacht."

Ohne ein weiteres Wort zu verschwenden, löschte er die Gasflammen bis auf eine über seinem Arbeitsplatze, und während der Levantiner sich reckte und ob der brutalen Behandlung beklagte, hielt er den beiden schon die Thür offen. Draußen gähnte der lange, schmale Korridor wie ein schwarzer Schlund.

— — — — — — — — — — —

Fünf Minuten später fiel das Hausthor, tief drunten, dumpf dröhnend ins Schloß. Alexander öffnete das Fenster und lauschte in die laue Dezembernacht hinaus, bis die Schritte und Stimmen der Freunde in der Richtung der Trinité verklangen. Von der Rue du Rocher klang der Lärm eines wüsten Krawalls herüber und vom Westbahnhof das nie endende Rollen und Rasseln, Puffen und Pfeifen der Züge. —

— — — — — — — — — — —

Alexander ging nicht schlafen. Er zündete die Gasflammen wieder an, und in ihrem harten Lichte schritt er sein Atelier auf und ab. Immer vom koketten Bilde seiner verstorbenen Frau, das Foscolo gemalt, bis zur Ölskizze seiner „chaotischen Liebe". Die war für den Laien nur ein Gewirr von Schlangenlinien und flammendroten Farbeninseln, die in fahles Blau überliefen; der Enthusiast sprach verzückt von verschlungenen Äthergestalten, die aus irdischen Gluten gen Himmel schwebten. Die Menge schüttelte ihre Köpfe und kaufte sich die Reproduktionen des symbolistischen Unsinns aus Neugierde.

Er hatte die Malerei abgethan und sich ganz auf sein größeres Talent geworfen, weil der zähe Ostdeutsche in ihm, still und ehrgeizig veranlagt, einen wirklichen Erfolg wollte und keinen bloßen Sieg der Manier bei den Manierierten. Jetzt besaß er längst, was er gewollt. Seine graziösen Figuren, von den Pariser Trottoirs hinweg in Bronze verzaubert, waren sehr begehrt und wurden hoch bezahlt bei Barbédienne. Selbst das Gewagteste fand man entzückend, weil sein Können den spröden Stoff meisterte. Letzterzeit hatte er sich ganz den Plaketts zugewendet und erwarb sich ein Vermögen damit. Die Pariser Künstler zählten ‚Sascha Rottemburg' gern zu den Ihrigen, er selbst war äußerlich ganz zum Parisier geworden.

Innerlich nicht, wiewohl er's standhaft behauptete. Er hing seinem Schicksale grübelnd nach als echter Deutscher, wenn er sich auch den Cynismus zu seiner Menschenscheu vom Auslande geliehen. Als Zweiundzwanzigjähriger hatte er, gegen den Willen der Seinen, die kleine Barbizon vom ‚Palais Royal' geheiratet, und seine kurze, unglückliche Ehe hatte ihn aller Illusionen beraubt. Er fühlte sich als entblätterter Baum.

Seit zehn Jahren mied er sein Vaterland. An seiner Mutter sechzigstem Geburtstage war er zuletzt in Litauen gewesen; am zweiundzwanzigsten Dezember dieses Jahres würde sie ihren siebzigsten erleben, das wußte er. Auguste, seine ältere Schwester, hatte es ihm vor ein paar Monaten kurz und nüchtern geschrieben. ‚Ob er sich irgendwie vernehmen lassen wolle? Mutter lege doch vielleicht Wert darauf, und seit Vaters Tode fühle sie sich oft sehr einsam.' Der Vater, dessen schroffe Herrennatur die fantastische und eigenwillige des Sohnes nicht zu beugen vermocht, war seit fünf Jahren tot, und die Mutter lebte allein mit Auguste im alten Hause, seitab vom Städchen, am Rande der großen Waldung.

Zum Ersatz für sich selbst gedachte er ihr die ‚Klotho' zum siebzigsten Geburtstage zu schicken. Ein fürstliches Angebinde; hoffentlich würde sie es zu würdigen wissen. Ob sie oder Auguste das Modell herauserkannten?

Er ging ans Schiebladenschränkchen, holte seine alte Brieftasche hervor, setzte sich damit an den halb abgeräumten Tisch zurück und legte neben seine bewunderte Plakette ihr Vorbild: die mangelhafte Photographie seiner Mutter aus den sechziger Jahren.

Digitized by Google

‚Klotho', die Beginnerin seines Lebensfadens — seine Mutter.

— — — — — — — — — — — —

Die Stirn in der Hand saß er und dachte an Deutschland. Die fieberhafte Pariser Tragik lag im Nebel; er sah nur das Abbild und das Idealbild seiner Mutter vor sich. Aus dem matten Silbergrunde leuchtete ihm ihr sanftes Antlitz entgegen, schön durch seinen jungfräulichen Ausdruck, ihre schlanke Hand, die er als kleiner Knabe zu streicheln liebte, abends vor dem Einschlafen. Ja, seine Kunst hatte abermals ein großes Werk gethan; ein Verklärungswerk. — Er stellte sie sich vor, wie sie jetzt sein mochte: gealtert, in verschollener Tracht. Was wußten sie dort hinten von der Mode? — — Nun er die Augen schloß, sah er auch das hellgraue, kleine Haus vor sich; das Säulenportal und die Gartenbeete, tief in ihrer hohen Buchsbaumeinfassung, die der Vater mit seiner Papierschere zu stutzen pflegte. Er sah die Pelargonien hinter den Fenstern, die ihre schön getuschten Blüten gegen die Scheiben drängten; — er sah den spitzen Waldkeil, der zum Anwesen gehörte und seine alten Tannen bis zur Rittersporn-rabatte vorschob. Das Knarren der Wipfel hörte er, durch die der Nordwind dahinfuhr, und spürte den Geruch der Guirlanden aus dem frischen Nadelgrün, purpurn von Stechpalmenbeeren gesprenkelt. In allen Wohnräumen und unter den Dielenbalken hingen die Kränze von Mutters Geburtstag bis Neujahr. — Dann war er plötzlich im schweigenden Urwalde: — Edeltannen, knorrige Eichen, junges Buchengestrüpp dazwischen. Der Mond spiegelte sich hell im Brackwasser, und des Vaters große Hand hielt seine kalte Knabenhand gepackt, zog ihn lautlos in den schwarzen Schatten und die Lippen flüsterten: „Still!" — Denn dort im Morast stand schemenhaft ein Riesentier mit mächtigen Geweihschaufeln; ein jahrtausender Elch. Einmal hatte er solch ein Vorweltsungetüm gesehen — im deutschen Forst — niemals wieder. —

Wunderliche Bilder ———. Seine Augen blieben geschlossen. —

— — — — — — — — — — — —

Als er erwachte, schien die Wintersonne durch sein beschlagenes Atelierfenster zu ihm herein. — Er saß am Tisch, Plakette und Photographie unter den aufgelegten Armen. Seine fünf Gasflammen brannten noch fahl und schmutziggelb im Tageslicht, und aus der Tiefe drang das lärmende Straßentreiben zu ihm empor.

Die Morgenkälte schüttelte seine steifen Glieder; er blickte sich wie ein Verirrter im großen Raume um, mit all den Spuren des gestrigen Gelages und ekelte sich daran. Ohne sich umzukleiden, warf er sich drüben in der Wohnung aufs Sofa, klingelte seinem Diener und bestellte das Frühstück. Aber seine Träume waren zu lebhaft gewesen — unheimlich. — Ehe er etwas genießen konnte, schrieb er seiner Schwester die kurze Antwort auf ihren nüchternen Brief vom elften Oktober:

„Ich habe es mir überlegt, daß ich dies Jahr ganz gut am einundzwanzigsten Dezember bei euch in Mehlauken sein kann. Sage es der Mutter; Grund, eine Überraschung zu inscenieren, liegt nicht vor. Ich bitte nur, daß ihr eins entschuldigt und Notiz davon nehmt: die deutsche Gefühlsseligkeit ist mir abhanden gekommen. Daran ist nichts mehr zu ändern. Ich möchte die alte Stätte wiedersehen, Ruhe haben und die Vergangenheit begraben wissen."

II.

„Die alte Frauchen is nich jesund; darum kommt die Freilein Aujustchen nich for der Herrchen am Bahnhof," sagte der Packträger und zeigte auf den niedrigen Schlitten mit dem munteren Litauerpferdchen davor, hinter dem Stationsgebäude. Der Atem stand als weiße Wolke vor dem Maule des Tieres, und der Kutscher nickte schon von weitem: „Scheen' juten Morjen, jnäd'jer Herr!"

„Sie sind noch da, Michallis?"

„Nu, jewiß, jewiß! Ich, warum sollt' ich nicht da sein? Aber der jnäd'je Herrchen wird mir doch schon nich dürfen Sie' sagen!"

Richtig, er hatte vergessen; er konnte den kordialen Ton unmöglich so rasch wiederfinden — nach zehn Jahren Abgewöhnung. Deswegen verhielt er sich schweigend, während der Kutscher sich, der holperigen Bahn halber, lebhaft aufmunternd mit dem Pferdchen unterhielt; war's zufrieden, daß der beliebte Umweg durch den Wald gemacht wurde, und zog sich Mutters dicken Fußsack bis zu den Hüften hinauf unter der Decke. Kalt und frisch war's hier droben in der Heimat.

Digitized by Google

Der Fahrweg war ihm noch genau bekannt. Das elterliche Haus lag ländlich und ein wenig einsam in der Richtung auf Witgirren zu. Sieben lange Schneisen schnitten schnurgerade in den Forst hinein, ehe man den Schornstein und darunter das rotbraune Dach mit den eirunden Mansardenluken aufleuchten sah. Prachtvolle Weißtannen, deren breite Zweige der Weihnachtsschnee niederzog, ragten bewegungslos neben uralten Steineichen, gesund bis in ihren Kern. Die ganze Landschaft glitzerte feenhaft im Sonnenschein. Duftiges Kältegeflimmer erfüllte die Atmosphäre. Der tiefblaue Himmel wölbte sich hoch und durchsichtig klar, und unter den Kufen knirschte und kreischte der gefrorene Schnee.

Alexander zählte die Schneisen und verzählte sich, weil eine braune Dirne im zerlumpten Rock und roten Kopftuch dort vor der Zigeunerkate stand, breit lächelnd, beide Hände über den Augen, damit sie besser erkennen könnte, ob der Reisende im vorbeifliegenden Schlitten des Anbettelns wert sei. Schlank und gerade wie ein Strich stand sie da. „Gut zum Modell für meine Kandelaberfigur“, dachte Alexander und warf ihr eine kleine Münze in den Schnee. Wie eine Katze sprang sie danach. Darüber verpaßte er die letzte Schneise; plötzlich schwenkte der Schlitten schon auf das Säulenportal zu, bürstete den Schnee von der buschigen Buchsbaumeinfassung des Mittelbeetes, daß es stäubte, und hielt vor dem Eingange. —

Auguste trat in die Thür, peinlich sauber im grauen Kleide und der schwarzen Lüsterschürze, das Gesicht kaum verändert gegen damals, nur ein wenig verknittener und herber geworden die Züge, die einst schön gewesen. Sie gab dem Bruder die Hand zum Willkommen und bot ihm die Wange hin; dann sagte sie: „Du wirst die Mutterchen doch recht schonen müssen, Alexander. Geh' schon lieber gleich hinein zu ihr, und leid's nicht, daß sie herumwirtschaftet.“ Damit ging sie zum Schlitten und hieß Michallis den Koffer abladen, während sie den kleinen Gaul hielt. „Streich' dir das Haar aus der Stirn; die Mutterchen erkennt dich ja nicht!“ rief sie dem Bruder nach, allein er hörte sie nicht mehr.

Die Gefühle *sollten* nicht Macht über ihn haben — nein! Gemessen schritt er über die Schwelle, und da, vor den klaren Gardinen und den blühenden Pelargonienstöcken, die sich gegen die Scheiben drängten, saß seine Mutter im Lehnstuhl am Fenster und streckte ihm die Arme entgegen; stumm, die Augen voll Thränen. —

Ganz klein war ihr Gesicht geworden; das Haar weiß und spärlich unter der anliegenden Haube, die Gestalt wie in sich selber zurückgekrochen. Nur die blauen Augen groß geblieben, und der Ausdruck derselbe von einst. Ihre Seele war nicht mit gealtert.

„Trautster! — — trautes Kind — — mein goldnes Jungchen!“ flüsterte sie abgerissen und zwang ihn mit Liebesgewalt in ihre schwachen Arme und an ihr Mutterherz.

Er blieb, wo sie ihn hielt, allein da ihm vom Niederbücken das Blut schmerzhaft in den Kopf schoß, konnte er nicht anders, als auf den breiten Fußschemel vor ihr hinknieen, während ihre Arme ihn umfaßten und er das mühsam verhaltene Schluchzen in ihrer Brust gegen die seinige arbeiten fühlte. So wiegte sie ihn hin und her, ihr Kinn an seinen Scheitel gedrückt.

Endlich faßte sie sich, nahm sein mageres Gesicht in ihre Hände, hob es zu sich auf und küßte Mund und Wangen, so zärtlich und beseligt, als ob er ihr Neugeborener sei; als hätten die zehn Trennungsjahre keine dunkle Schrift von Trotz und Bitterkeit und Mißverstehen in ihr Liebesbuch geschrieben. „Trautes Kind; — — mein goldnes Jungchen!“ wiederholte sie immer von neuem und fand kein innigeres Wort. —

Dann griff sie seitwärts nach ihrem Arbeitskorbe und holte den weiten Kamm von hellem Schildpatt im Lederfutteral hervor, den ihr vor langen Jahren eine Patientin ihres Mannes für ihr schönes, starkes Haar geschenkt hatte. Mit einer Hand hielt sie das Gesicht des Heimgekehrten fest; mit der anderen kämmte sie ihm das lange Stirnhaar aus den Augen fort und empor, strich es ganz zurück und scheitelte es über dem linken Ohre, so wie sie's, bis zu seinem zwölften Jahre, Tag für Tag gethan hatte.

„Nun sieh mich noch einmal an, trautes Kind,“ sagte sie, küßte ihn auf die Stirn und blickte ihm liebevoll in die Augen. „Gottlob, es ist mein Jungchen noch und kein fremder Mann. Du hast eine gute Stirn, ganz wie dem Vaterchen seine, und dahinter wohnt, was du kannst. — Was wirst du deine Menschenstirn zudecken, mein

Digitized by Google

Kind, als möcht'st du dich schämen, daß du einen Geist von Gott empfangen hast?"

„Es ist ja nur eine lächerliche Äußerlichkeit, Mutter," antwortete er, erhob sich, setzte sich neben sie ans Nähtischchen und fing an, mit den Garnknäueln im Strickbecher zu spielen, wie er's als Knabe gerne gethan, wenn er in Verlegenheit war. Mitten drin hörte er damit auf und schob den gedrechselten Becher von sich ab: „Verzeih', — ich hatte es vergessen, Mutter."

„Sieh an — du weißt doch schon noch, was ich nicht gern mag," meinte sie lächelnd, und in ihrem Kinne, das rund und fein geblieben war, vertiefte sich das hübsche Schelmengrübchen. „Du bist mein gutes Kind, und ich glaube dir nicht, was du der Augustchen geschrieben hast: daß du solltest dein deutsches Gefühl in Frankreich verloren haben. Es wird doch schon nicht so sein, wo unser deutsches Reich in hohen Ehren dasteht, und wir sind stolz auf unseren Kaiser. Dein Deutsch hast du auch nicht vergessen."

„Wie werde ich denn nur —"

„Nicht wahr? Die alte Mutter wird Recht behalten; laß du's der Augustchen nur wissen. Brav ist die Augustchen, eine treue Tochter, bloß verbittert und lang bei'm Groll. Das wird sie vom Vaterchen geerbt haben, und wir müssen's gelassen hinnehmen. Du auch, mein Jungchen."

„Gewiß —"

Sie drückte seine Hand in ihrer. „Horch, die Adelheidchen klappert schon — vergiß nur nicht der Adelheidchen guten Tag sagen, Kind! In zehn Minuten gibt's Mittagsbrot. Komm, hilf mir auf; da steht auch mein Stock, — da an der Uhr. So, nun werd' ich geschwind gehen und meine Mittagshaube aufsetzen — du weißt schon: und nach Tisch, wenn ich die Hartungsche lese, packst du aus und siehst dich bei uns um. — Hast du nichts von deiner Arbeit bei dir zum Zeigen, trautstes Jungchen?"

„Warte — ich werde dir gleich etwas herunter holen," sagte er; eilte hinaus, und, seine interessante Pariser Rolle vergessend, sprang er treppan, immer zwei knarrende Stufen auf einmal, und durch den engen Flur in sein altes Knabenstübchen. Eine kindische Neugier trieb ihn.

Nichts verändert. Sogar noch der Sprung im Spiegelglase und die kornblumenblaue Tapete behängt mit den Neuruppiner Bilderbogen, die er einst zierlich ausgetuscht hatte, Goldpapierleistchen rundum geklebt und das Ganze mit flüssigem Gummi überstrichen, der Haltbarkeit wegen. Da waren sie: ‚de Fischer un syne Frn' und ‚Ritter Blaubart' und ‚der Frieder und das Katherlieschen'.

Ein Wehgefühl, ein — heftiger Wunsch nach der Jugend, die weit dahinten lag, stieg in seiner Seele auf. Hastig schnallte er die Kofferriemen los und stach sich den Finger wund am Dorn der letzten Schnalle, schloß auf und nahm das elegante Maroquinetui mit seiner Plakette heraus. Im Hinuntergehen sah er die Thür der Fremdenstube angelehnt und guckte hinein, weil ihm das alte Himmelbett und die Mahagonimöbel mit bronzenen Löwenköpfchen aus der Napoleonischen Zeit als sehr stilgerecht in der Erinnerung hafteten.

Auch hier alles unverändert, und vom Fenster, nach Norden, der poetische Blick in den verschneiten Garten und den Tannenwald. Nur dort in der Ecke, halb von der ingwerfarbenen Gardine versteckt, stand der Mutter Spinnrad, ohne Flachs und Band.

„Sie spinnt nicht mehr —!"

Das Wehgefühl in seiner Brust verschärfte sich noch. Er mochte dagegen argumentieren wie er wollte; es verlor sich nicht.

— — — — — — — — — — — —

Unten saß die Mutter in der zierlichen ‚Mittagshaube' mit der grausiebenen Mundschleife schon am runden Eßtisch und wartete. Langsam schrob sie den Pfropfenzieher in den Flaschenhals, während Auguste um den Tisch herum ordnete. — Sie mochte immer reden und ihr den Pariser Brief vorhalten; das ließ die Mutter sich nicht rauben: ihr einziger Junge sollte heute einen guten Trunk thun.

„Von Vaters feinem, altem Graves: Krankenwein, Mutter!" wehrte Auguste entrüstet.

„Laß schon gut sein, Kind; diesmal geht es nach meinem Willen —"

„Mutter, ich bitte dich — —"

„Nein, Kind: es geht nach meinem Willen. Ich bin seine Mutter. —"

„Wo die Franchen doch wird sagen: er is krank im Jemiete, Freilein Aujustchen; wornm soll er nich der sel'ge Herr seinen Krankenwein kriegen?" beschwichtigte die alte Getreue, die mit der Suppenterrine eintrat. Da stand Alexander auch schon hinter ihr, ließ sie ihre dampfende Last

Digitized by Google

Holländisches Mädchen. Nach dem Gemälde von Rudolf Possin.

Digitized by Google

hinstellen und gab ihr die Hand: „Kennst du mich noch, Adelheidchen?“

Sie erschrak über sein elendes Aussehen, und wie ihm die Röte bis unters Haar lief, als er der Frauchen die Flasche und den Pfropfenzieher heftig fortnahm und ausrief: „Ich bin doch wieder da, Mutter!“ — Desto mehr freute sie sich über seine Heftigkeit. — „Krank is er nich; die Frauchen hat ihr jeirrt!“

Dann legte er der Mutter sein Geschenk neben den Teller, obwohl erst morgen der richtige Tag war, und das Kleeblatt: Mutter Schwester und Magd, beugten sich betrachtend über das silberne Viereck auf blaßgrünen Sammet gebettet. Gespannt sah er ihnen zu. —

„Ach, wunderschön! Wie ein Heiligenbild. Ich danke dir tausendmal, mein trautstes Kind,“ sagte die Mutter, aber Auguste widersprach:

„Es ist ja eine mythologische Figur, Mutter: Klotho, eine der Parzen. Siehst du die Unterschrift nicht? — Hier.“

„Herrjechen nein doch! Es is die Frauchen!“ rief Adelheid dazwischen und schlug entzückt die Hände zusammen. „Ich erkenn' ihr! Nach die Frauchen ihr scheenes Bild, was der sel'je Herr so järn hat jehatt, frieher, wo der Alexanderchen is das Jahr danach jekommen —“

„So ist es! Adelheidchen ist die Klügste!“ — Er faßte die Alte an beide Schultern, schüttelte sie und strich ihr lachend mit zwei Fingern über die Backen, die ein Netzwerk von rotblauen Äderchen durchzog.

Der erste Eisenreif sprang von seinem gepreßten Herzen ab, und das Familienmahl, zu dem, von der offenen Wohnstube herein, die mittägliche Sonne freundlich leuchtete, verlief sehr traulich. Sogar Auguste taute ein wenig aus ihrer gewöhnlichen starren Schweigsamkeit auf, und der Bruder mußte von Paris und seiner Arbeit und den Freunden erzählen. Voll naiven Staunens hörten sie zu und fragten, in aller Unschuld, so unmögliche Dinge, daß ihm mehrmals der Gedanke aufstieg: „Ist denn hier bei uns die Welt zu Ende?“

III.

Dennoch: — ob auch ein Reif abgesprungen war — die anderen drückten sein Herz desto einschneidender.

Nur die arme Magd hatte ihn in ihrer instinktiven Bauernschlauheit erfaßt; die Seinen hier am Ende der Welt verstanden ihn nicht. Von seiner flügelschwingenden Symbolik, seiner Wirklichkeitsverklärung und seinen Namenswahl für sein Kunstwerk fehlte ihnen der Begriff. So weit hatte er sich den Abstand zwischen ihm und ihnen doch nicht vorgestellt. Daß es trotzdem in diesem Weltwinkel etwas gab, das ihn einhüllte, wie die wohlthätige, warme Decke den Halberstarrten im Schnee — er fühlte es; aber sein gekränkter Künstlerstolz hätte am liebsten über die schlichte Hülle aus starkem Hausmachergewebe spöttisch die Achseln gezuckt. —

— — — — — — — — — — —

Während die Mutter, mit der Hartungschen Zeitung neben sich, ihren Nachmittagsschlaf im Lehnstuhl hielt und Auguste bei Adelheidchen in der Küche wirtschaftete, ging er noch einmal in die Fremdenstube hinauf, leise, auf den Zehen. Das steckte noch so in ihm von früher. Mutters Schläfchen war den Kindern immer heilig gewesen. Die Treppenstufen knackten, trotz der Vorsicht, laut; — sonderbar: dasselbe herzklopfende Schuldbewußtsein wie einst kam ihn an. Hier im Fremdenzimmer hing noch immer das Bücherbort an den grünen Schnüren mit den Büchern des Vaters, die nicht von der Medizin handelten, und in denen der halbwüchsige Junge zahllos oft gewildert hatte, droben in der Mansarde, oder drunten im Gartengang, den die Linder den ‚Festgang‘ getauft hatten, weil Stechpalmen und Mahonien ihn einfaßten. Lauter Geburtstagskranzlaub.

O, die köstlichen verbotenen Bücher, wie sie ihn anheimelten! Wieland und Heine, Goethes Wahlverwandtschaften und Boccaccios Dekameron; die ‚mœurs de Paris‘ und die Originalübersetzung der ‚Tausend und eine Nacht‘.

Die ‚Pariser Sitten‘ hatten sein Schicksal verschuldet und seinen Ruhm geboren. — Um Gottes willen — hier in der Heimat nichts mehr von Nachtbildern und Fiebergestalten! Aber Heine: — nur noch einmal die süßen Schauer spüren, die ihm beim gestohlenen Lesegenuß durch die jungen Glieder und frischen Sinne gerieselt waren, und die Thränen weinen, deren der männliche Sekundaner sich geschämt, bei den ‚Zeitgedichten‘ und den ‚letzten Liedern‘. —

Digitized by Google

Er nahm sich den Doppelband mit seinen Lieblingen darin aus der Reihe, stand noch einen Augenblick am Fenster, das, als einziges, groß und breit war, und freute sich über das prächtige Arbeitslicht. Dabei fiel ihm seine jüngste Pariser Bestellung ein, der riesige Prunkleuchter für das Vestibül von Château Dinard, und er dachte an die geschmeidige Zigeunerbirne von heute früh: die gute Kandelaberfigur. „Vielleicht könnt' ich doch hier die Studie und das Modell im kleinen fertig bringen und ein wenig länger bleiben. Es wäre eine Erholung, und den Thon ließe man sich von Benotti aus Berlin kommen."

Der Garten steckte tief im Schnee; nur der Festgang, der auf Kutscherhäuschen und Remise auslief, war sauber gekehrt. Das sah er von der Thür aus, als er noch unter den Säulen zögerte und sich überlegte, ob er nicht besser Galoschen anzöge? Leise schlich er noch einmal zurück und streifte in der Diele die Gummischuhe über seine leichten Halbstiefel.

— Was fehlte ihm nur am Hause und machte ihn trübsinnig und verstimmt? Er konnte nicht dahinterkommen und sah sich vergebens nach rechts und links danach um. Es lag auch etwas Fremdes in der Luft; oder war's nur der schroffe Abstand gegen Paris in jeglicher Hinsicht und allen Dingen? — Oder einfach das Produkt nervöser Gefühlsüberfeinerung? — Künstlervorrecht und -plage zugleich? —

Sinnend begab er sich hinaus und gradeswegs zum Festgang. In niedrigen Wällen begrenzte der Schnee die Stechpalmenbüsche; aus dem polierten Stachelgrün leuchteten die Purpurbeeren brennendrot, die weißen Polsterchen, da und dort auf den Zweigen, blendendweiß dagegen. Ringsum alles totenstill; nicht einmal ein Rabenkrächzen oder Rotkehlchenruf. Wie verbuscht und zugewachsen der Garten. Das graue Wasserbecken mit der Barocknymphe, an deren Schöpfmuschel Eiszapfen hingen, und gegenüber die bemooste Sonnenuhr in der Wegausrundung von geschorenem Taxus: — „Das könnte ebenso gut in Klein-Trianon stehen," dachte Alexander, und dann wandelte er langsam auf und ab, immer fünfzig Schritte hin und her und las in den „Zeitgedichten." — ‚Doktrin', ‚Verkehrte Welt' — ‚Nachtgedanken'.

Nach achtzehn Jahren las er sie zum erstenmal wieder, und in dieser stillen Winterstimmung des verbuschten Gartens klopfte das Lied an sein Herz. Mitten im Lesen blieb er am Wegrande stehen, nagte die Lippe und blickte mit scheuer Kopfwendung seitwärts, wo das hellgraue Säulenportal im Profil gegen die hohen Tannen des Waldkeils stand.

‚Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
— — — — — — — — —
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!
— — — — — — — — —
Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.
— — — — — — — — —
Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben. —'
— — — — — — — — —

Wieder hielt er den Schritt an, und wieder starrte er düsteren Blickes auf das Säulenprofil und die schneegebeugten Tannen dahinter.

— — — — — — — — —
‚Gottlob, durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen. —'
— — — — — — — — —

„Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen — — Gott im Himmel! Das auslöschen können — ungeschehen machen! — O, gerechter Gott!" Er ließ das Buch sinken, schob es mit zitternden Fingern in die Manteltasche und drückte sein Gesicht in die gefalteten Hände. So ging er vorwärts, unsicher schwankend wie ein Blinder. —

Je weiter er ging, desto deutlicher klangen die Kinderstimmen in seine Qualgedanken hinein. Sie sangen miteinander die liebliche, kleine Daina: das litauische Volksliedchen vom Zeisig:

„Fing einen Zeisig, Zeisiglein,
In meinen weißen Händelein.

Ich ließ den Zeisig, Zeisiglein,
Wohl in mein Rautengärtchen ein. —'

Der Schwankende prallte hart gegen die Mauer des Kutscherhäuschens; und als er die Hände von den Augen nahm, sah er durchs Fensterchen der Klete ein zierliches Bild. Die drei Kleinen saßen um ihre Mutter, die Michallene. Die wand an einem

Digitized by Google

Kranze. Die Kinder reichten ihr Stechpalmenzweige zu, und Michallis, der Vater, lehnte an der Häckselkiste, pfiff die Daina mit und flocht sich eine neue Peitschenschnur.

Wie der Sohn ihrer Frau so unvermutet zu ihnen hereintrat, warf die Michallene ihren Schurz über das Gewinde und wurde blutrot vor Schrecken:

„Jeses — der Herrchen! Wir haben nich jewißt, daß der Herrchen wird zu uns in die Klete kommen un wird sehn,“ entschuldigte sich die Michallene. „Die Freileinchen, sie hat verboten, daß die Frauchen soll keinen Kranz haben zu der siebzigste Jeburtstag. Aber wir können nich — wir *können* nich! — Die Frauchen is immer gut jewesen!“

Plötzlich ward ihm alles klar, was ihm im Mutterhause gefehlt hatte zu dieser Zeit des scheidenden Jahres. Mutters Geburtstag, — Weihnachten mit Schnee und Eis; und kein Tannenduft vom verborgenen Christbaume, keine Guirlanden von Rot und Grün um Thüren und Bilder und Dielengebälk. — Er schlug sich vor die Stirn und riß den Schurz vom halbfertigen Kranze im Schoß der Michallene:

„Meine Schwester hat verboten? Auguste? Weshalb? Wozu?“

„Wegen der Herrchen ihm selber. — Der Herrchen darf nich schelten; es wird doch schon bloß 'n *kleines* Kranzchen um der sel'je Herr sein Bild! Un gar kein Baumchen soll werden jehau'n un kein Licht brennen! —“

„Nein, nein! — Unsinn!“

Er war schon wieder hinaus und ging mit langen Schritten dem Hause zu. Halbwegs kehrte er um und rief scharf:

„Michallis!“

„Ja, Herrchen!“

„Bring' die Strauchscher' und das Beil.“

„Scheen, Herrchen; ich werd' bringen.“

„Du wirst jetzt schneiden, bis ihr genug habt, und es werden die Kränze gebunden wie alle Jahr, — die Adelheidchen muß helfen,“ herrschte er den Gerufenen an. „Du gehst auch später mit in den Wald und schlägst den Baum; hast du verstanden?“

„Hab' ich; — aber wenn die Freileinchen hernach wird sagen —“

„Das ist *meine* Sache. Nach *meinen* Worten thust du. — Vor Mitternacht will ich, daß die Kränze hängen!“

Verdutzt sah der Kutscher ihm nach, wie er dahin ging, am ganzen Leibe zitternd vor Zorn.

Am Ende des Festweges stieß er auf seine Schwester. Sie kam aus der Küche, hatte sich in ein wollenes Tuch gewickelt und trug ein Tellerchen voll klein geschnittener Brotrinden; die wollte sie den hungrigen Vögeln streuen.

Er fuhr darauf zu wie ein Stoßvogel; schleuderte den Teller aus ihrer Hand in den Schnee, daß die Brodsamen sprangen und trat das Steingut zu Scherben.

„Auguste — Auguste —! — *Das* — — so etwas thust du mir an — Mutter — unsere gute, geliebte Mutter —!“ Die Stirn wieder in den gerungenen Händen, stand er abgewendet und weinte schluchzend. —

Sie blieb neben ihm, stumm, den Kopf hoch und die schmalen Lippen streng geschürzt. Kein Glied regte sie und ließ ihn ohne Trost seine Schuld erkennen und beweinen. — Nach einer langen Weile sagte sie, und ihre Stimme bebte auch, trotz aller Meisterung:

„Es ist *nur* um deinetwillen und für Mutter geschehen; denn es war doch wegen der Kränze, daß du meinen Vögeln ihr Brot verdirbst?“

Er hob die Schultern und schluchzte und nickte ein paarmal rasch hintereinander, Sprechen konnte er nicht.

Die schwesterliche Liebe und das Mitleid regten sich in ihr und besiegten ihren verbitterten Sinn. Sie umfaßte die Schultern des ganz Vernichteten und zog ihn mit sich, vom Festweg seitab, durch den tiefen Schnee zu den Tannen hin. Michallis brauchte nicht Zeuge zu werden beim Zweigschneiden mit der Strauchschere.

Unter den Tannen, hinter der Ritterspornrabatte, stand des seligen Großvaters verfallenes Liebestempelchen aus der gefühlvollen Hainbundszeit, und da hinein gingen die Geschwister zu ihrer Aussprache.

Die Luft im Tempelchen war klammig und dumpf, weil der Schimmel die alten Wände überzog und als schmutziggrüne Eisnadelchen an den Schäferfresken in Rosenrot und Himmelblau haftete. Die Fensterscheiben schillerten bunt durch die Frostblumenranken, und über dem Zipfelmützendache schauerten die Tannen leise im Abendwinde. Die Sonne stand schon tief und rot im Westen

Digitized by Google

auf den Wäldern; der Mond schaute zwischen den Zweigen hervor. —

Sie setzten sich in der feuchten Kälte nebeneinander auf die unbequeme Bank, die zu ihrer Zeit ein arkadisches Ruhelager für die sanften Wonnen der Schäferstunden vorgestellt hatte. Hand ruhte in Hand, und Auguste sprach fast allein.

„Ja, um deinetwillen ist es geschehen," sagte sie. „Sieh, du schriebst uns, daß dir die deutsche Gefühlsseligkeit abhanden gekommen ist, und ich meine noch zur Mutterchen: ‚Dem muß man nicht klein beigeben, und es ist eine wahre Schande, daß der Deutsche sich so leicht von seinen besten Gütern trennt in der Fremde und wird nachäffen, was die anderen Völker ihm vormachen, und läßt sich ohne Murren auslachen und überschlucken.' Da hat die einzige Mutterchen mich mit Thränen beschworen, ich soll ihr bloß die eine Liebe thun und sorgen, daß ihr Festtag diesmal kein Festtag ist und Weihnachten keine selige Zeit. Nur für dich, damit du ein bißchen bleibst und gewinnst deine deutsche Heimat wieder ein bißchen lieb. Unsere fromme Mutter, die an den heiligen Christ glaubt wie ein Kind und in den Lichtern am Baum das ewige Licht leuchten sieht, hat das für dich gethan!"

„O Gustchen — Gustchen! o ich schlechter Sohn!"

„Werd' ein guter, solang' du noch Zeit dazu hast. Ist es dir noch immer nicht bewußt, daß Mutters Tage gezählt sind? Ein Jahr oder zwei, sagt der Arzt; dann muß ich sie hergeben ohne Gnade. Ja, mach' dir das klar, Alexander, und versteh' ihre Sehnsucht nach dir. Denn sie weiß auch — —!"

Er ließ die freie Hand von seinen Augen sinken, sah ihr schreckensstumm ins Gesicht und sah auch ihre Thränen fallen. „Gott ist mein Zeuge — ich ahnte nicht, Gustchen! — Weil Mutter so selten schrieb, dacht' ich — —"

„Du dachtest: ‚Die Mutterchen macht sich nichts aus mir.' Ach Alexander, hast du dir niemals vorgestellt, daß eine Mutter wie unsere nicht aus Trägheit so selten schreibt? Sondern sie kann für allen ihren Kummer keine Worte finden und ist zu fromm zum Lügen, und mir nimmt sie mein heiliges Versprechen ab, ich darf dich nicht mahnen und dir ihre Krankheit nicht verraten und dich nicht schelten. So steht es; Gott wird mir verzeihen, wenn ich dir zu viel gesagt habe! Ja — weine nur; deine Thränen sind gerecht! Ich weine mit dir!"

„Wie konntest du? — O Gustchen — warum hast du geschwiegen?"

„Komm, sei nicht so verzweifelt," sagte sie, löste ihren Arm von seinem Halse, küßte ihn und trocknete ihre Thränen. „Du bist hier, Gott sei Dank, und die einzige Mutterchen ist nicht an der Freude gestorben. Das hatt' ich gefürchtet, so wahr ich hier bei dir sitze. Laß uns zu ihr gehen und bring' ihr nur Frieden, solange du sie noch haben wirst und sie dich. — Komm; es ist halb fünf, die Mutterchen muß ihren Thee haben."

— — — — — — — — — — —

„Der Michallis wird eben rufen; es sollen doch Kränze jebunden werden für der Frauchen; darf ich 'rieber jehn?"

Adelheidchen strahlte und hatte schon die große Schere und den Beutel mit Garnrestchen zum Binden am Gurt hängen. „Freileinchen is doch schon so jietig un wird Abendbrot besorgen for der Herrchen un die Frau?"

„Geh' nur; geh' gern, Adelheidchen!"

— — — — — — — — — — —

„Guck mich an, mein trautstes Jungchen; was ist das nur mit deinen Augen?" fragte die Mutter, schob den grünseidenen Lampenschutz ein wenig zur Seite und zog Alexanders Kopf zu sich nieder. „Du wirst dich doch nicht erkältet haben? Weht es draußen?"

„Nein Mutterchen — es weht nicht, und mir fehlt nichts. Ich freue mich, daß es so viel rote Beeren am Festweg gibt für deine Geburtstagskränze, und daß die kleinen Tannen so schön gewachsen sind auf Weihnachten."

Sie drückte seine Hand gegen ihr Herz und hielt sie da: „Trautes Kind — nein, wirklich?"

„Ja, einziges Mutterchen!" — und da sie ganz verklärt in seine Augen sah, fügte er hinzu, und abermals versagte ihm seine Stimme beinah: „Könntest du mir die Fremdenstube überlassen, Mutterchen?"

Ein Schatten ging über ihr selig lächelndes Gesicht, und ängstlich sagte sie:

„Ach, liebes Kind; ist dir deine alte Stube nicht zu Dank? Laß nur; wir wer-

Digitized by Google

den's der Auguſtchen ſagen, die wird ſchon machen —"

„Nein, Mütterchen; es iſt gut, ſo wie es iſt. — Zur Arbeit möcht' ich die Fremdenſtube und hier bleiben — ſolange du mich bei dir haben willſt."

— — — — — — — — — — —

Jetzt dachte er wirklich, einen entſetzlichen Augenblick lang, die Freude würde ſie töten; ſo leichenblaß ward ihr Geſicht an ſeiner Bruſt. Aber Gott wollte das fromme Herz noch nicht von ſeinem Kinde hinwegnehmen, das es heute erſt erkannt und begriffen hatte.

Als Auguſte zehn Minuten ſpäter mit dem Theegerät hereinkam, ſaß ſie aufrecht im Lehnſtuhl; ſchlug mit klappernden Nadeln ein friſches Strickzeug auf, der Sohn nahe bei ihr, und ſie lachte der Tochter entgegen:

„Die alte Mutter hat doch ſchon Recht behalten, Auguſtchen! Ich kenne meinen goldenen Jungen; am allerbeſten kenn' ich ihn! Kind, Kind, er bleibt bei uns! Thu' mir mein Spinnrad herunter — ich muß verſuchen zu ſpinnen; es wird doch ſchon wieder werden, Auguſtchen, daß ich ſorgen kann wie früher. Sieh dich auch nach einem guten Leineweber um, Kind — vielleicht der Jurgeneit in Witgirren, der Michallene ihr Bruder. Du wirſt nicht vergeſſen, Kind? — Was meinſt du dazu, mein Trauter, wenn deine Mutter dir wieder wird das Hemdenleinen ſpinnen? Als Dank weißt du," — und ſie ſtrich zärtlich über das Pariſer Etui, das offen neben ihr lag, ſo daß der Lampenſchein das reizende Kunſtwerk beleuchtete.

„Erſt wollen wir unſere Feſte feiern, Mutter."

„Ach, trautſtes Jungchen — ihr ſeid zu gut mit mir. — Ich vergelt' es euch ſchon noch, dir und der Auguſtchen — ihr werdet ſchon ſehn!"

Die fleißigen Hände ſanken ihr müde in den Schoß und falteten ſich dort; aber das hübſche Schelmenlächeln ihrer Jugendtage ſpielte dabei um ihren Mund. — Sie dachte an ihre Überraſchungen für die Kinder; drüben im braunen Schranke lagen ſie, und den Schlüſſel hatte ſie zu unterſt in des Vaters Schreibpultchen verſteckt, das ſie ſeit ſeinem Tode ausſchließlich benutzte. Auch an die Tannenäſte dachte ſie und an die Schnüre von Mandeln und Krämerroſinen, die ſie daran hängen wollte, weil ſie, blutenden Herzens und doch ganz gelaſſen, auf den Chriſtbaum verzichtet hatte. — Die Schnüre waren ſchon fertig; heimlich gefädelt, und der Wachsſtock zerſchnitten als ſie Auguſtchen ſicher in der Kirche wußte am letzten Adventſonntage. Adelheid war ihre Vertraute; die verriet kein Sterbenswort.

— — — — — — — — — — —

Gegen Mitternacht, als ſie längſt in Frieden hinter ihren Bettgardinen ſchlummerte, ſchlichen Bruder und Schweſter lautlos hin und her, in den beiden Wohnſtuben und auf der Diele. Vorſichtig kletterten ſie vom Stuhl auf den Tiſch und vom Tiſch aufs Leiterchen, das Adelheid feſthielt. So hängten ſie die friſchen Stechpalmenkränze über die ſtarken Nägel hier und dort, die der Vater ſelbſt eingeſchlagen hatte, heute vor fünfundvierzig Jahren, da er ein junger Ehemann geweſen war, der ſein Haus für die heiterſte, geliebte, junge Frau zum erſten Wiegenfeſte unter ſeinem Dache ſchmückte. — — — — — — — — — — —

Michallis brachte den grünen Chriſtbaum aus dem verſchneiten Walde herein, und der Herrchen half tragen. — — —

Digitized by Google

Weihnachten im Sortiment.

Von

Walther Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Wie bei keinem anderen Volke ist für uns alle Weihnachten der Gipfelpunkt des Jahres, „das Fest“ schlechthin. Die bunten Eier zu Ostern, die frische Maie zu Pfingsten, sie hinterlassen dem Kinde doch nicht den Eindruck, wie der Tannenbaum mit Lichterglanz, Pfefferkuchen und Karpfen, mit Nüssen, Geschenken und der die Festesfreude erhöhenden, oft leider stark dämpfenden Censur. Als eigentliches Fest der Kinder wird es von den Erwachsenen doch meist als mehr oder weniger wehmütiger Tag der Erinnerung empfunden, es sei denn, daß man als Mama oder Papa eine höchst wichtige, aktive Rolle dabei spielt. Für eine große Klasse von Menschen aber bedeutet Weihnachten eine Fülle von Arbeit, konzentrierter, aufreibender Arbeit, deren Last in keinem Verhältnis zu den wenigen Feierstunden unter dem brennenden Baume steht, ich meine die Ladeninhaber und ihre Leute. Die Stimmung der Straßen um diese Zeit, mit den erleuchteten Schaufenstern, dem kaufes- und festesfrohen Menschengekribbel ist uns allen vertraut und hundertmal geschildert, aber wer kennt die Poesie und Prosa des Ladens?

Ein Zweig dieser Klasse nun, der sich durch seine eigenartige, geschlossene Organisation von den anderen abhebt, nach Art seiner Ware, nach Bildung seiner Angehörigen sie alle weit übertrifft, ist der Buchhändler, als Besitzer eines Ladens der Sortimenter. Er vor allen muß auch uns interessieren, ist doch bei der Mehrzahl unserer Leser das Buch, wenn auch nicht immer das wichtigste, so doch das vornehmste Geschenk; auf keinem Tische darf es fehlen. Ist hier auch nicht der Ort, eine „Totalität der Zustände“ zu geben, so wollen wir doch wenigstens einen kleinen Einblick in das Leben und Treiben eines großen, nicht ausschließlich wissenschaftlichen Sortiments — sagen wir einer großen Provinzialstadt thun.

Etwa wenn die Kinder nach sorgfältiger vorausgehender Berechnung anfangen zu singen:

„Sechzigmal werden wir noch wach,
Heißa, dann ist Weihnachtstag!“

beginnt für den Sortimenter die scharfe Arbeitszeit. Das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“, das jeden Morgen eintrifft, und in dem die Verleger ihre Sachen anzeigen, beginnt zu schwellen, wird dick und dicker und strotzt von Annoncen. Täglich kommen Stöße von Cirkularen an mit „Stimmen der Presse“ ꝛc. Das eine der angepriesenen Werke soll „einem längst gefühlten Bedürfnisse abhelfen“, ein anderes „ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes“ werden, ein Ausdruck schöner und namentlich neuer als der nächste. Alle gipfeln sie darin, zu konstatieren, daß die betreffenden Bücher dem Publikum ganz besonders gefallen werden: „selbst die kleinste Handlung kann in kurzer Zeit Partien absetzen.“ Durch alles das muß sich nun der arme Chef durchackern und Stellung dazu nehmen. Bei der reinen Belletristik ist das ja nicht weiter schlimm, „der neueste“ so und so muß in bestimmten durch die Erfahrung erprobten Quantitäten vorhanden sein, und bei den anderen Autoren ist die Orientierung auch nicht so schwer, erscheinen doch heutzutage die meisten Romane und Novellen vorher in Zeitschriften. Anders liegt es bei Pracht- und Reisewerken, illustrierten Weltgeschichten ꝛc., da wird mit Hinzuziehung des ersten Verkäufers und des Prokuristen überlegt: Haben wir für dieses Unternehmen das entsprechende Publikum? Nämlich, fällt es in seine Geschmacksrichtung? Ist Ähnliches nicht schon zu oft dagewesen? Ist es zu teuer oder zu billig? Ist die Verlagsfirma von der Art, daß man ihr anständige Ausstattung, Wahl der richtigen Autoren und manches andere unbesehen zutrauen kann? — — —

Um einen Teil dieser Erwägungen abzukürzen und zu ihren Gunsten zu beeinflussen, schicken viele Verleger, oft schon im Sommer, Reisende, die das Werk oder Proben davon mitbringen, zeigen — und meist furchtbar reden. — Ein sorgfältiges Übertegen bei Sachen, die man in größerer Anzahl abzusetzen hofft, ist auch dann unbedingt nötig, wenn der Verleger das betreffende Buch „in Kommission“ liefert, das heißt dem Sortimenter zum Verkauf überläßt, unter der Bedingung, ihm das Abgesetzte zu Ostern zu bezahlen, das nicht Abgesetzte bis dahin zurückzusenden. Unter diesen Umständen ist der Einkaufspreis natürlich ein höherer und die even-

Digitized by Google

tuellen Rückfrachtskosten sind doch recht ins Gewicht fallend. Oft erscheinen die neuen Bücher auch erst zu kurz vor dem Fest, Anfang Dezember etwa, so daß man dann nicht erst große Besichtigungen vornehmen kann. Wenn andererseits größere, fest gekaufte Partien nicht „gehen" wollen, so ist der arme Sortimenter hereingefallen, denn wollte er versuchen sie seinen Kunden „anzuhängen", so schadet er sich ganz unverhältnismäßig, wie eine kleine Abschweifung von unserm eigentlichen Thema zeigen mag.

Der solide Sortimenter verkauft, soweit es sich um sein „Empfehlen" handelt, nur Bücher, die er für den bestimmten Zweck für durchaus geeignet hält — nach bestem Wissen und Können. Das will er teils, teils muß er es.

Er will es oft, weil viele, sehr viele Buchhändler noch Ideale haben. Der Mann, durch dessen Hände mit Ausnahme der Tageszeitungen fast alle geistigen Erzeugnisse gehen, die die „Schwarze Kunst" über den Erdball verbreitet, hält es für seine Pflicht, dem Geiste und der Bildung nach Kräften zu nützen. Die Aussprüche zweier der berühmtesten Vertreter dieses Standes gelten heute noch: F. A. Perthes sagt vom Sortimenter: „Kenntnis des Besseren und der Wille, dieses lieber zu verkaufen als das Schlechte, geben ihm seinen sittlichen Wert." Und der alte Göschen verlangt von ihm: „... Kenntnisse, Bildung und edle Gesinnungen. Er muß von dem Eifer beseelt sein, die Wissenschaften zu fördern, insofern dadurch das Wohl der Menschen gefördert wird."

Er muß nun aber auch in dem obengedachten Sinne verkaufen, auch wenn ihm die Ideale sehr gleichgültig sind, denn wenn er nur den eignen Vorteil im Auge hat und einige Publikumkenntnis besitzt, so muß er auf anderem Wege zu einem ähnlichen Princip kommen. Dann würde etwa der Satz gelten: Das Publikum bekommt genau das, was es will. Damit ist das Aufschwatzen minderwertiger, das heißt im Sinne des jedesmaligen Käufers minderwertiger Sachen natürlich unmöglich, und die Kunden werden durch sorgfältiges Eingehen auf ihre Wünsche ohne Versuche einer Vergewaltigung ihres individuellen Geschmacks, mit Recht den Eindruck empfangen, „gut bedient zu werden", und wiederkommen. So ist der Sortimenter natürlich viel besser gefahren, als wenn er einen alten Ladenhüter glücklich losgeworden wäre. Dem Rate seines Buchhändlers zu folgen, ist also keine Gefahr, im Gegenteil. Und trifft er einmal nicht ganz das Richtige mit seinen Empfehlungen — dann gibt es ja noch das Zauberwort: „Umtauschen."

Von den angedeuteten Gesichtspunkten geleitet, sucht sich also der Chef seinen Neuigkeitenbedarf zusammen. Nun trifft auch eine für Weihnachten engagierte Hilfskraft ein, denn das eigne, selbst stattliche Personal, reicht in den seltensten Fällen aus. Der muß nun angelernt, das übrige Corps auf den Trab gebracht werden. Alle noch rückständigen Arbeiten sind zu erledigen, in dieser Zeit muß jeder ganz „dem Augenblicke leben" mit alleiniger Ausnahme des Journalexpedienten, denn rücksichtslos genug erscheinen die Zeitschriften weiter. Das ganze Lager der gebundenen Bände wird revidiert. „Wieviel Lessing haben wir noch von diesem Verleger, dieser Ausstattung, diesem Preise? ꝛc." Und nun wird notiert und die Vorräte werden ergänzt. Goethegalerie und Lederstrumpf, Davidis und Spielhagen, Wilhelm Busch und Das versunkene Goldschiff, Erstes Bilderbuch für unsere Kleinen, und Königs Litteraturgeschichte, bald ist „alles da". Die Ballen und Kisten kommen, Postpakete in beängstigender Menge Im Packraum stehen die Lehrlinge bis an die Kniee in Emballagepappen und packen mit diereifrig glühenden Wangen alle die Herrlichkeiten aus. Trotz des Verbotes werfen sie heimlich sogar den Bindfaden der Pakete weg: ach was, jetzt merkt es doch kein Mensch! Im Kontor hinter dem Laden wird nun alles auf dem großen Mitteltisch aufgebaut, und die Leute von Rang gehen an das „Auszeichnen". Sie schreiben mit Bleistift kleine Ziffern, die den Preis angeben, in eine stille Ecke des Buches, bei mehrbändigen auch die Bandzahl. Oft wird der Preis chiffriert, indem von einem Wort, das aus zehn verschiedenen Buchstaben besteht, jeder Buchstabe eine Ziffer darstellt, z. B. — aber um Himmelswilleu, nicht aus der Schule plaudern! Die erledigten Bücher werden nun eingeräumt in das Alphabet, zu dem sie gehören. Rings droht von der Wand das broschierte Lager, nach Wissenschaften geordnet, dann in großen Glasschränken das gebundene Lager, wieder nach allen möglichen Gesichtspunkten bequem für die Praxis sortiert. Einen besonderen Raum neben oder über dem Hauptladen nimmt die Kunsthandlung ein, deren Ergänzungen und Novitäten jetzt auch in schönen langen Kisten eintreffen und mit Preis versehen in die einzelnen Mappen wandern, Genre, Landschaft ꝛc., das gibt zu thun, bis wenigstens die Hauptflut untergebracht ist! Und ja kein Versehen, sonst findet sich das verräumte Buch erst Ostern wieder, wenn kein Zufall es vorher ans Licht bringt. Die Auslage auf den Tischen und in den Schaufenstern wird verändert, Broschüren und Abhandlungen verschwinden und machen der Geschenklitteratur Platz.

Endlich, endlich ist vorläufig mal eine kleine Pause, die Wintervorräte sind im wesentlichen da, und das Auge des Chefs wandelt über sie hin, nur dadurch in seinen Gefühlen von einem Eskimo im Herbst zu unterscheiden, als er hofft, die ganze Bagage möglichst schnell wieder los zu sein. Wie er so abends kurz vor Schluß durch die Räume wandert und Generalrevision hält, folgen ihm die Spitzen der Verkäuferschaft.

„Für diese Kunstgeschichte, meine Herren, wollen wir uns mal besonders verwenden. Wir haben in den letzten Jahren nichts Neues derart gehabt und immer noch den alten X verkaufen müssen, mit seinen Schauerbildern. Dann hier der neue Fontane! Zeigen Sie ihn ja der Frau Geheimrat Müller, die nimmt dann gleich für die halbe Verwandtschaft. Außerdem ist er diesmal auch für junge Mädchen passend, wenn die durchaus einen modernen Roman wollen. Dieses Prachtwerk über Ceylon zeigen Sie dem Konsul M., der war voriges Jahr dort, der Schlemmer. Das da ist nix, wird aber verlangt werden, der Verfasser hat hier Verwandte . . ."

So geht es weiter. Auf einzelne Werke

Digitized by Google

und Neuerscheinungen machen wieder die Verkäufer aufmerksam: eine litterarisch praktische Unterhaltung. Der Laie würde sich wundern, wie gut die Leute auch bei ganz neuen Büchern Bescheid wissen.

Wie oft bin ich nicht schon gefragt worden: „Wie machen Sie das eigentlich, wenn Sie ein Buch empfehlen? Müssen Sie die denn alle lesen? Geht denn das?"

„Nein! Gnädiges Fräulein, das geht allerdings nicht. Dafür haben wir Buchhändler aber den sechsten Sinn."

Dieser sechste Sinn nun ist, verständig gesprochen, die Fähigkeit, sich aus Autor- und Verlagsnamen, aus Kritiken, Urteilen des Publikums, Ausstattung, Preis ꝛc., womöglich eigenhändigem Durchblättern ein annähernd treffendes Bild von der Seele des Buches zu machen, und das läßt sich mit etwas offenem Kopf und der nötigen Uebung thatsächlich erreichen. Anders ist es ja auch nicht möglich, sich halbwegs zu orientieren, denn im regulären deutschen Buchhandel erscheinen jährlich zwanzig- bis einundzwanzigtausend Bücher, von denen ein hübscher Procentsatz in das Gebiet der Weihnachtsartikel fällt.

So! Da hätten wir Aufmarsch und Schlachtplan. Nun die Schlacht!

In einem mir bekannten Sortiment kam so um den 1. Dezember, ungefähr dem Beginn der Campagne, der Chef mit einem Päckchen herein: „So, meine Herren, hier haben Sie jeder ein Notizbuch, schreiben Sie mir recht viel herein, und vergessen Sie nichts." Das war das Alarmzeichen. Dann zog jeder seinem inneren Menschen den Ulrod an, Südwester auf den Kopf und „alle Mann an Deck!"

Der Verkehr im Laden hat schon lange seine Wintermormalhöhe überschritten, es wird immer bunter. Was ins Ausland, womöglich über See geht, wird jetzt schon gekauft. Vorsichtige Leute versehen sich möglichst bald mit ihrem Geschenkvorrat; bei manchen freilich ist das Motiv ein anderes, die Freude am Kaufen treibt sie, dieser Passion schon möglichst früh zu fröhnen. Toller wird es und toller, die Arbeit scheint kaum noch zu bewältigen, der Höhepunkt ist etwa um den 18.—22. Dezember erreicht. Statt der normalen Arbeitszeit von 8—8 Uhr, arbeitet man bereits nur mit der nötigsten Eßpause, und abends geht es bis ein, zwei Uhr.

Ist auch der Verkaufsakt meist nicht besonders interessant, so ist doch der Humor oft reichlich vertreten. Man müßte einen Phonographen oder mindestens einen Stenographen hinstellen, um getreu zu kopieren, wie es beim Bedienen der Kunden hergeht. Am instruktivsten wäre es ja, jeder stellte sich einmal selbst hin und hörte und sähe zu; doch möchte ich diesen Rat wieder zurücknehmen, sonst stehen Sie meinen früheren Kollegen nur im Wege: für bloße Ladenfüller ist da kein Platz.

Die Thür geht auf, und rückwärts naht sich, gefolgt von einem triefenden Regenschirm, den er Miene macht auf den Tisch zu legen, der Herr Professor. Fünf Minuten sucht er nach seiner sorgfältig ausgearbeiteten Bücherliste und beginnt zu diktieren, denn das Manuskript gibt er nicht aus der Hand. Für den Verkäufer ist da nichts zu machen — nur ungeduldig kann er werden — die Bücher sind natürlich nicht da und müssen bestellt werden. Technisch schwierig ist nur, ihn daran zu verhindern, mit den nassen Handschuhen noch eine halbe Stunde da herumzublättern.

„Ich möchte gern aus Ihrer Leihbibliothek..."

„Erste Etage, bitte."

Jetzt kommt etwas sehr niedliches Blondes, wer nichts zu thun hat, jagt los; der erste darf bedienen. „Ich möchte gern" (das Publikum möchte immer gern, was ich sehr anerkennenswert finde), „ich möchte gern für eine Freundin etwas haben." „Ein Buch?" (Ironische Frage.) „Ja, ein Buch." „In welcher Art ungefähr? Soll es eine Anthologie sein, ein guter Roman ..." „Ja, ich weiß eigentlich nicht ..." „Oder hat die Dame vielleicht besondere Interessen?" „Nein, Interessen hat sie weiter keine." „Vielleicht hat sie eine Lieblingsschriftstellerin oder interessiert sich für Serviettenfalten, die Frauenfrage, Italien oder Volapük?" „Nein." „Dann würde ich Ihnen eine hübsche Schillerausgabe empfehlen, das paßt immer, das ist mehr was fürs ganze Leben, und außerdem können Sie es umtauschen." Verklärtes Lächeln: „Ach ja, wenn ich das könnte!"

„Pst! Pst! Sie, junger Mann! Ich warte schon eine halbe Stunde. Wie lange ..." „Einen Augenblick, gnädige Frau!"

Einer vom Lande, der auch schon recht lange geduldig dasteht, läßt nach einigem Stottern deutlich vernehmen: „Hebbt Se Papeerkrogens?" „Ne!" „Eck wult ja man eenen!" „Habe selber nur einen, und den habe ich um; der ist antiquarisch, und Antiquariat haben wir nicht." Der Bauer ist durch das Fremdwort so geblendet, daß er kopfschüttelnd entweicht.

„Sie da!" mit diesen ermutigenden Worten erscheint eine Megäre, drei Mädchen von vierzehn bis achtzehn Jahren hinter sich. Der jüngsten nimmt sie das Buch ab, das sie auf den Tisch wirft. „Jawohl, Sie sind es gewesen! Kennen Sie das Buch da, kennen Sie das Buch?" „Gewiß, das ist ein Band von der Heimburg!" „Ach was, verkauft haben Sie das meiner Tochter," geht es logisch weiter, „das haben Sie gewagt, mei—ner Tochter zu verkaufen." „Aber gnädige Frau, das ist doch für das Alter durchaus passend." „Was geht Sie das Alter meiner Töchter an, keine Liebesgeschichten sollen Sie ihnen verkaufen: Haben Sie mich verstanden? Ja—a? Na, wir sind geschiedene Leute, das sollen Sie mal sehen. Wir sind geschiedene Leute ... (Stimme von außen verhallend) geschiedene Leute ..."

„Na! Viel zu thun?" meldet sich ein alter Kunde, ein Kunde, der sogar den Hut abnimmt, wenn er den Laden betritt — welch seltsame Erscheinung. „Sie sehen ja schon echauffiert aus. Nun freilich, die vielen Lampen, der Staub und dann die Menschen. Wissen Sie, ich muß meinem jüngsten Schreier was schenken, das ist ja mal so Ulus: also los, ein erstes Bilderbuch!" Folgt der Auswahlakt. „Pfui, die unmoralisch, da ist ja eine Bierflasche abgebildet; würde Ihnen so passen, soll mein Junge ein Säufer werden? Na! also eins von den beiden anderen: an welchem

Digitized by Google

Unwetter. Nach dem Gemälde von Otto Modersohn-Worpswede.

Digitized by Google

verdienen Sie mehr? Na ja, dann schicken Sie mir das und für 30 Mark Klassiker, Sie wissen schon, was da noch fehlt. 'n Abend." „'n Abend, Herr Doktor."

„Ich möchte gern ein Bild, aber mit Rahmen." (An sich ja kein Widerspruch!) „Erste Etage, wenn ich bitten darf."

„Und Sie befehlen?" „Ich möchte gern ein gutes Buch für eine ältere Dame, die interessiert sich für Biographien aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, namentlich für Frauenbiographien. Ist da wohl etwas Neues erschienen? Voriges Mal hat sie gehabt . . ." Gottlob ein Mensch, der weiß, wo er hinaus will. Alles in Frage Kommende wird gezeigt, das schon Bekannte ausgeschieden und die Wahl getroffen. Fertig, der Nächste!

Nun folgt wieder eine vernünftigere Periode. Es werden dazwischen ein paar ältere Bücher ausdrücklich verlangt, Freytag vielleicht oder Keller. Eine Juristentante bestellt Motive zum Bürgerlichen Gesetzbuche, Mütter kaufen sachkundig Jugendschriften 2c.

Da schallt Hilfeklingeln aus der ersten Etage, bei der „Kunst" ist zu wenig Mannschaft. Einer rast hinauf. „Ich möchte gern ein Bild über das Sofa." „Jawohl; soll es Landschaft sein, oder ein historischer Gegenstand oder . . ." „Zeigen Sie uns mal was, wir werden schon etwas finden." „Davon bin ich fest überzeugt, nur wenn ich Ihnen die Auswahl etwas beschränken dürfte . . . wir haben hier ca. 2000 Blatt." „Fangen Sie nur irgendwo an! In der Zeit hätten wir schon eine Menge sehen können." Der arme Gehilfe blättert und blättert, das Suchen nimmt kein Ende. Durchaus wollen die Käufer mitblättern, nicht ahnend, daß es eine Art Kunst ist, ein Blatt so umzuwenden, daß kein Knick entsteht. Das muß also verhindert werden, die Entscheidung beschleunigt. Nach fast einstündiger Qual wird dann erklärt: „Na — schön, wir kommen wieder." Wut im Herzen ob der verlorenen Zeit begleitet der Unglückliche die guten Kunden bis zur Thür, um vorher noch gefragt zu werden: „Verkaufen Sie auch Centimetermaße?" „Nein, wir führen nur bedrucktes Papier." „Schade, wir könnten sonst gleich einmal ausmessen, wie groß etwa das Bild sein müßte." „Aber Sie haben doch das Sofa und die Wand gar nicht hier!" „Ach so! Ja — ja — na ja, also wir kommen wieder. Adjöh!" „Adjööööh!" Brrr.

Um die Freude noch zu erhöhen, naht der Chef. „Das ist natürlich nichts geworden?" „Nein, die wollten bloß Bilder besehen." „Sehen Sie, das sagen Sie selbst, und dabei zeigen Sie ihnen eben zwei Stunden lang Bilder, während wir hier unten nicht wissen, wo wir hin sollen. Unglaublich, daß Sie sich das nicht selbst sagen, daß dazu die Zeit nicht da ist. Fällt es mir denn ein, jemandem drei Stunden Bilder zu zeigen? Aber bei Ihnen ist es immer so was . . ."

Weihnachtszeit, schönste Zeit!

Dafür bekommt der Nächste eine kleine Einladung von dem aufgespeicherten Zornesvorrat. Ein kleines Mädchen mit einem ebenfalls minimalen Brüderchen fleht mit leiser Stimme und im voraus erschrockenen Augen um „ein Nadelbüchlein für zehn Pfenge". „Waas? Nadelbüchlein! Das wäre noch schöner! Raus."

So. Jetzt wird ihm schon besser nach dieser Bethätigung von Männlichkeit und Courage. Noch mehr entwölkt sich aber seine Stirn, denn eben betritt das Ideal des ganzen Personals, im stillen nur „Dora" genannt, den Laden. Sechsmal hat das holde Wesen nach Zola, La Terre gefragt, und immer war der Band in der Leihbibliothek ausgeliehen; jetzt hat ihn unser Held auf die Seite gebracht und überreicht ihn wortlos, nur mit einem beredten Blicke seinem Engel. „Ach! Das ist nett." Kann ein Mensch glücklicher sein?

Doch noch stehen ihm schwere Prüfungen bevor, die seine volle Selbstbeherrschung verlangen.

Ein in Amerika reich gewordener Fleischwarenhändler schiebt seinen gewaltigen Leib über den halben Ladentisch, Hut auf dem Kopf und Cigarre im Mund; die Hände in beiden Taschen stößt er nach einigem Verschnaufen hervor: „Zeigen Sie mir eine — Kunstgeschichte." „Bitte." „Ist da auch Lenbach drin?" fragt er mißtrauisch. „Jawohl." „So? Zeigen Sie mal her. Nein! so eine will ich nicht. Ich habe mir da in München diesen Sommer ein Bild gekauft von ihm, für 12000 Mark — zwölf — tau — send Mark! Und da will ich doch sehen, ob das stimmt. Haben Sie denn keine Kunstgeschichte, wo die Preise der Bilder dahinterstehen?!" Fassung!

Knips, ein ander Bild!

„Sie haben mir da gestern eine Litteraturgeschichte verkauft, so eine zu 20 Mark, Sie wissen schon, die ist aber (!) von 95."

„Ja, gnädige Frau, seitdem ist nur eine unveränderte Auflage erschienen." Tiefe Niedergeschlagenheit, dann die seltsamen Worte: „Schade, schade. In meiner sind Verschiedene drin, die — schon tot sind." [Anm. des Verfassers: In meiner sind sogar fast alle tot!]

Eine kleine Pause. Jetzt kann man ans Kassapult gehen und seine Barverkäufe eintragen, wenn man sie noch glücklich zusammenfindet; dann Ansichtssendungen herausſuchen nach dem Notizbuch.

Für ein Mädchen von sechzehn Jahren Mädchengeschichten, womöglich von der Schulze-Smidt oder der Helm, „aber sie dürfen sich noch nicht kriegen" (das „noch" ist hübsch). Preis bis zu sechs Mark.

Für einen jungen Mann, der vor zwei Jahren konfirmiert ist, bei seiner Großmutter wohnt und trotzdem Schiffsingenieur werden will, irgend etwas „Passendes", nicht über drei Mark.

Für einen verdrießlichen alten Herrn, der eigentlich nur englisch liest, ein paar gute Romane, aber deutsch; Preis einerlei.

Für ein ungewöhnlich begabtes Kind von anderthalb Jahren, das wie sein Vater Jurist werden soll, Bilderbücher mit Verschen, „aber nicht so die gewöhnlichen Kinderlieder, die kennt er schon."

Hinten im Kontor türmen sich die Bücher stöße beängstigend. Sie müssen jetzt für ihr Adressaten notiert werden, eine Begleitrechnung erhalten, ihrem Bestimmungsort zuwandern. Gehen sie nicht mit der Post, so schleppt

Digitized by Google

sie eine Horde Laufburschen zwei- bis dreimal täglich den Kunden ins Haus. Wieder nach dem Notizbuch wird dann im Bestellungsbuch alles eingetragen, was bestellt werden muß, seitenlang.

Von vier Uhr an ungefähr bis zum Abgang des letzten Leipziger Zuges sitzt dann ein Unglücksmensch da und schreibt diese Bestellungen aus, immer durch Neueintragungen gestört. Dafür spürt er aber auch seine Nerven.

Die Windstille benutzend, addiert der Chef die Barverkäufe im Kassabuch mit Bleistift auf und findet den Betrag viel zu gering. Das findet er nun schon gute zwanzig Jahre lang, und doch ist ein Weihnachten immer fetter als das andere gewesen, soweit man beim Buchhandel davon reden kann; eigentlich sind das Widersprüche, ebenso wie notleidender Agrarier ein Widerspruch ist.

Die Zeit, in der der Normalmensch Kaffee trinkt, ist zu Ende, und wieder füllt sich der Laden brechend voll. Jetzt gegen Abend ist meist die lebhafteste Zeit, Chef, Gehilfen, Lehrlinge, alles rast durcheinander, redet durcheinander. Namentlich die Lehrlinge sind oft ein äußerst possierlicher Anblick, da sie ein gewünschtes Genre von Büchern erst nach einigem Nachdenken zusammenfinden können und dann hochrot vor Eifer und Unsicherheit mit einigen schüchternen Worten vorlegen.

Das Verkaufen — ich meine das gute Verkaufen — ist aber auch ein gar schweres Ding und ist durch langjährige Übung einigermaßen vollkommen zu erlernen. Es gehören dazu eine gewisse allgemeine Gewandtheit, umfassende Bücher- und Lagerkenntnis, sehr viel Geduld, Geistesgegenwart — so seltsam das klingt — und vor allen anderen Dingen eine Art Instinkt, herauszufühlen, was der Käufer eigentlich will. Das kann so weit gehen, mag man es mir glauben oder nicht, daß ein erfahrener Verkäufer dem Kunden, wenn es keiner der festen Kunden ist, schon beim Eintritt ungefähr ansehen oder anfühlen kann, was er will: ein Bild, ein bestimmtes oder noch zu bestimmendes Buch, ungefähr auch die Preislage. Überraschungen sind da natürlich recht häufig, aber im allgemeinen ist das nicht unrichtig. — Auch nicht leicht ist es, verschiedenen Leuten gleichzeitig etwas vorzulegen: Moderne Lyrik, populäre Werke über Elektricität und rationelle Stallfütterung. Keiner darf das Gefühl haben, er sei zurückgesetzt oder nicht höflich genug behandelt. Dann gilt es sorgenvolle Besteller zu beruhigen, deren Sachen noch nicht da sind. Sie sind beim Verleger vergriffen, oder der betreffende Laufbursche hat sie im Nebenhause abgegeben, oder die Verbindung mit Leipzig, dem buchhändlerischen Centralpunkt, ist unterbrochen. Alle möglichen Zufälle können da eintreten; das Schlimme ist daß sie sich nicht etwa gleichmäßig verteilen, sondern mit raffinierter Bosheit immer nur eine kleine Anzahl von Pechvögeln im Publikum treffen, die sich dann für berechtigt halten „einen schönen Begriff von Ihrem Geschäft zu bekommen".

Spät am Abend, wenn sich der Schwarm verlaufen hat, wird im Kontor zunächst ein kleines Souper eingenommen, Butterbröte und Bier auf Kronskosten. Das ist denn oft sehr niedlich. Der Chef ist in seiner Privatwohnung, und alles sitzt um den Packtisch herum, schmaust nach Leibeskräften. Jeder sucht dabei unter humanem Äußeren die Thatsache zu verbergen, daß er den Vorrat auf der Schüssel und das Kinnbackentempo der Kollegen stets im Auge behält, um seine Maßnahmen danach zu treffen. Dazu werden die Tageserlebnisse besprochen, wird Kritik geübt und raisoniert. Dem Lehrling, der auf dem Kohlenkasten mit den Beinen baumelt, wird so wohlig ums Herz, wenn er bedenkt, daß die Töchter des Chefs Gretchen und Käthchen, die dazwischen ins Geschäft telephonieren kommen, mit ihren süßen Pfötchen die Stullen gestrichen haben. „Na, Sie wollen wohl wieder einmal blos zusehen, wie andere Leute arbeiten," das schreckt ihn auf. „Wieder einmal!" solch ein armer Lehrling thut nie etwas zum erstenmal, immer „wieder einmal". O, das ist hart! Armer Stift!

Es wird weiter gearbeitet, das chaotische Durcheinander auf den Auslagetischen wird gegeordnet und samt den zurückgekommenen Ansichtssendungen eingeräumt. Stark gelichtete Bestände werden behufs Ergänzung nachgesehen, die Bestellungen fertig gemacht, und um ein Uhr rast der Lehrling damit zur Bahn. Gähnend trennen sich die Leidensgefährten: „Huch, morgen um acht Uhr die Schaufenster ändern! Ist das ein schweres Leben!"

Allmählich kommt so der 24. heran und damit die Sorge, alles zum heiligen Abend Versprochene noch glücklich ins Haus und wieder aus dem Hause zu bringen. So um die Mittagszeit herum wird es denn auch im Laden recht still, immer spärlicher kommen die Käufer. Die Reste des einst glänzenden Vorrats werden an ihre Plätze gestellt. „So, das wäre wieder einmal vorbei! Nun kommt noch das Umtauschen, vierzehn Tage lang täglich zwölf Stunden; das wird auch schön!" Von diesen tollen Wochen wie gerädert, denkt der arme, todmüde Gehilfe, wie er wohl den Abend verbringen will, ob im Gehilfenverein des Ortes oder wo sonst.

In diesen oft stark gedrückten Betrachtungen stört ihn eine eigne Art von Nachzüglern des großen Käuferheeres: die Junggesellen. Die Droschke hält vor der Thür, in der sie zur befreundeten Familie „zum Weihnachtsbaum" fahren; da muß Vater, Mutter und Kindern etwas mitgebracht werden; das sind meist Bücher. Sie sehen wenig auf den Preis, sind schnell entschieden und lassen nicht anschreiben, sondern zahlen bar. „Umgetauscht werden kann es doch?" „Natürlich, Herr Assessor." Na, diese Umtauscherei! Mit den letzten Kräften werden diese Herren noch bedient, dann stößt sich jeder wieder planlos herum, bis der große Moment kommt, der in all der Misere wie ein tröstender Stern dem Wanderer entgegengelächelt hat.

Mit einem Päckchen Couverts in der Hand steigt der Chef die Treppe zur „Kunst" empor, im Vorbeigehen noch dem Prokuristen ein paar Worte sagend: „Ach bitte, einen Augenblick!" Kaum merklich schmunzelnd folgt dieser, es schmunzeln die Gehilfen, es schmunzeln auch die

Digitized by Google

Lehrlinge. Möglichſt unbefangenen Antlitzes erſcheint der Prokuriſt nach wenigen Minuten wieder, den erſten Gehilfen hinausſendend, nach deſſen Rückkehr den nächſten und ſo fort, ſtreng nach Rang und Würden. Was da oben vorgeht? Ja, wer weiß es! Jedenfalls hat der Chef die Couverts nicht mehr, als er herunter kommt.

„Na, meine Herren, ich wünſche Ihnen allen ein recht frohes Feſt! Alſo Montag von zwölf bis zwei. Guten Abend!“

Uniſono und ſehr herzlich: „Guten Abend!“

Kaum iſt er weg: „Wollen wir auch zumachen!“ Hui, wie das geht! Die Kaſſe und die Bücher in den Geldſchrank, Rouleaux herunter und Lichter aus, Thür zu — — Halt, da kommt noch jemand! Und herein mit zögerndem Schritt ein Knäblein tritt, ein Buch unter'm Arm: „J.. ich möchte gern das Buch umtauſchen.“ — „Was, jetzt eben vor der Beſcherung?“ — „N.. nein, wir haben eben beſchert, und da habe ich das Buch bekommen, und das gefällt mir nicht, und da dachte ich — — —“

Aus unſerer Studienmappe:

Burggräfler. Studie von Louis Eyſen.

Digitized by Google

Stille Weihnachten.

Von

Agnes Miegel.

Mit Vignetten von **Otto M. Porsche.**

Die Glocken läuten. Das iſt ein ſtiller Advent
In einem Hauſe, das kein Kinderlachen kennt,
In dem kein Stimmchen flüſtert vom Weihnachtsmanne.
Da iſt kein Raten, kein Wiſpern und Heimlichthun,
Über Rauſchgold und Silberſternen; die Hände ruhn,
Statt froh zu putzen die duftende Edeltanne.

Die alten Silberteller füllte ich ſtumm.
Acht Teller ſtanden einſt um den Baum herum,
Acht kleine Altäre, verklärt von der Liebe Schimmer.
Und immer weniger wurden es mit der Zeit;
Vor einem Jahre noch vier. Heut ſind wir zu zweit;
Sechs Plätze an unſerem Tiſch ſtehn leer für immer.

In des Werktags Mühen vergaßen wir unſer Leid.
Nun halten wir Raſt und haben Feierzeit
Und heben die Lider beim Glanze der Weihnachtslichter —
Unſre müde gewordenen Augen wartend ſpähn —
Wie öde in dieſem Licht unſre Zimmer ſtehn —
Wir ſuchen es überall wie geliebte Geſichter.

Horch, welch ein Klang klingt durch den ſtillen Saal!
Auf der Straße blaſen ſie unten den Weihnachtschoral,
Das alte Lutherlied von der Engelſtunde.
Das heiße Wachs tropft von dem grünen Baum,
Unſre heißen Thränen tropfen in holdem Traum.
Zu uns einſamen Seelen kam der Troſt dieſer Stunde.

Die Krippe, die einſt unſre Kinderaugen entzückt,
Die heimlich des Nachts der Mutter Hände geſchmückt,
Sie ſtrahlt nun wieder. All unſer Gram ward zu nichte;
Vor dem Lächeln des Heilands ſchwindet, was uns gequält,
Unſrer toten Mutter gütige Stimme erzählt
Ihren horchenden Kindern wieder die Weihnachtsgeſchichte.

Digitized by Google

Ein Weihnachtslied.

Novellette von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Winterdunkel, Winterschweigen, Trauer und Sehnen, tiefstes Verebben alles Lichtes und Lebens — diese ganze vorweihnachtliche Zeit — — immer stimmt sie mich zu eignem Sinnen, immer greift sie mir mit wunderbarer Macht ins Herz, aber doch nie wieder in solchem Maße, wie in jenem Jahre — —“

Mit tief versonnenem Blicke sagt er's.

Er ist ein Dichter, einer von den ganz echten, die traulich einfach und wahrhaftig zu reden wissen und die Menschenherzen dadurch an sich locken wie durch rote Zauberbeeren.

Durch höherer Mächte Güte ist er mein Freund. Es thut nichts, daß er berühmt zu werden anfängt. Er merkt es kaum, und es läßt sich mit ihm trotzdem vollkommen gemütlich und natürlich umgehen und reden, als wenn gar nichts los wäre.

„In jenem Jahre —“

Ein leiser Glückston, halb Kichern, halb Jauchzen, antwortet dem Stichworte aus einer der trauten Ecken des dämmerigen Zimmers her. Im Glutscheine des vernickelten Öfchens mit dem „ewigen Feuer“ hebt sich dort ein wunderschöner, zartblonder Frauenkopf von einer dunkelroten Sesselehne ab.

„Dichterfrauen müssen das ein bißchen verstehen, dies Sichschmiegen und Sichdehnen in geselligem Nichtsthun,“ hat er ihr einmal gesagt.

In jenem Jahre! Wie das klare Gesicht aus der Dämmerung, so hob sich, von ein paar Worten beleuchtet, die ganze kleine trauliche, frohe Geschichte aus der Vergangenheit.

Vor vier, fünf Jahren hatte er sie mir einmal erzählt, noch warm beredt damals von jungem, süßem Glück. Ich will versuchen, ob ich es ihm nachreden kann, ob ich den Ton seiner Stimme auffange, der mir leise im Ohre schwirrt.

* * *

Winterdunkel! Winterschweigen! O, so tief, tief, wie ein Menschenherz nur eingetaucht sein kann in diese Stimmung, so war es meins. Von sonnennaher Berghöhe ins dunkelste Thal! — Meine Sonne, meine Schaffenskraft, war geschwunden, und ich trauerte, wie vielleicht der erste Mensch in der ersten Nacht getrauert hatte, und glaubte, mein Himmelslicht käme niemals wieder.

Mit meinem Einzuge in die Riesenstadt hatte sie angefangen, diese lichtlose Zeit. Ich hatte meinem trauten Thüringer Neste und meinem Lehrerberufe Ade gesagt in der siegesfrohen Sicherheit meines ersten größeren litterarischen Erfolges. Meine ersten Dichtungen, meine ersten Erzählungen — wie ein Strom, aus tausend rieselnden Quellen, war das damals über mich gestürzt; ich hatte das Glück der Arbeit, das tiefbefriedigendste der Welt, aus dem Grunde kennen gelernt; — lieblich wie Veilchenduft und Vogelgezwitscher war der erste Erfolg gekommen, die ersten Dank- und Zustimmungsbriefe lieber Menschen, die mir nachgefühlt,

Digitized by Google

was ich tief und ehrlich empfunden, die ersten Brudergrüße mitstrebender Genossen.

Zu reizvoll ist das alles! — —

Und dann — das war das Schlechteste nicht —, dann kam auch jener Brief meines allerfreundlichsten Gönners, des Verlegers, in dessen Wochenblatt meine Arbeiten fast sämtlich abgedruckt gewesen, der Brief, der mich elektrisierte, in Fieber versetzte.

Der zweite Redakteur des Blattes hatte seine Stellung aufgegeben, aus Privatgründen. Ob ich Lust hätte, die Stellung anzunehmen?

Ja, natürlich! Ganz ohne weiteres! Ich schwankte und überlegte gar keinen Augenblick. Magisch beleuchtet schien mir von meinem Weltwinkel aus das ganze Getriebe des litterarischen Lebens —, meine Schulstunden erschienen mir manchmal bereits als unerträgliche Fron, wenn die Phantasie ihre Bilder entfaltete. Und da, in der großen Stadt, die ich mir abends oft mit geschlossenen Augen sehnend vorstellte mit ihren Millionen Lichtern, glühten ja auch für mich schon ein paar Lichtchen. Im Herzen freundlicher Leser meiner Sachen, lieber Kollegen, besaß ich eine Stätte.

Mehrmals hatte man mir geschrieben: „Wenn Ihr Weg Sie nach Berlin führt, vergessen Sie nicht — — — — —“ Nun sollte er hinführen, hinein, mitten hinein!

Der Frühherbst prangte noch, sattes Sonnenlicht lag glühend auf farbigem Laub, als ich dahinsauste im fixesten Zuge, dem neuen Leben entgegen, das mich lockte mit wonniger Macht. Über die Stoppelfelder, die buntscheckigen Wälder hin flogen die Wandervögel in langen Zügen und Schwärmen, noch rastlos, kreuz und quer. So schwirrten die Gedanken in mir, hierhin, dorthin. Monatelang war ich, durch den bevorstehenden Berufswechsel aus der Ruhe gebracht, nicht zu rechter, gesammelter Arbeit gekommen. Ich weiß noch, wie ich den Vogelschwärmen nachschaute in glücklichem Sehnen.

Und ich weiß mich noch ganz genau auch eines anderen Tages zu entsinnen. Sieben, acht Wochen später ungefähr. — Novembermelancholie braute, graute, düsterte über der Stadt. Unter den kahlen Bäumen des Tiergartens saß ich, an einem See. Nebel deckten ihn beinahe zu, Nebelfetzen hingen in den kahlen Bäumen; tief und schwer lasteten die Wolken herab.

Ich weiß nicht, was ich da wollte. Stimmung suchen wohl, Stimmung, nach der ich rannte, auf die ich brannte, seit ich da war in der großen Stadt. Eine Last lag auf meiner Seele, eine Angst, ein Schmerz, bleiernschwer. —

Ich heiterer Mensch hatte etwas so Trübes, Verzweifeltes wie diese Gemütsverfassung noch nie gekannt. Auf den ersten Ranzch des Entzückens über den hohen Wogenschlag des Großstadtlebens war sie fast unvermittelt gefolgt, diese Traurigkeit aller Traurigkeiten.

Mein Talent war mir untreu geworden. Spurlos, wie ein Phantom, in der Luft zerflossen war's. Ich hatte so viel Stoffe, Pläne, Stimmungen bereit gehabt; wie der Schwimmer in die brandende Flut, hatte ich mich in die Arbeit stürzen wollen, mit ausgebreiteten Armen, die Begeisterung der ersten Anregung kräftig benutzend.

Aber da kam es, das rätselhafte Erstarren.

Wie der größte Thor, wie ein Kind, wie ein Geistigtoter saß ich in meinem einsamen Heim vor den weißen Bogen. Was ich begann, war unnatürliches, steifes, starres Gekünstel, kein Fluß, kein Leben darin, keine Ueberzeugung, keine Gewalt, die mich vorwärts zog, die formen und bilden half.

Denn so war es früher gewesen! Ich wußte es nun, ich sah es tief ein, immer tiefer. All mein Ringen, meine übermenschlichen Anstrengungen nützten mir nichts! Von außen mußte es kommen, von einer höheren Macht. Und die hatte mich verlassen. Voll Zorn zerriß ich alle meine Anläufe, immer, doch immer von neuem zu ringen, zu beginnen.

Ich wollte mir Stimmung holen aus der neuen Lebensflut. Aber mit dieser Absicht besehen, wie schal erschien da das neue Leben!

Meine Redaktion! Dieser Brennpunkt des litterarischen Lebens, auf den ich mich so sehr gefreut! Wie anders war das alles, als ich mir's gedacht! Aus Fluten von Mittelmäßigem und Schlechtem das Gute herauszufischen und bei jeder leidlichen Zeile, jeder geschickten Wendung das armselige Staunen: „Wie der das nur kann! Wenn du das könntest!“ — das Mittelmäßige schließlich bewundernd und so von ganz falschem, einseitigem Standpunkte meinem

Digitized by Google

Amte obliegend. Der strebende, unfertige, mit sich ringende Dichter ist wohl selten ein guter, objektiver Redakteur. Ich flügellahmer, armer Poet nun vollends — ich aus der freien Höhe zur Erde Gefallener!

Mit den Anregungen aus der Gesellschaft ging mir's nicht viel besser. Ich hatte die Kollegen aufgesucht, mit denen ich schriftlich die ersten Flaggengrüße gewechselt; sie hatten mich in einen größeren litterarischen Kreis hineingezogen. Aber du lieber Gott, was sollte, was suchte ich in solchem Kreise?

Lauter Leute waren da, die etwas konnten, lauter Glückliche mit ruhigem, sicherem, geistigem Besitz. Gelassen sprachen die wenigen, die überhaupt vom Fach redeten, von ihrem Schaffen; — Leute, von denen ich nie etwas gehört und gelesen hatte, thaten sich ungeheuer wichtig. Und ein dankbareres Objekt für Wichtigthuerei als mich damals hat es nie gegeben. Mir imponierte jeder.

Es brauchte mich nur jemand zu fragen: „Was schreiben Sie Neues?" so brach ich großer, langer Kerl beinahe in Thränen aus: „Nichts! Ich schreibe gar nichts! Ich kann nichts mehr!"

Den paar Gönnern, die mir früher so freundlich geschrieben und die ich nun gemäß der Weisung: „Wenn Sie einmal nach Berlin kommen — —" nun voll Trostsehnsucht aufsuchte, hätte ich das wahrscheinlich gleich im voraus auf die Visitenkarte schreiben sollen, mit der ich mich anmeldete. Denn sie fragten alle dasselbe, sie sahen mich alle so sonderbar, wie schwer betrogen und beleidigt an, als ich trauriger, bescheidener Gast kleinlaut und gedrückt auf ihre Examenfragen Bescheid gab.

Da drehte ich endlich tief verstimmt allem, was Geselligkeit hieß, den Rücken. Ich verbrachte die Abende zu Hause, las, immer mehr, immer mehr, um mich nur immer mehr zu verwirren, nahm mir aus der Redaktion Manuskripte zum Lesen mit heim, Briefe zum Erledigen. — — —

Daß ich einer von Gottes Günstlingen gewesen, wenn auch nur einer von den bescheidenen, so doch ein sehr, sehr glücklicher, daran wollte ich nie mehr denken. Es war vorbei. Ernst, trübe und trist wie die kurzen, frostigen Tage war mein Sinn; traurig schlief ich jeden Abend ein, wie das Bämmlein im Kinderliede, und traurig bin ich aufgewacht. —

Die frühen Wege dann in mein Redaktionsbureau im halben Morgendämmern, im Nebel, durch den die Glocken so eigen hallten, am Kanal hin mit seiner träge rinnenden Flut, mit seinen langsam gleitenden Lastschiffen, das paßte mir dann gerade. Ich ging mit Willen zu Fuß, Tag für Tag, voll Heimweh und tiefer Resignation. Ich war ein Atom mehr im Getriebe der Riesenstadt, die sich an die Arbeit begab. Dies Untertauchen, dies Aufgehen im Ganzen that mir wohl.

Das Tagewerk selbst aber ward dorniger von Tag zu Tag. Es war ein frischer Strom geistigen Lebens in unserer Redaktion, das muß ich sagen. Der Verleger ein Mann von ungeheurer Lebendigkeit, voll Thatkraft und Anregung; — mein direkter Vorgesetzter, der Chefredakteur, der geschickteste und graziöseste Stilist, der mir noch vorgekommen ist, ein unermüdlicher Erfinder liebenswürdiger Geschichten, ein Plauderer mit der Feder, wie ihn ein Unterhaltungsblatt sich nicht besser wünschen kann. Liebenswürdig als Mensch dazu. Mit Willen ließ er mich meine Unzulänglichkeit gewiß nicht fühlen, aber wie schmerzlich litt ich doch unter dem Druck seiner Überlegenheit!

Und dann — der Strom flutet so rasch weiter —, wer nicht mehr mit kann, ist so unglaublich rasch vergessen und abgethan. Seit einem halben Jahre hatte das Blatt nun nichts mehr von mir gebracht. Wer fragte da überhaupt noch nach mir? Ein reizender, frischer Roman meines Kollegen lief jetzt in Wochenfortsetzungen durchs Blatt; ein paar neue Dichtertalente waren aufgetaucht, eine feine, kluge Novellistin machte Furore mit volkstümlichen Skizzen — das alles brachte Echo über Echo aus dem Publikum ein — am grünen Tische wurden sie morgens immer lachend vorgelesen, diese Liebesbriefchen an die Autoren, die die Redaktion vermitteln sollte. In einer Bitte um ein Autogramm gipfelten sie meist. Manchmal ging's auch tiefer — ein volles Herz sagte ergriffen Dank.

Wie mir einst — lang, lang schien mir's her!

„Hätt's nie gedacht,
Daß ein Strom, so heiß,
Im Winter würde
Zu starrem Eis!" — —

Digitized by Google

O, wie oft, wie oft klang mir der kleine Vers vom Rheinlandsohne Siebel damals in den Ohren!

Starres Eis — das war's genau!

Lächerlich bei aller tiefen, tiefen Traurigkeit! Wahrhaftig, nicht einmal diese Kleinigkeit, dieses Weihnachtslied, um das der Kollege mich für die Christnummer bat, wollte mir gelingen! Irgend etwas Süßtrauliches, tief, tief Weihnachtliches sollte es sein. Nicht das gewöhnliche Glockengeklingel, nicht der ewig gleiche Klang, den doch kein Mensch mehr den alten frommen, schlichten Weihnachtsliedsängern nachzuahmen vermag.

„Modern, echt, episch womöglich — einfach etwas recht Wunderschönes!" bestellte mein freundlicher Vorgesetzter leichthin in seinem liebenswürdigsten Tone.

Ich armer Narr!! — Da saß ich nun wieder halbe Nächte lang. Weihnachtslieder hätte ich wohl reimen können, dutzendweise nach üblichem Muster — aber auch nicht eins, aus dem etwas Tieferes klang, eins, das Gott gesandt, eins, aus dem die Glocke tönt, die die Herzen allmächtig zwingt. Das Gemachte, Gekünstelte meiner Versuche brachte mich zur Verzweiflung — in unerträglich peinvoller, nervöser Stimmung zerriß ich Blatt um Blatt.

Darüber verrannen die Schneetage, müde und still, einer nach dem anderen — immer dunkler wurde das Dunkel, immer stiller das Schweigen.

Für mich freilich nur!

Die übrige Welt blitzte hell genug von Weihnachtsvorbereitungen und Weihnachtsfreude.

Für mich nur! — — Und doch nicht für mich ganz allein!

Es ist eigen, wie das wirkt, wenn einem so recht tief, tief traurigen Menschen etwas Gleichtrauriges in die Augen schaut.

Mir ging es so.

Zu mir kam die Wehmut in eigner Person eines Tages, zart, jung und schön, aber so blaß, so blaß, so armselig, so rührend im kreppbesteckten Filzhütchen, im sehr einfachen, ärmlichen Traueranzuge, mit verschleierter, trauriger, leiser Stimme.

Im Empfangszimmer der Redaktion stand sie, zum Erbarmen verlegen, schüchtern und bedrückt.

Sie bitte viel-, vielmals um Entschuldigung, sagte sie stammelnd und verwirrt. Sie hätte nur anfragen wollen — — — ob die Redaktion dieses Briefchen wohl an den Adressaten, dessen Wohnort sie nicht kenne, befördern könne? — Sie reichte es mir hin. An mich! — Ich stotterte, beinahe so schüchtern wie sie, die Redaktion stehe ihr gern zu Diensten, ich würde den Brief sofort befördern. Da sah sie mich an. — Ein so ernster Dank, eine so traurige Freude lag in ihren blauen Augen. Ich wußte, der ist's bitterernst, ernst wie dir, mit irgend einem Leid.

Und ernst war's ihr, über die Maßen. Ernst und echt betrübt war dieser kleine rührende Brief, den ich stumm, wieder und wieder, an meinem Redaktionspulte las, nachdem ich das kleine Fränlein mit den Schneesternchen auf dem goldigen Haar hinausgeleitet.

Es war ein Bittbrief an den Liebling eines vor einem halben Jahre noch glück- und freudereichen Thüringer Pfarrhauses — an den Dichter, der ich vor einem halben Jahre noch gewesen war.

„Vater lebte damals noch, war gesund und frisch," hieß es. „Sein Tod ist ganz jäh gekommen, meine arme, kranke Mutter kann sich wohl nie mehr von dem Schlage erholen. Alles, was ihr lieb war, hat sie lassen müssen: ihr Walddorf, Haus und Garten und Vaters Grab. Und das liebe Blatt, dessen Abonnenten Vater und Mutter zwanzig Jahre lang gewesen sind, in dem zuletzt Ihre lieben, schönen Geschichten und Gedichte erschienen sind, entbehren wir nun auch. Vaters letzte große Freude sind Ihre Sachen gewesen. Er konnte sich so sehr begeistern. Er hat uns Ihre Erzählungen vorgelesen, hat Ihre Gedichte auswendig gesprochen, oft tief bewegt, hat so sehr, sehr gewünscht, Ihnen einmal im Leben die Hand zu drücken. Kurz vor seinem Tode wollte er Ihnen schreiben und zum Geschenk für Mutter, die Ihre Sachen auch über alles liebt, eine Handschrift von Ihnen erbitten.

Doch dazu kam es nicht. Glück und Sonnenschein rissen bei uns so rasch ab.

Aus großer Sehnsucht nach einem bißchen Freude für Mutter schreibe ich Ihnen nun. Wir sind meiner Ausbildung wegen nach Berlin gezogen, und meine Mutter ist hier sehr leidend geworden, infolge des Umzuges, sagt der Doktor, infolge Heimwehs und großer Traurigkeit, infolge der ganzen Veränderung,

Digitized by Google

Eisbaren auf Spitzbergen. Nach dem Gemälde von Richard Friese.

Digitized by Google

glaube ich. Wir hatten es zu gut! Vater war so fröhlich und gütig, Mutter war die glücklichste Frau.

Das schreibe ich Ihnen, damit Sie nur ein wenig verstehen, wie ich so unbescheiden sein kann. Ich habe eine große, innige Bitte an Sie, sehr geehrter Herr! Sie haben gewiß wieder unzählig viele, schöne Sachen in unserem Lieblingsblatte gehabt, seit wir es nicht mehr halten und lesen können. Wenn ich die Abschrift eines Liedes von Ihnen meiner Mutter auf den Weihnachtstisch legen könnte! Eine tiefe, große, große Freude würde ihr das sein! Die einzige vielleicht, die ihr geschehen kann in diesen dunklen Tagen! O, ich bitte Sie, sehr geehrter Herr, versagen Sie uns diese Freude nicht! Ein Lied, ein Weihnachtslied vielleicht! Wie würde ich Ihnen dafür danken!"

* * *

So ungefähr! —

Ein Lied, ein Weihnachtslied!

Unmöglich könnte ich's sagen, wie es mir zu Mute war, als ich dies Briefchen las.

Ich habe ja keins! Ich kann ja nichts mehr! Ich bin kein Dichter mehr! Klang's zuerst schmerzvoll in mir.

Dann wurde es auf einmal so eigen, so hallend still in meiner Brust. — — —

Es war mir, als hörte ich etwas aus weiter, weiter Ferne tönen und klingen wie Schlittenglöckchen und Kirchenglocken; ich sah durch die Schneeflocken, die draußen wirbelten, deutlich, zum Malen scharf, ein lebendiges Bild. Dieses Pfarrhaus im tief verschneiten Walddorfe war's, in dem sie alle so unansiprechlich zufrieden und glücklich waren. Ein Christabend mit aller tiefen Traulichkeit und Innigkeit der Gesinnung in solchem Hause, bis auf die kleinsten Züge stand er vor mir; der ganze geliebte Thüringer Wald stand vor mir im weißen, flammigen Schnee, im heiligen Schweigen, goldenen Lichtschein aus seinen Hütten und Häuschen entsendend in die tiefblaue Nacht. Über und in dem allen Liebe, Schlichtheit, Innigkeit, unendlich tief. —

Ein leiser Schauer ging mir über die Seele! Wenn ich einmal noch etwas könnte! Wenn ich das sagen könnte! Wenn sich mir einmal noch die Schwingen höben, wenn sich mir die Worte vertiefsten, daß ich aussprechen könnte, was ich empfand!

Ich habe wie traumabwesend diesen Morgen auf meinem Redaktionsplatze gesessen. Zwischen meinen Korrekturen und Manuskripten kamen mir, ich weiß nicht wie, Verse in die Feder, Verse, von denen ich im Augenblick wußte: die bleiben dir, die schlagen den Grundton an, wie du ihn brauchst, daran schwingst du dich höher und weiter. Das ganze Lied, das ganze Weihnachtsidyll, das mir vorschwebte, sang und klang schon beinahe fertig in mir. Meine ganze Heiterkeit und Freude am Leben, die ich längst erstorben gewähnt unter meinem Grämen und Grübeln, wachte auf und wollte zu Worte kommen.

Wie flimmerte es auf einmal wieder an diesem Abend in meiner traurigen Dichterklause!

Der Bettler war wieder Herr! — — —

Wie im Fieber habe ich geschrieben, immerzu, Bogen auf Bogen!

Weiß Gott, wie es gekommen ist, wie das Wunder sich vollzog! Ich brauchte nicht zu ringen, nicht zu flehen, von selbst kam alles geströmt; ich wußte alles, ich sah alles. Der Ausdruck, der mir nicht mehr dienen wollte trotz alles heißen Werbens, kam nun natürlich und spielend leicht von selbst; die Worte hatten nicht mehr den allgemeinen, nichtssagenden, faden Klang der Schriftstellersprache, die ich haßte, sondern den besonderen, richtig abgetönten, den ich ihnen geben wollte aus meiner Seele heraus — obgleich es nur die ganz gewöhnlichen, einfachen Alltagsworte waren.

So ist mein Weihnachtslied, mein kleines Idyll, fertig geworden in dieser Nacht.

Es war mein Erlösungslied.

Es lehrte mich: die Sonne verschwindet nicht, sie taucht immer wieder auf aus Nebel und Nacht. Dem sehnenden, ringenden Menschen kann sein Heiligstes, sein Können, nicht verloren gehen. Es kommen für den Künstler Zeiten tiefsten Druckes, Zagens und Seelenwehs, aber aus der Nacht führt der Weg gewißlich immer wieder zum Licht! Es ist nur ein wogendes Auf und Nieder, das ganze Schaffen! —

Sehr weise und sehr energisch habe ich mir da vorgepredigt, was ich mir zu meinem eignen Glück bis auf den heutigen Tag pflichtschuldigst gemerkt habe: „Alter, dummer Junge, verzage nicht noch einmal so bodenlos an dir selbst! Glaube an dich!

Digitized by Google

Habe Geduld mit dir! Glaube an ein bißchen Dichterglück! Glaube an eine höhere Regie in der Sache! Thu mir den einzigen Gefallen!" — — —

Gerade vor Thorschluß kam mein Gedicht noch zurecht für die Weihnachtsnummer. Mein Kollege reichte mir mit seinem liebenswürdigsten Gesichte die Hand über den Tisch, als er es gelesen. Er hatte sich auch schon um mich gesorgt, der liebe Mensch!

Vor allem, ich hatte es — und manches stand darin, was ich froh war, gesagt zu haben!

Und dann, im großen Berlin, das für mich bis jetzt noch keinen Stimmungszauber besessen hatte, saß irgendwo ein blasses, süßes Ding mit Augen, blau wie Wälderschatten, und wartete in leiser, wehmütiger Hoffnung auf mein Weihnachtslied, ein rührendes Geschöpf, das dem Dichter, der vor sich selbst verschollen war, in seinem Herzen treu geblieben war.

So heimatlich traulich stellte ich mir das sympathische Gesichtchen vor, während ich mein Opus schwungvoll und sauber für mein Waldkind abschrieb. Dabei klopfte ein leiser, leiser Gedanke scheu-misch-schüchtern bei mir an.

So schön und einfach und märchenhaft hatte ich mir's immer gedacht, mein liebstes Glück.

Und sie war ja doch auch meine Muse geworden, meine kleine Retterin!

Davon wollte sie später freilich nie etwas hören!

Ich hatte es überhaupt sehr, sehr schwer!

So etwas von unnahbarer Schüchternheit, Bescheidenheit und Ängstlichkeit wie diese zwei, Mutter und Töchterlein, lebte gewiß in des Deutschen Reiches Hauptstadt nicht zum zweitenmale!

Was das kostete, bis sie sich's gefallen ließ, daß der Gott, der Lieblingsdichter (der arme Thor!!) von seinem Throne stieg und am Weihnachtsabend seinen treuesten Verehrerinnen in eigner Person sein neuestes Werkchen vortäs, das ist nicht zu beschreiben. Mit Schrecken sah mein Waldfräulein nun erst ein, welche tolle Keckheit sie mit ihrem Redaktionsbesuche gewagt hatte.

Ich mußte noch viele, viele Gedichte vorlesen an dem Abend, außer dem einen, bis sie sich beruhigte.

Bei diesem Vorlesen, als ihre Augen so schimmerud und groß an den meinen hingen, da wußte ich's schon ganz gewiß. Als ob ich sie tausend Jahre kannte und liebte, so war mir's zu Mute.

Zum Glück hatte ich Gedichte, soviel ich wollte, funkelnagelneu, in meiner Mappe!

Des Rades Schwung ging wieder mächtig nach oben.

Und ist's später auch wieder einmal abwärts gegangen — ich lernte hoffen, lernte mich fassen in Geduld.

Meine süße Trösterin hilft mir ja!

Mein ganzes Herz, mein ganzes Haus hab' ich voll Glück!

Winterdunkel, Winterschweigen — ihr schreckt mich längst nicht mehr!

Die arme Hand.

Mich schmerzt der Blick auf jene Hand,
Die ihren heil'gen Talisman,
Den goldnen Ehering, verbannt
Durch eigne Schuld, in bösem Wahn.
Es ist, als ob von solcher Hand,
Der ew'ger Treue Zeichen fehlt,
Der rechte Segen sich gewandt,
Ob sie sich rastlos müht und quält.
Sie zittert, wenn wehmütig bald,
Bald scharf ein Auge auf sie blickt,
Sie birgt sich scheu, wird müd' und kalt,
Die arme Hand, der nichts mehr glückt.
Und wenn sie faltet sich zur Nacht,
In stummer Qual gerungen steht,
So ist's, als habe keine Macht,
Erhörung keine — solch Gebet.

L. von Mentz.

Digitized by Google

Goldring Thutmosis' III.
Um 1500 v. Chr.

Fayencering.
Um 1400 v. Chr.

Fayencering mit dem Namen der Königin „Tii," Gemahlin Amenophis' III.
Um 1450 v. Chr.

Ägyptische Ringe aus dem Königl. Museum zu Berlin.

Aus der Geschichte des Ringes.

Von

Carl Bungart.

Mit vierunddreißig Originalzeichnungen von **Carl Tronh. Becker.**

(Abdruck verboten.)

Wie ist der Fingerring zu seiner so vielfachen symbolischen Bedeutung und damit zu seiner besonderen Wertschätzung gelangt?

Es gab eine Zeit, in der er gewissermaßen als das älteste Schmuckstück angesehen wurde. Unzweifelhaft mit Unrecht. Man kennt nämlich merkwürdigerweise kein Naturvolk, welches den Fingerring als Schmuck benutzt; so gern sich die Eingeborenen der Südsee, so gern sich die von der Kultur noch nicht berührten Neger Centralafrikas sonst schmücken, sie tragen nie einen Fingerring, auch diejenigen nicht, denen die Armspange oder der Schmuck der Fußgelenke durch Ringe bekannt sind. Man muß daher wohl annehmen, daß der Fingerring überall erst mit einer höher entwickelten Kultur zur Geltung gelangte, und dafür spricht auch die eigentümliche Thatsache, daß in den Homerischen Gesängen, in denen so oft von anderen Schmuckgegenständen die Rede ist, niemals der Ring erwähnt wird.

Die ältesten Ringe, die wir besitzen, sind ägyptischen Ursprungs. Sie reichen bis in das 3., ja bis in das 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurück, und gerade die ältesten kennzeichnen sich, wieder merkwürdigerweise, weit weniger als Zierstücke, denn als Gebrauchsgegenstände. Es sind nämlich fast ausschließlich Siegelringe; häufig farbig glasierte Thonringe, oft aus unedlen Metallen, vielfach aber auch aus Gold. Bei den ältesten Metallringen ist eine bestimmte Form vorherrschend: der eigentliche Ring besteht aus einem gebogenen Draht, der durch einen durchlochten Stein gezogen ist. Dieser trägt auf seiner flachen unteren geschützteren Seite die eingeschnittene käferförmige Zeichnung; wurde der Ring vom Finger gezogen, so drehte man den Stein um, um ihn zum Siegeln zu benutzen. Es ist unzweifelhaft, daß der Gebrauch des Ringes als Petschaft im alten Ägypten weit verbreitet und äußerst vielseitig war. Er diente nicht nur zum Versiegeln von Behältern mit Kostbarkeiten, er diente auch bereits zur Beglaubigung von Unterschriften, und da doch wohl in erster Linie die vornehmeren Klassen Petschaftringe führten, so mag sich mit diesen letzteren allmählich überhaupt der Begriff von Herrschaft und Macht verknüpft haben.

Ägyptischer Fayencering. Um 1450 v. Chr.
Aus dem Königl. Museum zu Berlin.

Sehr früh aber verschmolz sich damit eine weitere, reichere Symbolik, die wahrscheinlich auf die Kreisform des Ringes zurückzuführen ist. Der Reif, der Ring kennt nicht Anfang, nicht Ende. So wurde

Digitized by Google

er zum Bilde der Unvergänglichkeit, gleich der kreisenden Sonne, die im ewigen Wechsel und in ewiger Wiederkehr die Jahre bildet, — annulus nannten ja auch die Römer den Fingerring.

Bronzering. Etwa aus dem VII. Jahrh. v. Chr. Goldring. Um 500 v. Chr. Goldring mit Gemme (Sardonyx). IV. Jahrh. v. Chr.

Griechische Ringe aus dem Königl. Museum (Antiquarium) zu Berlin.

Von Aegypten aus scheint sich der Gebrauch des Ringes über die damals bekannte Welt verbreitet zu haben. Im Alten Testament finden wir ihn vielfach erwähnt. So gab der Pharao, als Joseph ihm seine Träume ausgelegt hatte, diesem seinen eignen Ring — er gab ihm damit Herrschaft und Macht, „er setzte ihn über ganz Ägyptenland“. In Hellas sprechen nur vereinzelte Funde, z. B. in Mykenä für die Kenntnis des Fingerringes in alter Zeit, aber etwa vom VII. Jahrhundert v. Chr. an scheint er vielfach als Schmuckstück gebraucht worden zu sein, von Männern und Frauen, und die griechischen Goldschmiede setzten bereits ihre ganze Kunst an seine Ausgestaltung. Auf griechischen Ringen tritt uns auch zum erstenmal eine weitere symbolische Bedeutung des Ringes entgegen: sie tragen bisweilen als Schild eine Fußsohle als Zeichen der Unterwerfung, der Unterordnung. Diese Ringform kehrt dann später häufig auf Ringen wieder, die in frühchristlichen Begräbnisstätten gefunden wurden.

Am bekanntesten von allen antiken Ringen ist wohl der Ring Alexander des Großen geworden, den er auf dem Sterbebette dem Perdikkas übergab, gleichsam als königliches Attribut, wie um den tapferen General zu seinem Nachfolger zu ernennen. Und mit diesem Ringe wetteifert, freilich nicht an historischer Bedeutung, der Ring des Polykrates, dem Schiller zu ewiger Berühmtheit verholfen hat: „Von allem, was die Insel heget — Ist dieser Ring mein höchstes Gut — Ihn will ich den Erinnyen weihen — Ob sie mein Glück mir dann verzeihen.“ Übrigens ist uns eine recht genaue Beschreibung dieses Ringes erhalten, nach der er von dem berühmten Goldschmied Theodoros gefertigt gewesen und auf dem Stein einen Delphin, eine Lyra und einen Stier als Gravierung gezeigt haben soll; es ist weiter überliefert, er sei nach dem Tode des Polykrates, 522 v. Chr., nach Rom gebracht und dort hoch in Ehren gehalten worden. —

Auch den Etruskern, die ausgezeichnete Goldschmiede und Steinschneider waren, scheint der Ring von den Ägyptern überkommen zu sein. Sie überlieferten ihn den Römern, die von allen Völkern der alten Welt den größten Luxus in Ringen getrieben haben. Der Ring war das Abzeichen des freien Mannes, den Sklaven war das Tragen von Fingerringen streng untersagt. Später durften nur Senatoren und Ritter goldene Ringe tragen, und sie machten von diesem Vorrecht einen so ausgedehnten Gebrauch, daß, als nach der Schlacht am Trasimenischen See Hannibal den gefallenen Geg-

Glasring. Goldener Offizierring. Goldring mit Gemme. Römischer Goldring späterer Zeit.

Römische Ringe aus dem Rheinischen Provinzialmuseum zu Bonn. Aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Digitized by Google

Fränkische Ringe.
Aus dem Rheinischen Provinzialmuseum zu Bonn.

nern die goldenen Ringe abnehmen ließ, er drei Scheffel dieser Kriegsbeute nach Karthago senden konnte. Künstlerisch stehen übrigens die römischen Ringe im allgemeinen hinter den griechischen und oft sogar hinter den ägyptischen zurück. Selbst als die herrlichsten Gemmen und Kameen als Kriegsbeute in großer Zahl nach Rom gekommen waren und mit besonderer Vorliebe als Ringsteine gefaßt wurden, legte man auf die schöne Arbeit des Reifens nur selten Wert; die Fassung blieb meist grob und plump, die eitlen Ringträger scheinen weitaus das Hauptgewicht auf die oft übermäßig großen Steine gelegt zu haben. Die Verwendung als Petschaft war sehr beliebt: wir wissen, daß Pompejus in seinem Siegelring das Bild eines Löwen hatte, daß Julius Cäsar mit einer geharnischten Venus siegelte, daß die Kaiser meist ihr eignes Bildnis zum

Inschrift des Ringes.

Goldener Bischofsring Giselberts von Bremen.
XIII. Jahrhundert.
Aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Siegeln benutzten. Auch die hohen Beamten und Offiziere trugen vielfach Siegelringe (Abb. auf Seite 380) als Abzeichen.

Eigentümlich, und nur in Rom vorkommend, waren die sogenannten Schlüsselringe. Sie zeigen als Ringschild die Nachbildung eines Schlüssels und wurden nur von den Familienvätern als Attribut ihrer Würde getragen.

Am interessantesten und folgewichtigsten erscheint, daß bei den Römern uns zum erstenmal klar ausgesprochen der Ring in dem Verhältnis zwischen Mann und Frau gegenübertritt. Andeutungen finden sich zwar schon früher. Im Berliner Museum befindet sich z. B. ein älterer, sehr schöner ägyptischer Ring mit der Inschrift: „Die Hausherrin — Nefrekahat — die süß Geliebte“,

Schrift zwischen dem Wappen.

Wappen des Ringes.

Bronzering des Papstes Innocenz' VIII.
(Der Stein ist Zuthat.)
Aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

und auch die erwähnten griechischen Frauenringe mit der Fußsohle als Schild können vielleicht in dem Sinne gedeutet werden, daß der Mann, der sie schenkte, mit ihnen symbolisch von der Frau Besitz ergriff, daß sie sich ihm unterwarf, indem sie den Ring, der zugleich das Zeichen ewiger Treue war, annahm. Erst bei den Römern aber war es stehender Gebrauch, daß die Verlobte von dem Manne einen Ring erhielt und sich damit ihm verband. Man weiß nicht, ob diese Ringe stets oder auch nur häufig Inschriften trugen; es wurde aber z. B. am Rhein ein römischer Ring gefunden, ein einfacher Goldreif, mit der schönen Inschrift: „Memini tui, memini, te amo“ — „Ich gedenke dein, ich gedenke, ich liebe dich.“ Übrigens ist die Zahl der auf uns gekommenen römischen Ringe verhältnismäßig nicht sehr groß. Ihr Edelmetall reizte zum Einschmelzen und die bis in die spätere

Digitized by Google

Ring eines Herzogs von Pommern-Stettin. XVI. Jahrh. Aus dem Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Ring des XVI. Jahrhunderts.

Goldring des XVII. Jahrhunderts.

Goldring des XVII. Jahrhunderts.

Aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Zeit vielfach unschöne Form nicht gerade zur sorgfältigen Erhaltung; dagegen sind Steine aus römischen Ringen sehr häufig gefunden worden.

Den Germanen scheint der Fingerring erst durch ihre Berührungen mit der Kultur der Mittelmeervölker bekannt geworden zu sein, während sie den Ringschmuck für Hals, Beine, Arme — meist in charakteristischer Spiralform — viel früher getragen und geschätzt haben: die „Bauge", die wohl auch als Geldwert angesehen und zum Kaufpreis der Braut verwendet wurde. Zur Zeit des Tacitus trugen kattische Krieger aber bereits eiserne Fingerringe, als Merkmal eines ungelösten Gelübdes, bis sie sich ihrer nach der Tötung eines Feindes entledigten.

Moderne Ringe. Von Hugo Schaper, Hofgoldschmied zu Berlin.

Es mag wohl sein, daß sich der Begriff der Bauge, der Hingabe des schmückenden wertvollen Ringes, mit dem römischen Gebrauch des Verlobungsringes in mancher Weise verschmolz, als die Beziehungen zwischen Römern und Germanen in Krieg und Frieden reger geworden waren, als dann die Völkerwanderung auch eine gewaltige Völkermischung vollzog. Jedenfalls aber ist es der Einfluß des Christentums gewesen, der an die Stelle des einseitig gegebenen Verlobungsringes, dem der Grundgedanke der einseitigen Unterwerfung der Frau zu Grunde lag, allmählich den Austausch der Trauringe setzte als ein Zeichen beiderseitigen Bindens. Die christliche Kirche griff dabei auf 1. Mose 38, 18 zurück („Er [Juda] sprach: ‚Was willst Du für ein Pfand, daß ich Dir gebe?' Sie antwortete: ‚Deinen Ring und Deine Schnur und Deinen Stab, den Du in den Händen hast . . .'") Alter römischer Sitte gemäß wurde nun auch der von dem Priester geweihte Trauring an den vierten Finger der linken Hand gesteckt, weil man annahm, daß von ihm aus eine Ader unmittelbar zum Herzen führe.

So wurde im Mittelalter der Ring — vingerlin — ein Liebespfand, das man bei der Vermählung auswechselte, wie es schon im Gudrunliede heißt: „jedweder dem andern das gold stic an die hant."

Die Trauringe waren ehedem von sehr wechselnder Form. Größere Ringsammlungen enthalten die verschiedensten Arten

Moderne Ringe. Von Hugo Schaper, Hofgoldschmied zu Berlin.

Digitized by Google

Vom XIII. bis XVII. Jahrhundert finden sich vielfach auf ihnen zwei verschlungene Hände; bisweilen kommen neben diesen zwei Baumstämme vor im Anklang an die Stammbäume der beiden sich durch die Ehe vereinigenden Familien; das XVIII. Jahrhundert, die Zeit der Schäferidyllen, liebte auf den Trauringen zärtliche Taubenpärchen oder flammende Herzen. Originell sind ältere jüdische Trauringe mit einem kleinen richtig aufgebauten Häuschen, als Nachbildung des Salomonischen Tempels aufzufassen, auf dem Schild — sie wurden freilich nicht getragen, sondern nur bei der Trauung dem Paare angesteckt. Sehr selten sind Trauringe von ganz winzigen Abmessungen, die bei den Verlobungen fürstlicher Kinder angefertigt wurden. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts ist die schlichte glatte Form des Trauringes allgemein gebräuchlich geworden.

Die berühmtesten Verlobungs- oder Trauringe — freilich ganz symbolischer Art — endlich sind wohl die, welche ehedem die Dogen von Venedig in das Meer warfen, sich mit ihm, der Quelle der Macht ihres Staatswesens, alljährlich neu zu vermählen.

Moderne Ringe.
Von Hugo Schaper, Hofgoldschmied zu Berlin.

Aber nicht nur als Trauring gestaltete das Mittelalter den Ring aus. Daneben erhielt er auch eine besondere Bedeutung als Auszeichnung kirchlicher Würdenträger. Schon seit dem IV. Jahrhundert trug der Bischof einen Amethystring, „damit er wisse, daß er der Gemahl seiner Kirche sei.“ Der Papst aber benutzte, wahrscheinlich vom XIII. Jahrhundert an, den „annulus piscatoris,“ den Fischerring, mit dessen Abdruck er auch die Breves und Bullen beglaubigt. Der Ring heißt Fischerring, weil der Apostel Petrus Fischer war; er trägt auf der einen Seite die Bildnisse von Petrus und Paulus, auf der anderen den Namen des regierenden Papstes, darf nur vom Papst selbst oder doch nur in dessen Gegenwart gebraucht werden und vererbt nicht, wird vielmehr nach dem Tode jedes Papstes von dem Kardinalkämmerer zerbrochen. —

Das Mittelalter umspann, vielfach an Überlieferungen aus dem Altertum anknüpfend, den Ring mit buntem Sagenkranze. Bald machte ein Ring unsichtbar, wie schon die Griechen von dem Ringe des Gyges zu erzählen gewußt hatten; bald besaß er die Kraft der Verwandlung, wie in der Sage von den Schwanenjungfrauen, die jedesmal, sobald sie ihre Ringe ablegten, wieder zu Schwänen wurden; der Nibelungenring Andvaranaut, der den Zwergenschatz ins ungemessene vermehren konnte, bringt jedem, der ihn unrechtmäßig trägt, den Tod. Auch die Parabel von den drei Ringen, die Lessing im Nathan verwertete, ist im Mittelalter entstanden und in ihrer ursprünglichen Gestalt wahrscheinlich um 1100 von einem spanischen Juden erfunden worden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man bestimmten Ringen auch heilkräftige Wirkungen zuschrieb, zumal, wenn in sie Reliquien oder solche Steine gefaßt waren, denen man an sich schon besondere Kräfte zumaß. Ein Ring König Eduards III. von England vermochte den Starrkrampf zu heilen, die Ringe des heiligen Bernhard, des heiligen Demetrius bewirkten Wunderkuren. Mancherlei Aberglauben, der mit dem Ringe zusammenhängt, ist bis auf unsere Tage nicht ganz erloschen. Ringe aus Bernstein sollen gut gegen Zahnweh sein, Ringe, aus alten Scheren geschmiedet, gegen Krampf schützen, und manch Mütterchen zieht wohl noch heute den Trauring vom Finger, um ein häßliches Gerstenkorn am Auge der Tochter damit zu bestreichen. —

Der Ring machte im Laufe der Jahrhunderte alle Wandlungen der Kunststile, das Auf- und Abwogen des Geschmacks mit. Auf die romanischen Formen folgten die gotischen, bis die Renaissance — ganz besonders auch die deutsche Renaissance — ihren erstaunlichen Ideen- und Gestaltungsreichtum auch für den Ring einsetzte; sie hat die zierlichsten Frauen-, die schönsten Siegelringe für Männer geschaffen, und ihr Formenschatz ist bis auf die neueste Zeit maßgebend geblieben, hat Barock und Rokoko überdauert. Unsere Abbildungen moderner Ringe zeigen recht deutlich, wie die Ringform heute noch

Digitized by Google

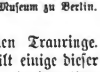
Ring des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. † 1598. Aus dem Hohenzollernmuseum.

von der neu belebten Renaissance beherrscht wird, während dieser — auf anderen Gebieten der Edelschmiedekunst — in dem neuen, sich streng an Naturformen anlehnenden „Jugend"-Stil ein starker Gegenstrom erwachsen ist. Leider ist es heute aber nur zu oft nicht die Ring f o r m, auf welche sich das Augenmerk des Käufers richtet, sondern lediglich sein Juwelenschmuck. So gewiß ein schöner Stein in schöner Fassung der Hand zur Zierde gereichen kann, so bedauerlich ist die sinnlose Anhäufung von Edelsteinen auf e i n e m Ringe. Wir haben in den sogenannten Marquisenringen, deren längliches, oft ganz unverhältnismäßig großes Schild eine ganze Sammlung von Brillanten und Brillantsplittern zu vereinigen pflegte, ein — heute wohl glücklich überwundenes — Beispiel gehabt, wohin diese, man verzeihe den Ausdruck: protzige Neigung führte. —

Ring Friedrichs des Großen. Aus dem Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Groß ist die Zahl der Ringe, denen man — mit mehr oder weniger Berechtigung — einen historischen Wert zumißt. Im Dom von Perugia bewahrt man z. B. den angeblichen Trauring der Jungfrau Maria und zeigt ihn alljährlich am Josephstage. Interessant ist der Ring des Frangipani, dessen Geschick Henri Thode den Stoff zu einer reizenden novellistischen Arbeit gab: Graf Frangipani verlor den Ring, den ihm seine Gattin ins Feld nachgeschickt hatte als Zeichen ihrer Liebe, nachweislich am 15. Februar 1514 unweit Pordemone, und er wurde ebendort Anfang 1892 gefunden; der Ring trägt als Inschrift den Spruch: „Myt wyllo Dyn eygen." — Oft beschrieben wurde der Trauring, den Martin Luther an Katharina Bora gab, ein sogenannter Passionsring, der in feiner durchbrochener Arbeit Christus am Kreuz und die Marterinstrumente der Kreuzigung zeigt. — In England ist der Ring sehr bekannt, den Maria Stuart ihrem Gatten Heinrich Darnley schenkte; auf einem Schilde ist das M und H durch einen eigentümlichen Liebesknoten verschlungen eingraviert. — Drei schöne originelle Ringe aus dem Hohenzollernhause bilden wir ab: den einen, den Kurfürst Johann Georg, den zweiten, den Friedrich der Große, den dritten, den die Königin Luise getragen hat bis zu ihrem Tode; sie befinden sich heute alle drei im Hohenzollernmuseum zu Berlin, und der Ring der Königin Luise ist von einer eigenhändigen Aufzeichnung des trauernden Gatten, des Königs Friedrich Wilhelm III., begleitet, die mit den rührenden Worten schließt: „am unglücklichsten Tage meines Lebens, Hohenzieritz den 19. July 1810." Eigen seltsam schließt sich an den Ring der schönen Königin, der der Schmerz über den tiefen Sturz Preußens das Herz brach, der schlichte eiserne Reifen an, den drei Jahre nach ihrem Tode preußische Frauen eintauschten für ihre auf dem Altar des Vaterlandes dargebrachten goldenen Trauringe. Das Märkische Museum enthält einige dieser wirklich historischen Ringe, mit der Umschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813."

Schlangenring der Königin Luise. Aus dem Hohenzollernmuseum zu Berlin.



Eiserner Trauring von 1813. Aus dem Märkischen Museum zu Berlin.

Trauring von Katharina Bora.

Ring Heinrich Darnleys.

Digitized by Google

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Madonna. Nach

Digitized by Google

Gemälde von E. Veith.

Digitized by Google

Die ewige Burg.

Roman aus dem Odenwald von

Rudolph Straß.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Der Weg war frei, aber es trat niemand hinein. Im Eingang stand der Gendarm Eidenmüller und nestelte, an seinem Schnurrbart kauend, den Revolver aus dem Lederfutteral.

„Horcht emol, ihr Lausbuwwe da unne!“ sprach er dabei. „Daß 'er's wißt: Ich schieß'! Ganz heilig schieß' ich. Wann ihr Uffruhr treibt, muß ich mei' Pflicht thun. Also, daß mir keines do 'ringeloffe kummt — sonst gibt's e Unglück, ihr Leitcher.“

Die Gruppen unten traten unwillkürlich zurück und blieben stumm stehen. Ihnen gegenüber der Gendarm in der Thüre. Es wurde ganz still. Aber dann flog plötzlich von irgendwoher ein Stein gegen den Mann der Ordnung. Zwei, drei andere Schotterstücke folgten, und brüllendes Gelächter begleitete die zornige Bewegung, mit der jener sich nach dem Übelthäter umsah. Und wieder ein Stein und wieder einer. Es war klar: wenn der Gendarm sich nicht entschloß, blindlings in die Menge hineinzuschießen, konnte er seinen Posten nicht behaupten.

Da plötzlich kam ihm Hilfe. Ein Haufe Männer tauchte aus der Seitengasse auf, wo der Dorfbäcker wohnte. Aus dessen Holzvorräten hatte sich ein jeder mit einem wuchtigen, weißgeschälten Eichenprügel bewaffnet. So marschierten sie heran, nicht in geschlossener Kolonne, aber doch in ziemlichem Gleichschritt und militärischer Haltung, ein robuster junger Bauer weit voraus.

„Sie dhäte käme!“ schrie eine Stimme. „Seller is der Kaltschmidt!“

„Der Kaltschmidt vum Grenzhof?“

„Jo. Und die vum Kriegerverein.“

Eine starke Bewegung entstand unter den Gruppen, auf die der Hofbauer kampflustig zuschritt. „Jetzt geht 'er awwer nach Haus!“ schrie er, seinen Knüttel schwingend, „oder *wir* zeige euch den Weg. Dees gibt's net, hier mit Schteiner nach'm Bürgermeischter und Schandarme schmeiße! Dees leide m'r net.“

„Ha — was geht denn das Ihne an?“ gellte eine Stimme aus der Menge.

„Dees geht uns an, weil des *unsere* Gemeind' is. Und ihr Fawrikler seid e hergeloffene Bagasch'. Laaft doch retour, von wo ihr kumme seid. *Wir* hawwe euch net gerufe — wir Landwirt' — *wir* brauche kei' Fawrik. Wir hawwe unser Hof un Äcker un Vieh un Geschirr. Dees is *unsere* Gemeind'! Verschtanne?“

„Hainer — mach' dein Messer uff!“ rief die helle Stimme eines kleinen Fabrikburschen. Auf diese Herausforderung hatten die anderen nur gewartet. Ohne weiteres Kommando kreisten plötzlich die weißen Knüttel über den Köpfen der Kolonne und senkten sich mit dem weitausholenden, beim Dreschen üblichen Schwunge hernieder in die aufschreienden und eilig auseinander stiebenden Gruppen. In wenigen Augenblicken war der Platz leer. Nur aus der Ferne tönten laute Schimpfworte und gelle Pfiffe, die Hunde heulten, und aus den

Digitized by Google

Fenstern schauten neugierige Gesichter auf die Straße.

Der junge Hofbauer sah stolz um sich und trocknete sich mit einem großen roten Taschentuch den Schweiß von dem Gesicht. „So mächt m'r's, ihr Männer!“ sagte er. „Norr net lang bitte. Dees sin ungebildeti Leit', mit dene muß m'r deutsch redde. No verschtehe sie's!“

„Do hott eins geblutt!“ Sein Nebenmann wies auf die roten Flecken im Schlamm des Bodens, in dem festgetrampelt ein alter Filzhut und eine abgerissene Krawatte staken, und machte ein unsicheres Gesicht. „Geblutt wie e Schwein!“

„Do auch ... do auch!“ schrieen mehrere Stimmen.

„Loss't sie!“ lachte der Kaltschmidt. „Dees is gesund im Frühjahr. Und wann's e paar Täg Haft kosch't, die mach' ich gern ab. Dafor wisse die Fawrikler jetzt, wie sie dran sind, und daß wir uns net uze losse. Alleh, ihr Männer! Jetzt gehe wir do ins Wirtshaus und schtifte Ruh, im Fall daß die Bürschle es nochemol browiere.“

Das Gepolter, Thürenschlagen, Gelächter und Geschrei der unten eintretenden Männer drang empor zu dem Zimmer des Arztes, dann ein Soldatenlied aus heiseren Kehlen, mit einem sonderbar verstümmelten Kehrreim „von Hohenzollerns hochgetürmtem Gipfel — wo unberührt die Eintracht steht.“

Und nicht lange dauerte es, als sich bei ihm einige Opfer der Schlägerei mit blutverklebten Schädeln zum Verbinden einfanden. Erst ein alter freundlicher Bauer, der die Sache von der heiteren Seite nahm und, während ihm der Doktor Heftpflasterstreifen über die unbedeutende Schramme klebte, vom Jahr siebzig erzählte. Damals habe er mitgefochten bei Nuits — er sprach es nach Landesbrauch Nuitz aus — an jenem Tage, wo die vielen, arg vielen Badenser gefallen seien. Da sei es bös hergegangen über die Franzosen. Aber freilich — damals seien die „Sozen“ noch nicht erfunden gewesen. Die Esel würden ja nicht auf die Franzosen schießen, sondern warten, bis daß der Mélac wiederkäme und das Heidelberger Schloß noch einmal in die Luft sprengte. Mit den Sozen, das sei ein Unglück — die gehörten weggeschafft — ins Afrika. Dort könnten sie teilen!

Die beiden Fabrikburschen, die sich über den Hof heraufgeschlichen hatten, widersprachen nicht, sondern standen stumm und ängstlich da. Sie fürchteten sich vor dem Arzt und bissen krampfhaft, um nicht in Ohnmacht zu fallen, die Zähne zusammen, während er ihnen einen zerbrochenen Finger schiente und eine Hautwunde im Hinterkopf mit Nadeln zusammenheftete.

Dann aber entstand ein wüster Lärm. Einige stämmige Kerle brachten den langen schwäbischen Flößerknecht herbei, der von einem Italiener einen Messerstich in die Schläfe bekommen hatte. Der eine drückte ihm mit der Hand die Temporalisader zu. Sobald seine Finger sich lockerten, spritzte das Blut zwei, drei Schritte weit und stieß der völlig betrunkene Patient einen greulichen Fluch aus, daß er heute abend noch sämtliche Italiener totschlagen werde.

Es kostete geraume Zeit, bis der ungebärdige, im ganzen Zimmer umhertorkelnde und alles ihm Begegnende beiseite stoßende Schwabe auf einen Stuhl niedergezwängt, an Kopf, Händen und Beinen festgehalten und wie ein Opfertier dem Arzt überliefert worden war. Nun, da der Doktor, ungeachtet der von jenem versuchten Fußtritte, die Arterie glücklich mit der Pincette gefaßt hatte und unterband, begann der Schwarzwälder plötzlich, unter der Einwirkung des Blutverlustes und des Rausches, bitterlich zu weinen und jammerte wie ein kleines Kind bei jeder neuen Naht: man solle ihm nicht weh thun.

Endlich war der lange Flößer geflickt. Der gespenstisch wie ein weißer Turban um seinen Haarschopf gewickelte Mullverband gab ihm ein feierliches Ansehen, und er selbst geriet in Rührung. Unsicher dastehend, mit einem besinnungslosen Lächeln auf dem gelbgewordenen Gesicht, versuchte er eine häufig durch Schluckse unterbrochene Dankrede an den Herrn Doktor, bis ihn der endlich an den Schultern umdrehte und samt seinen Begleitern hinausschob.

Andere Patienten waren nicht mehr vorhanden. Die in den Dorfwirren leichter Blessierten bemerkten gewöhnlich erst am nächsten Morgen, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten, die Glassplitter im Schädel, und suchten dann im Laufe des Tages oder der Woche, wenn es nicht von selber gut werden wollte, den Doktor auf.

Auch unten in den Wirtschaftszimmern

Digitized by Google

wurde es ziemlich still. Der Kriegerverein zog singend in einem gemeinsamen Trupp weiter. Die rauhen Stimmen und schweren Schritte verhallten draußen, und allmählich breitete sich etwas Ruhe über die erregte Sonntagnachmittagsstimmung des Dorfes.

„Zu dumm!“ sagte der Doktor wieder vor sich hin und entlockte, an seinem Schreibtisch sitzend, mächtige Rauchwirbel der Pfälzer Cigarre. Was eigentlich vorhin im Schlosse vorgegangen, wußte er nicht. Es ließ sich kaum erraten. Aber jedenfalls etwas Unvernünftiges. Und in dieser Unvernunft trieb man dem kleinen Patienten da oben thöricht den Helfer in der Not von der Schwelle. — —

Vielleicht brauchte das Kind dringend einen Retter. Wenn das im Anzug war, was er hier im Dorfe an den Betten der Kleinen bekämpfte, der böse Feind, dessen schlimmste Tücke erst seit wenigen Jahren durch das heilkräftige hellgelbe Elixir im holzverschlossenen Glasfläschchen, das stets bereit in seinem Wandschrank stand, durch das Serum gebrochen war.

Es klopfte leise an seiner Thüre.

„Herein!“ rief er barsch und sah, sich im Stuhle umwendend, ein feines, blasses Mädchengesicht, von einem dunklen Umschlagtuch umrahmt, in das Zimmer schauen.

„Sie sind's, Fräulein Elis'!“ Er stand rasch auf. Sein erster Gedanke war, daß seine Befürchtung sich erfüllt hatte und man ihn nun doch in letzter Not um Beistand anging. „Also geht's schlimmer oben?“

„Nicht viel, Herr Doktor. 's is eigentlich alleweil gleich geblieben.“

„Habt ihr wenigstens nach dem Physikus geschickt?“

„Ja. Aber er is noch nicht dageweſe.“

Sie schwieg verängstigt. Einen Augenblick empfand er Lust, sie nach ihrer Herrin zu fragen, aber er wollte keinen Dienstboten zum Vertrauten machen. „Also — was ist's, Fräulein Elise?“ forschte er. „Haben Sie Zahnweh, oder soll ich Ihne's Herz kurieren?“

„Ach — mir fehlt nix, Herr Doktor,“ sagte das hübsche Kinderfräulein gezwungen lächelnd. „Und nun gar am Herz! Ich bin doch mit'm Wegmann verlobt. — Da hab' ich einen Brief von der Frau Gräfin an Sie. Ich soll auf Antwort warten.“

„So — dann geben Sie her.“ Er bezwang seine Erregung. „Und setze Sie sich einstweilen, Fräulein Elis'.“

Sie nahm auf einem Stuhl hart an der Thüre Platz und sah, mit ihrem nassen Schirm spielend, ihm schweigend zu, wie er langsam, die Stirne furchend, auf und nieder ging und las:

„Lieber Freund! Ich kann nicht fort, sie lassen mich nicht. Sie lassen mir mein Kind nicht. Ich hab' es versucht und wollte mit ihm fort — umsonst. Und seitdem passen sie zu gut auf, und es ist ja auch krank. Es muß bleiben, wo es ist, und ich bei ihm — jetzt wenigstens. Sie sagen freilich, man hätte nur eine Pflicht — die gegen sich selbst. Aber es ist nicht so! Jetzt, in diesen schweren Stunden, empfinde ich eine ganz andere Pflicht: ich bin Mutter, vor allem Mutter. Das war nicht einmal ein Kampf, das war mir gleich ganz selbstverständlich, so schwer es ist — eben die Prüfung, von der Sie beute sagten, daß jeder sie einmal im Leben bestehen muß. Ich hab' die Prüfung hinter mir, so unglücklich ich mich fühle, und weiß jetzt ganz genau: Mein Platz ist nicht da draußen, wo ich sein möchte, sondern da, wo ich sein muß — bei meinem Kinde. Zu erklären gibt es da nichts — es ist eben so! Vielleicht wird alles noch besser, wir müssen hoffen und harren. Freilich, ich glaube nicht mehr recht ans Glück! Gute Nacht für heute, lieber Freund.“ —

Er legte finster das Blatt mit den feinen, flüchtig hingeworfenen Schriftzügen auf den Tisch. „Ein rechter Weiberbrief! Hoffen und harren — vielleicht wird alles noch besser!' Nur Geduld und ewig Geduld. Als ob davon schon jemals etwas auf der Welt sich geändert hätte! Bei Männern sicher nicht. Die Frauen freilich, die fügen sich und verstehen das Warten, und lehren es am Ende auch noch den Männern, wenn die danach sind und für solch unbestimmtes Hoffen und Fürchten sich und ihr Leben hingeben . . .

Er war ja nahe daran. Seine Arbeit, das Heiligtum seiner Tage, verblaßte ihm immer mehr und wurde ihm gleichgültig und inhaltsleer gegenüber dem Unsichtbaren, Überstarken, das zwischen seiner Studierlampe und jenem matt leuchtenden roten Fenster hoch oben in der Dunkelheit lebte und webte. Gut! Solch' einen Sturm

Digitized by Google

mußte durchmachen und sich zum Siege führen, wer nicht arm leben und nicht arm sterben wollte. Aber rasch, mit starkem Wollen und rücksichtsloser That! Im Anfang war die That und nicht das Warten, das vielleicht Jahre hindurch seine Spannkraft lähmte, bis endlich gar doch alles im Sand verlief und nichts brachte, als die Reue, vom eigentlichen Lebenswege um eines Weibes willen abgewichen zu sein.

Er fühlte sich betäubt, unfrei, von einem dumpfen Grimm befangen, daß seine Macht über sie gegenüber ihrer Mutterliebe versagt hatte. Es war ihm, als habe er eine demütigende Niederlage erlitten. So ging er zornig und stumm auf und nieder, ohne sich um Elise, die still in ihrer Ecke saß, zu kümmern.

Da klopfte es an der Thüre. Der Gendarm Eidenmüller erschien, den Helm auf dem Kopfe, mit umgehängtem Gewehr.

„Gu'n Aawend!“ sagte er. „Bin ich hier recht beim Herrn Doktor?“

„Ja. Haben Sie auch 'was abgekriegt? Steinwurf oder was?“

„Ahha, Herr Doktor! 's is norr: wir wolle jetzt den Irion fortschaffe uffs Amtsgericht.“

„Und was hab' ich damit zu thun?“

„Herr Doktor! Der Irion möchte Ihne, bevor daß er fortgeht, noch emol spreche. Ich möcht's dem Mann net abschlage. Ich mein', 's is wege seiner Fraa. Hawwe Sie vielleicht e Viertelstündche Zeit?“

„Gewiß!“ Der Arzt nahm Hut und Stock und folgte dem Gendarm hinüber in das Haus des Bürgermeisters. Es war kein angenehmer Gang. Überall trat der Fuß auf Schottersteine und Glasscherben. Und auch im Inneren des Hauses sah es unwirtlich aus. Die Holzsplitter der aus den Angeln gerammten Thüre bedeckten den Flur und von allen Seiten strich der Wind durch die eingeworfenen Fenster.

In der Schreibstube, einem kahlen Raum mit Aktenregalen, Münz- und Gewichtstabellen und hektographierten Erlassen an den Wänden und einem großen Tisch in der Mitte, saß Benedikt Irion. Sein intelligentes, kränkliches Gesicht hatte den gewohnten verbissenen Ausdruck. Als der Arzt eintrat, erhob er sich und blieb neben dem Tische stehen.

„Seien Sie net bös, Herr Doktor!“ sagte er stockend und überzeugte sich mit einem Blick nach der Thüre, daß der Gendarm draußen geblieben war. „Ich hab' Ihne doher bitte müsse, weil ich net zu Ihne kann. Un jetzt soll ich 'nunner uffs Gericht. Und do liegt's mir halt so hart an, daß mei Fraa krank is . . .“

„Es ist ja keine Gefahr, Herr Irion! Ich werde jeden Tag nach ihr schauen, Sie können unbesorgt sein. Wann Sie wiederkommen, ist Ihre Frau wieder ganz gesund.“

„Jo — wann kumyn ich wieder?“ Irion zuckte gleichgültig die Achseln. „Wammer 'mol in Unnersuchungshaft is, do derf einem die Zeit net lang werre. Do hockt m'r und verdient nix, un die Fraa is krank und kann aach nix verdiene. Oh mei, oh mei, 's is e beese Welt!“

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Sagen Sie 'mal, Herr Irion,“ fragte er, „Sie haben, scheint's, Ihre Frau recht lieb?“

„Jo, Herr Doktor — dees haww' ich!“

„Und könnten doch eigentlich ganz zufrieden sein.“

„Jo, Herr Doktor! Was ich brauch', dees haww' ich.“

„Nun — und es thut Ihnen doch auch niemand etwas zuleid. Ihr Arbeitgeber will Ihnen wohl, bei Ihren Arbeitskollegen sind Sie 'ne Respektsperson, oben auf dem Schlosse sorgt man sich für Sie — ich thue, was ich kann . . .“

„Jo, Herr Doktor!“

„Nun also, Mann! Fühlen Sie denn keine Reue, daß Sie sich jetzt so mutwillig hinter Schloß und Riegel bringen, womöglich um Lohn und Brot, und sich von Ihrer kranken Frau trennen müssen? Weswegen denn nur?“

„Weswege?“ wiederholte der Maschinenschlosser und hustete. Ein fanatisches Lächeln überflog sein schwindsüchtiges Gesicht. „Ha — weil sie die Babiere gefunne hawwe! Unne im Bett vun dem Trottel, den der Pilgerle in Pfleg' hat.“

„Das weiß ich schon allein! Aus welchem Grunde aber müssen Sie denn so unnütze Papiere besitzen und verbreiten?“

„Jo, Herr Doktor!“ Der Monteur sah ihn an. „Wann Sie frage: ‚Is der Irion do zufrieden?‘ so sag' ich: ‚Jo, und's geht 'em gut!‘ Wann Sie awwer frage: ‚Is der Arweiter do zufriede?‘ so sag' ich: ‚Awoll, er is net zufriede un's geht 'm net gut.‘“

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Ölstudie von Hugo Mühlig.

„Warum wollen Sie denn aber alle Arbeiter vertreten?"

„Herr Doktor ... dees hot der Mensch in sich, oder er hot's net in sich. Ich haww's in mir. Sell is mei' Werk im Leewe. Dodersor bin ich do uff der Welt. Sell muß sein!"

„Aber wenn nun Ihre Frau ..."

„Do hot's ka Fraa und ka Kinner! Do hot's nix anneres, als daß eins sei' Werk im Leewe hot. Do kann ich net rechts gucke un net links gucke — ich muß druff zu. Un dabei bleiw' ich, un wann sie mich zehnmal einschperre! Ich haww' schon mehr im Gefängnis gesesse — deretwege!"

Er hatte mit halblauter Stimme, ohne jede Erregung, gesprochen. Nur das fanatische Lächeln wich nicht von seinen hageren Zügen.

Der Arzt wandte sich zur Thüre. „Na — denn gute Nacht, Herr Irion!" sagte er und ging heimwärts. — .

„Ach was Fraa und Kinner! Man muß sei' Werk im Leewe hawwe!" Die Worte des Monteurs klangen in ihm nach. Diese ganze Welt weißglühenden Hasses gegen alles Bestehende und gläubiger Hoffnung auf das Glück einer dereinstigen allgemeinen Gleichheit war ihm, dem Vertrauensmann der kranken Proletarier, wohl bekannt. Er verstand das, ohne es zu billigen oder zu verdammen, wie in seinen Augen überhaupt nichts böse und nichts gut war, sondern die natürliche Folge einer natürlichen Ursache, und in diesem Falle eines der Symptome der socialen Entwickelung gleich dem ratlosen schläfrigen Grimm der Schloßgesessenen da oben, dem Galgen-

Digitized by Google

humor des nach Sibirien verbannten Fabrikanten, dem trotzigen Hohn der reichen Hofbauern über die Fabrikler, dem ganzen Widerstreit alter und neuer Menschen und Dinge, den der erste Pfiff der Lokomotive in diesem einsamen Waldthal entfesselt hatte.

Aber der Irion selbst — der interessierte ihn heute! Der Kerl war wahrlich stärker als er! Der ging ruhig seinem Lebensziel nach, und mochte es auch ganz verkehrt und unerreichbar sein, und schaute sich nicht erst nach Weib und Kindern um. Der ließ sich nicht beirren, wie ein anderer, viel gelehrterer Mann, der über dem Mikroskop und den wissenschaftlichen Büchern nur an das eine rote Fenster da oben in der Nacht denken mußte und alle Ruhe und Sammlung verlor. . . .

Nein, was der arme Fanatiker da unten vermochte, das vermochte er auch: das unbeirrte Festhalten am selbstgewählten Lebenswerk. Mochte ihm dabei folgen, wer wollte! Und wer es nicht konnte, der blieb eben hinter ihm zurück. Er hatte keine Zeit, still zu stehen und lange zu warten, ob Gut, Ehr', Kind, Weib, wie es Martin Luther, der größte aus seinem deutschen Bauernblut, genannt, ob die auch alle hinter ihm herkeuchten. Waren sie da, so freute er sich ihrer. Blieben sie aus, so ging er eben allein seinem Ziel entgegen.

Mit schweren festen Schritten trat er in sein Zimmer. Eine weibliche Gestalt stand da zögernd vom Stuhl auf. Er erschrak. „Herrgott, Fräulein Elis' — ich hab' Sie wahrhaftig ganz vergessen. Seien Sie nicht bös!"

„O nein, Herr Doktor! Ich möcht' nur gern zum Schloß zurück. Es ist schon spät und . . ."

„Ja — fürchten Sie sich heute nicht, allein zu gehen, wo alles voll von betrunkenen Burschen ist?"

Sie wies mit dem Kopfe nach dem Fenster. „Der Wegmann begleitet mich. Drunten steht er und wartet. Wenn der bei mir is, nimmt sich keiner was 'raus. Vor dem haben sie alle Angst."

„Na — dann ist's gut. Also adieu, Fräulein Elis'!"

Sie zögerte. „Ich soll doch der Frau Gräfin Antwort auf den Brief bringen!"

„Antwort?" Er nahm an dem Schreibtisch Platz und schob sich seine Präparate herbei. „Da ist eigentlich nicht viel Antwort. Einen schönen Gruß und gute Besserung für den jungen Herrn!"

„Und sonst nichts, Herr Doktor?"

„Sonst erzählen Sie der Frau Gräfin, was Sie hier sehen: Ich hätt' mich ruhig an den Tisch gesetzt und wieder zu studieren angefangen."

„Jawohl. Adje, Herr Doktor!"

„Adieu, Fräulein Elise!"

XIX.

Unten stand der schwarze Jäger und drehte ungeduldig seinen Schnurrbart.

„Dees hat emol e Ewigkeit gedauert!" sagte er. „Was hoscht denn um Gottes wille mit'em Doktor gehabt!"

„Vergesse hat er mich!" Elise spannte ihren Schirm auf. „Einfach dasitze lasse! E halbe Stund' und mehr. Gott weiß, was der Mann im Kopf hat!"

„Ich weiß es!" Der Waldläufer sah sie mißtrauisch von der Seite an, „und du auch. Uns beiden macht die Herrschaft nix mehr vor! Du warst dabei, wie sie mit 'em Kind uff'm Arm weggeloffe is und ich hab's ihr wieder mit ihm abgenomme und retour getrage. Wir wisse jetzt, wie der Has läuft. Für uns heißt's jetzt norr das Maul halte!"

„Ja — meinst, ich werd's ausschelle lasse!" Das Kinderfräulein schürzte ihr Kleid und ging neben ihm her. „Man muß doch froh sein, wenn man auf die Art sein' sicheren Lohn und Brot hat!"

„Eben! Drum sollst du net so lang beim Doktor schtecke. Der Doktor is jetzt unser Feind. Man kann net zwei Herre diene! Unser Herr is der Graf oowe. Das vergeß du ja net!"

Sie erwiderte nichts und beugte den hübschen Kopf nach vorn, um, so gut es ging, die Wasserlachen und Schmutztümpel der Dorfstraße zu vermeiden. Auf der Gasse begann es sich jetzt, wo die Gendarmen in der Richtung nach dem Bahnhof verschwunden waren, wieder zu regen. Die schrillen Pfiffe der halbwüchsigen Burschen tönten da und dort, dazwischen das selbstgefällige Lallen eines Betrunkenen und ferne Tanzmusik, und wiederum flogen plötzlich ein paar Steine gegen das Bürgermeisterhaus und klapperten gleich darauf die Schuh-

Digitized by Google

sohlen der nach vollbrachter That flüchtenden Helden um die Ecke.

Es war auch nicht geraten, lange zu verweilen. Die Bauern vom Kriegerverein hielten scharf Wache. Eben kamen sie wieder singend in einem geschlossenen Trupp das Dorf heraufmarschiert, an ihrer Spitze der Vorsitzende Kaltschmidt, der seinen Sieg inzwischen schon reichlich im Wirtshaus gefeiert und seinen Hut kampflustig weit aus dem gerötteten Gesicht in den Nacken zurückgeschoben hatte.

„Und ... von ... dem ... vergossenen ... Pulverdampfe ..." sang er, seinen Stock schwingend, und brach plötzlich ab. „Hier wird net mit Schteine nach'em Bürgermeischter geschmisse, ihr Fawrikler! Dazu is der Bürgermeischter net do! Merkt's euch, ihr Fawrikler! Du do hinne ... du hoscht aach geschmisse! Du bischt aach einer!"

„Oh mei'! Losse Sie mich in Ruh'!" sagte der schwarze Jäger finster und faßte seine Braut am Arm, um rascher vorbeizukommen. Er fühlte sich allein dem betrunkenen Haufen gegenüber nicht ganz behaglich. „Dees könnte Sie doch sehe, wer ich bin!"

„Jesses — der Wegmann!" Das Gesicht des jungen Hofbauern färbte sich dunkelrot. Er hatte jetzt erst gehört, daß die Gendarmerie auf seinem Grund und Boden eine Haussuchung nach einem Deserteur gehalten hatte, und empfand das als Vorstand des Kriegervereins wie eine böse, von ihm persönlich erlittene Schmach. Mit den Männern des Gesetzes konnte allerdings er, der staatstreu gesinnte Mann, nicht rechten. Die thaten ja nur ihre Pflicht, wenn sie auf eine Anzeige hin den verdächtigen Wilderer Bazaine sich einmal näher ansehen wollten. Aber von wo kam die Anzeige? Aus der Ecke, aus der aller Ärger in der Welt den Grenzhof traf, aus dem gräflichen Schloß! Die allgemein ruchbar gewordene Schande, daß er, der Mannheimer Dragoner, dem der Großherzog selbst die Hand gedrückt, einen entflohenen Militärgefangenen als Knecht bei sich im Hause, wenn auch wider Wissen, aufgenommen, diese Schande, die ihn jetzt als Zeugen vor Gericht und wohl gar um seine Stellung an der Spitze des Kriegervereins brachte, die hatten doch wieder aus reiner Rachsucht der Graf und sein Diener dem Herrn Oberamtmann aufgedeckt. Oder vielmehr der Diener allein. Sein Herr war ja eine Null.

So begann beim Anblick des Feindes die Wut in dem ohnehin vom Wein erhitzten Bauern zu kochen. „Der Wegmann!" wiederholte er höhnisch. „Guckt norr, ihr Männer! Der Wegmann!"

Der Büchsenspanner musterte ihn mit stechenden Augen von der Seite. „Wann hab' ich mit Ihne zusammen das Vieh gehüt', Herr Kaltschmidt, daß Sie ‚Wegmann' zu mir sage! Ich sag' ‚Herr' zu Ihne! Thun Sie's aach, wann Sie schon schwätze müsse!"

Der andere lachte auf. „Jo, Herr! Du bischt mir e schöner Herr! Weischt, Alterle: Ich bin e Herr! Ich erb' Haus un Hof, un Acker un Vieh un Gescherr! Un hab' mei Knechte, für die bin ich Herr! Awwer du — du bischt ja selwer e Knecht! Du läufst jo hinner deinem Grafe her. Soviel wie dein Simpel vun Grafe bin ich als noch!"

„So komm' doch!" Die hübsche Elise war sehr blaß geworden und drängte ihren Bräutigam weiter. „Fang' doch nicht mit den betrunkenen Leuten an!"

Der Jäger stand unschlüssig. Daß man ihn gerade vor seiner Braut höhnte, trieb ihm das heiße Blut zu Kopf. „So e Mischtbauer vergleicht sich mit meinem Grafe!" sprach er endlich laut und verächtlich und ging weiter. „Da soll eines net lache!"

Die Bauern hinter ihm lachten wirklich alle laut auf und am lautesten der Kaltschmidt.

„Jo, dein Graf!" schrie er, „un dees sagt er aach noch ganz frei und offen un thut sich gar noch dick damit!"

Der Jäger drehte, schon in einiger Entfernung, den Kopf.

„Jo, meinst denn, ich sollt' mich schäme!"

„Ich thät' mich freilich schäme!"

„... daß ich in sei'm Dienst bin? 's kann net e jeder e dummer Protz von Hofbauern sein!"

„Ich schaff' mei' Arbeit so gut wie du! Dees is es net. Dees weißt du selwer! Du weißt schon, was ich mein'! Dees weiß das ganze Dorf ..."

„Pscht!" klang es aus den Gruppen der Bauern. „Halt's Maul, Kaltschmidt, du Rindvieh!" flüsterte eine unterdrückte rauhe

Digitized by Google

Stimme, und es war, als lege sich ihm eine Hand über den Mund, dann wurde es drüben ganz still.

„Jetzt komm' doch ... Jesus, Maria und Josef!“ Elise begann vor Angst zu weinen. „Willst du mich hier vor dem vollen Bauern stehen lasse?“

„Ja — ich geh' schon!“ Er machte ein paar Schritte, ganz verdutzt, weniger von der Andeutung des Hofbauern als von der beklommenen Ruhe, die seitdem drüben herrschte. „Du — was meint denn der?“ fragte er endlich.

Sie zerrte ihn atemlos mit sich. „Glaubst denn, ich horch' auch noch zu?“ stieß sie hervor. „Wann ihr dasteht und euch schimpft, daß man glauben möcht', 's gibt gleich Mord und Totschlag! Mich soll die Gräfin noch 'mal Sonntags 'runner schicke!“

„Ach — wer thut denn dir was?“ sagte der Jäger ärgerlich. „Von dir hat doch keiner geredt!“

Er blickte sie an und sah mit Schrecken, daß sie vollkommen weiß im Gesicht war. Ihre Zähne schlugen aufeinander. Sie atmete hastig und regellos. Das konnte nicht die Angst wegen des Zusammenstoßes sein! An derlei war man hier gewohnt. Das mußte einen anderen Grund haben!

In seinen Augen leuchtete es auf. Er drehte sich um. „Horch emol, Kaltschmidt!“ schrie er in die Weite hinein, „für was soll ich mich denn schäme, was das ganze Dorf weiß?“

„Wer lang fragt, kriegt kei' Antwort!“ klang es zurück.

„Ich will's aber wisse!“

„Ha — dann frag' die, die's angeht, und net mich!“

Die Stimmen verloren sich in der Ferne. Die Bauern schienen in das Wirtshaus zurückzukehren. Man hörte ihr unbestimmtes Murmeln. Dann wurde es ganz still.

Der Jäger stand eine Weile in Gedanken da.

„Jetzt — was meint er denn norr?“ murmelte er. „Geht jetzt dees gar auf dich und den Herrn Grafe?“

„Oh — was du dir denkst ... Wann du auf alles hörst, was so e betrunkener Bauer vor sich hinbawelt! Der schwätzt noch viel, wann der Abend lang is!“

„Ich hab' genug gehört!“ sagte der Bursche finster. „Warum bischt dann so geel im Gesicht, Elis'!“

Sie zupfte ihn zitternd am Ärmel. „So komm' doch!“ Und da er sie immer weiter unverwandt anstarrte, brach sie plötzlich in Thränen aus. „Angst' hab' ich!“ schluchzte sie, ihr Gesicht unter dem Taschentuch bergend. „Da soll eins nicht Angst kriege, wenn man mitten in eure Händel 'neingerät! Was gehen die mich an?“

„Ja — was gehe die dich an?“ wiederholte Wegmann und setzte sich langsam wieder in Marsch. Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander her. „Jetzt schlag's dir aus dem Kopf!“ sagte sie endlich mit lauterer Stimme als bisher. „Man muß sich ja schämen ... daß du auf so was nur hinhorchst ...“

Er lachte auf. „Ich glaub's doch net! Denn sunscht ... weißt ... mit mir is net zu spaße. Dees wisse die da unne wohl! Und der da oowe aach!“

„Oh mei'! Jetzt sei aber emal still!“ Sie wurde heftig. „Der da obe — der Graf, der hat ...“

„Der hot mir hunnert Mark uff'n Monat versproche ...“ ergänzte der Büchsenspanner nachdenklich. „Un frei' Wohnung! Dees is mehr, als irgend e herrschaftlicher Jäger hier 'rum bekomme thut. Jetzt warum?“

„Ha — weil er dich gern hat!“

„Mich?“ Der Waldläufer riß einen Grashalm vom Weg und kaute daran. „Na ja! Sell wird's wohl sein!“

„Gott sei gelobt, wann du wieder bei Verstand bist!“ Die hübsche Bonne trocknete sich die Thränen. „Mit euch Männern hat man sei' Kreuz! Als Zank und Ärger!“

Sie näherten sich dem Schloß. Der Jäger pfiff, um einen Angriff der Doggen zu verhindern. Dann traten sie in die Halle. „Jetzt mach', daß du 'naufkommst!“ sagte er in gleichgültigem Ton. „Die Frau Gräfin wird schon auf dich warte.“

„Und du — was hast denn du da vor?“

„Nix Besonderes!“ Er nahm seine Büchse, die noch geladen da hing, von der Wand. „Ich hab' bloß noch 'was zu thun. Unne im Dorf ...“

Damit ging er mit langen Schritten wieder in das Thal hinab.

Digitized by Google

Aus unserer Bildermappe:

Musikalische Unterhaltung. Gemälde von Gabriel Metsu in der Nationalgalerie zu London. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Im Wirtshaus „Zum Baum im Odenwald" saß der Kriegerverein vor vollen Gläsern. Aber es herrschte eine gedrückte Stimmung. Namentlich das Haupt der Runde, der junge Hofbauer, war schweigsam und wieder ziemlich nüchtern geworden. Verdrießlich an seinem Schnurrbart drehend, die Cigarre im Mund, schaute er auf die feuchte Tischplatte und ließ die Vorwürfe eines Freundes über sich ergehen, der, in der Uniform der Mannheimer Dragoner, neben ihm saß.

„Dees war weiß Gott überflüssig, Kaltschmidt!" warnte der Urlauber. „So was sagt m'r doch net! Was geht denn dees dich an! Jetzt hot er sein Floh im Ohr! Jetzt paß' uff, Alterle, was draus werd!"

„Nix werd draus!" erwiderte der Hofbauer störrisch. „So was kreischt man emol im Zorn hin un bis morge is es vergesse!"

Aber da schüttelten die anderen nachdenklich die Köpfe. „Dees werd net vergesse!" Der Dragoner trank bekümmert

Digitized by Google

ſein Bier aus und entfernte ſorglich mit dem Taſchentuch einen Schaumſpritzer von ſeinem gelben Ärmelaufſchlag.

„Denk norr, du hätt'ſt e Braut und no käm eens daher und thät' ſie ſchlecht mache mit 'm annere! Herrgottdunnerſchlagja! Und no gar der Wegmann! E hitziger, hinterliſchtiger Mann! E Italiener! So gut wie e Italiener mit ſeine ſchwarze Auge un Haare. Guck' doch norr 'mol die Italiener an, wo uff der Bahn arbeite. Die vergeſſe nix! Sell ſin rachſüchtige Leut'! Wann man den'n was gethan hot — dees hebe ſie ſich uff und warte, bis die Zeit do is und dann ... oh mei'! — Und der Wegmann is gerad' ſo!"

„Ihr mit eurem Wegmann!" Der Bauer hieb zornig die Fauſt auf den Tiſch. „Als der Wegmann! Als ob der Gottweißwas wär'! Angſt habt ihr vor'em. 's ganze Dorf! Weil's heißt, er putzt ſei' Feind als emol ganz heimlich aus dem Hinterhalt mit 'ner Kugel weg. Geſehn hot's freilich noch keiner!"

„Nein. Bewieſe hot's ihm keiner!" ſagte der Dragoner. „Dazu hot der Mann zu viel Schick! Aber denk' an den Wilderer aus'em Heſſiſche, den ſie vor drei Jahren owwe im Wald gefunne hawwe. Do hot er gelege mit der Kugel im Leib und als noch ſpreche wolle und net mehr könne. Aber wann er noch hätt' ſpreche könne, ich weiß, was der für e Name geſagt hätt'!"

„Und der Ölmüller!" rief eine andere Stimme, „dem abends e Kugel durchs Fenſter in die Lamp' gefloge is, wie er gerad' den Kopf gedreht hot. Sonſt war's aus mit 'em! Der Wegmann fehlt ſonſt net gern! Dei' Hof liegt aach hart am Wald! Kaltſchmidt — mach' nächſte Zeit die Läde feſcht zu. Ich rat' dir gut!"

„Ha — wenn ich doch norr ſag', was wahr is!" Der junge Bauer ſchaute unruhig ſeine Freunde an. „Was das ganze Dorf weiß. Ihr alle. A jedes bis uff'n Wegmann ſelwer! Dem ſagt's freilich keiner, weil m'r ſchon weiß, wie los dem e Kugel in der Büchſ' ſitzt. Jetzt hot's der Mann davon! Jetzt laaft der Mann 'rum wie blind und wird hinner'm Rücken ausgelacht und merkt nix und wann er mit em Kopf dawedder rennt!"

„Was ſoll ich denn merke?" fragte hinter ihm eine tiefe Stimme. Da ſtand der ſchwarze Jäger, der ſich während des allgemeinen Lärms unbemerkt mit ſeinen katzenartig lautloſen Bewegungen herangeſchlichen hatte. Er hielt das geſpannte Gewehr ſchußfertig in der Hand.

„Rühr' dich net!" ſagte er zu dem bleich werdenden Hofbauern. „Bleib ſitze, wo du biſcht! Un ihr annern Männer aach! Sonſt gibt's e Mord! Da zeig' ich's dem Kaltſchmidt, wie m'r die Leut' übern Haufe ſchießt. Alſo norr ruhig, ihr Männer!"

Der Gewehrlauf blinkte drohend in dem Dämmerlicht und darüber funkelten die kohlfarbenen Augen aus dem gelblichen Geſicht des Waldläufers. Es ward unheimlich ſtill in dem Herrenſtüble. Man hörte nichts mehr als das Ticken der Schwarzwälder Uhr an der Wand.

„Alſo was is denn?" ſprach der Hofbauer endlich mühſam. Große Schweißtropfen traten auf ſeine Stirn. „Warum fuchtelſt du mir mit dei'm Schießprügel ſo vor der Naſ' rum? Was willſt denn?"

Der Jäger war ganz ruhig. „Du ſollſt mir ſage, was ich net weiß und ihr und die annere Leut' alle wiſſe, ſo daß ich 'rumlauf' und zum Gelächter bin! Dees ſollſt du mir ſage! Jetzt uff der Stell'! Und ohne viel Geredd! Auf gut Deutſch. Sonſt mach' ich dich kalt!"

Der Hofbauer ſchaute verſtört um ſich. Nichts regte ſich in der Runde.

„Ich mach' dich kalt — verſtehſt! Do hab' ich den Finger am Hahn! Alſo 'raus mit der Sprach'!"

Der andere ſchwankte immer noch. Da ging Wegmann in Anſchlag. „Jetzt frag' ich zum letztemol — alſo: was is es. Eins — zwei ...?"

„Die Eliſ' hot's doch mit dem Grafe!" ſagte der Bauer laut und entſchloſſen. „Sell weiß jedes Kind im Dorf. Bloß Sie net, Herr Wegmann!"

Der Büchſenſpanner zeigte einen Augenblick die weißen Zähne unter dem Schnurrbart. Man erkannte nicht recht, war es Lachen oder eine Drohung.

„Alſo richtig dees!" ſprach er langſam. „Und woher weiß denn dees jedes Kind?"

„Ha — dees ſpricht ſich doch 'rum!"

„Ja — wann's emol angefange hot!

Digitized by Google

Wer hot's angefange! Wo hot's angefange?"

„Wo werd's angefange hawwe? Owwe uff'm Schloß! Bei euch! Die Gärtner und Kutscher und was es do hott — die sind Ihne net grün, Herr Wegmann, die sind Ihne neidisch, weil Sie so viel Lohn bekomme, und hawwe Angst vor Ihne!"

„Und die hawwe's euch gesagt?"

„Oft. Sonntags im Wertshaus. Seit Woche!"

„Und was hawwe sie gesagt? M'r schwätzt doch net so ins Blaue druff los!"

Aber jetzt wurde der Bauer störrisch. „Ich hab' genug geredt! Ich loß mich net so aushorche. Sie sind ka Gendarm!"

Der schwarze Jäger hob wieder mit funkelnden Augen die Büchse. „Wer net redd, kriegt e Kugel. Was hawwe sie gesagt? Hot eener den Grafe und die Elis' gesehe und gehört, was sie zusamme geredd hawwe?"

„Der Lorey. Sie wisse, der große, starke Mann, wo im Park uff Taglohn geschafft hot. Jetzt is er nümmwer in die Pfalz. Do is er Straßewart geworre!"

„No — und der?"

„Der hot sich des Aawends an dem dicke Turm zu schaffe gemacht, an dem ‚Trutzkaiser'! Ich mein' — er hat was geschtohle und dort verschteckelt — weil doch keines gern do hingeht wegen dem Russ', der do liegt — also kurz und gut — do hot er des Aawends gehockt und hot zwa Leut' kumme sehe und is in die Büsch' gekroche, daß ihn die Brombeere verschtoche hawwe, und hot gemerkt, daß dees der Graf und die Elis' waren, und hot gehört, was der Graf geschproche hot . . ."

„Und was hot der Graf geschproche?"

„Er hot der Elis' gesagt, sie sollt' Ihne heirate! Recht bald. Und er wollt' schon dafür sorge, daß sie ihr gutes Auskommen bekäm' und alles in die Reih' käm'! Und die Elis' hot geheult und am End' gesagt: Ja — dees müßt sie thun! Sie säh's selwer ein. 's blieb ihr nix mehr übrig! — So, jetzt wisse Sie's! Sie hawwe's ja höre wolle, Herr Wegmann!"

„Un dees is wahr?"

„Uff Ehr' und Seligkeit: dees hot uns der Lorey selber erzählt — wie er sich aus Zorn betrunke hot, weil er wege Ihne aus 'em Dienst entlasse worre is, und wir ihn geuzt hawwe, daß er jetzt Straßewart bei den Pälzer Krischern werre müßt! Und wenn Sie dem net glaube, frage Sie doch die Elis' selwer!"

„Sell will ich!" sprach der schwarze Jäger und ging ohne Gruß in die Nacht hinaus.

Als er, in langen Sätzen bergaufwärts geeilt, wieder den Park betrat, sah er zwischen den Bäumen eine dunkle Gestalt. Es war Elise, die da in Todesangst harrte, was er wohl mit der Flinte im Dorfe angefangen habe.

Er trat auf sie zu, ergriff sie bei der Hand und führte sie in den hellen Lichtschein der Laterne am Schloßportal. „Jetzt schau' mir ins Gesicht!" sagte er, ihr Handgelenk festhaltend. „So! Ganz gerad' ins Gesicht und gib mir Antwort: Was hoscht damals am Russ' mit dem Grafe geredd' wege mir und unserer Heirat?"

Sie begann am ganzen Leib zu schlottern. „Was meinst? Am Russ'?"

„Do hat euch einer zugehört und mir's jetzt ebe' erzählt!"

Im nächsten Augenblick mußte er sie mit beiden Armen halten. Sie brach vor Schrecken geradezu in sich zusammen. „Thu' mir nix!" stammelte sie. „Jesus, Maria und Joseph — thu' mir nix zuleid. Thu' dein Gewehr weg!"

Er riß sie wild auflachend in die Höhe. „Steh' uff! Weiber schieß ich net tot! Steh' uff! sag' ich. Jetzt is net Zeit zum Plärre! Jetzt gehst do bei und erzählst mir alles, wie's gewese is. Was dann kummt, weiß ich! . . ."

XX.

Oben im Schloß saß man bei Tisch. Stumm wie bei einem Leichenmahl. Die drei Greise, sorgenvoll und grämlich, mit zitternden Händen sich bedienend, gegenüber die blassen Züge des Schloßherrn, der nicht von seinem Teller aufsah, und seiner reglos und teilnahmlos dastehenden Gattin, am Büffett die schleichenden Schritte des hageren alten Schotten und an den Wänden all die buntscheckigen Gestalten einer längst verstorbenen, einst so lebenslustigen Welt, verwegene Männer und üppig lächelnde Messalinen, die aus großen Augen auf die stille trübe Runde ihrer Nachkommen und den von Kerzen und Silber flimmernden,

Digitized by Google

mit kostbaren Gewächshausblumen geschmückten Tisch hinabstaunten.

Draußen klatschte der Regen an die Scheiben, einer der Greise hüstelte zuweilen auf, im Hintergrund hantierte der hagere Schotte fast geräuschlos mit dem Geschirr, wie um einen Schwerkranken nicht zu stören, im Kamin krachten die Buchenscheite und umkräuselten sich zuweilen bläulich von niedergedrücktem Rauch, wenn wieder einmal ein Windstoß das Gemäuer umbrandete und in der Ferne das Gepolter abbröckelnder Steine der Wucht seines Anpralls folgte.

Dann war wieder alles still. Leer und tot, eine ungeheure Öde außen und innen. Und so würde man morgen wieder sitzen und übers Jahr auch und für alle Zeiten und allmählich in dem Rokokospiegel gegenüber sehen, wie das Haar sich grau färbte und die ersten Runzeln die verblühten Züge durchfurchten. Und schließlich würde man welk und müde wie die drei abgestorbenen Männer da, in Decken gehüllt, vom Diener gestützt die mit Medizin gewürzte Mahlzeit nehmen, bis endlich wieder einmal das Kapellenglöckchen unten über der Gruft bimmelte, wo das „hic jacet Pius de Wodenstein, miles!“ auf jeder zweiten wappenverschnörkelten Steintafel prangte, und eine neue Grabplatte würde sich stöhnend über eine neue Gruft wälzen, in der alles begraben lag — Jugend, Hoffnung und Glück.

Ein unermeßliches Grauen ging durch Weras Brust, während der Diener die beinahe unberührten Gerichte abräumte und neue auftrug. Sie hielt diese stumme Komödie bei Tisch nicht mehr aus, die man vor der Dienerschaft spielte, um nicht deren Argwohn nach all den Vorgängen des Tages zu erwecken. „Verzeihung,“ sagte sie aufstehend mit gepreßter Stimme. „Ich will nach Wulfi sehen. Er ist allein. Ich hab' Elise ins Dorf geschickt. Ich weiß nicht, wo sie bleibt.“

Die Herren nahmen stumm wieder Platz, als sie den Saal verlassen hatte. Den beiden Junggesellen, dem Roué und dem Priester, war Mutterangst und Mutterliebe ein wohl zu begreifendes, aber schwer mitzuempfindendes Ding. Der General aber sah ernst vor sich hin. Er wußte, was es hieß, ein Kind zu verlieren. Unwillkürlich dachte er sich aus, wie alt sein Sohn jetzt sein würde. Schon in den Dreißigern! Rittmeister in der Gardekavallerie. Oder Diplomat. Und jedenfalls verheiratet. Frau und Kinder um ihn, der ehrwürdige Stamm in jugendgrünem Reis, und er selbst, der Alte, ein Patriarch unter den Seinen, statt hier einsam im einsamen Schloß . . .

Er lächelte bitter. Dort unten im Schloß lag eine kleine Steinplatte. Drei Tage hatte das arme Geschöpfchen gelebt, drei armselige Tage. Noch kaum Mensch geworden, ward es schon wieder zu Staub, vor langer, langer Zeit.

Auch ihm und den beiden neben ihm war die Zeit der Staubwerdung und Auferstehung, wie sie sein gläubiger Sinn erhoffte, nahe! Vielleicht dem ganzen Geschlecht! Drüben, in den Armen jener jungen Frau, fieberte der letzte — ein schwächliches, hinfälliges Wesen, wie jenes, das ihm einst der Tod entrissen.

Wenn auch der kleine Eitelwolf starb? Plötzlich, er begriff nicht wie, kam ihm der Gedanke. Er erschrak und blickte verstohlen seinen bleich und still am Tische sitzenden Neffen an, der sich gegen seine Gewohnheit ein Glas Rotwein nach dem anderen eingoß. Er wußte, nach einem solchen Schlag würde der schwache Mann sich seiner unglücklichen Ehe entziehen und nicht den Mut zu einer zweiten finden. Dann war es zu Ende. Hinter ihm zerbrach das Wappen mit den Wisentköpfen und klang der alte Spruch: „Heute noch Wodenstein und nimmermehr!“ Und draußen, ja draußen ging die Welt wohl ruhig ihren Gang. Im Thal unten pfiff und summte die Fabrik, die Eisenbahnzüge rollten, und aus dem Abteilfenster bog sich wohl neugierig der Kopf eines Reisenden, um das, im Reisehandbuch besternte, alte Schloß einen Augenblick zu besichtigen.

Draußen brauste der Wind stärker, und wieder grollte es von stürzenden Steinen.

„Du solltest die Mauern wirklich stützen lassen!“ murmelte der Pariser.

„Wozu?“ Der junge Graf sah stumpf in die Kerzenflamme. „Wozu?“ wiederholte er nach einer Weile mechanisch, in seine Gedanken versunken.

„Dann lasse wenigstens besser einheizen!“ Der Priester stand fröstelnd auf. „Durch das ganze Schloß spürt man seit heute morgen einen eiskalten Luftzug.“

Der General zündete sich eine Cigarre

Digitized by Google

an. „Das iſt immer im Frühjahr!“ ſagte er zwiſchen den Zähnen. „Die Kälte ſteckt tief in den dicken dumpfen Mauern und kriecht, wenn es draußen warm wird, ans Tageslicht!“

Auch der Pariſer drehte ſich eine Cigarette. „Ein ſchöner Troſt!“ ſprach er melancholiſch. „Alſo weil es in der ganzen Welt Frühling wird, müſſen wir frieren! Aber du haſt recht! Was alt iſt, iſt kalt und muß frieren. Das Schloß iſt alt, wir ſelbſt ſind alt, drum klappern wir mit den

Sie ſah ihren Mann an. „Komm' mit!“ ſtieß ſie tonlos hervor.

„Um Gottes willen — was iſt denn?“

„Komm' mit! Zu Wulfi!“

Jetzt erfaßte auch ihn ein Beben. Er ſprang auf und verließ verſtört mit ſeiner Frau den Saal.

„Was gibt es denn?“ wiederholte er beklommen, während ſie zuſammen in das dämmerige Krankenzimmer traten.

„Als der Doktor zuletzt da war.“ Sie ſprach langſam, ſchwerfällig, wie ein Menſch,

Aus unſerer Studienmappe:

In Venedig. Nach der Ölſtudie von Ludwig Dill.

Zähnen! So geht's! ‚Tout passe, tout casse, tout lasse‘!“

„Alter Unglücksrabe!“ Der General ſtocherte mit finſterem Geſicht in dem Kamin. „Auch noch dies Gekrächze zu dem Sturm und Regen draußen und dem bleiernen Schweigen bei Tiſch! Du wirſt einen traurigen Eindruck mit nach Rom nehmen,“ wandte er ſich an ſeinen älteſten Bruder, „wenn du zurückfährſt!“

„Vorderhand reiſe ich nicht. Solange Eitelwolf krank iſt und . . .“

Er brach ab. In der Thüre ſtand Wera, fahl im Geſicht. Ihre Lippen, ihre Hände, ihr ganzer Körper zitterte.

der an ſeine eignen Worte nicht glaubt. „ . . . geſtern mittag fragte er mich, ob ich keine grauweißen Flecken im Hals geſehen hätte. Ich ſagte nein. Ich hatte nichts geſehen. Bis jetzt. Jetzt eben aber . . .“

„Jetzt ſind ſie da?“ Er ſchrie faſt auf.

Sie nickte, vor Schrecken ganz ruhig, beinahe gleichgültig.

„Die weißen Flecken?“

„Ja, die Diphtheritis. Sie iſt im Dorf. Dort hat er ſie ſich geholt. Er iſt ſterbenskrank.“

Ihr Mann machte ein paar unſichere Schritte gegen das Bettchen. Sie hielt ihn zurück. „Störe ihn nicht! Du kannſt doch

Digitized by Google

nichts sehen! Dazu gehört eine geschickte Hand und ein Licht und ein Löffel. Vorhin hatt' ich alles. Da hab' ich den weißen Belag gesehen. Ganz deutlich."

Er sank auf einen Stuhl und trocknete sich wie geistesabwesend die kalten Schweißperlen von der Stirne. Zu sprechen vermochte er nicht.

Einige Minuten rollten bang zwischen den beiden dahin, die sich haßten und doch einander näher fühlten als irgend wer sonst in der Welt in ihrer Not um den gemeinsamen Liebling, — die feindselig voneinander wollten und doch vor Angst aufschrieen, daß das schwache Band, das sie zusammengefesselt hielt, zerreißen könnte.

„Es muß gleich etwas geschehen!" stieß er endlich hervor. „Wenn es wirklich das ist, dann thut höchste Eile not!"

Sie zuckte die Achseln. „Es kann gar nichts geschehen, ehe nicht der Arzt kommt! Der allein kann helfen!"

Er trat zum Fenster, blickte auf die Uhr und starrte in die Dämmerung hinaus. Nichts war zu sehen, als die eintönig niederströmenden Regenschleier und unten die Lichtpunkte des Dorfes. Das, wonach er spähte, die Laterne des um die Waldecke zurückkehrenden Wagens, das wollte nicht kommen.

Wieder war das bange Schweigen im Krankenzimmer. Draußen auf dem Flur huschten leise Tritte und flüsterten Stimmen. Unter der Dienerschaft hatte sich das Gerücht von der Verschlimmerung verbreitet.

Und immer noch rollte nicht der ersehnte gelbe Doppelstern der Laterne drüben um den undeutlich sich abzeichnenden Bergvorsprung.

„Dieser Kutscher!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Wo bleibt der Kerl? Er könnte weiß Gott schon wieder da sein!"

Er drehte sich um und sah, daß auch die drei alten Herren inzwischen ins Zimmer getreten waren. Stumm und ernst standen sie da, wie Totenwächter, mit ihren schwarzen Kleidern, den grämlichen Greisengesichtern. Ein leises Seufzen ging durch den Raum — ein kindlicher Angstlaut. Wera huschte auf den Fußspitzen zu den drei Greisen hin. „Ich bitte Sie ... gehen Sie ..." flüsterte sie. „Wulfi erschrickt, wenn er im Fieber drei dunkle Gestalten da im Schatten sieht ..."

„Also es ist wirklich die ... die Krankheit?" Der General, der schon die Thürklinke in der Hand hielt, wagte den Namen nicht über die Lippen zu bringen.

Sie nickte stumm.

„Ja — und der Arzt!"

„Der Arzt!" Es fuhr wie ein unterdrückter Schrei aus ihrer Brust. „Sie sehen ja — es ist keiner da! Der da unten wird nicht ins Haus gelassen und der Physikus aus der Stadt kommt nicht und Wulfi wird kränker und kränker!"

Von ferne klang ein leichtes Rollen, — ein Peitschenknall. Graf Pius warf einen Blick durchs Fenster und eilte dann, ohne ein Wort zu sagen, zur Thüre hinaus.

„Gott sei Dank, der Kreisphysikus!" murmelte der General. „Nun können wir uns trösten! Nun muß ja alles noch gut ausgehen!"

Sie starrte schweratmend nach der halboffenen Thüre, durch die die drei alten Herren, so schnell es ihre zitterigen Glieder erlaubten, dem Arzt entgegengegangen waren. Sie vermochte ihnen nicht zu folgen. Es hielt sie fest bei ihrem Kind. Nur eine Minute noch ... dann mußten ja die schweren Schritte den Flur entlang kommen, das gedämpfte Gemurmel der Männer klang näher, es klopfte an der Thüre, der Helfer ... der Retter in der Not trat ein ...

Aber alles blieb still. Sie hörte nichts als das Hämmern ihres Herzens und draußen den Nachtwind.

Und jetzt, ferne, von unten aus dem Hof, eine zornige Stimme, die Stimme ihres Mannes. Ihr antwortete niemand. Die Stimme tönte immer wieder ... abgerissen ... leidenschaftlich ... mit einem ganz fremdartigen Klang ...

Eine schreckliche Ahnung durchzuckte sie. Sie eilte über den Flur, die Treppe hinab, in den Vorhof.

Da leuchten die Pferde, in eine weiße Dampfwolke gehüllt, aus der als gelbe trübe Kugeln die Laternen des Wagens flammten. Und der Wagen selbst war leer!

Davor stand ihr Mann. Er hielt seinen Kutscher vorne an den Brustknöpfen gepackt, als ob er ihn erwürgen wollte, und warf dem bleich gewordenen Mann die wütenden Worte ins Gesicht.

„Ein untreuer, gewissenloser Diener sind Sie!" keuchte er. „Ein Mörder sind Sie,

Digitized by Google

jawohl! Sie tragen die Schuld, wenn hier ein Unglück passiert! Sie allein! Weil Sie meine Befehle nicht ausführen. Weil Sie schlapp sind und feige. Jawohl — ein Feigling sind Sie!"

„Herr Graf!" sagte der Kutscher rauh. „M'r soll die Leut' nicht ins Unrecht setze! Der Herr Graf thun mir unrecht! Der Herr Graf hawwe mir gesagt: ‚Schpanne Sie an und fahre Sie 'nüwwer ins Schtädtche zum Physikus. Der junge Herr wäre net recht wohl, der junge Herr wär' verkältet un' der Herr Physikus möchte doch 'mol nachschaue! No verkältet' — Herr Graf — do kammer sich nix Schlimmes denke . . ."

„Aber inzwischen ist es schlimm geworden!"

„Herr Graf! Sell hawwe ich net wisse könne! Und wie ich zum Neckar kumme bin — Herr Graf — Sie sollte den Neckar sehe! So arg wars Hochwasser schon durch Jahre net! Der Fährmann hot gekrische vor Lache, wie ich 'em gesagt hawwe, ich wollt' 'nüwwer. ‚Oh mei'!' hot'r gekrische. ‚Ich hawwe Fra un Kinner! Bei sellnem Wasser fahr' ich keines! Bei sellnem Wasser kann keines 'nüwwer! Rüwwer schon von der anderen Seit', wo sie die große Boot' hawwe un mehr Leut'!' No hawwe ich m'r denkt, Herr Graf: dees bressiert ja net so, weil der junge Herr doch bloß verkältet is und da wär's Beschte, m'r telegraphiert 'nüwwer zum Physikus."

„Wie denn? Das Postamt ist geschlossen. Es ist sieben Uhr vorbei. Und sogar wenn ich den Vorsteher herauspoche, nehmen sie es mir drüben nicht ab! Er kriegt die Depesche nicht vor morgen früh und dann ist es zu spät. Durch Ihre Schuld! Sie machen mich unglücklich durch Ihre Feigheit! Auf niemanden von euch kann man sich verlassen. Spannen Sie nicht aus! Ich fahre selbst und hole den Physikus."

Er trat zu den Pferden und riß ihnen ungestüm die Decken herab, während die Diener und die alten Herren ihn erstaunt und ungläubig ansahen. Da fühlte er sich an der Schulter berührt. Er drehte sich um. „Was willst du?" frug er rauh gegen Wera hin. „Jetzt hab' ich keine Zeit!"

„Ich muß dir etwas sagen, ehe du fährst! Verstehst du — ich muß!"

„Also — nur rasch!"

„Nein — hier nicht! Komm' in das kleine Empfangszimmer nebenan! Nur zwei Minuten!"

„Schnell — was gibt es?" fragte er, kaum, daß sie eingetreten waren.

„Bleibe ruhig bei dem, was ich dir jetzt sage! Siehst du: So fern wir einander sind, bei Wulfi empfinden wir doch dasselbe und bitten und beten, daß er uns erhalten bleibt. Das kann er nur durch den Arzt und das Serum."

„Ich hole ja den Arzt! Halte mich doch nicht auf!"

„Und bist du sicher, ihn hierher zu bringen? Zu rechter Zeit? Es kann so viel unterwegs geschehen!"

Er zuckte zusammen. „Ich bringe ihn!" murmelte er. „Und es bleibt ja auch keine andere Wahl!"

„Doch! Den Doktor aus dem Dorf rufen lassen."

Er trat zurück. „Das sagst du mir ins Gesicht?"

„Warum nicht! Jetzt ist alles andere einerlei. Jetzt handelt es sich nur um Wulfi. Dort unten ist die Hilfe. Wir brauchen nur die Hand danach auszustrecken!"

„. . . nach dem Menschen, dem du heute das Kind ausliefern wolltest!"

„Das hab' ich nicht gewollt. Ich wär' nach der Fabrik gegangen — zu der Frau des Direktors! Zu niemand anders! Wenn das meine Absicht gewesen wäre, mit Schimpf und Schande, mein Kind auf dem Arm, zu einem Manne zu laufen, den dann alle Welt für meinen Liebhaber hätte halten müssen — wenn ich schon so weit gewesen wäre, dann, glaube mir, hätte ich es wenigstens geschickter angefangen. Aber ich hab' ja gar nicht nachgedacht. Nur fort wollt' ich — nur fort, gleichviel wohin!"

„Zum Doktor! Und dieser Mensch, dem ich vor den Dienern mein Haus verboten und ihn weggejagt hab' — der, meinst du, würde jetzt kommen?"

„Wenn ich ihn bitte, ja!"

Er lachte auf. „Und mir den größten Freundschaftsdienst fürs Leben erweisen, mein Kind retten? Gerade dies Kind, das allein zwischen ihm und dir steht, das dich zurückhält, von hier fortzugehen, zu ihm. Das weiß er doch! Er weiß, daß dies Kind sein größtes Unglück ist, daß es

Digitized by Google

ihm allein im Weg steht! Sonst nichts! Ist es weg, so erreicht er sein Ziel! Er hat Wulfi vielleicht schon in diesen Tagen umzubringen versucht ..."

„Lästere nicht!" schrie sie auf.

„... und ihn soll ich ans Krankenbett rufen? Nein, meine Liebe, nein. Ihm liefere ich Wulfi nicht aus, damit er hier ohne Kontrolle und Sachverständige mit ihm macht, was er will! Nein — retten will ich Wulfi!" Er griff nach Hut und Stock. „Über den Neckar fahre ich! Ich weiß, ihr traut mir für gewöhnlich so etwas nicht zu! Aber es gibt Fälle, da kommt plötzlich eine Kraft über einen. Da kann man, was man will!"

Er eilte hinaus. „Wo ist Wegmann?" schrie er. „Sie, Kutscher, kann ich nicht brauchen. Sie sind feige! Sie kehren ja doch wieder um! Wegmann fürchtet sich nicht. Er ist mein Freund in der Not! Er soll kutschieren! Wo ist Wegmann?"

Da stand der schwarze Jäger, aus dem Parkschatten getreten, plötzlich neben ihm. Niemand beachtete in der Aufregung seine leichengelbe Blässe und das unheimliche Glühen seiner Augen.

„Herr Graf befehlen?" fragte er heiser.

„Wegmann — kommen Sie mit über den Neckar?"

Der Waldläufer lachte, fast zum Schrecken der Umstehenden, laut auf. „Mit dem Herrn Grafen?" fragte er rasch. „Jetzt gleich?"

„Freilich! Sie verstehen sich ja auf alles! Sie werden auch ein Boot über den Neckar bringen!"

„Und ob!" Der Büchsenspanner drängte sich, als könne er es nicht erwarten, an den Wagen. „Ich schaff's allein. Ich brauch' den Fährmann net! Es braucht kein drittes mitzufahren!"

„Natürlich nicht!"

„Ich bin als Bub' oft mit den Fischersleut' gefahre'! Ich kann mit Ruder und Schallbaum umgehe, daß es e Art hot! Ich bring' Sie hin, Herr Graf! Jetzt freilich — e Spazierfahrt wird's net!"

Er kletterte auf den Bock und ordnete mit zitternden Fingern, mühsam seinen keuchenden Atem bemeisternd, die Zügel. Graf Pius stieg ein.

„Noch einmal!" hörte er an seinem Ohr das heiße Flüstern seiner Frau und fühlte, wie ihre Hand sich um seine Schulter krampfte. „Dort unten ist die Hilfe! Du fährst an ihr vorbei! Blindlings in die Nacht hinein! Bedenke, was du thust! Versündige dich nicht an unserm Kind!"

Er schüttelte den Kopf. „Um Mitternacht bin ich mit dem Physikus da! Vorwärts, Wegmann!"

Der schwarze Jäger hieb, mit der Zunge schnalzend, auf die Pferde. Der Wagen flog hinaus in das helle Dämmern der ersten Nacht.

Von oben, aus dem Kinderzimmer, an dessen Fenster Wera lehnte, konnte sie ihn noch eine Strecke weit undeutlich im Scheine des zwischen den zerrissenen Regenwolken hervortretenden Mondes hinpoltern sehen. In dem halboffenen Gefährt saß, in sich zusammengesunken und fest in den Mantel gewickelt, die reglose Gestalt ihres Gatten.

Und plötzlich schoß es ihr durch den Kopf, daß zum erstenmal, seit sie ihn kannte, ihr Mann sich in eine Gefahr begab.

In eine Lebensgefahr! Mit dem Neckar war nicht zu spaßen. Das hatte sie in den fünf Jahren ihrer Waldeinsamkeit jeden Frühling aufs neue aus den Erzählungen der Landleute, den Zeitungsberichten erfahren, wenn der Eisstoß kam oder warmer Regen den Schnee des Schwarzwaldes schmolz. Ohne zwingende Not vertraute sich in solchen Zeiten keiner zur Nacht dem Neckar an. Ihr Gatte that es wohl auch nicht. Er überließ dem tollkühnen Wegmann das Wagstück und wartete indessen. So wäre es wenigstens sonst seine Art gewesen. Aber heute schien er so verändert, so völlig selbstvergessen nur von dem Gedanken beseelt, sich seinen Sohn aus allen Bedrohungen zu retten — heute traute sie ihm doch zu, daß er hinter seinem Jäger in den schwankenden Nachen stieg und ihn hinausstieß in die Dunkelheit und das Wellenbrausen.

Und dann? Was konnte dann geschehen? Sie fuhr zusammen und erschrak vor sich selbst. Sie wagte nicht weiter zu denken...

Durch die Monddämmerung schaute sie wieder dem Wagen nach. Mit unverminderter Eile rollte er dem fernen Fluß zu. Und in ihm zeichnete sich undeutlich die in sich gefallene, schlafend oder träumend in eine Ecke gedrückte Gestalt ihres Mannes ab. Wieder klang verräterisch in ihrem Ohr das böse Rauschen des Neckars und ein finsterer,

Digitized by Google

Festtag in Neapel. Nach dem Gemälde von C. Tiratelli.

Digitized by Google

kaum ausgedachter Gedanke kreiste wie ein schwarzer Vogel vom Schloßfenster hinter dem Wagen her.

Und dort — ihre Augen öffneten sich weit — dort auf der Landstraße lebte, wie durch ihren Willen ins Dasein gerufen, eine schwarze Gestalt. Die hatte sie bisher weit und breit nicht gesehen. Sie mußte mit einem Sprunge aus dem Walde her hinter dem Wagen aufgetaucht sein.

Ein langer hagerer Geselle war es, der sich einen Augenblick scheu nach beiden Seiten umsah. Dann rannte er dem Gefährt nach und schwang sich behende hinten auf.

Unbemerkt. Der Jäger hatte genug zu thun, um die warmgewordenen Pferde zu halten, und sein Herr lehnte brütend in der Ecke. Durch die rasch zunehmende Wolkendämmerung konnte Wera nur noch undeutlich seine Umrisse erkennen und in seinem Rücken, wie ein schwarzer Klumpen zwischen den Rädern kauernd, den blinden Passagier.

Wenn nun ein Unglück geschah? Sie stöhnte auf. Dann kam der Arzt nicht, und alles war verloren.

Sie klingelte und ließ den Kammerdiener zu sich bescheiden.

„Schicken Sie sofort einen zuverlässigen Menschen die Landstraße hinunter zum Neckar!“ befahl sie dem eintretenden hageren Schotten. „Er soll beim Fährmann nachschauen, ob mein Mann wohlbehalten an das andere Ufer gekommen ist. Man muß es ja an der Bootslaterne sehen können. Wenn die auf der anderen Seite still steht.“

Der Schotte verbeugte sich. Ihm schien es das Beste, wenn er selbst auf dem sonst von dem Herrn General benutzten Pferde den dunklen Weg hin und her machte. So ginge es am schnellsten und sichersten!

„Ja, thun Sie das!“ Sie nickte ihm zu und entließ ihn. Dann atmete sie tief auf. Sie hatte die seltsame Empfindung, daß nun keine Gefahr mehr drohe! Aber immer wieder folgten ihre Gedanken dem fernen Wagen, wie er weiter und immer weiter dem pfeilschnellen Wellenschuß des Neckars zurollte, von der Nacht umgeben, vom Sturm umpfiffen und hinten zwischen den Rädern der unbekannte schwarze Gast.

XXI.

In den Fenstern des Schlosses blinkte noch überall Licht. Die Sorge ließ trotz der späten Nachtstunde niemanden schlafen. Es war ein Raunen und Flüstern in den Gängen, ein leises Hin- und Herschleichen, eine gespenstige Unruhe durch das ganze öde Gemäuer bis hinab zum Eingang der Gruft, hinter deren Gittern still unter verschnörkelten Steinplatten die alle ruhten, die vorher hier gelacht und geküßt, gegähnt und gebetet hatten. Eine große Wasserlache stand hier auf den Quadern des Bodens und zog sich als breite, feuchte Spur die längs der Kapelle hinauflaufende Seitentreppe empor. Oben drängten sich im Flur der Gärtner und ein paar Arbeitsleute in einer dumpf murmelnden Gruppe zusammen und traten verstört auseinander, als die drei alten Herren, durch die Unruhe aus ihrem Brüten im Saale aufgeschreckt, herankamen.

Der General legte dem Gärtner die Hand auf die Schulter. „Was ist denn nun wieder los?“ fragte er, und es zuckte vor mühsam verhaltener Erregung unter den weißen Bartstreifen.

„Ha . . . die Elis', Herr Graf!“

„Was ist mit ihr?“

„Sie war doch seit dem Abend schon weg — kein Mensch hat gewußt, wohin. M'r hat sie bloß mit dem Wegmann stehen sehe — kurz eh' der mit dem gnädigen Herrn weggefahre is — und dann net mehr . . .“

„Na . . . und nun?“

„Alleweil hawwe wir sie aus'm Parkteich gezoge! Ich war gerad' heut' nacht noch auf und hör' uff eenmol so e Plumpser und sag' zu meiner Fraa: ‚Jetzt, was is denn dees?‘ — weil ich mir gedenkt hab', es sind welche do, wo Karpfe stehle wolle — und mach' mer gleich den Nachen los. Und wie ich drin bin, kummt auch gerad' der Mond 'raus und ich seh' die Elis' zehn Schritt besser rechts im Wasser und hab' sie eben noch am Arm lange könne und 'raushole . . .“

„Also ist sie nicht ertrunken?“

„Ah bah, Herr Graf! Ich hab' sie erwischt. Awwer sie is ganz von sich. Sie weiß net, was sie spricht. Sie hot's Fieber. Dodrin liegt sie uff'm Gastbett. Die Frau Gräfin war schon bei ihr.“

„Ja — und hat man denn eine Ahnung, warum . . .“

Da zuckten die Leute die Achseln und

Digitized by Google

sahen sich vielsagend an. Aber zu sprechen getraute sich keiner.

„Wie halt die Weiber sind, Herr Graf!“ sagte endlich der Gärtner nachdenklich. „Die wisse jo selwer net, was sie thun! Jetzt — geschah't wird's ihr net viel hawwe! 's is wahr: das Wasser is kalt. Awwer sie war ja net lang drin! 's is mehr die Aufregung! Die is ihr aufs Herz geschlage. Dees gibt sich auch wieder . . .“

„Gibt sie denn gar keine Auskunft?“

„Sie redd' ganz verworre! Immer von dem Jäger Wegmann! M'r solle um Gottes willen den Wegmann net mit dem Herrn Grafe fortlasse. Sie sei zu spät gekomme'! Eben sei'n die beiden weggefahren gewese'. Der Wegmann müsse zurück! Sonst geb' es 'n Unglück! So geht das Geredd' weiter!“

„Verstehst du das?“ fragte der General den Pariser.

„Nein! Wegmann ist doch der zuverlässigste Mensch, den wir haben! Wie sollte der Uebles im Schilde führen? Weiß der Himmel, was die Elise jetzt in ihrem Fieber durcheinander wirft! Es ist ja sicher, daß die beiden glücklich über den Neckar sind. Der Diener, den Wera an die Fähre schickte, hat ja deutlich die Bootslaterne drüben landen sehen. Warum seitdem alles totenstill bleibt und Pius nicht zurückkommt, das weiß freilich der Himmel!“

Wieder sahen sich die Schloßbediensteten schweigend an. Eine durch die Scheu vor ihrer Herrschaft stumm bleibende Angst lag in allen Blicken.

„Hawwe Sie denn selbst die Latern' am annern Ufer geseh'n?“ fragte endlich der Gärtner halblaut den herbeigekommenen Kammerdiener.

Der Schotte nickte. „Ich selbst. Das Boot ist sicher drüben!“

„No — dann kann ja nix bassiert sein!“

„Aber was wird denn nun mit Elise?“ fragte der General.

„Ha — die Frau Gräfin hat sie halt ins Bett lege lasse und in warme Tücher wickeln! Mei' Fraa hat geholfe und sitzt jetzt drin bei'er! Denn die Frau Gräfin — die hot ja heut' kei' Sinn dafür. Die is drüwe beim junge Herrn. Do thät' die Elis' auch not. 's geht ja alleweil schlechter mit dem kleine Herrn. Awwer nein — muß die ins Wasser schpringe — gerad' heut'!“

„Ja — man sollte aber doch den Arzt . . .“

Der Gärtner zuckte die Achseln und blickte die anderen Bediensteten vielsagend an. „M'r derfe doch net, Herr Graf! Er derf doch net mehr ins Schloß. Der gnädige Herr hot's doch befohle! M'r müsse schon uff'n Physikus warte . . .“

„Wenn der nur endlich käme . . .“ Der General sprach mehr zu sich als zu den anderen.

„Jo — Herr Graf . . . 's wär' Zeit! Längscht! 's is bald zwei Uhr nachts! Er müßt' schon seit gut zwei Stunde hier sein. Wir hawwe's uns als und als wieder ausgerechnet. Denn . . . mei' Kinner hawwe's aach gehabt! Dees kenn' ich! Do heißt's kei' Zeit verliere! Und schon wege der gnädigen Frau! . . . Herr Graf . . . wie die gnädige Frau vorhin hier bei der Elis' war — m'r hawwe all' zusamme e Schrecke gekriegt. So weiß hot sie im Gesicht ausgeschaut wie e Toter. M'r sieht ihr die Angscht an um den junge Herrn . . . und daß der Physikus net kommt. Ich und mei' Fraa — wir hawwe schon gebetet, daß er doch endlich 'mol komme dhät' — awwer m'r mag noch so lang in die Nacht 'naushorche — es rührt und regt sich nix.“

Die alten Herren erwiderten nichts. Langsam gingen sie durch die Gruppen der Dienerschaft zurück nach dem Saal und setzten sich vergrämt wieder in den Eichenstühlen nieder, schwarze stumme Gestalten in dem halbdunklen Raum, in dem beim Zitterspiel des Kaminfeuers undeutlich die bunten Bilder an den Wänden leuchteten, all die Vorfahren des letzten des Stammes, der dort drüben mit dem Tode rang.

„So geht das nicht!“ sagte der General plötzlich laut. „Pius kommt nicht zurück. Wir wissen nur, daß er glücklich über den Neckar gelangt ist. Aber seitdem . . . Wenn unser Neffe nicht mehr weiß, was er thut, so müssen wir für ihn handeln, ehe es zu spät ist. Wir haben schon Stunden um Stunden mit dem Warten verloren. Gott weiß, was er dort drüben treibt.“

„Sehr einfach!“ murmelte der Pariser. „Entweder weigert sich der Physikus zu fahren . . .“

„So ist der doch nicht!“ widersprach

Digitized by Google

der hagere Preuße ärgerlich. „Er ist doch ein beherzter Mensch — ein alter Junggeselle, der sich nicht vor Tod und Teufel fürchtet. Und nun gar hierher — eine Berufung ins Schloß! Nein! Das kann nicht sein.“

„Dann ist er über Land!“ hub jetzt der Priester mit leiser, schwankender Stimme an, „und Pius hetzt irgendwo in der Nacht hinter ihm her!“

Der General sprang auf. „Und wo findet er ihn? Und wann? Und wann kommt er endlich mit ihm? Wenn nichts mehr zu retten ist! Natürlich — er ist der Vater! Er hat das Recht, zu thun, was er will! Aber schließlich — wir sind doch die Angehörigen des Geschlechtes. Das Geschlecht steht auf den zwei Augen da drüben ...“

Die beiden andern nickten stumm. Es war, als fühlten sich die drei Greise, die in der Fremde draußen ihre Heimat gefunden, jetzt plötzlich wieder eins mit dem Mutterboden ihres alten Stammes, einsam in der tiefen Nacht, die sie umgab und düster durch die Fenster hereinlugend für immer alles in der ewigen Burg zu überschatten drohte.

„Also — was thun?“ Der Pariser drehte verstört seinen schwarzgefärbten Schnurrbart.

Der General ging im Saale auf und ab. „Helfen kann nur der Arzt. Unten im Dorf ist er. Man muß ihn holen!“

„Ich habe ihn schon einmal heute mittag heraufgebeten — auf Weras Wunsch!“ Der Priester starrte zu Boden. „Und gegen den Willen ihres Mannes! Und als der Doktor kam, wies ihn Pius, wie er uns selbst erzählte, unter unsinnigen Schmähungen und Todesdrohungen von der Schwelle. Glaubst du, daß ein Mann wie der Doktor das vergißt?“

„Das freilich nicht — aber ...“

„Er würde uns antworten: ‚Meine Herren, die Dienerschaft hat Befehl, mich nicht in das Schloß hineinzulassen! Mich, nötigenfalls mit Gewalt, von dem Krankenbett fern zu halten! Daran muß mein bester Wille scheitern.‘“

„Nun — das könnten doch wir der Dienerschaft befehlen ...“

„Und wenn er drinnen ist und unser Neffe kommt plötzlich zurück — was doch jeden Augenblick geschehen kann — mit dem Physikus — und trifft den anderen, dem er das Haus verboten hat! Solch einer Scene setzt sich doch kein Mann von Selbstbewußtsein aus!“

„Man würde doch den Wagen in der Ferne rollen hören! Dann ist noch Zeit ...“

„Ich kenne diesen Doktor ja erst seit gestern!“ sagte der alte gräfliche Kleriker. „Aber er macht mir nicht den Eindruck, als würde er wie ein Dieb in der Nacht davon fliehen!“

„Wer sagt uns schließlich, daß Pius sobald wiederkommt? Gott weiß, wann das geschieht! Hinüber in die Stadt ist er über den Fluß gekommen. Der Diener hat's gesehen. Aber vielleicht ist gar keine Möglichkeit, über den Neckar zurückzufahren. Dann hat doch der Doktor hier freie Hand!“

Der Priester nickte. „Ja. Und nun höre das, was der da unten sich jedenfalls auch schon überlegt hat: Pius hat ihm mit klaren Worten, in Gegenwart seines Jägers, den tollen Vorwurf ins Gesicht geschleudert, er beabsichtige seinen Sohn umzubringen ...“

„Das war in der Erregung ...“

„Er hat vor uns und anderen denselben unsinnigen Verdacht wiederholt! Er traut dem Doktor zu, daß er diese Gelegenheit benutzen würde, das einzige Hindernis auf seinem Wege, den Kleinen drüben, zu beseitigen!“

„Aber das ist doch ...“

„Das ist handgreifliche Unvernunft — natürlich. Dafür stammt es von Pius! Aber nun setze dich in die Lage des Doktors: Er weiß gar nicht, wie es mit dem Kinde steht. Er ist auf Vermutungen und Laienberichte angewiesen. Er kommt und findet — ich setze das nur als entfernte, aber schreckliche Möglichkeit —, findet, daß er nicht mehr helfen kann! Nehmen wir an, all seine Mühe bliebe umsonst — weißt du, was Pius dann morgen in der sinnlosen Erregung, in die ihn der Trauerfall versetzen würde, thut: Er ist imstande und zeigt den Doktor wegen fahrlässiger Tötung vor Gericht an! Dann hat der seine Ehre als Arzt, sein Ansehen, seine ganze Existenz in einem Skandalprozeß zu verteidigen! In die Gefahr begibt sich niemand, der nicht muß! Und am wenigsten dieser Doktor! Er hat ja alle Karten in der Hand — dank der Sinnlosigkeit unseres Neffen. Er

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Wilhelm Jensen. Porträtskizze von Paul Heyse.
Nach: „Das litterarische München“ von Paul Heyse, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

braucht ja nur ruhig unten zu sitzen — kein Mensch kann ihm nach dem, was vorgefallen ist, verargen, wenn er seine Hilfe ablehnt — und braucht, wenn der Kleine kränker und kränker wird, — ohne einen Finger zu rühren, ohne sich selbst irgendwie schuldig zu machen, eben nur dem Schicksal seinen Lauf zu lassen, das Pius verhindern wollte.“

„Vergiß doch nicht,“ der General blieb verstört stehen, „er hat doch einen Beruf — ähnlich dem deinen! Den Beruf, mein' ich — die Leiden seiner Nächsten zu lindern — selbstlos zu sein . . .“

„Ja,“ sagte der Römer. „Nur daß mein Stand mir die Pflicht der Demut auferlegt! Ihm nicht! Er ist ein Mann von hartem Holz! Wer so ist und so beschimpft wurde, kann nicht so leicht vergeben und vergessen!“

Jetzt plötzlich sprang der Roué auf. „Aber versuchen müßte man es doch!“ stieß er in einem Ton der Verzweiflung hervor, der seltsam der sonstigen blasierten Ruhe des spöttischen Klubmannes widersprach. „Man müßte wenigstens zu ihm gehen, ihm vorstellen, wie . . .“

Der greise Kleriker schüttelte den Kopf. „Wenn wir gehen, nützt es gar nichts . . . Das müßte jemand anderes sein! Du weißt schon, wer . . .“

Er brach ab. Die Thüre hatte sich geöffnet. In ihr stand Wera. Ihr Gesicht schimmerte totenweiß unter der Kapuze des Regenmantels, der um ihre Schultern hing.

Sie nickte dem General zu. „Bitte komm'...!“ sagte sie tonlos.

„Wohin?“

„Hinunter! Zum Doktor!“

Die drei Alten schwiegen und sahen sich an.

„Ich weiß es jetzt ganz genau . . .“ Weras Stimme klang unheimlich ruhig. „Wulfi ist verloren, wenn nicht bald Hilfe kommt. Pius bringt sie nicht. Seit Stunden bleibt er aus. Was ich in der Zeit gelitten hab' — drüben an dem Bettchen wie ich die Minuten und Sekunden gezählt hab' und auf den Knieen gelegen und gehorcht, ob noch kein Wagen rollt — mein Haar hätte grau werden können seit Mitternacht! Und alles umsonst — ganz umsonst! Aber jetzt kann ich nicht mehr. Er soll mir mein Kind nicht umbringen! Er will es retten und erreicht nur das Gegenteil! Ich hab' ihn beschworen, wie er wegfuhr — ich hab' ihm gesagt: Da unten ist die Hilfe! Du brauchst nur die Hand danach auszustrecken! Umsonst — er ist wahnsinnig und verblendet in die Nacht hinaus! Und ich mußte hier sitzen, mir die Zähne zusammenbeißen und warten. Aber jetzt ist's genug! Komm', Onkel!“

Digitized by Google

„Willſt du wirklich ſelbſt gehen?“

„Ja — jetzt gehe ich! Du mußt mit mir und dabei ſein! Wir reden nichts miteinander, was du nicht hören könnteſt. Aber du ſelbſt bleibe ſtill!“

„Aber vergiß nicht . . .“

„Ich will nichts hören! Da iſt Leben oder Tod für mein Kind! Auf weiter kommt es nichts an. Du haſt ſelbſt dein Kind verloren — dein einziges! Du weißt, was das iſt!“

Der General folgte ihr. „Aber wird er es auch thun?“

Sie wandte den Kopf nicht um. „Ja,“ ſagte ſie im Fortſchreiten. „Ich weiß, er thut's!“

XXII.

„Durch das Meer der Träume
Steuert ohne Ruh',
Steuert meine Seele
Deiner Seele zu . . .“

Der Fabrikdirektor warf, während er den Geſang ſeiner Frau am Klavier begleitete, zuweilen einen verſtohlenen Blick durch die dunklen Scheiben auf die Gaſſe hinaus. Er war nicht recht bei der Sache, ja er muſizierte eigentlich heute mit der hübſchen Amerikanerin bloß deswegen bis nach Mitternacht, um die innere Unruhe zu übertäuben. Die Vorfälle bei der Verhaftung Irions, der Sturm auf das Bürgermeiſterhaus, die Schlacht zwiſchen dem Kriegerverein und den Arbeitern gingen ihm nicht aus dem Sinn. Am Ende ſtreikte ihm die Geſellſchaft morgen! Oder ſie kamen heute doch noch und warfen ihm die Fenſter ein oder es paſſierte ſonſt etwas, obwohl ſeine Frau ihn ſchon zehnmal wegen ſeiner Nervoſität ausgelacht hatte.

Eben trat ſie ihm beim Singen energiſch auf den Fuß, um ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß er wieder daneben gegriffen — da ließ er plötzlich die Hände gänzlich von den Taſten ſinken und ſprang auf. „Es iſt jemand im Nebenzimmer!“ rief er, nach hinten eilend. „Ich höre es ganz deutlich. Ich will doch 'mal nachſehen, wer . . .“

„Laß dich nicht ſtören!“ erwiderte von innen eine tiefe Stimme. „Ich ſitze ſchon ſeit einer halben Stunde hier und höre zu. Guten Abend, Frau Direktor!“

„Guten Abend, Doktor!“ rief die Amerikanerin. Sie hatte ſich jetzt ſelbſt an das Klavier geſetzt und begann zu phantaſieren. „Wo kommen Sie denn ſo ſpät nachts noch her?“

Aus unſerer Studienmappe:

Richard Voß. Porträtſkizze von Paul Heyſe.
Nach: „Das litterariſche München“ von Paul Heyſe, Verlagsanſtalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Digitized by Google

„Ich ging vorbei und sah das Haus erleuchtet und die Thüre offen. Kein dienendes Wesen in Sicht. Da bin ich herein! Aber wenn ich stör' . . .“

„Oh, gar nicht! Wollen Sie etwas zu trinken haben?“

„Danke. Nein.“

Damit beruhigte sich die hübsche Hausfrau und ließ die Finger über die Tasten gleiten, um den weinerlichen Singsang eines draußen herumtorkelnden Bauern zu übertönen. Ihr Gatte hatte sich neben den späten Besuch gesetzt und bot ihm eine Cigarre an.

„In dem ganzen Nest ist noch Leben!“ sagte er. „Jetzt geht der Gendarm mit dem Gemeindediener von Haus zu Haus und notiert sich die Namen der Helden der heutigen Schlacht. Morgen treten mir dann die Kerle ganz bekatert zur Arbeit an und es geschieht heilig irgend ein Unglück.“

Der Kassenarzt erwiderte nichts.

„Wo kommst du denn her?“ forschte der Hausherr. „Von einem Kranken?“

„Nein. Ich bin bloß so in der Nacht herumgelaufen.“

„Du?“ Der Fabrikant lachte herzlich. „Das ist das Neueste.“

„Ja. Man hat manchmal so Stimmungen. Es ist Eselei — das brauchst du mir nicht erst zu sagen — aber da hält man's dann zu Hause nicht aus und stapft im Regen und Dunkel herum und zerbricht sich den Kopf . . .“

„Aha!“ meinte der andere triumphierend. „Ich hab's dir immer gesagt, daß die Welt nicht bloß aus galvanisierten Fröschen und Choleraculturen besteht. Es steckt noch was dahinter. Das hast du Materialist nie glauben wollen . . .“

„Ich glaub' es auch jetzt nicht!“ Der Doktor blies finster den Cigarrenrauch zur Decke. „Ich sage dir ja: Es sind Stimmungen. Unfaßbares Zeug. Es kommt und geht. Zumal bei Musik. Deine Frau singt wirklich recht hübsch. Ich hab' ihr die ganze Zeit andächtig zugehört . . .“

„. . . durch das Meer der Träume' . . .“ wiederholte er nach einer Weile und sah vor sich hin. „Findest du nicht, daß heute eine seltsame Nacht ist?“

„Wieso? Es stürmt und gießt draußen wie jede Nacht. Und sonst . . .“

„Das meine ich nicht. Oder vielmehr doch — dies Stürmen ist es eben! Siehst du nicht, daß heute nacht niemand hier Ruhe findet? Alles ist wach in diesem gottverlassenen kleinen Erdenwinkel. Oben im Schloß sind alle Fenster hell. Der kleine Graf liegt krank. Sein Vater jagt, wie ich höre, draußen durch die Nacht und über den Neckar, um den Physikus zu holen, seine Mutter sitzt am Bett und niemand schließt ein Auge. Ebensowenig ihr hier. Ihr sitzt und musiziert. Draußen lärmen die Bauern und die Arbeiter. In der Stube neben mir läuft der Kaplan auf und ab und seufzt — Gott weiß, warum. Der Irion sitzt mit Gottes Hilfe im Gefängnis . . . Kurzum, es ist eine verrückte Unruhe in der kleinen Welt. Beinahe eine Angst, möcht' ich sagen . . .“

„Angst? Wovor?“

„Ja . . . wer das wüßte! Stimmungen kommen im Frühjahr . . . Altes stirbt, Neues lebt auf . . . man hat das Gefühl: Es kommt eine große Wandlung in allen Dingen. Für jeden. So verschieden es ist, was die Leute alle hoffen und fürchten. Sogar ich bin davon angesteckt, und das will etwas heißen!“

Der Fabrikant nickte. „Ja. Denn sonst bist du schon langweilig! Mit deiner ewigen Alleswisserei!“

„Und nun.“ Der Kassenarzt strich sich nachdenklich den Bart. „. . . nun fang' ich doch an, die Leute wenigstens zu verstehen, die da meinen, daß wir überhaupt nichts wissen. Wir steuern in einem Meer von Träumen. Was uns führt — wohin es uns führt, das weiß der Himmel. Dieses Gefühl habe ich heute nacht zeitweise, als treibe alles einer großen Entscheidung zu, einem großen Wendepunkt im Leben. Aber wieso, darauf wäre ich selber neugierig. Und nun gute Nacht. Jetzt gehe ich wieder nach Hause . . .“

„Gute Nacht!“ rief von innen durch ihr Klavierspiel die Hausfrau. „Take a drink, bevor Sie gehen . . .“

„Deine Frau hält mich schon für einen Gewohnheitsalkoholiker.“ Der Kassenarzt bot seinem Freund die Hand. „Aber so weit bin ich noch nicht. Das kommt erst noch, wenn mein Leben sich auch weiter so blödsinnig zwischen kranken Bauern und mikroskopischen Präparaten abspielt! Das hat keinen Zweck!“

Digitized by Google

„Das sagst du von deinen geliebten Bazillen?"

„Ja — ich bin ganz aus dem Geleise geworfen heute nacht. Man hält sich oft für schwächer, oft auch für stärker, als man ist. Frag' nicht. Und Sie, Frau Daisy, legen sich schlafen. Das ist nichts für die Nerven — Konzerte bis zum Morgengrauen. Gute Nacht!"

Als er im „Baum zum Odenwald" die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg, sah er durch die Spalten nebenan noch Licht und hörte rastlose Schritte. Er blieb stehen und klopfte.

„Geisterst du schon wieder 'rum, Hochwürden!" schrie er unwirsch. „Was soll denn das 'Rumtappen? Ich bitt' mir Ruh' aus!"

Ein Riegel wurde zurückgeschoben. Paulus Eberles derber junger Bauernkopf mit der Tonsurscheibe in dem buschigen Haar erschien in der halboffenen Thüre. „Komm' 'mal herein!" sagte er kurz.

Der Doktor trat ein und blieb mitten in dem kahlen Stübchen stehen, als dessen einziger Schmuck von der Wand über dem Bett die Madonna mit dem Kinde grüßte. „Was gibt's denn?" fragte er. „Freund und Kaplan — du schaust miserabel aus. Soll ich dir was verschreiben?"

Der junge Priester lachte trotzig und schüttelte das sonnenverbrannte Haupt. „Du kannst mir nichts verschreiben!" sagte er. „Das ist alles jetzt schon gethan und erledigt. Das liegt jetzt alles schon hinter mir!"

„So?" Der andere setzte sich. „Kurierst du dich selber? Womit denn? — wenn man fragen darf — und was denn?"

„Dadermit!" Paulus Eberle schlug sich mit seiner großen kräftigen Hand auf die Brust, daß es dröhnte, und nickte. „Dadermit. Von innen kommt's! In sich muß man's habe! Dann zwingt man's!"

„Was denn, Hochwürden?"

„Die Versuchung. Die große Versuchung im Leben! Die macht man nur einmal durch. Dann hat man gewonnen! Für immer. Gott sei Dank — seit einer Stund' ist's geschehen!"

„Wer hat dich denn versucht?"

Der junge Bauernpriester ging rasch auf und nieder, daß seine schwarzen Röcke rauschten. „Meinst, das werd' ich dir sagen?" sprach er. „Keinem! Du sitz'st nicht im Beichtstuhl. Aber ich. Ich hab' mir selber meine Sünden gebeichtet und hab's gefühlt, wie ich sie los geworden bin."

„Also schön!" sagte der Doktor trocken. „Da gratulier' ich dir, Hochwürden! Werd' nur nicht zu heilig. Sonst muß ich mich ja neben dir schämen."

Der andere achtete nicht auf den Spott. „Jetzt bin ich frei!" fuhr er fort, und seine Wangen röteten sich etwas. „Und hab' Zutrauen zu mir gewonnen und gesehen, wer ich bin. Ich bin nicht dazu da, hier im Dorf zu versauern. Ich geh' fort! Bald!"

„Wohin denn?"

Paulus Eberle dämpfte die Stimme. „Ich will Missionar werden. In Afrika oder in China."

„Du, Kaplan? Warum denn?"

Der blasse junge Bauer im schwarzen Rocke lachte. „Ich sag' dir ja: Ich hab' gewonnen! Ich hab's überstande!"

„Überleg's dir!" Der Doktor stand auf. „Geld hast du ja zum Glück auch keins!"

„Ich will morge zum alten Kaltschmidt gehe, auf den Grenzhof. Das is ein frommer Mann Der hilft mir, wo's die Heidenbekehrung gilt. Ich sag' dir: 's is alles voll in mir. Ich hab' schon so 'ne Sehnsucht. Nur fort! Nur fort!"

Der andere lachte, die Klinke in der Hand. „Heute nacht is schon einmal bei uns der Sturm im Wasserglas. Schlaf' jetzt! Sonst verschläfst du noch die Frühmesse!"

„Ja — geh' nur!" Der Kaplan drückte ihm die Hand. „Ich will dir schreibe — aus Afrika. Ja — eh' ich's vergess' — drüben bei dir sitzt ja dein Vatter, Doktor!"

„Mein Vatter? Wo kommt denn der her?"

„Er hat zur Stadt wollen — mit Butter auf den Markt — und hat gehört, daß es Hochwasser auf dem Neckar hat. Da is er zu dir herauf, weil noch Licht war!"

„Himmeldonnerschlag ja!" Der Kassenarzt eilte über den Flur und riß die Thür zu seinem Zimmer auf. „Da sitzt er wirklich! Vater — ich schick' doch dir und der Mutter Geld genug, daß ihr lebe könnt. Was mußt du jetzt doch wieder damit an-

Digitized by Google

fange und die ganze Nacht durch mit 'em Centner Butter auf dem Rücken über den Odenwald auf den Markt laufen? Das leid' ich nicht!"

„Oh mei'!" Das alte Waldbäuerlein, das sich steifbeinig aus der Sofaecke erhob, wo es, ein Glas Branntwein vor sich, eine Stunde hingedöselt hatte, lachte ihn gutmütig an. „Wie alt bin ich denn? Sechzig Johr un e bißche was drüwwer. Is dees e Alter für e Mann? Laß du mich norr mei' Butter trage! Ich hab' mei' Kundschaft in der Stadt . . ."

„Die soll anderswohin! Das fäng nicht wieder an. Wenn du Geld brauchst, Vatter, so sag's!"

Der Alte greinte verschmitzt. Es machte ihm Spaß, daß sein Sohn keine Ahnung hatte, wie er sich nach wie vor jede Woche zweimal aus seinem, mehrere Dörfer entfernten Heimatflecken die ganze Zeit hindurch nachts an dem „Baum im Odenwald" vorüber zur Stadt gestohlen hatte, um seinen ihm liebgewordenen Kleinhandel mit Butter, Handkäsen und manchem anderen nicht aufzugeben. Auch jetzt stand eine schwere Traglast dieser Art neben ihm am Boden und dabei ein höchst verdächtiger, fest zugebundener Sack. Vater und Sohn sahen den an und stumm wieder weg. Natürlich steckten wieder gewilderte Hasen darin. Diesen kleinen Zwischenverdienst ließ sich der Alte nicht rauben — weniger aus Geiz, obwohl auch der bei ihm reichlich entwickelt war, als aus einer innerlichen Freude an einem verbotenen kleinen Wagstück.

(Schluß folgt.)

Ritter Gawan.

Von

A. von Berchthold.

Der Ritter Gawan reit't im Land,
Hält Schild und Speer in müder Hand —
Das Schwert an seiner Seite
Klirrt leis' das Weggeleite.

Staub liegt auf Wams und Eisenhut,
Es glimmt und flirrt der Sonne Glut,
Brennt Mann und Roß und Wehre —
Herr Gawan blickt ins Leere . . .

„Fortuna, sag', wo birgst du dich?
Wo steht dein Rosengärtlein, sprich?
Bin nun seit zehen Jahren
Um dich durchs Land gefahren!"

•

Der Ritter Gawan reit't im Land,
Nieder blickt er zum dürren Sand —
„. . . So wend' ich Ritt und Reise! . . ."

Was regt am Weg sich leise?

Feingliedrig springt's zu ihm aufs Roß —
Mit weichem Arm es ihn umschloß —
Thät' ihm mit tiefen blauen
Augen ins Antlitz schauen . . .

•

Der Ritter Gawan geht durchs Land,
Ein Röslein trägt er in der Hand . . .
Thät' wer sein Glück erraffen,
Was braucht's dem Roß und Waffen!

Digitized by Google

Wildprethändlerin. Nach dem Gemälde von A. Schröder.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Spiele und Festlichkeiten der japaniſchen Jugend.

Von

Ernſt v. Heſſe-Wartegg.

Mit acht Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Bei wenigen Völkern dürfte die Liebe zu den Kindern weiter getrieben werden, wie bei den Japanern. Nicht etwa, daß ſich dieſe Liebe durch übergroße Verweichlichung, oder zu weit getriebener Sorge um ihre teure Geſundheit, oder durch das Streben, ihnen eine, wie wir es nennen, „gute Erziehung“ zu geben äußert. Im Gegenteil. Die Kinder werden bei der großen Maſſe des Volkes von früheſter Kindheit an ſich ſelbſt überlaſſen, ſie genießen die größte Freiheit, und was die „Erziehung“ anbetrifft, ſo wurde auf dieſe bis in die jüngſte Zeit nur wenig Wert gelegt. Dennoch bilden die Kinder den größten Schatz eines Hausſtandes. Eltern und ältere Geſchwiſter bringen ihnen die zärtlichſte Liebe entgegen, und es gibt für den Japaner kein vollkommenes Glück ohne Kinder. Je mehr ein Elternpaar davon beſitzt, deſto beſſer.

Japaniſche Kinder.

Von der früheſten Jugend an geſchieht alles Erdenkliche, um den kleinen Weltbürgern das Daſein heiter und angenehm zu geſtalten, und die erſten zwölf bis fünfzehn Jahre ihres Lebens vergehen ſozuſagen im Spiele. Wenn immer irgend ein Feſt gefeiert wird, und ſolche gibt es in Japan in jeder Woche, müſſen die Kinder mit dabei ſein; noch als Säuglinge werden ſie ſchon in die Theater, zu Ringkämpfen, Bootfahrten, Blumenfeſten ꝛc. mitgenommen, zu Hauſe aber mit Spielzeugen überhäuft. Je älter ſie werden, deſto mehr Spiele lernen ſie kennen, ja man widmet ihnen im Jahre eigne Feſte, bei denen die Alten ſich mit den Jungen freuen.

Nirgends gibt es ſo viele Spielzeughandlungen wie in Japan. Auf den Märkten, bei religiöſen oder Volksfeſten, finden ſich immer zahlreiche Händler mit Spielzeugen zuſammen, in den Geſchäftsſtraßen der Großſtädte gibt es Dutzende großer Kaufläden, ſogar in den Tempelgärten ſtehen lange Reihen von Buden, in denen nichts als Spielzeuge feilgeboten wird. Selbſt in kleineren Dörfern im Inlande habe ich eigne Kaufläden gefunden mit hunderterlei Arten von Spielwaren, ſo unglaublich wohlfeil, daß auch

Digitized by Google

der Ärmste seine Auswahl treffen kann. Die Japaner sind in dieser Hinsicht viel erfindungsreicher und geschickter als irgend ein Volk der Erde. Aus Papierschnitzeln und kleinen Holzstäbchen, nicht viel größer als Zahnstocher, setzen sie ganz unglaubliche Dinge zusammen. Nicht nur Puppen, Hans- und

Kücheneinrichtungen; sie machen auch Wind- und Wassermühlen, Tempel, Schiffe, Wagen ꝛc., kurz alles, was die Welt im Großen zeigt, wird von ihnen in winziger Kleinheit nachgeahmt, so zart und leicht, daß man die Dingerchen fortblasen könnte. Unsere Kinder würden sie beim erstmaligen Anfassen zerbrechen, die japanischen Kinder aber spielen damit wochenlang, und sind sie endlich ans dem Leim gegangen, so ist doch der Schaden nicht groß. Für einen Pfennig können gleich zwei, drei solche Sächelchen gekauft werden!

Bei den Volksfesten oder Matsuri, wie sie in Japan heißen, ist nicht etwa nur für die Unterhaltung der Erwachsenen gesorgt. Die Hälfte aller Schaustellungen ist den Kindern gewidmet, aber die Erwachsenen ergötzen sich daran ebensosehr, als wären sie selbst Kinder. Man kann sich im Abendlande kaum einen rechten Begriff bilden von dem Leben und Treiben, dem Farbenreichtum, den malerischen und fremdartigen Bildern bei derlei Matsuri. Die halbe Einwohnerschaft der Städte ist dann auf den weiten Plätzen oder in Tempelgärten, oder, wie in Kyoto, auf dem meilenlangen, ausgetrockneten Flußbett des Kamagawa versammelt, um den ganzen Tag und die halbe Nacht dort zuzubringen. Kein Lärmen, Balgen, Stoßen und Schreien, keine Trinkgelage bis zur Besinnungslosigkeit, keine Roheiten, wie sie bei solchen Gelegenheiten in anderen Ländern vorzukommen pflegen. All' diese Tausende und Abertausende phantastisch gekleideter, putziger Gestalten benehmen sich dabei wie wohlerzogene Kinder, lachen, plaudern, schlürfen süße Getränke, knabbern Nüsse und Bonbons und unterhalten sich auf die köstlichste Weise. Ein Wald der buntesten Sonnenschirme über ihnen, ein Meer von ebenso bunten Fächern in ihren Händen in fortwährender Bewegung, am Abend Tausende von bunten Lampions, überall Farbe, überall Leben, überall Fröhlichkeit. Mitten in dieser auf und ab wogenden Menge von Erwachsenen und Kindern tausenderlei Schaustellungen, von großen Theatern bis zu einzelnen ambulanten Künstlern. Am zahlreichsten sind wohl die Theater- und Akrobatenvorstellungen unter freiem Himmel, bei welchen einige baumlange Knaben oder Mädchen mitunter ganz Erstaunliches zum besten geben, und dafür von der gaffenden Menge ein paar Pfennige zugeworfen erhalten. Ihnen an Volkstümlichkeit zunächststehend sind Schau-

Japanische Kindertypen.

Digitized by Google

Spielzeugladen.

Digitized by Google

buden, über und über mit grotesken Scenen aus der japaniſchen Geſchichte, oder mit Porträts von Künſtlern, Feldherren, Sängerinnen und Tänzerinnen bemalt. Im Innern werden den Zuſchauern allerhand Bilder vorgeführt, der Glanz der Daimiopaläſte, Scenen aus den berühmteſten Theehäuſern, oder die Tempel von Nikko, oder der feuerſpeiende Fujiyama, und der Schaubudenbeſitzer ſingt dazu die paſſenden Erklärungen. Zwiſchen der Volksmenge tummeln ſich Tänzer, Flöten- und Samisenſpieler, Akrobaten; hier feſſelt ein Märchenerzähler, dort ein Taſchenkünſtler oder Wahrſager die Menge. Tauſende von Händlern mit Süßigkeiten preiſen ihre Waren an und geben dabei irgend eine beſondere Fertigkeit zum beſten. Den größten Spaß finden die Kinder an den Verkäufern von winzigen Lehmfigürchen, welche vor ihren Augen mit erſtaunlicher Fingerfertigkeit hergeſtellt werden. Die Händler haben dazu kein anderes Werkzeug als ihre Finger. In einem kurzen Augenblick formen ſie aus einem Lehmſtückchen Blumen, Bäume, Häuſer, Soldaten, Edelleute oder auch Europäer mit hohem Hut und die Cigarre im Munde, bemalen die Figuren in bunten Farben und verkaufen ſie zu einem Viertelpfennig. Der Händler mit Süßigkeiten begnügt ſich nicht damit, ſeine Waren auszurufen; auf ſeinem an einer Schnur vom Halſe hängenden Tiſchchen iſt eine Scheibe gezeichnet mit einem im Kreiſe drehbaren Pfeil. Das Kind ſetzt den Pfeil in raſche Drehung, und bleibt der Pfeil an einer gewinnenden Nummer ſtehen, ſo iſt irgend eine Süßigkeit der Lohn. Oder der kleine Käufer darf nach Erlag von einem Viertelpfennig an verſchiedenen Drähten ziehen, die unter der Tiſchplatte angebracht und mit allerhand grotesken Ziehpuppen verbunden ſind. Die Verkäufer von ſüßen Kuchen führen gewöhnlich einen kleinen Kohlenbehälter, Pfanne und Löffel mit ſich und machen ihre Kuchen nicht nur vor den Augen der entzückten Jugend, ſondern geben dieſer Gelegenheit, ſich die Kuchen ſelbſt zu backen, indem ſie für zwei Pfennige die dazu nötigen Gerätſchaften verleihen. Jeder Händler lockt die kleine drollige Kundſchaft durch irgend welche Kunſtſtückchen an und findet ſein Auskommen derart, daß ſich in

Wandernde Akrobaten.

Digitized by Google

Festlich geschmückte Knaben.

jeder Stadt Japans Hunderte von Menschen diesem Berufe hingeben.

Während auf den Matsuri der Erwachsenen die Kinder hauptsächlich durch die Vorführungen anderer unterhalten werden und nicht selbständig auftreten, gibt es zahlreiche Festtage im Jahre, wo die Kinder selbst sich nationalen Spielen hingeben. Am Neujahrstage, dem größten Festtage der Japaner, wird allgemein Federball gespielt. In den Straßen sieht man dann Tausende kleiner Mädchen gruppenweise den Ball werfen. Ihre Gesichtchen sind mit einer dicken Puderschicht bedeckt, ihre Lippen und Wangen rot geschminkt, und die kleinen Körperchen in die buntesten kostbarsten Kleider von dem-

Digitized by Google

selben Schnitt wie die Kleider der Erwachsenen gehüllt, so daß sie aussehen, als wären die Puppen der Spielzeughandlungen zu Leben erwacht und ihren Schachteln entstiegen, um sich dem Spiel hinzugeben. Federball und Schläger sind von ähnlicher Form wie bei uns, nur bunter bemalt. Stundenlang tummeln sich die Mädchen auf der Straße umher, stolz auf ihre schönen Kleider und ihre bemalten Gesichtchen, haben aber bei all ihrer Koketterie wohl acht auf das Spiel, denn wer verliert, dem werden schwarze Ringe um die Augen gemalt oder das Gesicht mit Holzkohle geschwärzt.

Die kleinen Jungen unterhalten sich zur Neujahrszeit hauptsächlich mit Papierdrachen. Diese Drachen sind in ganz Ostasien vielleicht der beliebteste Sport. In Siam fand ich die erwachsene Bevölkerung, ja sogar Greise an Festtagen auf den Plätzen der Städte versammelt, jeder einen grotesken Papierdrachen am Seile lenkend. Auch die gravitätischen Chinesen unterhalten sich tagelang damit. In Japan sind es hauptsächlich Knaben bis zu fünfzehn, sechzehn Jahren, welche sich diesem Spiel hingeben. Die Drachen sind gewöhnlich viereckige Bambusrahmen mit bemaltem Papier überzogen, aber es gibt auch solche, welche Blumen, Vögel, oder Berühmtheiten aus der japanischen Geschichte darstellen und ungemein kunstvoll ausgeführt sind. An der Spitze sitzt gewöhnlich ein straff gespanntes Band aus Fischbein, das im Winde vibrierend, einen lauten summenden Ton hervorbringt. Die junge Welt begnügt sich nicht damit, die Drachen möglichst hoch in die Lüfte steigen zu lassen, so daß man zuweilen Tausende von ihnen über dem Weichbild der Stadt fliegend erblickt; es werden auch Kämpfe veranstaltet. Einige Meter unterhalb des Drachens wird das Seil, an dem er hängt, mit Leim bestrichen und durch zerkleinertes Glas gezogen. Ist der Drachen hoch in der Luft, so wird das Seil von dem Besitzer so geschickt gehandhabt, daß es das Seil des benachbarten Drachen durchsägt und der Drachen zum größten Gaudium der kleinen Beobachter drunten auf und davonfliegt.

Auch Kreisel werden von den japanischen Jungen zu Wettkämpfen verwendet. Mit großer Geschicklichkeit geworfen, drehen sie tausend einander entgegen und berühren sich schließlich. Derjenige, dessen Kreisel zu Boden fällt oder beschädigt wird, hat verloren.

In den nördlichen Teilen Japans wird dem Schneesport mit ebenso großer Lust gehuldigt wie bei uns: Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen, Schneeballenwerfen und Schneemänner sind dort während der Neujahrszeit an der Tagesordnung. Im mittleren und südlichen Japan, wo der Schnee nur selten fällt und bald schmilzt, treten an die Stelle des Schneesports dieselben Spiele wie bei uns: auf Stelzen gehen, Springen, Ringen, Steine schleudern, Bolzenschießen u. dgl., und es wäre gewiß interessant, zu erfahren, was wir in dieser Hinsicht von den Japanern gelernt haben und was die Japaner von uns.

Bricht die Dunkelheit an, so kehrt die kleine Welt in die vier Holz- und Papierwände ihrer Behausung zurück, um die langen Winterabende durch Spielen und Erzählen zu verbringen. Merkwürdigerweise stehen in Japan bei den Kindern Kartenspiele an erster Stelle, und besonders in der Neujahrsnacht dürfte wohl in jedem Hause Karten gespielt werden. Die Japaner haben die Karten (japanisch Karuta) wahrscheinlich von den Holländern kennen gelernt, aber die Art der Spiele ist von unseren Spielen grundverschieden und erinnert vielmehr an die Kartenspiele der Chinesen. So z. B. Iroha Gamta. Bei diesem Spiele werden unter die Kinder zwei Päckchen von je fünfzig Karten verteilt. Das eine Päckchen enthält auf jeder Karte ein bekanntes japanisches Sprichwort, das andere kleine Bildchen, welche diese Sprichwörter illustrieren. Die Karten werden gemischt und dann unter den im Kreise sitzenden Kindern ausgeteilt. Eines der Kinder hat die Sprichwörter laut vorzulesen, der Inhaber der zu dem betreffenden Sprichwort gehörigen Bildkarte meldet sich, und die beiden Karten werden zusammen in die Mitte des Spielerkreises geworfen. Jene, welche zuerst ihre sämtlichen Karten losswerden, haben gewonnen. Wer die letzte Karte in Händen behält, hat verloren und bekommt zur Strafe das Gesicht schwarz bemalt.

Ähnlich ist das Hiaka Nin Jsschiu Gamta, bei welchem das Spiel aus zweihundert Karten besteht, mit aufgedruckten kleinen Gedichten oder Stanzen, welche den japanischen Klassikern entnommen und jedem Japaner geläufig sind. Diese Stanzen bestehen gewöhnlich aus zwei Teilen oder Strophen; hundert Karten enthalten die ersten Strophen, die

Digitized by Google

Vom Blumenfest der japanischen Jugend.

anderen hundert die zweiten Strophen dieser Gedichte. Der Reihe nach verlesen die Teilnehmer am Spiele die ersten Strophen ihrer Karten, und jene Kinder, welche die Karten mit den dazu gehörigen zweiten Strophen haben, melden sich, bis nur zwei Karten übrigbleiben. Die Inhaber dieser zwei Karten haben verloren und bekommen schwarze Gesichter. Auf diese spielende Art lernen die japanischen Kinder die Klassiker kennen und bekommen darin bald so große Geläufigkeit, daß sie zuweilen nur das erste Wort eines Gedichtes zu hören brauchen, um sich mit ihrer Karte zu melden.

Ebenso spielend lernen die Kinder die Ortschaften ihres Landes und ihre geographische Lage. Dazu wird beispielsweise eine Postroute mit den verschiedenen Stationen, oder seit der Einführung der Eisenbahn eine Strecke der letzteren auf ein großes Stück Papier verzeichnet und dieses zwischen die Spieler auf den Boden gelegt. Auf die Endstation werden die Einsätze gelegt, ein paar Pfennige oder Süßigkeiten, und dann von jedem Spieler Würfel geworfen. Die ihm gehörige Spielmarke wird um so viele Stationen weiter versetzt, als die Würfel Punkte zeigen, und wessen Spielmarke die Endstation zuerst erreicht, der hat gewonnen.

Es wäre gewiß zu wünschen, daß auch bei uns ähnliche Spiele für die Kinder zur Einführung kämen, an Stelle der nichtssagenden Karten, deren sie sich heute bedienen.

Die kleinen Bauhölzer und nach geometrischen Figuren geschnittenen Scheibchen zum Zusammensetzen verschiedener Ornamente, wie sie bei unserer Jugend gebräuchlich sind, besitzen auch die Japaner. Ebenso kennen sie unser Damespiel, nur ist die Zahl der Steine bei ihnen 360; ihr Schachspiel (japanisch Scho-gi) hat vierzig Figuren und einundachtzig Felder, und wird dementsprechend auch anders gespielt als unser Schach, zumal das japanische Spiel die Königinfigur nicht kennt.

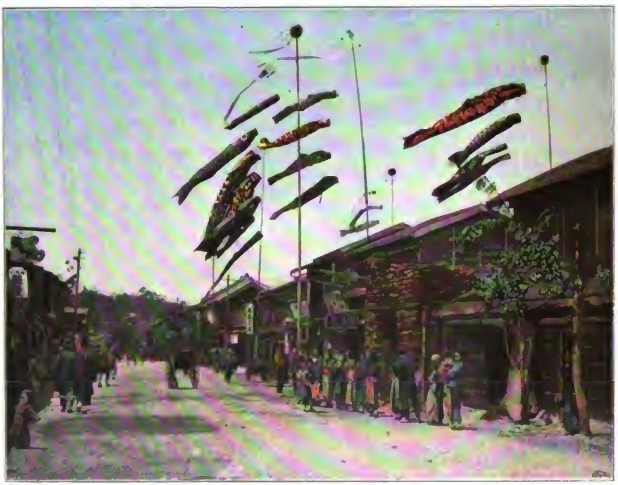
Ebenso beliebt wie diese Spiele ist bei der japanischen Jugend das Märchenerzählen.

Digitized by Google

vor allem das Hyaku Monogatari (die hundert Geschichten). An langen Winterabenden setzen sich die Kinder um den Hibatschi, d. h. das offene Kohlenbecken, in der Mitte des Wohnzimmers zusammen, und die Mama oder Großmama beginnt mit der Erzählung von haarsträubenden Geistergeschichten. In einer abgelegenen einsamen Kammer brennt ein Öllämpchen mit einem Draht aus hundert lose zusammengefügten Fäden. Sobald eine Geschichte beendet ist, muß eines der Kinder in die Kammer gehen, einen Faden aus dem Dochte ziehen, und der Erzählerin bringen. Die Reihenfolge der Kinder wird durch Würfel bestimmt. Mit dem Fortschreiten der Erzählungen wird die Phantasie der Kinder immer erregter, das von dem Öllämpchen in der Kammer gespendete Licht immer kleiner, und die Kinder betrachten es als eine wahre Heldenthat, die letzten Fäden aus dem Dochte zu ziehen und mit den Geistern und Dämonen zu kämpfen, die ihre Einbildung in der finsteren Kammer hervorzanbert.

Ein ähnliches Schanderspiel ist das Kon-Dameschi oder die „Prüfung der Seelen". Eine Anzahl Jungen pflanzen während des Tages Fahnen auf verschiedene Grabhügel, auf dem Hinrichtungsplatz oder in verrufenen, einsamen Gegenden. Nach Einbruch der Dunkelheit kommen sie zusammen und erzählen allerhand Mord- und Geistergeschichten. Ganz wie im vorher geschilderten Spiel muß nach Beendigung jeder Geschichte ein Junge eine der tagsüber gepflanzten Flaggen holen, bis alle wieder beisammen sind.

Die Japaner besitzen unter anderen auch Spiele wie das italienische Mora, das sie indessen nicht von den Italienern, sondern von den Chinesen gelernt haben. In China fand ich dieses Spiel nicht nur bei der Jugend, sondern auch unter den Erwachsenen allgemein verbreitet, und auf meinen nächtlichen Wanderungen in chinesischen Städten hörte ich das laute mit dem Spiel verbundene Rufen in jedem Theehause. Blickte ich durch die Thür, so sah ich die Zopfträger im Kreise herum sitzen und einander blitzschnell verschiedene Finger ihrer Hände vorweisen. Dasselbe fand ich



Straßenbild von Yokohama während des Flaggenfestes.

Digitized by Google

in Japan. In einem bestimmten, Kitsune-Ken (Fuchspfand) genannten Spiel werden durch verschiedene Stellungen der Finger ein Fuchs, ein Jäger und eine Flinte dargestellt. Der Jäger kann die Flinte benutzen, die Flinte den Fuchs töten, der Fuchs den Jäger überlisten. Aber der Jäger kann den Fuchs nicht ohne Flinte treffen, der Fuchs dem Jäger nichts mit der Flinte anhaben. Dementsprechend hat ein Spieler dem anderen mit einem bestimmten Fingerzeichen zu antworten, und wer das unrichtige Fingerzeichen wählt, hat verloren. Als Strafe hat er irgend ein Pfand einzulösen, oder er muß dem Gewinner im Rundgang durch die Stube mit irgend einer Last auf dem Rücken folgen, als wäre er dessen Diener.

In früheren Jahren war das Gendschi und Heikespiel eines der beliebtesten Bewegungsspiele der japanischen Knaben, und es wird jetzt noch im Inneren des Landes zuweilen gespielt. In den Städten aber habe ich es nirgends mehr gesehen. Es scheint aus Korea zu stammen, wo ich in der Nähe von Söul einem wütenden Gendschi-Heikekampf beigewohnt habe. Gendschi und Heiké sind die Namen zweier in der Geschichte dieser Länder berühmten Stämme, der Minamoto und Taira. Die Schuljungen einer Stadt oder auch von zwei verschiedenen Ortschaften teilen sich in zwei Parteien und ziehen, jeder mit einer Flagge bewehrt, auf einen freien Kampfplatz vor der Stadt. Auf ein Trommelzeichen stürzen die Gegner aufeinander los und trachten sich die Fahnen zu entreißen, wobei es mitunter zu heißen Kämpfen kommt. Diejenige Partei, welche die meisten Fahnen erbeutet, hat gewonnen.

Für die kleinen Mädchen ist der 3. März der größte Festtag des Jahres, denn an diesem Tage findet das berühmte Hina Matsuri (Puppenfest) statt. Schon lange vorher geht es in den zahlreichen Spielwaren- und Puppenhandlungen ebenso bunt zu wie bei uns zur Zeit des Weihnachtsfestes. In den Straßen tummeln sich die zierlichen kleinen Mädchen mit ihren bemalten Gesichtern und grotesken Festgewändern, selbst wie Puppen anzusehen, denn der Schnitt der Kleider ist bei den kleinen Weltbürgern der gleiche wie bei den Erwachsenen. Die langen auf dem Boden schleppenden Kimono (schlafrockartige Obergewänder) sind bei vielen aus den reichsten Seidenstoffen, mit großen bunten

Kindertypen.

Blumen und Ornamenten, die Obi (Leibgürtel) sind zuweilen mit Gold durchwirkt, in den Haarzöpfen stecken kostbare Nadeln. Auch die Eltern legen in der Festwoche des Hina Matsuri ihre besten Gewänder an, denn sie freuen sich mit ihren Kindern und begleiten sie auf ihren Besuchen in befreundeten Häusern. Die Wohnungen werden auf das beste geschmückt, die reichen Kunstschätze, Bilder, Elfenbeinschnitzereien, Porzellanvasen, Bronzen, werden aus den Kisten gepackt und aufgestellt und alle Gäste auf das reichste mit Kuchen und Leckereien bewirtet. In dem vornehmsten Raume jedes Hauses befindet sich eine eigentümliche Ausstellung. Auf stufenartigen Gestellen oder Altären stehen und sitzen zahllose Puppen von verschiedener Größe, alle mit kostbaren Gewändern angethan, und vornehmlich die Mitglieder der kaiserlichen Familie, den Hofstaat und die Würdenträger des Reiches mit großer Treue darstellend. Alle Puppen, welche die Frauen des Hauses während drei, vier oder noch mehr Generationen in ihrer Kindheit erhalten haben, werden sorgfältig in Kästen und Schachteln aufbewahrt, bei ihrer Vermählung werden diese Puppen mit in das Haus des Gatten genommen und in jedem Jahre während der Matsuriwoche ausgestellt. Jedes Mädchen, das in der Familie geboren wird, bekommt seinen Schatz an Puppen, und so zählen die Ausstellungen

Digitized by Google

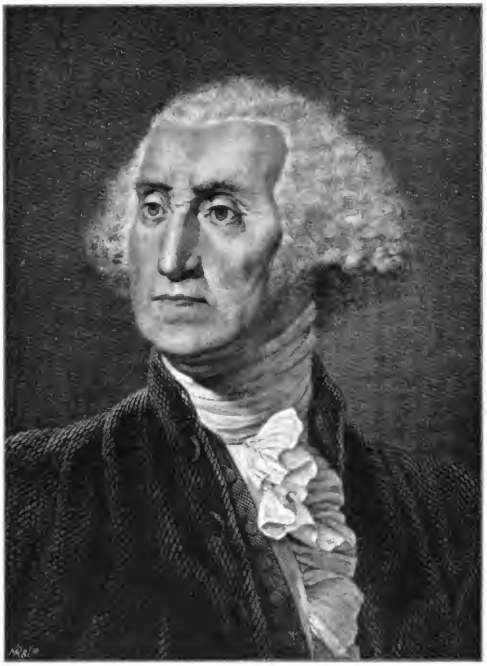
in manchen Häusern der Reichen und Vornehmen nach Hunderten. Alle diese Puppen sind genau in die Gewänder ihrer Zeit gekleidet und geben deshalb ein richtiges Bild der Trachten, wie sie früher waren. Vor jeder einzelnen Puppe stehen verschiedene Schüsselchen mit Leckereien und Geschenken, in manchen Häusern besitzt jede Puppe sogar ihre eignen Miniatureinrichtungsstücke, Tischchen, Betten, Schüsselchen, Gläser, Toilettegegenstände, mitunter aus Gold oder dem kostbarsten Lack. Die kleinen Mädchen spielen mit diesen Puppen, geben ihnen Geschenke, bezeugen den Puppen des Kaisers und der Kaiserin ihre Verehrung und verbringen den Rest der Festwoche, indem sie das Leben und Treiben ihrer Mütter und Großmütter mit der ernstesten Miene der Welt nachahmen. Am Schluß der Festwoche werden all' die Puppen und ihre Spielzeuge wieder sorgfältig verpackt.

Wie die Mädchen ihr Hina Matsuri, so besitzen auch die Knaben ihr eigenes, Tango no Sekku genanntes Fest, das an jedem 5. Mai stattfindet. Auch für diese Gelegenheit werden in den Spielwarenhandlungen die der männlichen Jugend entsprechenden Sächelchen schon Wochen vorher ausgestellt: Puppen und Figuren von Nationalhelden und Kriegern, Ringkämpfern, Göttern, Dämonen u. dgl., dazu die Ausrüstungs- und Kleidungsstücke der alten Daimios und Samurai (Edelleute und Knappen), Arsenale von Pfeilen, Bogen, Schwertern und Lanzen, Flagen und Rüstungen. Jeder Sohn einer Familie wird an diesem Tage mit derlei Geschenken bedacht, und da all diese Sachen in den Familien durch mehrere Generationen aufbewahrt werden, ebenso wie die Puppen der Mädchen, so kann man sich vorstellen, welche Unmenge davon an dem Festtage der Knaben zum Vorschein kommt.

Als äußeres Zeichen dieses sogenannten „Flaggenfestes" wird in ganz Japan vor jedem Hause in welchem während des vergangenen Jahres ein Sohn geboren wurde, aber auch vor vielen Häusern, in welchem es überhaupt Jungen gibt, ein hoher Flaggenstock mit einem runden Korb an der Spitze errichtet und auf diesem Flaggenstock ein bis zu einem Meter langer Fisch aus bemalten Papier aufgehängt. Durch einen kleinen, in den Rachen gesteckten Bambusreifen wird dieser sackartige Papierfisch, Nobori genannt, offen gehalten, und der Wind bläst ihn auf. Wer am 5. Mai eine Eisenbahnreise durch Japan unternimmt, der wird über jedem Dorfe zahllose derartige Fische, durchweg in Karpfenform, fliegen sehen, ein ebenso seltsamer wie malerischer Anblick. Über die Bedeutung dieses Symbols wurde mir von Japanern Verschiedenes erzählt. Da der Karpfen vermöge seiner Kraft leicht gegen den Strom zu schwimmen vermag, alle Schwierigkeiten überwindet und im Durchschnitt ein hohes Alter erreicht, so scheint man durch ihn den Wunsch auszudrücken, daß es den Söhnen der verschiedenen Familien ebenso ergehen möge.

Außer diesen allgemein gefeierten Festtagen für die kleine Welt der Japaner gibt es verschiedene andere, die nur in der Familie gefeiert werden, entsprechend unseren Geburts- und Namenstagen u. dgl. Im Innern des Landes haben sich aus der Mitte dieses Jahrhunderts auch noch Kinderfeste erhalten, die in Tokio, Yokohama, Osaka und anderen, der modernen Kultur ergebenen großen Städten längst verschwunden sind. So gilt noch der 15. November als ein Festtag für Kinder. Bis zum vollendeten dritten Lebensjahre wurde den Kindern allgemein die Schädel rasiert, und dieser Gebrauch hat sich auf dem Lande noch vielfach erhalten. Vom 15. November des folgenden Jahres an wurden die Haare wachsen gelassen, und deshalb heißt dieser Tag auch heute noch Kami-Oki, d. h. „Haare stehen lassen". Am 15. November werden die kleinen Mädchen, welche das fünfte Lebensjahr zurückgelegt haben, zuerst in einen Kimono gekleidet, das sogenannte Kazukizome, d. h. „erstes Verhüllen", und die Knaben bekommen die ersten männlichen Gewänder. Aber diese altjapanischen Gebräuche verschwinden immer mehr, nur das reizende „Puppenfest" und das „Flaggenfest" haben sich noch allgemein und in gleichem Umfange wie in Altjapan bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie sind gewissermaßen ein Ersatz für unser herrliches Weihnachtsfest, das den dem Christentum abholden Japanern nur in den Hafenstädten durch die dort wohnenden Europäer, vornehmlich Deutschen, bekannt geworden ist, ohne daß sie die wahre Bedeutung dieses schönsten aller Feste der christlichen Welt kennen.

Digitized by Google



Georg Washington. Nach dem Stich von G. E. Felsing.

Die Losreißung Nordamerikas von England.

Von

Friedr. zur Hellen.

(Abdruck verboten.)

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß in dieselben Wochen, da Nordamerika sich anschickt, den hundertjährigen Todestag (14. Dezember) George Washingtons, welcher die Befreiung von England erkämpft hat, zu feiern, die Vorgänge in Südafrika fallen, welche mit dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskampf nicht bloß die Ähnlichkeit haben, daß in beiden Fällen aus habgieriger Erwerbsluft englischer Interessenten deren Entschluß zu rücksichtsloser politischer Unabhängigkeitsberaubung der Auszubeutenden hervorgegangen und aus dem loyalen Widerstande der Bedrohten der offene Waffenkampf geworden ist.

Wie der Genuese Columbus das tro-

Digitized by Google

pische Amerika für Spanien entdeckt hat, so hat ein anderer Italiener, der Venetianer Giovanni Cabotto schon 1497 in englischem Privatdienste den Weg nach Nordamerika gewiesen, dessen mittelalterliche Entdeckung durch die Norweger wieder vergessen worden war. Aber zu einer Kolonisation kam es noch lange nicht. Denn was man von Amerika wollte, war Gold, immer nur Gold; noch im XVII. Jahrhundert haben englische Kaufleute voll blinder Hoffnungen ganze Schiffsladungen von Katzengold aus den Gegenden der Hudsonmündung über den Ocean gebracht; man konnte und wollte sich nicht denken, daß nicht alles drüben el Dorado, das Goldland sei. Nicht die raschen Profitjäger, wie sie Mittel- und Südamerika zuerst als Goldsucher und Goldräuber eroberten und danach lernten, das Gold anders und redlicher, aber ebenfalls rasch und ergiebig durch die köstlichen Kolonialerzeugnisse tropischer Pflanzungen zu gewinnen, haben das verschmähte Nordamerika besiedelt, den Kontinent der ungeheuren Sumpfwälder, durch die noch kein Weg führte, als der Schleichpfad der Rothäute oder die morastige Bahn, welche der Büffel durch die Wildnis brach. Schweden und Finnen sind die ersten gewesen, welche an das mühselige und entbehrungsreiche Werk der Urbarmachung gegangen sind, dann in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts britische Flüchtlinge und Auswanderer, welche durch die Unduldsamkeit der herrschenden Staatskirche in die unbekannte Fremde getrieben wurden und die, wie jene Skandinavier, kein gefundenes Gold begehrten, sondern ehrliche Arbeit und Freiheit in ihrem Bekenntnis. So bilden Puritaner, Sektierer, zeitweilig auch Katholiken, die englischen Kolonisten Nordamerikas, zu denen etwas später in ähnlicher Lage befindliche, um ihres Glaubens willen ausgewanderte evangelische deutsche Pfälzer kamen. An ihnen allen sollte sich die uralte geschichtliche Lehre erfüllen, daß ein kargerer Boden und ein härterer Kampf ums tägliche Brot die Schule für gesteigerte Mannhaftigkeit und innere Kraft eines Volkes werden und ihm die schließliche Überlegenheit über die von einem freundlicheren Himmel und reicheren Lande Begünstigten geben. Wir haben dafür die Beispiele von Kurbrandenburg und Piemont, wir haben es in größtem Maßstabe in der gegenwärtigen Hegemonie der Vereinigten Staaten über den vierten Erdteil, den sie sich voraussichtlich nach und nach ganz unterthan machen werden.

Das englische Mutterland beeilte sich, jenen Auswanderern die größten Freiheiten und Privilegien nachzusenden, *ohne* welche es sie wohl überhaupt — nämlich an die Niederländer — verloren hätte. So entstanden Kolonien aus eigner Kraft mit eignen Verfassungen und weitgehender Selbstregierung. Die Verwaltung Englands beschränkte sich je auf einen Gouverneur, der einen Rat aus Einheimischen zur Seite hatte, und selbst dieser Gouverneur ward in einzelnen Kolonien frei gewählt.

Englands politische Weitherzigkeit oder Rücksichtslosigkeit ist fast immer nur ein Spiegelbild seines Handelsinteresses. Hier ward durch letzteres zunächst eine weitgehende Freigabe der Kolonien erfordert. Denn gerade daraufhin gelang es, letztere für den Handel um so ungestörter auszunützen, wofür das Parlament in den Schiffahrtsgesetzen von 1651 („Navigationsakte“) weitreichende Handhaben schuf. Eine bestimmt umschriebene Anzahl amerikanischer Erzeugnisse durfte, wenn sie ausgeführt wurden, nur auf dem englischen Markt verkauft werden, welcher daher die Preisbestimmung in der Hand behielt. Ebenso durften die Kolonien nur in England einkaufen. Gewisse Haupterzeugnisse der englischen Gewerbethätigkeit, nämlich Stahl- und Eisenwaren, Pulver und sonstige Munition, welche der noch immer vorwiegend auf gute Büchsen und sicheres Schießen gestellte Daseinskampf der Ansiedler drüben in großer Menge brauchte, durften überhaupt nicht in Amerika hergestellt werden. Sogar Kolonialprodukte, welche Nordamerika nicht selbst erzeugte — es handelte sich mit in erster Linie um Thee — sollten nur aus dem Zwischenhandel Englands bezogen werden dürfen; ferner sollten in Konsequenz dieser Bestimmungen nur englische Schiffe in Amerika ein- und auslaufen dürfen.

Solange die Kolonien in ihrer Kindheit waren und wesentlich aus Farmern und Squattern bestanden, ließen sie sich das alles ziemlich ruhig gefallen. Aber allmählich differenzierte sich ihr Erwerbsleben; ein eigner Handels- und Seefahrerstand (unter englischer Flagge natürlich) bildete sich aus,

Digitized by Google

und dieser fühlte die auferlegten Beschränkungen auf das empfindlichste. Da fanden sie denn das Mittel, sich jener wirtschaftlichen Vergewaltigung zu entziehen, im Schmuggel. Aus diesen frommen, sittenstrengen und frugalen Kolonisten, die dies bis zu einem überwiegenden Grade immer noch blieben, erwuchs doch gleichzeitig eine Bevölkerung von findigen und pfiffigen Schleichhändlern und die amerikanische smartness ward hier geboren. Der verstohlene Handel mit dem spanischen und französischen Westindien stand in lebhafter Blüte und die heimkehrenden holländischen Ostindienfahrer wurden von amerikanischen Schiffen an der afrikanischen Westküste erwartet, um dort Gewürze und sonstige Schätze Ostasiens, vor allem aber den schon erwähnten Thee, der bei der Alkoholenthaltsamkeit vieler Kolonisten eine noch größere Rolle als sonst im englischen Leben spielte, auf offener See oder an verschwiegener Insel zu übernehmen. Mit Unmut und nicht, ohne den Grund sehr wohl zu wissen, sah der englische Kaufmannstand die hinter den Voraussetzungen weit zurückbleibende Einträglichkeit des englischen Handelsmonopols mit Amerika; empfindlicher traf dies allerdings nur die großen überseeischen Handelscompagnien, während die inländische Tuchweberei und die sonstige Industrie noch sehr zufrieden sein konnten. Welchen Umfang jener Schleichhandel in Wirklichkeit besaß, enthüllte der in Nordamerika geführte englisch-französische Krieg von 1755—1763, in welchem die Kolonisten einen ausgedehnten und höchst einträglichen Handel mit den beiden kriegführenden Teilen zu unterhalten sich nicht scheuten und in der Lage waren.

Gerade dieser Krieg hatte England als aufsteigende Weltmacht einen gewaltigen Schritt vorwärts gebracht. Die weiten Gebiete von Kanada und Ost-Louisiana waren den Franzosen abgenommen, England war, wenn noch nicht alleiniger Inhaber, so doch Herrscher in Nordamerika geworden. Vom Ohio bis zum Ganges streckte das Reich seine Arme, und seine Söhne, wie James Cook, waren rastlos unterwegs, neue Welten für die Ausdehnung englischer Herrschaft auf dem Erdball zu suchen. Die Entwicklung der alles überflügelnden englischen Industrie sah sich an keine anderen Grenzen mehr gebunden, als an die der vorhandenen Bevölkerung von Lohnarbeitern, deren Zuwachs ungeduldig erwartet und durch relativ ansehnliche Löhne gefördert wurde. Unermeßlicher Reichtum floß Tag für Tag aus der Herrschaft des Meeres und aus der Entwicklung der Kolonien in die Taschen der herrschenden englischen Erwerbsstände.

Aber die Fortdauer dessen und der weitere industrielle und kommerzielle Warenabsatz beruhte in erster Linie auf der Aufnahmefähigkeit der sich fortwährend ausdehnenden und dichter bevölkernden amerikanischen Kolonien, neben welchen das kontinentale Europa als Absatzgebiet fast gering geschätzt wurde. So konnte deren zunehmende Emancipation auf Schleichwegen nicht auf die Dauer geduldet werden. Daher waren nach dem im Jahre 1763 glücklich beendeten Kriege Handelsstand und Regierung entschlossen, den Durchstechereien ein sicheres Ende zu machen. Man beschloß, die Meere viel stärker zu bewachen und eine ständige Armee drüben zu unterhalten, welche unter einem einheitlichen Kommando den Stützpunkt für die englische Autorität und für deren gewaltig vermehrtes Heer von Überwachungsbeamten abgeben sollte. Aber das waren Dinge, die viel Geld kosteten, und so sehr die baren Kriegsentschädigungssummen Frankreichs und die Abgaben der ostindischen Compagnie die Staatskassen gefüllt hatten, so war man doch nicht gesonnen, jene Ausgaben, deren Nutzen doch nur dem englischen Reichtum zu gute kommen sollte, selbst zu tragen, sondern gedachte sie den durch sie zu bändigenden Kolonien mit aufzulegen. Die Staatsmänner und die öffentliche Meinung Englands glaubten hierzu völlig berechtigt zu sein; selbst der zeitgenössische große Nationalökonom Adam Smith, welcher sich im übrigen als der Prophet eines internationalen Freihandels der herrschenden merkantilistischen Richtung diametral entgegenstellte, welche die Navigationsakte geschaffen und seitdem noch weiter ausgebildet hatte, hob doch hervor, daß Amerika nur blühe, weil es bisher unentgeltlich den „Schutz" Englands zu Wasser und zu Land genossen habe. Die meisten seiner Landsleute gingen in dieser Auffassung viel weiter und ein Redner im Parlament brauchte das selbstgefällige Wort: Englands Sorgfalt habe die

Digitized by Google

Kolonisten nach Amerika verpflanzt und ihren Wohlstand begründet.

Alles das erregte die Amerikaner nicht bloß in einer Hinsicht. Der hochentwickelte Schmuggel war in langen Jahrzehnten allmählich eine Art Daseinsgrundlage für die amerikanischen Städte geworden und war die Lebensbedingung für zahlreiche Existenzen, für Reeder, Schiffsführer, Matrosen, große und kleine Kaufleute bis zu den fahrenden Händlern, welche zu den Farmern und Wildtötern bis tief ins Innere und an die westlichen Grenzen drangen. Aber für die Erhaltung der von keinem in England erhobenen Zoll belasteten Preise waren natürlich auch die Abnehmer selbst interessiert. Ferner waren gerade um 1763 sehr viele Zuzügler, denen alles gleichgültig war, als wie sie sich am ehesten durchs Leben brachten, in die amerikanischen Kolonien geströmt. Damals ging nicht nur der französisch-englische, sondern auch der siebenjährige Krieg zu Ende und durch die Verminderung der Heere waren eine Unmenge von Leuten brotlos geworden. In die gleiche Zeit fielen ausgedehnte Auswanderungsbewegungen bei den Schotten, denen England unsinnigerweise ihre Tracht und ihre alten Sitten nehmen wollte, und bei den von je bedrückten und ausgebeuteten Iren. So erfuhren die amerikanischen Kolonien eine beträchtliche, vielfach an sich englandfeindliche Bevölkerungszunahme, welche neben die fleißigen und gebeihlichen amerikanischen Bürger nun auch einen zahlreichen Pöbel stellte, der nicht ohne Einfluß auf die kommenden Ereignisse bleiben sollte.

War die angekündigte und versuchte Unterdrückung des Schleichhandels, so sehr letzterer schon als eine Art Naturrecht dieser Kolonien aufgefaßt wurde, immerhin kein öffentlich anfechtbares Unrecht, so erblickte Amerika ein solches um so mehr in der Heranziehung zu den Kosten jener Maßregeln und noch mehr in deren vorhin erwähnten Begründung. Mit Recht konnte man betonen, daß die ersten Kolonisten, anstatt durch Englands Fürsorge gepflanzt zu sein, durch Englands Härte in die Wildnis getrieben seien, als ganz auf sich selbst gestellte Flüchtlinge. Sich selber hatten z. B. die berühmten „Pilgerväter“, die 1620 auf ihrem Schiffe Maiflower herüberkamen, durch Entschluß und Statut „zu einem bürgerlichen Staatskörper“ verbunden, der nur „die Ehre ihres Königs und Landes“ wahrte. Und wie die meisten dieser Kolonien sich selbst gegründet hatten, so hatten sie die Skalpe und die Ansiedelungen ihrer Bewohner auch selbst verteidigt und sich aus eignen Kräften ausgedehnt. Sie konnten sagen, da diese Selbstverteidigung auch England zu gute gekommen war, so sei dieses eher in ihrer Schuld. Sie bestritten nicht das Recht des Parlamentes, obwohl sie in ihm nicht vertreten waren, allgemeine Gesetze zu erlassen, aber sie bestritten seine Befugnis, Specialgesetze gegen Amerika zu dessen Besteuerung und schärferer Abhängigmachung zu erlassen. Und so begann man, die Wurzeln des englischen Herrschaftsrechtes überhaupt zu untersuchen und bloßzulegen und damit diese Autorität selbst zu erschüttern. So war, wie heute gegenüber Transvaal um englischer Börsen- und Goldminenpolitik willen eine Suzeränitätsfrage aufgeworfen wurde, damals, wenn auch bei sonst anderer Sachlage und auf anderen Wegen, aus Handelsinteressen ein staatsrechtlicher Streit mit Amerika hervorgegangen. In beiden Fällen war die leitende Absicht Englands die gleiche: merkantile Vergewaltigung in Form politischer Unselbständigmachung und Unterwerfung. Noch ein anderes kam hinzu. Diese amerikanischen Kolonisten waren in der Überzahl gute Engländer und stolz darauf, solche zu sein, und viele der nichtenglischen Kolonisten erkannten diesen Engländerstolz als selbstverständlich und auch für sie verbindlich an. Ohne dieses starke Zugehörigkeitsgefühl zur englischen Nationalität wäre der Verlauf der folgenden Dinge ein noch schnellerer gewesen. Andererseits aber hatte sich auf Grund der eigenartigen Entstehung und der selbständigen Geschichte und Leistung dieser Kolonien ein amerikanisch-vaterländisches Gefühl ausgebildet, welches sich, zunächst noch ohne Spitze gegen England, doch schon bewußt aussprichtund bei den Rednern gelegentlicher politischer Versammlungen als gangbare Formel wiederkehrt, noch ehe die Konflikte mit England zum Ausbruch kamen. Sobald aber ein bewußter und feindseliger Gegensatz gegen England aufkam, mußte von selbst aus diesem amerikanischen Vaterlandsgefühl die Betonung der besonderen Schicksalsverbundenheit und

Digitized by Google

Solidarität der bisher untereinander sehr verschiedenartigen und gegenseitig eifersüchtigen Kolonien hervorgehen, an Stelle ihrer bloßen Koordination unter Englands Banner der Gedanke einer selbständigen Verbindung treten.

Mit all der kurzsichtigen und leichtsinnigen Daraufgängerei, welche der englischen Politik eigen ist, sobald sie es mit Schwächeren zu thun zu haben glaubt, verfolgte die englische Regierung ihr Werk. Ein Parlamentsgesetz bevollmächtigte alle Offiziere und Matrosen der englischen Marine, als Zollbeamte aufzutreten, jedes verdächtige Schiff zu durchsuchen und zu beschlagnahmen. Weil natürlich alles verdächtig sein konnte, waren damit die Bedingungen eines richtigen Kaperkrieges mitten im Frieden schon gegeben, und ein solcher trat auch ein. Ferner wurden die Befugnisse der Zollbehörden, die auch die Mitwirkung der übrigen Behörden in Anspruch nehmen durften, erweitert; die Beamten drangen nach Belieben in jedes Warenlager, in jede Privatwohnung, und diese Maßregel ward zur Quelle unausgesetzter Plackereien und Vergewaltigungen. Die wichtigsten Grundsätze des englischen Bürgertums waren durch England selbst hintangesetzt.

Was diesen Vorgängen eigentümlich ist und sonst kein Analogon findet, das ist die fast naive Selbstverständlichkeit, womit sich die Amerikaner zur Fortsetzung des Schmuggels berechtigt hielten, und die bewundernswerte Schlauheit, womit sie ihn thatsächlich fortzusetzen vermochten. Die Zollverwaltung kostete England jährlich — bei viel höherem Geldwerte als heute — 8000 Pfund Sterling und brachte nur 2000 an Zöllen ein. Von den eineinhalb Millionen Pfund Thee, die Amerika jährlich verbrauchte, wurde über England, wie es Gesetz war, nur ein Zehntel bezogen und trug den dortigen Zollaufschlag.

Die englische Thronrede von 1765 bezeichnete die amerikanische Frage als eine solche „des Gehorsams gegen das Gesetz und der Achtung vor der gesetzgebenden Versammlung des Königreichs". Damit war das Recht des Parlamentes von neuem betont, Sondergesetze für die amerikanischen Kolonien in Durchbrechung ihrer alten Freiheiten und Selbständigkeiten, und ohne sie selber zu hören, zu erlassen. Es handelte sich darum, sie bedingungslos zu unterjochen und ihre Zugehörigkeit zu England in widerstandslosen Gehorsam umzuwandeln. Die Stempeltaxe, welche durch jene Worte der Thronrede eingeleitet wurde, sollte der Prüfstein der englischen Autorität sein und wurde am 22. März 1765 durch das Parlament zum Gesetz erhoben. Sie legte eine Abgabe auf alle Rechtsgeschäfte und standesamtlichen Angelegenheiten, auf Zeitungen, Kalender, Flugschriften, Karten. Sie traf also jeden einzelnen Bürger. England hätte kein besseres Mittel finden können, um die Erregung gegen die Handels- und Zollgesetze, welche doch immerhin nicht alle gleichmäßig einschnürten, nun in die ganze Bevölkerung zu tragen.

Einmütig erhoben sich die Kolonien dagegen. Ein gemeinsamer Kongreß, von ihnen allen beschickt, trat zusammen, eine von England nicht bevollmächtigte Vertreterversammlung, deren Existenz an sich eine Demonstration der Selbständigkeit war und deren Aufgabe es war, *gegen* die Regierung Stellung zu nehmen. Der Kongreß erklärte die Beschlüsse des englischen Parlaments für ungültig, weil sie den „natürlichen Rechten" des amerikanischen Volkes zuwider liefen. So erhob er weniger die Abwehr der historischen Verhältnisse und alten Freiheiten, als vielmehr — ganz im Stil des XVIII. Jahrhunderts! — ein Naturrecht und allgemeine Menschenrechte gegen und über die Autorität des Königreichs.

Zur gleichen Zeit flog ein Wort durch die Kolonien, unzähligemale gedruckt und wiederholt, welches ein Redner der Parlamentsopposition von den Amerikanern gebraucht hatte: „Söhne der Freiheit." In weit anderem Sinne, als es der Redner gemeint hatte, ward es zum bejubelten Schlagwort und Palladium des Widerstandes gegen das englische Mutterland. Gegen die Stempeltaxe begann das niedere Volk praktisch vorzugehen; man verbrannte die von England aus gesandten Stempelmarkenvorräte, mißhandelte die Verkäufer und für die Taxe bestellten Beamten und setzte es durch, daß sich überhaupt niemand mehr fand, um als Organ für die Durchführung des Gesetzes zu dienen. Und England gab das Beispiel, welches es auch sonst zu geben pflegt, wenn seine täppische Zuversichtlichkeit

Digitized by Google

auf entschlossenen Widerstand stößt: es zog die Stempelakte zurück. Noch einmal hatte es damit einen Scheinerfolg. Eine wiedergekehrte Strömung der Loyalität ging durch die Kolonien, man beschloß, den Tag der Aufhebung der Taxe jährlich zu feiern. Schon seit Jahren hatte man die englischen Fabrikate boykottiert und war zu einer veralteten Hausindustrie zurückgekehrt; jetzt wurden die Kleidungsstücke, die man in den Bürgerhäusern gewebt und hergestellt hatte, an Bedürftige verschenkt, und alle Wohlhabenden erschienen wieder ostentativ in englischen Stoffen.

Aber jener Feiertag wäre doch eben ein Siegesfesttag gewesen und überhaupt sollte der Versöhnungsjubel bald wieder verklingen. Wie wenig es England mit der Anerkennung des amerikanischen Standpunktes Ernst war und wie sehr es sich überhaupt gewöhnt hatte, nur dann schonend zu handeln, wenn die Trauben zu hoch hingen, das zeigte es durch neue Erhöhungen und Verschärfungen der Zollmaßregeln und durch die rasch wiederkehrende principielle Betonung des Rechtes, die Kolonien einseitig zu besteuern. Nach der hoffnungsvoll bejubelten Aufhebung der Stempelsteuer mußte diese Erklärung eine um so erregtere Aufnahme finden, die durch ausgeschriebene Zwangslieferungen an die englischen Garnisonen in einzelnen Kolonien noch mehr gesteigert wurde. Jene Zollmaßregeln hatten vor allem die einschneidende Bedeutung, daß durch sie die Zölle, die bisher in England erhoben waren und also auf den Waren des englischen Zwischenhandels schon ruhten, wenn diese nach Amerika gebracht wurden, in die amerikanischen Häfen selbst verlegt wurden. Das wäre ja nur eine technische Änderung gewesen, wenn nicht eben der specifische Schmuggel der Amerikaner damit unmöglich gemacht worden wäre.

Die Antwort war eine noch entschlossenere Wiederaufnahme des Boykottverfahrens, das schon 1764 seinen Anfang genommen hatte. Jetzt ging durch das gesamte Land die Bewegung und fand selbst in den Seestädten starken Anhang: nichts mehr von England zu kaufen. Ein eigenartiger, in seiner Art bewundernswerter Beschluß angesichts des nunmehr auch unmöglich gewordenen Schleichverkehrs: Handelsstädte verzichten auf ihren Handel, das ganze Land kehrt freiwillig zu Verhältnissen zurück, wie sie nur primitiven Völkern eigen sind, aus Haß gegen das englische Handelsmonopol und dessen Unterstützung durch das Parlament verzichtet man auf die alltäglichsten Genußmittel. Aber man erreichte auch diesmal, was man bezweckte: England zog die jüngeren Zollerhöhungen zurück. Nur den Theezoll ließ es bestehen, um formell das Besteuerungsrecht nicht aufzugeben. So aber blieb diesmal selbst eine momentan versöhnende Wirkung aus.

Schon begannen blutige Reibereien. In der Kolonie Massachusetts (mit Boston) war von Anfang an die Erregung am stärksten gewesen; dort gingen am 5. März 1770 die Gewehre von selber los. Langgewohnte Rempeleien zwischen der Bevölkerung und den englischen Truppen hatten den Anlaß gebracht; es gab Tote und Verwundete; dann jedoch trat noch einmal wieder Ruhe und Friede ein. Man erschrak doch auf beiden Seiten, wie weit es schon gekommen war. Aber es war nur mehr ein äußerlicher Friede und trotz der neuerlichen Nachgiebigkeit Englands wurde der passive Widerstand fortgesetzt.

Die ostindische Compagnie, in deren Händen der Theehandel lag, hatte den größten Schaden durch jenen Boykott. Die unverkauften Vorräte häuften sich immer mehr und verdarben, ihre Einkünfte gingen zurück, ihre Aktien sanken; nun wollte sie, da sie einzelne Kaufleute in Amerika doch zur Abnahme von Ladungen willig gefunden hatte, mit Hilfe der Behörden ihren Import in Amerika erzwingen. Im Herbst 1773 liefen ihre Theeschiffe in verschiedene amerikanische Häfen ein, drei davon in Boston. Eine Versammlung von 5000 Bostonern verbot die Ladung zu löschen, aber nun mengten sich die Zollbehörden hinein: die Ladung habe da zu bleiben und sei zu verzollen. Hieraufhin stiegen in der Nacht auf den 18. Dezember genannten Jahres 40—50 ganz ehrbare Bürger, die sich mit altangelsächsischem Humor zur Verschönerung des Abenteuers als Mohawksindianer verkleidet hatten, auf die Schiffe und warfen mit größter Sachlichkeit und Ordnung 342 Theekisten ins Meer. Das ist die berühmte „Bostoner Theegesellschaft," die in den amerikanischen Ruhmeserinnerungen eine so große Rolle spielt.

Digitized by Google

England erkannte nicht mit Unrecht, daß seine Nachgiebigkeit in der Zollfrage Schwäche gewesen war, herbeigeführt durch kleinliche Krämerbeflissenheit, so oder so das Geschäft zu machen. Bis zu König Georg III. hin sprach man aus, daß in diesem Momente weitere Nachsicht schon die zugestandene Selbständigkeit, die Freigabe der Kolonien thatsächlich bedeuten würde. Andererseits meinte man aber auch, wenn England nur Ernst zeige, würden die Amerikaner schon zahm werden, vier Regimenter würden vollständig ausreichen. Der Hafen Bostons wurde zur Strafe gänzlich geschlossen und gesperrt; ein zweites Gesetz vernichtete mit einem Federstrich die altanerkannte Verfassung der Kolonie Massachusetts und verfügte von England aus eine neue absolutistische. Die um ihre Existenz dekretierte Hafen- und Seemannsbevölkerung von Boston und die erregten Volksmengen in Massachusetts antworteten mit der Wegnahme von Zollkassen und Auseinanderjagen von Gerichtssitzungen, mit Bedrohung aller, die ein englisches Amt nach dem neuen Gesetze annehmen würden und dem — keineswegs bloß unschädlich-burlesken — Teeren und Federn derjenigen, die es dennoch wagten. Die besseren Bürger und die öffentliche Meinung zeigten natürlich jene bekannte Mißbilligung, die zum öffentlich guten Ton und eben auch zu dem großen Gebiete der konventionellen Lügen gehört und die man in solchen Fällen nie versäumt. Ganz Englisch-Amerika hatte doch das Gefühl, nun gehe es drauf und dran; die zwölf übrigen alten Kolonien erklärten sich mit Massachusetts solidarisch. (Kanada, soeben erst Frankreich abgenommen und aufatmend in seiner Befreiung von dem bisherigen Regiment der kolonialen Jesuiten, stand dem eigentlich amerikanischen, zugleich protestantischen Wesen noch zu fremd gegenüber und ließ sich auch später nicht insurgieren.) In Philadelphia trat ein neuer gemeinsamer Kongreß zusammen. Als ein Redner die Stimmung der Versammlung mit den Worten wiedergab: „Wenn wir uns nicht anders der britischen Besteuerung erledigen, so müssen wir kämpfen," da erhob einer der Vertreter aus Virginia, der hochangesehene Grundbesitzer und Milizenoberst George Washington die Hand und rief aus: „Bei Gott, ich bin dieser Meinung."

Um weniges später stand er an der Spitze der gegen England aufgestellten „Kontinentalarmee", und derselbe Kongreß sollte am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der dreizehn englischen Kolonien und ihre Union als „Vereinigte Staaten von Nordamerika" verkündigen. Niemand in England hat gedacht, daß Amerika der britischen Macht würde widerstehen können. Aber in sechs Kriegsjahren zeigte sich, wie wenig die geworbenen Söldner einer Nation, welche das Vermögen aller Welt an sich ziehen, jedoch ihre Haut nicht selbst zu Markte tragen will, vermochten gegen ein wenn auch militärisch wenig geschultes, aber für seine Unabhängigkeit, für sein Land, seinen heimischen Herd kämpfendes Volk. Die 29 160 Mann deutscher Truppen, die an England von ihren Landesherren (Braunschweig, Hessen-Cassel, Hessen-Hanau, Waldeck, Anhalt-Zerbst, Brandenburg-Ansbach, sowie Hannover, wo König Georg III. selbst an sein englisches Königreich verkaufte), verschachert wurden, haben unter englischen Offizieren der amerikanischen Tapferkeit durchaus die Wage gehalten, auch nachdem dem Oberbefehlshaber Washington der Mann zu Hilfe gekommen war, der seine disciplinlosen und manöverunfähigen Truppen erst militärisch erzogen hat, der preußische Freiherr von Steuben. Was die Amerikaner zur Freiheit geführt hat, ist die Unbeugsamkeit Washingtons, der in Nöten und Schlappen, in allen Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten richtiger Truppenverpflegung, in allen Widerständen selbst von amerikanischer Seite seine Zuversicht und Ausdauer bewiest und noch andere wieder zu ermutigen die Kraft fand. Und daneben das Miteintreten in den Kampf seitens aller Erbfeinde Englands, an welchen es diesem ja nicht fehlte, Frankreichs voran (1778), der Niederlande und Spaniens, zu gewissem Teil auch die politische Stellungnahme fast des ganzen übrigen Europa (Rußland, Schweden, Dänemark, Preußen, Österreich, Portugal) gegen das verhaßte England und seine brutalen Seerechtsgrundsätze, die alle neutralen Schiffe vergewaltigten. England hat in diesem Kriege zur See überwiegend und in Amerika oft genug gesiegt, aber es kam nicht vorwärts und verzweifelte schließlich daran, seine Aufgabe durchzuführen. Und als Ende 1781 eine neue Hiobspost nach Europa

Digitized by Google

kam, daß zu Yorktown in Virginien der beste seiner Generäle mit gegen 7000 Mann in eine Falle gegangen und gefangen sei, da führten die gegen die Fortsetzung des Krieges gerichteten Stimmen der öffentlichen Meinung und die Beschlüsse des Parlaments Verhandlungen herbei, welche 1783 im Pariser Friedensschluß zum Ende kamen. Wie Cäsar sich in seine Toga hüllte, um mit Anstand zu sterben, so trug auch England gelassen vor Europa den Schlag, der die größte Einbuße alles bisher von ihm auf dem Wege zur Weltmacht Errungenen bedeutete.

Frankreich, welches — teils aus altem Haß der Hofkreise gegen die englische Politik, teils aus Begeisterung des von Rousseauschen Ideen erfüllten Volkes für die „Freiheit“ — Amerika am lebhaftesten unterstützt hatte und es bei der hundertjährigen Wiederkehr der Unabhängigkeitsfeier an dieses Verdienst erinnert hat, indem es Amerika die Kolossalstatue der Freiheit am Hafeneingange von New York zum Geschenk sandte, Frankreich ist es gewesen, das sich durch seine Revolution und durch Napoleons Ehrgeiz und Fall beeilt hat, England die verlorene Rolle zurückzugeben. Freilich nicht ohne eigenes Verdienst der perfiden Klugheit Albions, welche Napoleon, der auf der Höhe seiner Macht in England landen wollte, immer wieder in kontinentale Kriege zu verstricken wußte, deren Kosten Preußen und Österreich trugen. So hat England im XIX. Jahrhundert reichlich ersetzt, was es am Ende des XVIII. aufgeben mußte. Es hat nicht nötig gefunden, wegen des großen Verlustes von 1776 und 1783 ein anderes Antlitz seiner Politik zu zeigen. Die herrschenden Faktoren im englischen Imperialismus, rücksichtslose Geldpolitik und brutale Vergewaltigung fremden Rechtes, sind die gleichen geblieben, ja der alte Geburts- und Gesinnungsadel, welcher einst dem Goddamwesen dieses Mammonismus noch einigen Widerstand leistete, ist nur zu allgemein hinter einem neuartigen Politikerstande zurückgetreten, welchem sich die Größe Englands in der privaten Inhaberschaft und in dem Spekulationswerte von Unternehmeraktien darstellt. Maskenloser und mit häßlicheren Waffen denn je sucht heute ein solcher die nicht angreifbaren Rechte und die nationale Selbstbestimmung eines tapferen, ehrbaren Volkes aus niederdeutschem Stamme zu zertreten. Die Entscheidung dieses neuen Kampfes kann nicht ferne sein, und auf jeden Fall wird sie, auch für die politische Moral der Zukunft, von unübersehbarer, nur zu ahnender Tragweite sein.

Und dennoch.

Von

Margarete Ludwig.

Rings um mich her der Tropen blühende Pracht,
Das Kreuz des Südens leuchtet durch die Nacht.
Aus jedem Strauch, aus jedem Baume steigt
Betäubend süßer Duft! Und schaukelnd neigt
Dicht über meinem Haupt sich hin und her
Ein Ast von Blumen und von Früchten schwer.
Orangen sind's! — Und Blüt' auf Blütchen weht
Auf meine Hand und auf das Myrtenbeet,
Das neben mir in üpp'ger Fülle prangt!
Die schönste Kletterrose zärtlich rankt
Mit kos'gem Schmeicheln und mit duft'gem Hauch
Sich um den knorrigen Granatenstrauch!
Tiefschwarze Schatten wirft der Palmenbaum,
Um das Gebirge weht's wie Märchentraum —
Und dennoch hat mein Herz in jener Nacht
Nichts als beschneite Tannen nur gedacht! —

Digitized by Google

Winterfrage.

Von

Karl Vanſelow.

Das war die blaue Träumezeit,
Da wir ſo fromm geliebt uns beide.
Die Wieſe trug ein buntes Kleid
Von Nelkenrot und Wollgrasſeide.

Nun liegt die Wieſe weiß und weit,
Wo bleiche Nebel ſchwer ſich mühen —
Verſchneit, verſchneit, ſo tief verſchneit,
Als könnt' ſie nie noch einmal blühen.

Wohl trägt ſie wieder einſt das Kleid
Von Nelkenrot und Wollgrasſeide —
Wann aber kommt für uns die Zeit,
Daß wir uns wieder finden beide?

Dezembernacht.

Von

Olga von Gerſtfeldt.

Wir haben ihn hinausgetragen
Und ihn geſenkt in ſeine enge Gruft,
Indes das trübe Grabgeläute
Hinſterbend klagte durch die Winterluft.

Wir haben ihn hinausgetragen
Aus ſeines Lebens buntem Wogenſpiel
Dahin, wo ſich die Wellen legen,
Und auf dem Ufer knirſcht des Schiffleins Kiel.

Nun iſt es Nacht. Der Sturm fegt heulend
Die menſchenleeren Straßen auf und ab;
Er ſtöhnt, wie eine arme Seele,
Die ruhelos entſtieg dem dunklen Grab.

Auch überm Friedhof liegt das Grauen
Der wilden, ſturmgepeitſchten Winternacht;
Doch halten, mitten in dem Dunkel,
Die frommen Kreuze ſtille Totenwacht!

Digitized by Google

Eisblumen.

Von

Helene von Engelhardt.

Am Fenster rüttelt ein Wandersmann —
Die Scheiben klirren und schwanken:
Es preßte der Wind seine Stirne daran,
Voll kühner, erhab'ner Gedanken.

Und ein Bild, das schimmernd sein Haupt durchwallt,
Ich sah es phantastisch treiben,
In zierlichen Formen gewinnt es Gestalt
An den bebenden Fensterscheiben.

Da entsteht ein fremdes, berückendes Reich,
Mit Blumen, Guirlanden und Ranken,
Die Linien so leicht, und die Kurven so weich
Um die Pfeiler, die glänzenden, schlanken.

Was hauchst du, Wind, mir spielend hin
An die Fenster, die eisumstarrten?
Ist das der Nordpolkönigin
Gefrorener Zaubergarten?

Die Blumen, die Bäume, die Moose aus Eis, —
Aus Eis die Kiosk' und Balkone,
Und geisterhaft schimmernd, in bläulichem Weiß,
Aus Schollen die Säulen und Throne? — —

Fort stiebt der Wind, der Wandergesell,
Dahin über Föhren und Eiben,
Und geheimnisvoll glitzern im Licht so hell
Meine zauberumsponnenen Scheiben.

Durch ein Lied.

Von

Irida Schanz.

Es geschieht und ist geschehen,
Daß in tiefsten Mißmuts Nacht
Frieden kommt und sanftes Wehen
Durch ein Lied voll süßer Macht,

Daß sich alles Dunkel lichtet,
Daß sich alles Müde strafft,
Daß sich Tiefverworrnes schlichtet
Durch der Worte stille Kraft,

Daß sich alle Lasten heben
Wie auf himmlisches Gebot
Und verschwimmen und verschweben
Wie ein seliges Abendrot.

Digitized by Google

Der Unband.

Von

Ernst Muellenbach.

Mit acht Originalzeichnungen von **Werner Zehme.**

(Abdruck verboten.)

Im vergangenen Oktober, an einem wundervollen Herbstnachmittag kurz vor der Weinlese, besuchte ich meinen Freund, den Romanzendichter, auf seinem Landhause, das sehr anmutig zwischen Strom und Rebenwand am oberen Ende eines weinfrohen rheinischen Städtchens liegt. Zur Warnung poetischer Anfänger muß ich hinzufügen, daß mein Freund, der jetzt nachweislich seit rund dreißig Jahren — seit Untersekunda — dichtet, sich seinen hübschen Ruhesitz nicht etwa erdichtet hat. Er hat ihn von seinem Vater ererbt, ebenso wie seine vier ertragreichen Mietshäuser in Frankfurt und seine Million Anteil an der längst in eine Aktiengesellschaft verwandelten väterlichen Maschinenfabrik. Von Beruf ist er Rentner und Aufsichtsrat. Das Dichten betrachtet er als Passion, auf eigne Kosten, und ich denke mir, daß die bisher erschienenen zwei Bände seines großen Romanzenwerkes und seine drei Bändchen neuer Rheinweinlieder ihn teils an Zuschuß zu den Verlagsauslagen, teils für Anschaffung und Studium der Quellen ein hübsches Stück Geld gekostet haben; — er selbst verweigert aus Rücksicht auf seine Muse bestimmte Aussagen über diesen Punkt. Dafür genießt er aber den Vorzug, in litterarischen Zeitschriften und sogar schon in den neuesten Handbüchern der Litteraturgeschichte als Neuschöpfer einer ganzen Dichtungsart ehrenvoll erwähnt zu werden. Seine poetische Lebensaufgabe besteht nämlich seit nunmehr zwölf Jahren darin, die Geschichte sämtlicher deutscher Könige und Kaiser von Karl dem Großen bis auf Franz II. in der altfranzösischen Romanzenform, mit kurzen Hackverschen und Assonanzen, zu verdichten, einschließlich der Gegenkaiser. Diese Idee lag ihm näher als unsereinem, da er eigentlich Geschichte studiert und eine Zeitlang als Privatdocent und Professor vorgetragen hat. Mit der Gründlichkeit eines Professors betreibt er nun auch das poetische Handwerk; der zweite Band, der vor sechs Jahren zugleich mit der Vermählungsanzeige des Verfassers erschien, schließt mit Kaiser Konrad I. ab, und seitdem geht's noch langsamer. Eheliches Glück wirkt verschieden auf die Leistungsfähigkeit der Dichter: bei manchen, besonders bei solchen, die davon leben müssen, erhöht es die Betriebsspannung, bei anderen wird es zum Ventil, welches den Spannungsdruck und die Fahrgeschwindigkeit herabmindert. Zu letzteren zählt mein Freund, obwohl oder weil er in seiner Frau, der Tochter eines berühmten deutsch-englischen Gelehrten, eine fein und vielseitig gebildete, verständnisvolle Gefährtin gefunden hat, die jede einzelne Romanze wochen- und monatelang mit ihm vorbespricht und beim Dichten musizierend neben ihm sitzt, um mit ihrer schönen Altstimme und mit dem Spiel ihrer Harfe den Gang des Pegasus zu regulieren. Auch verbrauchen sie viel Zeit zu poesieanregenden Spaziergängen und Landschaftsbetrachtungen, sowie zur Erziehung ihres einzigen, jetzt dreijährigen Töchterchens, welches zu einem rein ideal gesinnten, allem Niedrigen und Unausgeglichenen abholden Wesen ausgebildet werden soll. Sie nehmen auch diese Sache, wie billig, sehr ernst, haben bereits ein

Digitized by Google

ganzes Regal voll pädagogischer Hand- und Lehrbücher zusammenstudiert, und aus ihren eignen Beobachtungen, Grundsätzen und Mitteilungen könnte ein stenographiekundiger Hausbesuch in vierzehn Tagen noch ein weiteres Buch solcher Art zusammenstellen. Ich darf diese und etwaige andere Eigenheiten meines Freundes hier frei erzählen; denn es ist schon mehrere Jahre her, daß wir uns bei einer ausgiebigen Maibowle auf seinen Vorschlag gegenseitig erlaubten, einander in unseren Schriften nach Wunsch und Bedarf als „Motiv" zu verwenden und solche kollegialische Ausnutzung nicht, wie andere Kollegen von der Feder, übelzunehmen. Ich machte ihn damals ausdrücklich aufmerksam, daß er bei seinem lyrisch-epischen Edelsinn und meiner novellistischen Bosheit einen ungleichen Tausch mache; aber er lächelte pfiffig und vertraute mir schließlich an, daß er mich im Gegenteil ganz schonungslos studieren und in seinem Romanzero verwenden wolle — nämlich als Modell zu einem intriganten Kroatengeneral aus der Zeit Ferdinands II., für dessen Gestalt er schon lange nach einem lebenden Muster gesucht habe. Vielleicht hat er sich da vergriffen; denn jener General war, wie ich inzwischen in einem Geschichtsbuche nachgelesen habe, im Felde ein grausamer und blutdürstiger Herr, mit einer ausgesprochenen Neigung für brennende Dörfer und aufgespießte Säuglinge, und ich weiß doch nicht recht, ob ich ihm hinlänglich gleiche. Aber da das Werk meines Freundes jetzt erst bis zu Otto III. vorgedrungen ist, so kann ich die Sache abwarten und inzwischen Rache im voraus üben, um meinem Kroaten aus dem dreißigjährigen Kriege doch in etwas nahezukommen.

Während unser Dampfer langsam an der hübschen Rheinfront des Städtchens vorbeifuhr, hatte ich Muße, mich über etwas Neues zu wundern, das seit meinem vorigen Besuch, vor zwei Jahren, hier erstanden war. Die Burgruine der längst ausgestorbenen mittelalterlichen Beherrscher des Ortes, etwas landeinwärts auf mäßig hohem Berge gelegen, war durch stilgerechten Anbau unter kluger Benutzung des Vorhandenen wieder in eine nette Burg, klein, aber malerisch wirksam, verwandelt worden. Ich freute mich des Anblicks und fragte den Kapitän nach dem Namen des Erbauers und — wie eine vom Turme wehende Fahne andeutete — Bewohners; aber die Auskunft erschreckte mich ein wenig. Denn es war der Name eines reichen, noch ziemlich jungen Privatgelehrten, den ich mir, ohne ihn persönlich zu kennen, nach dem fürchterlichen Ernst und Tiefsinn seiner gedruckten Weisheit nur als einen jener erhabenen Geister denken konnte, deren Wesen und Gespräch auf uns gewöhnliche Sterbliche so großartig und anstrengend wirkt wie eine sechsunddreißigstündige Gletschertour. Mir schauderte vor der Möglichkeit, daß ein solches geschichtsphilosophisches Finsteraarhorn seinen Schatten auf das harmlos-idyllische Dichterleben meines Freundes werfen könnte, und ich segnete im Herzen die unbewußte Wohlthat der Begründer jener Burg, die ihr Zwing-Uri doch wenigstens möglichst weit von der jetzigen Werkstatt der Romanzendichtung an das untere Ende des Städtchen gebaut hatten. Aber eine stille Sorge blieb und ließ mich um so eher auch im Wesen meines Freundes bei aller Herzlichkeit, mit der er mich empfing, eine gewisse Veränderung, eine Wendung zum Träumerisch-Grübelnden gewahren.

Ich traf ihn in seinem Arbeitszimmer, einem hellen, freundlichen Raum mit der Aussicht auf den Strom. Neben dem großen Schreibtisch stand die prächtige Harfe der Hausfrau; die Künstlerin aber war abwesend, — sie war früh am Tage zu Einkäufen nach Koblenz gereist — und auf dem Schreibtisch lag statt des üblichen poetischen Manuskripts auf Büttenpapier nur eine kleine offene Mappe mit Briefen und Notizblättchen, zu oberst ein Brief in grauem Umschlag aus Hanfpapier. Während mein Freund sich liebenswürdig wie immer, aber etwas zerstreut nach dem Befinden meiner Familie und meiner Muse erkundigte, wanderten sein Blick und sichtlich seine Gedanken immer wieder zu diesem Briefe zurück. Ich vermutete, daß es sich um die besonders rührende Bettelei irgend eines angeblich „notleidenden Kollegen in Apoll" handle, da dergleichen Attentate auf meinen Freund oft und erfolgreich gemacht werden. Als ich meinen Argwohn aussprach, schüttelte mein Freund lächelnd das Haupt und reichte mir den Brief, der in einer etwas humoristisch-schnörkligen Männerhand geschrieben und

Digitized by Google

laut Poststempel vor etwa sechs Wochen aus einem mir unbekannten Orte bei Harburg abgeschickt war. Ein schmuckes Hausmädchen hatte inzwischen Wein gebracht, ich zündete mir eine von meines Freundes Cigarren an, und während er die Römer füllte, las ich den kurzen Brief:

„Wertester Vetter und Freund — liebe Cousine! Da Sie es denn nicht besser wollen, so sende ich mit diesem Briefe zugleich den Unband an Sie ab und bedauere Sie im voraus um alle Geduld, die Sie mit ihm haben müssen: lange werden Sie es schwerlich aushalten. Er wird unterwegs in Köln noch einen Amtsbruder und dessen Frau zwei Tage lang plagen und dann, so Gott will, an Sie gelangen; Sie können, wertester Freund und Vetter, diese Möglichkeit erhöhen, wenn Sie ihn Ihrer freundlichen Zusage gemäß in Koblenz abholen, — sein Eintreffen dort wird Ihnen von Köln aus rechtzeitig angezeigt werden.

Wir danken Ihnen nochmals von ganzem Herzen, und ich bin sehr gespannt, was Sie mit dem Unband fertig bringen.

Mit den wärmsten Grüßen von Haus zu Haus treulichst Ihr

Martin Beneke, parochus."

Ich faltete den Brief zusammen und sah meinen Freund fragend an. Er nickte lächelnd. „Das ist der Unband," sagte er und reichte mir vom Schreibtisch eine kleine Photographie, die mir bis jetzt entgangen war, da sie hinter dem Kabinettbilde seiner Gattin stand. Ein junges Mädchen im hellen Kleide, sehr hellblond anscheinend und blauäugig, etwas stumpfnasig, von guter Gestalt, übrigens keine klassische Schönheit, aber sehr frisch und mit einem reizenden, natürlichen Lächeln um die vollen, hübschgeschwungenen Lippen. „Der Unband," wiederholte mein Freund, „mit ihrem christlichen Taufnamen Philippa Beneke, die einzige Tochter und das dritte von den vier Kindern ihres würdigen Vaters. Er ist Pfarrer in einem Dorf da unten an der Elbe, ein etwas entfernter Verwandter meiner Frau, — seine Mutter und die ihre waren Stiefschwestern. Übrigens ein prächtiger Mensch, den ich einmal persönlich kennen zu lernen hoffe. Ich glaube, die Tochter hat vieles von ihm. Das Bild ist ganz gut, aber es gibt doch nur unvollkommen die Eigentümlichkeiten dieses We-

sens wieder. Es ist erst vor vierzehn Tagen aufgenommen," fügte er mit einem Seufzer hinzu. „Aber wir haben ja noch nicht auf dich und die Deinen angestoßen. Also prosit! Der Wein hat sich schön gemacht, nicht wahr? Eignes Wachstum, 1893er Riesling-Auslese. — Aber du siehst mich so neugierig an, — es ist wohl das beste, wenn ich dir die ganze Geschichte gleich jetzt erzähle. Ich habe mir gedacht, daß sie dich interessieren werde, und deshalb meine Materialien," er deutete auf die Notizblätter und Briefe, „schon für dich bereit gelegt. Nachher, bei Tisch, kannst du dir ja auch von meiner Frau ihren Bericht geben lassen und vergleichen; ich halte als Historiker darauf, daß die verschiedenen zeitgenössischen Darstellungen eines Ereignisses möglichst nebeneinander benutzt werden, um ein allseitiges Bild des Eindrucks zu geben, den es auf die Mitlebenden machte."

Nach dieser Einleitung stärkte sich mein Freund noch einmal, zündete sich seine Cigarre an und begann, in der Hand die Papiere, auf die er ab und zu einen Blick warf, folgendermaßen:

Also vor fünf Jahren waren wir in Westerland auf der Insel Sylt, und auf der Rückreise hatte ich in Hamburg ein paar lange Konferenzen mit einem ausgezeichneten Hamburger Lokalhistoriker wegen gewisser Einzelheiten aus der ältesten hamburgischen Kirchengeschichte, die mir Stoff zu einer wirkungsvollen Episode in meinem Romanzerocyklus über Kaiser Otto II. geben sollten und auch gegeben haben. Meine

Digitized by Google

Frau war inzwischen auf einen Tag zu ihrem Vetter Pastor gereist, den sie seit ihren Pensionatsjahren nicht gesehen hatte. Als sie zurückkam, war sie des Lobes voll über das behagliche Haus und die lieben Leute; sie brachte unter anderem auch eine Photographie von dem kleinen Schulmädchen, der Philippa, mit und erzählte mir, daß sie dem Kinde gesagt habe, es solle uns doch mal besuchen. Na, das ging denn so die Jahre über weiter, ab und zu wechselte ich einen Brief mit dem Vetter-Pastor — ich verdanke ihm einige sehr verwertbare Volkssagen und -lieder, die mir auf Ereignisse aus der Zeit Heinrichs des Löwen zu deuten scheinen —; und endlich vor acht oder neun Wochen bekomme ich zu meiner größten Überraschung einen Brief von dort, von Mädchenhand, Absenderin auf der Rückseite: Philippa Beneke. Wir machten uns schon auf eine Trauernachricht gefaßt, aber es kam ganz anders: sie habe jetzt ihre höhere Schulbildung und auch ihre zwei Jahr Haushaltungsschule — bei der Frau eines Amtsbruders irgendwo im Lüneburgischen — hinter sich, der jüngste Bruder sei Ostern zum Gymnasium abgegangen, so daß sie nun doch schon eher abkommen könne, und der Vater habe ihr erlaubt, sich für diesen Herbst etwas Besonderes zu wünschen. Deshalb frage sie an, ob die gute Tante Hedwig noch ihr Versprechen aufrecht erhalte, daß sie uns einmal besuchen dürfe? Wenn es uns recht wäre und wir ein Wort für sie einlegten, werde der Vater es ihr gewiß erlauben, und sie werde uns ewig dankbar sein; denn etwas Herrlicheres als eine große Reise und einen Aufenthalt in einem wirklichen Dichterhause, und noch dazu am grünen Rheine, könne sie sich ja fürs ganze Leben nicht wünschen, sie habe sich alle die Zeit über, seit die Tante es ihr damals versprochen, im stillen darauf gefreut, — ꝛc. ꝛc.; es war ein langer Brief und sehr rührend, auch mit großer Sorgfalt geschrieben.

Nach der ersten Überraschung berieten wir die Sache denn gründlich. Mir paßte sie, offen gestanden, gar nicht; ich war damals mit meiner Dichtung gerade recht flott im Zug, hoffte in diesen Herbstmonaten bis zu unserer Übersiedelung ins Winterquartier nach Frankfurt, Mitte November, ein gehöriges Stück voranzukommen und hatte deswegen auf eine Reise nach Blankenberghe verzichtet. Dazu war es mir eigentlich eine beklemmende Vorstellung, so plötzlich ein junges, noch nicht neunzehnjähriges Mädchen als Hausgenossin auf längere Zeit begrüßen zu müssen, in einem Alter, wo sie schon als Dame behandelt werden wollen und doch eigentlich noch halbe Kinder sind. Dies bedeutete für mich eine schwierige gesellschaftliche und zugleich sozusagen pädagogische Verantwortung, der ich mich bei meiner geringen Übung im Verkehr mit solchen Wesen wenig gewachsen fühlte. Wir konnten ihr nicht einmal einen passenden Verkehr mit gleichaltrigen jungen Damen bieten, um es ihr — und auch uns — etwas leichter zu machen; denn wir leben hier in gesellschaftlicher Hinsicht völlig zurückgezogen und fühlen uns sehr wohl dabei, — im Winter hat man von dem Gegenteil schon mehr als genug durchzumachen. Meine Frau schien ähnlich zu empfinden; besonders quälte sie sichtlich der Gedanke an den doch wohl unvermeidlichen Einfluß des neuen Familienliedes, das sie im Grunde ja noch ebensowenig kannte wie ich, auf unser bisher so sorgfältig vor allen sich durchkreuzenden fremden Einflüssen bewahrtes Töchterchen. Ich verstand die stille Angst Hedwigs, fast ohne daß sie sich darüber aussprach. Aber es ist ein Vorzug der Frauen, daß sie sich weit leichter in einen unerwarteten und im Grunde unerwünschten Besuch finden als wir, mag er sich auf eine Viertelstunde oder auf acht Wochen anmelden; zudem fand sie etwas Sympathisches in der Sehnsucht des jungen Mädchens nach dem Rheine und in der offenen, vertrauenden Art, mit der es an uns herantrat, und ich muß sagen, das rührte mich auch. Also Hedwig erneuerte schließlich in einem liebevollen Brief an die Kleine ihre Einladung, und ich fügte ein entsprechendes Schreiben an den Vater bei, welcher sehr überrascht war; denn das Mädel hatte wirklich ganz auf eigne Faust gehandelt. In seinem Antwortschreiben entwarf der treffliche Mann eine Skizze von Philippas Wesen und Wirken, die mich wieder sehr bestürzte; die Gegenstände unseres früheren, gelehrten Briefwechsels hatten mir wenig Gelegenheit geboten, die ironische Neigung meines geistlichen Herrn Vetters würdigen zu lernen, ich nahm auch diesmal alles so ernst, wie es vorgetragen wurde, und mußte mich demnach auf eine nette

Digitized by Google

Hausplage gefaßt machen. Aber da war nun nichts mehr zu ändern; gerade heute vor sechs Wochen erhielt ich den Brief hier — gewissermaßen die offizielle Kriegserklärung, und am dritten Mittag darauf stand ich auf dem Koblenzer Rheinbahnhof, um den Unband — wir fanden es unverantwortlich, daß der Vater sie ganz allein reisen ließ — in Empfang zu nehmen.

Das Wetter in jener zweiten Woche des Septembers war ja heuer gar nicht schön — kalt, windig und feucht; über der Unmenge von Menschen, die sich auf dem Bahnsteig Absteigens oder Abholens halber herum trieben, lag ein Hauch von Regendunst und frostigem Unbehagen, der meine gewöhnliche Bahnhofsstimmung noch steigerte. Du weißt wohl schon, daß ich mich trotz der Unmasse Kilometer, die ich schon abgefahren habe, nirgends und nie einsamer fühle, als auf einem recht bevölkerten Bahnsteig. Es kommt dann eine Sucht über mich, möglichst still und willenlos an einer Stelle stehen zu bleiben und das tausendfache Gewirre um mich her treiben zu lassen, solange ich mich nur irgend nicht selbst mitzubewegen brauche. Vielleicht ist dies das ergänzende Gegenstück zu der sogenannten Platzfurcht, die andere Leute angesichts eines großen, freien Platzes übermannt und es ihnen unmöglich macht, darüber hinzuschreiten. So erging es mir auch damals; ich stand starr in meine Wandecke gelehnt, hatte so ziemlich vergessen, wo ich war, und erst das Pfeifen eines einfahrenden Kölner Schnellzuges erinnerte mich daran, daß ich ja noch keine gelbe Rose im Knopfloch trug. Dies war nämlich das Zeichen, woran mich die Nichte nach der romantischen Art junger Mädchen zu erkennen wünschte, da sie mich persönlich ja gar nicht und ich sie nur aus ihrer Kinderphotographie kannte. Hastig machte ich mich auf die Suche nach einem Blumenmädchen — ich erinnerte mich, daß mir ein solches Wesen, im Alter von einigen fünfzig Jahren, bei meiner Ankunft auf dem Bahnsteig erfolglos seinen Korb unter die Nase gehalten hatte. Nun aber schien sich diese Holde vor dem Strudel der Ein- und Aussteigenden völlig in die Vergangenheit zurückgezogen zu haben. Als ich sie endlich entdeckte, war der Bahnsteig schon ziemlich menschenleer. Sehr verstimmt suchte ich in dem Korbe nach einer gelben Rose — es war keine

mehr zu haben — und ärgerte mich noch besonders über eine junge Dame, die sich ebenfalls an dem Korbe zu schaffen machte und mich dabei recht verdächtig von der Seite musterte. Auf einmal macht diese Dame so eine halbe Wendung mit dem Kopfe, sieht mir fragend in's Gesicht und sagt: „Onkel Paul?“ Ich sehe sie ungewiß an und sie fährt fort: „Ich heiße Philippa Beneke.“ „Na, endlich, — Gott sei Dank!“ rufe ich. „Guten Tag, Onkel Paul!“ ruft sie, und im selben Augenblick hat sie mich um den Hals gefaßt und küßt mich, wozu sie sich ein wenig auf die Zehen recken mußte; denn sie reicht mir mit den Stirnlocken knapp bis an den Mund. „Siehst du,“ sagte sie dann, „ich habe dich doch gleich erkannt!“

Meine Überraschung war so groß, daß ich einstweilen gar nicht auf die Frage kam, woran sie mich denn erkannt habe? Das erfuhr ich erst, als wir im Dorfe drüben am linken Ufer standen und auf die Fähre warteten. An die geplante Dampferreise von Koblenz hierher war ja bei dem Wetter nicht zu denken, und so hatten wir den Bummelzug benutzen müssen, der überall und

Digitized by Google

sogar drüben hält und zum Glück kurze Zeit nach dem Schnellzug von Koblenz abfährt. Dank der beschaulichen Langsamkeit dieses Zuges und der Schnelligkeit einer Mädchenzunge war ich beim Aussteigen schon so ziemlich bekannt mit allen Familienverhältnissen im Hause und sogar in den Ställen des geistlichen Herrn Vetters; zwischendurch bewunderte sie die Aussicht, und ich muß gestehen, was davon überhaupt zu sehen war, erschien mir selber, trotz Regen und Nebel, dank ihren begeisterten Ausrufen in einem ganz neuen Zauberlichte. Es war mir ein paarmal, als müßte ich mich meiner verwöhnten Augen schämen. — Nun, als wir an der Fähre standen, brach gerade die Sonne durch und beleuchtete unser Städtchen recht malerisch. Ich zeigte ihr unser Haus. „Wie süß!" sagte sie und drückte mir zärtlich die Hand. Etwas verwirrt wollte ich in der Aufzählung der Sehenswürdigkeiten fortfahren, aber sie kam mir zuvor: „Und das ist die Burg, nicht wahr?" sagte sie, „und da wohnt der Herr Doktor Richard Welting."

„Woher kennst du denn den?" fragte ich sehr verblüfft.

Hier machte mein Freund von seinem Rechte als epischer Dichter Gebrauch, an spannenden Stellen den Gang der Erzählung zu unterbrechen, indem er bedächtig seinen Römer wieder füllte und mir freundlich zutrank. Dann fuhr er fort:

Aus deinem Auffahren bei Nennung jenes Namens, lieber Freund, entnehme ich, daß du einiges von den bisherigen Schriften des jungen Mannes kennst, der unsere Burg vor zwei Jahren angekauft, ausgebaut und im Frühjahr bezogen hat. Er besitzt zweifellos sehr große kulturgeschichtliche Kenntnisse und hat außerdem lange Zeit Philosophie studiert; daher liebt er, alles, auch das Kleinste unter dem höchsten Gesichtspunkte, wie er es nennt, zu betrachten. Als er uns im Mai seinen ersten Besuch abstattete, erkannte er in der landesüblichen Form gewisser Bretzeln, die ihm meine Frau vorsetzte, ein „unbewußtes Nachdämmern des Mythus von der Midgartschlange in der germanischen Volksseele", er belehrte mich, daß ich die Blume meines Weines — dieses, den wir hier trinken — nach zwei Seiten zu würdigen hätte, „generell" im Verhältnisse zum Beispiel zu den pfälzischen Weinen und „individuell" im Verhältnis zu anderen, unmittelbar benachbarten Lagen. Als meine Frau ein Ausstattungsstück erwähnte, das wir im vorigen Winter in Frankfurt gesehen hatten, erklärte er ihr weitläufig, der heutige Geschmack selbst gebildeter Leute am leeren theatralischen Prunk sei ein besonders deutlicher Beweis, daß unsere Kultur jetzt ungefähr an dem Punkte angelangt sei, den die antike Kultur unter dem Kaiser Hadrian einnahm, und wie damals die Germanen, würden jetzt die Mongolen in ein paar Jahrhunderten mit dem ganzen Bau aufräumen. Er nennt das die Entwickelung der Menschheit in der Spirale; es war, wie du wohl aus seinen Schriften weißt, von jeher sein besonderes Steckenpferd, das er jedem vorritt, es mochte ein Geheimrat oder ein junges Mädchen sein, und wohl zumal durch diese Neigung wurde der sonst so treffliche junge Mann allen unleidig; denn selbst wenn's wahr wäre, wer hört gern das Totenglöckchen seines Volkes im voraus läuten? So war auch der erste Besuch des gelehrten Herrn bei uns so ziemlich sein letzter geblieben; ein gewisser Aberglaube veranlaßte uns, selbst seinen Namen möglichst selten zu nennen, um ihn nicht zu berufen, — und du kannst dir mein Erstaunen denken, als Philippa nun diesen Namen so gelassen freundlich wie den eines alten Bekannten aussprach.

„Ach," sagte sie unbefangen, „ich kenne ihn erst seit heute. Wir sind in demselben Coupé gefahren, von Köln bis Bonn, und haben uns sehr nett unterhalten. Der Herr Doktor hatte in Köln Altertümer gekauft, auf einer Auktion, und wollte in Bonn etwas auf der Universitätsbibliothek nachsehen. Das ist wohl ein sehr gelehrter Herr, Onkel Paul? Und dabei so freundlich. Er bot mir seinen Platz an, weil er meinte, daß es an meinem zöge; dadurch kamen wir ins Gespräch. Und das war sehr gut; denn sieh mal, wie hätte ich dich sonst gleich gefunden, wenn ich mich bei dem Herrn Doktor nicht erkundigt hätte, wie du aussiehst? ‚Ein stattlicher Herr, sehr groß und breitschultrig' sagte er, ‚mit blondem Vollbart, schon etwas meliert, und sehr freundlichen blauen Augen, etwas kurzsichtig.' Es paßt alles. Du hättest doch am Ende Mühe gehabt, mich nach der alten Photographie zu erkennen. Damals trug ich ja noch Zöpfe."

Digitized by Google

Dagegen war nichts einzuwenden. Außer der Haartracht hatte sich wohl noch einiges andere an ihr verändert. Aber das Schulmädchen stak doch noch stark in ihr. Der Vater hätte sie doch nicht allein fortlassen sollen, dachte ich. Was wird Hedwig zu dieser Anbrüderung mit unserem Mitbürger sagen?

Während der Überfahrt erwies sich Philippa töchterlich um mich besorgt, sie bestand darauf, daß ich den Überzieherkragen aufklappte, während sie selber im Rheinwind lustig die blonden Löckchen flattern ließ; „unsere Elbe macht's toller," sagte sie, „und Vater meint, junge Leute dürften sich überhaupt aus keinem Wind etwas machen." In der Art, wie sie das „junge Leute" betonte, lag eine gewisse offenherzige Anerkennung meiner sechsundvierzig Jahre, die mich nicht eben wie ein Kompliment berührte. Aber an solche Offenheit hatte mich unser bisheriges Gespräch schon ein wenig gewöhnt, und nach gewissen ironischen Bemerkungen im Briefe ihres Vaters z. B. über „das ewig plätschernde Bächlein," das wir „in unser stilles Haus leiten" wollten, war ich auf Ärgeres gefaßt.

Der Eintritt in unser Haus, der liebevolle Empfang meiner Frau und die Aussicht aus ihrem Turmzimmerchen schien sie nun aber wirklich zu ergreifen. Als wir uns zuerst mit ihr drunten im Wohnzimmer hinsetzten, war sie vor Rührung ordentlich schweigsam, und meine Frau mußte das Wort führen, bis Gisela an der Hand des Kindermädchens eintrat. Grundsätzlich geschieht dies sonst nicht, wenn Damenbesuch da ist, aber diesmal hatte meine Frau wohl eine Ausnahme gestattet, um wenigstens einen noch bedenklicheren Einbruch in die Kinderstube zu vermeiden. Ganz wie es sich gehört, trippelte Gisela auf den Gast zu, reichte ihr Händchen und sagte ihr: „Guten Tag, liebe Tante Lippa!" Und mit einemmal ist der Unband wieder ganz er selbst; mit einem wahren Jubelrufe vom echtesten Klange zieht sie das Kind auf ihren Schoß, küßt es, herzt es, überhäuft es mit einem Wirbel von Koseworten, unter denen die plattdeutschen entschieden vorwiegen: das Kind, sonst so zurückhaltend, läßt sich alles vergnügt gefallen, — und es war, als ob wir anderen für die beiden jetzt völlig überflüssig seien. Philippa mochte etwas Ähnliches empfinden, als sie endlich das Kind hinsetzte und aufstand. Ganz glühend vor Vergnügen und Verwirrung guckte sie meine Frau an, strich sich die Haare aus dem Gesichtchen und sagte: „Verzeih, Tante Hedwig, — aber ich habe so lange nicht mehr so ein herziges Putchen auf dem Schoß gehabt! — Bei Pastor Jürgens, wo ich bis Pfingsten war, hatte ich es gut; die haben dreizehn, das elfte ist wohl gerade so alt wie eueres hier." Ich sagte nichts und sah meine Frau an; die schwieg auch, aber sie zog Philippa an sich und küßte sie, und es war mir, als ob sie sich jetzt zum zweitenmal begrüßten.

Das Mittagessen verlief ohne Zwischenfälle. Unser Gast entwickelte eine gesunde niedersächsische Eßlust und schwärmte zwischendurch von der „himmlischen" Aussicht aus dem Turmzimmer, das wir ihr eingeräumt hatten. Meine Frau erkundigte sich beiläufig, wie sie denn nun daheim angeredet zu werden pflege? Es bewährte sich, daß liebe Kinder viele Namen haben: Lippa, Lipping, Pachen, Lips, Unband, Unraft, Vielliebchen und noch einige Koseworte, zumeist väterlichen Ursprungs und Gebrauchs, wurden uns zur Wahl vorgelegt. Aus Rücksicht auf die Würde der Herrschaft, die sie doch den Dienstboten gegenüber jetzt mit vorzustellen hatte, entschieden wir uns doch für ihren Taufnamen. „Mit dem ruft mich zu Hause kein Mensch," versicherte sie. „Ich habe ihn auch nur, weil ich denselben Geburtstag habe wie Magister Philippus Melanchthon, am 16. Februar."

Nach Tisch pflegen wir, wie du weißt, beide ein wenig zu ruhen. Philippa benutzte die Zeit, um auf ihrem Zimmer fertig auszupacken und an ihren Vater zu schreiben. Als ich aber nachher wieder in die unteren Regionen des Hauses kam, hörte ich ihre Stimme aus der Kinderstube, und eintretend fand ich die beiden, Philippa und Gisela, in der angeregtesten Unterhaltung. Philippa erzählte eben die Geschichte vom Rotkäppchen, oder vielmehr sie führte sie auf, wobei ein Baukloß mit einem roten Läppchen auf dem Kopf das Rotkäppchen und ein weit aufgehaltener Kinderstrumpf das Maul des bösen Wolfes vorstellte, und Gisela war entzückt.

Den regnerischen Nachmittag und den

Digitized by Google

Abend verbrachten wir in gewohnter Weise, meine Frau, die sich nicht ganz wohl fühlte, musizierte auf Philippas stürmisches Verlangen doch ein wenig, und ich las meine jüngste Romanze vor. Philippa saß dabei so still und gerührt, wie in der Kirche. Nachher beim Abendbrot wußte sie unmerklich ein gutes Teil der Bedienung an sich zu ziehen; mir war es beinah, als ob wir schon eine erwachsene Tochter hätten, die uns freundlich aufwartete, und die Mädchen schienen ganz entzückt von ihr. Nur unsere damalige Köchin, die Babette, blickte mißtrauisch und unzufrieden drein; es war eine stille Person, die nichts weniger leiden konnte als Pfeifen, Trillern und Lachen, und ich muß gestehen, daß Philippa auch mir durch Geräusche dieser Art auf Treppen und Gängen den Nachmittag über mehrfach aufgefallen war. Nach dem Abendbrot saßen wir noch eine Weile beisammen, ich rauchte meine Cigarre und Philippa erzählte aus ihrem Dorfe und von dem dreizehn Pastorskindern bei Jürgens. Schlag halb elf erhob sie sich, reichte meiner Frau und mir sittsam, wie sie es wohl von Hause gewöhnt war, die Hand und unbefangen zum Gutnachtkuß die Stirn und verschwand, als ob sie nie anderswo als bei uns zu Bett gegangen wäre.

Als ich am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — nach meiner Gewohnheit früh in den Garten trat, lag über dem Rhein noch dicker Nebel. Nur undeutlich erkannte ich zu äußerst an der Ufermauer eine helle Gestalt mit einem dunklen Tuch um Hals und Haupt. Es war Philippa. Sie trug einen Strauß frischgepflückter gelber Dahlien in der Hand, begrüßte mich sehr herzlich und behauptete, noch nie so schön geschlafen zu haben.

„Wie wunderbar das Morgengeläut durch den Nebel und übers Wasser her klingt!“ sagte sie. „Wie die Glocken aus einer versunkenen Stadt, nicht wahr, Onkel Paul? Es ist auch so feierlich, und doch wieder anders, als gestern abend, als Tante Hedwig harfte und du danach so schön vorlasest. Das war mir beinahe wie zu Hause, wenn die Orgel nach dem Choral ausgeklungen hat und Vater predigt; aber dies ist doch eigentlich noch mächtiger.“ Die Dahlien wollte sie meiner Frau beim Frühstück hinstellen, weil sie am Tage zuvor zufällig von mir gehört hatte, daß Hedwig diese Blumen besonders liebt.

Recht vergnügt kehrten wir ins Haus zurück, um dort die betrübteste Verwirrung zu finden. Meine Frau war mit Kopfschmerzen, Schluckbeschwerden und allen Anzeichen einer gründlichen Erkältung erwacht, und die Köchin streikte.

Du hast dieses merkwürdige Wesen nicht kennen gelernt: als Du das vorige Mal bei uns warst, hatten wir noch die Friederike, die bald darauf kündigte und nach Koblenz ging, weil sie es nicht länger in einem Ort ohne Garnison aushalten könne. Die Babette war über solche Anfechtungen hinaus, die betonte das Altjüngferliche sogar deutlich und zuweilen deutlicher, als uns lieb war. Ehe sie zu uns kam, hatte sie einige zwölf Jahre als Haushälterin einem Schulfreunde von mir gedient, der als pensionierter Oberlehrer in Aachen wohnte und seine ganze Kraft auf die Ausarbeitung eines fünfzehnaktigen Dramas mit Chören: „Die Perser,“ verwandte, in drei Abteilungen: „Marathon,“ „Salamis“ und „der Tod des Themistokles“. Da er ohne Testament starb, ging die Babette auch ohne Legat aus; die Intestaterben teilten das ziemlich erhebliche Vermögen unter sich und schenkten ihr nur das Manuskript des Dramas, mit dem sie weiter nichts anzufangen wußten. Sie sprach immer mit großer

Digitized by Google

Wärme von diesem litterarischen Erbteil ihres Herrn, und das hatte uns vielleicht mit veranlaßt, sie nach einer Probewoche fest in Dienst zu nehmen. Sauber war sie und kochte nicht schlechter als verschiedene ihrer Vorgängerinnen, nur in einem etwas trockenen, strengen Stil. Aber sie hatte wohl zu lange die Luft der Tragödie geatmet; alles Lustige schlug ihr auf die Nerven, wie sie versicherte, und wenn ihr eine von ihren Dienstgenossinnen zu lustig lachte oder sang, so klagte sie plötzlich über Schwindel, lehnte sich an die Wand oder setzte sich steif auf einem Küchenstuhl hin und versicherte mit geschlossenen Augen, sie werde ohnmächtig, bis die Aussicht, nichts zu essen zu bekommen, alle lustigen Gemüter umgestimmt und den tragischen Hauch in der Küche wieder gesichert hatte. Diesmal hatte es sie besonders angegriffen, wahrscheinlich weil sie jetzt sogar ein Mitglied der Herrschaft lachen und trällern hörte; sie war mit ihren Nerven einfach im Bett geblieben und behauptete, bis gegen Mittag wohl nicht aus der Ohnmacht heraus zu kommen.

Die einzige, die in dieser Verwirrung den guten Mut erst recht fand, war Philippa. Trotz aller Ablehnungen meiner Frau und stillbedenklichen Mienen meinerseits übernahm sie an Stelle der tragischen Köchin das Tageskommando in der Küche; „ich habe ja auch schon bei Pastor Jürgens vier Wochen lang allein gekocht, als das dreizehnte gekommen war. Du mußt nur etwas Nachsicht haben, Onkel Paul," sagte sie und stieg gleich darauf in einer großen weißen Schürze, die Davidis unter dem Arm, singend die Küchentreppe hinab. Es war ordentlich, als ob sie sich freute, wie ein stellenloser Landsknecht, der wieder die Werbetrommel rühren hört. Und diese Freude hatte anscheinend etwas Ansteckendes, denn binnen kurzem hörte ich es schon mehrstimmig aus dem Souterrain kichern, trillern und singen: Mägde, Kindermädchen, Gärtner, Milchmann, alles, was dort unten mitwirkte oder einkehrte, wurde von dem Frohsinn mitergriffen, der das verlassene Reich der Tragödie plötzlich beseelte. Dazwischen machten sich, so oft ich mich lauschend der Treppe näherte, immer deutlicher allerhand leckere und nahrhafte Düfte bemerkbar. Nur ein wenig über die gewohnte Zeit wurde ich zu einem Mittagsmahl geladen, welches mir trotz einiger niedersächsischen Provinzialismen in der Zubereitung ganz trefflich mundete; das entzückte Erröten der jungen Köchin über den Erfolg ihrer Künste erhöhte den Wohlgeschmack noch besonders. Zum Nachtisch hatte sie sogar irgend etwas mit Eierschnee und Marmelade hergestellt, weil der Vater ihr einmal gesagt habe, alle Dichter liebten Süßigkeiten und Aufläufe. Zwischendurch hatte sie noch Zeit gefunden, meine Frau mit zweistündigen Krankentröstungen und Küchenrapporten zu versorgen, die Anordnungen unseres alten Hausarztes mit anzuhören und sich zu vergewissern, daß es Gisela an nichts fehlte. Sogar der Babette hatte sie einige Herzstärkungen hinaufgeschickt, die aber unberührt zurückkamen.

Durch diese unvermutete Wendung gedieh die Tragödie Babettes zur Katastrophe. Am Nachmittage meldete sie sich, noch immer sichtlich leidend, bei mir und bat, den Dienst sogleich verlassen zu dürfen; ihre Nerven seien doch zu sehr angegriffen, und glücklicherweise hätten wir ja jetzt auch einen Ersatz für die Küche. Mir that die arme Person eigentlich leid, besonders als ich sah, wie betroffen es sie machte, daß ich sie wirklich beim Worte nahm und ihrem Weggehen keine Schwierigkeiten in den Weg legte. Aber was wollte ich machen? Es ging doch auf die Dauer nicht mit ihr. Somit schrieb ich ihr das übliche gute Zeugnis und versprach ihr, das Manuskript der Perser in Verwahr zu nehmen und zu sehen, ob ich es irgendwo für sie verwerten könne. A conto ihrer etwaigen Zukunftstantiemen und Honorare schob ich ihr mit dem fälligen Lohn noch einen blauen Reichskassenschein zu, mit dem sie dann dankend abdampfte, um sich bis zur Ermittelung einer neuen Dienststelle bei ihrer Cousine in Koblenz zu erholen, einer alleinstehenden Wachslichtverkäuferin von gesetzten und ruhigen Manieren, wie sie versicherte. Dann setzte ich mich hin, um die notwendigen Zeitungsgesuche nach einer neuen Köchin niederzuschreiben, und da fiel mir erst ein, daß wir ja nun einstweilen ganz auf Philippa angewiesen seien. Sie war nun knapp achtundzwanzig Stunden bei uns — zu ihrem Vergnügen doch eigentlich, — und es war richtig schon so weit, daß ich ihre ganze häusliche Arbeitskraft völlig und sozu-

Digitized by Google

sagen unbewußt beanspruchte. Das beunruhigte mich, und ich sagte ihr auch so etwas wie eine Entschuldigung darüber, als ich ihr unterwegs zum Schlafzimmer meiner Frau begegnete. Aber sie strahlte übers ganze Gesicht, und ich glaube, nur die Nähe der Leidenden hielt sie ab, als ein richtiger Unband loszutollen vor lauter Freude über die Aussicht, sich für die nächste Zeit bei uns zum Vergnügen als Köchin und Stütze der Hausfrau aufzuhalten.

Die Erkältung meiner Frau versprach zum Glück normal und ungefährlich zu verlaufen; am Nachmittag klärte sich auch das Wetter ein wenig auf, so daß ich Philippa

wenigstens noch ein Stündchen vor Abend spazieren führen konnte. Wir gingen längs dem Rheine und dann den Weg zur Burg hinauf, der wegen des abschüssigen Felsbodens auch nach einem Landregen ziemlich gut zu passieren und von dem neuen Burgherrn erfreulich in stand gesetzt ist. Es war, wie Philippa mit einer gewissen Feierlichkeit erklärte, ihre erste wirkliche Bergbesteigung; um so mehr freute ich mich über ihren leichten Schritt und ihre Begeisterung an allem Schönen, das die Aussicht im sinkenden Tageslichte bot. Auch zeigte ich ihr — von außen — unsere Weinberge. Wir beide — Doktor Welting und ich — besitzen ungefähr zu gleichen Teilen die beste hiesige Lage, oben am Burgberg; mein Teil ist schon seit Jahrzehnten völlig in Pflege und Verwaltung eines tüchtigen und redlichen Fachmannes aus dem Städtchen, Richard Welting führt bis jetzt persönlich das Kommando über seine Reben, obgleich ich nicht glaube, daß er viel mehr vom Weinbau versteht als ich. Auf dem Rückwege begegneten wir ihm selbst; er stieg am Wanderstabe in Begleitung seines gewohnten Gefährten, eines großen schwarzen Pudels, zu seiner Burg hinauf, in einem Touristenanzug aus graugrünem Wetterloden, der seiner im Grunde kräftigen und männlichen Erscheinung recht gut stand. Auch sein gelehrter Geist schien in einer ausnahmsweise umgangsfähigen Verfassung zu sein. Sehr höflich und erfreut begrüßte er uns, erkundigte sich nach unserem Befinden, sprach sein Bedauern zur Erkältung meiner Frau aus, ohne irgend eine Anmerkung etwa über das Vorkommen des Schnupfens in den ältesten Pyramideninschriften beizufügen, und bat um Erlaubnis, uns bis an den Fuß seiner Burghöhe zu begleiten. Er war am Vorabend von seiner Reise zurückgekehrt und hatte den Sonntag trotz Nebel und Regen zu einer Fußwanderung rheinaufwärts benutzt, von der er ganz menschlich und anziehend zu erzählen wußte. Ja, er erteilte sogar auch anderen Menschen als sich das Wort. „Sie sind nun hier aus Ihrer niederdeutschen Ebene in eine ganz andere Welt versetzt, gnädiges Fräulein," sagte er; „darf ich fragen, was Ihnen denn bis jetzt am meisten aufgefallen ist? Erst durch das Auge des Gastes lernt ja der Einheimische die Besonderheiten seines Landes richtig erkennen."

Philippa errötete und überlegte eine Weile, dann sagte sie ernsthaft: „Ach, ich bin ja erst so kurz am Rhein, und es ist so viel Neues und Merkwürdiges zu sehen; aber was mir immer wieder ganz besonders auffällt, das sind — da steht gerade einer — diese zweiräderigen Bauernkarren mit

Digitized by Google

den hohen schmalen Rädern und dem Kasten dazwischen, wie ein Würfel."

„Nanu?" rief ich unwillkürlich und sah den Unband verblüfft an.

„Ja, es ist aber doch wahr, Onkel Paul," erwiderte sie. „Solche Karren gibt es bei uns gar nicht. Und manchmal ist noch dazu statt des Pferdes so ein netter kleiner Ochse davor gespannt. Das finde ich einfach süß."

„Ich glaube, Herr Professor, Ihr Fräulein Nichte sieht ganz richtig," erklärte Doktor Welting mit gleichem Ernste. „Diese Karren hier, im Gebiete der ältesten Kultur auf deutschem Boden, sind wirklich ein merkwürdiges Beispiel für das Hereinragen früherer Kulturstufen in die Gegenwart. Sie erinnern sich gewiß, ähnliche Gefährte auf italischem Boden gesehen zu haben; aber der hiesige Typus ist doch wohl im eigentlichen Sinne ganz altfränkisch, wenn auch der Ochse als Zugtier auf römischen Einfluß deuten könnte. Es hat eben jeder einzelne Stamm eines großen Volkes seinen besonderen Eigensinn, mit dem er irgend ein Stückchen vom ursprünglichen Brauch und Hausrat des gemeinsamen Urstammes durch alle Jahrhunderte hindurch festhält. So bemalen die strengkatholischen Bauern in Südsicilien noch heute ihre Karren mit Bildern der Aphrodite und anderer antiken Götter, wie weiland ihre altgriechischen Vorfahren; und unser rheinfränkischer Bauer denkt nicht daran, sich sein Gefährt anders zu bauen als zur Zeit, da seine Urväter von Osten her vordrangen, um eine überreife Kultur zu stürzen, — wie es auch der unseren einst ergehen wird."

Um Gottes willen, dachte ich, jetzt kommen die Mongolen! Aber Philippa ließ es glücklicherweise nicht geschehen. „Ja," sagte sie, „ich finde aber auch, diese Karren sind für die hiesigen Verhältnisse ganz praktisch, und deswegen werden Ihre Leute sie sich wohl so aussuchen. Wie wollten Sie auf diesen krümpeligen und krummen Wegen mit einem von unseren langen vierrädrigen Deichselwagen zurecht kommen? Und ein Ochse wird nicht so leicht scheu und durchgängerisch wie ein Pferd. Es ist eigentlich recht einfältig von mir, daß ich mich darüber verwundert habe."

Diesmal sahen wir sie wohl beide verblüfft an. Doktor Welting lächelte und sagte: „Ich glaube, Sie haben recht;" aber die Anstrengung, die dieses Wort einen jungen Gelehrten kostet, erschöpfte ihn so, daß er sich bald darauf empfahl und mit seinem Pudel bergan schritt.

Im ganzen hatte er mir diesmal besser gefallen als bei unseren früheren Begegnungen; auch schien er Philippa ihre ungelehrte Deutung der zweirädrigen Ochsenkarren nicht nachzutragen, denn während der folgenden Woche erschien er täglich, um sich in Person bei ihr oder mir nach dem Befinden meiner Frau zu erkundigen. Wir konnten ihm gottlob immer günstige Auskunft geben.

Am folgenden Sonntag war Hedwig so weit hergestellt, daß sie sich zuerst wieder an unseren Spaziergängen beteiligen und überall nach dem Rechten sehen konnte. Das weibliche Interregnum im Hause hatte damit sein Ende gefunden, auch eine neue Köchin war eingestellt und bewährte fürs erste das Sprüchwort von den neuen Besen; aber Philippas häusliches Ansehen hatte sich während dieser acht Tage gründlich befestigt. Die Dienstboten schwärmten ganz offenkundig für sie, Gisela desgleichen, unser trefflicher alter Hausarzt machte kaum ein Hehl daraus, daß er seine täglichen Besuche mehr um sie als um nach meiner Frau zu sehen, noch immer fortsetzte, — na, und wir fügten uns und machten es wie die anderen. Meine Frau zuckte kaum mehr sichtlich zusammen, wenn in Giselas Geplauder ein plattdeutsches Kosewort mitklang, das sie aus dem Sprachschatze der Tante Lippa aufgeschnappt hatte, oder wenn diese das Kind zärtlich umarmte und im Übermaß der Gefühle für ein zu süßes Snuteken erklärte. Abgesehen von der Wahl des Ausdrucks und der Mundart verstieß dergleichen allerdings gegen unsere tiefste pädagogische Überzeugung; man soll der so früh und stark erwachenden kindlichen Eitelkeit nicht durch ein Übermaß liebkosender und lobender Worte entgegenkommen; aber was wollten wir machen? Es gibt auch eine elterliche Eitelkeit, und diese stellte sich entschieden auf die Seite der beiden jungen Damen.

Besonders merkwürdig war es mir, daß trotz der Menge Zeit, die wir nun zu dreien — bei dem prächtigsten Wetter — draußen und daheim müßig gingen, doch die befürch-

Digitized by Google

tete Störung meiner dichterischen Arbeiten ausblieb. Es mag sein, daß ich in dieser Zeit bei weitem nicht so viel geschrieben habe, als ich vorhatte; aber das wenige ist mir, glaube ich, so ziemlich gelungen, vielleicht wird selbst deine scharfe Kritik es unter die „angeregteren Partien" rechnen. Ich merkte, daß zuweilen ein kindlich-mädchenhaftes Trillern und Singen meine Poesie ebenso wirksam musikalisch anregte, als zuvor der Klang der Harfe — nur vielleicht nach anderer Richtung. Meine Frau merkte es auch, — wir sind ja so lange miteinander vertraut, unsere späte Ehe war nur gleichsam die Krönung einer vieljährigen Freundschaft der Seelen, daß wir eins die Empfindungen des anderen auch ohne viel Worte erraten; und weit entfernt, neidisch oder verstimmt zu werden, freute sie sich über die Neuheit unbefangener als ich.

Musiziert wurde übrigens in diesen Tagen recht viel bei uns. Richard Welting ließ sich, auch als kein Grund mehr zu Erkundigungen nach dem Gesundheitszustand vorlag, fast täglich sehen und bemühte sich offenbar, so ungelehrt wie ihm möglich zu erscheinen. Er hat große Reisen gemacht, von denen er, so lange der philosophische Dämon nicht über ihn kommt, sehr fesselnd zu berichten weiß. Vor allem aber enthüllte er sich als hochbegabter Musikus, der dem Flügel wundersame Harmonien entlockte, — mit Vorliebe spielte er Wagner. Ich liebe diese Musik eigentlich nicht, aber er wußte sie doch auch mir interessant und anregend zu machen. Unser Hausarzt, der zuweilen mit zuhörte — du kennst ihn ja, er hat einen gewissen Zug ins Sarkastische und im Notfalle geradezu Grobe —, der brummte bisweilen etwas von „Überreizung" und „pathologischer Musik", ließ sich's aber auch gefallen. Philippa lauschte mit einer stillen und erstaunten Andacht. Eines Abends, es war etwa drei Wochen nach Philippa's Ankunft, als meine Frau uns noch einiges vorgespielt und danach Richard Welting erklecklich in den Tasten gewühlt hatte, hatte sie ordentlich Thränen in den Augen. Da setzte sich unser ärztlicher Freund plötzlich an den Flügel und sagte: „Das war nun schon fast zu viel Nervenrausch, lieber Doktor; da müssen wir ein kleines kohlensaures Wässerchen drauf setzen; soweit wird meine musikalische Hausapotheke aus der Jugend noch gerade reichen." Und zu unserem größten Erstaunen begann er mit etwas steifen Fingern, aber doch noch leidlich richtig, einen schon fast altfränkischen Walzer aus der Zeit des Fürsten Metternich herunterzuspielen. Doctor Welting schaute erst ganz fassungslos drein, dann lachte er und engagierte meine Frau, die vergnügt auf den Scherz einging; ich holte mir Philippa zum Tanz — sie tanzt prächtig, obwohl ihre musikalische Handfertigkeit kaum über Choräle und einfache Lieder am Klavier hinausreicht, und so eröffnete sich ein ganz niedlicher Familienball zu vieren. Der Alte hatte wirklich eine ganze Hausapotheke im Gedächtnis, Walzer, Ländler, Mazurka und sogar die erst nach seiner Studentenzeit erfundene Polka spielte er munter ab, wozu er vergnügt mit dem kahlen Haupte den Takt nickte und uns ironisch-freundlich anblinzelte. Es wurde recht spät und heiter an jenem Abend, vollends nachdem uns Doctor Welting mit einer fast mädchenhaften Schüchternheit eingeladen hatte, nun aber auch einmal einen Sonntag-Nachmittag und Abend auf seiner einsamen Burg zu feiern.

Ich denke, wir werden uns die Burg nachher einmal zusammen ansehen. Die Einrichtung ist sehr hübsch und im ganzen ein rühmliches Zeugnis für den künstleri-

Digitized by Google

schen Geschmack des Besitzers. Auch einige recht achtbare Gemälde sind dort; als besonderes Paradestück aber hatte uns Doktor Welting schon bei unserem ersten Gegenbesuch im Frühling eine merkwürdige Schilderei vorgewiesen, die zwischen den Büsten Wagners und Schopenhauers den Ehrenplatz einnimmt. Es ist ein ziemlich großes Gemälde, gleichsam der sinnbildliche Ausdruck der Lieblingsidee seines Besitzers; ein geistesverwandter junger Maler in München, von der sogenannten symbolistischen Richtung, hat es für ihn vor zwei Jahren gemalt. Das Bild stellt zunächst eine sehr öde und unangebaute Landschaft vor, mit blauem Gras und schwarzgrünen Felsblöcken; ganz rechts sitzt auf dem größten dieser Felsblöcke ein ziemlich unbekleideter, grauer Jüngling von unangenehm eckigem Körperbau und starrt mit einem hoffnungslos dummen Ausdruck nach links, in die Höhe, wo sich auf dem Grunde einer zinnoberroten, dampfenden Wolke eine ganz mathematische stahlblaue Spirallinie abhebt, mit einem schwarzen Fragezeichen in der Mitte und einem zweiten dort, wo die Spirale zu äußerst in die Wolke eintaucht: und um das Ganze ringelt sich eine große, gelbe Schlange, die an ihrem Schwanz lutscht.

Während Philippa dieses Bild betrachtete, sah sie zunächst fast so dumm aus wie der gemalte Jüngling. Doktor Welting stand neben ihr und schwelgte in seiner Idee, und ich betrachtete die beiden und ärgerte mich, indes meine Frau und der Arzt am Fenster das erquicklichere Bild des goldduftigen Herbstnachmittags genossen.

„Sehen Sie, das ist es," sagte Doktor Welting und deutete auf die blaue Spirallinie.

„Ja," sagte Philippa etwas zögernd. „Es sieht aus wie eine Uhrfeder, nicht wahr? Aber das kann es doch nicht sein. Ich denke mir, das Ganze ist so eine Art Rebus, wie sie auf der letzten Seite in den illustrierten Familienblättern stehen, aber ich verstehe es nicht. Man muß doch von links anfangen, nicht wahr?"

„Es ist symbolisch," erwiderte Doktor Welting etwas gereizt. „Der Genius des einsamen Forschens grübelt über der Spirale der menschlichen Kulturentwickelung, deren Ursprung und Ziel er nicht zu ergründen vermag." Und unbeirrt von dem ironischen Blick unseres Arztes, der sich mit meiner Frau nach uns umgewandt hatte, begann er das Bild, beziehungsweise seine Idee mit einem kurzen, etwa auf die Vorkenntnisse eines Professors der Universalgeschichte berechneten geschichtlichen Überblick von den alten Ägyptern bis zum Jahr 2300 nach Christo zu erläutern. Er sprach eindringlich und fast trotzig, wie einer, bei dem sich das Bedürfnis regt, nebst dem anderen auch sich selbst wieder frisch zu überzeugen, übrigens wirklich interessant, — ich hätte ihm unter anderen Umständen, in einer Fachdiskussion unter vier Augen, mit Vergnügen zugehört. Auch unterbrach ihn keiner von uns; ich glaube, wir wurden alle drei von einer gewissen grausamen Neugier beherrscht, wie dieser geschichtsphilosophische Wolkenbruch auf eine naive Menschenseele wirken möge.

Philippa hatte aufmerksam und ernsthaft mit gesenkten Augen zugehört. Als der Redner endlich aufatmend schwieg, wagte sie ihn zunächst nur mit einem scheuen Blick bewundernden Mitleids zu streifen. „Ach," sagte sie leise, „das ist doch sehr traurig, wenn man immer so weit voraus denken muß. Wir haben ja auch Geschichte gehabt, erst auf der Töchterschule und im Pensionat bei Herrn Doktor Müller, und dann hat Pastor Jürgens vorigen Winter noch ausgewählte Abschnitte mit seinen zwei Ältesten und mir durchgenommen; aber so habe ich es mir nie gedacht. Zu denken, daß in unserem netten Pastorat mal welche von den alten häßlichen Chinesen hausen sollten, wie wir noch neulich welche im Hamburger Hafen auf einem Dampfer sahen, — brr! — Aber nicht wahr," fuhr sie etwas vergnügter fort und sah ihm vertrauensvoll gerade ins Gesicht, „es ist doch eigentlich nicht nötig, daß man immer an so was denkt? Bei Pastor Adams, wo ich als Kind mal einen Sommer lang war, — es liegt sozusagen mitten in der Heide, — da war ganz in der Nähe ein Hünengrab. Da liegt denn ja wohl auch so ein Stück von einem untergegangenen Volke drin, das sich bei Lebzeiten wunders was einbildete, nicht wahr? Aber wir dachten gar nicht daran, daß es uns da eigentlich gruseln müßte, wir spielten oben drauf und freuten uns an dem weiten Blick, — in der Gegend macht so ein Hügel schon was aus. Und nicht wahr, Sie denken auch nicht immer

Digitized by Google

dran? Denn sonst hätten Sie sich doch nicht die Burg hier wieder ausgebaut, die ja eigentlich auch so eine Art Hünengrab ist, ich meine so ein Stück einer überwundenen Kulturschicht, wie Sie es nennen. Ich meine, die Hauptsache ist doch immer, daß man die Welt nimmt, wie sie ist, und sein Bestes thut, um sein Volk in ihr hochzubringen. Gott, was kann unsereins viel dazu thun! Aber die Herren schon eher; und erst die Großen, so einer wie der Fürst Bismarck! Denken Sie mal, wenn der immer daran gedacht hätte, was aus dem deutschen Volk so in zwei, drei Jahrhunderten werden könnte, und daß es auch vielleicht mal kernfaul und alt und widerstandslos werden muß, wie die alten Ägypter und die Griechen und Römer und so weiter, — dann hätte er sich am Ende all die Arbeit gespart. Sein Auskommen hatte er wohl auch so. — Aber er hat sich einfach gefragt, was unserem Volk gerade not thue und was er dafür bei seinen Lebzeiten leisten könne, — und was hat er da nicht alles fertig gebracht!"

Ihre Stimme wurde ganz weich und ihre Augen feucht wie von einer weihevollen Erinnerung; ich kannte unseren lustigen Unband kaum wieder, als sie leise, vor sich hinblickend, wie im Selbstgespräch sagte: „Um Pfingsten vorvoriges Jahr, ehe ich zu Pastor Jürgens kam, sind wir auch alle zusammen dort gewesen, im Sachsenwald, Vater und die drei Brüder und ich; Vater war schon früher öfters da. Wir hatten uns ganz vornan gestellt und warteten anderthalb Stunden; aber wir hatten es schlecht getroffen, als er endlich heraustrat, hatte er vornehmen Besuch bei sich, einen König oder so was, da mußte er sich ja wohl mit dem beschäftigen. Aber er hatte so wunderbare Augen, die leuchteten überall hin; ich habe ihm recht hineingeschaut. Es war mir wie ein Segen, und ich glaube, den Blick vergesse ich nicht, wenn ich auch so alt werden sollte wie er."

Sie that einen tiefen Atemzug, wie erwachend, und sagte in ihrem gewöhnlichen Tone: „Übrigens, wenn das in der Spirale geht, wie Sie sagen, dann geht es doch am Ende immer ans sich heraus, und dann ist es ja eigentlich nichts anderes, als was Vater die Erziehung der Menschheit zu Gott nennt. Er hat uns davon oft erbaut, das heißt weniger in der Predigt, wo ja doch auch die Bauern und Knechte sind, als zu Haus bei der Familienandacht und so gesprächsweise. — Aber wissen Sie, das Gemälde kann ich wirklich nicht schön finden."

Diese Schlußerklärung hatte sie wieder ganz als richtiger Unband herausgesprudelt. Als sie nun aber uns andere lachen sah, während der unglückliche Vertreter der Spiralentwickelung in tiefen Gedanken, die Unterlippe zwischen den Zähnen, vor sich zu Boden starrte, erschrak sie plötzlich, blickte errötend gleichfalls nieder und sagte leise: „Ich verstehe ja nichts von der Malerei und überhaupt solchen Dingen . . . Verzeihen Sie, wenn ich etwas Dummes gesagt habe."

Darauf erwiderte unser Arzt sogleich: „Etwas Gescheiteres könnte über diesen Fall meines Erachtens keiner sagen, als Sie uns eben vorgetragen haben, liebes Fräulein. Der Herr Doktor stimmt mir hierin völlig bei und sucht nur nach den passenden Worten für seine anerkennende Zustimmung. Übrigens mache ich die Herrschaften darauf aufmerksam, daß mir die treffliche Schaffnerin des Hauses schon seit fünf Minuten sehr ungeduldig aus dem Nebenzimmer winkt. Wir sind in einer alten Ritterburg, wo man wichtige Meinungsverschiedenheiten am liebsten bei Tische auszutragen pflegt."

Doktor Welting fuhr hastig auf und bot meiner Frau den Arm, der alte Herr verneigte sich zierlich-steif vor Philippa, und ich trottete in allerlei Gedanken hinter den beiden Paaren her.

— Mein Freund unterbrach seine Erzählung und sah nach der Uhr. „Ich wundere mich, wo meine Frau bleibt," sagte er. „Entweder hat sie den Zug in Koblenz versäumt, oder der Zug hat sich verspätet."

„Letzteres ist neuerdings ja immer das Wahrscheinlichere," erwiderte ich. „Übrigens bist du auch mit deiner Geschichte noch nicht ganz fertig."

Er sah mich gutmütig lächelnd an, that einen langen Zug an seiner Cigarre, trank und sagte: „Du brauchst das ‚nicht ganz' gar nicht so ironisch zu betonen. Mir selber ist es über dem Erzählen schon klar geworden, daß du natürlich die Geschichte schon fertig zu wissen meinst. Euch Novellisten geht es wie eueren Lesern: wenn ihr erst glücklich so weit seid, daß ihr zwei junge Leute verschiedenen Geschlechts unter

Digitized by Google

einigermaßen auffallenden Umständen einander begegnen seht, so hört ihr schon die Verlobungsringe in der Westentasche aneinander klirren. Ihr haltet es mit dem ‚ersten langen Blick', wie in den Wagnerschen Opern. Wie weit ihr dabei der Wirklichkeit treu bleibt, will ich nicht weiter untersuchen; denn ich bin hierin wohl nicht ganz unparteiisch, meine Frau und ich hatten ein paar Jahre lang freundschaftlich verkehrt, ehe wir daran dachten, daß die Freundschaft sich am Ende einmal in eine Ehe — eine recht glückliche Ehe, wie ich Gott sei Dank sagen darf — auswachsen werde; und schließlich beurteilt jeder immer die Welt gern nach seinem besonderen Falle. So viel ist sicher, daß weder meine Frau noch ich Anlaß fanden, bei unseren gemeinsamen Unterhaltungen mit dem gelehrten Burgherrn und unserem ungelehrten Pastorstöchterchen an die Gefahren jenes in tragischen Opern so wirksamen ersten Blicks erinnert zu werden. Und das war gut; denn sonst hätten wir am Ende mit allerlei Gedanken über die Ungleichheit des Paares, über unsere Verantwortung ꝛc. dem Unband und uns das Vergnügen an seinem Aufenthalt in unserem Hause vorzeitig verdorben. So aber — doch ich will nicht vorgreifen und dir die Geschichte in Kürze weitererzählen. Vielleicht bist du mit dem Ausgang nicht zufrieden, vielleicht findest du, daß es gar kein Ausgang ist; es steht dir ja frei, einen hinzuzuerfinden, wenn du den Stoff später einmal mit geziemender Maskierung der Namen ꝛc. benutzen willst. Lieber wäre es mir, du hättest Philippa selber kennen gelernt. Sie konnte in all ihrer Harmlosigkeit einem etwas zu raten aufgeben. Und davon erlebten wir an jenem Abend auf der Burg noch ein merkwürdiges Beispiel.

Richard Welting bewahrte über Tisch durchaus den höflichen Wirt; er that auch herzhaft Bescheid, als unser alter Doktor mit einem fast verliebt zu nennenden Blick auf Philippa einen Trinkspruch auf ‚Bismarck und alle, die an seinem Segen teilhaben' ausbrachte; aber etwas schweigsam schien er mir doch. Wohl um ihn zu erheitern, bat ihn meine Frau nachher, uns seine neuesten antiquarischen Erwerbungen zu zeigen. Er sammelt allerlei, Münzen, Urkunden und Bücher, und hatte neuerdings einige hübsche Stücke hinzu erworben, bei deren Erläuterung er seine großen, zum Teil wohl erst eben aus Anlaß der Erwerbung aufgefrischten Kenntnisse leuchten ließ. Nur bei Vorzeigen einer Reihe gleichmäßig auf das zierlichste ausgestatteter Bände verriet er eine gewisse Befangenheit. ‚Eine seltene und besonders schöne Ausgabe des Don Quixote von Cervantes,' sagte er so obenhin, ‚ich habe sie durch Zufall sehr billig erworben.' Und während wir uns noch am Einband und Druck erfreuten, wandte er sich sogleich der Erklärung irgend eines mittelalterlichem Kaufbriefes zu, wobei er schrecklich ins einzelne ging. Der Don Quixote war unterdes an Philippa gekommen. Ich bemerkte, wie sie, ohne auf die mittelalterliche Weisheit des Doktors zu achten, eifrig darin herumblätterte und hier und da mit vergnüglichem Lächeln länger auf einer Seite verweilte. ‚Man sollte meinen, du verstehst Spanisch, Philippa,' sagte ich etwas mißgestimmt. ‚Das thue ich auch, Onkel Paul,' sagte sie, ganz ruhig aufblickend.

Wir sahen sie alle erstaunt an. Ich hatte mich wohl gelegentlich überzeugt, daß sie unter ihrer Reisebibliothek von acht oder zehn Büchern neben Hermann und Dorothea ꝛc. auch ein paar gute englische und französische Bücher mitgebracht hatte, aus denen sie Hedwig und mir zur Probe etliches mit leidlich genügender Aussprache vorzulesen vermochte. Aber von ihren spanischen Kenntnissen wußten wir nichts. ‚Ich bin ja auch durchaus nicht perfekt darin,' versicherte sie errötend. ‚Wir haben es nur so an freien Winterabenden gelernt, Martha Jürgens und ich. Pastor Jürgens war lange Hauslehrer in Spanien, er liebt die Sprache sehr, und da machte es sich so von selbst, daß er es mit uns zum Vergnügen durchnahm. Den ersten Teil vom Don Quixote haben wir ganz fertig gebracht.' ‚Aber davon hast du uns ja nie etwas gesagt, Kind,' rief meine Frau. Der Unband lachte ganz unbefangen: ‚Es war wohl nie Gelegenheit dazu, Tante Hedwig,' sagte sie. ‚Ihr habt mich ja auch nie danach gefragt.'

Ich sah, wie Richard Welting errötete, und ich glaube, daß ich seine geheime Empfindung verstand und teilte. Wie eilig haben wir Gelehrten es, jede eben empfangene Kenntnis sogleich auch ungefragt vorzukramen und sozusagen unser Schaufenster

Digitized by Google

immer mit dem Neuesten auszulegen! Und dieses junge Mädchen bewegte sich jetzt drei Wochen unter uns, mit einer besonderen Kenntnis, die es unter seinesgleichen immerhin merkwürdig machen konnte, und ließ nichts davon merken, ‚weil wir es ja nicht danach fragten'!

Jedenfalls war es eine rühmliche Leistung von Richard Welting, daß er nun ganz offen und beinah fröhlich rief: ‚Da können Sie mehr als ich, Fräulein Philippa. Ich hatte es oft vor, spanisch zu lernen, bin aber nie dazu gekommen.'

‚Das sollten Sie aber doch thun,' sagte der Unband. ‚Wir haben es vom Französischen aus gelernt, das geht ganz leicht, und Pastor Jürgens sagt, wenn man auch Latein kann, ist es noch leichter. Und es ist so eine schöne Sprache.'

‚Ich habe Leute gekannt, die es noch schöner fanden als Italienisch,' versicherte unser Arzt. ‚Ich kann darüber nicht urteilen, denn ich bin im Italienischen nur bis Venedig gekommen, und Spanisch kenne ich nur von den Cigarrenkistchen. Die anderen Herrschaften, außer Ihrem Herrn Onkel, wohl auch. Wie wäre es, Fräulein Philippa, wenn Sie nun einmal Spanisch können, lesen Sie uns doch mal eine Seite vor!'

Philippa weigerte sich, sehr verwirrt und rot; sie spreche es ja viel zu schlecht aus, und ich müßte sie auslachen. Aber wir anderen baten mit, und schließlich las sie wirklich ein paar Sätze in der fremden Sprache. Sie überhastete sich und stotterte erheblich; wie ihre Aussprache an der Madrider Akademie aufgenommen worden wäre, will ich lieber nicht erwägen, aber ich glaube, den anderen kam es wunderschön vor. Richard Welting verwandte kein Auge von der Lesenden. Hernach packte er still seine Altertümer zusammen und gab sich den Rest des Abends so ungelehrt und mild, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Getanzt wurde an jenem Abend nicht, aber schön musiziert; meine Frau sang einige Schubertsche Lieder, zu denen sie Richard Welting am Flügel begleitete, und zuletzt sang sie noch das alte Lied aus Webers ‚Preziosa': ‚Einsam bin ich, nicht alleine,' weil sie wußte, daß es das Lieblingslied unseres Arztes ist; und als sie es beendet hatte, variierte Richard Welting die Melodie noch eine Weile in kunstvollem Phantasiespiel weiter; es war, als hätte er ganz vergessen, daß wir ihm zuhörten.

Unser alter Arzt schien mir auf dem Heimweg in einer wunderlich gerührten, schweigsamen Stimmung. Als wir durch das äußere Burgthor schritten, wo die steinerne Statue eines gepanzerten Ritters frisch renoviert Wache steht, hatte er so ironisch an dem steinernen Mann hinauf gelächelt, daß ich auf einige ausgewählte Stachelreden unterwegs behaglich gefaßt war. Aber er schwieg sich aus, während wir beiden hinter meiner Frau und Philippa durch die wundervolle Herbstnacht niederschritten, und summte nur zuweilen eine mir unbekannte Melodie vor sich hin. ‚Komponieren Sie, Doktor?' fragte ich endlich. Da sah er mich mit seinem gewohnten Lächeln an und sagte: ‚Ach nein, — 's ist nur ein französisches Liedchen, das mir just eben wieder lebendig wurde; eine Erinnerung aus meinem ersten und letzten Besuch in Paris anno 1851. Das ist auch schon lange her, mein lieber Professor, und das Lied ist wohl heute sehr vergessen. Damals war es dort in jedem Salon zu hören, — den Text kennen Sie vielleicht, er ist von Musset, glaub' ich:

Plus oblige et peut davantage
Un beau visage.
Qu'un homme armé;
Et rien n'est meilleur que d'entendre
Air doux et tendre
Jadis aimé.

‚Jadis aimé!' wiederholte er noch ein paarmal leise, auf die im Mondlicht vor uns hinschwebende Mädchengestalt blickend. Seine alten vielgefurchten Züge sahen merkwürdig gerührt aus. Ich glaube, er sah statt Philippas ein anderes Mädchen dort vor uns wandeln, das nun wohl auch schon lange alt — oder gestorben war. ‚Wissen Sie, Professor,' sagte er, ‚solch hübsche Jugend hat es an sich, daß sie uns immer wieder Jugend predigt. Glücklich, wer die Predigt noch früh genug hört, um aus ihr die Zukunft zu hören, nicht bloß die Vergangenheit."

Während der folgenden Woche hatten wir keine Gelegenheit, unsere Freunde, den Arzt und Doktor Welting, bei uns zu sehen. Wir waren mit Philippa einen Tag in Koblenz — wo wir auch dies Bild da von ihr aufnehmen ließen —, unternahmen ein

Digitized by Google

paar kleinere Ausflüge im Wagen mit ihr und Gisela, und den Rest der Woche machte ich allein mit ihr eine „Rheinreise“; Loreley, Oberwesel, Bacharach, das Niederwalddenkmal und all die berühmten Wein-Orte — unser Unband sollte doch auch etwas mehr vom Rheinland kennen lernen als unser Städtchen und die Aussicht aus seinem Turmfenster. Ihre Begeisterung äußerte sich manchmal sehr rührend und manchmal auch wahrhaft unbändig; mir war es wieder wie in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft, längst gewohnte Schönheiten und Merkwürdigkeiten des Landes erschienen mir wie etwas ganz Neues, da ich sie durch den Krystall dieser jugendlich reichen und offenen Seele hindurch anschaute. An kleinen Abenteuern fehlte es auch nicht: in einer großen Steeger Kellerei probte sie sich, solcher Genüsse an solchen unterirdischen Orten ungewohnt, einen ganz leichten und lustigen Spitz an, auf dem Niederwald bockte ihr Reitesel und ging mit ihr durch, ohne daß es ihm aber gelang, sie abzuwerfen, unterschiedliche Oberkellner machten ihr und sich den Spaß, sie zuerst für meine junge Frau zu halten, — es war im ganzen eine sehr stilvolle, fröhliche kleine Rheinreise, und der Vater Martin, Pastor Jürgens nebst seinen vier bis sechs Ältesten und all die anderen Schulfreundinnen konnten mit der Stimmung der Ansichtskarten zufrieden sein, die von jedem Rastorte zahlreich an sie abgingen.

Am Morgen nach unserer Rückkehr besuchte uns Doktor Welting, um mir einen ganzen Sack Projekte zur Verschönerung unseres heurigen Herbstfestes auszuschütten. Du weißt, daß ich mich der Ansicht jener Weinbergbesitzer nicht anschließe, welche auch die letzten Überreste der alten, festlichen Weinlese ohne Kummer und je eher, je lieber untergehen und etwa gar durch eine nüchterne Geldspende an die Arbeiter ersetzt sehen. Gegen die Geldspende habe ich nichts einzuwenden; Kohlen und Kartoffeln kosten den Weinarbeiter so viel wie seinen Kameraden in anderen Arbeitsräumen, die nicht — von fern — so poetisch aussehen wie die Weinberge; aber wenn ich den Leuten eine kleine Freude in bar mache, so möchte ich mich damit nicht von der Freude loskaufen, die tiefsinnige Überlieferung eines gemeinsamen Erntefestes des Weinbergsherrn und der Seinen mit dem Winzervolke zu genießen und weiterzuvererben. Über diesen Punkt fand ich mich mit Doktor Welting, sogleich als er die Burg kaufte, einig, und wir haben seitdem das Fest immer gemeinschaftlich veranstaltet, wobei er sich als ein ganz geschmackvoller Arrangeur erwies. Diesmal — Philippa hatte ihm auf der Burg erzählt, daß ihr Vater den Urlaub bis nach der Lese verlängert habe — entwickelte er eine ganz wunderbare Fülle von Einfällen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ein solches Prachtfest doch eigentlich ein ganz besonders reiches Weinjahr, sozusagen einen vollen Herbst von erster Güte, voraussetze und zu der heurigen Crescenz übel passe. Aber Philippa, an die er sich merkwürdigerweise mit seinen Vorschlägen mehr als an mich gewandt hatte, kam ihm mit großem Eifer zu Hilfe. „Ich finde, Onkel Paul,“ sagte sie, „wenn die Crescenz, wie ihr es nennt, nicht so gut war, dann sollte ihr es erst recht schön machen und den Winzern ein ordentliches Erntefest geben, damit die armen Leute doch sehen, daß ihr ihre Arbeit doch anerkennt und daß *ihr* den Mut nicht aufgebt, dann kriegen sie auch Mut.“

Digitized by Google

Richard Welting nickte ihr voll dankbarer Bewunderung zu, ich betrachtete sie wohl eher etwas verwundert, und sie errötete, vermutlich über ihre Einmischung; aber das Ende vom Lied war, daß die beiden so ziemlich ihre Meinung durchsetzten.

Diese feierliche Weinlese wird nun also Ende dieser Woche stattfinden; ich hoffe, daß du dich doch bereden lässest, so lange zu bleiben und es durch deine Teilnahme zu verschönen. Aber mit dem Unband wirst du es leider nicht feiern. Denn drei Tage nach jener Sitzung des Festausschusses erhielt sie einen Brief von ihrem ältesten Bruder, der eben seinem Vater als Hilfsgeistlicher zur Seite getreten ist, des Inhalts, daß die Haushälterin seit vierzehn Tagen recht leidend, die statt ihrer eingestellte weibliche Betriebskraft untauglich sei, und er den Vater, wohl auch infolgedessen, merklich abgespannt gefunden habe. Der Vater hatte ihr von all diesen schlimmen Dingen nichts geschrieben; Brüder kehren ja wohl den Herrn überhaupt rücksichtsloser heraus. Philippas Entschluß war sogleich fest und nicht umzustoßen. Mit der Fassung einer Niobe packte sie ihren großen Koffer und ihr Handtäschchen und reiste noch selbigen Mittag dem Telegramm nach, das ihre Ankunft daheim melden sollte.

Ich begleitete sie bis Köln. Unterwegs war sie in einer sichtlich trübseligen Stimmung, die durch ihre krampfhaften Versuche, recht aufmerksam auf meine schlecht gespielte Heiterkeit einzugehen, für mich etwas geradezu Herzzerreißendes bekam. Als ich mit ihr auf dem Kölner Bahnhof vor einem Waggon des Nachtschnellzugs nach Hamburg stand, und sie noch allerhand von Dank, und wie wunderschön es gewesen sei, stammelte, mit „vielen, vielen Grüßen an Tante Hedwig und besonders an das Kleine," sagte ich: „Wir werden dir einen ganz genauen Festbericht schicken; Doktor Welting soll ihn als Festordner aufsetzen." Da schluchzte sie auf einmal und sagte: „Ach, Onkel Paul, es war doch sicher sehr gut vom lieben Gott eingerichtet, daß ich nicht länger blieb." Der Schaffner mahnte, sie drückte mir die Hand und stieg in den Waggon, und ich sah den hellerleuchteten Zug abfahren, ohne daß es mir möglich gewesen war, sie nach dem Sinn ihrer letzten Worte zu fragen.

Am anderen Morgen gleich nach der Heimkehr erzählte ich meiner Frau diese seltsamen Abschiedsworte; meine Frau berichtete mir, wie verstört Doktor Welting sie angesehen habe, als er nichtsahnend kurz nach unserer Abreise vorgesprochen und Philippa nicht mehr in unserem Hause gefunden habe; und wir ergingen uns lange in allerlei im Grunde wohl zwecklosen Betrachtungen. Zwischendurch hatte Hedwig genug zu thun, um Giselas Sehnsucht nach der Tante Lippa durch wiederholte Versicherungen, daß die Tante nächstens wiederkomme, zu stillen.

— „So," sagte mein Freund, indem er seine Papiere wie ein richtiger Professor nach geendetem Vortrag zusammenlegte, „damit ist meine Geschichte aus. Der Doktor Welting hat sich überhaupt seitdem — also seit acht Tagen — nicht mehr in unserem Hause sehen lassen! Als ich ihn am Nachmittag auf seiner Burg aufsuchte, war er abgereist, — wie es hieß, nach Bonn, zu einer Besprechung mit irgend einer dortigen Universitätsgröße. Meine Frau hat ihn ja wohl vor ein paar Tagen von fern mit unserem Arzte im Regen spazieren und eifrig reden sehen, als wir den aber abends nach ihm fragten, sagte er, der Herr Doktor sei schon wieder vereist, wahrscheinlich in Sachen des Festes, wohin, wisse er nicht. Er that so geheimnisvoll dabei, der Himmel weiß, was die beiden für einen Streich dabei mit einander vorhaben. Jedenfalls wäre es mir lieb, wenn dieser Burgherr und Festarrangeur noch vor Beginn der Lese wieder auftauchte." Er leerte hastig seinen Römer und erhob sich unzufrieden.

„Aber hör' mal," versetzte ich, „den Gefallen hat er dir doch wohl schon gethan. Als ich vorhin landete, sah ich auf dem Burgturm eine Flagge wehen. Also ist er doch mindestens zu Hause."

Mein Freund sah mich verwundert an, dann öffnete er die Thür zu seinen Bibliothekzimmer und eilte an ein Fenster mit der Aussicht auf die Burg. „Wahrhaftig," rief er, „— das ist die Burgflagge, weiß mit dem alten Patricierwappen der Weltings, dem goldenen Halbmond im roten Felde; er hat es uns genau und oft genug erklärt. Was hat das zu bedeuten?"

In diesem Augenblicke trat endlich die Hausfrau ein, noch im Reisemantel und und Hut; auch sie schien etwas aufgeregt

Digitized by Google

begrüßte mich aber mit gewohnter Herzlichkeit und bestätigte lächelnd meine Annahme der heuer üblichen Zugverspätung.

„Ich habe inzwischen unserem Freunde vom Unband erzählt," sagte ihr Gatte.

„Sie sollen sein Nachfolger im Turmzimmer werden," bemerkte Frau Hedwig lächelnd. „Aber weißt du, was das bedeutet? Doktor Welting hat ja die Flagge gehißt. Ist er denn wieder da? Und was haben wir denn heute für einen Festtag?"

„Am Ende übt er sich für die Lese ein," versetzte der Professor etwas ärgerlich.

„Vielleicht weiß unser Hausarzt etwas," sagte Frau Hedwig. „Als wir vorhin mit der Fähre schon abgestoßen waren, kam er drüben vom Dorfe her, grüßte und winkte ärgerlich mit einem Papier; aber wir waren schon zu weit im Strom und konnten nicht wieder um. Er wird wohl gleich vorsprechen." — Sie ging und kehrte bald darauf mit Gisela zurück. Während ich mit dem Kinde plauderte, trat der Arzt ein, bedächtig und etwas ironisch lächelnd, wie ich ihn seit langem kenne. „Na," sagte er, auf die Römer deutend, „Sie haben ja schon Sitzung gehalten."

„Und dabei vom Unband gesprochen," ergänzte ich lachend.

„Natürlich," erwiderte er. „Das ist ja das große Thema hier im Hause seit sechs Wochen." Dann deutete er nach dem Fenster. „Übrigens, haben Sie schon gesehen? Oben auf dem Turme, die Flagge? Jetzt hat er sie."

„Wer? Wen? Die Flagge?" fragten wir durcheinander. Der alte Herr sah uns reihum mit seinem gemütlichsten Lächeln ins Gesicht und zog langsam einen Brief aus der Tasche. „Wer?" wiederholte er. „Natürlich dieser Doktor Richard Welting da oben, dieser Spiralmensch. Und wen? Natürlich unsere Philippa, den Unband. Sie wird ihn schon bändigen. — Ja, da schauen die Herrschaften mich so ungläubig an! Vor drei, vier Tagen wollte er auch noch nicht dran glauben. Da kam er zu mir und vertraute sich mir an, — eigentlich hätte er sich an Sie wenden müssen, Frau Professor, ich habe ihm das auch gesagt; aber wenn so ein Junggesell endlich mürbe wird, so flüchtet er sich ja wohl lieber zu einem alten Junggesellen, weil ihm immer heimlich noch so ein Teufelchen im Kopfe sitzt, das auch gerne alle Gründe contra hörte. Er behauptete natürlich, erst bei der Nachricht von ihrer plötzlichen Abreise habe er sein Herzleiden entdeckt, und er sah mich sehr verblüfft an, als ich ihm versicherte, ich wäre mit der Diagnose schon acht Tage früher fertig gewesen. Dann hatte er es mit der Verzagtheit gekriegt; er müsse erst anfangen, ein wirklich nützlicher Mensch zu werden, ehe er ein solches Mädchen-Engel-Juwel ꝛc. ꝛc. verdiene. Und drum war der Unglücksmensch nach Bonn und weiter gereist, einem berühmten Professor nach, hatte sich mit dem wegen seiner Habilitation besprochen und wollte sich jetzt den Winter über einspinnen, um dann im Frühjahr, mit einem gelehrten historischen Werke unter dem einen Arm und dem Titel seiner ersten Vorlesung in der anderen Hand, bei Vater Benecke und dem Juwel anzuklopfen. Da hab' ich ihm aber Beine gemacht; — ich habe ihm eine Geschichte von irgend einem anderen gelehrten jungen Herrn erzählt, der sich auch so erst recht würdig seines Glückes machen wollte, ehe er danach griff, — aber das Glück wartete nicht so lange und flog anders wohin; es ist jetzt fünfundvierzig Jahre her und mehr ... Na, das half. ... und das weitere besagt dieser Eilbrief.

Der Professor entfaltete den Brief und las vor:

„Lieber Doktor!

Wie soll ich Ihnen für Ihren Rat danken? Es war ein guter Rat. Sie will! Und der Vater will, — und ich bin der glückichste Mensch unter der Sonne!

Im Februar, auf Philippas Geburtstag, soll die Hochzeit sein. Ostern — habilitieren *wir* uns.

Aber ihre Weinlese soll Philippa doch heuer schon haben. Heut abend noch reisen wir ab: mein Schwiegervater, Philippa und ich. Sein Sohn vertritt ihn inzwischen. Mit dem Zug um zwei Uhr — rechtsrheinisch — treffen wir ein.

Philippa grüßt. Tausend Dank und Gruß. Alles andere mündlich. Ihr getreuer Doktor Richard Welting. —

Professors sagen Sie, bitte, *nichts*. Wir wollen sie überraschen. Philippa wird wohl ihr Turmzimmerchen wieder offen finden; der Herr Pastor wohnt bei mir auf der Burg. Aber lassen Sie, bitte, sogleich die Burgflagge hissen; sie soll meinem Lieb

Digitized by Google

entgegenwehen! Und falls Sie sich selbst zur Burg bemühen, lassen Sie doch, bitte, das Spiralbild auf den Speicher bringen. Dort wollen wir es als Rarität bewahren."

Die Wirkung dieses Briefes war groß und rein. Frau Hedwig nickte und lächelte in ihrer stillen Art sehr vergnügt vor sich hin; ihr Gatte hatte die Rechte des alten Doktors zwischen seinen beiden Reckenhänden und schüttelte sie fortgesetzt. Selbst in meiner Seele wurde, glaub' ich, ein kleiner Autorenärger, daß nun zu der Geschichte weiter nichts hinzuzuerfinden sei, durch die Mitfreude siegreich unterdrückt.

Gisela beschäftigte sich unterdes damit, den poesieerfüllten Papierkorb ihres Vaters umzustülpen und den Inhalt Blatt für Blatt auf den Teppich auszulegen, was ihr meines Wissens nach den früheren pädagogischen Grundsätzen ihrer Eltern streng untersagt war. Auf einmal unterbrach sie sich und hob das Köpfchen: „Da kommt Tante Lippa!" rief sie strahlend, sprang auf und lief nach der Thür. Ihre Eltern eilten ihr nach.

Der alte Arzt und ich blieben mit einem Blick lächelnden Einverständnisses noch ein Weilchen zurück und lauschten dem fröhlichen Stimmengewirr, das durch die halboffene Thür von drunten heraufklang. Eine wohlklingende Baßstimme, vermutlich die des Pastors Martin Beneke, drang mächtig hindurch. „Den Mann möchte ich wohl mal in einer recht akustischen Basilika predigen hören," brummte der Arzt.

Als wir endlich leise auf den Vorplatz hinaustraten und treppab guckten, standen sie noch immer unten bei einander, eine stimmungsvolle Gruppe mit einem kleinen Halbkranz von gratulierenden Dienstboten. Der Herr Pastor paßte vollkommen zu seiner Stimme: eine überaus kräftige Gestalt mit verwittertem aber nichts weniger als griesgrämigem Gesicht und einem prächtigen grauen Vollbart, — unschätzbar als Modell für irgend einen frommen und klugen deutschen Kriegshelden im Romanzenschatze meines Freundes. Den Doktor Richard Welting hatte ich mir nach seinen bisherigen Schriften allerdings anders vorgestellt; er sah gar nicht aus wie der Vertreter eines Volkes, das sich schon um seinen Untergang in der nächsten Völkerwanderung Sorge macht oder zu machen braucht. Recht selbstbewußt und glücksicher blickte er auf das junge Mädchen an seiner Seite, das fast verlegen von all den Freudegrüßen und Glückwünschen schien und halb abgewandt Giselas Lockenköpfchen streichelte. Ein rosiger Schimmer von einer sonnendurchstrahlten Scheibe des bunten Treppenfensters spielte weich und warm über ihr lächelndes Antlitz und über das Ebenmaß ihrer jungen Gestalt. So stand sie, anmutig, glückselig und ein wenig beschämt von so viel Mitfreude; — noch völlig das Bild einer reinen und gesunden Jugendanmut, die überall in ihrem eignen Lichte wandelt und überall Nebel scheucht und Wärme schafft, so lange sie ihres Zaubers unbewußt, ohne Stolz, ohne Absicht bleibt.

Digitized by Google

Brunnen. Nach der Bronze von H. Hofaeus.

Digitized by Google

Die Buren.

Von

Dr. Emil Jung-Eisenach.

Mit neunzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Die große Konferenz, die der Welt den ewigen Frieden bringen sollte, ist kaum geschlossen, da lodert das unter der Asche früherer Kämpfe fortglimmende Kriegsfeuer schon wieder zu heller Flamme empor. Der Staat, der dort für den Friedensgedanken so freundlich eintrat, dessen Janustempel aber doch so selten geschlossen blieb, weil er als berufenster Vertreter europäischer Kultur den Völkern der Erde, wo er kann, seine Civilisation und seine Waren aufzuzwingen nicht müde wird, hat jetzt in frivolster Weise die blutige Kriegsfurie entfesselt. Er, der angeblich im Genuß vollster Freiheit, in Wahrheit aber beherrscht von mächtigen Kapitalistengruppen unter einem schattenhaften Königtum sich so selbstgefällig den monarchischen Institutionen des Kontinents gegenüberstellt, schickt sich jetzt an, einem kleinen, sich selbst genügenden Volke seine Unabhängigkeit zu rauben, weil dies nicht gewillt ist, mit den Schätzen, die eine gütige Vorsehung in seinen, unter harten Kämpfen einer wilden Natur und noch wilderen Menschen abgerungenen Boden legte, auch sein einfaches, kräftiges Volkstum britischer Begehrlichkeit zu opfern. Nie ist der Tanz um das goldene Kalb widerlichter herausgetreten aus Sonnenlicht in seiner ganzen abstoßenden Nacktheit seit den Zeiten des faulenden römischen Weltreichs. Wenn je das Wort des ersten Napoleon von dem Krämervolk des perfiden Albion eine Geltung hatte, so ist das zu dieser Stunde der Fall. Ja noch bereitwilliger als zu jenen Zeiten strecken in diesem unheimlichen Reigen die Barone des Reichs und die vornehmsten Berater der Krone den schmutzigsten Elementen der Börse die gleich unreinlichen Hände entgegen.

Die Geschichte der Buren ist eine Kette schwerer und langer Leiden. Und doch erzählt sie uns auch von Triumphen, von Triumphen eines kleinen einfachen und durchaus friedliebenden Volksstammes über mächtige afrikanische Kriegerhorden, endlich auch über englische Söldnerheere, als die unablässig Verfolgten, die ihren überlegenen Peinigern lange ausgewichen waren, im Verzweiflungskampf zusammenstehend schließlich selbst „den argen Todfeind zwangen".

Präsident Krüger vor seinem Hause.
(Nach einer Liebhaberaufnahme.)

Die Südspitze Afrikas war ursprünglich holländischer Besitz. Nach Auffindung des lange gesuchten Seewegs zu dem reichen indischen Wunderlande mußte das Kap der guten Hoffnung als eine treffliche Raststätte gelten für die schwerfälligen Segelschiffe auf ihrer langen Fahrt von Europa zu den Küsten von Malabar und Koromandel und dem noch ferneren sagenumwobenen Zipay, das als modernes Japan heut schon selbst die europäischen Märkte beschickt. Das er-

Digitized by Google

General P. J. Joubert.
Nach einer Photographie von Elliott & Fry in London.

weckte den englischen Neid, und schon wenige Jahre nach Gründung des holländischen Postens erschienen zwei britische Kriegsschiffe vor der Niederlassung am Kap, um das Land für britisch zu erklären. Das völlig gesetzwidrige Vorgehen blieb indes ohne weitere Folgen, und der Zuzug aus den Niederlanden dauerte fort. Aber auch französische Hugenotten suchten und fanden hier eine neue Heimat, nachdem die Aufhebung des Edikts von Nantes sie aus dem Vaterlande vertrieben hatte. Noch heute erinnern die Namen von Du Toit, Joubert, de Villiers, le Sueur u. a. an diese Einwanderung, die der jungen Kolonie auch den berühmten Weinbau brachte.

Die Enge des schmalen Küstenrandes trieb die Ansiedler bald ins Innere, wo ausgedehnte Weideflächen zur Viehzucht einluden. „Gleich den alten Germanen, wie sie uns Tacitus schildert, zogen die Buren in schwerfälligen, aber für Weib und Kind und alle Habseligkeiten geräumigen Wagen, bespannt mit oft zwölf Paar Ochsen, von einem Platz zum anderen, schnell, wenn Feinde nahten, die schweren Gefährte zu einer Wagenburg vereinigend, deren Kreis das Vieh umschloß, während die Kinder sicheren Schutz hinter den schweren Bohlen der Wagen fanden. Bei den Männern aber, die mit eiserner Ruhe die schwere, mit gehacktem Blei geladene Donnerbüchse auf den anstürmenden Feind abfeuerten, standen die Weiber, bereit zum Laden und jeglicher Handreichung. So schlugen sie manchen grimmen Angriff ab. Stürmte der Feind aber die Wagenburg, so verließ er dieselbe nicht eher, als bis der letzte Bur sein Leben ausgehaucht hatte."

So breiteten die Kolonisten sich über das Land aus und erstarkten durch neuen Zuzug. Aber die Begehrlichkeit Englands ruhte nicht. Nachdem französische Schiffe zweimal den Angriff der Briten zurückgewiesen hatten, bemächtigten diese sich doch 1795 des Kaps, das sie zwar 1802 im Frieden von Amiens zurückgeben mußten, das sie aber schon 1806 nach tapferer Gegenwehr des holländischen Gouverneurs abermals eroberten. Der Friede von Paris bestätigte England in diesem Besitz, die Ansiedler wurden bei der Entscheidung nicht befragt. Aber sie hätten sich in das verhaßte Müssen wohl gefügt, hätte man ihrer Lage eine verständnisvolle Teilnahme entgegengebracht. Sie hörten nur das vae victis!

Um sich der drückenden Fremdherrschaft zu entziehen, verließen die Buren in Scharen die ihnen lieb gewordenen Heimstätten, um sich neue Wohnsitze unter den Eingeborenen des Innern zu gründen. Aber kaum waren unter Kämpfen, Entbehrungen und harter Arbeit die neuen Niederlassungen zu Wohlstand aufgeblüht, so erschienen die Engländer wiederum, um den Ansiedlern zu erklären, daß sie ihrer Unterthanenpflicht nicht ledig seien, daß sie vielmehr durch ihre Arbeit ein neues englisches Gebiet dem alten hinzugefügt hätten. Und das sollte sich wiederholen, wohin auch immer die Buren ihre Schritte lenkten. Die von ihnen gegründeten, durch sie allein der Wildnis abgerungenen Länder, Natal, Oranjefreistaat und Transvaal, sie alle wurden als englische Besitztümer erklärt, und nur „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb" hat man den beiden letzten widerwillig ihre Unabhängigkeit wiedergeben müssen.

Aber es blieben noch viele Unzufriedene in der Kapkolonie zurück. Die Engländer

Digitized by Google

wußten das wohl. In ihrem Übermut dachten sie nicht daran, die Gegensätze zu versöhnen, und so bildete sich eine Verschwörung, die ihre Fäden bald über das ganze Land zog. Ihr Endziel war die völlige Vertreibung der Engländer aus der Kolonie. Der Plan wurde verraten, eine Anzahl der Verschworenen fiel in dem entstandenen Kampfe mit den englischen Soldaten, viele wurden zu langen Kerkerstrafen, fünf der Führer zum Tode verurteilt und dieses Urteil trotz der größten Bemühungen der angesehensten Bürger der Kolonie auch sogleich vollstreckt. Die fünf Galgen sind bis heute nicht vergessen.

Was aber als das Schmählichste gebrandmarkt werden muß, das ist die Bewaffnung der Eingeborenen mit Feuergewehren, die ihnen die Buren wohlweislich nie in die Hände gegeben hatten, und deren Aufreizung gegen ihre angeblichen Unterdrücker. Die Folgen waren leicht vorauszusehen. Die immer weit voneinander liegenden Ansiedelungen wurden überfallen, Männer, Weiber und Kinder erschlagen, der Hof verbrannt, das Vieh geraubt. Zwar vergalten die schnell versammelten Buren mit blutiger Rache, aber die Gemordeten konnten sie ins Leben nicht wieder zurückrufen.

Bald drohte ihnen auch der gänzliche wirtschaftliche Ruin. Wie überall in den europäischen Kolonien, hielten auch hier die Ansiedler Sklaven zur Bestellung ihrer Felder, zur Viehzucht, für den oft groß angelegten Haushalt. Nicht Sklaven, geraubt aus anderen Gegenden und gehalten zu schwerster Arbeit unter der Geißel grausamer Aufseher wie in dem britischen Westindien und den Südstaaten der nordamerikanischen Union, vielmehr Leibeigne, die, aus den Eingeborenen des Landes genommen, zwar streng angehalten wurden zur Arbeit, die aber doch nicht allzu schwer war. Es ist richtig, daß der Bur weder die Hottentotten noch die Kaffern jemals als voll angesehen hat, er thut es auch heute noch nicht, er nennt sie nicht Menschen, sondern

Blick auf Pretoria.

Digitized by Google

Geschöpfe (Schepsels) und spricht ihnen jede Gleichberechtigung in der Kirche wie im Staat ab. Daran ändert auch nichts seine ausgesprochene, aufrichtige Frömmigkeit, die sich mehr auf das Alte als auf das Neue Testament stützt. Als das auserwählte Volk Gottes, als das sich die Buren betrachten, sind ihnen die Eingeborenen des Landes nicht Besseres als die Völker, die das gelobte Land bewohnten, ehe die Israeliten es siegreich in Besitz nahmen.

Aber die Gleichheit aller Menschen vor Gott wurde plötzlich das Schlagwort aller englischen Kreise, obschon die Engländer weder damals noch auch später die Eingeborenen irgend eines Landes, das unter ihre Herrschaft kam, selbst nicht hochgebildete Inder, als ihnen gleichstehend anerkannt haben. Gewiß war die Sklaverei auch in ihrer milderen südafrikanischen Form verwerflich, und die hochherzigen Bemühungen englischer Menschenfreunde gegenüber einem fast übermächtigen Widerstande waren des höchsten Lobes wert. Für Südafrika aber wurde die Sklavenemancipation verhängnisvoll, zumal sie plötzlich ohne eine Übergangsperiode geschah. Die sehr niedrig bemessenen Entschädigungsgelder erreichten die Buren nur zum Teil, da die englischen Beamten sich diesen Verhaßten gegenüber jede Unregelmäßigkeit erlauben durften.

Die Hottentotten waren nun frei. Wir haben dieses diebische und räuberische Gesindel in unserer eigenen Kolonie kennen gelernt. Sie verleugneten auch in der Kapkolonie ihren Charakter nicht. Den 35 000 das Land durchstreifenden Freigelassenen standen die kaum 20 000 ihrer Hilfskräfte beraubten Buren machtlos gegenüber. Ihr Wohlstand war dahin. Sie beschlossen, andere Gefilde aufzusuchen. Und so brachen denn in den Jahren 1835 und 1836 achttausend Buren auf, um in Natal eine neue Heimat zu gründen.

Das Land stand unter der Herrschaft des mächtigen Sulufürsten Dingaan. An diesen sandten die Buren einen 600 Mann starken Vortrab, um in Unterhandlungen über die Abtretung eines Teiles seines weiten, unbesetzten Gebietes zu treten. Sie wurden freundlich aufgenommen, das Land bereitwillig gewährt. Ein Vertrag wurde aufgesetzt und das frohe Ereignis durch ein großes Festmahl gefeiert. Doch hatte der verräterische Sulu nie gemeint, sein Wort zu halten, er wollte die vorsichtigen Buren nur in Sicherheit wiegen, um sie desto gewisser zu verderben. Waffenlos wurden

Nationalbank der Südafrikanischen Republik in Johannesburg.

Digitized by Google

Marktplatz in Johannesburg.

sie sämtlich beim Mahle ermordet. Ein gleiches Schicksal traf eine ebenso starke Abteilung von Männern, Frauen und Kindern, die sorglos und froh der verheißenen neuen Heimat zuzog. Der Ort Weenen (Weinen) bezeichnet noch heute die Stelle des grausigen Blutbades.

Aber die Buren waren niemals Feiglinge. Unter der Führung von Pretorius nahmen sie im nächsten Jahr so blutige Rache an dem verräterischen Sulu, daß diesem jede Lust verging, die neuen Ansiedler in ihren Arbeiten zu stören. Es bedurfte der Dazwischenkunft der Engländer, um ihn zu neuen Gewaltthaten zu ermutigen.

Denn sobald man am Kap vernahm, daß die ehemaligen Unterthanen ein neues blühendes Gemeinwesen gegründet hatten, das sie die Batavisch-afrikanische Maatschappy benannten, da erschienen auch die Engländer in Port Natal und erklärten, daß das neue Land englisch sei. Zwar waren die Buren siegreich über den gegen sie aufgehetzten Dingaan, auch einen ersten Angriff der englischen Truppen schlugen sie zurück, aber den Kanonen vermochten sie nicht zu widerstehen. Wiederum packten sie ihre Habe auf die mächtigen Wagen und zogen mit ihren Herden über die Drakenberge, wenige blieben zurück.

In dem fruchtbaren Gebiet zwischen den Flüssen Waal und Oranje waren schon 1837 viele Teilnehmer des großen „Trek" geblieben. Der neue Zuzug von Natal schloß sich ihnen an, und so entstand der Oranjefreistaat. Aber schon Anfang 1848 wurde auch hier die britische Souveränität verkündigt. Die Buren eilten zu den Waffen, unterlagen aber bei Bloemplaats, und zum drittenmal ergriff eine zahlreiche, die Freiheit über alles schätzende Schar den Wanderstab und gründete nördlich vom Vaalfluß neue Niederlassungen.

So entstand die Transvaal-Republik, die heute den Namen Südafrikanische Republik führt. Ursprünglich waren es vier kleine Freistaaten gewesen, die sich bisweilen recht feindlich gegenüberstanden. Denn die alte germanische Uneinigkeit wirkte auch hier zersetzend, sobald der Druck von außen nachließ. Nie freilich haben die Parteien hier, wie so oft in Deutschland, Hilfe gegen ihre widerstrebenden Volksgenossen gesucht

Digitized by Google

Commissionerstraße in Johannesburg.

bei dem gemeinsamen Feinde. Gegen ihn haben sie sich allezeit zu einer festen Phalanx zusammengeschlossen.

Und durch diesen Zusammenschluß gelang es endlich ihrem energischen Führer Pretorius 1852, mit der englischen Regierung in der Kapstadt einen Vertrag abzuschließen, wonach „den ausgewanderten Farmern jenseits des Vaalflusses das Recht, ihre eignen Angelegenheiten zu leiten und sich nach ihren eignen Gesetzen zu regieren, ohne jede Einmischung der britischen Regierung, gewährleistet wurde". Dies ist der genaue Wortlaut des Vertrags. Sklaverei sollte in den neuen Staaten nicht bestehen, an die Eingeborenen durfte weder von Buren noch Engländern Munition verkauft werden.

Das letzte Versprechen ist immer gewissenhaft von den Buren, von den Engländern niemals gehalten worden. Der von der Kapkolonie wie von Natal schwunghaft betriebene Handel mit Gewehren hatte den doppelten Zweck, die englischen Taschen zu bereichern und die Buren niederzuhalten. Denn allein durch die bessere Bewaffnung konnte die Handvoll Buren sich der großen Kaffernhorden erwehren. Es war nur der Trieb der Selbsterhaltung, der die Buren des Oranjefreistaates bestimmte, einige Wagenladungen mit Schießbedarf beim Überschreiten ihrer Grenzen mit Beschlag zu belegen. Aber auf die Drohungen der kapländischen Regierung mußte sie die doch gegen ihre eignen Leiber gerichteten Mordwaffen freigeben. Transvaal, das dieselben Sicherheitsmaßregel getroffen hatte, wies auf seinen Vertrag und behielt die Gewehre. Dennoch fand eine genügende Menge ihren Weg aus englischen Händen in die der räuberischen Kaffern, um das Leben der an den Grenzen wohnenden Burenfamilien aufs äußerste zu gefährden.

Die Burenstaaten waren bisher wirtschaftlich für England von keinem Wert gewesen. Ackerbau, noch mehr Viehzucht bildeten die fast ausschließliche Beschäftigung der einfachen und genügsamen Bewohner. Es war wesentlich ein Volk von Hirten, das die ersten schwachen Keime europäischer Civilisation unter die braunen Bantustämme trug. Man hatte englischerseits recht böse Erfahrungen mit diesen kriegerischen Räubervölkern gemacht, und man überließ den Buren, aus denen doch nicht viel herauszuschlagen war, ihre Freiheit, aber damit auch die nicht leichte Verpflichtung, sich mit den Eingeborenen abzufinden, so gut sie konnten. Le jeu ne valait pas la chandelle.

Da änderten die großartigen Diamantenfunde an der Südwestgrenze des Oranjefreistaates die Sachlage mit einem gewaltigen Ruck. Das bislang als Viehtrift mißachtete Gebiet erhielt plötzlich einen riesenhaften Wert. Und nun entdeckte man auf einmal, daß man mit der Überantwortung der Eingeborenen an die Buren, die doch früher als so durchaus richtig, weil so bequem erschienen war, leider ein schweres sittliches Unrecht begangen habe. Das Diamantenland hatte früher einmal dem Griquahäuptling Waterboer gehört. Die Buren, denen er feindlich gegenübergetreten war, hatten es ihm abgenommen. Das mußte man in der Kapstadt ganz in der Ordnung finden, es war ja nur eine Befolgung der eignen Praxis. Aber damals wußte man nichts von den Diamanten! Jetzt trat das starke, fromme England ein

Digitized by Google

für das Recht des schwachen mißhandelten schwarzen Bruders. Die Buren wurden gezwungen, das reiche Land herauszugeben, England behielt als Lohn für seinen christlichen Beistand die Diamanten, der schwarze Bruder bekam auch etwas, aber freilich nur solches Land, in dem Schätze nicht zu erhoffen waren.

Später hat man doch ein menschliches Rühren gefühlt und dem Oranjefreistaat als Verlust für die Gruben, aus den die Rothschilds, Rhodes et hoc genus omne über 1200 Millionen Mark gewonnen haben, eine Entschädigung von 1 800 000 Mark gezahlt. Die englische Presse verfehlte natürlich nicht, dies als einen act of unparalleled generosity hinzustellen! Wie lautet doch der Wahlspruch der englischen Krone? Dieu et mon droit. Was hat der heilige Name Gottes mit solchem Raubsystem zu thun, und auf welcher Seite stand das Recht?

Der jetzt wie früher von England in Anregung gebrachte Plan, einen Bund zu stiften, der sämtliche staatlichen Gebilde Südafrikas umfassen sollte, fand in der Kapkolonie auch bei den Afrikandern, den dort lebenden Nachkommen der alten holländischen Einwanderer, gute Aufnahme. Man hoffte dort auf ein Südafrika, in der das niederländische Element die Führung erhalten würde, die ihm nach seinem numerischen Übergewicht gebührt. Die verbrecherischen Handlungen von Cecil Rhodes den Buren in den Freistaaten gegenüber haben ihnen später aber die Binde von den Augen gerissen. Der Oranjefreistaat und Transvaal, die noch die Merkmale britischer Freundschaft schmerzlich am eignen Leibe verspürten, weigerten sich standhaft, in eine solche Föderation einzutreten. Aber es kamen böse Zeiten, die ihnen das britische Joch auf den unwilligen Nacken zwängten. Freilich nur auf kurze Zeit.

Transvaal war ringsum von Feinden umlagert; im Nordosten die wilden Bapedi, im Westen die unruhigen Betschuanen, im Osten die Swasi, an der Südgrenze endlich als gefährlichster Feind der Suluhäuptling Ketschwayo mit einem zahlreichen wohlgerüsteten Heere. Die englische Regierung sah das nicht ohne ein gewisses Behagen, für welche Zwecke hatte sie denn sonst die vielen Flinten verkauft?

Transvaal, durch fortdauernde Kämpfe erschöpft und verarmt, war nicht imstande, dieser Gefahr zu begegnen. Aber sie begann in ihrem Anwachsen nun auch die englische Herrschaft zu bedrohen. England

Burenfamilie im Bryheiddistrikt

Digitized by Google

schritt ein. Seine Kanonen vollendeten schnell, was Burenbüchsen nie vermocht hätten, die Zwingburgen der gefährlichsten Häuptlinge wurden zerstört, die wohldisciplinierten Regimenter Ketschwayos vernichtet.

Nun war auch der Augenblick gekommen, den Buren die immer mißgönnte unabhängige Existenz zu nehmen. Zwar erhob sich auch im englischen Unterhause eine starke Opposition, welche die Einverleibung Transvaals einen Akt der Tyrannei gegen ein wehrloses Volk nannte, aber die imperialistische Strömung überwog, und eine unter Führung von Krüger nach London abgesandte Kommission mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Als Sir Garnet Wolseley 1879 in Pretoria erschien, erklärte er feierlich: „Transvaal wird ein englisches Land bleiben, solange die Sonne scheint."

Die Versprechungen, die man den Buren gemacht hatte, um sie über den Verlust ihrer Unabhängigkeit hinwegzutrösten, wurden von englischer Seite nicht gehalten. Weder nahm man den Bau einer Eisenbahn nach der Delagoabai in Angriff, noch verbesserte man das Schulwesen oder leitete andere in Aussicht gestellte Maßnahmen in die Wege. Die Regierung wurde vollständig englisch und ganz bureaukratisch, eine Verfassung dem „im halbwilden Kulturzustande lebenden Volke" nicht gewährt, eine freimütige Beschwerde der Buren von Wolseley mit Gefängnisstrafen geahndet. Freilich mußten die Verhafteten, die nur ihr gutes Recht gebraucht hatten, wieder freigelassen werden, aber der Stachel blieb in der Wunde.

Der verhaßte Gewalthaber wurde abberufen und mit ihm der größte Teil des englischen Militärs, nur in Pretoria und in Potschefstroom blieben kleine Besatzungen. Ein schwerer Fehler und ein Fingerzeig, wie wenig man dies Volk der Hirten kannte, so wenig, wie einst das stolze Österreich das Bauernvolk der Schweiz, das doch bei Morgarten und Sempach die stattlichen Ritterheere ihres Feindes blutig niederrang.

Der Sturm brach los, die vorrückenden englischen Abteilungen wurden bei Bronk-

Auf der Jagd am Abhang der Drakenberge.

Digitized by Google

Transvaalpost, eine „Spruit“ passierend.

horst Spruit und auf dem Majubaberg vernichtet, die Garnisonen von Pretoria und Potschefstroom gezwungen, sich zu ergeben. Die vornehmsten englischen Generale waren gefallen, die Buren überall Sieger, Transvaal war frei!

In England war eine starke Partei für die Sache der Buren thätig, mehr aus Parteirücksichten wohl als aus Erwägungen der Gerechtigkeit. Auch der jetzt eifrigst zum Kriege treibende Chamberlain, der damals noch keine Gold- und Diamantaktien besaß, gehörte zu ihr. Trotz des Widerstandes der Königin Viktoria, die eifrig für den Krieg war, wie sie es auch heute mit dem Prinzen von Wales ꝛc. ist, trug diese Partei doch den Sieg davon. Und auch Gladstone, the grand old man, der so leidenschaftlich gegen den „unaussprechlichen Türken“ wetterte, wollte nicht den Vorwurf brutaler Inkonsequenz auf sich laden. Die aus Indien und England in Natal gelandeten Truppen wurden zurückgezogen, ein Friedensvertrag wurde mit Transvaal geschlossen.

Der nunmehr zum Präsidenten der Südafrikanischen Republik, wie der offizielle Titel des Transvaal lautete, gewählte Krüger erkannte sehr wohl, daß die Gefahr nicht vorüber, vielmehr nur vertagt sei. Es galt, für die kommende Entscheidung sich vorzubereiten. Und daran hat man in aller Stille, aber mit aller Kraft gearbeitet. Denn das offene Land bedurfte dringend einer Steigerung seiner Wehrkraft.

Transvaal ist ein Land, dessen beste Verteidigungslinie an der Ostgrenze gegen Natal liegt. Steil steigen hier die Drakensberge mit ihren unzähligen über 3000 Meter emporragenden Kuppen und Graten aus dem Küstenlande auf. Der Schnee, der sie während des Winters (Juni bis August) bedeckt, verleiht ihnen einen wahrhaft alpinen Charakter. Schmale, gewundene Pässe führen hier und dort durch die wilden, wüsten Bergschluchten auf die Hochebene des Inneren, zu denen das Gebirge allmählich abfällt. Vereinzelte Bergzüge und Hügelgruppen sind hier und da aufgesetzt. Am bedeutendsten erscheinen die Witwatersrandberge, so berühmt durch ihren großen Goldreichtum, und die Magaliesberge, die das Plateau in eine südliche höhere Hälfte, das Hoogeveld, und eine nördliche, bedeutend niedrigere teilen, das Bosch-(Busch-)Veld und Springbockveld. Zahlreich sind die Bergzüge von geringerer Bedeutung, die aber bei der Verteidigung

Digitized by Google

Kavallerie der Buren.

des Landes eine wichtige Rolle spielen können, wie die Niederlagen der Engländer bei Bronkhorst Spruit und Krügersdorp gezeigt haben. Für den Guerillakrieg erscheinen sie wie geschaffen.

Die fließenden Gewässer haben sich meist tiefe und breite Rinnsale mit steil abfallenden Ufern gegraben und enthalten im Winter wenig Wasser. Im Sommer (November bis März) aber schwellen sie oft zu reißenden Strömen an. Wehe dem Reisenden, der in Unkenntnis der wilden Gewalt der Wogen dann den angeschwollenen Strom zu überschreiten wagt! In dieser Zeit treten im nördlichen Teile bösartige Fieber auf, während man das Hochfeld zu den gesundesten der Erde rechnen darf, wenn auch die erstaunlich schnellen und großen Temperaturschwankungen gefährlich werden können. Kaffern, die in den Drakensbergen, ungenügend bekleidet, eine Nacht im Freien zugebracht hatten, wurden am nächsten Morgen erstarrt und tot aufgefunden.

Die weiten Hochfelder erscheinen in der Regenzeit als üppig grünende, im Winter als dürre, weithin sich ausdehnende Grassteppen, in denen der Blick durch keinen Baum, keinen Strauch gefesselt wird. Wo sich einzelne höhere Baumgruppen dem Auge des Reisenden bieten, da beschatten sie die einsame Heimstätte eines Farmers. Diese Baumlosigkeit ist wesentlich die Folge alljährlich stattfindender Grasbrände, welche größere Bäume und Sträucher nicht aufkommen lassen. Doch gibt es in manchen Gegenden wirkliche Wälder, in der Umgegend von Johannesburg sind in neuester Zeit auch große Baumanpflanzungen angelegt worden, darunter der wunderbar gedeihende zu Ehren Bismarcks genannte Sachsenwald.

Bis vor wenigen Jahren waren die alleinigen Erwerbsquellen der Buren Ackerbau und Viehzucht. Das Land ladet zum Landbau geradezu ein, es könnte die Kornkammer Südafrikas werden. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist ganz außerordentlich, da die meisten europäischen Getreide- und Fruchtarten mehr als eine Ernte geben. Dennoch muß eine große Menge von Brotstoffen aus Amerika und Australien eingeführt werden, denn die meisten Buren erzeugen nur das Nötige für den eignen Bedarf. Dagegen beschäftigt sich eine immer mehr wachsende Zahl von Buren in der

Digitized by Google

Nähe der Städte mit der reichlich lohnenden Obstzucht, und der Transvaaltabak ist in ganz Südafrika berühmt. Die Hauptbeschäftigung der Buren ist indes noch immer die Viehzucht und, wie der Senne der Alpen seine Weidegründe nach den Jahreszeiten wechselt, so zieht der Bur mit seinen Herden im Sommer aufs Hochfeld, um es, wenn der Winter naht, mit dem Buschfeld zu vertauschen. So gewöhnt sind die Herden an diesen Umzug, daß sie von selbst aufbrechen, wenn die Jahreszeiten wechseln. Oft begegnen dem Reisenden lange Herden, die ohne menschliche Begleitung den gewohnten Weideplätzen zuziehen.

Mit seiner Land- und Weidewirtschaft hätte Transvaal wohl schwerlich die Augen der Welt auf sich gezogen und es zum heißbegehrten Besitz Englands gemacht. Das verzichtete nach den Erfahrungen von Majuba, wenn nicht gern, doch mit schneller Resignation auf die fehlgeschlagene Eroberung. Als aber die Entdeckungen von Mineralien aller Art das bislang mißachtete Land zu einem der reichsten der Erde machten, da erwuchs auch wiederum und stärker denn je das Verlangen, Transvaal unter die britische Herrschaft zu bringen.

Entdeckte man schon an den verschiedensten Orten reiche Adern von Kohle, Silber, Kupfer, Eisen, Platin, Salz, ja von fast allen bekannten Metallen und Mineralien, so erschienen die Fundorte von Gold so zahlreich und von so ungeheurem Werte, daß selbst alte berühmte Goldländer, wie Nordamerika und Australien, plötzlich verdunkelt wurden.

Am Südabfall des Whitwatersrand liegt die größte und reichste Stadt Südafrikas, Johannesburg, in einer Gegend, wo vor wenigen Jahren nur einzelne Farmer ihr stilles Leben führten. Heut steht hier ein Ort, dessen prächtige profane und kirchliche Bauten, dessen Straßenanlagen mit elektrischer Beleuchtung und schöne Parks in Südafrika nicht ihresgleichen finden. Das Gold, der kräftigste Magnet der Erde, zog hier in wenigen Jahren eine Bevölkerung zusammen, die in der Stadt und dem ringsum liegenden Bergwerksdistrikt weit über 100 000 hinaus stieg. Es waren das allerdings zur größeren Hälfte Schwarze, die hier Beschäftigung suchten und fanden, aber doch zählte man 1897 über 51 000

Schlachtfeld von Majuba, im Hintergrund der Majubaberg.

Digitized by Google

Weiße, darunter 93 Prozent Ausländer, zur Hälfte Briten, nur 6200 waren Buren.

Johannesburg hat die schon 1855 gegründete Landeshauptstadt Pretoria mit ihren 12 000 Einwohnern ganz in den Schatten gestellt. Aber auch sie verspürte den Goldregen, der sich über das Land ergoß, und zwischen den grünen Hecken und schattigen Alleen, zwischen denen die Stadt halbversteckt liegt, erheben sich hoch über die niedrigen Wohnhäuser heut monumentale Bauten von Kirchen und Regierungsgebäuden, stattliche Banken und Kaufhäuser.

Schlachtfeld von Bronkhorst-Spruit.

Aber das interessanteste, von jedem Fremden aufgesuchte Gebäude der Stadt ist das bescheidene Haus des Präsidenten der Republik, des von seinen Landsleuten ebenso hochverehrten und geliebten als von den Engländern bitter gehaßten „Oom Paul". Stephanus Johannes Paulus Krüger wurde am 10. Oktober 1825 im Distrikt Colesberg der Kapkolonie geboren und zog 1837 als zwölfjähriger Knabe mit seinen Eltern in dem großen Burentrek nach Natal. Von dort ist er dem Burenführer Pretorius nach dem Oranjefreistaat, dann nach Transvaal gefolgt, um der verhaßten englischen Herrschaft zu entgehen. Unter solchen Umständen konnte von einer Bildung nach europäischen Begriffen nicht die Rede sein, aber er ist ein Mann von großem Scharfblick, der durch seine Reisen nach England im Interesse seines Heimatslandes besonders nach der politischen Seite erhöht wurde. Als Mitglied der streng-kirchlichen Sekte der Dopper, in deren Kirche zu Pretoria er zuweilen predigt, ist er ein Mann von tiefer Religiosität. Die Bibel gilt ihm als die Quelle jeglicher Erkenntnis, auch der, daß die Sonne sich um die Erde dreht. Glück-

lich in seinem Glauben läßt er anderen die Freiheit, anders zu denken. Aber für ihn steht die Überzeugung felsenfest, daß das alte Volk Gottes in ihm, in seinem Geschlecht, in seinen Stammesgenossen seine geordnete Fortsetzung gefunden hat, wobei der neue Bund den alten ersetzte.

Krüger ist ein echter Repräsentant seines Volks, in ihm spiegeln sich die den Buren eignen Charakterzüge getreulich wieder. Wie seine Ahnen, die ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit gegenüber der spanischen Übermacht todesmutig wehrten, so kennzeichnen auch den Buren demütige Ehrfurcht vor

Digitized by Google

Gott und ein starker politischer Freiheitssinn. Frömmigkeit gilt ihm gewissermaßen als Wohlerzogenheit. Die Verfassung bestimmt ausdrücklich, daß der Volkraad mit einem Gebet zu eröffnen und zu schließen sei. Ziehen die Buren im Felde zur Schlacht aus, so richten sie zuvor ihre Bitten an den höchsten Lenker der Schlachten, und kehren sie nach errungenem Sieg in das Lager zurück, so hört man keinen Lärm, kein Toben und Schelten, noch viel weniger gibt es da Trinkgelage. Wieder versammeln sich die Männer, gleich den gottesfürchtigen Reitern Cromwells, senden ihre Dank- und Bittgebete zum Himmel empor, auch für Weib und Kind, die sie daheimgelassen, „und gedenken der Toten, der Toten"!

Aber es sind nicht immer anziehende Bilder, die uns die Schilderer der Buren und ihrer Sitten vorführen. „Von der Parteien Gunst und Haß verzerrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte." Doch kann und darf man von Momentaufnahmen keine unanfechtbare Treue erwarten. So mancher Reisende sieht nur, was er sehen will, die meisten nur die Oberfläche, die zu Tage liegt.

Die Buren entstammen, das lehren uns ihre Namen noch heut, den vornehmsten Geschlechtern der ehemaligen Batavischen Republik. Mit ihren energischen und ausdrucksvollen Gesichtern erinnern sie an die Gemälde, die uns die Hand eines Rubens, Teniers, Ostade oder van Eyck geschaffen hat. Ihre ursprüngliche kräftige körperliche Entwickelung konnte unter dem Einfluß des südafrikanischen Klimas sich noch vorteilhafter entwickeln. Selten einmal bleiben die breiten massigen Gestalten hinter dem Maß von zwei Metern zurück. Es sind lauter Enaksöhne. Dem wackeren preußischen Soldatenkönige müßte bei ihrem Anblick das Herz im Leibe gelacht haben.

Nationaldenkmal der Buren auf Grood Paarde Kraal bei Krügersdorp.

Aber es ist das geistige und sittliche Gepräge des Volkes, das eine so verschiedene Beurteilung erfahren hat. Unzweifelhaft haben die Buren unter dem afrikanischen Himmel die hervorstechendsten Züge des niederländischen Volkscharakters bewahrt: Beharrlichkeit, Gastfreundschaft, Mildthätigkeit, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, Einfachheit und treues Halten zu ihrem Stamm. Und wenn den über das Land zerstreuten Buren heut die bewundernswerte Eigenschaft peinlichster

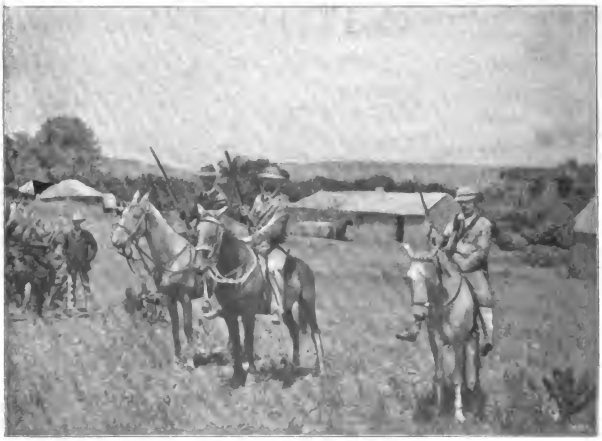
Digitized by Google

Reinlichkeit fehlt, die ihre Stammesgenossen in der alten Heimat auszeichnet, so ist das kein Wunder. Ihr monate-, oft jahrelanges Wohnen in dem mächtigen Ochsenwagen, die gebieterisch geforderte Bereithaltung bei Tag und Nacht gegen die Angriffe von Menschen und Tieren verhinderten sie, ihrem Äußeren die Aufmerksamkeit zuzuwenden, an die sie nach den Sitten ihrer Altvorderen hätten gewöhnt sein sollen und an der ihre glücklicheren Stammesgenossen am Kap unverbrüchlich festhielten. Aber eins haben sie immer hochgehalten: die Liebe zur Unabhängigkeit, und auch in Holland nicht singt man mit hellerer Begeisterung die Schlußworte des Brandschen Volksliedes:

Und keine Zwingherrschaft gedeiht,
Wo Freiheit thront seit alter Zeit.

Und dieser unabläßige Kampf um seine Freiheit gegen die englische Expansionspolitik hat den Buren noch entschlossener und mißtrauischer gegen Fremde gemacht, als er es ohnehin schon war. Er lernte den Engländer um so mehr hassen, als dieser der Verachtung für die Einfachheit seiner Sitten stets übermütigen Ausdruck gab. Und da er wohl wußte, daß es mit seiner Herrschaft über das ihm gehörende Land, das er in schweren Kämpfen für sich und seine Kinder errungen hatte, zu Ende sein mußte, wenn die in immer größeren Zahlen zu den Goldfeldern strömenden Engländer zur politischen Gleichberechtigung zugelassen würden, verschloß er sich hartnäckig diesen Forderungen, falls die Ausländer nicht als Bürger der Republik sich bereit erklärten, mit den gewährten Rechten auch alle Pflichten gegen ihre neue Heimat gewissenhaft auf sich zu nehmen.

Diese neue Heimat hatte, wie wir sahen, einen ungeahnten Wert erlangt durch die Entdeckung von Gold. Warum sollte man hier nicht wiederholen, was mit den Diamanten von Kimberley so gut gelang? Zu den unsauberen Elementen jener Zeit gesellten sich diesmal auch solche, die bis zu den Stufen des englischen Throns reichten. Rhodes wirkte wieder als mächtige Triebfeder. Aber die Buren waren wachsam, der von den Verschwörern gerufene Jameson wurde durch ein schnell bereitet Aufgebot auf transvaalschem Boden dicht bei Johannesburg gefangen genommen. Die Verschworenen der Stadt wagten sich nicht



Drei Brüder aus der Schlacht von Krügersdorf (1. Januar 1896) zurückkehrend.

Digitized by Google

Scenerie im nördlichen Natal und Zululand.

zu rühren, auch eingeschüchtert durch die Haltung der Deutschen der Stadt, die schnell zu den Waffen griffen, um den Buren beizustehen. Ein Telegramm des Deutschen Kaisers sprach Krüger einen Glückwunsch für die Abwehr des Raubeinfalls aus. Mit seiner diplomatischer Berechnung überantwortete Krüger die Verschwörer den englischen Gerichten, der Regierung der Queen jede Waffe geschickt entwindend. Und wenn auch die Richter Albions die Friedensbrecher schuldig finden mußten, der offene Beifall des Volkes, das kaum verhüllte Wohlwollen der Regierung, der teilnehmende Händedruck, mit dem der Thronerbe den Anstifter des Verbrechens beehrte, das alles zeigte uns, wie gut man in England in alle die schimpflichen Vorgänge eingeweiht war und wie tief man das Mißlingen bedauerte.

Keine Warnung hätte deutlicher die Gefahr zeigen können. Die Engländer in Transvaal thaten selber das möglichste, um die Buren wachsam zu erhalten. Massenpetitionen um Erleichterung der traurigen Lage der „Uitlanders“ wurden in London gern entgegengenommen, waren sie doch von den in England sitzenden Hauptaktionären bestellt. Auch der Kolonialminister Chamberlein trat nun in schärfster Weise gegen die Republik auf, seitdem er für sich selbst und seine Familie eine beträchtliche Anzahl von Goldaktien erworben hatte.

Die längst erledigte Suzeränitätsfrage wurde aufgerollt und eine umfassende Verleihung des Stimmrechts an die Fremden verlangt. Krüger und sein Rat widerstrebten, weil sie fürchteten, daß damit das Land den Engländern überantwortet werde, denn die übrigen Fremden, insbesondere die Deutschen, erklärten sich für durchaus befriedigt. Aber auf den Rat der leitenden Staatsmänner im Oranjefreistaat und in der Kapkolonie gewährte er endlich alles. Doch nun trat man in London mit immer neuen Forderungen hervor. Zugleich wurden die englischen Truppen in der Kapkolonie und Natal mobil gemacht, weitere Truppensendungen aus England und Indien befohlen. Die Gefahr wurde drohend. Im Kampf ist die beste Parade der Hieb. Krüger forderte die sofortige Zurückziehung der schon gelandeten Truppen und die Rückberufung der noch auf dem Transport befindlichen innerhalb bestimmter Frist. Die englische

Digitized by Google

Antwort lautete hochmütig ablehnend, der Krieg begann.

Nun erklärte auch der Oranjefreistaat sich solidarisch mit der Schwesterrepublik, und wo nur immer Burenfamilien ihre Heimat haben, in Britisch Betschuanenland, in Natal, in der Kapkolonie selbst, da greifen jetzt die Männer zur Büchse und ziehen in hellen Haufen ihren bedrohten Stammesbrüdern zu. Eendragt maakt Magt lautet die Devise des Wappens der Südafrikanischen Republik. Für England handelt es sich bei dem Entscheidungskampfe, ob ganz Südafrika britisch werden soll, für die Buren um Sein oder Nichtsein.

Dies Bewußtsein wird ihre Kräfte stählen. Es ist nicht ein in der Kriegsführung geübtes Söldnerheer, das sie ins Feld führen können. Ständig unter Waffen steht allein ein Artilleriecorps mit 29 Offizieren und 342 Mann, meist Nichtburen, da die Buren wenig Geschmack am Dienst mit dieser Waffe finden. Die Geschütze sind sämtlich neuester Konstruktion, teils Kruppsche, teils französische nach dem im Dreyfusprozeß so viel genannten Modell. Wie es heißt, sollen diese Geschütze den englischen von Armstrong sowohl hinsichtlich des Schnellfeuers, als der Treffsicherheit bedeutend überlegen sein. Die Forts um Pretoria sowie ein die Stadt Johannesburg beherrschendes Fort sind nach neuesten Systemen angelegt und stark armiert.

Die eigentliche Burenarmee besteht aus sämtlichen waffenfähigen Bürgern vom siebzehnten bis zum sechzigsten Lebensjahr. Nach den neuesten Schätzungen soll es in Transvaal 30 000, im Oranjefreistaat 15 000 kriegstüchtige Männer geben. Auf den Ruf des Feldkornets ihres Bezirks eilen sie sofort mit Pferd und Büchse und Mundvorrat für sechs Tage zu ihrem bestimmten Versammlungsplatz, von wo der Abmarsch unter dem Befehl eines der 19 Kommandanten erfolgt. Wie die Reiter so sind auch die Pferde von unvergleichlicher Ausdauer und Genügsamkeit. Sitzt der Bur ab, um unter Deckung zu feuern, so steht das Pferd unbeweglich, bis der Reiter seiner wieder bedarf. Auf die Güte seiner niefehlenden Büchse legt der Bur ganz besondern Wert. Sonst bis zum Geiz sparsam, ist ihm hier kein Preis zu hoch.

Fähre auf dem unteren Tugelafluffe.

Digitized by Google

Unterer Wasserfall bei Lisbonbach.

Digitized by Google

Junger Kafferukrieger von Rang. (Letzteren bezeichnet das Leopardenfell.)

An die Buren haben sich bei Ausbruch des Krieges sämtliche im Lande lebenden Deutschen, Holländer, Franzosen und andere Ausländer angeschlossen und, wie es heißt, ein bereits 5000 Mann zählendes Freicorps unter früheren deutschen Offizieren gebildet. Auch die Irländer stellen 1000 Mann ins Feld, beglückwünscht von ihren alles Englische grimmig hassenden Landsleuten auf der grünen Insel, die den irischen Soldaten zurufen, die englische Uniform im Kampf auszuziehen und mit den Buren den alten Todfeind zu vernichten.

Die Sympathien der ganzen civilisierten außerenglischen Welt gehören den Buren. Wie einst im heißen Ringen mit dem übermächtigen Korsen der Jüngling neben dem Greise stritt, ein ganzes Volk in Waffen, so sind auch sie bis auf den letzten Mann bereit, alles zu opfern für ihr bedrohtes Vaterland. Mit dem gottbegnadeten Sänger, der unser Volk zum Freiheitskampfe begeisterte, können auch sie im gläubigen Vertrauen rufen:

's ist ja kein Kampf um die Güter der Erde,
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte.

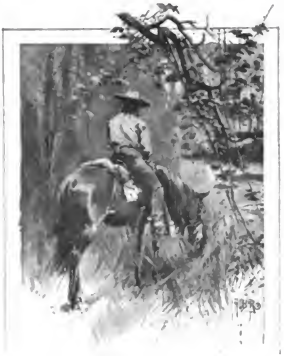
Digitized by Google

Auf einer Boeren-Werv in Transvaal.

Von

Wilhelm Franz Krüger.

(Abdruck verboten.)



Seit sechs Stunden fast saßen wir im Sattel und ritten auf den sehnigen Pferden in scharfem Trabe durch den Sonnenbrand des Januartages über das „Veldt“ dahin. Ein junger Boer, dessen Bekanntschaft ich in Johannesburg gemacht hatte, beabsichtigte zu „keuren,“ d. h. seine alljährliche, mehrere Monate dauernde Vetternreise zu machen, um die überkommenen freundschaftlichen Beziehungen von Familie zu Familie zu pflegen, und hatte mich aufgefordert, ihn zu begleiten. Mit Freuden nahm ich die Einladung an, da sich mir hier eine Gelegenheit bot, einen tiefen Blick in das Leben der Boeren zu thun.

Infolge der lange anhaltenden Hitze war der Erdboden von tiefen Spalten und Rissen durchzogen, so daß die Pferde oft stolperten, und jeder ihrer Hufschläge erzeugte eine Staubwolke, die der trockene, heiße Wind entführte. Weit und breit kein Baum und kein Strauch. Soweit das Auge reicht, ist das Land mit magerem Halmgras bestanden, das in einzelnen Büscheln aus der losen, staubigen Erde hoch aufschießt, und es gehört die Zunge eines Boerenrindes oder Boerenpferdes dazu, um diese harten Halme schmackhaft zu finden. Charakteristisch für das „Veldt“ sind außer diesen Grasbüscheln besonders Myriaden von halbkugelförmigen ein bis anderthalb Meter hohen Ameisenhaufen, deren glatte, aschgraue, kittartige Außenfläche ungezählte Mengen der weißen Ameisen einschließt. Die Pferde weichen diesen oft dicht bei einander stehenden Bauwerken geschickt aus. Wenn aber der Huf versehentlich an der Basis ein Loch hineinschlägt, dann stürmen ganze Heere Ameisen zur Verteidigung und zum Wiederaufbau heran. Diese Tapferkeit der kleinen mutigen Krieger kommt dem Ameisenbär zu statten, der im tiefen Dunkel der Nacht ihre Festungen anbohrt und dann mit seiner geschickten Zunge ganze Scharen von ihnen verzehrt.

Da die Pferde anfingen müde zu werden, und wir noch weit von unserem Ziele entfernt waren, wurde abgesattelt. Wir befanden uns an einer der im ganzen Transvaal so sehr häufigen Stellen, an denen die Rantjes (Ränder) zu Tage treten. Es sind dies etwa einen halben Meter hohe Steinanhäufungen, die sich ganz geradlinig zehn bis fünfzig Meter hinziehen. Mehrere dieser Rantjes laufen gewöhnlich in geringem Abstande parallel nebeneinander her und werden von anderen Rantjes rechtwinklig durchkreuzt. An solchen Stellen ist das Gras gewöhnlich frischer und zarter, als auf dem übrigen Veldt, auch sind die Termitenbaue hier weniger zahlreich; so konnten unsere Pferde denn auf der relativ fetten Weide neue Kräfte für die Weiterreise schöpfen. Damit sie aber ihre Freiheit nicht etwa mißbrauchten, wurden sie „gekniehaltert“. Man schlingt einen Lederriemen mit dem einen Ende fest um den Knöchel eines Vorderfußes, hebt das Bein auf und befestigt das andere Ende des Riemens am Halfter. So kann das Pferd nur mühsam fortkommen und ist leicht wieder einzufangen, hat aber doch genügende Bewegungsfreiheit, um sich Futter suchen zu können. Bei sehr ungebärdigen Tieren genügt diese Maßregel aber nicht; bei ihnen

Digitized by Google

werden die Vorderfüße dicht über dem Knöchel fest aneinander gebunden. Das wirkt dann gründlich, da jetzt das Pferd nur in bedächtigen kleinen Sprüngen vorwärts kommen kann.

Aus Decken hatten wir ein Zelt improvisiert, um uns gegen die fast senkrecht fallenden Strahlen der Sonne zu schützen, und nach einem einfachen Imbiß streckten wir uns zur Ruhe aus. Aber schon nach einer Stunde war ich wieder auf den Beinen. Da die Pferde indes noch etwa anderthalb Stunden ruhen mußten, so hatte ich Zeit, mich umzusehen. Auch hier wieder war die Bodenbeschaffenheit wellenförmig. Für ganz Südafrika ist dies Wellenförmige charakteristisch. Von den Küsten her steigt das Land terrassenförmig nach dem Inneren auf, amphitheatralisch erhebt sich in weiten Umkreisen eine Bodenwelle über die andere; dabei scheint das Terrain auch in seinen kleinen Partien, ob ansteigend, flach oder absteigend, sich wellenförmig auszubreiten. Hier und da sind diesem welligen Terrain kugelförmige Hügel mit flacher Kuppel aufgesetzt. Auf der sanft ansteigenden Fläche der Terrainwelle, über die wir geritten waren, zeichneten sich die zahlreichen Termitenhügel in der heißen, durchsichtigen Luft ab; die Landschaft sah hier aus, wie ein unendliches Kartoffelfeld. Ganz in der Ferne an der Thalsohle schien die Vegetation etwas üppiger zu sein, bei genauerem Hinsehen erblickte ich auch ein kleines spiegelndes Wasser. Es war das eine sogenannte „Zoutpan“ (Salzpfanne), ein stehendes Gewässer von ziemlich hohem Salzgehalt in einer schalen- oder pfannenförmigen Einsenkung des Bodens. Dies Wasser ist dem Rindvieh sehr zuträglich, und Grundstücke, in denen Zoutpannen vorkommen, stehen deshalb auch viel höher im Preise, als andere, bei denen sie fehlen. Einzelne Salzpfannen besitzen eine so starke Sole, daß aus ihnen Kochsalz gewonnen wird.

Die Kuppen der Hügel, welche wir von unserem Standort übersehen können, zeigen hier und da niedrige Dornbüsche und krumme, knorrige Bäumchen (eine Art Zwergeichen) von eisenhartem Holz. Aus dem lockeren Geröll der „Eisterklippen“ (Eisensteine) wachsen auch Kakteen hervor. Dies runde, fast niemals scharfkantige Geröll liegt in ganz Südafrika überall herum, im offenen Veldt sowohl als an den Berg- und Hügellehnen. Das rotbraune, eisenhaltige Gestein, welches beim Betasten abfärbt, wird als Material zu Haus- und Dammbauten benutzt.

Wie ich so aufmerksam rund um mich sehe, erblicke ich wohl 500 m entfernt ein kleines Rudel der flinken, gazellenähnlichen Springböcke. Sie sichern immerfort nach uns herüber, und sobald ich eine Bewegung mache, stiebt die kleine Herde in gewaltigen Sprüngen davon, eine mächtige Staubwolke hinter sich herziehend. Noch vor fünfzig Jahren war das Veldt außerordentlich wildreich. Außer dem Springbock fand sich Quagga, Gnu, Zebra, Böschbock, Elentier in großer Anzahl vor. Das kam den Voortrekkers der Boeren bei ihren „Tochten“ (Wanderzügen) sehr zu statten, da sie monatelang vom Ertrage der Jagd leben konnten, bis eine neue Werv eingerichtet war, auf der sie sich der Viehzucht widmen konnten. Jetzt kommt das Edelwild nur noch in vereinzelten kleinen Rudeln vor. Auch die reißenden Tiere, Löwen, Wölfe, Hyänen, sind übrigens seit dreißig Jahren fast ganz vernichtet. Sie sowohl als Hippopotamus und Rhinoceros haben sich in die Gebiete zwischen Limpopo und Sambesi zurückgezogen. Affen, hauptsächlich Paviane (Babouns), sieht man häufiger. In gewissen Regionen des Kaplandes haben sie sich nach den Mitteilungen des Schweizers H. Haury, eines der besten Kenner Südafrikas, ganz besonders behauptet und sind dort noch zahlreich genug, um dem Kleinvieh der Boeren arg zuzusetzen zu können, wenn sie der Hunger plagt. Sie reißen dann gewöhnlich Schafen und Ziegen die Euter aus; den übrigen Körper überlassen sie den Aasgeiern. Diese letzteren wittern aus großer Entfernung das gefallene Vieh und zehren es gierig auf, ehe der Kadaver in Fäulnis übergeht und die Luft verpestet. Kreisen in schwindelnder Höhe über dem Veldt Aasgeier, so ist das für den Boer ein sicheres Anzeichen, daß ein Stück seiner Herde verendet ist.

Aber die Ruhezeit ist nun verstrichen. Wir fangen mit leichter Mühe unsere Pferde wieder ein und schwingen uns in den Sattel. Fast hätte ich zu guter letzt noch auf einen riesigen Molch getreten, der sich ohne viel Scheu auf dem backofenheißen

Digitized by Google

Gestein im Sonnenbrande gütlich that. Solche Riesenexemplare sah ich bei weiten Ritten häufig, desgleichen Schlangen. Nachdem wir drei Stunden etwa in ziemlich scharfer Gangart geritten waren, trafen wir auf eine Rinderherde, die fast ohne Obhut sich selbst überlassen war. Die Tiere sind jetzt, wo die Regenzeit eben vorüber ist, in sehr gutem Futterzustande. Das dauert aber nicht lange, denn zur Zeit der winterlichen Dürre (im Juni und Juli) verlieren sie all ihr Fett wieder, da sie dann nichts zum Fressen finden, und Stallfütterung ist dem Boer in des Wortes verwegenster Bedeutung ein unbekannter Begriff. Stallungen und Futtervorräte gibt es nämlich für die gewaltig großen Herden nicht. Das Vieh bleibt auf dem Felde und wird nur regelmäßig zur Tränke getrieben. Der viehzüchtende Boer verliert deshalb jeden Winter eine große Anzahl seiner Rinder und Schafe, die dem Hunger oder einer Lungenentzündung unterliegen. Wenn nach einer nur spärlich ausgefallenen Regenzeit auch noch die so sehnlich erwarteten Spätregen (im März und April) ausbleiben, dann beginnt für Klein- und Großvieh das Hungern bereits im Mai, statt sonst erst im Juli, und dann kann es kommen, daß eine große Herde bis auf das letzte Stück eingeht.

Die vielen Rinder da vor uns sind ein Zeichen, daß wir uns der Werv eines wohlhabenden Boeren nähern, und mein Begleiter erkennt, als die Wohngebäude in der Ferne sichtbar werden; daß wir den gesuchten Wohnsitz seines Oom richtig gefunden haben.

Wir reiten jetzt auf einem durch die Hufe der Rinder zertretenen sehr staubigen Wege dahin. Rechts neben uns, wo das Terrain sich leicht zur Thalsohle hinabsenkt, wogt noch ein mit Drahtzaun eingefriedigtes Kornfeld. Die Halme sind kurz, die Ähren mager. Der Boden scheint nicht der fruchtbarste zu sein, aber hauptsächlich liegt die Dürftigkeit des Ertrages wohl in der geringen Sorgfalt begründet, mit der der Boden kultiviert wird. Schwalben schießen über das Kornfeld hin; auf den Ähren selbst schaukelt sich hier und da der Kornvogel. Er ist ein zierliches und hübsches Tierchen, schwarz mit orangegelbem Brustflaum und einem Schweif, der wohl der dreifachen Körperlänge gleichkommt. Dadurch wird der Kornvogel gezwungen, stets zu balancieren, wenn er nicht das Gleichgewicht verlieren will, und dazu ist ihm ein erhöhter Standpunkt nötig. Der Kornvogel kann weder hoch noch weit fliegen und ist deshalb leicht zu schießen. Es wird ihm nämlich eifrig nachgestellt, da er ein richtiger Kornbieb ist und vielen Schaden anrichtet. Auch einige Sperlinge bekamen wir zu Gesicht; im allgemeinen aber gibt es nur wenige Vögel im Veldt.

Ein Weg, der nach der Thalsohle zu führt, leitet zur Viehtränke. Durch einen mächtigen, aus gewaltigen Eisensteinen und Mörtel von Termitenbauten aufgeführten Damm ist eine Thalsperre geschaffen. Die Wassermassen, die in der ganzen Regenzeit vom Himmel rauschten, sind dadurch aufgestaut worden und bilden nun einen kleinen See, der für das Vieh das nötige Trinkwasser gibt. Für die Menschen liefert die mit großer Mühe gegrabene tiefe Fontain (Brunnen) das kühle Naß.

Indessen sind wir nahe an das Gehöft herangekommen. Ein Hund schlägt an und springt uns, laut bellend, in großen Sätzen entgegen. In der querüber geteilten Hausthür, deren obere Hälfte offen steht, erscheint jetzt eine vierschrötige Gestalt, der Hausherr, auf dem Kopfe den großen, radförmigen Boerenhut. Auf den ersten Blick hat er gesehen, daß mein Begleiter ein Volksgenosse ist, und tritt heraus, um uns zu begrüßen. Wir springen aus dem Sattel, und mit der familiären Begrüßung „Goeijen dag, Oom" bietet mein Begleiter dem Herrn der Werv die Hand, die jener mit einem freundlichen „Goeijen dag, Neeff" (Guten Tag, Neffe) derb schüttelt. „Zal U avsaddeln?" (Wünschen Sie abzusatteln?) fügt er sogleich höflich hinzu. Wir sind also hier willkommener Besuch. Würde der Boer diese Frage unterlassen, so ist das eine Mahnung für den Angekommenen, daß man sein Gehen lieber sehen würde, als sein Kommen. Wird aber gar die Hand nicht gereicht, so gilt das allgemein als eine offenbare und absichtliche Beleidigung, die gegebenen Falls viel böses Blut macht.

Auf einen Wink des Hausherrn ist inzwischen ein Farbiger gekommen, der die Pferde kniehaltert und sie dann zur Tränke führt.

Alle Boeren begrüßen sich in unab-

Digitized by Google

änderlich feststehenden Formen; dabei betonen sie stets die Verwandtschaft. Die älteren Personen werden mit Oom und Tante, die jüngeren mit Neeff und Nichi (Neffe und Nichte) angeredet. Von dem Fremden lassen sie sich am liebsten Mynheer, Meyouwfrouw nennen. Als wir in das „Voorhuis“ die nach vorn gelegene einzige Wohnstube, eintreten, begrüßen wir die „Noyé“, die Hausfrau mit ihren sieben Kindern ebenfalls durch Händedruck und lassen uns dann auf der „Rustbank“, der Ruhebank, nieder. Ein Gespräch will nach der ersten Begrüßung nicht in Gang kommen, der „Baaß“, wie der Hausherr von seinen Knechten genannt wird, beobachtet uns scharf, und auch wir haben Gelegenheit, unsere Wirte etwas näher in Augenschein zu nehmen. Mynheer van der Merwe, noch mehr aber seine Frau, sind von riesigem Körperbau, und unwillkürlich fühlt man sich versucht, der Tradition Glauben zu schenken, die die Boeren von Friesen abstammen läßt. Im allgemeinen sind bei den Boeren Männer wie Frauen von guter Mittelgröße. Die Frauen sind kräftig und voll entwickelt, haben sehr weiße Haut, blühende und hübsche Gesichtszüge, aber nur selten üppigen Haarwuchs; die Männer besitzen vierschrötige Gestalt, offenes, von großem Barte umrahmtes Gesicht und von der Sonne stark gebräunte Haut. Der Boer ist durchgängig von festem Charakter. Wenn auch Nüchternheit und Besonnenheit bei ihm im allgemeinen vorwiegen, so verbindet er doch Raschheit und Eilfertigkeit in der Ausführung seiner Pläne und Arbeiten mit Ausdauer und großer Geduld gegenüber den Hindernissen und dem Ungemach; überdies besitzt er viel Selbstbeherrschung und kühle Zurückhaltung bei Scharfsinn und lebhaftem Temperament. Seine schwarzen Arbeiter behandelt der Boer streng, aber gerecht. Vor Jahrzehnten soll er ihnen mit großer Willkür, die zuweilen in Despotismus und Grausamkeit ausgeartet sei, gegenüber getreten sein; davon habe ich jetzt nirgends mehr etwas gesehen. Ebensowenig auch von dem Haß, der nach englischen Berichten früher die Eingeborenen gegen die Boeren beseelt haben soll. Überall fand ich vielmehr ein patriarchalisches Verhältnis, wobei der Boer freilich seinen Herrenstandpunkt sehr stark betont. Ein Farbiger darf nie das Voorhuis betreten, sondern nimmt seine Mahlzeiten in der Komphuis (Küche); auch darf er in Gegenwart des Herrn nur sprechen, wenn er gefragt wird. Der Boer erteilt ihm seine Befehle in sehr bestimmter Form, mit gebieterischer Stimme und Gebärde und leitet jeden Satz ein durch ein nachdrückliches „Ye hoor (ihr hört), Achos! Ye hoor!“ Der Farbige hat hierauf seinem Herrn unbedingt mit „Ya, Baaß“ zu antworten; unterläßt er es, so entlädt sich ein Hagelwetter von Scheltreden über seinem Haupte, oder es schlägt sogar ein. Wenn man aus den englischen Kolonien kommt, in denen die Eingeborenen ganz „frei“ sind, d. h. sich so viel Schnaps kaufen dürfen, als sie bezahlen können, und gelangt nun nach Transvaal mit seiner patriarchalischen „Hörigkeit“ der Schwarzen, so ist man im höchsten Grade überrascht. Dort ist der Kaffer ein verstockter, mürrischer, roher, ungeschliffener Gesell, der alle seine Arbeiten widerwillig thut; hier dagegen ist er voll kindlicher Fröhlichkeit, liebenswürdig — freilich zuweilen kriechend unterwürfig — und fleißig. Der Eingeborene weiß es nicht anders, als daß der Boer sein Herr ist, sein *strenger* Herr vielleicht. Er liebt ihn wohl nicht, aber er ist auch sehr weit davon entfernt, ihn zu hassen, denn ihm ist es ein Bedürfnis, regiert zu werden. So leben Weiße und Schwarze in Frieden zusammen auf der Werv.

Die Noyé (Hausfrau) hatte sich inzwischen an den „Kettel und Komfore“ begeben, das blanke, kupferne Kaffeegefäß, das, über glühenden Düngerkohlen hängend, den ganzen Tag kochendes Wasser enthält, bereitete den Kaffee und schenkte allen in der Runde eine Schale des würzigen Getränkes ein. Nun erst kommt das Gespräch ein wenig in Gang. „Waar gat die Ry toe?“ (Wo geht die Reise hin?) fragt der Baaß, und daran schließt sich das übrige. Die ganze Unterhaltung dreht sich stundenlang nur um Fragen und Gegenstände, die die sogenannte Boerderei (Boerenwirtschaft) betreffen. „Hoe gat het mede uwe Schaapen?“ (Wie geht's mit euren Schafen?) „Hoe ist die Veldt op uwe kant?“ (Wie steht es mit dem Felde in eurem Revier?) So fliegen die Fragen herüber und hinüber. Mit Vorsicht und klug berechnend, fragt einer den anderen aus und spinnt dabei einen neuen

Digitized by Google

Plan aus, denn spekulativ ist der Boer immerhin und liebt es, Geschäfte zu machen im Tausch- oder Schmaus- (Hausier-) Handel.

In weniger als einer Stunde haben wir uns mit unseren Wirten angefreundet und sind eingeladen worden, nicht nur über Nacht zu bleiben, sondern unseren Besuch auf einige Tage auszudehnen. Gastfreiheit ist Regel unter den Boeren; selbstverständlich wird sie nicht von allen mit gleicher Vorliebe gepflegt. Im allgemeinen aber bietet der Hausherr einem ordentlichen Manne, der auf seiner Werv vorspricht, einfach und schlicht an, was unter den jeweiligen Umständen thunlich ist.

Die Sonne beginnt sich gegen den Horizont zu neigen. Wir gehen mit dem Hausherrn auf den Wirtschaftshof, betrachten den Schuppen, in dem der schwerfällige, vierrädrige Ochsenwagen steht, auf dem die Voortrekker, von 10—14 Paar Ochsen gezogen, ins Land gekommen sind, sehen die verschiedenen Hocks an, kleine, kreisförmige Mauereinfassungen, worin Schweine und Geflügel gemästet werden, und passen dann auf, wie Rinder- und Schafherden in die Umzäunungen getrieben werden. Das Gros der Boeren widmet sich der Viehzucht, und zwar besonders der Schafzucht, und bestreitet seine Ausgaben durch den Ertrag der Wolle; die Schur ist gewöhnlich im April und September. Seit langer Zeit ist auch die Angoraziege in Südafrika eingebürgert, weil ihr weißes Seidenhaar, das Mohair, bei guter Beschaffenheit ungefähr doppelt so viel gilt, als die Schafwolle. Die Angoraziegen haben aber den Nachteil, daß sie gegen nasse und kalte Witterung nicht so widerstandsfähig sind, und bei dem Mangel an Stallungen ist das ein sehr großer Nachteil.

Der „Veeboer“ (viehzüchtende Boer), der auf seiner Werv fern von menschlicher Hilfe wohnt, pfuscht in alle möglichen Handwerke hinein und bastelt sich mit den denkbar geringsten Hilfsmitteln alles mögliche zurecht. Er versteht zu lohen und zu gerben, zu zimmern und zu schmieden; er fertigt das Geschirr für die Zugochsen, einschließlich der starken, geflochtenen Zugtaue, arbeitet Ledergeflechte für Stühle, Bänke und Bettrahmen, ja er besitzt sogar eine vollständige Schuhmachereinrichtung und stellt ganz hübsch gearbeitete Schuhe für sich und die Seinigen her. Dem Ackerbau widmet er im Laufe des Jahres nur wenige Wochen Arbeit, da er nur für den eignen Bedarf anpflanzt. Aber auch Meyouwfrou ist nicht unthätig. Sie leitet das ganze Hauswesen mit fester Hand, strickt und flickt, näht auch alle Kleider und die Wäsche für groß und klein, bäckt Brot und kocht Seife, letzteres sogar über den Bedarf. Die nicht selbst verbrauchte Seife verkauft sie an die Händler (Winkeliere).

Als bald nach sechs Uhr die Sonne unterging, begaben wir uns wieder ins „Voorhuis“, wo das Essen bereits wartete. Der „Baaß“ sprach ein langes Gebet, dann wurde ziemlich schweigsam das Abendbrot verzehrt, und nachdem alle gemeinsam das Dankgebet gesprochen, setzte sich eine der Töchter an das Harmonium und spielte einen Choral, den die ganze Familie andächtig mitsang. Solche Musikinstrumente findet man selbst auf entlegenen Werys nicht selten.

Nach dem anstrengenden Ritt in der Sonnenglut des Januartages waren wir erschöpft und suchten früh unser Lager auf. Der Hausherr aber ging noch einmal auf den Wirtschaftshof, um nach dem Rechten zu sehen, und in unsere ersten Träume noch klangen seine herrischen Worte hinein: „Ye hoor, Achos! Ye hoor!“

Digitized by Google

Vorfeier.

Vorm heil'gen Chriſtfeſt war's der letzte Tag;
Im Weihnachtsſchnee das ganze Städtlein lag,
Friſch eingebettet, weiß und weich und warm.
Und durch die Straßen zog ein Menſchenſchwarm
Von dem zu jenem Laden, voller Haſten,
Vermummt, bepackt mit ungewohnten Laſten.
Schon hatte ſich die Dämmerung geſenkt,
Den klaren Winterhimmel grau verhängt,
Da lief ich übern Marktplatz, juſt ſo eilig,
Wie andre auch, — doch fühlt' ich's wie ein heilig
Erſchauern plötzlich; oben aus der Luft
Kam Flügelrauſchen, Roſ- und Liliendуft.
Und wie ich aufſah, ſchlang — wie ſeltſam eigen! —
Sich um den Kirchenturm ein Engelreigen,
Ein großer Kranz von lieblichen Geſtalten,
Die in den Händen Notenblätter halten,
Poſaunen, Cymbeln, — wie auf alten Bildern
Nur einem es gelungen ſie zu ſchildern,
Dem Fra Angelico; — ich ſchaute ſtumm,
Das weiße Mondlicht floß um ſie herum,
Und durch die Lüfte zog ein helles Klingen,
Als hört' ich alte Weihnachtslieder ſingen,
Als übten ſie in Feſtgewändern da
Schon für die heil'ge Nacht das Gloria.
Und wie ich ſtaunend noch und lauſchend ſtand,
Da teilte oben ſich die Wolkenwand,
Als ſchöbe ſacht ein Vorhang ſich zurück;
Dahinter lugt' für einen Augenblick
Mit Strahlenaugen auf die Erde nieder
Das Chriſtkind ſelber, — dann verſchwand es wieder.
Der holde Engelreigen löſte ſich,
Bis auch die letzte Lichtgeſtalt verblich
Und grau ſich in der grauen Nacht verlor. —
Die Sache kommt euch nun unglaublich vor,
Ihr fragt, ob das auch andre noch geſehn?
Ja, ihre Schuld iſt's doch, wenn's nicht geſchehn,
Wenn ſie, in Weihnachtsſorgen ganz verſtrickt,
Vor lauter Eile nicht empor geblickt.

Ad. Stier.

Digitized by Google

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Auch in dieſem Jahrhundert hat ſich die Menſchheit noch nicht dazu bequemt, die Sehnſucht idealiſtiſcher Träumer zu erfüllen und die Erde in ein Paradies zu verwandeln. Noch immer nicht will ſich der Leu friedlich zum Lamm geſellen, noch immer ſucht der Starke — ob Volk, ob einzelner — rückſichtslos oder rückſichtsarm ſeinen Vorteil auf Koſten des Schwachen. Und doch dürfen wir mit einiger Genugthuung auf den Weg zurückblicken, den wir ſeit 1800 durchmeſſen haben. So groß auch der Abſtand iſt zwiſchen Wunſch und Wirklichkeit, fraglos iſt es doch, daß ſich auf allen Gebieten des Lebens das allgemeine Behagen vermehrt, die Geſittung erweitert und vertieft hat. Vielleicht wäre auch heute mancher geneigt, in die Klage einzuſtimmen, die Schiller an der Wende des vorigen Jahrhunderts erhob: „Edler Freund, wo öffnet ſich dem Frieden, wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort? Das Jahrhundert iſt im Sturm geſchieden, und das neue öffnet ſich mit Mord ... In des Herzens heilig ſtille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang! Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume, und das Schöne blüht nur im Geſang.“ Aber dieſe Klage würde heute nicht mehr den Wiederhall finden wie dereinſt. Freilich ſteht im Jahre 1899 ebenſo wie 1799 ganz Europa unter Waffen, aber die Waffen der Gegenwart wahren, faſt immer mit Erfolg, ſeit Jahrzehnten den Frieden der Kulturwelt, während in den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts auf hundert Schlachtfeldern in Italien, in der Schweiz, in Deutſchland, in den Niederlanden bis zur Erſchöpfung gekämpft wurde. Es iſt denn doch ein Unterſchied, ob am Jahrhundertende ſich Briten und Buren da unten in der Kaffernegend balgen oder ob ein Reich, wie das alte Deutſche Reich unter den Schlägen der Franzoſen in Stücke bricht und die Karte Europas zur Hälfte ein ganz neues Ausſehen gewinnt. Von den „zwo gewaltgen Nationen“, die in Schillers Tagen „um der Welt alleinigen Beſitz“ rangen und „aller Länder Freiheit zu verſchlingen“ drohten, iſt die eine — Frankreich — in eine ſehr beſcheidene Stellung gedrängt worden, der anderen aber — England — ſind in Rußland, in der Union, in Deutſchland die zäheſten und thatkräftigſten Mitbewerber erwachſen. Gerade der Deutſche hat alle Urſache, mit gerechter Freude einen Vergleich zu ziehen zwiſchen 1800 und 1900. Für die Nörgler und Schwarzſeher aber, die das nicht ohne weiteres zugeben wollen, weil auch heute noch das Licht mit Schatten durchſetzt, unſer Himmel noch nicht wolkenklar iſt, für die erſcheint gerade zur rechten Zeit ein Buch, aus dem auch der trübſinnigſte Zweifler erſehen kann, daß wir immerhin in der Welt vorwärts gekommen ſind und daß dem Alten gegenüber das Neue faſt durchweg einen Gewinn bedeutet. Dieſe Erkenntnis läßt ſich ohne viel geiſtige Anſtrengung erzielen, denn jenes Buch iſt ein Roman, Wilhelm Jenſens neueſter Roman „Um die Wende des Jahrhunderts“ (Dresden, Carl Reißner). Weder im Problem noch im Empfindungsgehalt reicht die Erzählung an die Schöpfungen heran, die Jenſen in den letzten Jahren veröffentlicht hat. Es geht von den Perſonen und von den Vorgängen im allgemeinen wie ein Hauch von Gleichgültigkeit aus; man ſteht dem Ganzen wie einer Kuriosität gegenüber, die man mit Neugier, mit lächelndem Staunen betrachtet, aber ohne innere Teilnahme. Das liegt freilich zum großen Teil am Stoff, der zu einer ironiſchen, halb tändelnden Behandlung geradezu herausfordert. Aber auch jene Geſtalten, für welche der Dichter eine ernſtere Sympathie in Anſpruch nimmt, ſind zu flüchtig charakteriſiert, nicht reich genug entwickelt, um in der Erinnerung lebendig zu bleiben. Im übrigen aber hat der Dichter künſtleriſch aus dem Stoff herausgeholt, was nur immer an Stimmungsreizen herauszuſchmelzen war. Im engen Rahmen gibt er ein treues, wenn auch ſatiriſch gefärbtes Bild von den Zuſtänden, die vor hundert Jahren im römiſchen Reich deutſcher Nation die herrſchenden waren und die, bis zur Fäulnis überreif, beim erſten Sturmeshauch der Vernichtung verfallen mußten. Was der Dichter von der Reichsgrafſchaft Faltenberg-Hochberg zu berichten weiß, das galt dereinſt ſo ziemlich vom ganzen Deutſchen Reich; nur vereinzelt hatte das Leben ſchon damals ein kraftvolleres Gepräge, einen tieferen Gehalt. Von den Gedanken und Empfindungen, die in den Kreiſen der Leſſing, Kant und Goethe gärten und reiften, wurde die Maſſe, weder die ariſtokratiſche noch die plebejiſche, im geringſten berührt; die trug erſt der Sturm, der das morſche Gebäude über den Haufen warf, ins Weite hinaus und verſtreute ſie nach allen Seiten. Nur einige Meilen Land umfaßt die Reichsgrafſchaft Faltenberg, aber für dies winzige Gebiet bedeutet der Souverän, Seine Erlaucht Graf Wolfgang genau dasſelbe, was einſt Lud-

Digitized by Google

wig XIV. für Frankreich war: die Sonne, von der alles Licht, alle Wärme, alles Gedeihen ausgeht. Nur Serenissimus hat die Möglichkeit, sich unbeschränkt auszuleben, alle anderen sind von seinen Launen abhängig, sie haben keinen weiteren Spielraum, als ihn die Willkür des Gebieters bestimmt und zuläßt. Aber auch Seine Erlaucht machen von der Möglichkeit, sich auszuleben, nur einen kärglichen Gebrauch. Soweit seine Zeit nicht durch Diner und Schlaf in Anspruch genommen wird, ist sie ausschließlich der Galanterie gewidmet. Was in ihm an Erfindungskraft rege ist, bethätigt er in allerlei Spielen, Festlichkeiten und Maskeraden, die er zu Ehren seiner jeweiligen „Herzensdame" veranstaltet. Ihre Erlaucht, die regierende Gräfin, haben die Pflicht, beständig krank zu sein, um dieses fröhliche Treiben nicht durch ihre eheliche Gegenwart zu stören. Die jeweilige Treue des Herrn Reichsgrafen umspannt im Durchschnitt einen Zeitraum von fünf Jahren; nach Verlauf dieser Frist ergreift ihn ein unbezwinglicher Drang nach Abwechselung, nach dem Gegensatz dessen, was ihm bisher allein anziehend erschien. Eine Zeitlang schwärmt er für das Stattliche, Pompöse, für die vollerschlossenen Treibhausblüten, und es gelingt ihm, sein Ideal in einer Dame à la Gräfin Dubarry zu entdecken und an sich zu fesseln. Allmählich aber wird er der Toupets und Schönheitspflästerchen müde, und er sehnt sich nach schlichter Einfalt, nach ungekünstelter Natur, nach holder deutscher Minnig- und Sinnigkeit. Die junge Maid aber, die das neue Ideal verkörpert, weiß die Ehre, die ihr widerfahren soll, nicht zu schätzen; überdies wird sie bei einem Hoffest, das unglücklich abläuft, durch Brandwunden so entstellt, daß sie für den abgeklärten Schönheitssinn des hohen Herrn nicht weiter in Betracht kommt. Als Ersatz für sie tritt eine schlanke Britin ein, die in kluger Sprödigkeit das erste Gesetz weiblicher Kriegstaktik sieht. Schließlich aber findet der Graf seine Maintenon, in deren Gesellschaft er fromm wird. Und es ist hohe Zeit für ihn, den flüchtigen Freuden der Weltlichkeit zu entsagen, denn eines Tages erfährt Seine Erlaucht durch ein Dekret Sr. Majestät Napoleons I., daß die Souveränität der Reichsgrafschaft Falkenberg-Hochberg über Nacht erloschen ist. Auseinander stiebt alsbald der Hof, der en miniature alles aufwies, was ein Fürst von Gottes Gnaden zu seiner Umgebung benötigte, von Oberceremonienmeister, Oberstallmeister und Hofnarren bis zum Heer der Lakaien, Köche und Kuriere. Und solange „Monseigneur" die Macht hatte, erstarben die Höflinge vor ihm in derselben Devotion wie die französischen Grandseigneurs vor dem roi Soleil. Ebenso war auch die Bürgerschaft des Sechsmeilenreichs eine einzige devote, dem Herrn gegenüber willenlose Masse. Zeitweilig regt sich in dieser oder jener Seele etwas wie Empörung, wenn der Selbstherrscher gelegentlich mit seinen Machtbefugnissen schonungslos in das private Leben seiner Unterthanen hineinfährt, aber an dem Gedanken, daß es nicht angeht, sich gegen die „Obrigkeit, die von Gott verordnet ist", aufzulehnen, bricht sich schnell der aufsteigende Grimm. Daß trotzdem eines Abends ein jüngerer Unterthan, der Student Bernhard Lindenblatt, es wagt, Seiner Erlaucht einen kräftigen Stoß gegen die Brust zu versetzen, ist mehr eine Folge böser Zufälle, als beabsichtigte Unthat. Der junge Mann will die Geliebte, — es handelt sich um jene Maid, die bald darauf durch Brandwunden entstellt wird, — der Gewalt des fürstlichen Falken entreißen, und in seiner Angst um die Teure weiß er nicht, was er thut, er schlägt rücksichtslos um sich, und so kommt Serenissiuš zum erstenmal im Leben zu einem schmerzlichen Puff. Natürlich soll diese Majestätsverletzung, wenn sie auch fast unbewußt geschehen, aufs schwerste geahndet werden. Als aber der Graf hört, daß der Student der Sohn eines Jungfräuleins ist, welches Seine Erlaucht als Jüngling mit ihrer Neigung beehrten, wird er milder gestimmt und bestraft den Frevler nur mit Verbannung aus dem Vaterlande Falkenberg. Bernhard geht nach Frankreich, wird mit der Zeit Kapitän in der Revolutionsarmee und findet Gelegenheit, als die Armee bis in die Falkenbergschen Lande vordringt, seinen ehemaligen Souverain ein wenig zu demütigen. Ihm ernstlich weh zu thun, bringt er als Sohn nicht übers Herz. Weniger Glück, als mit seinem Racheverlangen, hat er mit seiner Liebe. Als er nach geraumer Zeit wieder mit der Geliebten zusammentrifft, weiß Dietchen seine Werbung zurück, weil sie mit ihren Brandnarben sich seiner nicht würdig fühlt. Bernhard, der inzwischen seinen französischen Rock ausgezogen, geht verzweifelt ab, tritt bei den Preußen ein, kämpft bei Auerstädt mit und wird schwer verwundet. Geheilt, aber durch eine tiefe Narbe im Gesicht entstellt, kehrt er in die Heimat zurück. Und jetzt ist er für Dietchen der rechte Mann. Er rechts, sie links gezeichnet, eine anmutigere eheliche Symmetrie läßt sich nicht denken. Wie man sieht, läuft auch diese Liebesgeschichte auf eine Art Kuriosität hinaus. Ein ernsteres Herzensinteresse kann man dem narbengeschmückten Paar nicht gut abgewinnen. Was der Roman künstlerisch Anziehendes bietet, das steckt in den Sittenschilderungen und in der launig ironisierenden Weise, in der Jensen das Miniaturversailles mit seinen Rokokogestalten vorführt.

In eine Epoche, die der von Jensen behandelten nur um ein Jahrzehnt vorausgeht, versetzt der Roman Moritz von Kaisenbergs, „Werner von Brunshausen" (Marburg, N. G. Elwert). Wie es scheint, hat Kaisenberg historische Familiendokumente zu seiner Arbeit benutzt; Geschichtliches und Romanhaftes ist in ihr bunt untereinander gemengt. Unter den Hessen, die im Jahre 1776, von dem Landgrafen an die Engländer verkauft, zur Bekämpfung der amerikanischen Rebellen über den Ocean fahren, befindet sich Werner Brunshausen, der Sprößling eines altadligen Geschlechts. Der junge Mann hat sich in ein Mädchen verliebt, über deren Herkunft die widersprechendsten Gerüchte umherlaufen. Sie lebt mit ihrer Mutter zusammen, die einen gut bürgerlichen Namen führt, Vertrauten gegenüber jedoch die Behauptung aufstellt, daß sie die angetraute Gattin eines hessischen Edelmanns sei. Die Ehe sei aber nicht von langem Bestand gewesen, eines Tages habe sie der Mann böswillig verlassen, um nach Amerika zu gehen, und habe

Digitized by Google

unglücklicherweise alle Papiere, darunter auch den Trauschein, mit sich genommen. Es ist erklärlich, daß diese Erzählung nicht allzuviel Gläubige findet. Unter den Zweiflern ist der Vater Jungwerners einer der hartnäckigsten, und er verbietet daher dem Sohne auf das entschiedenste den weiteren Verkehr mit der hergelaufenen illegitimen Bettelprinzessin. In bitterem Unmut läßt sich Werner als gemeiner Soldat anwerben, seiner Liebe wird er jedoch nicht untreu, er hofft, irgendwo in Amerika den Vater der holden Elsa zu entdecken und damit in den Besitz des bedeutungsvollen Trauscheins zu gelangen. Sein Glaube trügt ihn nicht. Der Zufall ist ihm günstig, und eines Tages läuft ihm in der That der Schwiegervater in spe, der unter Indianern selbst ein Halbindianer geworden ist, in die Hände. Der alte Edelmann stirbt bald hernach, glücklicherweise hat er aber beizeiten bei irgend einem Bankhaus seine Papiere niedergelegt, und so kehrt Werner triumphierend in die Heimat zurück. Hier ist inzwischen Elsa zu einer großen Dame geworden, da eine der vornehmsten Frauen des Landes das reizende Mädchen adoptiert hat. Viel umworben, hat die Süße gleichwohl ihren Werner nicht vergessen, und als er endlich wieder auftaucht, wird sie die Seine. Das hat alles ganz den Anstrich eines Märchens, wie es die Großmutter den Enkeln zu erzählen pflegt, aber zum Glück für den Verfasser gibt es auch unter den Erwachsenen Märchenliebhaber genug. Wer sich nicht dazu zählt, kommt immerhin bei dem Buche gleichfalls auf seine Kosten; er kann sich an die Kriegsabenteuer halten. In frischer und anschaulicher Weise berichtet Kaisenberg von den Kämpfen der vereinten Hessen und Engländer gegen die Amerikaner. So tapfer sich die Königlichen hielten, so sehr sie durch soldatische Disciplin den aufständischen Milizen überlegen waren, so mußten sie doch notwendig auf die Dauer den kürzeren ziehen, weil die englische Führung unter aller Kritik war. Wie es möglich war, daß sich Bourgoyne und Cornwallis mit ihren ganzen Armeen bei Saratoga und Yorktowan den Amerikanern ergeben mußten, das legt der Verfasser überzeugend dar. Nebenbei sucht er den hessischen Landgrafen, der seit Schiller und Schubart den üblen Ruf eines Menschenschacherers genießt, nach Möglichkeit weiß zu waschen. Es gelingt ihm das aber nur in beschränktem Umfang. Wenn es wahr ist, daß die hessischen Landeskinder nicht, wie in „Kabale und Liebe“ zu lesen ist, mit dumpfer Verzweiflung, sondern mit heller Begeisterung sich nach England abliefern ließen — um so schlimmer für sie ... Einheitlicher als diese etwas verzwickte Mischung von Märchen und Geschichte, nimmt sich ein anderes Buch Kaisenbergs „Die Ritter vom Sporn“ (Berlin, Karl Sigismund), eine Sammlung von zehn Erzählungen „aus kavalleristischen Kreisen“ aus. Hier, wo der ehemalige Rittmeister seine Stoffe aus dem Soldatenleben der Gegenwart entnimmt, ist er ganz in seinem Element. Aber nur im Stil herrscht eine gewisse Einheitlichkeit, dem Thema nach waltet eine Mannigfaltigkeit, wie sie nur derjenige erreicht, der mitten aus dem Leben schöpft. Tragisches und Lustiges, Harmloses und Bedenkliches wechselt beständig miteinander ab. Der Verfasser ist kein Schönfärber, er weiß von viel Tüchtigem und Mannhaftem zu berichten, aber er verhehlt auch die bösen Erfahrungen nicht, die er gemacht. Gleich den Beginn des Buches gibt eine Ehebruchsgeschichte ab, die von den laxen Sittlichkeitsanschauungen bestimmter Kreise ein beredtes Zeugnis ablegt. Düstere Schicksale spielen sich in den Geschichten „Hoffnungslos“ und „Wer trug die Schuld?“ ab; in der einen kommt ein wackerer Edelmann, dessen Frau dem Laster der Trunksucht erliegt, in den Verdacht, die Gattin vergiftet zu haben, in der anderen verliebt sich ein Offizier in die eigne Schwägerin, und so sehr er gegen die Leidenschaft ankämpft, kann er doch das Verhängnis nicht aufhalten, daß die Geliebte um seinetwillen in den Tod geht. Nahe ans Spiritistische streift die Erzählung „Ein Traum“; auch sie trägt ein tragisches Gepräge. Um so fröhlicher geben sich die Skizzen, in denen der Verfasser von allerlei soldatischen Originalen, von Glückskindern und Pechvögeln plaudert; sie kommen freilich zum Teil über das Anekdotenhafte nicht hinaus. Die Erzählungsweise Kaisenbergs ist überall flott und lebendig; ein Zug des Dilettantischen läßt sich jedoch in Stil und Aufbau schwer verkennen.

Litterarisch ernster zu nehmen ist der Roman „Aus zwei Lagern“ (Jena, H. Costenoble), das jüngste Werk Karl Taneras, das seinen Stoff der Geschichte der neuesten Zeit entlehnt. Freilich muß auch hier zwischen dem historischen Kern und der romantischen Einkleidung unterschieden werden; die letztere wirkt recht spannend, aber sie hat doch, dem Historischen gegenüber, etwas Kleinliches und allzu Abenteuerliches. Dem Verfasser ist es darum zu thun, ein umfassendes, reichbewegtes und anschauliches Bild von den Ereignissen des letzten russisch-türkischen Krieges zu geben. Zu diesem Zweck muß er die Vorgänge in beiden Lagern, im russischen wie im türkischen, schildern, und daher braucht er einen „Helden“, der hier wie dort alles Bedeutsame miterlebt, der sich bald auf dieser, bald auf jener Seite herumtreibt. Ohne eine kühne Erfindung läßt sich die Sache nicht gut durchführen. Schade nur, daß die Fabel, die Tanera sich ausstiftelt, nicht in größerem Stil gehalten ist. Er erzählt von einem Berliner Kanzleirat, der seine Stellung verloren hat, weil er in den Verdacht gekommen ist, einem russischen Spion Waffeleu die Pläne der Festung Thorn ausgeliefert zu haben. Beweisen kann man den Verdacht nicht, aber man traut dem alten Beamten nicht mehr. Zu seinem Glück gibt es einen sehr unternehmungslustigen Jüngling, Otto Waldt, der sich in das Töchterchen des Kanzleirats verliebt hat. Dem guten Otto geht es gegen den Strich, daß der Vater seiner Angebeteten als ein Verbrecher dastehen soll, und er faßt daher den Plan, den Beweis für die Unschuld des Verklagten herbeizuschaffen. Einen besonderen Ansporn für ihn, den Plan auszuführen, bildet die Hoffnung, den Vater, der bisher seiner Werbung feindlich entgegenstand, umzustimmen. Über den Weg, den er einzuschlagen hat, ist sich Otto bald klar. Er will persönlich den Russen aufsuchen, um ihn auf irgend eine

Digitized by Google

Weise zu veranlassen, das Geheimnis, wie die Pläne in Wasselews Besitz gekommen sind, preiszugeben. Wie er erfährt, befindet sich der Spion gegenwärtig in Pest, wo er auf den Ausbruch des Krieges lauert, um durch Kundschafterdienste seinen Geldbeutel zu füllen. Otto reist ab, versteht es sich dem Russen zu nähern, gewinnt sein Vertrauen und erreicht es, daß ihn Wasselew als Diener annimmt. Aber er merkt bald, daß er sehr vorsichtig vorgehen muß, um dem geriebenen Hallunken das Geheimnis zu entreißen. Und so ist er gezwungen, ein ganzes Jahr lang den treuen Diener zu spielen. In dieser Zeit macht er als Begleiter Wasselews den Feldzug der Jahre 1877/78 von Anfang bis zum Ende mit, fortwährend in rastloser Bewegung, alle Gefahren mißachtend, bald mit den Russen über den Balkan dringend, bald mit den Türken die Ungläubigen zurückjagend, denn Wasselew treibt ein Doppelspiel, er ist russischer und türkischer Spion zugleich und verrät heute seine Landsleute an die Moslems, morgen die Türken an die Russen. Endlich aber hat Otto seinen biederen Herrn in der Falle, die er ihm seit langem gestellt, endlich kann er ihn vor Zeugen zwingen, zu offenbaren, daß der Spion die Thorner Festungspläne nicht dem Kanzleirat, sondern einem anderen Beamten verdankt. Und sofort macht sich Otto auf und davon, um das Zeugnis an der rechten Stelle zu verwerten. Der Kanzleirat wird rehabilitiert und aus Dank erläßt er nach kurzer Frist die Anzeige: Die Verlobung seiner Tochter Feodora mit dem Kaufmann und Leutnant der Reserve Otto Waldt gestattet sich ergebenst ꝛc. ꝛc. Es mag Leute geben, die den Reiz dieser Erfindung besser zu würdigen wissen, als ich. Jedenfalls steckt der eigentliche Wert des Romans nicht in der Einkleidung, sondern in den ebenso lebensvollen wie farbensatten Kriegsschilderungen. Die Bilder, die Tanera von dem Übergang der Russen über die Donau, von den Kämpfen um Plewna, von den furchtbaren Drangsalen des Winterfeldzuges entwirft, sind so packend und plastisch in jeder Einzelheit, daß sie an das Beste, was auf dem Gebiete der Kriegsschilderung geleistet worden ist, heranreichen.

Von den Weihnachtsdichtern, die sonst in jedem Jahr mit einer Festgabe sich einzustellen pflegten, ist diesmal keiner auf dem Plan. Ebers ist dahin gegangen, wo man keine Bücher mehr schreibt, und Julius Wolff scheint mit seiner neuesten Märe noch nicht fertig geworden zu sein. Vielleicht als Ersatzmann tritt einer seiner Schüler, Franz Mahler, vor die Öffentlichkeit mit einer Dichtung „Alräunchen“ (Wien, A. Hartleben), die dem „großen Meister“ Wolff gewidmet ist. Über die Verse dieses Meisters habe ich mich oft in banger Klage ergehen müssen, aber es mag ihn trösten, daß er endlich einen Jünger gefunden hat, der es noch ganz anders versteht, in kindlichen Naivetäten zu schwelgen und die nüchternste Prosa in gebundener Rede zur Parade hinzustellen. „Alräunchen“ gehört zu den neckischsten Büchlein, die mir jemals vorgekommen sind. Von dem Inhalt wage ich nur zu verraten, daß der Ratsherr Biedermann die Hand seines Töchterchens demjenigen verspricht, der ihm einen Alraun als Heilmittel gegen das quälende Zipperlein verschafft. Alsbald machen sich zwei Jünglinge, der lustige Gutgesell Heinz und der schlimme Hans, auf den Weg, nach dem Alraun zu suchen. Natürlich entdeckt ihn Heinz, während Hans, ohne daß er es ahnt, ein Eselsohr heimbringt. So köstlich wie diese Erfindung sind die Verse, die dem packenden Stoff zur rechten Wirkung verhelfen. Gleich im Anfang heißt es:

Heinz war wie alle Künstler, stott und keck,
Doch auch von Herzen brav und unverdorben,
Wie man es heutzutag nur selten findet.
Er baute fest und sicher auf sein Glück,
Das ihm die Zukunft zweifellos bereite,
Dieweil er seines Gönners Herz besaß,
Der frischen, flotten Burschen sehr gewogen,
Zumal er selbst doch galt als Lebemann . . .
Der Ratsherr war, wie vorher kurz erwähnt,
Der Lebensfreuden schwelgender Genosse,
Nicht abhold guter Speis' und gutem Trank,
Obwohl er stark mit Zipperlein behaftet
Und darum lieber sollt' diät sich halten.

Zu solchen Schilderungen müssen heut die armen fünffüßigen Jamben herhalten, die einst im „Tasso“ und „Wallenstein“ so adlig stolz einherschreiten durften. Der alte Weise hat recht: „Was zu einfältig und dürr ist, in Prosa gesagt zu werden, das kleide in Verse ein, dann geht's immer noch mit durch.“ Prächtig aber klingt das hohe Lied vom Alraun in Klingklangtönen aus, die unmittelbar Julius Wolff abgelauscht zu sein scheinen:

Alrunchen, Alräunchen, du Märlein der Ammen,
Brachtst wundersamlich zwei Pärlein zusammen,
Alrunchen, Alräunchen, du Wunderwurz klein,
Bring Glück auch und Segen ins Haus uns hinein.
Alrunchen, Alräunchen, possierliches Männlein,
Wir weihen dir heut ein gebührliches Tönnlein,
Alrunchen, Alräunchen, gebadet in Wein,
Wirst allzeit ein fröhlicher Hausgeist du sein.

Hoffentlich erfüllt Meister Wolff den Wunsch des Dichters, den dieser in der Widmung ausspricht:

Sieh freundlich auf mein Wollen mehr dabei,
Wie auf mein Können im Gedankenspinnen:
O, möchtest du ein mildes Urteil künden!

Mahler will in diesem Fall „den Spruch der Lästerbank leicht nehmen“, und so kann ich schließlich nur sagen: möge ihm die Bank leicht sein!

Sind aber auch die gewohnten Weihnachtsfänger ausgeblieben, so fehlt es doch keineswegs an Werken, die jedem Festtisch zur Zier gereichen werden. Nicht daß sie durch äußerlichen Prunk sich dazu eigneten, sondern weil in ihnen echtdeutsches Empfinden, hellfröhlich oder weihevoll, zum Ausdruck kommt. An erster Stelle möchte ich hier auf die neuesten Bücher, die Hanns von Zobeltitz veröffentlicht hat, hinweisen. Auf die übermütige, von saftigem Humor sprudelnde Berliner Zigeunergeschichte „Lichterfelderstr. Nr. 1“ (Berlin, Schuster & Loeffler), die in diesen Heften zuerst veröffentlicht wurde, und auf den gehaltreichen, lebhaft fesselnden Roman

Digitized by Google

„Die Stärkere“ (Jena, H. Costenoble). Näher auf beide Werke einzugehen, bleibt mir bei den nahen Beziehungen des Verfassers zu Velhagen und Klasings Monatsheften leider versagt; ich muß es bei einem bloßen Hinweis auf die Thatsache bewenden lassen, daß die Erzählungen nun auch in Buchform erschienen sind.

Wie Hanns von Zobeltitz sind auch Marx Möller und Frida Schanz den Lesern der Monatshefte, nicht durch Prosa, aber als Verspoeten seit langem wohl vertraut. Beide haben, was ihnen an künstlerischer Frucht in den letzten Jahren gereift ist, zu Garben vereinigt und an die Öffentlichkeit gebracht, Möller in der Sammlung „Lieder und Legenden“ (Berlin, Freund & Jeckel), Frida Schanz in dem schmuck ausgestatteten Werkchen „Unter dem Eschenbaum“ (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing). Es kommt in den beiden Sammlungen mehr als ein verwandter Zug zum Vorschein; die Kunst, die sich da entfaltet, sucht nicht große Geistesideen, wilde Leidenschaften, verzwickte Seelenprobleme zu gestalten, sie hält sich mehr an das Schlichte, Stille, Feine, sie wendet sich vor allem an das Gemüt, sie kündigt immer wieder von der Liebe, in deren Dienst auch der Alltagsmensch zum Helden werden kann, von dem Frieden, der höher ist als alle Vernunft, — eine Herzenskunst im innersten Sinn des Wortes. Ueberdies sind beide Bücher von Heimatduft durchweht, deutsch in jedem Trieb, in jeder Ader, Weihnachtsbücher, nicht von des Buchbinders Gnaden, sondern weil sie aus demselben Geist herausgeschaffen sind, dem die deutsche Weise, das Fest zu begehen, ihren Ursprung verdankt. Aber Möller und Frida Schanz, sie beide sind auch Meister auf ihrem Instrument, ihr Spiel mit Vers und Reim nimmt sich fast virtuosenhaft leicht und gefällig aus. Bei aller Verwandtschaft sind auch starke Unterschiede nicht zu verkennen. Möller ist ein echter Niederdeutscher; sein Vortrag hat etwas Breites, Behäbiges, derb Realistisches; hier und da wird er allzu nüchtern und trocken und gibt mehr verflüssigte Prosa, als Poesie. Auch verliert er sich zuweilen, wie in der Legende vom Junggesellen, in eine Art von Naivetät, die einem reiferen Geschmack nicht recht bekömmlich ist. In anderen Dichtungen stört ein gewisser philiströser Zug oder ein allzu gezwungenes Bild. So ist der Vergleich des Frühlings mit einem Commis voyageur, wie es nicht anders sein kann, recht mangelhaft durchgeführt; dies Bedenken richtet sich aber nur gegen den Vergleich, in ihren Einzelheiten ist die kleine Dichtung voll köstlicher Frische. Noch deutlicher aber zeigt sich, was Möller als Poet zu leisten vermag, in seinen lyrischen Versen, so in dem stimmungsvollen „Der Abend kommt gegangen“ und in dem gleich gedanken- wie empfindungstiefen Gedicht „Ein Traum“. Ergreifend durch ihren Gemütsgehalt und ihre sinnvolle Ethik wirken die Legenden von „Frau Anne“ und die vom Tode und der Mutter, packend durch sein eigenartiges Kolorit das Capriccio vom jüngsten Ratsherrn. Vielseitiger noch als Möller ist Frida Schanz, in der Form schwungvoller, in Stimmung und Farbengebung brennender, bestrickender. Auch sie gibt ihr Bestes, wo sie innige Gemütstöne anschlägt und von schlichten Alltagskindern erzählt, die im Kleinen das Große leisten an Leid und Überwindung. Nirgends aber fällt sie ins Nüchterne und Triviale. Das alte Lied vom Scheiden und Meiden wird in dem Gedicht „Die Wassermühle“ stimmungswirksam variiert, von Mutterschmerzen künden ebenso eigenartig wie zu Herzen gehend die Dichtungen „Unter dem Schnee“, „Die Blinde“ und „Die Frau Major“, reizvoll durch ihren feinen Stimmungsduft wirken die Gedichte „Das letzte Zeugnis“ und „Sterbekameraden“. Aber auch da, wo die Dichterin ihrer Neigung zum Phantastischen nachgeht, in den Märchen „Der Hirt“, „Die Spinnerin im Monde“, „Das selige Fräulein“, und vor allem in der düsteren Ballade „Das Hexenkind“ versteht sie es, den Leser unwiderstehlich zu bannen und in der Berückung festzuhalten. Überall ist die Form nicht nur äußerlich vollendet, sondern auch dem Gehalt feinsinnig angepaßt. Hier und da, wie in dem kleinen Idyll „Das Mühleumärchen“ reicht Frida Schanz an das Beste, was Annette Droste-Hülshoff geschaffen, heran. Daß die Dichterin schließlich auch im launigen Vortrefflichen leistet, das zeigt sie in den „Teufelslegenden“. So reiht sich die Sammlung würdig an das ältere Werk der Dichterin an, das den Titel „Filigran“ führt.

Digitized by Google

—⇛ Zu unsern Bildern. ⇚—

(Abdruck verboten.)

Das vorliegende Heft hat als Weihnachtsheft einen besonders festlichen illustrativen Schmuck erhalten. Als farbiges Titelbild bringen wir eine prächtige Studie zu der Madonna, mit der Professor Franz Simm die Giebelwand seiner Villa in Schwabing bei München — ein echtes Künstlerheim — schmückte. Ein zweites Madonnenbild schalteten wir, als ausgezeichneten Holzschnitt, zwischen S. 384 und 385 ein. E. Veith, ein jüngerer Wiener Künstler, wandelt in dem schönen, warmempfundenen Gemälde unverkennbar auf den Spuren der großen Renaissancemeister, die den Typ der Jungfrau mit dem Jesusknaben in so unübertrefflicher Weise festgelegt haben; trotzdem gibt er doch auch aus Eignem hinzu — es liegt besonders in den Gestalten, in den Gesichtern der drei Kinder, die sich um die Madonna scharen, ein ganz eigner Reiz und selbständige Auffassung. —

Rudolf Poſſin-Berlin holte sich das Modell zu seinem kleinen originellen Mädchenbilde (zw. S. 360 u. 361) von den holländischen Inseln, die nicht nur durch die frische Erscheinung ihrer Mädchen und Frauen, sondern mehr fast noch durch deren eigenartige Tracht für unsere Maler so viele Anziehungspunkte bieten. — In der Reihe der Worpsweder Künstler nimmt, neben Fritz Mackensen, H. Vogeler, Fritz Overbeck, Hans am Ende, Otto Modersohn eine immer kräftiger hervortretende Stellung ein. Er ist wohl der ausgesprochenste Landschafter der kleinen Gruppe, die in dem einsamen Bremer Moordorf im Sinne echter Heimatskunst schafft; eine vornehme, in sich gekehrte Künstlernatur, die nie nach äußerlichen, blendenden Effekten haſcht, vielmehr mit einfachen Mitteln das Höchste zu erreichen strebt, was die Landschaft überhaupt zu bieten vermag: den Eindruck einer bestimmten Stimmung in der Natur. Man hat Modersohn denn auch wohl einmal nicht unpassend den Lyriker unter den deutschen Landschaftern genannt. Sein schönes Bild „Unwetter" (zw. S. 368 u. 369) gereichte der diesjährigen Dresdener Ausstellung zur besonderen Zierde. —

Einband. Entworfen von P. Kersten.

Professor Richard Friese-Berlin, der große Tiermaler, führt uns diesmal in hohe Breiten. Sein Gemälde „Eisbären auf Spitzbergen" (zw. S. 376 u. 377) beruht auf eigner Anschauung: als der Künstler Spitzbergen besuchte, sah er den riesigen Gesellen im Vordergrunde auf der Berentina-Insel unterhalb der „Warde," des von Fangschiffern als Wahrzeichen aus losen Steinen aufgerichteten Baues, der auch auf dem Gemälde wiedergegeben ist. — Von Spitzbergen nach dem sonnigen Süden! C. Tiratelli gibt ein frohes Fest in Neapel wieder (zw. S. 400 u. 401), das sich im lustig geschmückten Hofe eines Albergo mit dem Klang der Mandolinen, den übermütigen Weisen der Volkssänger abspielt. — Ein prächtig gemaltes Wildbretstück — zu den weihnachtlichen Festtagen gehört doch nun einmal auch der Festbraten! — von A. Schröder (zw. S. 408 u. 409) mag uns in die Heimat zurückführen. —

Unsere Städte schmücken sich jetzt erfreulicherweise gern wieder mit öffentlichen Zierbrunnen, in Berlin, Bremen, Hamburg, München ꝛc. sind im letzten Jahrzehnt neue monumentale Brunnenanlagen geschaffen worden, die das architektonische Bild der Städte auf das vorteilhafteste beeinflussen. Wir bringen zwischen S. 448 u. 449

Einband.
Entworfen und ausgeführt von H. Sperling in Leipzig.

Digitized by Google

den Entwurf eines Brunnens von dem talentvollen Berliner Bildhauer H. Hoſaeus, ein ungemein phantaſiereiches Werk von faſt Böcklinſcher Kraftfülle. —

Von Gabriel Metſu, dem großen Leidener Kleinmaler des XVII. Jahrhunderts, ſchalteten wir auf S. 393 eine Reproduktion der berühmten „muſikaliſchen Unterhaltung“ ein — charakteriſtiſch für ſeine Art, Scenen aus dem Leben des wohlhabenden Bürgertums wiederzugeben. Auf S. 397 geben wir eine kleine Studie von Prof. Ludwig Dill, der diesmal ausnahmsweiſe einmal ſein Motiv nicht in der Umgebung Münchens, ſondern in der Lagunenſtadt fand. — Sehr intereſſieren wird es unſere Leſer, Paul Heyſe als Zeichner kennen

Hochzeitsalbum.
Entworfen von L. Sütterlin, ausgeführt von W. Collin in Berlin.

zu lernen. Die näheren Bekannten des Dichters wußten freilich längſt, daß er neben der Feder auch den Stift trefflich zu führen verſteht — in weiteren Kreiſen aber wird es ungemein überraſcht haben, daß der Verlag von F. Bruckmann in München diesmal eine Gabe von 25 Porträtſkizzen Heyſes auf den Weihnachtstiſch legen konnte, Bilder Münchener Schriftſteller, die unter dem Geſamttitel „Das litterariſche München“ vereinigt ſind. Luſtig erzählt der Dichter in dem Vorwort, wie die Skizzen entſtanden:

„Als ich noch auf der Schulbank ſaß,
Macht' ich mir heimlich oft den Spaß,
Meinen Lehrer abzukonterfei'n,
Friſch ins Diarium hinein.
Auch aus der Kameraden Schar
Manch einen, der behaftet war
Mit einer Naſe von eignem Stil,
Für meinen Stift ein lockend Ziel
In Mathematik- und anderen Stunden,
Daran ich wenig Geſchmack gefunden.

Ledereinband.
Von Georg Hulbe in Hamburg und Berlin.

Dann ſpäter im langen Leben auch
Blieb ich getreu dem alten Brauch . . .“

Paul Heyſe nennt ſich dann ſelbſt beſcheiden einen Dilettanten: „Dilettant heißt der kuriose Mann, der findet ſein Vergnügen dran, etwas zu machen, was er nicht kann“ — und ſchildert heiter, wie vielleicht Lenbach die Blätter achſelzuckend anſehen würde „. . . und fragt mich über die Straße hinüber, Wir ſind ja Nachbarn, ob nicht lieber, Der Schuſter bliebe bei ſeinem Leiſten, Statt fremder Kunſt ſich zu erdreiſten“ — und wie er,

Ledereinband.
Von Georg Hulbe in Hamburg und Berlin.

Digitized by Google

Heyse, dann antworten würde „... sind arme Sachen, Und war doch lustig, sie zu machen.“ Wir geben mit Erlaubnis der Verlagsanstalt die Porträtskizzen wieder, die der liebenswürdige „Dilettant“ von Wilhelm Jensen und Richard Voß entwarf. —

* * *

Der künstlerische Bucheinband — ich spreche hier nicht etwa von Einbänden der sogenannten Prachtwerke mit ihrer überladenen Vergoldung, sondern von wirklich künstlerisch entworfenen und künstlerisch ausgeführten Einbänden — fußte bis vor nicht langer Zeit in Deutschland, insoweit er bei uns überhaupt Verwendung fand, wesentlich auf der Nachahmung alter berühmter Vorbilder, der Einbände etwa der Groliers und Majolis ꝛc. Erst seit etwa 10 Jahren ist in dieses Gebiet ein frisches Leben eingezogen, ein selbständiges Schaffen, anstatt oft technisch vollendeter, aber doch geistesarmer Nachahmung. Ein Stamm tüchtiger Künstler ist herangewachsen, und der wachsende Wohlstand der Nation hat vor allem

Bucheinband von Julius Hager in Leipzig. Entworfen von Oscar Hager.

Bucheinband von Julius Hager in Leipzig. Entworfen von Oscar Hager.

die Kreise erweitert, in denen die Freude nicht nur am Buche selbst, sondern auch an dessen würdevollem und eigenartigem äußeren Schmuck schon früher lebendig war. Schöne Einbände können nicht billig sein, wie Dutzendware, aber ein wirklich schöner Einband erfreut auch dauernd. Während die Kunst des Buchbinders merkwürdigerweise in dem Lande, in dem sie früher in so hohem Ansehen stand, in Frankreich, sich mindestens nicht weiter entwickelt hat, im Gegenteil verflachte und veräußerlichte, ist sie in den germanischen Ländern, in England, in den Niederlanden, in Deutschland und nicht zuletzt auch in dem kleinen Dänemark zu einer neuen schönen Blüte gelangt. Bei uns haben die Kunstgewerbemuseen mit ihren häufigen Ausstellungen künstlerischen Buchschmucks in dieser Beziehung äußerst segensreich, wirklich erziehlich gewirkt, nicht nur für die Buchbinder, sondern gerade für den Geschmack des Publikums. Wir geben heute — zum Weihnachtsfeste gewinnt das Buch ja immer eine besondere Bedeutung — eine Anzahl künstlerisch ausgeführter Bucheinbände in verschiedenen Stilarten wieder, die von dem geklärten Geschmack, der heute in unseren ersten Werkstätten herrscht, und von deren Leistungsfähigkeit ein glänzendes Zeugnis ablegen. H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Sizilianer. Nach der Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 5, Januar 1900.

Jahrhundertwende.

Von

Joseph Lauff.

So willst auch du vom Schaugerüst jetzt treten,
Du groß Jahrhundert — groß wie du genaht! —
Dir galten nicht Theurgen und Propheten —
Die That war Trumpf — und fruchtbar war die Saat.
Dem Höchsten nur hast du dich zugewendet,
Wie Moses schlugst du Lebensborn bei Born,
Und vierfach war die Saat, die du gespendet:
Drei Eisenkörner und ein goldnes Korn.

Das erste Korn . . .! — Bei Sturm und Wettergrollen,
Da rings die Welt mit Ketten war umhegt,
Hast du beherzt in die geworfnen Schollen
Mit eigner Hand das erste Korn gelegt.
Und wie alsdann die Keime sich entfachten
Beim Wurzelschlagen und im Frührotschein,
Da trieb der Lenker und der Herr der Schlachten
Den Freiheitssturm ins deutsche Herz hinein.

Digitized by Google

Das andre Korn . . .! — Da schien die Welt zu enge! —
Voll Dampf voraus! — Die Zeit stand im Verkehr;
Ums Erdenrund warf sie die Schienenstränge,
Und unterm Dampf gebändigt lag das Meer.
Und Zeit und Raum verloren ihre Schranken,
Der Thatkraft war der Genius gesellt,
Und wie die Adler flogen die Gedanken
Von Pol zu Pol und in die Sternenwelt.

Das dritte Korn . . .! — Da sprang aus Grund und Boden,
Nachdem zuvor der Rabenschwarm gescheucht,
Im Lederschurz, im Schmuck der Eichenloden
Der Reichsschmied vor das flackernde Geleucht.
Und er schlug zu! — Die Blasebälge schnoben;
Und Viet bei Viet — und Streich bei Hammerstreich,
Und unterm Hieb, vom Funkenlicht umstoben,
Dem Phönix gleich, erstand das Deutsche Reich.

Das goldne Korn . . .! — Es fand die Ackerkrume,
Ins milde Erdreich senktest du es ein;
Da stieg empor der Dichtkunst heil'ge Blume,
Und heißes Leben pulste durch den Stein.
Vieltausend Harfen klangen im Gelände,
Im edlen Wettstreit brüderlich gereiht,
Und segnend schritt um die Jahrhundertwende
Der Friedensfürst durch die beglückte Zeit.

Und nun auch du! — Du ziehst in alle Weiten;
Die Wende naht im dunklen Nebelflor;
Ein andres Leben ringt sich aus den Zeiten:
Das alte geht — ein neues strebt empor.
Und Millionen harren ihm entgegen,
Hin auf die Zukunft Herz und Blick gewandt. —
Herr Gott im Himmel, spende deinen Segen,
Denn ihre Saaten ruhn in deiner Hand.

Digitized by Google

Ein bedeutender Mann.

Roman von

Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

1. Kapitel.

Draußen auf der Straße braute der Oktobernebel. Im Portal des Hotel St. Petersburg waren soeben die elektrischen Glühlampen aufgeflammt. Der breite gewölbte Durchgang zu dem überglasten Hofe lag in hellem Licht. In dem mächtigen Kamin an der linken Längswand, gegenüber dem Treppenhause, knisterten die Buchenscheite. Eine behagliche Wärme füllte den Raum.

Mit bedächtigen Schritten kamen zwei alte Angestellte des Hauses die Treppe herab. Auf der letzten Stufe blieb der eine — ein untersetzter Mann mit rundem Gesicht und spiegelblankem Schädel — stehen und faßte den anderen am Arm.

„Krause —“, bat er fast ängstlich, „lassen Sie mir bloß den 78er Johannisberger nicht zu kalt reichen. Das lernt ihr nun mal nicht, die richtige Temperatur abpassen. Und das Weinchen verdient's, daß er liebevoll behandelt wird.“

Über das kleine, vielfaltige Gesicht des Oberkellners flog ein überlegenes Lächeln. „Na — na, Freund Angermann, Sie müssen doch auch nicht denken, daß Sie die Kellergeheimnisse allein in Erbpacht haben. Man hat doch auch seine Erfahrungen.“

„Ja — Sie, Krause! Aber was das junge Volk ist — keine Spur von Einsicht. Haben Sie gesehen, wie der Bengel, der Franz, oben den Haut Brion in die Karaffe goß? Als ob's irgend ein beliebiger Petit Bleu wäre, und nicht ein 78er Schloßabzug, den der Prinzipal auf meinen Rat gekauft hat, als noch niemand so recht an die Haut Brions 'ran wollte. Ja — so ... von wegen dem Johannisberger Kabinett! Sehn Sie, Krausemännchen, das hat mit dem doch noch so seine besondere Bewandtnis. Denn als den der Herr sich hinlegte, das war, als Fräulein Dora gerade geboren war — 77 — ein gesegnetes Jahr. Damals hat er mir gesagt: ‚Angermann, den Metternicher geben wir nur bis auf zehn Flaschen aus. Die letzten zehn bleiben bis zur Hochzeit. Sie verstehen schon.‘ Na ... und so kommen sie denn heut' an die Reihe.“

Der Oberkellner nickte dem Kellerkollegen zu. „Wie die Zeit vergeht, Angermann! Zwanzig Jahre! Damals war man auch noch fixer auf den Beinen. Richtig — ja! — als die Dora ankam, das war gerade, als wir das elektrische Licht anlegten. Komisch ... und wie neun Jahre vorher der Herr Doktor geboren wurde, bauten wir gerade den ersten Fahrstuhl. Keiner wollte damals gern mit dem Ding fahren. Ja ... und heut ist das Jüngelchen ein berühmter Mann, und Fräulein Dora heiratet.“

„Krause —“

Digitized by Google

„Was denn?“

„Wir hätten doch noch den alten Pomard einschieben sollen —“

„Nee — nee! Es soll ja ganz einfach sein, möglichst einfach. Herr von Herret hat das ausdrücklich so gewünscht.“

„So? Schließlich ... Zunge hat er ja gewiß auch nicht. Wo soll er sie denn auch herhaben? Solch armer kleiner Leutnant! Ich weiß ja schon — ein saures Möselchen und, wenn's hochkommt, 'ne Pulle Schaumwein. Und Bowle — immerzu Bowle. — Adjes, Krausemännchen ... bis nachher ...“

Sie nickten sich noch einmal zu. Dann schritt der Oberkellner zum Kamin drüben, wärmte sich die zittrigen Hände ein wenig über dem Feuer, stäubte an dem tadellosen Fracksärmel herum und sah dabei nach der großen Uhr hinauf, die in den Marmoraufsatz des Kamins eingelassen war. Alles mit einer gewissen leichten Unruhe.

„Halb sechs —“

Er klopfte an das Fenster der Portierloge. „Du, Pascha — es ist halb sechs! Sie müssen gleich kommen!“

Da tauchte der breitschulterige Portier auch schon aus seinem Verließ auf. „Es hat noch Zeit, Krause,“ sagte er mit seiner tiefen Stimme und strich sich über den schwarzen Vollbart, der ihm seinen Spitznamen eingebracht hatte. „Du hast's immer so eilig, Krause.“ Er gähnte. „Ja, ja — ist das 'ne Stille heute. Wie ausgestorben. Und dabei ist das Haus ganz gut besetzt.“

„Es geht, Pascha. Drüben im Restaurant ist's ziemlich leer.“

„Der Geschäftsführer — der eitle Laffe — war vorhin hier. Zu heute abend sind von Cook vierzehn Amerikaner angemeldet.“

„So? Na, die machen den Kohl auch nicht fett. Wenn's noch Russen wären. Aber das reist jetzt alles gleich nach Paris durch.“

„Oben alles bereit, Krause? Wie viel Personen sind's denn eigentlich?

„Zwölfe!“

Der Portier zog mißachtend die Achseln. „Nur zwölfe?! Und überhaupt — alles so in der Stille, fast wie heimlich! Ich hätte mir nun doch die Hochzeit von unserem Fräulein anders gedacht.“

Sie dämpften die Stimmen, weil einige Gäste vorüberschritten. Dem einen mußte der Portier schnell Auskunft über den Hamburger Frühzug, dem anderen über die heutige Vorstellung im Opernhause geben.

Endlich konnten sie wieder die Köpfe zusammenstecken.

„Na, Pascha, es liegt doch nun mal, sozusagen, in den Verhältnissen. Machen wir uns doch kein X vor'n U: ja, wenn unser alter Merlenberg das Haus verkauft hätte! Die Tochter von Herrn Rentier Merlenberg — das wäre schon etwas anderes gewesen. Aber so: ganz leicht wird's der Herr Leutnant nicht gehabt haben, mit dem Konsens und mit den Herren Kameraden. Und ganz leicht bekommt's die junge Frau ganz gewiß auch nicht ...“

„Sie hat's doch nun mal gewollt. Denn unser Alter — das können Sie mir glauben — gern hat der seine Einwilligung auch nicht gegeben. Sehen Sie mal, Krause: der einzige Sohn ein Gelehrter. Schön: da war doch immer noch die Hoffnung, daß ein Schwiegersohn ins Haus käme, ins Geschäft. Aber nun auch das nicht — das war keine Kleinigkeit für ihn. Na, und ist denn das so etwas ganz Besonderes mit dem Schwiegersohn? Du mein Himmel! Die Frau Mutter wohnt doch bei mir im Hause — ich weiß doch Bescheid!“

„Pah! Ein bissel eitel ist der Prinzipal doch schon auf den Schwiegersohn. Und, alles, was wahr ist, Pascha — es ist auch ein lieber Mann. Ich leg' meine beiden Hände dafür ins Feuer, die Leute können reden, was sie wollen: der hat nicht ums Geld — —.“

Aber da stürzte der Portier an ihm vorüber und an den Wagen, der soeben vor dem Portal vorgefahren war. Er riß, sich verbeugend, den Schlag auf.

Die junge Frau stieg zuerst aus. Eine schlanke Erscheinung — noch schlanker wohl erscheinend im schneeigen Atlas des Brautkleides. Das schmale Gesicht blaß; nicht schön vielleicht, aber im Augenblick strahlend im Glück. In den Augen noch eine letzte Thränenspur, auf den Lippen ein stilles seliges Lächeln.

Schon war auch der Gatte an ihrer Seite und reichte ihr den Arm. Auch sein ernstes Antlitz spiegelte die Rührung der Stunde wieder.

So schritten sie durch das Thor.

Digitized by Google

Der alte Oberkellner stand dicht an Portierloge: „Meinen gehorsamsten Glückwunsch, gnädigste Frau!“

Sie blieb einen Augenblick stehen, nickte ihm zu und streckte ihm die Hand hin. „Ich danke Ihnen, lieber Herr Krause!“ sagte sie lächelnd. „Sie sind also der erste, der mir im Elternhaus Glück wünscht. Das freut mich.“

Dem Alten standen die Thränen in den Augen. Er brachte kaum den Glückwunsch für den Gatten heraus. Auch der Offizier schüttelte ihm die Hand.

Dann ging das junge Paar schnell weiter. Im Hintergrund des Flurs und auf dem Lichthof drängte sich schon das Personal des Hotels zusammen — Kellner und Stubenmädchen, Hausdiener und Liftjunge, dazwischen ein paar Köche mit weißen Mützen. Jeder wollte doch gern wenigstens das Brautpaar gesehen haben.

Sie stiegen die Treppe hinauf. Wortlos Arm in Arm. Und endlich standen sie oben im ersten Salon. Allein noch. Und als müsse er den kurzen Augenblick nutzen, zog er sie an die Brust und schaute ihr tief in die Augen.

Unten rollte währenddessen Wagen auf Wagen vor.

Zuerst kam Herr Merlenberg mit der Mutter seines Schwiegersohnes. Die hagere hochgewachsene Frau war sichtlich tief erregt. Als der Brautvater ihr mit einer etwas übertrieben ceremoniellen Verbeugung den Arm reichte, stand sie einen Augenblick wie verwirrt, die Augen auf die bunte, neugierige Menge im Lichthofe gerichtet, die sich jetzt ein wenig nach vorn drängte; um ihren feingeschnittenen Mund zuckte es. Dann aber trat sofort ein verbindliches Lächeln auf ihre Lippen — „Verzeihung, Herr Merlenberg!“ und sie legte ihre Hand in seinen Arm. Grade aufgerichtet, mit bewußter Würde, führte er sie zur Treppe. Er sah vortrefflich aus mit seinem energischen Gesicht, dem langausgezogenen schwarzen Bart und der hohen Stirn; wie angegossen saß ihm der Frackanzug mit den vier etwas exotischen Orden auf der Klappe.

„Unse Olle! Famos!“ rief halblaut einer der Küchenjungen und wurde dafür von dem neben ihm stehenden ältesten Hausdiener unsanft in die hinteren Reihen zurückgeschoben. Aber auch der Friedrich schmunzelte; auf ihre „Frau“ waren sie alle ein wenig stolz. Die volle Blondine mit dem frischen Gesicht war in der That immer noch eine schöne, elegante Erscheinung; ihre Schönheit war so unverwüstlich wie das liebenswürdige, immer heitere Lächeln auf ihren Lippen. Auch der alte Oberst a. D., der sie führte — der Oheim des Bräutigams — schien bereits unter dem Zauber dieser Schönheit und dieses Lächeln zu stehen.

Bei dem nächsten Paar verstummte das leise Murmeln unter den Zuschauern. Nur Friedrich nickte befriedigt vor sich hin: „Unser Herr Doktor mit der Schönsten. Das soll sich wohl auch so gehören.“

Der Sohn des Hauses — Dr. Moritz Merlenberg — führte die Schwester des jungen Ehemannes. Er ähnelte heut schon dem Vater, nur war er viel hagerer, und sein ernstes, edel geformtes Gesicht hatte einen ungleich vertiefteren Ausdruck; die großen Augen lagen ein wenig tief und schienen umschattet. Das starke glatte Haar war scharf zurückgestrichen, die blaugeäderten Schläfen traten markiert hervor. Auch er trug bereits einen Orden. Nach des Fürsten Bismarck Ausspruch den schönsten, den es gibt: das schlichte Bändchen der Rettungsmedaille.

Hedwig von Herret war nur ein wenig kleiner als er. Ihre Gestalt hatte noch etwas Knospenhaftes, Unentwickeltes, aber auch über ihrem schmalen zarten Gesichtchen lag noch der volle Zauber der ersten Jugend, der Kindheit fast. Als der Doktor ihr den Arm bot und mit seiner sonoren Stimme sagte: „Darf ich bitten, Fräulein Hedwig?“ schrak sie zusammen. Ganz leicht nur legte sie dann ihre Hand in seinen Arm. Die dunklen Augen irrten ein wenig verschüchtert umher, und das feine Näschen bebte. Sie war sehr blaß, die Lippen zeichneten sich mit ihrer lebhaften Färbung um so kräftiger in ihren weichen Linien ab. Ein paarmal wandte sie, während beide der Treppe zuschritten, das Köpfchen mit einer anmutigen Wendung ihrem Herrn zu, und der kleine Mund öffnete sich ein wenig, als ob sie etwas sagen wollte. Aber es kam nicht dazu, sie zog vielmehr jedesmal die Unterlippe zwischen die weißen Zähne und schwieg.

Der Küchenjunge hatte sich wieder in die vorderste Reihe gedrängt. „Donnerwetter — hat die aber Haare!“ lachte er mit einem frechen Blick auf den auffallend starken

Digitized by Google

Knoten, in den Hedwig ihr blauschwarzes volles Haar geordnet hatte. Neben ihm zischelten ein paar Stubenmädchen über die Toilette: „... billigste Seide, das Meter bei Herzog zwei Mark — höchstens! Und gearbeitet! Na, bei der Pechsteinen gewiß nicht.“ — „Das sieht 'n Blinder! Kiek' mal bloß die Schuhe an, Marie. Die sind auch man bloß wieder mit Brot abgerieben —.“

Die nächsten Paare — einige Freundinnen der Braut, zwei Kameraden des Leutnants, ein paar ältere Verwandte des Leutnants — ließen die Corona der Zuschauer kalt. Der Lichthof leerte sich allmählich.

Dann rollte, nach einer kleinen Pause, noch ein Wagen vor. Der Portier half dem alten Herrn, der langsam ausstieg, besonders sorgfältig. „Schönsten guten Abend, Herr Hofprediger!“ — „'n Abend, mein lieber Prinker. Immer gut zuwege? Ja — freut mich!“ — „Der Herr Hofprediger sehen aber auch prächtig aus — unberufen!“ — „Dem Herrn sei Dank, mein Lieber, es geht ja nun wieder so leidlich. Ich hab' mich wohl etwas verspätet, Prinker? Es gab noch zu thun.“ — „Die letzten Herrschaften sind auch soeben erst gekommen, Herr Hofprediger.“

Pascha ließ es sich nicht nehmen, dem Greise drinnen im Flur selbst Mantel und Hut und Halstuch abzunehmen. Der plauderte unterdessen in seiner lebhaften, herzgewinnenden Art: „Gelt, Prinker — zwanzig Jahre ist's her, daß wir die junge Frau da oben getauft haben. Damals waren wir beide noch jung. Na ... Sie sehen ja heute noch wie ein junger Mann aus. Prinker, Prinker — ich glaube, Sie färben!“ Der Portier lächelte verlegen: „Das Geschäft verlangt's, daß man nicht gar zu alt aussieht, Herr Hofprediger, das ist nun schon mal nicht anders. Der Herr Hofprediger fahren wohl doch lieber mit dem Lift 'rauf?“

Er winkte dem Liftjungen und begleitete den alten Herrn selbst. Aber auf halbem Wege blieb er nochmals stehen: „— Herr Hofprediger ...“

„Nun, alter Kriegskamerad! Was haben Sie noch?“

Pascha griff sich in den Bart. Sein Gesicht wurde noch um eine Schattierung röter. „Verzeihen Sie, Herr Hofprediger — ich hätte wohl eine Bitte — erinnern sich der Herr Hofprediger vielleicht noch meiner Lene?“

„Aber selbstverständlich, Prinker. Ich vergesse doch so leicht keine meiner Konfirmandinnen. Und die Helene — sie ist grad so alt wie Frau von Herret, nicht wahr? — Ihre Helene war solch ein aufgewecktes hübsches Kind. Was ist's denn mit ihr, Prinker? Krank ...?“

Der Portier schüttelte den Kopf. Es wurde ihm nicht ganz leicht, sich auszusprechen. „Krank nicht — kerngesund ist sie. Aber allerhand Flausen hat sie im Kopf. Sie macht uns Kummer. Der Herr Hofprediger sind so sehr in Anspruch genommen, ich weiß ja — es ist gewiß sehr unbescheiden ...“

Über das gefurchte milde Antlitz des Geistlichen breitete sich ein Schatten. Er unterbrach den Portier: „Ich habe noch immer Zeit gefunden, wenn jemand bei mir anpochte,“ sagte er ernst. „Und nun gar für eine meiner Konfirmandinnen. Sie schicken mir das Kind, Prinker! Warten Sie mal: übermorgen vormittag gegen zehn Uhr — verstanden! Still — still! Ich will gar nichts weiter wissen — ich will selbst sehen und hören!“ Er reichte dem Manne die Hand. „Kopf hoch, Prinker. Die Helene hatte einen guten Kern, sie kann nicht schlecht geworden sein.“

2. Kapitel.

Man wartete oben, trotz der vorherigen Bitte des Vielbeschäftigten, doch auf den Geistlichen. Dabei hatte durchaus keine rechte Stimmung aufkommen wollen, es gab nach den ersten lebhaften Glückwünschen sogar peinliche Augenblicke, in denen die Unterhaltung in dem großen festlich erleuchteten Salon ganz einzuschlafen drohte.

Das junge Ehepaar stand unweit der Flügelthüren, die zum Speisesaal führten. Vor ihnen Frau von Herret, die bald die Hand des Sohnes, bald die der Schwiegertochter faßte und streichelte. „Mein lieber großer Junge ... wenn das der Papa doch erlebt hätte ... unser guter alter Papa ... er würde dich auch bald liebgewonnen haben, mein Töchterchen ... ja ... und ich will dir auch immer eine recht gute Schwiegermutter sein, liebe Dora ... das hab' ich mir heut' gelobt, Kind ... und du mußt nur rechtes Vertrauen zu mir haben ...“

Digitized by Google

Dann erstickte die Rührung wieder ihre Stimme, und sie konnte nur noch undeutlich flüstern: „Ihr lieben ... lieben ... Kinder —“, bis sie nach einem Weilchen wieder gefaßter fortfuhr, in voller mütterlicher Eitelkeit: „Er ist immer ein so guter Sohn gewesen, hat uns nie Kummer gemacht, der Hasso ... er wird dir auch ein guter Mann sein, mein Dorchen ...“

Über das ernste Gesicht des Sohnes flog doch ein kurzes Lächeln. „Du sollst mich nicht immer so loben, Mama,“ sagte er mit dem Anflug eines Scherzes. „Mein Frauchen“ — er sprach es ganz stolz — „muß ja sonst denken, ich sei ein ganzer Ausbund von Tugenden, und nachher wird sie am Ende arg enttäuscht sein —“

„Aber, Hasso —“ warf die Mutter schnell ein. Die junge Frau sah froh lächelnd zu ihrem Manne empor und drückte seine Hand.

Nahe der Eingangsthür warteten die Eltern der Braut auf den Geistlichen; der ältere Bruder der Hausfrau, der Kommissionsrat Beermann, hatte sich ihnen zugesellt. „Habt ihr denn schon daran gedacht, die Tischreden zu verteilen?“ fragte der kleine rundliche Herr sofort. „Ich dachte, nach dem Herrn Hofprediger ...“

Hastig unterbrach ihn die Schwester. „Bitte — nein, lieber Bernhard! Nur nicht so viele Reden. Das ist gräßlich.“

„Na, wenn ich so denke, auf deiner Hochzeit ...“

„Bernhard, die Zeiten haben sich geändert und die Verhältnisse auch. Dem mußt du doch Rechnung tragen. Bitte, mach' nicht solch böses Gesicht, Bernhard. Du bist immer gleich pikiert.“

„Mach' ich ja gar nicht. Bin ich ja gar nicht.“ Der Kommissionsrat tupfte sich die Schweißperlen aus der Stirn. „Bloß daß ... ich bin ein guter Mensch, aber Vornehmthuerei kann ich nu mal nicht leiden. Geradesogut wie ich ein loyaler königstreuer Staatsbürger bin und doch ein liberaler Mann ... bis auf die Knochen —“

„Bitte, lieber Schwager —“ Merlenberg, der wiederholt die Uhr herausgezogen und ungeduldig den Gang des Zeigers beobachtet hatte, schien nur die letzten Worte gehört zu haben — „bitte, keine politischen Erörterungen. Die liebe ich nie — am wenigsten heute ...“

Das rote Gesicht des kleinen Mannes färbte sich noch etwas tiefer. „Na — erlaube mal, Otto! An politische Erörterungen dachte ich doch gar nicht. Aber man wird doch noch seine Ansicht äußern dürfen. Das ist doch wohl das unbestrittene Recht jedes Staatsbürgers ... überall, auch im Familienkreise. Damit darfst du mir nicht kommen ...“ Er schien sich noch mehr ereifern zu wollen, da trat Oberst von Keltendorf zu der kleinen Gruppe heran und begann eine Unterhaltung mit der Hausfrau, die ihn nötigte, abzubrechen. Aber es gärte in ihm fort. Er trippelte unaufhörlich von einem Fuße auf den anderen, zupfte bald an seinen Manschetten, bald an der weißen Halsbinde und schoß cholerische Blicke auf seinen Schwager. Plötzlich machte er kurz kehrt und wandte sich seinem Neffen Moritz zu, der mit Hedwig von Herret und Leutnant Krüger, einem auch zur Kriegsakademie kommandierten Regimentskameraden des Bräutigams, an dem runden Sofa in der Mitte des Salons stand.

Die Kosten des Gesprächs hatte hier bisher der junge Offizier getragen. Er sprach auch jetzt gerade in etwas überschwänglicher Weise zu der Schwester von den brillanten Leistungen Hassos im letzten Kursus und sah ganz verwundert auf, als der Kommissionsrat ihn mitten in einem Satze unterbrach: „Na, Herr Leutnant, Sie haben wohl auch riesigen Hunger?“

Der Sohn des Hauses bekam einen etwas roten Kopf, und Hedwig unterdrückte nur mit Mühe ein Lächeln. Aber der Leutnant vollendete erst ganz ruhig den angefangenen Satz und entgegnete dann recht trocken: „Versteht sich, Herr Rat. Wenn ich einen Freund verheirate, macht mir das immer einen ganz besonderen Appetit.“

Die eben noch so verärgerten Züge Beermanns leuchteten sofort ordentlich sonnig auf. „Ausgezeichnet, Herr Leutnant! Nee aber so was?! Ganz besonderen Appetit ... famos gesagt. Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß der Appetit recht bald gestillt wird, Herr Leutnant. Na ... und du, Morchen, Doktorchen? Gehts dir nicht auch so wie dem Herrn Leutnant?“

Aber Moritz Merlenberg sah über seinen kleinen Onkel hinweg, als ob er Luft wäre.

Er antwortete gar nicht, sondern fragte wie beiläufig seine Schwägerin, ob sie die

Digitized by Google

englischen Studien, die sie bisher mit dem Bruder gemeinsam betrieben, nun allein fortzusetzen gedenke?

Der Kommissionsrat biß sich auf die Lippen und machte ein wütendes Gesicht. Zum Glück trat gerade jetzt der Hofprediger ein, und fast gleichzeitig öffneten sich drüben die Flügeltüren zum Speisesaal. Drinnen intonierte das Orchester. Man ging zu Tisch.

Hedwig und Doktor Merlenberg saßen ihrer Mutter und seinem Vater schräg gegenüber. Ehe das junge Mädchen sich setzte, nickte sie der Mama verstohlen über die Tafel zu. Aber diese schien heute nur Augen für den Sohn zu haben. Sie sah den zärtlichen Gruß gar nicht. Wie ein kleiner trüber Schatten der Enttäuschung glitt es über das feine Gesicht der Tochter.

Auch das Gespräch mit ihrem Tischherrn wollte zuerst nicht recht in Gang kommen. Der Doktor saß mit unbeweglichen Mienen, berührte die Speisen kaum und hatte nur ein paar gleichgültige Höflichkeitsfloskeln für sie — so nichtig, daß sie auch nur eine nichtige Antwort fand. Er war wieder wie jedesmal, wenn sie mit ihm zusammengekommen war. Es kränkte sie. Sie sagte sich immer wieder: er hält dich für ein kleines Gänschen, es lohnt dem klugen Manne nicht, mit dir mehr zu sprechen als das alltäglichste.

So blieb auch sie zunächst wortkarg. Aber nachdem dann der Geistliche in einer seiner berühmten, warmherzigen und poesiedurchglühten Tischreden das Wohl des jungen Paares ausgebracht hatte, die Gläser zum erstenmal aneinander geklungen waren und die Unterhaltung allgemeiner wurde, überfiel sie plötzlich eine fast übermütige Lust, zu sprechen. Der Doktor sollte wenigstens nicht glauben, daß sie seine Schweigsamkeit empfinde. Und so kam sie denn schnell mit ihrem linken Tischnachbar, dem Leutnant Krüger, in eine lebhafte angeregte Unterhaltung.

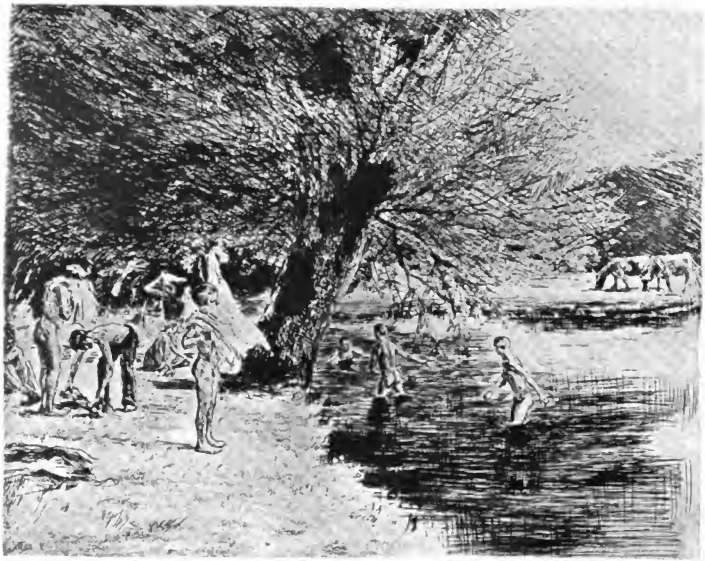
Anfangs achtete der Doktor nicht darauf. Aber dann fing er wohl einige Worte auf und stutzte doch. Er hatte gemeint, die beiden sprächen in den landläufigen Phrasen von Bällen und Gesellschaften und Toiletten, vom Tennis des vergangenen Sommers oder etwa von der kommenden Schlittschuhbahn — der kleine Leutnant und das unbedeutende Kind. Nun aber hörte er, daß die Unterhaltung sich um Dinge drehte, für die er bei beiden kein Verständnis vorausgesetzt hatte. Sie sprachen — wie sie darauf gekommen waren, konnte er nicht mehr erkennen — von Shakespeare und, was ihm noch merkwürdiger dünkte, nicht vom „Sommernachtstraum“ oder dem „Kaufmann von Venedig“, sondern vom „Coriolan“. Er lächelte doch wieder etwas hochmütig vor sich hin. Aber da warf dies junge Mädchen, das er bisher immer übersehen hatte, ein Wort dazwischen, das ihn aufs neue staunen machte. Sie sagte ganz ruhig und schlicht: „Ich habe nie begreifen können, warum der Dichter das gesamte Volk im ‚Coriolan‘ gleich einer Masse hergelaufener Tagediebe behandelt. Lag für ihn ein dichterischer Zweck in dieser Auffassung oder entsprach sie seiner eigenen politischen Gesinnung?“

Der Leutnant antwortete nicht unverständig, die römische Plebs sei nicht mit dem zu vergleichen gewesen, was wir heute unter Volk verstehen. Und sie gab wieder lebhaft zurück: „Zugegeben! Aber nach allem, was ich weiß, war die Plebs zur Zeit des Coriolan immerhin nicht die blöde Menge, die sie zwei Jahrhunderte früher gewesen sein mochte. Sie würde sich sonst nimmer die recht wesentlichen Rechte erkämpft haben können, die sie denn doch damals schon besaß.“

Das war ja interessant — doppelt interessant aus einem Mädchenmunde. Und als er seine Nachbarin jetzt aufmerksamer betrachtete, fiel ihm zum erstenmal auf, wie hübsch doch eigentlich dieser Mund mit den vollen eigenartig leuchtenden Lippen war. Und das ganze Gesichtchen dazu. Es sah wirklich aus, als könnten sich hinter der glatten Stirn selbständige Gedanken erzeugen.

Er wandte sich plötzlich ihr voll zu und mischte sich, mit einem Worte der Entschuldigung, in das Gespräch der beiden. Und ihm fiel dabei wieder auf, wie ihr blasses Gesicht mit einem Schlage erglühte, als er an ihre Worte von vorhin anknüpfte und in seiner etwas dozierenden Weise meinte, die Schilderung des Volkes als einer unzuverlässigen, faulen, feigen, fast widrigen Masse ließe sich eigentlich durch alle Shakespeareschen Dramen verfolgen und man könne sie in der That fast als eine Art politischen Glaubensbekenntnisses des großen Briten auffassen, die nach allem,

Digitized by Google



Badende Jungen. Nach der Radierung von Max Liebermann.

Digitized by Google

was wir von ihm wüßten, auch seiner Persönlichkeit, seinen höfischen Verbindungen ganz entspräche. Er wurde warm, sprach klug und beredt — um dann plötzlich abzubrechen: „... aber das ist doch eigentlich ein merkwürdiges Gespräch an einer fröhlichen Hochzeitstafel?"

Da entgegnete sie lebhaft: „Aber warum, lieber Moritz? Sie glauben wahrscheinlich gar nicht, wie mich das alles interessiert. Ich habe mich jetzt gerade, angeregt durch die Bacontheorie, wieder so viel mit Shakespeare beschäftigt. Was halten Sie von der Sache? Aber ich brauche wohl kaum zu fragen — sie ist ja wohl schon überwunden?" — — —

Der alte Merlenberg hatte bei aller Gewandtheit einige Mühe, das Tischgespräch mit Frau von Herret so im Fluß zu halten, wie er es als seine Pflicht erachtete. Und ihr selbst ging es nicht anders. Über „unser liebes junges Paar" hatten sie schon so viel gesprochen, auch das angenehmste Thema erschöpft sich schließlich. Sonst aber hatten beide so gar keine innerlichen Berührungspunkte. Ihre Kreise waren durchaus andere, ihre Anschauungen, das fühlten sie beide, im Grunde doch so gänzlich verschieden, daß sie am besten thaten, ein näheres Eingehen auf sie zu vermeiden.

So war eine längere Pause in ihrer Unterhaltung entstanden, und man war schon bei den getrüffelten Gänselebern in Aspic, als Frau von Herret plötzlich sagte: „Sie müssen doch recht glücklich sein, mein lieber Herr Merlenberg, daß Ihr Herr Sohn solch ein bedeutender Mann ist. So jung noch und nach allem, was man mir gesagt hat, eine Kapazität in seinem Fache!"

Der Hausherr drehte an seinem Vordeauxglase und blickte erst ein wenig auf die funkelnden Brillanten an seiner Hand und dann zu seinem Sohne hinüber. Auf beides mit einem gewissen Stolz, und vielleicht bekam auch der Haut-Brion sein Teilchen dabei ab. Aber dann entgegnete er doch eifrig: „Ja, meine gnädigste Frau, Moritz ist wirklich ein bedeutender Mann. In aller Bescheidenheit gesagt, jede Überhebung ist mir stets fremd gewesen." Er zögerte einen Augenblick. „Sie werden mich nicht mißverstehen, gnädige Frau! Es gab ja Zeiten, in denen ich es schmerzlich empfand, daß unser einziger Sohn so gar keine Neigung für das zeigte, was ich geschaffen, was eigentlich doch sein Erbe ist. Aber all das ist längst überwunden. Es kann ja auch gar nicht anders sein: die überraschende Entwickelung des Sohnes mußte auch dem Vater imponieren. Immer der erste im Gymnasium, mit sechzehn Jahren das Abiturium glänzend bestanden, schon als Student gefeiert von den Kommilitonen, immer aufs neue aus der Menge der Hörer herausgehoben von seinen Professoren. Und nun sicher eine glänzende Laufbahn vor sich, die Gewißheit des Reussierens —"

„Ja, ja — dem lieben Gott sei's gedankt, Herr Merlenberg: wir haben beide Freude an unseren Söhnen gehabt." Frau von Herret hatte während der ein klein wenig gezierten Rede des Vaters wiederholt lebhaft mit dem Kopfe genickt. Nun aber waren ihre Gedanken schon wieder bei ihrem eignen Sohne, und sie sagte: „Wenn alles gut geht, kann Hasso in anderthalb Jahren im Generalstab sein."

Merlenberg neigte höflich zustimmend das Haupt. „Wir wollen das von Herzen hoffen, gnädigste Frau. Und Moritz, denke ich, wird sich jetzt hier als Privatdocent habilitieren."

„So? So!" machte die alte Frau. Sie hatte, so gut sie in allen militärischen Verhältnissen Bescheid wußte, doch nur eine etwas unklare Vorstellung von der Würde eines Privatdocenten. Ziemlich aufs Geratewohl sagte sie: „Was wird denn der Herr Doktor lehren?"

„Er liest über Litteratur. Zuerst über ... über die provençalischen Troubadours." Es kam auch ein klein wenig unsicher heraus. Frau von Herret sagte noch einmal: „So, so!", dachte an die Oper Troubadour und fügte noch schnell hinzu: „Das muß ja außerordentlich interessant sein." Dann beugten sich beide über ihre Teller. —

Ganz unten an der Tafel saß Herr Kommissionsrat Beermann. Er war zuerst sehr ungehalten über seinen Platz gewesen und warf seiner Schwester wütende Blicke zu. Aber allmählich glättete sich sein Gesicht, denn er fand in seiner Nachbarschaft einige dankbare Zuhörer und gleichgestimmte Seelen. Besonders seine Tischdame, Frau Stadtrat Merlenberg, des Hausherrn Cousine, zeigte sich heute besonders gesprächig und gnädig. Schon beim Fisch schüttete sie

Digitized by Google

ihm ihre Seele aus: daß sie eigentlich hätte absagen wollen, da Frau von Herret ihr keinen Besuch gemacht habe. Und überhaupt diese Vornehmthuerei von Merlenbergs neuerdings! Der gute Otto sollte doch nicht ganz vergessen, daß er als Oberkellner hier im Hause angefangen hätte. Worauf ihr Nachbar zustimmend nickte: „Sehr richtig, Frau Stadtrat! Ein ganzer Mann, ein Mann von wahrhaft liberaler Gesinnung sollte nie verleugnen, wie er emporgekommen ist. Ich sag' es jedem ins Gesicht, daß ich auch einmal hinter der Heringstonne gestanden habe. Was ich bin, bin ich durch eigne Kraft. Jawohl!"

Sie zog die übervollen Schultern hoch. „Das hat mein Heinrich heut' auch erst gesagt. Aber sehen Sie, mein liebes Rätchen, Merlenberg schämt sich heut' schon halb und halb, Hotelbesitzer zu sein. Im Vertrauen: Heinrich meinte neulich, Otto dächte daran, das Hotel in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln. Ich bitt' Sie — solch ein blühendes Geschäft aufgeben, im besten Mannesalter. Und warum? — Weil der Herr Schwiegersohn darüber die Achseln zucken könnte."

„Und der Herr Professor in spe dazu. Vergessen Sie den nicht. Man hat nicht umsonst einen so bedeutenden Mann zum Sohne. Das kostet alles nicht nur Geld — nochmals Geld — wieder Geld. Das verlangt auch Rücksichten. Rücksichten! Ich kann Sie versichern, heidenfroh bin ich, daß ich keine solchen Rücksichten zu nehmen habe. Ich bin ein freier Mann, das ist mein Stolz! Und wenn morgen eine Prinzessin in den Laden von F. G. Beermann kommt und mir etwa meine Seezungen schlecht machen will, dann sag' ich ihr gerade heraus: ‚Durchlaucht!' sag' ich, ‚wenn Ihnen meine Seezungen nicht passen, müssen Durchlaucht eben wo anders hingehen!'"

Frau Merlenberg kicherte: „Aber das thut keine. Denn Micha — Krebse; Beermann — Fische: das weiß Berlin."

Oben wurde ans Glas geklopft. Der alte Oberst, der sich augenscheinlich mit der Hausfrau vortrefflich unterhalten hatte, erhob sich. Erst strich er noch einmal über seinen eisgrauen Schnauzbart, und dann brachte er in kurzen knappen Worten das Wohl der Eltern der Braut aus. Es klang ein wenig, als ob er im Offizierskasino bei einem Liebesmal toastete, aber es klang auch herzlich und frisch.

Gleich darauf sprach Herr Merlenberg auf Frau von Herret.

Seit auf deren Wohl die Gläser aneinander geklungen waren, saß der kleine Kommissionsrat wieder mit finsterem Gesicht. Einmal stieß seine Tischnachbarin ihn leise an und meinte: „Sie maikäfern wohl, Rätchen?" — aber er brummte nur eine unverständliche Antwort. Dafür winkte er jedoch den alten Krause zu sich heran und ließ sich noch „'ne Pulle Johannisberger extra . . . für mich" bringen.

So saß er bis zum Dessert. Dann pochte er plötzlich hastig mit seinem Obstmesser gegen den Römer, sprang wie ein Pfropfen aus der Sektflasche empor und stieß laut heraus: „Hochverehrte Festgenossen! Liebe Verwandte und Freunde! Meine Damen und Herren —"

Pause. —

Der kleine Mann schaute wie ein Triumphator um sich.

Merlenberg biß sich auf die Lippen und tauschte einen ärgerlichen Blick mit seiner Frau. Sie war auch ein wenig rot geworden, aber ihr heiteres Lächeln verschwand nicht von den vollen Lippen. Sie beugte sich nur zu ihrem Tischnachbar: „Mein guter Bruder! Er kann nun einmal nicht anders — er muß reden," flüsterte sie dem Oberst zu. „Und leider . . . seine Ansichten harmonieren nicht immer mit den unseren." Der Oberst nickte. Ihm machte die Sache Spaß.

„. . . in beredten Worten hat der Herr Hofprediger unser liebes junges Paar leben lassen und ihm Glück und Segen für den Lebensweg gewünscht. Auch meine schlichten Worte, verehrte Festgenossen, sollen dem jungen Paare gelten. Aber ich möchte den heutigen Tag und den schönen Glücksbund der beiden einmal von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachten. Man weiß es von mir: ich bin ein königstreuer Mann — loyal bis auf die Knochen. Aber man weiß auch: ich bin ein liberaler Mann — liberal bis ins Mark hinein . . ."

Wieder sah sich der Redner stolz im Kreise um, als wolle er den Eindruck seiner Worte ermessen. Moritz Merlenberg hatte sich den Kneifer aufgesetzt und musterte den Onkel mit ironischem Blick.

Digitized by Google

„... verehrte Festgenossen, es gibt einen Nährstand und einen Wehrstand ..."

„Sehr richtig!" sagte der Doktor halblaut, aber doch so, daß es die ganze Tafelrunde hörte.

„... im Nährstand wurzelt die Kraft unseres Volkes und sein Wohlstand, sein ganzes Gedeihen. Ohne Nährstand kein Wehrstand. Dem Wehrstand geben wir das Blut unserer Söhne ..."

„Hast ja gar keine, Onkel!" sagte der Doktor wieder.

„... das Blut unserer Söhne, wir erwerbenden Bürger erhalten ihn durch den Fleiß unserer Hände, durch den Schweiß unserer Arbeit. Wir thun das von Herzen gern, denn was sein muß, muß sein. ‚Jedem das Seine', sagt der alte Wahlspruch. Aber ein anderer schöner Spruch sagt: ‚Einer für alle — alle für einen'. Und da zwingt mich mein Bürgersinn, hochverehrte Freunde, gerade an diesem Tage, dessen wir uns alle so freuen, darauf hinzuweisen, daß der Löwe der Reaktion drohend vor unseren Thüren steht ..."

„U—Uhu ...," machte der Doktor, und es ging auf einen Moment wie ein ganz leises, diskretes Lachen um die Tafelrunde.

Der Kommissionsrat schoß einen Wutblick zu seinem Neffen hinüber. Er schwieg eine Sekunde. Aber dann fuhr er hastig, und mit sich fast überstürzenden Worten, fort: „Nur ein Blinder sieht es nicht, nur ein Ignorant kann sich den Thatsachen verschließen. Zu diesen Thatsachen aber gehört auch, meine Herrschaften, die so tief bedauerliche Abschließung zwischen Nährstand und Wehrstand. Nicht von uns geht diese Abschließung aus, sie wird von anderer Seite gewollt, gefördert, befohlen. Und darum feiere ich diesen Tag so besonders, an dem wieder einmal die kräftigen Blutwellen des Nährstandes sich mit dem Wehrstand vereinen zum frohen Gedeihen ... an dem ... das heißt, meine verehrten Freunde ... in dem, meine Damen und Herren, nämlich ..."

Der Doktor war jetzt still. Aber nachdem er Hedwig noch leise zugeraunt: „... dieser alberne Schwätzer!" lehnte er sich vornüber und schaute den Redner mit einem so vernichtenden Lächeln an, daß der Kommissionsrat völlig aus der Fassung kam.

Er fing zwar noch einmal an, mit einer großartigen Handbewegung und doppelt lauter Stimme: „Denn, verehrte Festgenossen, nicht bloß der Wehrstand, wir alle sind die wahren Verteidiger von Thron und Altar — denn, meine Damen und Herren, ohne den Nährstand kein Wehrstand, und ... darum nämlich ... weil ...," nun stockte er wieder, „... weil wir heute gleichsam ein Fest begehen, bei dem Wehrstand und Nährstand —"

Die Gesellschaft war unruhig geworden. Der junge Ehemann war wie mit Blut übergossen, bittend sah seine Frau zu ihm empor. Merkenberg drehte verlegen kleine Brotkügelchen. Die Mutter der Braut flüsterte, immer noch ihr Lächeln festhaltend, bald dem Hofprediger, bald dem Obersten Entschuldigungsworte zu.

„Bitte, Leutnant Krüger, unterstützen Sie mich!" raunte, sich hinter Hedwig herumbeugend, der Sohn des Hauses. „Wir wollen der Sache ein Ende machen." Und als der Kommissionsrat nun wieder anhob: „... wir Bürger, die wir ... stolz in unserem Selbstbewußtsein, weil wir des Gemeinwesens festgegründete Säulen ...", da stand Moritz plötzlich auf und rief: „Hoch! Hoch!"

Leutnant Krüger stimmte lebhaft ein, und gleich darauf die ganze Gesellschaft, wie von einem Alp erlöst. Die Gläser klangen aneinander, und das wütende: „Aber, verehrte Festgenossen —" des Kommissionsrats erstickte völlig unter dem Tusch der Musik. Er schnappte nach Luft, er streckte wie beschwörend den rechten Arm aus. Als ihm alles nichts half, sank er auf seinen Stuhl zurück und stürzte schnell ein Glas Wein herunter.

Gleich darauf wurde die Tafel aufgehoben.

Während der Kaffee im Salon gereicht wurde, verschwand das junge Paar ziemlich unbemerkt. Nur Hedwig Herret eilte der Schwägerin nach und holte sie und den Bruder noch auf dem Korridor ein. Sie war dem unwiderstehlichen Drang gefolgt, Dora noch einmal schwesterlich zu umfangen.

Nun stand sie vor ihr, und das Herz klopfte ihr so stark, daß sie nicht sprechen konnte.

„Dora — liebe Dora ..." rang es sich endlich von ihren Lippen, und sie faßte mit beiden Händen nach denen der Schwägerin.

Digitized by Google

Der Bruder lächelte: „Kleine Schwester, schön' Dank ... aber nun geh' zurück zur Gesellschaft."

Eine Blutwelle überflutete jäh das schmale zarte Antlitz: „Ihr Lieben —" hauchte sie noch einmal, ganz verwirrt, und umklammerte Doras Hände noch fester. „Ich ... ach! ... ich bin ja so glücklich ..."

In dem klugen Gesicht der jungen Frau leuchtete es plötzlich auf, wie im erwachenden Verständnis. „Hete! Liebe Hedwig!" sagte sie zärtlich und zog die Schwägerin an sich. Aber nachdem sie sie herzlich auf beide Wangen geküßt hatte, gab sie sie wieder frei. Dann sah sie ihr noch einmal in das aufs neue erglühende Gesicht und schüttelte leicht den Kopf: „Du kleine Schwärmerin!"

Hasso drängte: „Heti ... Liebe ... der Zug wartet nicht! Addio, Kind — und amüsiert euch noch recht gut!" — — —

Nun waren sie fort.

Und das junge Mädchen stand unbeweglich und blickte mit großen starren Augen den langen Korridor hinab.

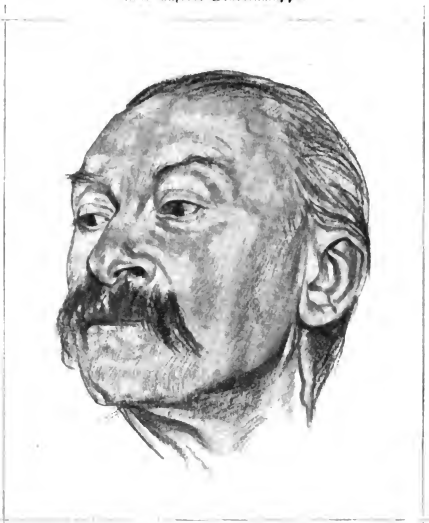
In ihrer Seele tönte immer noch das letzte Wort der Schwägerin nach.

... Schwärmerin ...

3. Kapitel.

„Pascha, Sie müssen ein Kapitalist sein, oder Sie jockohn heimlich an der Börse — und das unglücklich," pflegte der alte Krause zu schwatzen, wenn er auf ein Viertelstündchen nach der Table d'hote in die Portierloge kam. „Wir anderen sind die Enterbten des Geschäfts. Wenn ich so zurückdenke: eigentlich ist's für uns immer mäßiger geworden, je größer es wurde. Sehen Sie, früher, Pascha, ehe wir den Flügel nach der Wilhelmstraße anbauten, als wir nur sechzig Zimmer hatten, da kassierte ich die Rechnungen ein. Das lohnte. Jetzt, mit

Aus unserer Studienmappe:



Studienkopf von A. Kampf.

Digitized by Google

125 Zimmern, ist's zu viel geworden. Nun besorgen's die Etagenkellner. Na, und dem gibt doch jeder nur grad das Notwendigste. Ueberhaupt früher — als das alles noch, sozusagen, gemütlicher zuging, nicht so im Großen, da waren das für uns bessere Zeiten. Man verwuchs mehr mit den Gästen. Man galt ihnen mehr, man konnte ihnen gefälliger sein, und sie vergalten es einem auch wieder. Je größer die Hotels werden, je geschäftsmäßiger das alles drin wird, desto weniger Anlaß haben die Gäste, sich unserer zu erinnern. So ganz umsonst steht schließlich das ‚Licht und Service einbegriffen' doch nicht auf den Rechnungen!"

Pascha lachte dann meist sein gewöhnliches tiefes Lachen, das gar nicht recht lustig klingen wollte: „Reden Sie nur nicht, Krausemännchen! Man weiß ja, daß Sie Ihre Schäfchen zu scheren verstehen. Solch alter Junggeselle überhaupt — der sollte gar nicht mitreden dürfen! Haben Sie erst mal vier Söhne und zwei Töchter. Die Haare fressen sie einem vom Kopfe, sag' ich Ihnen, Krause!"

Trotz der sechs Kinder war Prinker aber in der That ein wohlhabender Mann, und Krause mochte schon recht haben, daß ihm die wiederholte Vergrößerung des Hotels den meisten Vorteil gebracht hatte, denn jeder Gast mehr war für ihn auch eine Vergrößerung seiner Reineinnahme. Er wußte, warum er die Stellung auch dann behalten hatte, als Herr Merlenberg seine Pacht erhöhte, und er hätte sie auch gewiß nicht aufgegeben, wenn der Hotelbesitzer noch 3000 Mark mehr verlangt haben würde.

Aber trotz seines guten Einkommens und trotzdem die Kinder bis auf die jüngste Tochter längst selbständig und gut versorgt waren, wurde Prinker seines Lebens nicht froh. Er sehnte sich nach Ruhe und dem Behagen einer Häuslichkeit, und beides war ihm versagt. In aller Morgenfrühe ins Geschäft, spät am Abend erst nach Hause, ein Jahr um das andere, ein Jahrzehnt nach dem anderen, nie einen freien Tag, nie ein Ausspannen — und dabei immer der dienstwillige, auskunftsreiche, alles wissende, alles kennende, stets bereite Portier sein, es war ihm allmählich überdrüssig geworden zum Ersticken.

Als vor drei Jahren der jüngste Sohn sich verheiratet hatte und gleichzeitig das Elternhaus verließ, da hatte Prinker ernstlich erwogen, ob er sich nicht zurückziehen und auf sein wohlverdientes Altenteil setzen sollte. Langte es auch noch nicht zu einer Villa, wie sie sich sein Kollege Meier vom Centralhotel gekauft hatte — zum behaglichen Auskommen hätte es schon gereicht. Aber als er damals mit seiner Frau darüber gesprochen hatte, machte sie hundert Einwendungen. Auf neunundneunzig derselben freilich legte er kein Gewicht, denn er kannte den krausen Sinn seiner „Alten." Aber die hundertste verfing um so mehr. Und sie hieß: „Denk' an unser Lenchen!"

Lenchen war das Nesthäkchen.

Die anderen Kinder waren ihren Gang gegangen, waren groß geworden und tüchtige Menschen, ohne daß der Vater besondere Sorgen oder überschwengliche Freuden an ihnen erlebt hätte. Denn in seiner nüchternen Natur lag so gar nichts Überschwengliches, und auch sie waren alle nüchtern und praktisch geartet.

Aber mit dem Lenchen war das von klein auf ein ander Ding gewesen. Das spätgeborene Kind, geboren, als fast alle Geschwister schon erwachsen, war unter ganz anderen Bedingungen groß geworden und war anders erzogen.

„Ach, da ist ja euer Prinzeßchen!" hatte der alte Krause immer gesagt, wenn das schmucke kleine Mädel, angezogen wie ein Püppchen, einmal auf dem Schulweg auf einen Augenblick in die Portierloge geflattert kam. „Schau, schau, Pascha! Prinzeß Lenchen, glaub ich, merkt auch die Erbse unter den sieben Matratzen!"

Dann hatte Prinker wohl mit seiner Bärentatze ganz leicht und sanft über den kleinen schwarzen Lockenkopf gestrichen: „Und wenn schon, Krausemännchen! Es ist doch nun mal unser Nesthäkchen und Verzug! Ihr soll das Leben einmal leichter werden, als uns Alten."

So mühte sich denn Pascha für sein Prinzeßchen weiter, jahraus, jahrein, war zum geheimen Ärger des Nachtportiers schon im Geschäft, wenn die mit den ersten Frühzügen abfahrenden Reisenden das Haus verließen, und räumte seine Loge nicht eher, als bis die Gäste, die den letzten Abendzug benutzten, ihren Obolus an ihn entrichtet hatten. Und wenn er dann endlich todmüde in der Pferdebahn saß, rechnete und

Digitized by Google

rechnete er immer wieder, um wieviel sich heute wohl Lenchens Kapital vermehrt hätte.

Er sah sein Nesthäkchen nur wenig. In die Portierloge, wie als Schulmädel, kam sie nie; das hätte er auch nicht geduldet, sie sollte allem, was mit seinem Erwerb zusammenhing, ganz fern bleiben. Wenn er aber um Mitternacht draußen in Charlottenburg in seiner Wohnung anlangte, dann lag sie längst in den Posen. Nur frühmorgens mußte sie dabei sein, wenn er seinen Kaffee trank. Darin war er unerbittlich, wenn er auch einmal merkte, daß daß das frühe Aufstehen dem kleinen Faulpelz schwer wurde. Etwas wollte er doch von ihr haben, täglich einmal das süße Gesicht sehen, ihr frohes Lachen hören, ein Viertelstündchen wenigstens mit ihr verplaudern. Diese kargen, knappen Minuten machten ja alle Mühe und Arbeit wett.

Aber nun saßen sich Vater und Tochter schon seit Wochen am Frühstückstisch gegenüber und sprachen fast kein Wort miteinander.

Es war sonst alles wie immer: das behaglich eingerichtete Zimmer angenehm durchwärmt, der Tisch zierlich gedeckt, wie das die Lene so hübsch verstand; sie hatte dem Vater wie stets auch heute den Kaffee selbst eingeschenkt und machte ihm, wie stets, mit ihren schlanken, weißen Fingern ein paar Brötchen zurecht, die er mit ins Geschäft nahm. Aber er schluckte und schluckte an seinem Kaffee, als ob der gallebitter wäre.

„Mutter schläft noch?“ sagte er endlich.

Mutter und Tochter teilten ein Schlafzimmer. Er hatte es selbst so gewünscht, weil er bei seinem späten Nachhausekommen seine etwas kränkliche Frau nicht stören mochte.

„Mama hat keine gute Nacht gehabt,“ gab sie zurück. „Sie ist erst gegen Morgen eingeschlafen.“ Sie hatte ein wohllautendes Organ mit etwas dunkler Klangfärbung.

Er schwieg wieder ein Weilchen und nippte an seiner Tasse.

„Zünd' doch mal das Gas an,“ meinte er dann. „Es ist zu dämmrig heut, man sieht ja kaum die Hand vor den Augen.“

Sie erhob sich sofort und schritt zum Ofensims hinüber, um die Schwedenschachtel und den Anzünder zu holen.

Die Augen des Vaters verfolgten jede Bewegung des jungen geschmeidigen Körpers.

Helene war kaum mittelgroß, aber überaus zierlich gewachsen. Als sie nun wieder an den Tisch trat, den Hahn aufdrehte und sich reckte, den Gaszünder in der erhobenen Rechten, traten die schöngeschwungenen Linien der Figur kräftig hervor, die zarte Taille, der schlanke Oberkörper, der feine Hals.

Der Glühkörper in der Ampel leuchtete auf, und das volle helle Licht fiel auf das Antlitz. Fast wie ein schönes Knabengesicht erschien es im ersten Augenblick mit seiner etwas bräunlichen Färbung und mit dem schwarzen Lockengeringel um die Stirn, dem kecken Näschen und den dunklen Augen, über denen die starken Brauen fast zusammengewachsen waren. Aber die vollen, halbgeöffneten Lippen, hinter denen die kleinen festen Zähne hervorschimmerten, gaben den Zügen wieder den mädchenhaften Charakter zurück.

In den Augen des Vaters hatte es, während er ihr zuschaute, kurz aufgeleuchtet wie im Stolz auf das schöne Kind. Nun saß er wieder mit gesenktem Haupt und rührte in seiner Tasse.

Bis er diese dann plötzlich zur Seite schob und kurz aufstand.

„Ich hab noch gar nicht gefragt, Lene — ich wollte nicht fragen, weil ich dachte, du solltest selber davon anfangen! Du bist doch gestern beim Herrn Hofprediger gewesen?“ Er sagte es kummervoll, fast in zweifelndem Ton.

Auch sie war aufgestanden. Auf ihrem Gesicht prägte sich ein Zug verhaltenen Trotzes aus. Ganz knapp antwortete sie: „Jawohl, Papa.“

Er wartete noch eine Sekunde, als ob er hoffe, daß sie ein erklärendes Wort hinzufügen würde. Als dies ausblieb und sie drüben am Tisch verharrte, die Hände auf dem Rücken verschränkt, fast wie in Kampfesstellung, fragte er wieder: „Nun, Lene? Was hat der Herr Hofprediger gesagt?“

Einen Augenblick preßten sich die vollen Lippen fest aufeinander. Die Auskunft schien ihr nicht leicht zu werden. Dann aber begann sie — die innere Erregung mit Gewalt zurückdrängend, in ruhigem Tonfall: „Er war sehr lieb und gut zu mir. Er hat nicht auf mich gescholten und mich geschmäht. Er hat mir nur vielerlei gesagt von den Gefahren, die mir bevorstehen, wie ich unrecht handle, deinem Willen zu widerstreben, daß ich mich fügen solle und müsse.

Digitized by Google

Er redete sehr ernst zu mir und eindringlich. Aber —"

Das junge Mädchen war ein wenig vom Tische zurückgetreten. Allmählich hatte sie die Stimme gesteigert. Ein feinerer Beobachter, als der Vater war, hätte wohl empfunden, daß sie die Worte vorher sorgsam überlegt hatte und daß die schlichte Art, in der sie sprach, etwas Absichtliches, fast Theatralisches hatte. „. . . Aber —," wiederholte sie jetzt gedehnt.

Prinker stieß ungeduldig hervor: „Nun? Aber — aber — was soll das heißen?"

Da stand sie wieder stumm. Das Köpfchen war leicht vornüber gesunken, die Hände hatten sich gelöst. Und dann sprang sie plötzlich um den Tisch herum, umklammerte den Vater mit beiden Armen und rief: „Was soll ich ihm denn gesagt haben? Du weißt es ja doch, du mußt es ja wissen! Sei doch nicht böse, liebes, liebes Väterchen! Gib doch nur nach! Ich kann doch nicht anders — es ist doch mein alles, mein einziges Glück . . . meine Zukunftshoffnung."

Er rang nach Atem, sein Gesicht färbte sich purpurn. Und er faßte die beiden Hände des Mädchens, löste sie hastig von seinen Schultern und stieß die Tochter von sich, daß sie gegen die Tischecke flog. Dort blieb sie stehen. Am ganzen Leibe zitternd, mit zurückgeworfenem Kopf und blitzenden Augen.

Seine Rechte hob sich noch einmal, als ob er sie schlagen wollte. Aber dann ließ er die Hand wieder sinken, keuchend, auch er bebend vor innerer Erregung.

Endlich fand er das Wort. Stoßweise kam es heraus: „Hat er dir nicht gesagt . . . du sollst Vater und Mutter ehren . . ."

Keine Antwort. Nur ein einziges krampfhaftes Aufzucken in dem Mädchengesicht, das fast hart erschien in diesen Augenblicken.

„Willst du nicht antworten?!" schrie er sie an.

Sie blieb stumm vor ihm stehen, ohne seinem Blick auszuweichen.

Da faßte er sie wieder an beiden Schultern und schüttelte sie. Er hatte hart zugepackt, es mußte ihr wehthun. Aber es kam kein Laut über die halboffenen Lippen.

Endlich ließ er von ihr ab. Wieder standen sie sich gegenüber, stumm sich mit den Augen messend. Beide mit fliegendem Atem.

Plötzlich lachte er bitter auf.

Er maß sie noch einmal von oben bis unten, mit einem Blick, der nur Verachtung ausdrücken sollte und aus dem doch weit mehr Traurigkeit sprach. Langsam sank sein massiger Kopf vornüber, und er zauste mit der Hand in dem langen Bart. Und dann sagte er, nun doch viel ruhiger: „Glaube nur nicht, Lene, daß du mit deinem dicken Schädel durch die Wand rennen kannst. Es gibt schon Mittel und Wege, deinen Trotz zu brechen. Dazu habe ich mich nicht gequält und gesorgt um dich, daß du mal den Leuten was vorgaukeln kannst, damit sie dann mit Fingern auf dich weisen können. Ich kenn' doch die Sorte. Wie hat dich der alte gute Kerl, der Krause, immer genannt? Prinzeßchen! Ein sauberes Prinzeßchen — solch Theaterprinzeßchen. Lene, ich mag nicht heut nochmal wiederkäuen, was ich dir schon tausendmal gesagt hab'. Aber das kannst du für gewiß und wahrhaftig nehmen, und du kannst's auch der Mutter sagen: ich gebe nicht nach! Nicht um 'n Fingerbreit! Das merke dir!"

Während er sprach, hatte er den Kopf wieder erhoben. Er zog die braune Joppe, die er zu Hause immer trug und erst im Hotel mit seiner Admiralsuniform, wie sie sie dort nannten, vertauschte, straff herunter: „Das merke dir!" wiederholte er. Einen Augenblick wartete er noch, er mochte immer noch ein einlenkendes Wort erhoffen. Dann aber wandte er sich kurz, ohne Gruß, und ging zum Zimmer hinaus.

Sie blieb bewegungslos stehen, mit starren Augen, die Unterlippe zwischen den Zähnen, die Brauen zusammengezogen. Erst als draußen die Korridorthüre zuschlug, schrak sie auf. Nun kamen ihr plötzlich die Thränen, stromweise gleich, und sie ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen und schluchzte laut auf.

So fand sie die Mutter, die mit schlurfenden Schritten aus der Schlafstube kam, im Unterrock und der Nachtjacke, mit unordentlich sitzender, aber übertrieben eleganter Haube auf dem dünnen grauen Haar. Eine hagere, verblühte Frau, alt über ihre Jahre; das Gesicht ausdruckslos, unschön.

„Was hat's denn wieder gegeben, mein Lenchen, mein liebes, süßes Kind?" fragte sie gleich, neben der Tochter niederkauernd und sie mit beiden Armen umschlingend. „Ich wachte drüber auf — Papa war wohl wieder sehr garstig?" Sie sprach in hohem

Digitized by Google

Der lichtbringende Prometheus. Entwurf zu dem in der Aula der Unit

Digitized by Google

sität zu Leipzig befindlichen Wandgemälde „Prometheus" von Friedrich Preller.

Digitized by Google

Diskant — auch ihre Stimme hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit der der Tochter. „Reg' dich nur nicht auf! Wein' nur nicht, Lenchen! Schad' um deine hübschen Augen. Papa meint's ja auch gar nicht so böse. Der braust immer gleich auf. Das hat er schon gethan, wie er noch jung war. Aber du hast ihn gewiß auch gereizt. Ihr seid euch eben gar zu ähnlich — ihr seid eben beide solche Trotzköpfe."

Sie sprach und sprach mit ihrer schleppenden, energielosen Stimme, aber die Tochter hörte kaum darauf hin. Sie ließ sich auch die Liebkosungen der Mutter gefallen, aber sie erwiderte sie nicht. Allmählich war sie ruhiger geworden, der Thränenstrom war versiegt, das Gesicht hatte wieder seinen festen Ausdruck zurückgewonnen. Und während die Mutter immer noch neben ihr auf dem Teppich kniete und über die „unglückliche Theaterleidenschaft" jammerte und klagte, richtete Helene den Oberkörper empor, die ganze zierliche Gestalt straffte und reckte sich.

„Steh doch auf, Mama," sagte sie endlich. „Du wirst dich da auf dem Boden noch erkälten." Es klang nicht unfreundlich, aber auch nicht gerade kindlich. „Komm, ich helfe dir! So — und nun rege dich nicht weiter auf, Mamachen. Das führt doch zu nichts. Ich will dir etwas sagen ... ich habe einen Entschluß gefaßt: ich werde zu Onkel Johannes gehen und mit dem sprechen. Zu dem hab' ich Vertrauen, er wird mir raten und helfen."

„Ach Kind —" Frau Prinker stöhnte — „Johannes! Der ist auch der Rechte! Und wenn du denkst, daß der Einfluß auf Papa hat, etwa, weil er ein berühmter Mann ist ... da irrst du dich aber gewaltig. Und helfen? Wenn du denkst, mit Geld etwa — ach du mein Himmel! Solch Bildhauer kann sehr berühmt sein und kann trocken Brot haben, wenn er nicht besonders drauf zu laufen versteht. Aber das hat mein Bruder nie verstanden — Gott sei's geklagt. Nee, Lenchen — das schlag dir nur aus dem Kopf ..."

Eine Minute stand das Mädchen wieder wortlos, in tiefem Sinnen. Aber dann flog es gleich einem frohen Aufleuchten über ihr Gesicht, und sie sagte zuversichtlich: „Man kann auch helfen ohne Geld. Ich gehe doch zu Onkel Johannes."

4. Kapitel.

Dr. Moritz Merkenberg war im Begriff, Frau von Herret seinen Besuch zu machen, um sich zu erkundigen, wie den Damen die Hochzeitsfeier bekommen sei.

Er hatte bisher nicht eigentlich bei der alten, zurückgezogen lebenden Dame verkehrt. Seine Kreise führten ihn sonst, abgesehen von den Häusern einiger Professoren, in die Salons von Berlin W., in denen man gern mit jungen emporstrebenden Talenten prunkt. So hatte er der Schwiegermutter seiner Schwester nur einmal, kurz nach deren Verlobung, den unumgänglichen Anstandsbesuch gemacht, und dann war er einmal einer Einladung gefolgt. Er dachte gerade an diesen „Thee" zurück, als er jetzt vor dem Hause in der 12 A-Straße stand; nicht einmal einen richtigen Namen hatten die Straßen in diesem erst in der Entwickelung begriffenen Stadtteil! Wie war's doch gewesen? Richtig — „mopsig". Steifleinen, philisterhaft und von spartanischer Einfachheit. Nur daß es keine schwarze Suppe, sondern Thee gegeben hatte und nachher Kalbsbraten mit Kartoffelsalat, dessen Öl durch einen kleinen Stich ausgezeichnet gewesen war.

Damals war ihm auch die Tochter des Hauses in keiner Weise aufgefallen. Höchstens als ein unbedeutendes eckiges Ding, das mit befangenen schüchternen Augen um sich geblickt hatte.

Wie lange war es doch her? Im Juni hatte ja wohl Dora in Wiesbaden ihren Mann kennen gelernt und sich dann auch bald mit ihm verlobt. Also vielleicht vier oder fünf Monate. Und dann hatte er ja Hedwig Herret doch noch ein paarmal bei der Schwester gesehen — aber auch da, ohne sie irgendwie zu beachten. Und er hatte doch sonst Blick für Schönheit und Anmut, Sinn für jedes Wesen dazu, das sich geistig über das Mittelmaß erhob.

Merkwürdig, daß er gerade dies Mädchen immer für den Typ der höheren Tochter gehalten hatte — er, mit seinem geschärften Auge.

Er zögerte noch ein wenig, als er schon den Drücker des „stillen Portiers" in der Hand hielt.

Es war am Ende doch nur eine Selbsttäuschung gewesen? Es lohnte doch wohl kaum, die drei steilen Treppen „über Hochparterre" hinaufzuklimmen?

Digitized by Google

Da sprang die Thür auf —

Nun ... schließlich ... einmal mußte er den Besuch doch erledigen. Schlimmstenfalls war es eben ein Pflichtbesuch.

Merlenberg wollte gerade in den etwas dunklen Flur eintreten, als eine kleine zierliche Mädchengestalt aus dessen Hintergrund auftauchte. Er erkannte sie nicht, aber sie blieb stehen. Augenscheinlich betroffen. Ja, der hübsche Kopf mit dem etwas aufgeputzten Rembrandthut senkte sich sogar zu einem unsicheren Gruß.

Mit einemmale wußte er, wen er vor sich hatte. Er lächelte ein wenig herablassend.

„Ach — Lenchen ... pardon, Fräulein Prinker! Guten Tag, Fräulein. Richtig — Sie wohnen ja auch hier. Daran hatte ich ja gar nicht gedacht. Nun — wie geht's denn? Sie sehen ja famos aus, Fräulein Helene."

Er sagte es, wie etwa ein junger Mann zu einer kleinen hübschen, aber ihm durchaus gleichgültigen Putzmacherin spricht. Daß er der Tochter des Portiers seines Vaters damit weh thun könne, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er streckte ihr ja sogar die Hand hin.

Sie stand wie mit Blut übergossen. Zögernd legte sie endlich ihre Hand in die seine. Ihr „Guten Tag, Herr Doktor!" kam schmerzlich gepreßt heraus.

Aber er achtete gar nicht darauf. Nur fiel ihm — ganz nebenbei — auf, welch niedliche weiche Patsche die Kleine hatte. Man merkte es selbst durch den Handschuh hindurch. Und so hielt er ihre Hand denn ein Weilchen, doch mit einem leisen Wohlgefallen, fest und fragte: „Nun, Lenchen — aber nein, ich muß jetzt wirklich Fräulein Prinker sagen — wie war's denn neulich im Othello? Soll ich Ihnen wieder einmal ein Billet schicken?" —

Vor Jahren, als sie noch ein halbes Kind war, hatte er sie einmal vor der Portierloge getroffen. Er hatte zufällig gerade ein Billet zum Schauspielhaus in der Tasche gehabt, das er nicht benutzen konnte. Das schenkte er ihr in einer Augenblickslaune. Dabei hatten ihre Augen so freudig aufgeleuchtet, ihr Dank war so enthusiastisch gewesen, daß er erst aufgelacht, aber dann ein flüchtiges Gespräch mit ihr angefangen hatte. Nicht viel mehr als: „Lenchen geht wohl gern ins Theater?" — „Über alles in der Welt, Herr Merlenberg!" — „Schau mal einer an. Was magst du denn am liebsten?" — „Alles!" Nun mußte er wieder lachen. Aber gelegentlich hatte er sich doch der kleinen Theaterenthusiastin erinnert und ihr durch den Vater ein überflüssiges Billet geschickt. Auch neuerdings noch, wo ihm durch seine zahlreichen Bekannten unter den Autoren und Kritikern oft mehr Eintrittskarten zugesandt wurden, als er benutzen konnte. Und wenn er der Kleinen dann und wann, in ziemlich großen Intervallen, begegnet war, dann hatte er sich doch immer wieder an ihren strahlenden Augen und ihrem überschwenglichen Dank ergötzt.

So fand er es denn höchst verwunderlich, ja unpassend, daß sie ihm heute auf sein freundliches Anerbieten zuerst gar nicht antwortete, dann aber, als er noch einmal fragte: „Na, kleines Fräulein!", hastig, mit bebender Stimme herausstieß: „Nein, nein! Ich ... ich danke!", zugleich ihre Hand freimachte und aus dem Hause stürzte.

Einen Augenblick blieb er ganz erstaunt stehen. Dann murmelte er kopfschüttelnd etwas, was fast klang wie: „Dumme Göhre!" und begann langsam die vier steilen Treppen empor zu steigen.

Helene war bis zur nächsten Straßenecke mehr gelaufen als gegangen. Das Herz pochte ihr zum Zerspringen. Sie kam sich so unsäglich gedemütigt, verletzt vor. Gedemütigt von dem Manne, zu dem sie immer emporgeschaut hatte, fast wie zu einem Halbgott, in Verehrung und Dankbarkeit.

Seit mehr als einem Jahre hatte er heute zum erstenmal mit ihr gesprochen. Aber sie hatte seine Vorlesungen über Shakespeare in der Humboldtakademie gehört, hatte mit glühenden Wangen seine kleine Schrift: „Über die Entwickelung des Freiheitsgedankens in den Dramen Schillers", die sie in einem Buchladen zufällig sah, gelesen; sie hatte sich sogar seine Photographie zu verschaffen gewußt. Wie von einem übertäubenden Glücksgefühl war sie überströmt, als sie ihn erkannt hatte. Ja, im ersten Augenblick hatte sie gar nicht an Frau von Herret gedacht, sondern nur: wie kommt er hierher — in unser Haus?

Und nun war über das heiße Herz der eiskalte Wasserstrom seiner Worte gestürzt,

Digitized by Google

dieser gleichgültigen — nein, dieser erniedrigenden Worte. Wie ein Dienstmädchen hat er mich behandelt! schrie es in ihr.

Sie verlangsamte ihren Schritt. Sie überlegte. Hatte sie sich falsch, unpassend benommen? Ihr war nie der Gedanke gekommen, daß sie die Billets nicht von ihm annehmen dürfe. Vater und Mutter hatten ja auch nichts dabei gefunden, bis ihr der Vater zuletzt überhaupt den Besuch des Theaters verbot. Aber es war doch wohl unpassend gewesen. Es hatte ihm doch wohl ein Recht gegeben, sie so zu behandeln — die Tochter des Portiers seines Vaters. Und da kam der häßliche Gedanke: Freilich — Vater steht ja auch da mit der offenen Hand! Und dann, alles übertosend, der andere: Du aber mußt ihm zeigen, daß du von anderem Holze bist! Er muß dich bewundern! Er muß — er muß — er wird —

Moritz Merlenberg hatte den letzten Treppenabsatz erreicht. Ehe er schellte, zog er noch einmal die Taschenbürste heraus und strich über den langen glänzenden Vollbart, für den, wie der Kommissionsrat Beermann boshafterweise ausgesprengt hatte, der Friseur einen besonderen „Schlafsack" erfunden haben sollte.

Die Klingel tönte ganz dünn und leise. Es dauerte eine geraume Weile, ehe drinnen ein Schritt hörbar wurde. Er fing schon an, die Sache etwas langweilig zu finden.

Dann öffnete sich die Thür plötzlich.

Hedwig Herret stand vor ihm.

Sie schrak ein wenig zusammen.

Aber es war nur auf einen Augenblick. „Ich glaubte, Mama käme zurück!" sagte sie sofort. „Darum öffnete ich selbst. Guten Tag, lieber Moritz!" Auf ihrem blassen schmalen Gesicht lag der Wiederschein einer starken und freudigen Überraschung, und diese klang auch aus den einfachen Worten. Dann kam freilich sofort eine leichte Verlegenheit Sie wußte — jung wie sie war — doch nicht recht, darfst du ihn nun eigentlich bitten, näher zu treten? Die Besorgnis bedrückte sie, etwas nicht ganz Passendes zu begehen, und zugleich kam der Wunsch, dem ernsten, heimlich so hochverehrten Manne nicht durch eine Abfertigung zwischen Thür und Angel, die er wohl gar als kindisches Benehmen deuten konnte, eine falsche Vorstellung von ihrem eignen Wesen zu geben.

Er bemerkte das alles; die Gabe, ihre Züge zu beherrschen, war ihr noch so fremd. Förmlich ablesen konnte er den Flug der wechselnden Gedanken von dem ausdrucksvollen Mädchengesicht. Ihre kindliche Verlegenheit machte ihm Spaß, während die Bewunderung für seine Person, die ihm Hedwig — das fühlte er — entgegenbrachte, seiner Eitelkeit schmeichelte.

So sagte er scherzend, in bekümmertem Tonfall: „Frau Mama ist nicht zu Hause? Wie schade! Dann muß ich wohl als betrübter Mitteleuropäer wieder abziehen, Hedwig?"

Nun hatte sie aber schon ihren Entschluß gefaßt. „Aber nicht doch, Moritz. Mama muß gleich kommen. Bitte, treten Sie nur näher." Sie lächelte ein wenig über ihr anfängliches Zögern, und er las wieder: „Wir sind ja eigentlich nahe Verwandte — Moritz und ich." Etwas befangen aber blieb sie doch, als sie sich dann in dem kleinen, mit Möbeln vollgepreßten Wohnzimmer gegenüber saßen. Er trug mit weltmännischer Gewandtheit die Kosten der Unterhaltung, die sich zunächst natürlich um die Hochzeit und das junge Paar und dessen Hochzeitsreise drehte. Während er sprach, in seiner wohlabgewogenen Art, die auch dem an sich Konventionellen immer den Reiz des Eigenartigen zu geben suchte, hatte er hinreichend Zeit, die Augen durch das Zimmer wandern zu lassen. Es wirkte anders auf ihn, als damals an dem unglückseligen Theeabend, an dem die Leute gelangweilt in den Ecken herumstanden und eine Petroleumlampe bedenklich gequalmt hatte. Heute gefiel es ihm beinahe mit dem peinlich sauberen Urväterhausrat, dem ripsbezogenen Sofa mit den gehäkelten Deckchen, dem Nähtisch an einem Fenster, dem Kanarienvogel und den paar billigen Blumen. Es schien ihm das alles einen Hauch von Behaglichkeit auszuströmen, der ihm neu war, und es war ganz aufrichtig gemeint, als er unvermittelt sagte: „Wie hübsch Sie es hier haben, liebe Hedwig."

Einen Moment sah sie ihn zweifelnd an. Dann aber lachte sie herzlich: „Das ist wohl nur die Kontrastwirkung den Einrichtungen gegenüber, in denen Sie sich sonst bewegen, Moritz — wenn Sie's ehrlich meinen, wie ich annehmen will."

„Ehrlich ist's gemeint. Aber Sie mögen

Digitized by Google

mit Ihrer Bemerkung ganz recht haben, will ich, um weiter ehrlich zu sein, hinzufügen. Unsere modernen Salons, selbst so viele der besseren, sind meist Schablone, man merkt ihnen den Dekorateur an. Hier aber empfindet man das Persönliche, und ich meine, gerade diese intimere Harmonie zwischen einer Einrichtung und denen, die in ihr leben, ist durch keine Kunst und noch viel weniger durch Prunk zu ersetzen."

Da war schon wieder ihr feines, diesmal sogar ein wenig ironisches Lächeln. „Mit anderen Worten: wer in solch einem altfränkischen Zimmer sich so recht wohl fühlen kann, muß auch selbst altfränkisch und durch und durch unmodern sein."

Er nickte. „In gewissem Sinne wird das nicht abzuleugnen sein, Hedwig. Nur wohnt vielen unter uns, die die Welt für so recht modern hält und die sich selbst für echte Kinder des zur Neige gehenden Jahrhunderts halten, in tiefster Seele, ohne daß sie es sich selbst recht gestehen mögen, ein geheimer Drang inne, sich wieder wohl zu fühlen, wie es Vater und Mutter in ihrer Jugend thaten und wie wir es leider verlernt haben. Manch einer möchte von Herzen gern wieder unmodern sein — er traut sich's nur nicht."

„Das kann ich verstehen. Aber es darf schließlich nur auf schwache Naturen zutreffen. Wer sich stark fühlt, muß sich doch sein Leben selbst zu gestalten wissen, wie es ihm recht dünkt. Nur nicht mit dem Strome schwimmen, nur nicht sich immer treiben lassen." —

Das war wieder eins der Worte, die ihn — aus diesem jungen Munde — stutzen machten. Ganz wie nenlich einige Wendungen des Gesprächs zwischen ihm und Hedwig. Es frappierte ihn im Augenblick so, daß er nicht gleich eine Antwort fand, wie sie ihm geeignet erschien. So neigte er nur zustimmend das schöne Haupt, mit einem ernsten Lächeln, das ihm vorzüglich stand, und sagte dann unverwittelt: „Aber was haben Sie denn dort für herrliches altes Porzellan, Hedwig?"

Sie stand auf und trat an die Servante, auf die er deutete. Auch er erhob sich.

Nun wieder mit ganz naiv kindlicher Freude erklärte sie: „Es sind wirklich einige schöne Stücke. Die beiden alten Tassen dort sind Nymphenburger Fabrikat und stammen von der Großmutter Mamas. Das kleine Meißner Dejeuner hier, mit dem gelben Fond, ist noch aus der guten Zeit vor Marcolini. Den großen Teller mit dem N hat uns Papa in Frankreich gerollt —"

„Gerollt?"

„Ach so — das können Sie nicht verstehen. Papa erzählte, sie hätten im Feldzuge . . . anknüpfend an das französische Gewäsch über die gestohlenen Pendulen — immer gescherzt: unsere Soldaten rollten die Kaminuhren, um sie bequemer in die Tornister packen zu können. Nun, und da ist denn der Ausdruck auch auf andere Gegenstände angewendet worden. Bei dem Teller müßte es eigentlich heißen: gerettet. Papa hat ihn nämlich im Parke von St. Cloud aufgelesen, am Tage des Schloßbrandes. Er ist wundervolle Sevresarbeit. Aber unser schönstes Stück, meinem Geschmack nach, ist doch ein Erbstück von Großmama Herret . . . die kleine Schale dort: Alt-Berlin. Ich bin allerdings Partei. Ich habe nämlich vor ein paar Monaten ihre Worte gestohlen und einen Preis damit gewonnen."

„Das versteh ein anderer, Hedwig. Daß Ihr Papa einen Teller gerollt hat, leuchtet mir, dank Ihrer freundlichen Erklärung, ein. Aber daß Sie der alt-berliner Schale — übrigens wirklich ein Prachtstück — die Worte gestohlen haben wollen, um einen Preis damit zu erringen . . . entschuldigen Sie, liebste Schwägerin, da komme ich nicht mit."

Sie standen dicht nebeneinander, und er schaute nun doch mit kaum verhohlenem Entzücken in das feine, lebendige Gesicht, das jetzt wie in einem kleinen Triumph aufleuchtete. Sie hatte die Augen voll zu ihm aufgeschlagen, um ihre Mundwinkel zuckte es schalkhaft, als sie erklärte: „Etwas Riesengroßes dürfen Sie sich freilich nicht unter dem Preise vorstellen, Moritz. Aber es war immerhin eine große Freude für mich und Mama. Nämlich: die ‚Illustrierte Frauenzeitung' hatte einen Wettbewerb für einige dekorierte Porzellane ausgeschrieben, und den habe ich gewonnen. Im Vertrauen auf Ihre Diskretion gesagt: wahrscheinlich, weil ich eben diese so reizende Vorlage mitbenutzen konnte — natürlich nur in freier Anlehnung an das alte Muster. Dreihundert Mark habe ich bekommen — ein kleines Vermögen für solch ein armes Mädel, wie ich bin."

Digitized by Google

„Alle Wetter! Ich gratuliere — offen gesagt, Hedwig, so viel habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht selbst verdient."

„Spotten Sie nur nicht —"

„Ich denke gar nicht daran!" Ihre kindliche Freude an dem kleinen Gewinn amüsierte und rührte ihn zu gleicher Zeit. „Was glauben Sie denn, Hedwig? Für meine paar Schriften habe ich bisher noch die Druckkosten bezahlen müssen — das ist nun einmal nicht anders." Als er es gesagt hatte, verdroß ihn seine Aufrichtigkeit wieder ein wenig. Das nette Mädel hatte ja wohl kaum das richtige Verständnis für diese Verhältnisse, sonst würde sie nicht so erstaunte, fast erschrockene Augen gemacht haben. Er fügte daher schnell hinzu: „Also Sie malen auch, Hedwig? Das ahnte ich ja gar nicht."

„Es ist auch nicht viel Rühmens davon zu machen," gab sie sofort zurück. „Sehen Sie, Moritz, wir höheren Töchter — ein recht häßlicher Ausdruck, nicht wahr? — wir werden ja geradezu auf diesen leidigen Dilettantismus erzogen. Mehr als ein solcher wird's ja doch selten. Wirklich: ich hätte gern, ach so gern, mir für mein Leben einen etwas tieferen Inhalt gewonnen. Ich wollte durchaus mein Examen machen. Aber da zog mir unser alter Doktor einen Strich durch die Rechnung. Ich — ich sei nicht kräftig genug, ich müsse mich schonen. Das war eine bittere Enttäuschung für mich, und ich glaub's ihm auch gar nicht, denn mir ist das Lernen immer leicht geworden —"

„Davon bin ich überzeugt," versicherte er eifrig. „Aber ich gebe dem guten Manne doch recht. Sie unterschätzen die rein physischen Anstrengungen der Vorbereitung, Hedwig ... und noch mehr gewiß die Dornen des Lehrerinnenberufs ..."

Hedwig schüttelte energisch den Kopf. Sie schien eine Entgegnung auf der Zunge zu haben. Da schellte es draußen: „Mama! Einen Augenblick, Moritz ..."

Er sah ihr nach, bis die Thüre hinter ihr zugefallen war. Er hörte sie draußen tuscheln und dann ihr helles Lachen. „Sie ist doch noch das reine Kind," dachte er, „aber ein liebes, reizendes, kluges Kind —"

Frau von Herret trat ein — etwas ceremoniös, ein wenig befangen, auf den hageren Wangen die Röte einer leichten Verlegenheit. „Mein lieber Herr Doktor ... ich freue mich herzlich ... es ist wirklich so aufmerksam von Ihnen ... aber, bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen ..."

Da saß er denn wieder, den Cylinder ueben sich, die alte Dame gegenüber — alle Beide sehr gemessen, sehr würdig — und es wurden noch einmal die Fragen ausgetauscht, wie die Hochzeit bekommen sei und wo sich wohl das junge Paar augenblicklich befinden möge?

Hedwig hatte sich einen kleinen Sessel herangezogen. Aber sie saß so, daß er sie nicht sehen konnte, wenn er seine Aufmerksamkeit der Mama zuwandte.

Und nun bemerkte er plötzlich wieder die künstlich gestopften Risse in dem Ripsbezug des Sofas und die Flicken in den Gardinen und das altmodische, ein wenig abgetragene Kleid der Matrone — und es kam ihm wieder vor, als liege eine Welt zwischen dem allen hier und seinem eigensten Wesen.

Bis er sich erhob und beim Abschiednehmen in die leuchtenden Mädchenaugen sah, die eine kurze Sekunde noch sich mit den seinen kreuzten. Dann senkte Hedwig den Blick, und zugleich stieg wieder verräterisch das Blut in ihre Wangen.

Nun war er gegangen.

Hedwig stand an der Servante und rückte die alten Porzellane zurecht mit leicht bebenden Fingern, als die Mama wieder in das Zimmer trat. Sie machte sich erst ein Weilchen am Nähtisch zu thun, ein wenig hüstelnd wie immer, wenn sie einen Gedanken still für sich verarbeitete.

„Hete," sagte sie endlich bedächtig, „es war doch eigentlich nicht ganz passend, daß du den Doktor allein annahmst?"

Das Porzellan klirrte. Die Tochter wandte sich wie im jähen Erschrecken um.

„Aber, Kind ..."

Mit ihren kleinen schnellen Schritten kam die Mutter auf Hedwig zu und sah ihr forschend, nun auch erschrocken in das glühende Gesicht: „Kind ... wie siehst du denn aus? Was ist denn vorgefallen?"

„Nichts ... gar nichts!" wehrte Hedwig, mit Thränen kämpfend, ab. Aber dann schlang sie plötzlich die Arme um die Mutter und schluchzte laut auf.

5. Kapitel.

Helene Prinker stand vor dem Künstlerhause Sankt Lukas, hochaufatmend vom

Digitized by Google

schnellen Gang, und unterhandelte mit der Portierfrau.

„Herr Professor Kruslow im Atelier?“

„Ich denk' doch.“

„Hat er Modell?“

„Ich denk' — nee!“

„Also ist er allein?“

„Ich denk' ja!“ Die dicke Madame guckte dem Mädchen neugierig in das hübsche Gesicht. „Fräuleinchen,“ sagte sie dann wohlwollend, „was woll'n Sie zu Kruslow'n? Das ist nicht vor Sie. Der kann sohne zierlichen Modellers nicht brauchen. Wenn ick Sie raten soll, kloppen Sie mal oben bei Pegel-Sarnowyn an. Der sucht gerade 'ne kleine für seinen Elfenreigen. Sie passen — das seh' ich —“

Der volle Mund schürzte sich verächtlich: „Sie irren in der Person! Ich bin die Nichte von Herrn Kruslow —“

„Ach so — Na . . . nischt vor ungut, Fräulein. Geradeaus — im Hofe —“

„Ich weiß schon Bescheid . . .“

Hastig durchschritt Helene den kleinen, epheubesponnenen Hof und pochte mit ihren Sonnenschirm energisch vor das große Thor. Zweimal ganz vergeblich. Dann tönte von drinnen ein brummiges: „Brauch' kein Modell!“

Sie pochte noch einmal: „Ich bin's ja, Onkel!“

Darauf klang's zurück: „Machen Sie dem Mädel doch mal auf, Werner —“ Es raschelte drin; endlich schlug die kleinere, in dem mächtigen Thorflügel eingelassene Thür auf. Ein junger Mann stand in der Öffnung: „Guten Morgen, Fräulein Prinker,“ sagte er. „Verzeihen Sie nur . . . wir konnten ja nicht ahnen . . .“

„Guten Tag, Herr Werner —“

Helene schien etwas enttäuscht, daß sie den Onkel doch nicht allein traf. Einen Augenblick zögerte sie, dann trat sie rasch ein.

Das große Atelier sah recht weiß aus. Den Hintergrund nahm ein riesiger Aufbau ein, ein Holzgerüst, zwischen dessen Rippen die grauen Linien eines überlebensgroßen Centauren hindurchschimmerten. Längs der kahlen Wände standen, fast bis in die Mitte des Raumes, in buntem Gewirr Entwürfe und Modelle aller Art, groß und klein: phantastische Meerungeheuer und schlanke Göttinnen, stark bewegte Krieger, groteske Faune, ein paar Porträtbüsten; dazwischen einzelne Glieder, hier ein muskulöser Arm, der einem Riesen zuzugehören schien, an ein Medusenhaupt gelehnt, dort ein paar Hände, an einer Stange aufgehängt, die einem Prometheus übers Knie gelegt war. Alles mehr oder minder unfertig, manches schon wieder zerbrochen, zerbröckelt. Nur in einer Ecke war etwas Raum gelassen für eine hohe, stolze Marmorgruppe: die Siegesgöttin beugt sich über einen sterbenden Krieger. Über der Gruppe hing eine flotte Plakatzeichnung: „Große Medaille Glaspalast München. Wer kaufts?“ Unter der Schrift eine Anzahl Ochsenköpfe, die nach oben starrten mit unglaublich blöden Augen, oben eine Guirlande Affen, deren Schwänze höchst kunstreich verschlungen waren; wenn man näher hinsah, ergaben diese Schwänze die Buchstaben: KRITIK.

Trotz der Größe des Raumes war er so angefüllt von Tabakqualm, daß das junge Mädchen zuerst gar nicht erkennen konnte, wo der Onkel saß.

Endlich sah sie ihn. Er saß hinter dem Centaurengerüst tief in einem alten Lehnstuhl. Seitlich von ihm stand ein Tischchen, dicht bedeckt mit Bierflaschen und Cigarettenschachteln. Die dünnen Beine lagen fast in gleicher Höhe mit dem mächtigen, von einem vollen grauen Bart umflossenen Kopf auf einem Balken.

„Morgen, Püppchen!“ rief er ihr jetzt zu, ohne sich zu rühren. „Läßt du dich mal wieder sehen? Na; dann komm man her. Werner, gieb' Püppchen mal 'ne Cigarette.“

Sie machte ein paarmal „puh — puh!“ und führte mit dem Schirm einige Striche in die Luft. „Tag', Onkel Johannes! Ist das hier aber eine Luft! Wie kannst du denn nur in dem Qualm leben und arbeiten, Onkel?“

Er lachte dröhnend. „Leben vortrefflich! Arbeiten? Wenn du etwa, wie dein superkluger Vater und meine geliebte Schwester denkst, unsereiner arbeitet nur, wenn er beide Fäuste voll Thon hat, ja Püppchen, dann arbeiten wir schon lange nicht mehr. Was Werner, mein Junge? Aber unsereiner arbeitet eben am meisten, wenn er nichts thut. Weißt du, Püppchen, es denkt sich eben ganz besonders gut im Tabaksqualm, je dichter, je besser. — So gib Patschhändchen! Werner, die Cigaretten! Da setz dich hin, Maus!“ Er gab mit dem rechten Fuß ein paar

Digitized by Google

Büchern, die auf einem kleinen Schemel lagen, einen Stoß, daß sie zur Erde flogen, und deutete auf den staubigen Sitz. „He Werner — Werner —“

Der junge Mann war noch einige Augenblicke an der Thür stehen geblieben und hatte der zierlichen Mädchengestalt nachgeblickt, wie sie sich gewandt durch den Wirrwarr des Ateliers durchwand. Er überhörte sogar den Ruf des Meisters zum zweitenmal. Nun aber schrak er zusammen, eilte Helene hastig nach, suchte die manierlichste der Cigarettenschachteln zwischen den Flaschen und Gläsern heraus und bot sie ihr an: „Bitte, Fräulein Prinker!“

„Danke!“

Sie sah gar nicht auf. Auch als er ihr Feuer reichte, streifte ihr Blick kaum das wenig schöne, durch eine tiefe Narbe auf der rechten Wange entstellte Gesicht. Der Bildhauer trat zurück und lehnte sich mit über der Brust gekreuzten Armen an das Gerüst. Seine Stirn krauste sich, er preßte die Lippen fest aufeinander, aber er wandte kein Auge von dem scharfgeschnittenen Profil des Mädchens.

„Na, Püppchen, was führt dich denn in die Löwengrube? Ganz wunschlos ist ein Weib ja nie, du aber siehst mir ganz aus, als seist du Evas Urenkelin in direktester Linie. Und fein gemacht hast du dich! Dreh' dich mal 'n bissel nach dem Licht. Nee — sowas Unmögliches von 'nem Bibi! Viel was Geschmackloseres konntest du wohl nicht auftreiben. Die ganze nette Kopfform erdrückt er ja — tot macht er sie — mausetot!“ So polterte er noch ein Weilchen weiter, dabei aber doch die hübsche Erscheinung mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtend. Dann schlug er sich vor die Stirn: „Ach so! Du willst wohl dein Lärvchen sehen? Na, Werner, mein Sohn — denn mal her mit deinem Werk! Kannst's schon sehen lassen —“

Werner rührte sich nicht. Er blickte mit fragendem, trotzigem Ausdruck auf das Mädchen, als warte er auf ihre Aufforderung.

Einen Augenblick war's ganz still. Endlich pruschte der Alte auf, zog die Füße vom Balken, schlug sich mit beiden Händen auf die Schenkel und rief: „Ihr beiden Schafsköppe ihr!“ Dann stand er auf, reckte ein paarmal die riesenlangen Glieder und schob selbst eine kleine Büste heran, über der noch das feuchte Modelliertuch hing.

Werner blieb noch immer unbeweglich; er hatte nur leicht die Achseln hochgezogen. Aber in Helene schien nun doch Neugier oder Eitelkeit über den Trotz zu siegen. Auch sie stand auf und warf die Cigarette auf den Boden. Aschenbecher gab's ja im Atelier nicht.

Doch als Kruslow den Thonlappen entfernt hatte, trat auf ihren Zügen gleich wieder der Ausdruck völliger Gleichgültigkeit hervor, um dann dem einer starken Enttäuschung Platz zu machen.

Der junge Künstler hatte sie aufgefaßt, das Köpfchen leicht vorgebeugt, wie in tiefes Grübeln versunken, träumerisch in die Weite schauend, das Haar in glatten Wellen dicht anliegend.

Sie trat noch einen kleinen Schritt näher. Dann lachte sie plötzlich spöttisch: „Na, Herr Werner — von Ähnlichkeit auch nicht 'ne Spur!“

Da brauste der alte Künstler auf: „Ähnlichkeit! Wenn du nur ähnlich sein willst, dummes Mädel, dann scher' dich zum Photographen. Oder lauf zu irgend 'nem Modebildhauer. Ähnlich macht's 'ne Maschine. n' Kunstwerk braucht nicht ähnlich zu sein . . . adeln soll's das Modell! Aber was red' ich — was nutzt 'ner Kuh Muskate, sie frißt nur Haberstroh! Ähnlich — ähnlich! Puppenähnlich — was? Wie der Werner dich empfunden hat, so hat er's gemacht. Brav hat er's gemacht, sage ich, und du Gänslein, du . . .“

Sie war glühend rot geworden unter den heftigen, sich überstürzenden Vorwürfen des Onkels. „Ich meinte ja nur —“ wollte sie sich entschuldigen. Doch da trat der junge Künstler zwischen sie und den Meister. Ganz ruhig legte er seine Hand auf dessen Arm, und nur aus dem Ton seiner Stimme klang eine tiefe Bitterkeit: „Fräulein Prinker hat recht, Teurer! Ich habe das Fräulein wirklich falsch aufgefaßt, ganz falsch. Ich weiß es jetzt besser —“ (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Neujahrsorakel.

Von

Frieda Freiin v. Bülow.

Ich war allein. Sylvesterglocken klangen,
Durch meine Seele schlich ein heimlich Klagen
Um reicher Jugend Jahre, die vergangen,
Um eines wiederum zu Grab getragen,
Und in des jungen Jänners erster Stunde
Trieb mich ein dumpf orakelgläubig Bangen
Aus neuen Jahrkalenders Geistermunde
Ein Leitwort für die Zukunft zu erlangen.
Und sieh! In William Shakespeares goldner Klarheit
Fand Worte ich, die ernst zur Seele drangen,
Denn meinem zagen Sehnen ward die Wahrheit:
„Man kann um Neujahr R o s e n nicht verlangen."
Dem Worte sann ich nach in meinem Herzen
Und sprach: „Fahr' hin, du Hoffen! schwaches Bangen!
Komm, stiller Winter! Gleiche nicht dem Märzen,
Dem ungestüme Wünsche sich entrangen."

Da klopft es. Nun? Ein Bote ist's. In Händen
Trägt er in Fülle roter Rosen Prangen!
Der Nachbar, spricht er, wünschte sie zu senden,
Da eben sie die Neujahrsgrüße sangen.
Frohlockend stand ich ob der Lenzesgabe:
Man kann um Neujahr Rosen nicht v e r l a n g e n,
Doch was zu f o r d e r n ich das Recht nicht habe,
Das darf als Gottes G n a d e ich empfangen! —

Digitized by Google

Huldigung. Bronzestatuette von Constantin Stark.

Digitized by Google

Abb. 1. Kopfleiſte mit Neujahrswunſch aus einem Kalender des XV. Jahrhunderts.

Neujahrswünſche.

Von

Fedor von Zobeltitz.

Mit achtundzwanzig Abbildungen nach Originalen.

(Abdruck verboten.)

... Ein gut ſeliges jar ...

„Profit Neujahr!“ ... Beim Wechſel zweier Jahrhunderte gewinnt dieſer alte und fröhliche Neujahrsgruß an Bedeutung. Aus der Aſche der Vergangenheit ſteigt als Phönix die neue Zeit empor, die Welt grüßend und von ihr gegrüßt. Alle Völker dachten ſich ehemals ein doppeltes Sterben der Zeit. Im Mittwinter ertrank die Welt durch Waſſer, im Mittſommer durch Feuer; in der Winterwende ſpielte der Taucher Deukalion ſeine Rolle, zur Sommerwende Phaëton, der das All in Flammen ſetzte. Deukalions Barke landete am Parnaſſos, die Arche Noahs am Ararat; die heidniſche und die jüdiſche Sintflut fielen in dieſelbe Zeit, in die der chriſtliche Kalender den Wechſel des Jahres verwies. Mit Janus beginnt die Reihenfolge der Monate; er iſt der Waſſermann des Kalenders und ſchaut mit ſeinem Doppelgeſicht in das alte und neue Jahr hinüber.

Neujahr iſt ein aſtronomiſches Feſt; die Völker der Welt könnten es alſo gemeinſam feiern. Aber ſelbſt bis in das vorige Jahrhundert hinein fielen auch in den kulturreichen die Neujahrsfeiern auf verſchiedene Tage. Juden und Muhammedaner ſahen in dem Erſterben der Natur, in der Tag- und Nachtgleiche des Herbſtes, den Beginn der neuen Zeitrechnung; die Inder und Parſen feierten das Wiedererwachen des Lebens, den Lenz, als ihr Neujahr. Auch der Römer Neujahr war ehemals der erſte März, und viele Völker folgten ihnen bis in die neuere Zeit hinein. Aber die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings iſt nur der ſinnfällige Anfang des neuen Naturlebens; thatſächlich iſt die lebenerweckende Sonne uns ſchon viel früher näher gerückt. So fiel denn die Wahl der Neujahrsfeier vielfach auf das Winterſolſtiz, nicht nur bei den Ägyptern, ſondern auch im heidniſchen Europa. Der 6. Januar, von dem ab die Tage länger zu werden beginnen, war ſchon bei den Ägyptern das „Feſt der Erſcheinung,“ an dem Oſiris wiederkehrte. Bei den Chriſten der morgenländiſchen Kirche wurde der 6. Januar zum Tag der Erſcheinung Chriſti, d. h. man ließ den Heiland an dieſem Tage geboren ſein, während die abendländiſche Kirche, durch den Einfluß des auch in die römiſchen Provinzen ſich ausbreitenden Mithrasdienſtes beherrſcht, den 25. Dezember vorzog. Er war der Zeitpunkt des Stillſtandes, an dem die Tage weder zu- noch abnehmen, und galt zugleich als der Geburtstag des Mithras. Die Apoſtel des Chriſtentums fanden den 25. Dezember als Zeitbeginn ſowohl bei den alten Germanen wie bei den meiſten ſlaviſchen Stämmen vor und konnten dieſe Sitte daher um ſo leichter auch nach der Bekehrung der Völker fortbeſtehen laſſen. Im Laufe der Jahrhunderte veränderte ſich die Kalenderzählung abermals. Unter Karl dem Großen galt der 25. März zugleich als der Tag Mariä Verkündigung und des Todes Chriſti, alſo als Anfang und Ende des Jahres. Zur ſelben Epoche feierte man in Köln und in der Schweiz am Oſtertage das Geburtsfeſt der neuen Zeit, in Lüttich ſogar am 19. März. Philipp II. befahl erſt 1575 den Niederlanden, das Neujahr

Digitized by Google

Abb. 2. Geschichtskalender der Stadt Rottweil mit Neujahrswunsch des Gerichtsprokurators Bonaventura Schlech.

am 1. Januar zu feiern. In Venedig galt noch 1652 der 1. März, in Florenz noch 1745 der 25. März als Neujahrstag. Wie die alten Germanen und Skandinavier, so feierten auch die Engländer vom VII. bis in das XIII. Jahrhundert hinein ihr Neujahr am Weihnachtstag; in Frankreich blieb man bei der gleichen Sitte bis zum X. Jahrhundert, wählte dann den 25. März und später den Ostertag als Jahresanfang. Erst Karl XI. verordnete die Verlegung des Neujahrstages auf den 1. Januar.

Der 1. Januar wurde schon von den ersten Christen als Jesu Beschneidungsfest gefeiert. Da nun die Beschneidung eine lediglich mosaische Ceremonie war, von der Paulus noch dazu die Christen dispensierte, so ist anzunehmen, daß auch die kirchliche Feier dieses Tages aus heidnischen Gebräuchen herausgewachsen ist, vielleicht und wahrscheinlich aus dem altrömischen Feste zu Ehren des Gottes Janus. Am Neujahrstage dampften zu Rom vor dem Janustempel die Räucherbecken; ein weißer Stier wurde

Digitized by Google

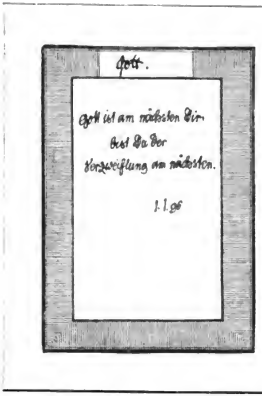


Abb. 3. Neujahrskarte von Joh. Kaspar Lavater vom 1. Januar 1796.

dem Gotte geopfert, und da dieser Tag ein „dies faustus", ein Zeitpunkt guter Vorbedeutung war, so nahm man an ihm besonders solche Geschäfte vor, von deren Gelingen man viel für die Zukunft erhoffte. „Annum novum faustum felicemque tibi!" — „ein glückliches und gesegnetes neues Jahr dir!" riefen sich Freunde und Bekannte zu und beschenkten sich gegenseitig mit Honig und Früchten, später auch mit Gold- und Silbermünzen und Kunstgegenständen aus Edelmetall. „Strenae" nannte man diese Neujahrsgeschenke, denen man häufig noch geschriebene oder eingravierte Wünsche anfügte. So hat sich u. a. eine strena, die dem Kaiser Commodus dargebracht wurde, erhalten: eine Krystalltessera mit Münzen und der Inschrift „Annum novum faustum felicem felici imperatori." Das Beschenken am Neujahrsfeste war übrigens auch schon den alten Ägyptern und Persern bekannt; die Juden begrüßten die neue Zeit durch gewaltigen Posaunenschall, und die Germanen zu beiden Ufern des Rheins legten sich am Julfeste auf ihre Bärenhäute und tranken süßen Met, bis sie nicht mehr aufstehen konnten. Die Saturnalien der Römer am Janustage fanden in der christlichen Welt die lebhafteste Nacheiferung; schon die Kirchenväter klagten über die zuchtlosen Possen und Mummereien zu Neujahr, die zu Paris am ausschweifendsten waren, obwohl dort der Klerus selbst sie unter seiner Aufsicht genommen hatte. Flögel-Ebeling geben in ihrer „Geschichte des Grotesk-Komischen" erbauliche Proben von diesen Narreteien.

Es mag befremdlich erscheinen, daß die christliche Kirche die mit ihren Festen verbundenen, oft ganz abscheulichen Possenspiele lange Zeit hindurch duldete. Aber die entfesselte Leidenschaft durchbrach jegliche Seelenzucht; schließlich mußte die Klerisei froh sein, wenn sie wenigstens die tollsten Orgien zügeln konnte. Daß das sogenannte Narrenfest, das man im Mittelalter gewöhnlich am Neujahrstage zu feiern pflegte, aus heidnischen Sitten hervorgegangen ist, läßt sich vielfach mit Beweisen belegen. Schon Herodian bezeugt, daß das römische Neujahrsfest zu seiner Zeit, also im III. Jahrhundert, mit den Saturnalien verbunden gewesen war, den Festtagen der Sklaven und Freigelassenen, an denen man sich in Frauengestalten und Histrionen verkleidete und Felle um den Leib schlang, um dann mit wahnsinnigem Geheul durch die Straßen

Abb. 4. Neujahrskarte in Kupferstich, mit aufgeklebtem Seidendruck. Um 1790.

Digitized by Google

zu toben. Auch Dionys von Halikarnaß gedenkt der Sitte, sich mit Tierhäuten zu bekleiden und in dieser Vermummung allerhand Unfug anzurichten. Das, was die Saturnalien aber so besonders beliebt machte, war die Erinnerung an die goldene Zeit unter des Saturnus Weltregierung, da ewige Gleichheit herrschte. So war am Neujahrstage im alten Rom auch der Unfreie frei und konnte thun, was ihm beliebte, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden; die Sklaverei war aufgehoben, und die losgelassene Meute erging sich in den tollsten Ausschweifungen. Es ist klar, daß die ersten Christen diese Tage allgemeiner Gleichheit nicht gern vermissen und nicht den Lustbarkeiten entsagen wollten, die mit den alten Festen verbunden waren. So suchten sie diese denn mit den christlichen Feiertagen zu verbinden, und ihre Führer und Lehrer, unfähig, der Leidenschaft Herr zu werden, mußten es schweigend dulden — so wie später die Jesuiten bei den neubekehrten Chinesen neben dem christlichen Kirchendienst auch noch die Gebräuche des Confucius dulden mußten. In einigen Teilen Hollands wurde noch bis in das Mittelalter hinein ein ähnliches Fest der Gleichheit gefeiert, Zollmaalen genannt, an dem die Knechte Edelmannskleidung anlegten und sich von ihren Herren bedienen ließen.

Abb. 5. Neujahrsgruß in Kupferstich mit aufgeklebtem Seidendruck. Um 1790.

Gegen das Narrenfest am Neujahrstage hatte schon der Heilige Augustinus (Homil. de Kalend. Januarii) geeifert. Auf dem Konzil zu Toledo im Jahre 633 wurde es verboten und dies Verbot später oft wiederholt. Trotzdem erhielt es sich, wurde sogar von Theophylaktus, Patriarchen zu Konstantinopel, im X. Jahrhundert auch in der griechischen Kirche eingeführt. Denn nicht nur das Volk, sondern auch die niedere Klerisei wehrte sich gegen die Aufhebung der Feier. Der Theologe Gerson erzählt, ein Geistlicher habe zu Auxerre öffentlich erklärt, das Narrenfest sei Gott ebenso wohlgefällig als das der Empfängnis Mariä, und die theologische Fakultät von Paris verteidigte es in einem Cirkularschreiben an die Erzbischöfe damit, daß die Narrheit sich einmal austoben müsse; man treibe seine Possen mit der Religion, um mit desto größerer Inbrunst zum Gottesdienst zurückkehren zu können. Erst 1522 wurde auf Befehl des Parlaments zu Dijon das Narrenfest für Frankreich endgültig verboten. In ähnlicher Form wurde es merkwürdigerweise auch in Bayern noch bis in das XVI. Jahrhundert hinein gefeiert.

Das gegenseitige Beschenken am Neujahrstage erhielt sich durch das ganze Mittelalter und ist in Frankreich bekanntlich noch heute im Gebrauch, während es bei uns

Abb. 6. Neujahrswunsch für das Jahr 1837, auf rosa Seide gedruckt.

Digitized by Google

auf das Weihnachtsfeſt verlegt worden iſt. In ähnlicher Weiſe hat ſich auch die alte Sitte der Neujahrswünſche durch alle Zeiten erhalten und bereits gegen Ausgang des Mittelalters jene Form angenommen, wie wir ſie heute noch kennen: die Form der ſchriftlichen und gedruckten Beglückwünſchung.

In Georg Steinhauſens vortrefflicher Sammlung deutſcher Privatbriefe des Mittelalters (Berlin 1899) finden ſich vielfach Neujahrsgratulationen und Dankſagungen für erhaltene Neujahrsgeſchenke. So ſchreibt

Abb. 7. Neujahrskarte von Léon Lebègue in Paris an Dr. R. Forrer in Straßburg.

die Gräfin Margarete von Naſſau um 1367 an ihre Tante Mechthild von Geldern, Gräfin von Cleve, ſie danke ſchönſtens für die ihr, ihren Angehörigen und Kammerfrauen überſandten Neujahrsgeſchenke; ſie ſchicke dafür einen Ring zurück und ihr Gemahl eine Münze —, ſo ſent dir min geſelle eyne muntze, day ſteyt uffe eyn clymmede lewe (klimmender Löwe), dat ſuelztu alſo verſtayn, dat du ey hoer (immer höher) in ſin herze clymes (klimmeſt)" ... Pfalzgräfin Beatrix ſchreibt am 8. Januar 1439 an ihre Schwägerin, die Herzogin Anna von Bayern: „Wir wünſchen üch von dem almechtigen gote ein gut, ſeligs neues jare mit merung alles gelückes"... und im Februar 1466 die Gräfin Eliſabeth Leiningen an Nikolaus Wynze in Worms: „wir dancken dir ſere dynes guten jars" ... und 1475 die Kurfürſtin Anna von Brandenburg an ihren Gemahl, den Kurfürſten Albrecht: „Ich ſchick eur lieb (Ew. Liebden), ein berleinſchnur (Perlenſchnur), die ſol auf das neu jar gefallen ſein", d. h. ſie ſollte ſchon als Neujahrsgeſchenk eintreffen. Dieſe Beiſpiele ließen ſich vielfach vermehren. Ein etwas ſeltſames Neujahrsgeſchenk iſt eine junge Löwin, die Herzog Wilhelm von Sachſen dem Herzog Albrecht und ſeinem Bruder im Januar 1474 nach Weimar

Abb. 8. Neujahrskarte von Prof. Ferd. Vetter in Bern

Abb. 9. Neujahrskarte des Kunſthiſtorikers Prof. Rud. Rahn in Zürich an Dr. R. Forrer in Straßburg.

Digitized by Google

schickte. Das im Dresdener Hauptstaatsarchiv aufbewahrte Begleitschreiben zu diesem brüllenden Geschenk besagt u. a.: „Wir schickenn eur liebe hirbey ein junge lewynn zum neuwen jare und wünschen damit eur liebe viel freudenricher und gluckseliger, guter jare in frolichem, langwirigem gesunde“ ... In den an die Gräfin Margarete von Württemberg gerichteten Briefschaften (Stuttgarter Haus- und Staatsarchiv) aus dem Jahre 1475 werden einige merkwürdige Dinge als Neujahrsgaben erwähnt. So sendet ihr eine gewisse Margarethe Dynin „eine degelein zu einem neuen jar und wunsch ir dorpei vil guter jar, das si mein nit vergeß“; was ist ein „degelein“? vielleicht ein kleiner Tiegel mit einer Speise? — Zur selben Jahreswende schickt Ursula von Zülnhardt der Gräfin „ain burg zu ainem seligen nüen jar“; der Ausdruck, „ein burg“ ist ganz unverständlich und bezeichnet möglicherweise ein Gebäck. Sehr lebhaft im Ausdruck ist die Nonne Margarete von Hanau, die ihrem Vater, dem Grafen Philipp, am 5. Februar 1488 „100 000 guter, seliger, gluckhafftiger, gesunder, frydlicher, frolicher, nuver jar und alles gut, geistlich und zitlich“ wünscht. Empfindungsvoll und fromm ist der Neujahrswunsch, den die Priorin von St. Agnes in Liebenau im Januar 1499 an den Grafen Philipp von Hanau richtet: „Hochgeborner, gnediger, lieber Herre. Der nüwgeborn kunnig, den der stern hett gezeygt, den die dry wisen hant gesucht, und funden eyn cleyn kindlein ligen in der krippffen, ine angebet und geert mit iren byzeychlichen (bezüglichen, sinnbildlichen, anspielungsreichen) gaben, diesen großmechtigen kunig mit allen

Abb. 10. Neujahrskarte des Malers Léon Lebègue in Paris an Dr. R. Forrer in Straßburg.

Abb. 11. Neujahrskarte von Dr. Alb. Figdor in Wien an Dr. R. Forrer in Straßburg. Aquarell von E. Lambotte.

Digitized by Google

Abb. 12. Neujahrskarte des Malers Carl Spindler in St. Leonhardt an Dr. A. Forrer in Straßburg.

synen gotlichen gnoden und goben wonschen wir unwern gnoden mit vill heylsamer, gnodenricher, gluckhafftiger, gesonder, frolicher, freydlicher nüwer jar mit allem gutten zytlich und ewiglich. Und haben unwrn gnoden gebet in eyn gut, selig jar dusent pater noster und ave Maria und begern von der hochwirdigen mutter gottz, datz sie unwern gnoden erwerb von irem lieben Kinde alles, das ir begern sie in zit und in ewickeit, und senden unwern gnoden etlich lebkuchlin und wollten, das sie gut und unwern gnoden gefallen wern" . . .

Auch gereimte Beglückwünschungen wandte man vielfach an. Im Liederbuch der Klara Hätzlerin finden sich mannigfache Proben, so ein Neujahrsgedicht, das mit folgenden Worten beginnt:

„Gott grüß dich fraw, zu disem newen jar,
Gott grüß dich, fraw, ufz aller engel schar,
Gott grüß dich, schönes lieb besunderbar,
Daß es dir widerfar,
Als wol und ich dirs gan,
Dein ich nie vergessen han" . . .

Auch Albin Schulz in seinem Buche „Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert" teilt mehrere solcher gereimter Neujahrswünsche mit, von denen die meisten der Feder des Nürnberger Barbiers und Meistersängers Hans Folz entstammen.

Wie verbreitet schon im XV. Jahrhundert die gedruckten Neujahrswünsche gewesen sind, beweist die von Paul Heitz vor kurzem veröffentlichte Faksimilesammlung (Straßburg, Heitz & Mündel). In ihr sind einige dreißig, meist in Holzschnitt ausgeführte Neujahrswünsche jener Zeit in getreuer Wiedergabe und der Kolorierung der Vorlagen auf jahrhundertealtem Papier reproduziert worden, so daß man glauben könnte, die Originale vor sich zu haben. Viele dieser Neujahrsgratulationen hat schon W. L. Schreiber in seinem vortrefflichen „Manuel de l'amateur de la gravure au XV. siècle" ausführlicher beschrieben. Zu den vierzehn Holzschnitten und dem einen Schrotblatt, die er verzeichnet, treten in der Heitzschen Veröffentlichung noch ein Kupferstich des Meisters E. S., eine Kopie dieses Blattes von Israhel van Meckenem und ein Holzschnitt aus dem XVI. Jahrhundert; den Schluß bilden sechsundzwanzig Zierleisten in Holzschnitt, Bandrollen mit Inschriften, „ein gut selig iar" und ähnlichen, die als Schmuckstücke für Kalender dienten, deren ältester für 1472 bei Günther Zainer in Augsburg gedruckt wurde.

Fast auf allen Neujahrswünschen kehrt die Darstellung des Christkindes zurück, nackt oder bekleidet, auf einem Kissen sitzend (Abb. 1), aus einer Blume hervorwachsend, mit der Erdkugel, mit einer Taube oder einem anderen Vogel, zuweilen auch mit der Maria, im Schiffe oder auf einem Esel reitend. Das Band mit der Inschrift hält das Christkind gewöhnlich in der Hand; hier und da

Abb. 13. Neujahrsgruß von Prof. Gabriel Max in München an Dr. A. Forrer in Straßburg. (Mit Sepia grundierte Federzeichnung.)

Digitized by Google

trägt auch die Taube die Bandrolle; zuweilen umschlingt das Spruchband das ganze Bild. Die Art der Inschrift wechselt. „Ein gut selig iar“ oder „ein . goot . Selig . iar“ kehrt öfters wieder. Weigel & Zestermann in ihren „Anfängen der Druckerkunst“ beschreiben u. a. einen Neujahrswunsch in Holzschnitt aus der Zeit von 1480—1490: das Christuskind auf einem Kissen, in der rechten Hand einen grünen Krug, in der linken ein Band mit der Inschrift „Ich habe dz Krügel in min hät glück heil ünch gesät“ („ünch“ gleich „euch“ in altbayerischem Dialekt). Ein Neujahrswunsch der Marienbibliothek zu Halle, mit „michel“ signiert, trägt die Inschrift:

„Ich haisz ihs das ist war.
Vn gib mich uch zu aim gute Jar,

Abb. 15. Neujahrskarte von Walter Crane in London an Dr. R. Forrer in Straßburg.

Und wer mich Im hertzen lieb hant
Dem gib ich mich an sin leste nät.“

Einer der frühesten bekannten Neujahrswünsche ist ein, zwischen 1450 und 1465 entstandener Reiberdruck der Augsburger Schule, der in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt wird: das Christuskind mit der Maria in einem Schiffe, die Schriftrolle haltend:

„Zuch vff den Segel wir sind am land
vnd bringen gut ior maniger hand.“

Die Kolorierung dieser Neujahrswünsche geschah meist mit der Hand, zeigt aber häufig künstlerisches Empfinden.

Außer diesen Blättern, deren Inschriften direkt auf das Neujahrsfest hinweisen, sind uns noch eine Anzahl anderer aufbewahrt worden, die aller Wahrscheinlichkeit nach gleichfalls Neujahrswünsche sind, obschon sie nur bildliche Darstellungen oder

Abb. 14. Neujahrsgruß des Malers Prof. A. Crespin in Brüssel an Dr. R. Forrer in Straßburg. (Aquarell.)

Digitized by Google

Abb. 16. Neujahrsgruß des Malers G. Dieckmann in Hannover an Dr. R. Forrer in Straßburg.

neben solchen Inschriften allgemeineren Charakters tragen. So ist in Ludwig Rosenthals Inkunabelkatalog Nr. 90 eine runde Darstellung abgebildet, die zweifellos ein Neujahrswunsch ist: das Lamm Gottes mit der Siegesfahne, aufrecht stehend, nach links gewandt und sein Blut in einen Kelch spritzend; die Umschrift in gotischen Lettern lautet „Die + Ewig + Säligkeit + Sey + Euch + Allen + Berait." Dr. Forrer vermutet, daß das Blatt ausgeschnitten und als Verzierung auf einen Kassettendeckel geklebt worden sei; man habe hier also den Neujahrswunsch mit dem Neujahrsgeschenk vereinigt.

Daß man auch die Neujahrswünsche mit den Kalendern verband, zeigt die schon erwähnte Heitzsche Publikation. Die dort abgebildeten sechsundzwanzig Zierleisten mit ihren charakteristischen Inschriften haben sämtlich in Kalendern Verwendung gefunden. Schreiber in seinem „Manuel" beschreibt u. A. das Vorsatzblatt eines in der Braunschweiger Stadtbibliothek befindlichen Kalenders auf 1498, auf dem das Christkind, zwei Engel und zwei Schriftrollen mit den Zeichen D. M. S. dargestellt sind; darunter als Text:

„Eyn nye orolich salich iaer
Gleite vnd god allen gaer."

Ein anderer Kalender aus jener Zeit zeigt das Jesuskind und den kleinen Johannes und im Holzschnitt die Inschrift „Ein + gut : Selig + ior +" — einer für 1487 trägt den Wunsch: „Ich winz Euch vil Seliger Goter iar." Originell ist ein Erfurter Kalender von 1483, der einen Jüngling und eine Jungfrau an einem Brunnen zeigt und dazu die Inschriften enthält: „By disser bronen furt winsch ich uch frauelin gutter jar mannigfalt" — „Geselle got gebe dir heil gutter jar ein michelteil."

Seltsamerweise sind uns auch aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert nicht allzu viel Neujahrswünsche erhalten worden, obschon die Sitte ganz zweifellos an Umfang zu-

Abb. 17. Neujahrsgruß des Malers Otto Hupp in Schleißheim an Dr. R. Forrer in Straßburg.

Digitized by Google

genommen hat. Einige aus diesem Zeitraum geben wir hier im Verein mit einer Anzahl moderner künstlerischer Neujahrswünsche in Abbildung wieder. Sie entstammen zum größten Teil den Sammlungen des bekannten Forschers und Antiquitätenhändlers Dr. Robert Forrer in Straßburg i. E., der uns das Reproduktionsrecht überließ. Interessant ist das Rottweiler Kalenderblatt (Abb. 2) für das Jahr 1600: ein Folioblatt mit einer Holzschnittbordüre, aus Figuren- und Wappenbildern zusammengesetzt, der Mittelraum durch ornamentale Borten in drei Teile zerlegt. Oben steht in einer Kartusche: „Ich winsch euch ein gut glückhafft new Jar"; rechts und links davon paradieren in Mantel und Harnisch die Kaiser Konrad III. und Maximilian II. Die Wappen von Kastilien, Aragon, Kroatien, Jerusalem, Sizilien, Leon, Granada ꝛc. nehmen die Seitenumfassungen ein; die beiden Frauengestalten unten symbolisieren Macht und Recht. Den Mittelraum füllt in

Abb. 19. Neujahrskarte des Malers F. Laskowsky in Straßburg an Dr. R. Forrer ebenda.

Typendruck die Hofgerichtsordnung aus; ganz unten steht der Name des Dedikators: „Bonaventura Schlech, deß Kayserlichen Hoffgerichts Procurator zu Rottweil", der das Blatt jedenfalls auf eigne Kosten für Vorgesetzte und Fremde als Neujahrsgruß, der auch seine praktische Seiten hatte, anfertigen ließ. Wahrscheinlich entstammt die Umrahmung irgend einem älteren Geschichts- oder juristischen Werke, und in diese ließ der brave Herr Schlech seinen Text hineinsetzen.

Hans Boesch teilt aus dem XVII. Jahrhundert folgenden sehr charakteristischen Neujahrswunsch mit:

„Ach, laß dir auch forthin der Zeit
In deinen Schutz und Gütigkeit
Mich und die Mein empfohlen sein,
Thu wohl dem Rat und der Gemein,
Die Kirch und Priesterschaft erhalt,
Im Haus auch mit Ehlenten walt,
Die Handlung, Handwerk, Viehezucht,
Den Feldbau segne mit der Frucht
Und hab also bei allem Stand
Dein himmelreiche Gnadenhand" ...

Sehr kurios ist folgender „Wunsch" der gegen ihren Willen in ein Kloster gesperrten Anna Tucherin, den gleichfalls Hans Boesch aufgefunden hat: „Gott geb ihm ein verdorben jahr, der mich macht zu einer Nunnen"...

Der berühmte Physiognomiker Pfarrer Joh. Kaspar Lavater liebte es, als Buch- und Lesezeichen an seine Gemeinde-

Abb. 18 Neujahrsgruß von Sydney Prentice-Lawrence an Dr. R. Forrer in Straßburg.

Digitized by Google

mitglieder und Bekannten kleine Kartonblättchen zu verteilen, die innerhalb einer einfachen Bordüre in Holzschnitt oder Kupferstich einen Spruch von seiner Hand trugen. Mehrere solcher Lesezeichen von Lavaters Hand hat die „Zeitschrift für Bücherfreunde“ in ihrem zweiten Jahrgange, Band 1, wiedergegeben; wir veröffentlichen hier (Abb. 3) einen frommen Neujahrswunsch des Züricher Pfarrers, der jedenfalls an einen durch Unglück Verfolgten und Trostbedürftigen gerichtet war.

Eine Änderung in der äußeren Form der Neujahrsgratulationen kam Ende des vorigen Jahrhunderts auf. Man beschenkte sich mit kleinen Karten, die mit Kupferstichvignetten geschmückt und teilweise koloriert waren und auf welche man einen, auf farbige Seide gedruckten Glückwunschreim aufklebte. Einige dieser Gratulationskarten veranschaulichen die Abbildungen 4 und 5. Über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Für unsere Anschauungen sind jene Bilderchen nichts weniger als schön; aber es ist wohl anzunehmen, daß sich auch Künstler dazu bereit fanden, die Gratulationskarten zu verzieren. Die Viguettenmanier mag in den Tagen der Geßner, Schellenberg und Meil immer die gleiche geblieben sein. Auch die Spruchweisheit war eine ziemlich alltägliche; man begnügte sich meist mit humoristisch sein sollenden Anspielungen, wie in dem Wunsche:

„Freund, Dir wünsch ich daß bey Deinem Amte
Dir's an Mut und Kräften niemals fehlt
Nie an Gelde ... aber das Verdammte!
Daß es sich, so bald es kommt, verzählt.“

Abb. 20. Neujahrsgruß des Malers Carl Spörri (†) an Dr. R. Forrer in Straßburg.

Auch Neujahrswünsche, die nur auf Seide gedruckt waren, gab es; vielleicht schlang sich das Seidenband, das wir in Abb. 6 wiedergeben, um einen Karton mit Süßigkeiten oder war als Lesezeichen gedacht. Im allgemeinen muß man sagen, daß die künst-

Digitized by Google

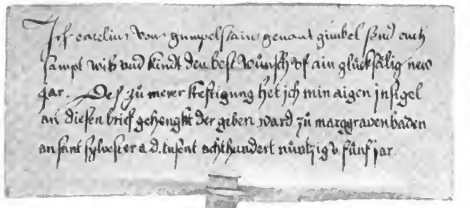


Abb. 21. Neujahrsgruß des Malers Leutnant K. Gimbel in Baden-Baden an Dr. A. Forrer in Straßburg.

ziehung mit gutem Beispiel vorangegangen. Seine Christmas-Cards, die gewöhnlich auch gleich die Wünsche zum Neuen Jahre — „a merry christmas and a happy new year", — den Freunden übermitteln, unterscheiden sich in Bezug auf geschmackvolle Ausführung gewaltig von der zu gleichen Zwecken in die Welt gesandten deutschen Fabrikware. Trotzdem muß anerkannt werden, daß es nach dieser Richtung hin auch bei uns erheblich besser geworden ist. Es war vieles und Schauderhaftes zu überwinden: vor allem die sogenannte „humoristische Neujahrskarte", deren ganzer Witz zumeist in den nur wenig verhüllten unanständigen Anspielungen lag. Humor und Laune sind ja nun ganz gewiß auch in einem Neujahrswunsche nicht zu verachten; aber Hand in Hand mit beiden muß die Grazie gehen. Und unter den vielen deutschen Neujahrskarten, die mir in die Hände gekommen sind, fand ich doch auch zahlreiche, die eine liebenswürdige, oft schelmische Anmut, hier und da auch eine niedersächsische Derbheit mit erlesenem künstlerischen

lerische Ausstattung der Neujahrswünsche im XVIII. Jahrhundert eine ziemlich dürftige war. Der rasche Verfall der zeichnerischen Künste, der schon seit Mitte des XVII. Jahrhunderts in Deutschland eintrat und den auch die Erfindung der Schabekunst nicht aufhalten konnte, mag hierbei mitgesprochen haben. Der Rokokoschnörkel eignete sich noch mehr für die Neujahrskarte als die Vorliebe für Urnen und Grabsteine mit Laubgewinden, die Öser und Geßner aufbrachten, als man von den Rokokoarabesken wieder zur „klassischen Einfalt" überging. Die Manier der Buchillustration Ende des vorigen Jahrhunderts spiegelte sich auf den Neujahrskarten wider, aber was dort in seinem Gesamtbilde bei aller Einseitigkeit immer noch recht hübsch und anmutig wirkte, gab sich hier entsetzlich nüchtern, trocken und steif.

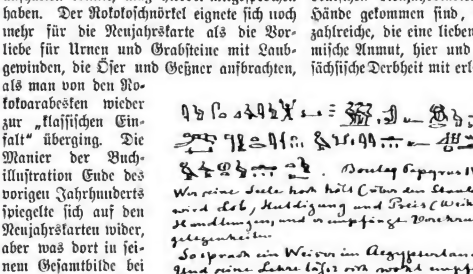


Abb. 22. Neujahrsbrief von Prof. Georg Ebers an Dr. A. Forrer in Straßburg.

Erst in neuerer Zeit hat man die Neujahrswünsche wieder künstlerischer auszugestalten versucht. England ist in dieser Be-

Digitized by Google

Abb. 23. Neujahrsgruß von Carl Koch.

Geschmack verbanden. Ich glaube, daß der Aufschwung, den die illustrierte Postkarte in letzter Zeit genommen, auch auf die Neujahrswünsche von Einfluß gewesen ist.

Am hübschesten ist es freilich, sich nicht mit der Fabrikware zu begnügen, sondern sich nach eignem Geschmack seine Neujahrskarten anfertigen zu lassen. Es ist schon zu öfterem dafür plädiert worden, und ich möchte an dieser Stelle gleichfalls eine Lanze für die mich hübsch und liebenswürdig dünkende Sitte einlegen. Es ist keine Sitte von heute, sondern, wie wir gesehen haben, ein uralte; warum soll sie nicht geradeso wieder aufleben können wie die der Ex-libris und Lesezeichen? In Handwerkerkreisen hat sie sich bis heute erhalten — nur kann man nicht von der Gilde der Schornsteinfeger und von den Milchjungen verlangen, daß sie die für ihre wackeren Berufszweige gefertigten Karten in künstlerisch vornehmer Form ausführen lassen. Wohl aber kann es der einzelne und kann dabei, gleichwie bei den Ex-libris, auch den eignen Geschmack zu Wort kommen lassen, kann in Emblemen und Symbolen auf seine Neigungen hindeuten und kann sich schließlich auch, wenn er zeichnerisches Geschick besitzt, den Entwurf selbst anfertigen, so wie Dr. Forrer in Straßburg dies alljährlich zu thun pflegt. Unter den beigegebenen Abbildungen finden sich mancherlei hübsche Beispiele. Die archaistische Manier bevorzugen Léon Lebègue in Paris (Abb. 7), dessen Neujahrskarte mit entzückender Feinheit ausgeführt ist — ferner Professor Rudolf Rahn in Zürich (Abb. 9), der sich selbst porträtiert hat, seinem Freunde Forrer die Bandrolle reichend, und Professor Ferd. Vetter in Bern (Abb. 8). Dr. Albert Figdor in Wien hat seine Neujahrskarte (Abb. 11) nach einem prächtigen Aquarell von C. Lambotta anfertigen lassen. Ein zweites Neujahrsblatt Lebègues (Abb. 10), Selbstporträt des Künstlers in lustig karikierter Auffassung, wurde im Original versendet.

Ja, wer so glücklich ist, Künstler zu sein, der kann seinen Freunden schon eine ganz besonders erfreuliche Neujahrsüberraschung bereiten! In der Forrerschen Sammlung nimmt ein großer Studienkopf von Gabriel

Abb. 24. Neujahrsgruß von Ewald Thiel.

Digitized by Google

Max, eine mit Sepia grundierte Federzeichnung, die wir hier in Verkleinerung reproduzieren (Abb. 13), einen Ehrenplatz ein. Die Arbeit ist wohl kaum für den Jahreswechsel geschaffen worden, aber der Glückwunsch unter der Zeichnung charakterisiert auch sie als ein Neujahrsblatt. Sehr fein ist die Gratulationskarte, die Walter Crane, der vielgenannte Londoner Künstler, für Dr. Forrer schuf (Abb. 15); stände auch das Monogramm Cranes nicht auf dem Bilde, man würde aus der Eigenheit der Linienführung doch sofort auf den englischen Zeichner schließen können. Ebensowenig ist die Art Carl Spindlers zu verkennen (Abb. 12), des großen Elsässer Künstlers, der in der kräftigen Strichmanier seiner Bilder — seine Illustrationen zu Alberta von Puttkamers

Abb. 25. Neujahrsgruß des Malers A. Lewy an die Redaktion des „Daheim."

Abb. 26. Neujahrskarte von Werner Zehme.

Balladenbuch „Aus Vergangenheiten" schätze ich besonders hoch — zuweilen an Sattler erinnert, ohne daß er dessen Nachahmer ist. Professor A. Crespins Neujahrsblatt (Abb. 14) zeigt die moderne belgische Schule, das Original ist in Aquarellfarben gehalten und wirkt duftig und farbenzart. Gleiches läßt sich von dem vortrefflichen Blatte des Hannoveraners Georg Diedmann (Abb. 16) sagen, während Otto Hupp (Abb. 17) den kraftvollen Heraldiker auch zu Neujahr hervorkehrt. F. Laskowski in Straßburg hat eine niedliche, stuppsnäsige junge Dame zur Gratulation ausgeschickt (Abb. 19), und auf dem, wie ein Gobelin wirkenden Blatte des verstorbenen Carl Spörri (Abb. 20) schwingt das tapfere Schneiderlein, das die Königstochter heimführt, triumphierend seine Schere. Lustig ist die Glückwunschkarte des englischen Malers Sydney Prentice-Lawrence (Abb. 18). Karl Gimbel hat sich mit seiner Gratulation (Abb. 21) an mittelalterliche Vorbilder angelehnt, die in dieser Form freilich selten zu Beglückwünschungen ausgestellt werden mochten; sehr reizend ist Georg Ebers', des Ägyptologen und Romanschriftstellers, in waschechten Hieroglyphen abgefaßte Neujahrskarte (Abb. 22). Noch einige andere Grüße zum Jahreswechsel seien eingefügt, die befreundete Künstler den Redaktionen dieser Hefte und des stammverwandten „Daheim" zusandten: Bilder von Carl und Georg Koch, Ewald Thiel, Werner Zehme und A. Lewy (Abb. 23 bis 28) und eine vornehm ausgeführte Gratulationskarte des Kupferstechers Carl Leonhard Becker (Abb. 27).

Digitized by Google

Abb. 27. Neujahrsgruß des Kupferſtechers Carl Leonhard Becker an die Redaktion der „Monatshefte.“

Es iſt Mode geworden, die Neujahrsgratulationen „abzulöſen“. Man gibt ein paar Mark Almoſen und ſchädigt damit eine ganze Induſtrie. Auch als „unmodern“ bezeichnet man die Überſendung von Neujahrswünſchen. Das ſcheint mir nun ganz thöricht. Aus demſelben Grunde könnte man auch die Beglückwünſchung zu den Geburtstagen fallen laſſen. Ich denke, freundliche Leſerin und verehrter Leſer, es ſchadet nichts, wenn wir in dieſer Beziehung auch im XX. Jahrhundert die Alten bleiben — und deshalb möge das Motto zu dieſen Ausführungen auch das Schlußwort bilden: allerſeits

ein . gut . ſeliges . jar.

Abb. 28. Neujahrsgruß von Georg Koch.

Digitized by Google

Politische Übersicht über das XIX. Jahrhundert.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

(Abdruck verboten.)

Mit ungeheuren weltgeschichtlichen Stürmen hat das Jahrhundert begonnen, welches kürzlich unter dem Klange der Friedensschalmeien den Versuch machte, auf dem Wege eines Kongresses der Abrüstung und der Völkerversöhnung, ehe es sein Erbe einem neuen Jahrhundert übergab, all seine ungelösten Fragen und schwebenden Gefahren zu beschwören. Die neuere Geschichte kennt keine andere Periode so heftiger, rauher und tiefgreifender Umwälzungen, wie die, in welche das Jahr 1800 mitten hineinfiel.

An Stelle der absolutistischen Regierung aller durch Einen hatte die große französische Revolution von 1789 die Selbstbestimmung der Völker, ihre Regierung durch sich selbst verkündet und hatte es unternommen, durch Vorbild, Theorie und Propaganda die europäische Menschheit aus Unterthanen der Dynastien zu Bürgern von Staaten umzuwandeln. Indem sie so dem XIX. Jahrhundert ein neues Staatsbürgerrecht vorzeichnete, brachte sie dadurch ganz von selber auch den andern großen politischen Gedanken zu Geltung und Bewußtsein, der fortan mit Naturnotwendigkeit leitend werden mußte: den der Nationalität. Für selbstherrliche Dynastien, welche ihre Länder in bunter Willkür hin und her gewinnen und verlieren, erobern, vertauschen, vererben, wie im XVII. und XVIII. Jahrhundert der Inhalt der Geschichte gewesen war, mag es weniger wichtig erscheinen, aus was für Bewohnern sich diese hin und her geschobenen Unterthanen zusammensetzen, wenn sie nur ihre Pachtzinse und Abgaben entrichten und im übrigen gehorchen. Dagegen für Völker, welche als staatliche Einheiten, als organische Körper sich selbst bestimmen, durch zusammengefaßte Kraft und Einmütigkeit sich erhalten und vorwärtsbringen sollen, bedeuten trennende Binnengrenzen der Sprache und des Naturells die schwerste Verwirrung und Hemmnis. Jedes lebendige Staatswesen muß daher nach nationaler Ausgleichung streben, die die inneren Scheidewände beseitigt, ohne daß sie darum zu uniformierten und solche provinzialen Unterschiede einzuebnen braucht, welche die Verständigung und Einmütigkeit des Ganzen nicht stören. Und ebenso natürlich und geschichtlich logisch ist es, wenn abgetrennte Volksteile zu dem ihnen verwandten nationalen Ganzen streben, umgekehrt das Ganze zu seinen Teilen, und wenn ferner national isolierte Volksteile, die an größere fremde Körper angekettet sind, von diesen hinweg zur politischen Selbständigkeit streben. Oft freilich werden solche Bestrebungen wiederum durch so viele geographische Schwierigkeiten, Gesichtspunkte der Staatsraison und der Praxis und durch sonstige Gegenwirkungen durchkreuzt, daß sie dadurch mehr oder minder aufgewogen und auch geradezu zur Unmöglichkeit eines Erfolges verurteilt werden können. Aus lauter derartigem Widerstreit infolge des neu in die Geschichte eintretenden Nationalitätsprinzips entwickelt sich der politische Verlauf des XIX. Jahrhunderts, entspringen all seine die Gemüter bewegenden und erregenden „Fragen“ und deren geschehene oder versuchte Lösungen: die deutsche Frage mit Einschluß der elsaß-lothringischen, welche durch die Lösung der ersteren auch die ihrige fand, die italienische, die orientalische, die niederländische, schleswig-holsteinische, irische, polnische, norwegische, finnische, die Zukunftsfragen Österreichs.

Im übrigen tritt durch die Mitarbeit der Völker an ihren Geschicken die ganze äussere geschichtliche Entwickelung in ein verlangsamtes Tempo. Was bloße Kabinettsregierungen durch einen Federstrich verfügen können, braucht Zeit, wenn es zuvor durch die öffentliche Meinung hindurch und aus dieser heraus von dem Selbstbestimmungs-

Digitized by Google

Aus B. Caſals Atelier zu Berlin-Friedenau.
Links das Doppelſtandbild Johann I. und Otto III. von M. Baumbach, rechts Friedrich Wilhelm III. von G. Eberlein.

Digitized by Google

recht oder Mitbestimmungsrecht des Volkes vollzogen werden soll. — Es war einer der großen optimistischen Irrtümer der französischen Revolution, daß diese Selbstbestimmung schon vorhanden sei, indem man sie proklamiere. Frankreich selbst mußte an der Schwelle unsers Jahrhunderts vor aller Welt erweisen, daß man durch eine neue Lehre, durch bloße Beschlüsse ein bisher unmündiges, nur gehorchendes Volk noch nicht so bald zu einem politisch erwachsenen, zur Selbstregierung reifen, umschaffen könne und daß die Selbstbestimmung auf lange hinaus, ja vielleicht auf immer abhängig bleibe von einer geeigneten, die Wege weisenden Führung. In Frankreich überwog sogar das Bedürfnis nach einer starken Führung derart, daß die Selbstbestimmung durch sie zunächst ganz zurückgedrängt wurde. Das Königtum der Bourbonen hatte seine hundertjährigen Versäumnisse blutig gebüßt und war vorläufig vernichtet, aber das Erbe trat in Wirklichkeit nicht das für souverän erklärte Volk an, sondern ein rücksichtsloser Gewaltmensch, Napoleon Bonaparte.

Er stellte die Monarchie in neuer herrischer Form wieder her. Aber er wurde das Werkzeug, eine Revolution anderer Art in Europa vorzunehmen. Denn da seine geschichtslose, auf das Schwert gestellte Herrschaft nur durch ein fortgesetztes Weiterbekriegen, ein grundsätzliches Zertrümmern alles Alten, durch geschichtliche Legitimität Berechtigten erhalten werden konnte, ward der Korse der Urheber einer ungeheuren politischen Zerstörungsarbeit. Wie die Guillotine die „Aristokraten“ geköpft hatte, gleichviel welches ihre persönlichen Gesinnungen waren, so daß nur wenige von ihnen als Genossen der Revolutionsmänner zu einer neuen Rolle gelangten, so zertrümmerte der politische Parvenu die überlieferten Dynastien als seine geborenen Feinde, gleichgültig, ob sie und ihre Staaten sich überlebt hatten oder nicht, und würdigte nur einige der sich demütig beugenden seiner Gunst. Besonders Deutschland ward von dieser Kehrausarbeit heimgesucht. Das vermorschte Reich sank dahin, und mit ihm verschwanden ganze große Kurfürstentümer, dazu viel hundert kleinfürstlicher, geistlicher, stiftischer, reichsgräflicher, reichsfreiherrlicher, reichsritterschaftlicher, reichsstädtischer, reichsdörflicher Minimalexistenzen, um eilfertig zu etlichen mittelgroßen Territorien zusammengeballt zu werden, deren Beherrscher entweder Napoleons Verwandte oder jene von der berechnend-freigebigen Gönnerschaft des Emporkömmlings auserkorenen Dynastien wurden.

Dann aber erdrückte den zu immer neuen Eroberungen ausgreifenden Imperator dasselbe Prinzip, auf dessen Basis der populäre General emporgekommen war und das er seitdem achtlos mit Füßen getreten hatte: das der Selbstbestimmung der Völker. Das Verlangen des deutschen Volkes nach Befreiung, nach Selbständigkeit und Nationalität warf die Fremdherrschaft ab. Führer Deutschlands in diesem Kampfe war der preußische Staat, der gerade in seiner schweren Not es gelernt hatte, seine Zeit zu begreifen und aus der weisen Anwendung dieser Erkenntnis neue Kräfte zu gewinnen. Die Reformen Steins und Hardenbergs begannen das Werk, woran in Frankreich so gut wie gar nicht gedacht worden war: das nach politischer Mitwirkung strebende Volk vorbereitend zu erziehen. Sie erhoben den Klassenstaat zum Bürgerstaate, gaben den Städten die Selbstverwaltung, dem erbunterthänigen Bauern die Freiheit seiner Person und Arbeit. Und Scharnhorsts großes Werk der allgemeinen Wehrpflicht nahm fortan jeden Staatsbürger, wes Standes er sei, mit Blut und Leben in Anspruch für den gemeinsamen Staat, machte ihn mitverantwortlich für dessen Schande und Ehre.

Nach der Beendigung der Napoleonischen Gewaltherrschaft trat in Wien ein allgemeiner Diplomatenkongreß zusammen zur politischen Neuordnung der europäischen Verhältnisse. Was diese Versammlung von Würdenträgern überwiegend aus der alten Schule übersah oder geflissentlich übersehen wollte, war: daß Napoleon eben nicht durch die Kräfte der alten Zeit, des XVIII. Jahrhunderts, schließlich zu Boden geworfen war, sondern durch das Ehrgefühl der bürgerlichen Mitverantwortlichkeit für Staat und Thron und durch die neue Bewegung des Vaterlandsgedankens. Der Kongreß glaubte in Napoleon die ganze von Frankreich ausgegangene geistig-politische Umwandlung bis hinter das Jahr 1789 zurück besiegt. Er verkannte, daß es die gesunden Aufstrebungen der Völkeremanzipation waren, welche die nächsten, ungesunden Folgeerscheinungen der

Digitized by Google

Revolution überwunden hatten. Und er verkannte ferner, daß, wen man aufruft zu mündiger Staatsbürgerpflicht, auch Anspruch hat auf ein Staatsbürgerrecht. So wollte man in Wien vor allen Dingen nur möglichst wiederherstellen und zurückschrauben, im Äußeren wie nach innen.

Zum Glück war eine völlige „Restauration," wie man jene politische Wiederherstellung im Diplomatenwelsch nannte, längst nicht mehr möglich. Die mitberatenden Regierungen hatten selber zu viel des abgeräumten Alten abbekommen und wollten diese Beutestücke behalten oder zum mindesten andere dafür bekommen. So wurden die Napoleonischen Staatenvernichtungen im großen und ganzen nur da rückgängig gemacht, wo er selbst oder seine Verwandten die Empfänger gewesen waren: im nordwestlichen Deutschland und Königreich Westfalen, in den Niederlanden und in Italien. Aber mit allen Territorien ward hin und her geschachert ganz wie ehedem, und die neu aufgetretenen und von Napoleon zum Teil, soweit es ihm paßte, benutzten Gesichtspunkte der Nationalität blieben unerledigt, in vermehrter Spannung der Zukunft vorbehalten.

Frankreich behielt die Grenze von 1790, das heißt das deutsche Elsaß-Lothringen. Dem Kongreß war es wichtiger, mit der Herrschaft der Bourbonen in Frankreich auch das zu „restaurieren," was sie durch Raub an sich gerissen hatten, als das Verlangen des siegreichen Deutschland nach dem ihm durch Recht, Natur und Nationalität Zukommenden zu erhören.

Österreich erhielt zu seiner Musterkarte von verschiedengearteten Völkergebieten noch Dalmatien-Illyrien, Venetien und die Lombardei. Auch der Rest Italiens blieb zerspalten, ward an die Dynastien Sardinien-Piemont, Neapel, Toskana, Lucca, Parma, Modena zurückverteilt.

Zu einem Königreich der Niederlande wurden die katholischen Wallonen und Vlaemen Belgiens, die drei Jahrhunderte unter Spanien respektive Österreich gestanden hatten, mit den protestantischen Holländern und den fränkischen Luxemburgern zusammengeschweißt.

Dänemark erhielt das deutsche Lauenburg, das dänisch sprechende Norwegen wurde mit Schweden uniert. Das von schwedischer Einwanderung sprachlich und kulturell beherrschte Finnland kam an Rußland, ebenso das Hauptgebiet des in drei vormaligen Teilungen zerschlagenen Polen.

Preußen fand eine Ausgestaltung im nationalen Sinne. Es erhielt nicht wieder die bedenklichen rein slawischen Bereicherungen der letzten polnischen Teilungen, sondern bewahrte aus diesen nur, was es zur territorialen Verbindung, wie zur militärischen Sicherung notwendig brauchte, die westpreußischen und posenschen Gebiete, welche ohnedies von gemischter Bevölkerung bewohnt und in den Städten gutenteils deutsch waren. Dazu erhielt es, was von Pommern bisher noch schwedisch gewesen war, ferner Gebiete in Westfalen und im Rheinland und einen Teil von Sachsen.

Ein deutsches Reich, dessen schönere Neuauferstehung der Vaterlandssinn der Deutschen erhoffte, blieb ihnen versagt. Statt dessen ward der Deutsche Bund begründet, „die kläglichste Verfassung, die je ein großes Volk getragen hat." Natürlich *ohne* eine Volksvertretung neben dem Bundestage der einzelstaatlichen Bundesgesandten. Man war in Wien keineswegs geneigt, die Erwartungen und schon gegebenen Versprechungen auf eine fernere Mitarbeit des deutschen Bürgertums an den öffentlichen Angelegenheiten zu erfüllen. Die baldige Einführung konstitutioneller Verfassungen in den Einzelstaaten geschah einerseits (z. B. in Weimar) aus dem freien Entschluß der Landesherren, andererseits aus dem Bestreben der durch Napoleons Landschenkungen vergrößerten oder neugeschaffenen Mittelstaaten, durch „Verfassungen" ihre gegenwärtige Existenz nach außen und innen festzulegen. Sie sahen darin das Mittel, die neuen Landesteile rascher zu verschmelzen und sie gegen Rückforderungen sicher zu stellen, denn die Mediatisierten hofften alle noch vom Kongreß und von den konservativen Großmächten, auch Bayern verlangte die badisch gewordene Pfalz. Und ferner sollten die Verfassungen dazu dienen, dem mittelstaatlichen Partikularismus eine gewisse Unantastbarkeit gegenüber dem Deutschen Bunde und seinen Organen zu verleihen. Man konnte ja von vornherein nicht ahnen, bis zu welchem Grade dieser Bund vor allen nationalen und antipartikularen Anwandlungen bewahrt bleiben würde. Die beiden deutschen Staaten, auf die es ankam, Preußen und Österreich, ließen keine verfassungsmäßige Mitwirkung des Volkes zu.

Digitized by Google

Das Werk des Kongresses dauernd zu machen, war der Hauptzweck der heiligen Allianz, zu der sich die Monarchen von Rußland, Preußen und Österreich verbündeten. Alles jetzt Begründete zu erhalten, ganz besonders das Schoßkind des Kongresses, das Königtum Ludwigs XVIII. in Frankreich, war ihr Ziel, und in ehrlichem, fast schwärmerischem Eifer hofften sie, viel schöner als durch das fragwürdige Glück der Verfassungen die Wohlfahrt der Völker Europas durch obwaltende Liebe und den sittlichen Inhalt der Religion zu erreichen. Aber es währte nicht lange, da gewann anstatt des anfänglich leitenden, in Völkerbeglückung sich gefallenden Alexander I. von Rußland der österreichische Staatskanzler Metternich die Oberhand in dem heiligen Bunde. An die Stelle der allverbindenden Liebe trat sein System, die Fürsten und Regierungen in Angst vor ihren Völkern und deren enttäuschten Stimmungen zu halten, an die Stelle des Erhaltens trat das kahle Niederhalten, die Politik der Negation als Selbstzweck. Es war wesentlich die Sorge vor der Macht des Nationalitätsgefühls, die gerade den Leiter des Donaustaates veranlaßte, für ganz Europa den Stillstand, die politische Kirchhofsruhe als einzig rettendes Prinzip zu verkünden.

Zu allererst sollte der verneinende Oberaufseher des christlichen Europa hierdurch in die eigentümliche Lage kommen, den alten Erbfeind der Christenheit und insonderheit Österreichs, den Großtürken, in zärtlichen Schutz zu nehmen gegen die nationalen Erlösungshoffnungen seiner christlichen Völker. Die Serben hatten 1816 eine weitergehende Selbständigkeit erkämpft, 1821 begannen die Griechen sich gegen das muslimische Joch zu erheben. Die öffentliche Meinung des ganzen Europa jubelte ihnen zu, nationaler Liberalismus, klassische Bildungsfreude und christliche Begeisterung reichten sich die Hand, Fürsten, wie der edle Kronprinz und baldige König Ludwig I. von Bayern, glühten in philhellenischem Feuer, alles wankte um Metternich her. England und Frankreich sandten den Griechen ihre Flotten zur Hilfe, die gleiche Haltung hatte von Anfang an Rußland eingenommen, und dieses führte mit Heeresmacht den Krieg zu Ende, der 1829 den Griechen die Freiheit gab. Es war ein Triumph der öffentlichen Völkermeinung Europas, gleichviel ob die fernig geliebten Nachfolger einstiger Hellenen solcher Begeisterung an sich würdig waren.

Dann kam die Julirevolution von 1830 in Frankreich. Sie warf das Bourbonentum zum zweitenmal beiseite, und nur in der bescheidenen Form eines sogenannten Bürgerkönigtums, das dem Liberalismus alle Gewalt übergab und das Lilienbanner mit der von der großen Revolution erhobenen Trikolore vertauschte, vermochte die gefügige Betriebsamkeit eines Orleans die auf die Straße geschleuderte Krone der legitimen Vettern aufzutheben. Auch im übrigen Europa entfesselte die Julirevolution die Selbsthilfe der mit aufgezwungenen Verhältnissen unzufriedenen Völker. Im Königreich der Niederlande erhob sich der Süden gegen den Norden, Belgien riß sich von Holland los, und der Koburger Leopold konnte den neu errichteten Thron besteigen. Hier war es wesentlich der Gegensatz der Konfession und die nachwirkende Entfremdung durch eine jahrhundertelang entgegengesetzte Geschichte gewesen, was dem Kampfe die Schärfe und Form des Nationalitätsstreites gegeben hatte. Erst nachdem das französisch angetünchte Königreich Belgien eine Weile bestand, besannen sich die den bedeutendsten Prozentsatz und wichtigsten Teil der Bevölkerung ausmachenden Blaemen, daß sie weder ein romanisches Dialektvolk wie die Wallonen, noch sonstwie künstliche Franzosen, sondern alte salische, niederfränkische Germanen, ein eigner Stamm mit berühmter Geschichte und Kultur seien. Sie begannen zurückzufordern und sie haben ihrer anfänglich sehr unlustigen Regierung durch echt niederdeutsches Beharren eine Anzahl Zugeständnisse abgerungen, womit freilich die belgische Nationalitätenfrage noch keineswegs der Lösung nahe gekommen ist.

Auch in Polen entflammte sich 1830 der Aufstand gegen Rußland, jedoch nur, um zu unterliegen. In Dänemark begann die Bewegung der „Eiderdänen“ Erfolg zu erzielen, welche um der nicht deutschen, aber auch nicht wirklich dänischen, jütisch-friesischen Dialektbevölkerung in Nordschleswig willen das ganze Herzogtum bis zur Eider kurzweg mit all seinen deutschen Bewohnern in Dänemark einverleiben, das altverbriefte Recht Schleswigs, mit

Digitized by Google

Holstein ‚up ewig ungedeelt' zu sein, beiseite schieben wollte. Aber nun erhob sich auch in ganz Schleswig-Holstein die Entrüstung gegen diese unerhörte rechtliche und nationale Vergewaltigung, die die Personalunion Dänemarks mit den Herzogtümern derart mißbrauchen wollte. Überall gewannen infolge jener Juliereignisse die volkstümlichen Strömungen Verstärkung und Zuversicht. Blieben sie in Deutschland während der dreißiger Jahre von Franzosenkrieherei und von Polenschwärmerei verwirrt, so fanden sie sich mit dem Jahre 1840 desto reiner zu den Grundlagen des eignen deutschen Lebens zurück. Alles, auch in Litteratur und Kunst, wurde für die nächste Zeit gut deutsch; damals zuerst erklangen Beckers „Rheinlied," Schneckenburgers „Wacht am Rhein" Hoffmanns von Fallersleben „Deutschland, Deutschland über Alles," die noch in späteren Tagen die Bannerlieder deutscher Tapferkeit und tapferen Deutschtums werden sollten.

Mit dem Jahre 1846 begann es in ganz Europa wieder unruhiger zu gären. Oesterreich hatte in Galizien Polenhändel, Schleswig-Holsteins und mit ihm Deutschlands öffentliche Meinung erhob sich zu zorniger Abwehr gegen den das Landesrecht beugenden Offenen Brief des dänischen Königs. Versammlungen (1847) des gemäßigten Liberalismus zu Heppenheim, des Radikalismus zu Offenburg bereiteten entschlossene Schritte zur Förderung der dort vorwiegend nationalen, hier demokratischen Ziele vor. In München zwang der Aufruhr der Bürger- und Studentenschaft ihren sonst von Herzen geliebten König Ludwig, sein wenig würdiges Verhältnis zu einer politisierenden Abenteurerin James, geb. Gilbert, deren Tänzerinnenname Lola Montez lautete, aufzugeben, und veranlaßte ihn zur schließlichen Abdankung. Und dann war es eine neue Revolution zu Paris, die das allgemeine Glimmen mit der Gewalt des Sturmwindes anfachte. Ludwig Philipp war in den Straßenkämpfen des 22. bis 24. Februar 1848 verjagt worden, die zweite Republik verkündet. In ganz West- und Mitteleuropa begannen die Aufregungen, die Tumulte, die Revolutionen und Bürgerkriege, die Neugestaltungsversuche des tollen Doppeljahres 1848/49. Eine eiderdänische Revolution in Kopenhagen setzte die Vergewaltigung der Herzogtümer durch, die eine eigne stellvertretende Regierung anstatt des unfrei gewordenen König-Herzogs bildeten und die Waffen zum Widerstande ergriffen. In den deutschen Einzelstaaten gab es allerorten Lärm, zum Teil höchst ernsthafter Natur, andererseits nicht ohne einer überlegenen Ironie unerschöpflichen Karikaturenstoff zu bieten. Wesentlich war, daß in Berlin das Militär zwar über den Aufstand am 18. März Herr blieb, aber Friedrich Wilhelm IV. durch die Art seiner Nachgiebigkeit als zurückweichender Besiegter erscheinen mußte, und daß fast an demselben Tage in Wien das System Metternichs zusammenbrach, er selber abdanken, eine Verfassung zugesagt werden mußte. Da die italischen Provinzen und ebenso Ungarn sich loszureißen suchten, gelangte Österreich noch lange nicht zur Ruhe. In Italien scharte sich die Bewegung um den König Karl Albert von Sardinien-Piemont, der die Nation zur Einheit zu führen gedachte. Aber der österreichische Feldmarschall Radetzky warf diesmal den Gegner noch nieder, und gegen die Magyaren fand Österreich die Truppenhilfe des Kaisers Nikolaus. Die politisch-militärische Unterstützung, welche seit dem März 1848 die Schleswigholsteiner aus Deutschland erhielten, erwies sich, besonders die preußische, eher als Hemmnis, denn durch sie wurde ihr Geschick von allen politischen Verlegenheiten und diplomatischen Fehlern ihrer Helfer und Vermittler mit abhängig, und als das Land schließlich auf eigne Faust den letzten Waffengang gegen Dänemark unternahm, waren manche Vorteile dahin, die es am Anfang gehabt hätte; es erlag und sah sich Dänemark ausgeliefert. Fast überall waren die nationalen Erhebungen gescheitert.

Unter der Zeit hatte sich die Revolution überall festgefahren und erwiesen, daß die politische Reife der Völker erst äußerst geringe Fortschritte gemacht hatte, allerdings, wie nicht übersehen werden darf, unter ungünstigen Verhältnissen. In Frankreich ward schon im Dezember 1848 Louis Napoleon, der Neffe des großen Bonaparte, Präsident, um unter dieser Form zunehmend zu monarchischer Gewalt zu gelangen, solche weiterhin durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 zu sichern und am Jahrestage dieses Ereignisses, am 2. Dezember

Digitized by Google

1852, den Kaisertitel als Napoleon III. anzunehmen. In Deutschland lag im Frühjahr 1848 das Geschick der Nation in den Händen der zu Frankfurt a. M. zusammengetretenen Nationalversammlung. Aber soviel redlichen Willen und gelehrtes Ansehen diese in sich vereinigte, so viel Unklarheit und unvereinbare Gegensätze auch. Mit all ihren Beschlüssen hat sie doch gar nichts Haltbares zustande gebracht, denn das von hier verkündete Deutsche Reich mit seinem Reichsverweser kann als ein Ergebnis nicht betrachtet werden, es war eine in die Luft gestellte Konstruktion. Und die Einzelregierungen, die unter dem Märzschrecken von 1848 die Befugnis der Nationalversammlung anerkannt hatten und auf alles gefaßt gewesen waren, fühlten sich bald gar nicht mehr gehemmt und verpflichtet. Als nach vielem Hin und Her die Kaiserkrone schließlich Preußen dargeboten wurde, wies Friedrich Wilhelm IV. sie (April 1849) zurück und versetzte damit der Nationalversammlung den tötlich wirkenden Stoß. Der Radikalismus kam jetzt in ihr obenauf, die gemäßigten und nationalen Liberalen traten aus, der Rest, nach Stuttgart als Rumpfparlament übergesiedelt, wurde dort behördlich aufgelöst. Unterdes waren wilde Aufstände in Dresden, in Baden und der Pfalz ausgebrochen, die nur durch das Herbeieilen preußischer Truppen niedergeworfen werden konnten.

Preußen selbst erhielt jetzt eine Verfassung durch Verleihung Friedrich Wilhelms. Ferner unternahm es der König, durch eine Verständigung der Regierungen Preußen an die Spitze eines kleindeutschen, d. h. Österreich ausschließenden Bundes, einer mit parlamentarischer Zuthat ausgerüsteten bundesstaatlichen Union zu stellen. Diesen Bestrebungen machten die Drohungen Österreichs und Rußlands durch die Punktation von Olmütz im November 1850 ein Ende, und nun wurde der Deutsche Bund in alter Schönheit wiederhergestellt.

Als eigentlichen Sieger über die Änderungsgelüste in Europa konnte sich Zar Nikolaus I. betrachten, dessen Machtgebot überall mitgesprochen hatte. Nun wollte er 1853 der Türkei die Donaufürstentümer entreißen, um sie zu russischen Schutzstaaten zu machen. Gegen diese einseitige Beerbung des „kranken Mannes“ verbündeten sich mit letzterem Frankreich und England. Der Krimkrieg endete nach dem Falle Sewastopols und dem Pariser Friedenskongreß von 1856 mit einer Ablösung der russischen Vormachtstellung in Europa durch das „Prestige“ Napoleons III. und zugleich mit einer Neubelebung des von letzterem mit Vorliebe verkündeten, weil Popularität verleihenden Nationalitätprinzips.

Dem letzteren zuliebe führte Frankreich im Kriege von 1859 die nationale Politik König Viktor Emanuels von Sardinien und seines Ministers Cavour zum Siege über Österreich. Dieses mußte die Lombardei an Sardinien abtreten, welches freilich bald darauf Savoyen und Nizza an Frankreich geben mußte. (Also zum Teil Gebiete mit italischer Bevölkerung und Sprache; Napoleons Nationalitätsprinzip wußte Ausnahmen gelten zu lassen, wie es ihm auch nicht einfiel, Elsaß und Lothringen an Deutschland zurückzugeben, seine Raubbegierde vielmehr fortwährend auf bayerisches, preußisches, luxemburgisches d. h. lauter deutsches Gebiet am linken Rheinufer gerichtet blieb.) Unter dem Schutz der französisch-sardinischen Verständigung sagten sich in Toskana, Parma, Modena wie in der zum Kirchenstaat gehörenden Romagna die Bevölkerungen von ihren Herrschaften los und schlossen sich an das Königreich Viktor Emanuels an, ebenso Neapel-Sizilien, wo der patriotische Freischarenführer Garibaldi der Revolution Zuzug gegen das ganz besonders unerfreuliche Bourbonenregiment leistete. Am 14. März 1861 ward das Königreich Italien errichtet; das Land war bis auf den Kirchenstaat und Venetien geeint.

In Preußen ward 1858 Prinz Wilhelm Regent für den unheilbar erkrankten König und bestieg nach dessen Tode 1861 den Thron. Er erklärte zur frohen Überraschung der öffentlichen Meinung, seine Pflichten für Preußen fielen mit denen für Deutschland zusammen. Aber er begann zur ebenso großen Verstimmung derselben noch immer in Festreden und Versammlungsresolutionen schwelgenden öffentlichen Meinung mit dem, womit logischerweise angefangen werden mußte, wenn kein neues Olmütz alles von vorneherein lahm legen sollte: mit der Verstärkung und Verjüngung des preußischen Heeres. In dem hierüber ausbrechenden Konflikt mit der Volks-

Digitized by Google

vertretung berief er 1862 den preußischen Gesandten in Paris, von Bismarck-Schönhausen, zum Ministerpräsidenten. Dies war der Mann, der 1848/49 unerschütterlich inmitten der allgemeinen Schwäche gestanden und Friedrich Wilhelm den Mut zur energischen Beendigung der langmonatlichen Wirren gestärkt hatte und daher von dem Radikalismus so bitterlich wie niemand gehaßt wurde. Aber auch der einzige, von dem die unbeirrte Durchführung der Heeresreform gegen die Landtagsmehrheit erwartet werden konnte. Übrigens hatte Bismarck inzwischen, wovon jedoch die Volksvertreter nichts wußten oder wissen wollten, seine Anschauungen vielfach umgebildet, hatte bereits ausgesprochen, daß der beste oder vielmehr einzige wirkliche Verbündete Preußens das deutsche Volk sei und daß nationale Versuche und Schöpfungen lebensfähig würden nur durch mitwirkende (nicht allein dominierende) Volksvertretungen. Aber erst, nachdem er 1863/64 die schleswigholsteinische Frage mit unvergleichlicher Genialität gelöst, begann der vermeintliche Hyperreaktionär Glauben für seine Darlegungen und Vertrauen in seine politische Überlegenheit zu finden. Und dann gelangte rascher, als man es 1864 und noch 1865 ahnen konnte, auch die deutsche Frage zu der einzig möglichen Entscheidung durch „Blut und Eisen“: Preußen im Bunde mit Italien, welchem dies Venetien einbrachte, siegte durch sein verstärktes und verjüngtes Heer. Der kleindeutsche, von Preußen geführte Bundesstaat ward als Norddeutscher Bund verwirklicht, die dieser Verwirklichung feindseligen, vergeblich vor der Unterstützung Österreichs gewarnten Dynastien wurden durch Annexion ihrer Länder an Preußen entthront, welches auch Schleswig-Holstein als Siegespreis gewann. Die besiegten Südstaaten wurden im überzeugten Vertrauen auf ihren späteren nationalen Anschluß unversehrt gelassen, ebenso Österreich im Hinblick auf künftige Bundesgenossenschaft und um „den Schwerpunkt nicht nach Ofen zu verschieben“. Immerhin konnte Österreich nicht umhin, den Nationalitätsbestrebungen der Magyaren Rechnung zu tragen, was zu dem „Ausgleich“ von 1867 führte, der zwei selbständige Reichshälften schuf. Die deutsche Zukunft lag frei. Und dann brachte die Emser Beleidigung des preußischen Heldenkönigs durch Napoleon III., der die Auffrischung der „Gloire“ dringend nötig hatte, im herrlichen Kriege von 1870/71 den Ausbau der deutschen Einigung und ihre Krönung mit Reich und Kaiser. Der gleiche Krieg erlaubte Italien die ungestörte Einverleibung des Kirchenstaates und somit die Vollendung seiner territorialen Einheit. In Frankreich aber nahm die dritte Republik ihren Anfang, welche als beständigeres Paradigma für das übrige Europa fortdauern zu wollen scheint, wie diese Regierungsform viel eher geeignet ist, dem Eigennutz und den schmutzigen Koterien freie Bahn zu eröffnen, als die schönen Devisen und Ideale zur Durchführung zu bringen, mit denen sie sich gerade in Frankreich so pomphaft schmückt.

Bis heute ist die Nationalitätsfrage noch immer eine der meistbewegenden in Europa geblieben. Polen, das sich 1863 wieder einmal gegen Rußland erhoben hatte, ward auch damals niedergeschlagen. Dagegen gelangten die Donau- und Balkanvölker zu vermehrter Selbständigkeit. Der Berliner Kongreß, welcher den dritten russisch-türkischen Krieg des Jahrhunderts (1877/78) abschloß, gab Rumänien, das 1856 aus Wallachei und Moldau geschaffen war, Serbien und Montenegro die volle anerkannte Selbständigkeit; erstere beiden wurden daraufhin 1881 Königreiche. Nordbulgarien wurde unter bloß noch leichten Oberhoheitsrechten der Türkei ein selbständiges Fürstentum; sein erster Fürst, der Prinz Alexander von Battenberg, der die eifersüchtigen Serben glänzend schlug, vermochte das zunächst der Türkei noch verbliebene bulgarische Ostrumelien mit dem Hauptlande zu vereinigen, wennschon seine persönliche Fürstenkrone der Rache Rußlands, dem der bulgarische Schützling zu selbständig geworden war, zum Opfer fiel. Griechenland hatte die 1878 zugesagte Erweiterung in Thessalien und Epirus bald danach erlangt, wurde aber von den militärisch überlegenen Türken gründlich geschlagen, als es 1897 auch die aufständische Insel Kreta an sich zu ziehen suchte. Trotzdem verhalfen die mehr oder minder verhüllten Familienbeziehungen, welche der Politik der großen gegnerischen Mächte, Rußland und England, zuweilen ein gemeinsames Centrum im Kopenhagener Hofe verleihen (dem auch die griechische Königsfamilie entstammt), auch

Digitized by Google

hier dem Nationalitätsprinzip zum Siege, indem die Insel 1898 unter einem griechischen Prinzen in ein nur noch loses Verhältnis zur Türkei trat.

Norwegen sucht seit längerer Zeit seine Union mit Schweden zu lockern, obwohl die beiden „Brudervölker" sich nicht so unähnlich sind, daß sie sich nicht verständigen könnten. Hier erscheint die Nationalität mehr als der Vorwand, als wirkliche Ursache dagegen die Großmannssucht und das Gelüst norwegischer Parteiführer und Advokaten, nach Pariser Muster ihre Schäflein mit republikanischer Bequemlichkeit zu scheren. Die irische Bewegung, an der England das ganze Jahrhundert hindurch laboriert hat, hat zu allerlei Krisen und zu Versuchen eines gewissen Entgegenkommens geführt, durch welches zeitweise die ganze innere Politik Englands beherrscht worden ist. Einfacher als die Zukunft Irlands liegt die der kleinen polnischen und nordschleswigschen Minderheiten in Preußen; hier scheint die Regierung neuerdings wieder fester entschlossen, den kolonisatorischen und geistigen Fortschritt des Deutschtums und den natürlichen und notwendigen Eingliederungsprozeß eher zu fördern, als seiner agitatorischen Durchkreuzung gleichgültig zuzusehen. Was Österreich betrifft, wollen wir es an dieser Stelle machen, wie die klugen Leute, und thun, als wüßten wir von nichts.

Inzwischen aber ist, zumal in den zwei letzten Jahrzehnten, mit Rapidität zur Wirklichkeit geworden, was einst Columbus kühnlich sprach: il mondo è poco. Der Erdball ist eine kleine Einheit geworden, ja schon zu eng für alle Ansprüche. In hastigen Unternehmungen ist alles aufgeteilt, was noch herrenlos, das heißt, von unzivilisierten, politisch nicht anerkannten Völkern bewohnt war, und Deutschland ist, indem es 1881 in die Reihe der Kolonialmächte eintrat, wenigstens nicht gänzlich zu spät gekommen, wie der Poet in Schillers Gedicht „Die Teilung der Erde". Dann, nachdem auf der Landkarte der fünf Erdteile keine farblose Stelle mehr zu finden war, wo bunte Flaggen gehißt werden konnten, machte man sich flugs auch an die Aufteilung der, wenn auch als Staaten anerkannten „kranken Männer", die sich als Gegenstück zur Türkei auffinden ließen. Japan machte sich an China, zu dem Korea als Anhängsel gehört, und die europäischen Mächte drängen sich mit an das große gelbe Siechenbett. Nordamerika erkor sich zu gleichem Zweck Spanien und erscheint jetzt mit einiger Verspätung bei dem chinesischen Kranken, um ihn für gesund zu erklären, damit die anderen nach Hause gehen. Wer heute etwas hat und es nicht aus eigner Kraft behaupten kann, der hat es verwirkt, das ist die harte Konsequenz des Umstandes, daß Weltverkehr und Welthandel die Welt klein und eng gemacht haben und daß daher nicht Bertha von Suttners Friedensideen, sondern die Gesetze von dem Überleben des Gesunderen und Stärkeren zur unerbittlichen Anwendung kommen. Mit diesen jüngeren und jüngsten Ereignissen aber ist eine hochbeachtenswerte weltgeschichtliche Neuepoche eingetreten. Man spricht plötzlich nicht mehr von europäischen Großmächten und vom europäischen Gleichgewicht, sondern von Weltmächten und von Weltpolitik. Die Geschichte der Zukunft rechnet mit Deutschland, Rußland, England, Nordamerika. Und das neue Gleichgewicht gilt es noch erst zu finden.

Dies ist auch die einzige Rechtfertigung des Kampfes, den England gegen die Buren unternommen hat, wenn ihm überhaupt eine Rechtfertigung zuerkannt werden soll. Die großen Industrie- und Handelsmächte sehen die Zeit kommen, da ihnen alle Thüren verschlossen sein werden, außer denen, zu welchen sie die Schlüssel allein in Händen haben. Immer mächtiger greift Rußland um sich, um seiner Zukunft Asien zu sichern, die nordamerikanische Union bereitet die Abhängigkeit ihres ganzen Erdteils vor und greift gleichzeitig nach Ostasien über, wo sie mit Rußland zusammenstoßen muß. England dagegen hat es unter Festhaltung seiner indisch-australischen Stellung vor allem auf den unerschlossensten, dereinst gewaltig aufnahmefähigen Erdteil Afrika und dessen Gewinnung als zusammenhängendes Herrschaftsgebiet abgesehen. Holland und die niederländischen Kolonialgebiete stehen vor der Gefahr, als der nächste kranke Mann betrachtet zu werden; auch über die Zukunft dieser Nationalität wird ein Teil der Entscheidung auf den Berglanden von Südafrika fallen. Wir Deutsche sind sehr zurück, im Besitz wie im öffentlichen Verständnis; besser als wir selbst wissen es die

Digitized by Google

übrigen, daß es uns weder an Volkskraft noch Geldmitteln fehlt, die gebührende Stelle neben den älteren Expansionsmächten einzunehmen, und sie räumen sie uns sogar, wenn auch keineswegs aus Freundesgefühlen, ein. An der Regierung und dem Volke der Deutschen liegt es, uns nicht geringer einzuschätzen, als es die übrigen thun.

Alles in allem aber: wir haben noch keinen Grund, unzufrieden zu sein. Wir sind seit 1800 gewaltig voran gekommen, nach außen wie nach innen. Und daß wir nur richtig und unverzagt weiter voran wollen, darauf kommt's an. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und ohne Frage ist dieser Wille im Erstarken. Auch in der Überwindung der deutschen Michelei, der engherzigen Philisterei, die nur zu sparen, nicht auch zu gewinnen weiß, der Erbunterthänigkeit gegen das Ausland sind wir vorangekommen und besinnen uns allmählich auf den Ruhm der Hansa zurück, wo deutsche Städte fremde Nationen meisterten. Manches, was dem Deutschtum aus dem eignen Lande heraus noch vor Jahrzehnten geboten werden durfte, ist unmöglich geworden; die Presse ist ohne Frage gehoben, ihre leitenden Kreise haben gelernt, politisch anstatt doktrinär zu denken, der öffentliche Geist Deutschlands wird von der Presse im großen und ganzen, wenn auch nicht in reiner Treue, so doch unbedingt besser wiedergespiegelt, als von manchen Verhandlungen des Reichstags. In Handel und Gewerbe bedroht unser Wetteifer das berühmteste See- und Industrievolk schon heute in empfindlicher Weise. Vor den Umsturzträumen der Sozialdemokratie soll es uns, bei aller gerechten Aufmerksamkeit auf die Lage und die vernünftigen Bestrebungen des vierten Standes, nicht bange sein. Es sind noch niemals die Bäume in den Himmel gewachsen, auch 1525 und 1848 nicht. Die Monarchie, welche Gerechtigkeit und Frieden hütet, ist innerlich stärker denn je zur Zeit des Absolutismus; sie hat seit den sechziger Jahren ein segensreiches Verhältnis zu den öffentlichen Bestrebungen des Bürgertums gefunden, das sich keineswegs im Konstitutionalismus erschöpft, sondern tiefer fundiert ist in der germanischen Treue, die den Gefolgsherrn und seinen Gefolgsmann verbündet. Es steht nichts Wirkliches im Wege, daß die Monarchie dermaleinst ein solches ethisches Verhältnis auch zu der vorläufig von Halbbildung, Internationalismus und politischen Phantastereien verwirrten, vielfach auch von nichtsozialen Zwecken mißbrauchten Arbeiterbewegung findet.

Aber als „Menschen" — sind wir da nicht schrecklich heruntergekommen? Überwiegen nicht in erschreckendster Weise die Trivialität, die Gigerlei, das „Allerneueste," die Reklame, der Eigennutz? Ganz gewiß. Aber es ist auch manches Gute aufgekommen; die Lust am sich Tummeln im Freien und allerlei Sport wiegten allein viele ungesunde Neuerungen auf. Und dann, man vertiefe sich nur einmal kulturgeschichtlich und litterarisch ganz intim in irgend ein früheres Zeitalter! Auch Schiller und Goethe haben die Xenien und Epigramme nicht gespart, und es gab nicht bloß die Befreiungskrieger, sondern auch die Buben hinter dem Ofen des Körnerschen Flammengedichts, und es gab die Clauren und zu den Sands die Kotzebues. Was ein Zeitalter wertvoll macht, trägt nie die Früchte des raschen Erfolgs davon und wird auf den Straßen sichtbar. Echtes Gold bleibt doch Gold, wenn das dicke Talmi auf den Schutthaufen der Geschichte wandert, die noch immer ein unerbittliches Weltgericht gewesen ist. Es sind auch heute in Deutschland genug redliche und tüchtige Kräfte vorhanden, und wir möchten glauben, was Einsicht in öffentliche Angelegenheiten anlangt, eher in stärkerem Verhältnis gegen das arithmetische Mittel des Gesamtjahrhunderts. Überblicken wir dieses: wir würden am Ende doch nicht unsere Zeitgenossen für die irgend einer früheren Periode austauschen wollen, wenn wir alle weggeben und alle in Kauf nehmen müßten!

Idealismus ist keineswegs, wie viele glauben, eine bestimmte Weltanschauung, sondern ist eine Fähigkeit, nämlich die, über sich selbst hinaus zu drängen zum Wahren, Guten und Schönen, zur Dankbarkeit und zum edlen Gemeinsinn. Und diese Fähigkeit lebt auch heute in vielen Tausenden von Alten und Jungen. Auf diese lebendigen, fähigen Zehntausend oder Hunderttausend aber kommt es an, nicht auf die in den Tag hineindämmernden Millionen, die keinerlei Daseinsspur hinterlassen. Jenen aber, ihrem von einer unsichtbaren Hand geleiteten Zusammenwirken wollen wir vertrauen, daß sie auch fernerhin den richtigen Weg in die Zukunft deuten.

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm II. Vom Kostümfest 1897.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Digitized by Google

Kostümfeste am Berliner Hofe einst und jetzt.

Ein Beitrag zur Jahrhundertwende

von

G. von Tieres und Wilkau.

Mit zwei Einschaltbildern und siebzehn Textillustrationen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Mit goldenem Lichte verklärt uns die Phantasie die versunkenen Jahrhunderte und die Länder jenseits von Bergen und Meeren. Wer je Geschichte studierte, bis er altgermanische Kriegszeit und die Bürger und Ritter des Mittelalters, den wilden Wallensteiner und die Seigneurs und Mesdames der Zopfzeit mit Puderbeuteln und Reifröcken in seiner Einbildungskraft leibhaftig vor sich erblickte, der weiß, wie mächtig der phantastische Wunsch in uns werden kann, auf einen Tag, auf eine Stunde nur jene verklungene Welt wieder auferstehen zu sehen. Dem Maler, dem Dichter drückt der Zauber ferner Welten, die uns so viel poetischer erscheinen als der Alltag um uns her, den Pinsel oder die Feder in die Hand. Die Mächtigen dieser Erde aber lassen mit einem „Es werde" die ganze Herrlichkeit noch viel eindrucksreicher in lebendigen Gestalten wiedererstehen.

Zu allen Zeiten hat man an Fürstenhöfen das Kostümfest vor allem gepflegt, wenn ein besonderer froher Anlaß oder auch nur der Wille des Herrschers einen glänzenden Kulminationspunkt in der prunkvollen, aber doch sich stets wiederholenden Reihenfolge der offiziellen Feierlichkeiten forderte. Auch am Berliner Hofe ist das von jeher Brauch gewesen, und wer die Tradition solcher Feste an ihm verfolgt, sieht, daß die sprichwörtliche preußische Schlichtheit sich je und je mit glänzender Repräsentation wohl zu vereinigen wußte.

Preußens Schutzengel, die Königin Luise, war schon dahingeschieden, Friedrich Wilhelm III. lebte als Witwer inmitten seiner Kinder, als durch Lalla Rookh das „Fest der Rosen" zum erstenmal nach den Befreiungskriegen das Wunderbild einer imposanten Trachtenvorstellung das Schloß an der Spree erfüllte. Der unvergeßlichen Königin Luise älteste Tochter, Charlotte, damals bereits mit dem russischen Thronfolger vermählt, weilte zum Besuch der Ihrigen mit dem Gatten in Berlin. Zu Ehren des preußischen Königskindes, das nun den Namen Alexandra Feodorowna trug, wurde das prunkvolle Kostümfest veranstaltet, das am 27. Januar

Kaiser Wilhelm I. als Prinz im Festspiel „Lallah Rookh."

Digitized by Google

1821 im königlichen Schlosse stattfand. Der offiziell bestellte höfische Chronist, Generalintendant der Museen Graf Brühl, meldet in seiner Denkschrift, die, mit zahlreichen Kostümzeichnungen geschmückt, in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren im Druck erschien, „es habe in seiner Ausführung alles übertroffen, was man je in dieser Art Schönes und Phantasiereiches gesehen".

Der Grundgedanke der farbig heiteren Feier war einer Schöpfung zeitgenössischer Dichtung entsprungen. Thomas Moore, der irische Poet, hatte mit seinem größten Werk, dem morgenländischen Epos „Lalla Rookh", nicht lange zuvor das Aufsehen der gebildeten Welt erregt. Als bevorzugter Poet des Tages war er auch den im jugendlich heiteren Verein am Berliner Hofe lebenden Kindern Friedrich Wilhelms III. wohlbekannt, und in deren Kreise, dem der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. als geistig besonders belebendes Element angehörte, entstand die Idee, das Buch des Irländers zum Vorwurf für eine großartige Kostümaufführung zu machen.

Unter Beihilfe der ersten künstlerischen Kräfte wurde der Plan innerhalb vierzehn Tagen ausgeführt. Schinkel, der geniale Architekt, nahm sich der äußeren Ausstattung an. Spontini, der Komponist der „Vestalin", zur Zeit erster Hofkapellmeister in Berlin, schuf die begleitende Musik. Wilhelm Hensel, der später ein Schwager Felix Mendelssohn-Bartholdys wurde, zeichnete die Kostüme, für welche sich in einer Sammlung indischer Originalgemälde in der königlichen Bibliothek die besten Vorbilder fanden. Samuel Spiker, der erste Bibliothekar des Königs, löste die Aufgabe, die in „Lalla Rookh" eingestreuten Romanzen in gekürzter Form für das Fest umzudichten.

Für diejenigen unserer Leser, die mit den Dichtungen der Romantiker am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nicht ganz vertraut sein sollten, sei der Inhalt des Mooreschen Werkes hier in Kürze wiedergegeben. Lalla Rookh, das heißt zu deutsch „Tulpenwange", die indische Königstochter, ist von ihrem Vater Aurengzeb, der zu Delhi herrscht, dem jungen Aliris, Thronfolger der Bucharei, verlobt worden und wird nach morgenländischer Sitte mit großem Geleite dem Bräutigam entgegengeschickt, um in Kaschmir Hochzeit mit ihm zu feiern, den sie nie zuvor gesehen hat. Im Trosse

Aus dem Zug des Festspiels „Lalla Rookh". Nach einer Zeichnung von Wilh. Hensel.

der Prinzessin schreitet auch Feramors, ein junger Sänger, den angeblich der Verlobte der Schönen entgegensandte, damit die Kunst des Liedergewaltigen ihr auf der Reise die Zeit kürze. In Ruhestunden im geschmückten Zelt, am Quell in der Schlucht und zuletzt im wundervollen Thale von Kaschmir ergötzen sie die Weisen des Improvisators. Im Lauschen aber hat Lalla Rookh zu tief in die Augen des Improvisators geschaut, ihr Herz neigt sich ihm zu, und so erlöst es sie aus schmerzlicher Verwirrung, als ihr bei der Ankunft vor dem Throne zu Kaschmir die überraschende Entdeckung wird, daß Aliris, der ihr bestimmte Gatte, — — selbst der Sänger ist, der in unscheinbarer Verkleidung auf der Reise, ohne die Blendung fürstlichen Glanzes, ihre Seele umwarb und gewann.

Digitized by Google

Die blühende Phantastik dieses Stoffes, der Überschwang dramatischer und gefühlsreicher poetischer Bilder machen es verständlich, daß die romantisch veranlagte Gesellschaft vom Anfang des XIX. Jahrhunderts an der lebendigen Darstellung der Dichtung einen großen Reiz fand. Um die vielgegliederte Erzählung in den Rahmen eines Hoffestes einfügen zu können, mußte man freilich eine Konzession machen: man nahm an, die hier geschilderten Begebenheiten lägen bereits eine Weile zurück, Lalla Rookh und Aliris seien bereits als Gatten vereint und ließen nun im Kreise ihrer Angehörigen, umringt von ihrem Volke, vor ihrem Throne in lebenden Bildern und mimischen Darstellungen die Erinnerungen jener Brautfahrt noch einmal an sich vorüberziehen.

über besät waren. Ein ganz leichter, ganz zarter rosenfarbener Schleier umfloß die erhabene Gestalt." Als die Brüder des Aliris erschienen der Kronprinz und Prinz Wilhelm, unser nachmaliger Heldenkaiser, der zu einem silberfarbigen gestickten Kaftan eine um die Schultern geschlungene rote Schärpe trug und auf dem Jünglingshaupte einen mit Brillanten und Reiherfedern geschmückten Turban. Als liebliche Schwester folgte ihnen die Prinzessin Luise von Preußen, in roten Silbertaffet gekleidet. Prinzessin Wilhelm, die Schwägerin des Königs, neben ihr die Herzogin von Cumberland und die achtzehnjährige Prinzessin Alexandrine von Preußen, die spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, traten auf als die Schwestern des Aurengzeb: Roschinara (das

Aus dem Zug des Festspiels „Lalla Rookh". Nach einer Zeichnung von Wilh. Hensel.

Die ganze Reihe der im dritten Stock des königlichen Schlosses gelegenen, mit ihren Fenstern nach dem Lustgarten hinaussehenden Zimmer Friedrichs I. war für die Feierlichkeit geöffnet worden. Die eigentlichen Aufführungen entwickelten sich im Weißen Saal, der altehrwürdigen Stätte hohenzollernscher Gastlichkeit.

Im indischen Fürstenzuge bildeten den Mittelpunkt die strahlenden Erscheinungen des Aliris und der Lalla Rookh. Aliris, den der Großfürst darstellte, trug ein blaues Gewand mit Silbertressen, lange rote Strümpfe, auf dem Kopfe eine breit aufgeschlagene helmartige Bedeckung, im Gürtel die prächtigsten orientalischen Waffen. Die junge Großfürstin als Lalla Rookh war „bedeckt mit Goldglanz und Juwelenpracht, sodaß selbst ihre Schuhe mit Smaragden über und

Licht des Verstandes), Dschehanara (die Zierde der Welt) und Suria Baun (die Glänzende). Der Großmogul Aurengzeb wurde durch den Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs, dargestellt; als seine jungen Kinder erschienen in weißen Gewändern, den Turban über der Stirn, die Prinzen Albrecht (Vater des jetzigen Regenten des Herzogtums Braunschweig) und Adalbert von Preußen, Alexander und Karl Solms und Boguslaw und Wladislaw Radziwill. Den Abdallah, Vater des Aliris, verkörperte der Herzog von Cumberland, dessen Gemahlin die Prinzessin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen. Von sämtlichen Personen des Hofes erschien nur der König nicht im Maskenkostüm.

Hinter der Scene verborgen, begleiteten die ersten Sängerinnen des damaligen Ber-

Digitized by Google

Frau von Perponcher und Herzog Carl von Mecklenburg-als Nurmahal und Dschehangir.
Vom Kostümfest 1821.

liner Kunstlebens die Darstellungen mit ihrem Liede; unter ihnen Anna Milder-Hauptmann, deren wunderbare Stimme weit über die deutschen Lande hinaus berühmt war und für die Beethoven die Partie des „Fidelio“ schrieb.

Die Episoden von Nurmahal und Dschehangir, von den Feen und Nurmahal, von der Peri und dem Paradiese wurden auf einer im Weißen Saal aufgeschlagenen von Blütengewinden umkränzten Bühne als Lebende Bilder und Pantomimen vorgeführt. Namen, deren Träger auch heute noch um den Glanz des Hohenzollernthrones geschart sind, finden sich unter den weiteren Teilnehmern des Zuges, der Lalla Rookh umgab.

Den Glanzpunkt des Abends bildete der Augenblick, da nach dem Schlusse des Singspiels „Nurmahal“ die Tänzer und Tänzerinnen vom Rosenfest in ihren weißen und rosa schleierduftigen Kleidern von der Bühne aus die in den Saal führenden Stufen herabstiegen, um sich mit den übrigen Frauen und Männern aus dem Zuge der Lalla Rookh zu einem prächtigen Schlußreigen zu vereinigen, indes die Charaktere der Bilder sich auf der Bühne selbst, sowie auf der zu ihr emporsteigenden Treppe in malerischen Gruppen zusammenfanden.

Mehr als viertausend Zuschauer, denen mit Ausnahme des schwarzen Domino und der von den öffentlichen Maskenbällen her nicht im besten Ansehen stehenden chauvesouris (Fledermausmänteln) jede Kostümierung freigestellt worden, waren zu dem morgenländischen Zauberfeste geladen. Dagegen waren am Zuge der Lalla Rookh und den Aufführungen nur 106 Personen beteiligt, eine Zahl, die lange nicht das erreicht, was bei ähnlichen Veranstaltungen in Fürstenschlössern und auch wohl in Privatkreisen heute aufgeboten wird. Ungeachtet dessen fand die reiche und zum Teil auch naive Phantastik dieses Maskenfestes in der schlicht gewöhnten damaligen Gesellschaft die lebhafteste Beachtung, die sich noch lange nachher, ja bis auf den heutigen Tag in mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung fortgepflanzt hat. Spontini gestaltete aus seinen Motiven eine Oper „Nurmahal“. Der Romantiker Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Verfasser der „Undine“, schrieb auf den Wunsch der Großfürstin die erste deutsche Übersetzung von „Lalla Rookh“.

Mit Lalla Rookh hatte auf lange Zeit hinaus der letzte große Maskenball am Berliner Hofe stattgefunden. Friedrich Wilhelms IV. sinnende Art war rauschenden Festen ohnehin nicht geneigt; die Unruhen seiner Regierung ließen solche vollends unangebracht erscheinen. Auch nach der Thronbesteigung Wilhelms I. unterdrückte der Ernst der Zeiten zunächst den Gedanken an heitere Feiern. Die nationalen Erhebungen der Jahre 1864, 1866, 1870/71 füllten das öffentliche Leben aus. Für Scherz und

Digitized by Google

Spiel war in diesen großen Tagen und in den ereignisschweren Zeiten, die dazwischen lagen, wenig Raum.

Um so glänzender entwickelte sich das gesellschaftliche Leben Berlins nach dem Kriege mit Frankreich. Der freudige Aufschwung aller Daseinsäußerungen der Nation bewies sich auch hier: die Blüte in Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, die aus dem Lorbeer unserer Siege entsprungen, die neue Machtstellung im Rate der Völker, das gab rechte Stimmung für stolze Feste. Fürsten und Prinzen aus stammesverwandten Häusern scharten sich um den preußischen Hof; von entfernteren Gliedern des königlichen Hauses lebten außer den beiden unvermählten Prinzen Georg und Alexander der greise Prinz Karl und Gemahlin, sowie der Sieger von Alsen, Prinz Friedrich Karl, mit seiner schönen Gattin inmitten der Berliner Gesellschaft. Alles aber überstrahlte der Glanz der zwei Hoflager des Kaisers und des Kronprinzen. Das erstere wirkte bei aller Schlichtheit im persönlichen Wesen des hohen Herrn als die Burg der feierlichen Repräsentation, die von der Würde des Deutschen Reiches unzertrennlich war ... das zweite erschien mehr als ein auserlesen reiches und prächtiges fürstliches Privathaus.

In dieser Hochflut gesellschaftlichen Lebens, die im Anfang der siebziger Jahre begann und in jeder Saison von neuem einsetzte, bis die zunehmende Alterslast des kaiserlichen Paares und die herannahenden Leidenstage des Kronprinzen sie langsam abschwellen ließen, in dieser Hochflut tauchen als leuchtende Glanzpunkte wiederum zwei große Trachtenfeste auf.

Das zeitlich später liegende war ein prunkvoller Huldigungsakt, den Kaiser Wilhelm zur Silberhochzeit seines Sohnes anordnete. Das erste, vom kronprinzlichen Paare veranstaltete trug einen so originellen, so persönlichen Charakter, daß man sich kaum vorstellen könnte, andere hätten es ins Leben gerufen, als eben diese hohen Herrschaften mit ihrer seltenen Begeisterung für die Kunst.

Am 8. Februar 1875 fand im kronprinzlichen Palais das „Fest am Mediceerhofe zu Florenz“ statt, und mit goldenen Lettern ist es nicht nur in der Geschichte der Gesellschaft, sondern vor allem auch im dankbaren Gedächtnis der Künstlerwelt Berlins verzeichnet geblieben.

Die Veranstaltung war gedacht als eine zur Zeit der höchsten Blüte der Renaissance, also etwa um 1450—1500, am mediceischen Hof stattfindende Feier zur Ehrung der Künstler, die in dessen Umgebung weilten. Hieran schloß sich eine Huldigung von aus weiter Ferne und fremden Ländern herbeigeeilten Sendboten für das hohe Paar. Und wie jene altitalienischen Schützer der Musen die ersten Künstler der Zeit um ihren Thron versammelten, so hatte man hier auch die ersten lebenden deutschen Meister herbeigerufen, damit sie durch ihre Persönlichkeit dem Feste zu aller äußeren Herrlichkeit noch eine besondere geistige Bedeutung gaben.

Eine Maskenredoute, welche die Säle des Palais mit mannigfaltigen vermummten

Frau von Maltzahn und Frau von Perponcher als Feen Ramuna und Nurmaha. Vom Kostümfest 1821.

Digitized by Google

Erscheinungen erfüllte, begann den unvergeßlichen Abend. Um zehn Uhr gab eine Trompetenfanfare das Zeichen zur Demaskierung, und wenige Minuten später öffneten sich die Thüren der in die Gedenkhalle des Palais mündenden langen Galerie, die den Schauplatz des nun beginnenden eigentlichen „Festes im Feste“ bildete. In ihrer hinteren Hälfte war mit meisterhafter Dekorationskunst „die Halle der Mediceer“ aufgebaut. In der Höhe zunächst der Decke prunkten die Wappen florentinischer Nobili, in ihrer Mitte das der Mediceer mit seinen sechs Kugeln und den goldenen Lilien. An den Wänden und in den Fensternischen leuchteten Trophäen mittelalterlichen Rüstzeuges, Blumengewinde, Gobelins, purpurne Damastvorhänge. Hochstämmige Blattpflanzen schlossen den Hintergrund der Halle ab. Auf einer Estrade standen dort die goldlehnigen Stühle für den Kaiser, die Kaiserin und die wenigen anderen fürstlichen Gäste, die keine Kostümtracht angelegt hatten. Rechts und links davor erblickte man die Polsterbänke für den Hof.

Prinzessin Radziwill als Peri und Gräfin Mathilde Voß als Engel des Lichts in der Romanze „Die Peri und das Paradies.“ Vom Kostümfest 1821.

Der Kaiser, die Kaiserin, Prinz und Prinzessin Karl, Prinz Alexander, Prinz August von Württemberg und mehrere andere Fürstlichkeiten erstiegen die Stufen zur hinteren Estrade und nahmen Platz. In feierlichen Rhythmen ließen die mittelalterlich gekleideten Musiker auf der Tribüne den „Marsch aus Herakles“ erklingen, während der mediceische Festzug in den Saal trat.

Vier Knaben in altitalienischer Pagentracht, in den Wappenfarben der Medici, mit roten Topfmützen auf dem langen Gelock, schritten ihm voran. Es folgte der Oberhofmarschall Graf Eulenburg in der kleidsamen Gewandung jener Zeit, über dem knappen, dunklen pelzverbrämten Wams den kurzen Hüftmantel bis zu den Schultern emporgeschlagen. Goldene Stäbe haltend, an deren Spitze ein Dreieckschildchen mit den „tre palle“ der Mediceer funkelte, umgaben den Hofmarschall sechs Camerieri in der gleichen malerischen Tracht.

Nun tauchte das fürstlich mediceische Paar auf. Vom Grafen Ferdinand Harrach geleitet, zur Seite ihre lieblichen Kinder Charlotte, Viktoria und Waldemar, erschien die Kronprinzessin im Kostüm der „Bella di Tiziano“, das wir auf dem Meisterwerke in der Pittigalerie zu Florenz bewundern. Das perlendurchflochtene Haar ward auf dem Hinterhaupte durch ein Goldnetz gefesselt. Über den stumpfvioletten Sammetfalten des Kleides, den zartgrünen Seidenpuffen dazwischen erglänzte köstliches Geschmeide. Dasselbe Farbenspiel von Braun und Veilchenblau und einem matten Grün wies die ritterliche Tracht des Grafen Harrach auf, der den Mediceerfürsten darstellte.

Schwert und Helm seines Herrn tragend, in Scharlach und enganliegenden Golddrokat gewandet, folgte dem edlen Paare als Waffenpage der Maler Emil Döpler d. J., damals eine Jünglingsgestalt von idealer Schönheit. Camerieri, die Oberhofmeisterin und die Palastdamen des Hofes bildeten den Übergang zu der nächsten Gruppe des Festzuges, welche die fürstlichen Gäste der florentinischen Herrscher herbeiführte.

Digitized by Google

Die Prinzessin Friedrich Karl an der Hand geleitend, nahte der Kronprinz. Seine wundervolle Reckengestalt trug das Kostüm, das Holbein auf dem bekannten Bildnisse des „Earl of Surrey“ malte. Das flache, breite, von Straußfedern überschattete Barett, das geschlitzte Wams und die Schaube leuchteten in kirschrotem Sammet, die Beine bedeckten rotseidene Trikots, Halskrause und Manschetten bestanden aus schwarzweißer spanischer Stickerei. Auf der Brust prangten die Insignien des Schwanenordens, des Ordens vom Goldenen Vließ und des Schwarzen Adlers, am Knie der Hosenbandorden. — Über der Stirn der Prinzessin Friedrich Karl erhob sich die mit funkelnden Edelsteinen besetzte Zackenkrone. Mit gestickten Ornamenten in Schwarz und Gold waren das Prunkkleid aus Purpursammet und das weißseidene Untergewand besät.

Die Kronprinzessin als La bella di Tiziano. Vom Kostümfest 1875.

Den beiden stolzen Gestalten folgte, Paar für Paar, eine glänzende Reihe weiterer erlauchter Gäste. Camerieri und Pagen bildeten das Ende des Zuges, der zweimal den Saal durchwandelte, um dann die Festeshalle der Mediceer mit einer Gruppe von Tizianischer Farbenpracht zu erfüllen.

Der Kunst, den Künstlern ward die Ehre des Vortritts unter den festlich bewegten Scharen, die sich nun huldigend dem Fürstenthrone nahten. Eingeführt von Herolden, kamen im Zuge die damaligen Koryphäen der deutschen Malerei und Bildhauerei heran. Vor ihnen schritten in der Maske altflorentinischer Troubadoure vier sangesbegabte junge Edelleute, sowie, in Faltenkappen und lange Schauben gehüllt, die Sänger des königlichen Domchors. Es folgten die Meister Ewald, Anton von Werner, Richter, Gentz, Berg, Oskar Begas, von Heyden, Paul Meyerheim, Karl Becker, Knille, Döpler der Ältere, Wilberg und der Bildhauer Encke. Charakteristische Köpfe, mit künstlerischer Freiheit und Grazie getragene Gewänder von wundervollem Stil und Schnitt, alles in allem Gestalten von einer Würde der Erscheinung, wie wir sie nur je an den Musterbildnissen altitalienischer Nobili aus dem Cinquecento, der Hochrenaissance des XVI. Jahrhunderts bestaunen. Nachdem der Sang der Trouba-

Digitized by Google

Professor Anton von Werner.
Vom Kostümfest 1875.
Nach einer Photographie von Reichard & Lindner, Hofphotographen in Berlin.

doure und des Chores verklungen war, sprach Meister Ewald, zum Mediceerpaare und dessen vornehmstem Gast, dem Kronprinzen, gewendet, ein lateinisches Huldigungsgedicht. Anton von Werner überreichte der fürstlichen Frau als Weihegeschenk eine Mappe Aquarellen der Künstler. Die edle Herrin aber bot huldvoll eine Gegengabe dar, indem sie jedem der Herantretenden Künstler aus vom Pagen emporgehaltener Schale ein goldumschnürtes Pergamentröllchen darreichte, das in zierlicher Antiqua auf der Innenseite einen Hymnus auf die Kunst trug und auf der äußeren einen Sinnspruch, der die Verdienste des betreffenden Meisters im besonderen ehrte. Unter tiefen Verbeugungen verließen die Künstler den Schauplatz, um jenseits der Damastvorhänge die grünumlaubte Nische zu gewinnen, die sich hinter den Sitzen der Majestäten in der Tiefe der Halle auftat. Auf diesem Platze standen sie für den Rest der Festspiele, und ihre malerischen Gestalten, das geistige Gepräge ihrer Gesichter, das von der Würde und Bürde des erwählten Lebensberufes Zeugnis ablegte, bildeten hier einen Hintergrund für den Hofhalt der mediceischen Pfleger der Kunst, wie er charakteristischer und beziehungsvoller kaum gedacht werden konnte.

Orientalisches Gepränge erfüllte nun die Scene. Drei in kostbare Gewänder gehüllte Emire, umringt von einer Schar phantastisch gekleideter brauner und schwarzer Knaben und Jünglinge, brachten die Geschenke des Sultans: riesige Elefantenzähne, Geschmeide, Prunkgerät und als kostbarste Gabe ein Kleeblatt wunderschöner Sklavinnen. Von zehn gewappneten Bekennern des Propheten bewacht und umgeben, boten diese herrlichen Erscheinungen (Frau von Winterfeld, Frau von Kurowski und Fräulein von Faber du Faur) ein Bild von fremdartig bezaubernder Schönheit.

Altertümliche Marschweisen ertönten, dröhnenden Schrittes zog ein kriegerisches Fähnlein herzu, hünenhafte Gardeoffiziere in der Tracht mittelalterlicher Landsknechte. Sie salutierten, um dann, die Partisanen in der Faust, sich vor den Zuschauern längs der Wände des Saales aufzupflanzen. Sollte dem Hofe und seinen Gästen doch nun ein neues anmutiges Schauspiel in der Form kunstvoller Tänze geboten werden. Drei Quadrillen, eine altdeutsche, eine italienisch zigeunerische und eine slavische, führte man auf. In der ersten wurden Kranz und Krönlein unter andern anmuthigen Gestalten auch von zwei preußischen Prinzessinnen, den ältesten Töchtern des Prinzen Friedrich Karl, getragen. Die eine war die Prinzessin Marie, später Prinzessin Heinrich der Niederlande und in ihrer zweiten Ehe Prinzessin Albert von Sachsen-Altenburg, die andere die Prinzessin Elisabeth, nachmalige Erbgroßherzogin von Oldenburg. Beide sind sie in der Blüte ihrer Schönheit jung gestorben. Der zweite Reigen brachte ein buntes reizvolles Durcheinander von Glut und Lebenslust, Zigeunerinnen im wallenden Haar und schlanke Weidgesellen, Tambourins und rasselnde Schellen. Die dritte Quadrille ward von Damen und Herren vom Hofe Iwans des Schrecklichen gemessen abgeschritten. —

Um ein Bedeutendes umfangreicher als dies bei aller Pracht und Vornehmheit intime kronprinzliche Fest gestaltete sich die nächste große Kostümfeier am Berliner Hofe. Die historischen Trachtenzüge, die auf Be-

Digitized by Google

fehl des Kaisers zur Feier der Silberhochzeit des Thronfolgerpaares 1883 im königlichen Schlosse stattfanden, stellten wohl die imposanteste derartige Festlichkeit dar, die jemals unter dem schützenden Fittich des deutschen Reichsadlers vorübergezogen ist. Viel länger zuvor, als man es sonst bei solcher Gelegenheit gewohnt ist, schon sprach man im Publikum davon. Viel länger zuvor als sonst waren tausend fleißige Hände, waren die bei ähnlichem Anlaß so oft schon verdienstvoll gewesenen Künstler, die Professoren Graf Harrach, von Heyden, Döpler der Ältere und Anton von Werner, mit der Zeichnung der Kostüme und der Zusammenstellung aller Einzelheiten beschäftigt. Ein ganz Außerordentliches sollte es werden, eine herrliche Huldigung, für das erlauchte Paar!

Das Schicksal fügte es anders. Am 25. Januar war das Datum der Silberhochzeit. Am 21. Januar versetzte das fast ohne vorhergehende Krankheit erfolgende Hinscheiden des greisen Prinzen Karl, Vaters des Prinzen Friedrich Karl, den Hof und die Armee in Trauer. Die Feierlichkeiten zu Ehren des kronprinzlichen Paares erschienen von Floren umschattet und fielen zum Teil ganz fort. Erst Ende Februar wurde die Hoftrauer auf etliche Tage unterbrochen, um den Empfang der Deputationen der Provinzen und Städte, die Huldigungscour für das Thronfolgerpaar und das Kostümfest stattfinden zu lassen.

Es ist bekannt, daß der nachmalige Kaiser Friedrich eine große Vorliebe für die schönheitsvolle Zeit der Renaissance hegte. Die gleiche Hinneigung wie er zeigte seine hohe Gemahlin für jene Vergangenheit, in welcher der Geist der Antike in der Kunst wieder lebendig wurde. Auf dieser Thatsache entwickelte sich die Trachtenfeier für das Jubelpaar. Die drei großen Jahrhunderte der Renaissance, das XV., XVI. und XVII., sollten in ihren Vertretern aus Burgund und Flandern, aus Vlamland, aus England, Frankreich und Deutschland huldigend an ihm vorüber wallen, und inmitten ihrer sollte mit Trabanten und Hofstaat die Königin Minne einziehen. Der „Verein Berliner Künstler“ durfte sich an das vom Hofe und der Aristokratie gegebene Schauspiel anschließen, indem seine Mitglieder sich ebenfalls in der Tracht der Renaissance dem Throne nahten, um das Jubelgeschenk der Genossenschaft vor ihm niederzulegen.

Am altersgrauen Preußenschlosse das gewaltige Portal III, die weiten Säle, zu denen es den Eingang erschließt, sie haben, so oft sie sich auch schon zu glänzenden Feiern öffneten, doch nur selten so wundervolle malerische Bilder umfangen, als an dem Abend, da das große Fest nun endlich stattfand. Was die nähere und entferntere Umgebung des Thrones zur Zeit nur aufzubieten hatte an Schönheit und Grazie und Jugendblüte, fand sich versammelt in den Vorräumen zwischen dem Weißen Saale und der Kapelle, in denen vor dem Beginn der Feierlichkeit jeder Trachtengruppe ein besonderer Wartesaal angewiesen war.

Den Schauplatz der Aufführungen bildeten die Prunksäle an der Südseite des königlichen Schlosses, sowie der seit kurzem erst elektrisch beleuchtete Wintergarten mit dem Grün seiner Orangerie. An der östlichen Längswand des Weißen Saales erhoben sich der purpurne Thronbaldachin und der Hauptpas für den Hof und dessen fürstliche Gäste. — Um neun Uhr ging

Gräfin Mira von Dönhoff, geb. Gräfin Schlippenbach und Prinz Heinrich Reuß XIX.
Aus der slavischen Quadrille vom Kostümfest 1875.

Digitized by Google

eine Bewegung durch die orden- und juwelenblitzende Menge der Geladenen. Von den Klängen des Mendelssohnschen Hochzeitsmarsches geleitet, unter großem Vortritt der obersten Hof- und Hofchargen nahte von der boisierten Galerie her der Zug der höchsten Herrschaften. An seiner Spitze schritt das Jubelpaar: der Kronprinz im weißen Koller seiner Pasewalker Kürassiere, die Kronprinzessin in weißer Seide, Spitzen und Brillanten. In glänzenden Galauniformen, in strahlender Toilettenpracht folgte eine lange Reihe fürstlicher Personen: der Kaiser und die Königin von Sachsen, der König von Sachsen und die Großherzogin von Baden, der Prinz von Wales und die Herzogin von Edinburg, Kronprinz Rudolf von Österreich und die Gräfin von Flandern, der Herzog von Edinburg und die Herzogin von Anhalt, der Großherzog von Baden und die Erbgroßherzogin von Oldenburg und viele andere mehr. Die Kaiserin Augusta fehlte; ihr leidender Zustand hatte ihr nur erlaubt der Generalprobe beizuwohnen.

Das Orchester verstummte. In erwartungsvolle Stille erklangen vom Eingang des weiten Raumes her helle Fanfaren. Vier mittelalterliche Gesellen, über den Sammetwämsern buntfarbige Heroldbecken tragend, von denen die einen mit dem doppelköpfigen deutschen Reichsadler, die anderen mit dem englischen Wappen bestickt waren, betraten den Saal und umkreisten ihn zweimal, indessen sie aus Trompeten, von denen lange seidene Schärpen hernieder wallten, schallende Einzugssignale emporschmetterten. Sechzehn in die englischen und deutschen Farben gekleidete ritterliche Herolde, die bebänderte Stäbe in den Händen hielten, folgten und stellten sich in einer Reihe vor dem Hautpas der Fürstlichkeiten auf. Aus derjenigen Gruppe von ihnen, die über den an den Schultern mächtig gepufften blauen Sammetwämsen goldbrokatene Decken trug und auf den Häuptern blumenumkränzte rote Wulstmützen, trat Hauptmann Dietrich von Hülsen, Sohn des Generalintendanten der königlichen Schauspiele, vor, um schwungvolle Wildenbruchsche Huldigungsstrophen an das Kronprinzenpaar zu richten.

„Und siehe, der Jubel, der Deutschland durchrauscht,
Er hat aus dem Schlaf die Entschwundnen geschreckt:
Das Geschlecht der Vergangnen erwachet und lauscht
Und entsteiget der Tiefe, zum Leben geweckt.
Vergangene Zeit, gegenwärtige Zeit
Umfängt euch, ein wogender Liebestraum ..."

Vom Orchester erklangen altertümliche Marschweisen. Der Trachtenzug begann. Ein Leben und Realität gewordenes Doppelbildnis von Rembrandt oder Dürer schritt ihm voran: im Damasttalar, goldstarrender Schulterbinde und Kappe Graf Pourtalès, im Purpurmantel und perlenverschnürtem Mieder die Patronatsdame des Zuges, Gräfin

Charlotte, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, geb. Prinzessin von Preußen, als Prinzessin von Navarra beim Kostümfest 1883
Nach einer Photographie von Carl Grimm in Berlin.

Digitized by Google

Szechenyi. Glänzend im Schmucke der Gewänder und Waffen folgte eine Gruppe stattlicher Kavaliere.

Und nun erschien als der erste aus dem heraufbeschworenen „Geschlecht der Vergangenen" Kaiser Friedrich I., die von Sagen am meisten umsponnene Gestalt der deutschen Geschichte. Barbarossa in seinen jungen Jahren, zu seiner Seite die Gemahlin aus spanisch-portugiesischem Königshause. Im hermelinbesetzten Fürstenhut, die hohe Gestalt vom langen weitärmeligen Oberrock aus Purpursammet umwallt, so stellte der Großherzog von Hessen den römisch-deutschen Kaiser dar, wie er nach seinen ersten Kreuzzügen im Friedenskleide daherkommt. In stolzer Pracht wandelte neben ihm die Prinzessin Friedrich Karl. Gelbweißer, golddurchwirkter Brokat und tiefroter Sammet, beide köstlich gestickt, umflossen sie. Dem fürstlichen Paare folgte als Oberhofmeisterin die junge Erbprinzessin von Ratibor, umgeben von einer Gruppe von Rittern und Damen.

Neue Reminiscenzen aus dem Born mittelalterlicher Romantik brachte das nächste Bild, der Brautzug Erzherzog Maximilians und der Maria von Burgund. Prinz Albrecht von Preußen, der jetzige Regent von Braunschweig, und seine Gemahlin waren hier die Träger der Hauptrollen. Den jünglingshaften Helden des „Theuerdank" schmückten Hermelinkragen und rotseidene Schaube über dem goldgestickten Rock. Die kegelförmige Sammetmütze auf dem langen Haar umgab nach der Mode des XV. Jahrhunderts ein goldenes Fürstendiadem. Die Erbtochter von Burgund trug über dem von Smaragden und Brillanten strahlenden Purpurmieder und dem weißseidenen Unterkleide den hermelinbesetzten Schleppmantel aus Brokat. Im Haar erglänzte ihr die spitze Tiara aus Filigran; längliche Perlen hingen davon auf die Stirn herab. Es gingen voran und es folgten dem Brautpaare drei fürstliche Kranzeljungfern und ein höfisches Geleite von Männern und Frauen in den bunten Trachten des späten deutschen Mittelalters.

In Feierlichkeit und Würde zogen drei brandenburgische Herrscher vorbei, die Markgrafen Albrecht und Kasimir und Kurfürst Joachim.

Maler Professor Karl Becker.
Vom Kostümfest 1883.

Und nun kam nochmals der Hofstaat eines fürstlichen Paares: der Herzog und die Herzogin Sibylle von Jülich nahten. Niederländischer Reichtum und niederländische Prachtliebe strahlten von ihren Gestalten wie von denen ihrer Umgebung aus. Ein echter Rembrandt oder van Dyck erschien der edle Herr von Berg und Jülich in seinem Wulsthut und dem sammetnen Talar, den goldene Quasten auf der Schulter zusammenhielten — ein typisches Frauenbild jener Epoche war seine Partnerin, Herzogin Wilhelm von Mecklenburg, in ihren prachtvollen Goldbrokatgewändern und mit dem goldschimmernden Schleier, der von dem Brillantenkrönchen auf ihrem Scheitel niederflatterte. Eine orientalische Gruppe, die sich ihnen anschloß, deutete auf die Ausdehnung des mittelalterlichen niederländischen Handels, der die damals bekannte Welt umfaßte, hin.

War der Trachtenfestzug bis hierher ganz historische Treue, geschichtliche Realität, so brachte seine Hauptgruppe, die nun auftauchte und auf die alle bisherige stilvolle Pracht gleichsam hingeleitet hatte, ein Bild voll duftigen Märchenzaubers. Rosenumblüht

Digitized by Google

erschien die Königin Minne. Auf goldenem Triumphwagen kam sie heran. Unter purpurnem Baldachin war ihr Antlitz — das Antlitz der Prinzessin Wilhelm, unserer jetzigen Kaiserin — vom Rosenkranz gekrönt, ihr blondes Haar diamantendurchblitzt, ihre von rosenfarbener Seide umspannte Gestalt vom weiten, langen Silberbrokatmantel umwallt. Ritterliche Minnesänger und Harfenschläger und holde weibliche Gestalten in phantastischer Tracht mit wehenden Locken und flatternden Schleiern umgaben sie, während der den Saal. Die englischen Züge und Quadrillen begannen. Sie gaben dem Vorhergegangenen an Pracht nichts nach, aber die malerische Wirkung ging bei ihnen ins feierlich Pomphafte über, das uns die Zeit der Spätrenaissance charakterisiert. Das „Rule Britannia", das während der Dauer des englischen Zuges vom Orchester erbrauste, erhöhte diesen Eindruck des prunkreichen Ernstes. Umgeben von dem steifen Ceremoniell des mittelalterlichen englischen Hoflebens, erschien Maria Stuarts stolze Gegnerin, Königin

Kaiser Wilhelm II. mit Gefolge in Friedericianischer Tracht begrüßt Adolph von Menzel vor dem Schloß zu Sanssouci. 1897.
Nach einer Photographie von Max Ziesler, Hofphotograph in Berlin.

Thronsitz der Herzensherrscherin den Ehrenplätzen des gefeierten hohen Jubelpaares gegenüber anhielt und die sechzehn Pagen, die ihn vorangezogen hatten, sich rund im Kreise auf ein Knie niederließen, so daß die Rosenfestons, welche die Stäbe in ihren Händen paarweise verbanden, ein schimmerndes und blühendes Gehege bildeten um die Königin, die Ritter und die Frauen.

Gefolgt von vierundzwanzig Kavalieren, in deren burgundischen Kostümen die historische Echtheit von neuem Triumphe feierte, verließen endlich der Minnehof und sein Geleite Elisabeth. Gräfin Udo zu Stolberg-Wernigerode stellte sie dar. Hoch über das rötliche, mit Perlen durchflochtene Haar stieg ihr der steife Spitzenkragen. Das Unterkleid von Drap d'argent bedeckte die edelsteingestickte purpurne Schleppprobe, deren starre weiße Ärmelpuffen von juwelenbesetzten Goldschnüren kreuzweis durchzogen wurden. Um die „Queen Beß" aber war ihr reicher Troß: Bläser in mächtigen Halskrausen und schwarzen Baretts, Herolde, auf deren Brust- und Rückendecken der britische Leopard prunkte, Hellebardiere in Scharlachröcken, schöne Pagen

Digitized by Google

Prinzessin Aribert von Anhalt, geb. Prinzessin von Schleswig-Holstein. Vom Kostümfest 1897. Nach einer Photographie von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

und noch schönere Palastdamen und Hofkavaliere mit schweren goldenen Gnadenketten.

Dem Zuge der jungfräulichen Königin folgte derjenige ihrer fürstlichen Gäste, des Prinzen und der Prinzessin von Navarra. Spanische Grandezza waltete hier in jeder Linie. Wundervoll charakteristische Gestalten boten vor allem die Darsteller des edlen Paares, die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen und Prinz Friedrich von Hohenzollern. Sittig und feierlich schritten, verkörpert durch die Prinzessinnen Sophie und

Digitized by Google

Herzogin von Ratibor, geb. Gräfin Brunner-Enkevoirth.
Vom Kostümfest 1897.
Nach einer Photographie von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Margarete von Preußen, in steifen weißen Seidenkleidern und hochstehenden Spitzenkragen dahinter die beiden kindlichen Töchter.

Dem britischen Zuge folgten in ähnlicher Gewandung die Paare der englischen Quadrille. Prinz Wilhelm in hellrotseidenem, spitzenbesetztem Kostüm und Lady Ampthyll führten sie an und verharrten, zwei strahlend vornehme Gestalten, stehend den Sitzen der Allerhöchsten Herrschaften gegenüber, während auf dem freien Raum dazwischen die Ritter und die Fräulein sich im Reigen drehten und aus der Musikloge dazu die gesungene Weise eines altenglischen Chorliedes erschallte.

Es folgte der Aufzug des „Vereins Berliner Künstler." Mit Herolden und Bannerträgern kamen auch die Ritter von Palette und Meißel daher. In gelber florentinischer Tracht, Blumenkränze auf den Köpfen, in den Händen altertümlich geformte, lang aufgerollte Notenblätter, zogen singende Chorknaben ihnen voran. Vierzehn Künstler stellten die deutschen Meister zu den Zeiten Holbeins und Albrecht Dürers dar, zwanzig weitere die Meister der italienischen Renaissance. Vierundzwanzig niederländische Meister machten den Beschluß. Den Vorstand des Vereins Berliner Künstler führte der in Tizianische Tracht gekleidete Professor Karl Becker an. Die Mitte dieses Zuges von prachtvollen Charaktergestalten nahm die Jubelgabe der Genossenschaft ein. Auf purpurbedeckter Bahre erhob sich über einer Fülle von Blumen und vergoldeten Palmzweigen und über Kartuschen mit den Wappen von England und Deutschland gleißend ein mächtiger Humpen. Aus Zinn, zu dem die Künstler ihre geleerten Farbentuben gesammelt hatten, war er gefertigt. Professor Ernst Herter hatte die Zeichnung dazu geliefert. Maler Konrad Dielitz, in einer purpurbrokatnen Renaissancetracht mit Hängeärmeln und Schnabelschuhen, weihte mit Julius Wolffschen Strophen die Gabe dem Kronprinzenpaare.

Kaum hatten die Künstler den Weißen Saal verlassen, als vom Orchester aufs neue rauschende Weisen ertönten. Ein buntes strahlendes Gewimmel, das nicht enden wollte, zogen von der Bildergalerie aus die sämtlichen Trachtengruppen noch einmal heran. Zu jubelnden Schlußaccorden brauste die Musik empor, während von ihrem das ganze schimmernde Bild der froh bewegten Menschenmassen überragenden und beherrschenden Thronwagen die Königin Minne herabstieg,

Digitized by Google

um den Kaiser und das Kronprinzenpaar mit ihren zu mächtigen Sträußen gewundenen schönsten Blüten zu beschenken. —

Wenden wir uns nun dem offiziellen Gesellschaftsbilde nach der Thronbesteigung Wilhelms II. zu. Es war wohl natürlich, daß unter dem neuen Herrn in diese Welt ein frischer und belebender Zug kam. An der Spitze des Reiches stand nicht mehr ein greiser Monarch, dessen hohes Alter nicht selten Enthaltsamkeit von anstrengender Repräsentation forderte. Es ragte dort jetzt ein jugendkräftiger Kaiser, und dieser Kaiser ist ein schöpferischer Geist, der, was er berührt, mit eignen Ideen, eignen Anschauungen durchdringt und dem Großen und dem Kleinen um ihn her das Siegel seiner Persönlichkeit aufdrückt.

Für unser öffentliches wie auch für das höfische Leben ist die bekannte Vorliebe des Kaisers für das Historische in erster Linie bedeutungsvoll geworden. Selten greift der Kaiser weiter zurück als bis ins XVII., bis ins XVI. Jahrhundert. Überwiegend oft sucht und findet er in der vaterländischen, der preußischen, märkischen, der Hohenzollerngeschichte Dinge und Bräuche, die einst bestanden und die geeignet sind, heut wieder bei uns eingesetzt zu werden als feststehende Gewohnheiten, als redende Wahrzeichen dafür, daß wir die Enkel glorreicher Ahnen sind.

So erinnern die neuen Uniform- und Feldzeichen unserer Regimenter vielfach an vergangene Ruhmestage der Armee. So belebte des Kaisers Wille in der Musik die altpreußischen Märsche von neuem; so lenkte er das Augenmerk der bildenden Künstler auf vaterländische Stoffe; so wandte er dem historischen Drama sein beschirmendes Interesse zu. Im höfischen Leben ließ er u. a. das altertümlich anmutende, prächtige Bild der Leibgarde der Kaiserin erstehen; nachdem fast ein Jahrhundert hindurch die eigentliche Kunst des Tanzes im Verkümmern gewesen war, erfreut auf Befehl des Monarchen den Besucher seiner Feste heut wieder die Zierlichkeit des Menuetts und der Gavotte, wie sie zu Friedrichs des Großen Zeit geübt wurde.

Victor, Herzog von Ratibor, Fürst von Corvey.
Vom Kostümfest 1897.
Nach einer Photographie von Erich Sellin & Co. in Berlin

Mit dem Gebiet des Kostümzaubers, des Gelegenheitsschmuckes für ein Gelegenheitsfest, haben solche durch des Kaisers Willen wieder ans Tageslicht gehobenen Perlen der Vergangenheit allerdings kaum etwas gemein. Sie hängen im Gegenteil mit dem

Digitized by Google

heutigen Hofleben organisch zusammen als Bräuche von einst, die durch des Herrschers Wort zu traditionellen Bräuchen von jetzt geworden sind.

Die erste eigentliche Kostümfestlichkeit unter Wilhelm II. war ein courtoisievoller Scherz, durch welchen der Kaiser einen von ihm hochgeschätzten Künstler persönlich ehrte. Altmeister Menzel erhielt ein Schreiben des kaiserlichen Hofmarschallamtes, die ihn zu einer Abendunterhaltung ins Schloß von Sanssouci befahl. Wer aber beschreibt Menzels Erstaunen, als ihm schon im Treppenflur des Königshauses eine leibhaftig gewordene Gestalt aus seinen eignen Werken, im Dreispitz und in der Uniform der Offiziere Friedrichs des Großen der Kaiser selbst entgegentritt, um in markigen Versen den Gast „im Namen" des genialen Preußenkönigs in dessen Schlosse zu begrüßen! Die vor den Thüren der kaiserlichen Gemächer begonnene Überraschung setzte sich innerhalb der letzteren wirkungsvoll fort. Im kerzenerhellten Saal des Philosophen von Sanssouci bot sich dem greisen Künstler die lebendige Verkörperung seines berühmten Bildes „Konzert bei Hofe 1750" dar. In geschichtliche Tracht gekleidet bildeten die Kaiserin und ihre Damen, die Gräfinnen Brockdorff und Keller und Fräulein von Gersdorff, Graf Eulenburg und Flügeladjutant von Scholl mit ihren Gemahlinnen und einige andere Persönlichkeiten aus der nächsten Umgebung der Majestäten die berühmte Gruppe um den historischen Flügel. Etliche wenige ferner stehende Gäste, darunter Finanzminister von Miquel, der ebenfalls das Kostüm jener Zeit angelegt hatte, Hofprediger Frommel, sowie die in der heutigen Hoftracht mit Kniehosen und Escarpins erschienen Professoren Anton von Werner und Reinhold Begas fügten sich dem bewegten lebenden Bilde ein, das während der nun folgenden musikalischen Spenden Meister Joachims und anderer erlesener Kräfte die von Menzels Pinsel einst festgehaltene künstlerische Vision in immer neuen Variationen auferstehen ließ. —

Ein künstlerisch ersonnenes und zugleich ein Fest so reich an historischem Interesse, wie nur je eins am Berliner Hofe stattgefunden hat, war auch die noch in aller Erinnerung stehende Kostümveranstaltung der Centennarwoche des Jahres 1897. Zur Vorfeier der 100jährigen Wiederkehr des Tages, an dem der Neubegründer des Deutschen Reiches das Licht der Welt erblickt hat, rief der Befehl des Kaisers jene alte Zeit selbst zurück, indem er zwischen die Marmorwände des Weißen Saales ein Hoffest zauberte, dessen Trachten und Gebräuche genau denen entsprachen, die im Geburtsjahre Wilhelms I. üblich gewesen waren. Ein echt vaterländischer, der Begeisterung jener nationalen Gedenktage entsprechender Zug ging durch das Fest. Die Diplomatie war nicht gebeten worden, ausschließlich dem einheimischen Adel gehörten die 450 geladenen Gäste an. Viele von ihnen wußten, daß anno 1797 ihr Ahn in der Umgebung desselben Hohenzollernpalastes zu Berlin geweilt hatte. Die Zeit, zu der das Fest gedacht war, lag noch nicht so weit zurück, daß es nicht allerlei Familientraditionen der einzelnen neu belebt hätte. Tausend persönliche Fäden spannen sich von der Idee gerade dieser Feier zu ihren Teilnehmern. Alte Urkunden wurden durchstöbert, damit man genau die Trachten, die Uniformen wählen konnte, welche die Vorfahren einst an derselben historischen Stätte getragen hatten. Ererbte Juwelen, Orden, antike Waffen und Stoffe, welche die Ureltern in eben diesem königlichen Schlosse vordem geschmückt hatten, zierten jetzt dort die Enkel.

Lalla Rookh, das Fest der Rosen, war ein Phantasiebild gewesen, ein morgenländischer Traum, dessen Programm bei aller fürstlichen Pracht und angestrebter Echtheit doch starke Anforderungen an die Einbildungskraft der Mitwirkenden wie der Zuschauer gestellt hatte. Die großen Feiern der Jahre 1875 und 1883 im kronprinzlichen Palais und im königlichen Schlosse bedurften, bei aller Stilgerechtheit in ihren Einzelheiten, als Ganzes doch besonderer erklärender Veranstaltungen, Aufzüge und Aufführungen, damit ein innerer Zusammenhang bei ihnen verständlich werde. Das Kostümfest von 1897 aber durfte jeden theatralischen Zuges ermangeln. Im ganz modernen Wirklichkeitsdrange und ebendeshalb im besten und treuesten historischen Stil gab es das, was sein Titel besagte: ein altpreußisches Hoffest!

Die schimmernden Wände des Weißen Saales füllten sich mehr und mehr mit

Digitized by Google

Freifrau Helene von Hammerſtein, geb. Freiin von Senden, und Herr von Roon in der „Gavotte de Veſtris“. Vom Koſtümfeſt 1897.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Digitized by Google

Gestalten vom Schlusse des XVIII. Jahrhunderts. Keine einzige Erscheinung in neuzeitlicher Tracht tauchte unter ihnen auf und störte das einheitliche Gesamtbild. Imposante Frauengestalten wurden umwallt von kurzgegürteten, schleppenden Gewändern von edler Einfachheit im Schnitt und Faltenwurf. Das hier freiwallende, dort im griechischen Knoten am Hinterhaupt zusammengefaßte Haar schmückten diademartiger Putz und hochragende Straußenfedern oder turbanartig angeordnete Schleier. Und zwischen die vornehmen Frauen- und Mädchengestalten mischten sich die Kavaliere in Dreispitz und Perücke, in preußischer Hof-, in ungarischer und polnischer Magnatentracht und in den wechselnden Farben der verschiedenen Regimenter, deren Offiziere sich 1797 im Königsschlosse an der Spree zusammengefunden haben mögen: Ansbacher Dragoner, kurfürstlich sächsische Reiter, brandenburgische Infanterie, Zietenhusaren in adlerfittichgezierten Pelzmützen, Leopardenfelle über der linken Schulter, Bosniaken in silberbesetzten Kaftanröcken.

Gräfin Mary von Beroldingen.
Vom Kostümfest 1897.
Nach einer Photographie von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Nicht mit mittelalterlich reichem Gepränge, in altpreußischer Einfachheit, nur unter dem Vortritt eines Oberhofmarschalls und zweier Ceremonienmeister, schritt in stolzer Majestät und Anmut die Landesmutter der Hohenzollern, die Kaiserin, herein, nach ihr ein Geleit von Fürstlichkeiten in Kostümen vom edelsten Stil jener Epoche. Trommeln und Pfeifen ertönten, als die hohe Frau und ihre vornehmsten Gäste unter dem Schatten des purpurnen Thronbaldachins verharrten. Die ruhmreiche Fahne mit dem brandenburgischen Aar über ihren Häuptern wehend, mit schweren Musketen bewaffnet, in ihren alten Uniformen mit den hohen silbernen Grenadiermützen, marschierten die Leibkompanie des ersten Garderegimentes und hinter ihr die Leibwache der Kaiserin herzu, Se. Majestät selbst führte sie der Gemahlin vor. Zum erstenmal seit einem Jahrhundert, im Kostüm ihrer Ursprungszeit, gelangten die schönsten alten Tänze, deren Touren ja vielfach schon seit einigen Wintern in der großen Welt aufs neue geübt worden waren, am Berliner Hofe zur Wiedergabe: die schwierige Gavotte de Vestris, das Menuett Don Juan, die alte Française, der Walzer der Königin Luise und zuletzt ein altertümlicher Schlußreigen.

Das war in großen Umrissen das Bild der Jahrhundertkostümfeier, über die vor noch nicht lang vergangener Zeit so vieles und so viel Zutreffendes geschrieben und gedruckt worden ist, daß wir uns wohl versagen können, auf ihre Einzelheiten näher einzugehen.

Eine Wiederholung des Festes fand im Juni desselben Jahres im Garten des Marmorpalais bei Potsdam statt. Nur eine beschränkte Anzahl von Personen aus dem Gästekreise der ersten Veranstaltung nahm

Digitized by Google

Freiin Elisabeth von Senden und Herr von Hindenburg.
Aus der „Gavotte de Bestris" vom Kostümfest 1897.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

daran teil. Wenn aber jemals eine Kostümveranstaltung am preußischen Königs- und am deutschen Kaiserhofe voll Stimmungszaubers gewesen ist, so war es diese letzte des XIX. Jahrhunderts. Historische Gestalten wandelten hier durch die Parkwege des stolzen Baues am Heiligen See, der, als eine Schöpfung Friedrich Wilhelms II., 1796 vollendet, den zeitgeschichtlich denkbar treuesten Hintergrund gerade für diese Trachtenfeier abgab. —

Durch ein Jahrhundert haben wir die glänzendsten Feste am Berliner Hofe verfolgt. Wir sahen an ihren wechselnden Bildern, wie auch auf diesem Gebiet die allgemeine Geschmacksrichtung emporwuchs vom naiv poetischen Empfinden zum reinen künstlerischen Stil, und wie daneben insbesondere die letzten Veranstaltungen bei aller historischen Treue ganz von der modernen Tendenz zeugten, mit den natürlichsten, einfachsten Mitteln ästhetisch einwandfreie Wirkungen zu erzielen. — Noch ein bedeutsameres kulturelles Moment spiegelt die Reihenfolge dieser für den Nachdenklichen in so tiefen Beziehungen zum inneren Leben der Nation stehenden Feiern wieder: die überall in der Öffentlichkeit sich regende stolze Steigerung unseres vaterländischen Empfindens gelangt auch hier zu einer schönen Äußerung.

Im Jahre 1821 suchte man, trotz der vorangegangenen Befreiungskriege, doch eine orientalische Märchenform auf, als man den Hintergrund für ein über den Alltag hinausstrahlendes Fest gewinnen wollte. Die Kostümfeiern von 1875 und 1883 griffen, charakteristisch für die ersten Decennien nach der Wiedergeburt des Reiches, beide zurück in die letzte mittelalterliche Zeit, in der die Krone des römischen Reiches deutscher Nation funkelte, bevor sie auf Jahrhunderte versank, vermochten aber für die Darstellung jener wildbewegten Epochen des Hereinspielens fremdländischer, romanischer und slavischer, vlämischer und britischer Elemente nicht zu entbehren. Heute weiß das seit drei Dezennien fest in sich ruhende deutsche Kaisertum für seine frohen Feste keinen besseren Inhalt als das Hineintauchen in seine eigne ruhmreiche Vergangenheit, die als brandenburgische und preußische und deutsche Geschichte in Jahrhunderten unaufhaltsam zu der stolzen Höhe emporstieg, auf der wir sie nun mit frohem Patriotismus betrachten.

Digitized by Google

Intermezzo.

Von

Ludwig Soyaux. Mit einer Zeichnung von **Emil Brack.**

Er ſpielte die Violine,
Das ſchöne Lichtchen Klavier;
Es ward eine Sonatine
Gemeiſtert von ihm und ihr.

Es war bei der ſtrengen Tante
Beim Sonntagnachmittagthee,
Als das holde, ſüße Andante
Dahinſchmolz in Wonne und Weh.

Die Tante liebte das Lichtchen,
Der Neffe liebte es auch,
Das Lichtchen, ſagt das Geſchichtchen,
Den Vetter nach Baſenbrauch.

Das Lichtchen war ein Figürchen
Wie aus Meißener Porzellan
Auf einem Rokoko-Mehrchen,
So dachte ihr junger Galan.

Es war ein Sehnen und Schmachten,
Ein Seufzen zwiſchen dem Paar;
Die Augen der Tante wachten,
Als drohe der Lichte Gefahr.

Streng ſah ſie auf Etikette,
Auf Anſtand zwiſchen den zwei'n
Durch eine ſcharfe Lorgnette
Aus gelblichem Elfenbein.

Nun ward es dunkel im Zimmer;
Das Spiel der Töne verklang,
Und der letzte ſonnige Schimmer
Lief zitternd die Wände entlang.

Da fiel der wachſamen Tante
Aus der ſchmalen Hand das Lorgnon;
Der junge Neveu, der galante,
Sprang pfeilſchnell durch den Salon.

Erſt war des Fräuleins Geſichtchen
Erſtaunt ob der Situation,
Doch dann verſchwand auch das Lichtchen
Aus der oberen Region.

Das war auf dem glatten Parkette
Ein Suchen nun hin und her,
Als wenn die alte Lorgnette
Vom Boden verſchwunden wär'!

Die Tante wartet unſchuldig
Zuerſt eine lange Zeit,
Dann wurde ſie ungeduldig
In banger Verlegenheit.

Sehr höflich, voll zarter Sitte,
Klang's da aus dem Unterreich:
„Geduldet dich nur noch, bitte!
Wir haben ſie ſicher gleich!"

Ganz ſtille ward's für Sekunden
Der Tante ſchien's ſtundenlang.
Dann klang ein helles „Gefunden!"
Warum's nur ſo ſelig klang?

Streng forſchte der Tante Miene,
Doch ſcheinbar nichts von Gefahr!
Korrekt da capo al fine
Spielte ſein Stück unſer Paar.

Die gute, die wachſame Tante
Saß wieder mit dem Lorgnon.
Das kleine ſüße Andante
Klang ſchelmiſch durch den Salon.

Digitized by Google

Weltende.

Eine Geſchichte aus dem Jahre 1000.

Von

Jeanne Bertha Hemmig.

(Abdruck verboten.)

Tauſend Jahre nahten ſich ihrer Vollendung, ſeitdem das Kind in der Krippe von Bethlehem ſeine großen, göttlichen Augen geöffnet. Und die Menſchen jener Zeit dachten, es ſei nun genug des Lebens und Liebens, des Leidens und Sterbens. Allüberall ſehnten ſich die gläubigen Gemüter nach dem Ende, und vom Himmel herab antwortete die obere Welt durch feurige Zeichen. Der Leibeigne faltete bei dem Anblick der flammenden Himmelsſchwerter die ſchwieligen Hände: ihm bedeuteten ſie Frieden. Der Edelherr empfand ein unerklärliches, peinigendes Gefühl und gedachte dabei mancher Gewaltthat, die kräftige Sühne heiſchte. Am wenigſten aber wünſchten gerade die das kommende himmliſche Gericht, deren Sinn am meiſten dem künftigen Jeruſalem entgegenſtreben ſollte. — Sie hatten es ſich nach jahrhundertelanger Verfolgung ſo traulich und heimlich auf der Erde zu machen gewußt, die geiſtlichen Herren; es war ſchade um das ſchöne Kloſtergut mit all ſeinen Wieſen und Teichen, wenn das alles jetzt ſchon im lodernden Gerichtsfeuer untergehen ſollte. Doch wer wußte ſo genau die Zeit des Tages der Schrecken? Nutzet die Stunde, dachten ſie klüglich, und ſo tröſteten ſie die Gewiſſen, die ſich belaſtet fühlten, und nahmen ihnen als geringe Buße in freiwilliger Gabe die läſtigen irdiſchen Güter ab — mundi termino appropinquante. —

„Mundi termino appropinquante — da das Ende der Welt herannaht“ — ſo tönte es quälend in den Ohren des jungen Bretonen Yves im fernen Finisterre, und er ſah fragend, ängſtlich den Abt des nahen Kloſters an, der von ſeinen Mönchen umgeben in Yves weitem Gehöfte ſtand. Es war doch ſein Hof, rechtlich ererbt von der frommen Mutter, deren Sterbeglocken kaum verklungen waren. Doch der Abt mußte es beſſer wiſſen, und das graue Pergament, das er mit eintöniger Stimme verlas, ſagte es mit dürren Worten: des Kloſters eigen war Haus und Hof, jede Hufe Landes, darauf Yves trat, und er durfte darinnen bleiben als Novize des Kloſters, — das Pergament empfahl es mit warmen Worten, — oder durfte ſich einen Dornenſtock aus der Hecke ſchneiden und wandern, ſoweit der Himmel blau. — Die Stimme des Abtes ſchwieg, die Mönche ſtimmten einen lateiniſchen Geſang an; und Yves lehnte noch immer wie verſteinert an der niedrigen Thür des Hauſes, das er ſein eigen genannt. Er gedachte der Verſtorbenen, der er kindliche Thränen nachgeweint, — und es fiel ihm plötzlich ein, daß ſie in der letzten Zeit oft gedrückt einherſchlich, ihn wie mit abbittender Zärtlichkeit behandelte. Das geſchah ſeit dem Tage, wo ſie zuerſt den greiſen Pilger aus dem heiligen Lande predigen hörte, der in den Dörfern herumzog und das jüngſte Gericht verkündete, — ein Geſicht hatte es ihm geoffenbart. — Sterbend noch ſchien die Mutter reden zu wollen, aber der Todesengel ſchloß ihr den Mund und führte ihre gewiß beruhigte Seele vor den Thron des verſöhnten Richters. Ihr ſchönes Bauerngut, den Stolz ihres Herzens, hatte ſie zur Sühne für die Sünden eines ganzen, ſchwachen Lebens geopfert — da das Ende der Welt herannahte.

Der Geſang verhallte, die Mönche ordneten ſich zum Zuge, der Abt trat an ihre Spitze. Er ſchritt dem alten, ummauerten Brunnen zu, ein dienender Bruder ließ den Schöpfeimer hernieder, und aus dem klaren Brunnenwaſſer ſchöpfte der geiſtliche Herr mit einem ſilbernen Becher und that den erſten Trunk. An Yves vorbei ſchritten ſie durch die Thüre nach dem traulichen Herde; einige Scheite Holz wurden in den Kamin geworfen und entzündet. Die neuen Eigentümer öffneten und ſchloſſen alle Thüren des Hauſes, der Abt ſchaute aus einem der geöffneten Fenſter, und nachdem er im Hofe einen Spatenſtich in die

Digitized by Google

Erde gethan, konnte das Erbe des armen Yves, eins der schönsten an der Bucht von Donarnenez, nach altem bretonischem Recht als unbestrittenes Eigentum des Klosters gelten.

Nun, nachdem der letzte Segen gesprochen war, kam der Abt Corentin auf den enterbten Jüngling zu. Sie standen einander gegenüber, der rotwangige geistliche Herr mit dem klugen, beherrschenden Blicke und der junge bretonische Freibauer, dessen lange Haare um die gewölbte Stirn wehten. In seinen Augen grollte es leise, nur leise, denn was die Klosterherren thaten, die ihm am Altar den Leib des Herrn reichten, das mußte doch in der Ordnung sein. — Aber sie gefiel ihm nicht, diese Ordnung.

Jetzt sprach der Abt.

„Yves, mein Sohn, — deine Mutter hat im Sterben das gute Teil erwählt. Du kennst ihren letzten Wunsch. Willst du bei uns eintreten? Wir öffnen dir unsere Arme."

Yves warf einen forschenden Blick auf die Mönche, und der weltfremde Ausdruck auf manchen Zügen erschreckte ihn. Er wußte nicht, wie es kam, aber plötzlich sah er sich im Geist an der Meeresbucht sitzen und hörte das Lied einer glockenhellen Mädchenstimme.

„Du hast ja keine Verwandten," sprach der Abt weiter, als Yves noch schwieg. „Hier findest du Brüder und Freunde."

Und wieder war es dem Jüngling, als riefe es ihn mit vertrautem Tone — „Bruder Yves" und zwei Kinderarme umschlangen seinen Nacken. Er raffte sich zusammen.

„Hochwürdiger Herr, gewährt mir eine Frage."

„Du darfst sie stellen."

„Meine Mutter gab Euch unser Hab und Gut, um sich das ewige Leben zu sichern, jetzt gerade, bevor die Welt untergeht?"

„So ist es, mein Sohn, und ihr Thun war recht und billig."

„Naht es denn so bald, das Ende der Welt?"

Die Frage war gefährlich, doch der Abt war wirklich ein Kind seiner Zeit und trotz seiner Weltklugheit von der allgemeinen Stimmung jener Tage berührt.

„Es kann kommen, — heute, morgen, der Herr allein kennt Seine Stunde."

„Und wenn es heute käme, was nützte dann mein Gut dem Kloster?"

Jetzt sprach die bretonische Hartnäckigkeit aus dem Jüngling, doch er war bei allem Schmerz zu harmlos und in der Dialektik zu unerfahren, um den Vorteil zu erfassen, den ihm das verdutzte Schweigen des Abtes bot. Einfach, fast mit Würde fuhr er fort:

„Seht, hochwürdiger Herr, ich denke so. Wäre das Gericht gestern gekommen, als ich noch dort drinnen schlief, so hätte der himmlische Herr mich auch so genommen, wie ich bin. Kommt es etwa heute nacht," er sah nach dem drohenden Gewitterhimmel, „und findet es mich als künftigen Mönch — heilig kann ich doch nicht so rasch werden, ich glaube, das würde bei mir sehr lang dauern. Laßt mich nur so sterben, wie ich bin; wenn alle geistlich werden wollten, so wäre es ja kein Verdienst mehr."

Die Mönche hatten seine Worte keck gefunden und hatten sich leise Bemerkungen zugeraunt. Der Abt Corentin aber überhörte mit wohlwollendem, doch halb gekünsteltem Lächeln die kindliche Philosophie des Jünglings und streckte die Hand zum Segen über den Knieenden aus.

„Thue, wie du willst, mein Sohn, doch unser Kloster steht dir offen, wenn du wieder anklopfen wolltest — und dazu noch Zeit ist."

Wehmütig schüttelte Yves den Kopf, doch die Thränen hielt er zurück. Sie brauchten nicht zu wissen, wie schwer es ihm ward, sein Bündel zu schnüren und den Wanderstab zu ergreifen. Und wie er nun so bald gerüstet dastand und mit einem letzten Blicke alles umfaßte, was bis jetzt für ihn Heimat, Liebe, Glück bedeutet hatte, da war es ihm, als beginne schon das Ende. Die Welt seiner Kindheit ging unter, und durch den ersten kindlichen Glauben an die Menschen ging ein tiefer Riß.

Der alte Thorhund bellte ihm wie fragend nach, er beschlennigte den Schritt; nur nichts hören von vertrauten Klängen, nur nichts sehen von Wiesen und Feldern, deren Halme ihm allein zugenickt als dem rechten Herren! Fort, nur fort, — oder daß jetzt plötzlich sich die dunkle Wolkenwand niedersenke und daß ein feuriger Regen her-

Digitized by Google

abiprühe und mit flammender Welle alles überflute! Und sie waren doch so schön, seine Kleewiesen, so golden stand das Korn, es war schade darum: aber was kümmerte es ihn noch? Er besaß ja von seiner Vergangenheit nur noch den Namen, er hatte nichts mehr zu verlieren, er konnte bloß noch gewinnen, wenn der Herr nun bald die Armen zu seinen goldenen Tischen lud. — O daß es doch heute wäre! Aber einen Wunsch hatte er noch. Als der Abt ihn zur Einkehr in das Kloster geladen, da hatte ihn die Erinnerung an eine liebe Stimme zurückgehalten. Wie er jetzt den Weltuntergang herbeiwünschte, da schien es ihm doch so süß, noch einmal die Lippen zu küssen, die so weich zu reden wußten: er dachte an Yvonne Sper-Gwenn, das Fischerkind von der Meeresküste, deren Mutter ihn großgezogen, weil die seine an schwerem Siechtum daniederlag. Und so machte er sich denn auf den Weg, der zu der Stätte seiner ersten Jugend führte.

Sein Weg nach dem Meere ging durch die Heide, durch den gelben Ginster, der fest an den Boden sich klammerte, über den der Seewind strich. — Alles still, kaum das Zirpen einer Grille im Grase. — Sein eigner Fußtritt hallte unheimlich wieder, und ab und zu sah er sich scheu um, als folge ihm ein gespenstischer Wanderer, der Ankou, der dem Bretonen den Tod ankündet. Doch die Heide war von den Menschen verlassen, wie er selbst es war. Jeder suchte den Schutz des Hauses vor dem heranziehenden Wetter. Es drohte am Himmel wie ein großer, wallender Vorhang, den die Engel vor die Flammenpforte des Jenseits gezogen. Yves schritt vorwärts. Mitten in der Heide erhob sich ein plumpes Bauwerk, ein Rätsel von Stein. Wer waren die Riesen gewesen, welche diese Granitblöcke aufeinander getürmt zur gewaltigen Grabkammer? Als Kind hatte er oft neugierig hineingeschaut, hatte in schauernder Lust Namen hineingerufen. Jetzt kam es ihm zum erstenmale zum Bewußtsein, daß er hier vor dem Malzeichen eines untergegangenen Geschlechtes stand. Von welcher Sturmflut mochten sie verschlungen worden sein? Wann war der Todesengel mit der klingenden Sichel durch ihre Reihen geschritten? Als die letzten dieses Geschlechtes das trotzige Haupt zum Todesschlafe neigten, da wähnten sie auch, daß die Welt zu Ende gehe. — Allein es war nur ihre Welt, und eine neue erstand über ihr, um wiederum zu altern. Daß doch die Steine Antwort geben könnten, aber sie schwiegen und hüteten ihr Geheimnis treu.

— Was war das? Als Yves jetzt hart an dem drohenden Dolmen vorbeiging, drang wirklich eine Stimme heraus aus dem Gewölbe. Er fuhr erschrocken zusammen und schaute beklommen nach dem dämmernden Eingang. In dem dunklen Rahmen kniete ein Greis in der Mönchskutte, die Augen glühten aus dem abgezehrten Antlitz, abrissene Sätze klangen von seinen Lippen, die hageren Arme reckte er zum Himmel empor.

Diese Züge kannte Yves. Es waren die des Wanderpredigers, der das erste Wort vom Ende in die Gemeinde am Meer geschleudert hatte. Noch sah Yves im Geiste jene Versammlung von atemlosen Lauschern, welken Greisen, ängstlichen Weibern, halb trotzigen, halb erregten Männern, die der Abt Corentin mit scharfem Auge beobachtete. In der Wüste, ohne Zuhörer, kniete jetzt der Eiferer, der das heilige Land gesehen, und hielt Zwiesprache mit dem Himmel.

„Herr, ich rufe dich — was säumest du so lange?

„Zerreiße die Wolken wie ein Gewand, das vom Feuer verzehrt wird. Brich hervor, daß sich die Stolzen verbergen und die Armen frohlocken.

„Herr, dein Knecht ruft, laß mich nicht zu Schanden werden. Gedenke an mich, wie du mich fandest im Staube der Wüste, wo die Geier über mir kreisten.

„Die Heiden ließen den kranken Sklaven liegen. Du aber nahmst dich meiner Seele gnädig an.

„Du stärktest meine Glieder, du gabst mir Kraft zum Wandern, der Tag mußte Finsternis um mich sein, wenn die Ungläubigen nahten — so machtest du mich frei.

„Aus dem Schatten des Todes heraus sah ich von nun an alles menschliche Wesen, und dem Tode schien es mir verfallen.

„Den Antichrist sah ich im heiligen Lande, Krieg, Pestilenz und teure Zeit allüberall, wohin ich kam, und ein Seufzen der Kreatur nach Erlösung! Rings auf dem

Digitized by Google

Weltrunde die Zeichen der Zeit und nur wenige da, um sie zu deuten.

„Da habe ich dein Nahen verkündigt, dieses Geschlecht habe ich zur Buße bereitet, ihren Weibern habe ich den Schmuck, ihren Männern das Schwert entrissen — Herr, nun löse dein Wort ein.

„Ich halte es dir vor aus deiner göttlichen Offenbarung, die das letzte Gericht verkündet. Gedenke daran, daß mich deine Stimme aus dem Tode rief, den Tod zu predigen.

„Deine Gerechtigkeit habe ich zum Pfande eingesetzt, löse sie nun ein, zerbrich diese Welt mit deinem Grimm, Herr, ich rufe dich! Komme nicht morgen, komme heute, jetzt, in dieser Stunde! Ich rufe dich — hörst du, Herr, ich rufe dich! Laß die Posaune dröhnen —."

Und die hagere Gestalt des Greises reckte sich hoch empor, sein loderndes Auge schaute weltfremd hinein in ein anderes Leben. Weit breitete er die Arme aus und wartete —.

Er schien Yves nicht zu gewahren, der mit hastigem Schritte seewärts eilte, hastig, um nicht zu spät zu kommen in dem Augenblicke, wo selbst der Kuß der Liebenden im Schrecken der nahenden Zukunft erstarrt. Sein erregtes Gemüt war diesem letzten Geschehnis nicht gewachsen gewesen. Zu viel hatten ihm die letzten Tage gebracht; den Tod der Mutter — die Enterbung durch die Kirche, und zu diesen Ereignissen trat noch der Aberglaube jener Tage. Das Gebet des Alten, ein Gebet innerer Verzweiflung, hatte seinen Sinn vollständig verdüstert, die Überzeugung des Tieferregten gestärkt. Jung, unerfahren, im Innersten fromm, wähnte er, die letzte Stunde sei gekommen, und er eilte nun angstvoll seinem letzten Erdenglück entgegen.

— An der zerklüfteten Küste von Plogoff saß Yvonne Sper-Gwenn. Sper-Gwenn — Weißdorn hatte man sie genannt, weil ihre Mutter sie auf einer Pilgerfahrt unter einer Weißdornhecke geboren hatte. Der Schiffer, dessen Leben die Wallfahrt erhalten sollte, war nicht heimgekehrt. Gott allein wußte, wo er im Grunde des Meeres lag, die neidischen Wellen hatten ihn nicht an die „Bucht der Abgeschiedenen" getrieben. Dennoch, ob sie auch dem Meere grollte, blieb die Witwe Gouidec an der Küste und leistete einer wohlhabenden Fischersfrau Magddienste. Den kleinen Yves hatte sie seinerzeit mit ihrem Töchterlein groß gezogen, doch wollte sie nicht auf den Hof seiner Mutter, ließ auch das heranwachsende Mägdlein nicht gern dorthin gehen. Yves grollte ihr fast darum, auch dann noch, als sie starb und Yvonne bei der grämlichen Fischersfrau bleiben mußte, denn auch seine Mutter wollte nichts von der Übersiedelung des Waisenkindes auf den Hof wissen. — Wie thöricht doch alle Menschen waren, sie wußten eben nicht, wie hold Yvonne Weißdorn war. Denn sie war anders als die Mädchen des Landes, es lebte in ihr etwas von dem Wesen des Meeres, dessen Wellenschlag in ihre ersten Träume geklungen hatte. Wild war sie und kühn und wieder scheu wie das Meer, das in der Ebbe sich von dem sehnsüchtig eroberten Strande zurückzog, und lieblich, o sehr lieblich.

Heute saß sie am Strande und arbeitete an einem alten Fischernetze. Ab und zu ließ sie die gebräunten Hande lässig in den Schoß sinken und sah träumerisch hinaus in das Weite. Es grollte in der Ferne, hinten am Horizonte ein Schäumen und Schaukeln, vor ihr ein langsames, aber stetes Näherrücken der grünlichen Wellen und über dem drohenden Vorgebirge des Ratz Wolken über Wolken. Sie schaute in die Wogen, als suche sie drunten in der Flut etwas Geheimnisvolles, als müsse sie in der Tiefe die Zinnen der stolzen Stadt Ys erspähen, die vor Jahrhunderten hier untergegangen war. So mochte der Himmel gedroht haben, als die schöne, sündige Tochter des Bretonenkönigs Grallon den letzten Wirbeltanz mit dem roten, gespenstischen Tänzer begonnen. Yvonne schloß die Augen und sah, wie ihr der Teufel die Schlüssel zu den Schleußen der Stadt entriß — die Meerdrachen im Hafen heulten, die Wogen türmten sich, der greise König entfloh, jammernd irrte Dahut, die Königstochter, durch die Straßen der Stadt, ein Wehklagen erhob sich gewaltig, erschütternd gen Himmel: — Die Welt geht unter —! Doch nur Ys, die stolze, verging — und nun streckte Dahut aus der Tiefe die weißen Arme, um die jungen Fischer zu fangen, die sich des Sonnenglanzes freuten. — Yvonne schaute wieder in die Wellen und sang leise das alte Liedchen:

Digitized by Google

„Schau mir nicht über des Bootes Rand —
Dahut — sie winkt mit der weißen Hand —
Sie hat dich erkoren —, o weh!

Die Stadt in der Tiefe, die ist ihr Reich —
Sie küßt ihre Liebsten kalt und bleich —
Du bist verloren — o weh!

Und ich will dich haben für mich allein,
In die grüne Tiefe schau nicht hinein,
Liebster, mein Liebster, o weh!"

„Liebster, mein Liebster — o weh!" Sie wiederholte die letzten Worte. Da schrak sie zusammen. Der erste Blitz durchbrach die Wolken, und neben ihr stand im feurigen Scheine Yves, ihr Jugendgespiel.

Sie sah ihn an, als wundere sie sich nicht, ihn bei sich zu sehen.

„Dachtest du an mich, Yvonne?"

„Ich glaube nicht," gab sie zögernd zur Antwort. Sie forschte in seinen erregten Zügen.

„Ich habe dir etwas zu sagen, Mädchen." Yves hatte sich neben die Gespielin niedergelassen, er überhörte zunächst ihre Antwort. Sein Atem ging schwer, er suchte nach Worten. Plötzlich faßte er heftig ihre Hand.

„Yvonne, fürchtest du dich? Die Welt geht unter."

Das Mädchen sah ihn erstaunt, doch furchtlos an.

„Meinst du wirklich? — Yves — ich glaube doch, daß ich vorhin an dich dachte —."

„Warum sagst du das jetzt?"

„Weißt du's nicht, so sag' ich's nicht. Sprich, woher weißt du das von der Welt?"

Sie sah nachdenklich auf das bewegte, immer näher rollende Wasser.

„Meine Mutter ist gestorben — das weißt du doch?" — Leise streichelte sie seine Hand.

„Die Fischersfrau ließ mich nicht zu dir, Yves."

„Ich weiß schon —," seine Stimme klang gepreßt. „Nun sieh, meine Mutter hat all ihr Gut dem Kloster vermacht — weil die Welt untergeht und sie selig werden wollte. Ein heiliger Mann aus Jerusalem hat es gepredigt, der Abt Corentin hat es gepredigt, und wie ich über die Heide ging, hörte ich den frommen Pilgerbruder aus dem heiligen Lande davon reden — und von heute sprach er. Ist dir's nicht auch so, als müßte jetzt etwas geschehen?"

Sie nickte stumm. Die Schwüle über dem Meere war immer drückender geworden, ein dumpfes, ununterbrochenes Rollen in den Wolken; bläuliches Licht flammte in Zwischenräumen über die verlassene Bucht.

„Und du kannst zu mir, Yves, um mir das zu sagen?"

„Ich meinte — du hast doch auch niemand und nichts mehr —."

„Du hast recht. Es ist beinahe schön so, — ich hätte nicht zu dir auf den Hof gedurft, jetzt dürfen wir bei einander sein."

„Aber um zu sterben, Yvonne! Fürchtest du dich denn gar nicht?"

„Ich weiß noch nicht, es gefällt mir bloß, daß du hier bist." — Sie schwieg ein Weilchen, dann — wie beschämt:

„Aber wenn wir jetzt vor den lieben Gott kommen, ich habe ja meinen alten Kittel an — und ich habe für die heilige Messe noch alles von der Mutter."

Die kindliche Frage gab dem verstörten Yves seine sonstige Überlegenheit wieder.

„O Yvonne, das sieht ja der liebe Gott gar nicht."

„Wenn du denkst. —"

Jetzt bespülte das Wasser den kleinen Felsenvorsprung, auf dem sie saßen. Noch waren es nur die ersten Vorstöße der Flut, aber hinter diesen Wellen erhoben sich gewaltige Wogenkämme und liefen schäumend, eroberungslustig an die Küste an.

„Komm," sagte Yves, und die beiden liefen eilig dem festen Lande zu. Sie eilten nach links, wo die Felsenwand des Ratz die Bucht einfaßte. Dort lehnte sich an das Gestein, halb in einer Höhle, eine Hütte. Das Meer hatte sie noch nie erreicht, wenn auch der Wellenschaum bis über den steinigen Pfad gespritzt war. Die beiden, die jetzt sich hier zu verbergen suchten, hatten dort als Kinder „Schiffer und Frau" gespielt. Jetzt diente die Hütte nur ab und zu einem Wächter, der nach den bedrohten Schiffen ausspähte, an denen die rauhen Küstenbewohner Strandrecht zu üben gedachten. Heute stand die Hütte einsam.

Die beiden großen Kinder traten hinein, mit beklommenem Herzen, und doch im Leichtsinn der Jugend froh, daß sie in der höchsten Stunde bei einander waren. Schon

Digitized by Google

schlugen die ersten schweren Tropfen auf das Vordach der Felsenhütte, und ein dumpfes Heulen entstieg dem Abgrunde des Meeres. Die Wogen hatten die Klippen von Plogoff überspült und stimmten ihr Triumphlied an. Yves hatte einen Haufen Seegras aus dem Hintergrunde der Höhle zusammengerafft und ihn an dem Eingange aufgeschüttet. Seinen groben Mantel legte er darüber, und nun saßen die beiden Waisen beisammen und faßten sich bei den Händen.

„So sehen wir gerade in den Himmel hinein!“ sagte Yves. — „Wird dir jetzt bange, Yvonne?“ „Bloß ein wenig — o sieh!“ In dem Augenblicke teilte sich das Dunkel, ein Flammenmeer wogte am Himmel, und sein Wiederspiel zuckte in der schäumenden See, wo die Klippen von Plogoff in ihrem roten, unterirdischen Höllenlicht strahlten. Der Donner rollte über das Weite und brach sich in vielfältigem Echo an dem Vorgebirge.

Die Kinder von Armor waren Gewitterstürme gewohnt, aber der Aberglaube ihrer Zeit verwirrte den beiden die Sinne, und schauernd schlossen sie sich enger zusammen. Blitz auf Blitz, der niederfuhr, schien ihnen das Ungeheure vorzubereiten, vor dem ihnen graufte und dem sie doch mit kindlicher Neugier entgegenschauten.

„Yves,“ sagte das Mädchen, während die Elemente eine Weile ruhten, „wir müssen doch auch unsere Sünden bekennen. — Fällt dir alles ein?“

„Ich war vor meiner Mutter Begräbnis zur Beichte, aber jetzt kommt noch manches dazu, — daß ich dem Abte Corentin meinen Hof nicht gönnte —.“

„Ob das schlimm ist?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht, ich denke nur, der liebe Gott gäbe seinen Himmel auch nicht gleich her.“

Sein kühner Beweisgrund machte ihn ordentlich verwirrt. Er lenkte ab.

„Weißt du auch alles genau?“

„Manches habe ich gewiß vergessen,“ sagte sie ehrlich. „Aber ich habe stets die Kuh ordentlich gemolken, die Kinder der Bäuerin habe ich bloß einmal geschlagen, da hatten sie meine Perlenschnur zerrissen — die gelbe von Glas.“

„Die hattest du von mir.“

„Ja. Das Schlimmste wird wohl sein, daß ich die Bäuerin nicht leiden konnte.“

„Warum denn nicht?“

Yvonne schwieg ein Weilchen, dann sah sie ihn nachdenklich an. „Schließlich wirst du es doch bald wissen. — Ich konnte sie nicht leiden, weil sie mich nicht zu dir und deiner Mutter auf den Hof ließ.“

„Wolltest du gern hin?“

Sie nickte. — „Einmal hat sie mir die Schuhe versteckt, als sie meine Absicht merkte. Barfuß wollte ich nicht hingehen, das schickte sich doch nicht. Da habe ich hier am Meere gesessen und mich gefragt, warum sie mich nicht ließ. Ich kam auf so dumme Gedanken — und konnte doch keinen richtigen Grund finden — weißt du einen?“

Sie hatte seine Hand gefaßt und sah ihn ängstlich an. Wieder blitzte es über das ganze Himmelsrund, und in dem Scheine leuchteten ihre Gesichter wunderbar auf. Sie sahen sich, als sähen sie sich zum erstenmal in einem andern Licht —, und als das Licht wieder erlosch, da lehnten sie zitternd, mit heißen Wangen aneinander.

„Du hast mich lieb, Yvonne?“

„Ja.“

Sie hatten es sich nie gesagt, nun war es ihnen, als hätten sie eine unendlich große Entdeckung gemacht.

„Aber das ist doch nur gut?“ fragte sie wieder, und er nickte lächelnd und schweigend mit dem Kopf und dachte nach, während draußen der Aufruhr tobte. Ein einziger, fast verzärtelter Sohn, war er bis jetzt von der Mutter sorglich gehütet worden. Das Rätsel des Lebens, das rings um ihn in jedem Menschenpaare sich immer wiederholte, hatte ihn noch nie gequält; jetzt, wo sein Leben, noch kaum begonnen, sich schon dem Ende zuneigte, dämmerte in ihm eine Erkenntnis auf, die ihn beglückte und quälte.

Auch Yvonne schien nachzudenken.

„Wenn zwei sich lieb haben, so gehen sie in die Kirche und werden Mann und Frau. — Nicht wahr? — Und wir, wir müssen sterben. — Es ist schade.“

Ein Windstoß fuhr durch den Bretterverschlag und pfiff schneidend über ihre Köpfe hinweg. Yvonne kauerte sich zusammen.

Digitized by Google

„Du bist wohl recht müde," sagte er.

„Ja, ich möchte sehen, ob ich schlafen kann. Willst du mich wecken, wenn ein Engel kommt, um uns zu rufen oder —" sie konnte in ihrer Müdigkeit nicht vollenden, ihr Haupt sank lässig auf seine Kniee, und mitten im Sturme schlief sie ein. Er aber wachte und schaute mit brennenden Augen hinaus in den Aufruhr der Welt. Draußen der Sturm, in dem seine alte Welt zu Grunde gehen sollte, in seiner Seele der Sturm, in dem eine neue Welt erstand. Mit jedem neuen Anprall der wütenden Brandung meinte er das Ende gekommen; schon krachte es in dem Gebälk der Schutzhütte, und das zackige Vorgebirge selber schien zu beben. Er hörte in seiner Erregung klagende Rufe, die Chöre gebannter Geister, die auf Erlösung harrten. Aus dem Wellenschaum schienen die Ertrunkenen in gespenstischem Chor zu steigen, und es graute ihm bei dem Gedanken, daß er und sie, die neben ihm leise atmete, mit der Farbe des Lebens auf den Wangen sich zu den Leichengesichtern gesellen sollten. Auch diese Frage quälte ihn: sollten sie lebend den großen Gerichtstag schauen oder mußten sie, wenn auch für noch so kurze Zeit, durch das Thal der Todesschatten gehen? Frist auf Frist verging, — doch die Drommete des Zornes dröhnte nicht, kein Richtschwert flammte am Himmel auf. Da fing er an zu grübeln und zu rechten. — War denn schon alles auf Erden durchlebt worden, was des Menschen Brust erfüllen kann in Leid und Lust? War der Glückstraum, der leise in ihm erblühte, etwas so Alltägliches, daß er nicht mehr Raum zu finden brauchte, nicht wert war, gelebt zu werden? Und ihm schien er doch so neu, wie die Liebe der ersten Menschen im Garten Eden. Kraftvoll war sein Arm, der jetzt die Geliebte der Jugend schützte, selbst der Kampf in der Natur schreckte ihn nicht: indem er ihm die Stirne bot, fühlte er, daß er lebe, und seine Todessehnsucht sprang plötzlich in das Gegenteil über, — nicht sterben, leben wollte er! Ob arm, ob verachtet, wie es auch sei: wenn nur diese Wolkennacht sich teilte, wenn diese Welt nur noch nicht unterging, bis er ihr Schönstes durchlebt! — O Welt, bleibe noch stehen — o Herrgott im Himmel, laß mich noch Mensch sein — wir möchten leben!

Seine Augen wurden ihm schwer, er fröstelte, er konnte nicht länger der Erschlaffung widerstehen, die seiner übergroßen Spannung folgte. Langsam schlossen sich seine Lider, sein Haupt neigte sich auf die Stirn der Schläferin an seiner Seite — so schlief er ein, seine große Bitte im jungen Herzen!

* * *

Silbergraue Schleier wogten über dem Meere. In dem Schlage der Wellen zitterte noch die Erregung der letzten Stunden nach. Nun färbten die Wolkenstreifen sich rosenrot, und plötzlich leuchtete ein goldener Sonnenstrahl über der meergrünen Tiefe, es war Morgen geworden. In der Schutzhütte schlug Yves die Augen auf: Himmel und Erde über und unter ihm, wie ehedem; der Frost der Nacht in seinen Gliedern, die herbe Luft der Morgenfrühe um seine nassen Locken. Und eine tiefe, gewaltige Freude durchzuckte sein Herz: ja, noch lebte er, und auch sie, die neben ihm schlummerte. Zitternd fuhr er mit der kalten Hand über ihre Wangen.

„Yvonne."

Sie fuhr empor.

„Ich bin gleich bereit," sagte sie halb schlaftrunken. „Hat der Engel gerufen?"

„Sieh dich nur um —," sie sollte selbst die Entdeckung machen. Ihr Auge sah zunächst nur nach oben, tief in den blauen Himmel hinein, der von Sonnenlicht durchstrahlt jetzt über ihr sich aufthat.

„O so schön," flüsterte sie — und senkte die Augen und sah, was er gesehen.

Sie erschrak leise, und um sich zu überzeugen, berührte sie seine Haare, seine Stirn, ihre eignen Hände.

Fast ängstlich klang ihre Stimme.

„Yves, ist denn das möglich? Sind wir nicht im Paradiese? Die Sonne scheint doch viel schöner."

Er faßte ihre Hände: „Wir sind im Paradiese, und doch leben wir noch — scheint dir das ein Unglück?"

„Nein," sagte sie zögernd und errötend. „Aber du sagtest doch so gewiß —."

„Laß das sein — wenn ich an alles zurückdenke, sehe ich so viel Häßliches, was ich vergessen möchte" — seine Stirn furchte sich — „und vergessen muß, wenn ich unter die Menschen will. — Aber jetzt will ich

Digitized by Google

nur daran denken, daß wir bei einander sind, du und ich."

Sie sahen sich stumm in die Augen, ihre Wangen wurden heiß.

„Weißt du, Yvonne," begann er stockend, „als ich meinte, die Welt ginge unter, da habe ich fast dem lieben Gott gegrollt."

„Warum?"

„Weil mein Leben gerade schön werden wollte, trotz allem, was vorher geschehen, — und nun —."

„Nun?"

„Wir wissen ja nicht, wann der Herr die Weissagung dieser Tage erfüllt — aber bis dahin — bleib bei mir, Yvonne. — Willst du mich?"

„Ja, ich will!"

Sie zitterte und schwankte, da hielt er sie auf und berührte zum erstenmal ihre reinen Lippen, und sie knieten und falteten die Hände in ihrer unschuldigen Freude, dann schritten sie wieder hinab in die alte Welt, die mit all ihren Mängeln noch bestand wie vor alters.

So sind sie denn hinabgegangen unter die Menschen und haben die Erinnerung an jene Nacht des Schreckens und der Seligkeit als verschwiegenes Kleinod in ihren Herzen bewahrt.

Die Angst, die bei jedem Ungewitter damals sich der Seelen bemeisterte, hatte hier und dort die Bewohner der Bucht zum Gebete vereint, doch nachdem der Schrecken wieder vorübergegangen, hatten sie ruhig ihr Tagewerk wieder begonnen. Einem einzigen war das Ende seiner Welt geworden — dem wahnerfüllten Propheten der Heide. Am Eingange des Dolmen fanden sie ihn, vom Blitz erschlagen, — sein Gebet hatte sich an ihm erfüllt.

Yves kehrte nicht in seinen Hof als Klosternovize zurück. Es geschah, wie Yvonne in jener wunderbaren Stunde des Erkennens gesagt: sie gingen in die Kirche und wurden Mann und Frau.

In Dürftigkeit, in viel Arbeit und Mühe errangen sie sich ihr Erdenglück, doch wenn sie allein waren und sich in die Augen sahen, so leuchtete immer wieder jener Strahl der ersten Liebe auf, die sie über den Klippen von Plogoff erkannt. — Und sie warteten nicht mehr ängstlich auf das Weltende. Wohl schien es Yves einmal, als bräche seine Welt zusammen, da kämpfte sein Weib um ein junges Leben, indem sich ihr eignes erneute, aber ihr Auge öffnete sich wieder nach bangem Harren, und die Sonne schien wieder über dem Meere des Lebens.

Doch endlich kam ein Tag, da lag er selbst als Greis auf dem letzten Pfühle, und er fühlte, wie mit den schwindenden Kräften alles Irdische um ihn versank. Wie damals aber rang sich aus seinen vergehenden Sinnen die Bitte: „Laß mich leben, o Herr!" Seine brechenden Augen schauten in die seiner Yvonne, nun mit Recht Yvonne Weißdorn im schneeigen Haar, und was er in ihren Augen las, mußte eine Verheißung enthalten — denn selig schloß er die Augen, — noch ging die Welt nicht unter.

Die drei Reiter.

Von

Börries von Münchhausen.

Drei Reiter reiten zum Hofthor heraus,
Sie lagen zu dritt in des Bauern Haus.
Da mässigt der eine des Pferdes Schritt:
„Hait! Sah ich ain Kraiz von Silber do drinnen,
Ich dreh noch mal um und nehm' es mit!"
Der zweite lachte: „Was für ain Beginnen?!
Mainst du, ich vergässe maine Portion?
Hab's schon!"
Der dritte ist stillvergnügt weitergetrabt,
Er fasste bedächtig den Mantelsack an
Und korrigierte den anderen Mann:
„Hast du gehabt!"

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie der „Gothaische Hofkalender“ entsteht.

Von

August Niemann.

(Abdruck verboten.)

Der Gothaische Hofkalender ist wohl mehr als irgend ein anderes Buch das Spiegelbild der außerordentlichen Entwicklung aller irdischen Dinge im Laufe des letzten Jahrhunderts. Wer alle Jahrgänge zur Hand hat, von den kleinen, zierlichen Bänden an, die im vorigen Säkulum „zum Nutzen und Vergnügen“ des Publikums erschienen, bis zu den gewichtigen, über 1200 Seiten zählenden Ausgaben, die jetzt alljährlich vor Weihnachten in den Fenstern der Buchläden erscheinen, der kann, wenn er historischen Sinn hat, lesen, studieren und mancher Betrachtung über den Wandel der Dinge und die staunenswerte Entfaltung menschlicher Kräfte und staatlicher Ordnungen sich erfreuen.

Übrigens gibt es keinen Menschen, der sich rühmen könnte, alle Ausgaben zu besitzen. Nachzuweisen sind bis jetzt 136 Jahrgänge, die sich jedoch auch in keiner Bibliothek, selbst nicht in der Bibliothek des Geographischen Instituts von Justus Perthes, wo der Hofkalender erscheint, vollständig gesammelt vorfinden. Vor diesen 136 Jahrgängen sind aber auch schon jährliche Ausgaben erschienen, die zwanzig, dreißig Jahre weiter zurückreichen. Von diesen gibt es nur vereinzelte Exemplare, sie gleichen den schwer aufzufindenden Faserwurzeln eines Baumes, denn wie der Baum aus Wurzeln, so ist der jetzige Hofkalender unter unaufhörlicher endloser Zuführung neuer Säfte, d. h. neuer Quellen, aus verborgenem Anfang emporgewachsen.

Sehr gefährdet war das Buch zur Zeit Napoleons I. Obwohl es sich damals hauptsächlich durch reizende Modekupfer und Genrebilder von Chodowiecki's Hand auszeichnete, also ungemein harmlos aussah, mischte es sich doch insofern in die Händel der Großen, als es nicht nur die Genealogie der regierenden Häuser, sondern auch eine Geschichtschronik brachte. Die politischen Ereignisse waren aber so brutal und überstürzten sich derartig, daß der Hofkalender zuweilen nicht recht folgen konnte oder mochte, so daß im genealogischen Teil wohl solche Fürstenhäuser aufgeführt standen, die bereits ihrer Souveränität beraubt waren oder neue Titel erhalten hatten, und so entschloß sich Napoleon, der das Buch mit demselben Interesse las, wie heutzutage alle Fürsten es lesen, einen Jahrgang zu konfiscieren und der Redaktion bestimmte Weisungen für die Zukunft zu geben. Die Weltgeschichte sollte so berichtet werden, wie der große Eroberer sie als geschehen betrachtete. Das Ansehen des Werkchens hat darunter nicht gelitten, ist im Gegenteil gewachsen. Es galt von jeher als zuverlässige Quelle auf den Gebieten der fürstlichen Genealogien, der Zeitgeschichte aller Staaten, der kirchlichen und weltlichen Hierarchien, der Statistik von Heeren, Flotten, Finanzen, Handel und Verkehr, und diese Geltung besitzt es heute noch und zwar in einem viel weiteren Kreise als früher, weil die Kenntnis seines Bestehens und seines Inhalts sich natürlich in den anderthalb Jahrhunderten seines Daseins immer mehr verbreitet hat. Es liegt nicht nur auf dem Schreibtisch der Fürsten, der Minister, der Gesandten, Konsuln und großen Kaufleute der ganzen civilisierten Welt, sondern ist auch in manchen halbbarbarischen und barbarischen Ländern das einzige Buch, das der Sultan oder Häuptling außer seinem Koran besitzt. Und zwar ist im Auslande die französische Ausgabe des Hofkalenders, der rot eingebundene Almanach de Gotha weit mehr verbreitet als die deutsche Ausgabe, der eigentliche Gothaische Hofkalender, der auch genealogisches Taschenbuch genannt wird. Natürlicherweise bringt die Ehre, die dem Buche damit erwiesen wird, daß die hohen Herren es lesen und für wichtig halten, eine große Verantwortung und große Mühe und

Digitized by Google

Sorge für die Redaktion mit sich. Die Schwäche der menschlichen Natur hat zur Folge, daß wir persönliche Angaben über uns und unsere Familie sehr ernst nehmen. Eine irrtümliche Mitteilung über die Größe unseres Hauses, Gartens oder Gutes berichtigen wir noch mit verhältnismäßiger Gelassenheit, wer aber unsere Namen falsch schreibt oder gar über uns und unsere Familie unrichtige Angaben drucken läßt, der erregt unseren Ärger und Zorn. Ein Fürst, der im Hofkalender eine Nebenlinie seines Hauses als successionsberechtigt aufgeführt findet, während er der Ansicht ist, sie sei nicht berechtigt zur Thronfolge, der vermerkt das gemeiniglich sehr übel. Da aber nicht alle Verhältnisse in allen Fürstenhäusern vollkommen klar und unbestritten sind, gibt es verschiedene Ansichten über manche Punkte, und die Redaktion des „Gotha" hat auch bei dem ehrlichsten und eifrigsten Bestreben, nur Wahres und Richtiges zu bringen, manchen Kampf zu bestehen.

Um hierbei möglichst sicher zu gehen, schickt die Redaktion in jedem Frühjahr an jeden Chef eines fürstlichen Hauses, auch an jeden Chef einer besonderen Linie den gedruckten Artikel des letzten Jahrgangs, sein Haus und seine Familie betreffend, und bittet um Berichtigung und Ergänzung für den neuen Jahrgang. Kaisern und Königen und anderen hohen Personen, die zu vornehm für eine direkte Zusendung sind, wird der Artikel durch das Hausministerium oder den Kabinettschef unterbreitet. Trotzdem sind Schwierigkeiten und Konflikte nicht zu vermeiden, wie durch die Vorrede des Jahrgangs 1899 bewiesen wird, worin die Redaktion schreibt, daß auch in diesem Jahre (1898), wie schon oft, mannigfache Versuche — zum Teil unter Drohungen — gemacht worden seien, die Redaktion von ihren altbewährten Grundsätzen abzubringen und den Hofkalender Sonderbestrebungen dienstbar zu machen.

Unter diesen altbewährten Grundsätzen ist wohl der vornehmste der, daß die Redaktion stets bemüht sein muß, die Wahrheit zu sagen, nämlich wirklich geschehene Dinge und bestehende Verhältnisse nicht zu verschweigen, auch nicht zu verhüllen, und andererseits keine Angaben zu machen, die mehr dem Wunsche der Beteiligten als der Wirklichkeit entsprechen. Es kann nämlich nicht ausbleiben, daß bei einem solchen Werke, das sich des Ansehens der Authenticität erfreut, oft Beeinflussung versucht wird, nicht allein im genealogischen, sondern auch im politischen Teile. Staaten, die gern selbständig sein möchten, während sie noch in Abhängigkeit von einem anderen Staate sind, sprechen Wünsche aus, die dahin zielen, ihre politische Stellung und Verfassung anders erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit sind. Das geschah unter anderem mehrfach zu der Zeit, als die Vasallen- und Tributärstaaten der Hohen Pforte nach Unabhängigkeit trachteten. Ähnliche Bestrebungen machen sich wohl geltend, wenn irgend ein Staat von schwachem Kredit eine neue Anleihe plant und deshalb einen günstigen Eindruck in der Welt, die den Hofkalender studiert, hervorrufen möchte. In solchen Fällen, wie auch gegenüber den Wünschen hochgestellter Personen, die den genealogischen Teil beeinflussen möchten, muß die Redaktion, wenn das Ansehen des Werkes hochgehalten werden soll, ihre Unabhängigkeit bewahren. In der Genealogie gibt es bestimmte Grundlagen und Grundregeln, die dem Staatsrecht, Fürstenrecht und den Hausgesetzen hoher Häuser entnommen sind. Der Hofkalender hat seit seinem Bestehen diese Grundregeln und nicht persönliche Wünsche zur Richtschnur genommen. Der historischen Entwickelung entsprechend, hat die Redaktion den genealogischen Teil des Werkes, der mehr als ein Drittel des Ganzen ausmacht, in drei Teile geteilt. Im ersten Teil werden die Genealogien der europäischen Regenten nebst allen zur Nachfolge berechtigten Zweigen ihrer Häuser und auch der seit Anfang des XIX. Jahrhunderts entthronten europäischen Fürsten aufgeführt. Die zweite Abteilung enthält die Genealogie der deutschen Standesherren, nämlich der deutschen, vormals reichsständischen, jetzt standesherrlich untergeordneten fürstlichen und gräflichen Häuser, denen das Recht der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Fürstenhäusern zusteht. Die dritte Abteilung endlich enthält die Genealogien anderer, nicht souveräner europäischer, namentlich deutscher, österreichischer, belgischer, französischer, spanischer, englischer, italienischer und russischer Fürstenhäuser.

So ganz einfach und ohne Kampf ist diese Einteilung nicht durchzuführen gewesen. Besonders war es nicht ganz leicht, diejenigen Linien der souveränen Häuser, die nicht successionsfähig sind, in die dritte Abteilung zu bringen. Als z. B. die fürstliche Familie Battenberg aus der ersten in die dritte Abteilung versetzt wurde, war die Königin von England sehr unzufrieden und ließ nicht allein durch ihren deutschen Sekretär ihr Mißfallen über den neuen Platz ausdrücken, den ihre Tochter, Prinzessin Beatrice, erhalten hatte, sondern schickte auch noch einen besonderen Abgesandten an die Redaktion, der die Rückversetzung der fürstlichen Familie Battenberg in die erste Abteilung verlangte. Ebenfalls gab es scharfe Auseinandersetzungen mit mehreren deutschen Regierungen, die über die Successionsfähigkeit bestimmter Linien anderer Ansicht waren als die Redaktion. Daß die Fürsten unter sich auch verschiedener Ansicht über Successionsfähigkeit, Ebenbürtigkeit und Titel sein können, ist ja bekannt. Hinsichtlich der Titel herrscht oft eine Art von Rivalität, so daß ein Familienchef, der die jüngeren Familienmitglieder und damit das ganze Fürstenhaus vornehm zu machen anfängt, indem er dem Streben nach höheren Titulaturen nachgibt, die Eifersucht anderer Fürstenhäuser erregt. Im allgemeinen geht ja der Drang auch in dieser Hinsicht nach oben. Im Verlauf der Zeiten werden aus den edlen Herren Durchlauchten, aus den Durchlauchten werden Hoheiten und so weiter, ähnlich wie ja auch in der bürgerlichen Gesellschaft das Fräulein und die Frau gnädig geworden sind und der Wohlgeborene immer mehr nach dem Hochwohlgeboren drängt.

Die meisten Schwierigkeiten in der Genealogie entstehen der Redaktion jedoch aus den unebenbürtigen Heiraten, sowie den Scheidungen und Wiedervermählungen. Hier stehen oft Hausgesetz und Landesgesetz, sowie die Landesgesetze verschiedener Staaten und die konfessionellen Be-

Digitized by Google

stimmungen miteinander in Konflikt. Klassisch war in dieser Beziehung der Fall der Gräfin Valentine von Riquet Caraman Chimay. Die Gräfin vermählte sich nach belgischem Gesetz und katholischem Ritus mit dem französischen Prinze Paul de Bauffremont. Sie wollte sich scheiden lassen, und da das in Frankreich und Belgien nicht möglich war, wandte sie sich an einen deutschen Landesfürsten und wurde nach protestantischem Ritus geschieden. Alsdann heiratete sie nach griechisch-katholischem Ritus den Fürsten Georg Bibesco. Nun behauptet aber der General Fürst Bauffremont, die Gräfin Valentine wäre gesetzmäßig seine Frau geblieben, und er sowohl wie der Fürst Bibesco verlangten ein jeder von der Redaktion des „Gotha" die Anerkennung und Eintragung ihrer Gemahlin.

Die Redaktion kann in solchem Falle nur einfach die Thatsache registrieren, und das thut sie auch in solchen Fällen, wo z. B. ein Familienchef schreibt, demnächst würde die Nachricht von der Vermählung seines zweiten Sohnes mit der Tänzerin C. eingehen; diese Vermählung sei ungültig, da sie dem Hausgesetz zuwiderlaufe, und im Hofkalender dürfe keine Notiz davon genommen werden. Wenn dann der junge Prinz anzeigt, er hätte sich vermählt, so läßt sich die Redaktion den Trauschein schicken und trägt auf Grund dieses Dokuments die Vermählung ein, ohne sich um den Protest des Familienchefs zu kümmern.

Um sicher zu gehen, verläßt sich die Redaktion hinsichtlich der Genealogie nicht allein auf die Angaben der Familienchefs und der Familienglieder selber, obwohl diese die erste und vornehmste Quelle bilden, sondern sie hat auch Korrespondenten, Liebhaber und Kenner der Genealogie und Heraldik, sowie Fachzeitschriften, die Nachrichten bringen. Bei zweifelhaften Punkten sucht persönlicher Schriftwechsel eine sichere Kontrolle herbeizuführen. Dieser Schriftwechsel ist nicht unbedeutend, besonders die Feststellung von Tagen, Monaten und Jahren ist oft nicht leicht, und auf diesem Gebiete bereiten namentlich die Damen dem gewissenhaften Forscher Schwierigkeiten, indem sie hinsichtlich ihres Geburtstages oder Vermählungstages vergeßlich und zerstreut sind. Ganz besonders scharfer Kontrolle bedarf es bei der Aufnahme neuer Familien. In die erste und zweite Abteilung können neue Familien nicht aufgenommen werden. Diese Abteilungen stehen fest. Aber in die dritte Abteilung wünscht die Redaktion der Erweiterung und Vervollständigung wegen neue Familien aufzunehmen, und andererseits wünschen viele Familien darin aufgenommen zu werden. Soweit es nun das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und England betrifft, bietet die Aufnahme keine Schwierigkeiten. In diesen Staaten ist die Neuernennung eines Fürsten ein leicht und sicher wahrzunehmender Akt, während die älteren Fürstenhäuser allgemein bekannt und großenteils von historischer Bedeutung sind. Anders aber ist es in den anderen Ländern, und hauptsächlich italienische und russische Fürstenhäuser nimmt die Redaktion mit großer Vorsicht auf. Es gibt im Auslande viele Fürstenhäuser von alter, höchst vornehmer Abstammung, die ihre Tradition nicht rein bewahrt haben. Diese aufzufinden und ihren Stammbaum daraufhin zu prüfen, ob sie auch jetzt noch würdige Figur im Hofkalender machen, ist nicht leicht. Dann gibt es Abkömmlinge uralter berühmter Fürstenhäuser, die sich darauf besinnen, daß sie wohl im Hofkalender aufgeführt werden müßten, die aber unter ihren Vorfahren ganz heruntergekommene Persönlichkeiten und in ihrem Stammbaum bedenkliche Lücken haben, während sie selber ihren Anspruch auch nur auf den ererbten Namen, nicht mehr auf große Stellung stützen können. Endlich gibt es auch Leute, die aus erheirateten Titeln, zweifelhaften Verwandtschaften und erdichteten Ahnen mit Hilfe neu fabrizierter Wappen und Diplome ein künstliches Gebäude errichten, das sie mit erworbenem Reichtum stützen und nun im Hofkalender zu gesellschaftlicher Anerkennung bringen möchten. Höchst elegante Herren treffen öfters aus Paris ein, treten zuversichtlich in die Redaktionsräume, deren Luft sie mit den modernsten Odeurs erfüllen, überreichen Visitenkarten mit Herzogs- und Fürstenkronen und legen prachtvoll gebundene Schriftstücke vor, die sehr sorgfältig geprüft werden müssen. Von solchen Schriftstücken, über deren Wert oft jahrelange Forschung nicht entscheiden kann, liegen die Regale der Redaktion voll. Doch nicht nur solche Leute kommen persönlich mit ihren Anliegen. Auch andere Herren von zweifelloser Durchlauchtigkeit sind nicht selten so besorgt um die genaue Befolgung ihrer Wünsche, daß sie in Person erscheinen und der Redaktion Sorgfalt empfehlen.

So erinnere ich mich aus der Zeit, wo ich die Redaktion des „Gotha" leitete, eines Vorfalls, der ein Beispiel dafür bietet, welchen Wert die Aristokratie auf die Angaben dieses Werkes legt. Der Graf von Béarn, Militärattaché der französischen Botschaft in Berlin, kam zu mir und legte mir herrliche Bände, in Purpur und Gold, vor, die die Geschichte seines Hauses und gewisse Dokumente enthielten, woraus hervorgehen sollte, daß der vom Hause Talleyrand-Périgord geführte Titel Prince de Chalais nicht diesem Hause, sondern dem herzoglichen Hause Béarn zustehe, das ihn vor Jahrhunderten, ja schon früher geführt habe, als Heinrich IV. aus dem Hause Béarn König von Frankreich geworden sei. Der Fall war durch Vererbungen in der weiblichen Linie verwickelt geworden, und ich schrieb zur ferneren Aufklärung an den Herzog von Sagan, Chef des Hauses Talleyrand. Die Antwort des Herzogs bewog mich, bei meinem nächsten Aufenthalt in Berlin, wo ich genealogische Nachforschungen im Archive des Ministeriums des Königlichen Hauses anzustellen hatte, persönlich zu ihm zu gehen. In seinem Palais an der Ecke des Pariser Platzes empfingen mich zwei sechsfüßige Lakaien mit einer gewissen Herablassung, und der eine von ihnen trug gemessenen Schrittes meine Visitenkarte hinein, während ich auf dem Vorplatz wartete. Diese Lakaien schienen vom Gothaischen Hofkalender noch keine genügende Kenntnis zu besitzen. Aber einige Minuten nachher hörte ich es lebendig in den Zimmern werden, der Lakai kam im Sturmschritt zurück, und hinter ihm erschien ein kleiner eisgrauer

Digitized by Google

Herr, in ein Damenplaid gehüllt. Es war der Herzog selbst, der damals über siebzig Jahre zählte und den ich anscheinend bei der Toilette gestört hatte. Es war halb zwölf Uhr vormittags. Er kam bis auf den Vorplatz heraus, faßte mich am Arm, scheuchte den ihm folgenden Kammerdiener zurück und leitete mich mit beiden Händen durch mehrere Säle hindurch, indem er mich schützend ermahnte, mich nicht an den gepolsterten Lehnsesseln zu stoßen. Endlich in einem kleinen Gemach, das mit herrlichen Aquarellen und Pastellen geschmückt war, drückte er mich in einen kleinen blauen Diwan, setzte sich mir gegenüber, zog sein Plaid eng um sich zusammen und beschwor mich, ihm nicht den ältesten und vornehmsten Titel zu nehmem, der sich in seiner Familie fände. Er erzählte mir beinahe zwei Stunden von den Talleyrands und den Béarns und führte mich dann wieder bis zur Treppe, schützend, als wäre ich ein zerbrechliches Gefäß, dessen kostbarer Inhalt verschüttet werden könnte. Und so kam ich mir wirklich vor, nachdem ich all diese intime Kenntnis in mich aufgenommen hatte. — Der alte Herzog ist jetzt tot, der Titel Prince de Chalais ist, seitdem ich nicht mehr Redakteur bin, verloren gegangen, wie es scheint. Ich weiß wenigstens nicht, wo er geblieben ist.

Dies intime und persönliche Verhältnis der hohen Herrschaften zu dem „Gotha" hat auch zur Folge, daß es nicht leicht möglich ist, ein anderes Werk derselben Art ins Leben zu rufen. Das ist wohl versucht worden, aber immer nur auf kurze Zeit und sehr unvollkommen geglückt. Wenn ein Unbekannter sich an die hohen Herrschaften wendet und sie um Nachrichten über ihre Familien bittet, so bekommt er entweder gar keine Antwort oder wird auf den Hofkalender verwiesen, wo ja alles drinstände. In den siebziger Jahren wurde in Paris ein energischer Versuch gemacht, das französische Publikum von dem in Deutschland erscheinenden Werke abwendig zu machen und den Almanach de Gotha durch einen Almanach de Paris zu ersetzen. Das neue Werk hatte dasselbe Format, dieselbe Dicke, denselben Einband, nämlich Rot mit Gold, wie die französische Ausgabe des Hofkalenders. Die Redaktion des Almanach de Paris fing damit an, daß sie den ersten Jahrgang genau vom Almanach de Gotha abschrieb. Es war ein richtiger Nachdruck, und das war wohl auch nicht anders möglich, denn woher hätte die Redaktion sich wohl das notwendige Material beschaffen wollen, wenn nicht aus dem „Gotha"? Der Käufer dieses Almanach de Paris kaufte einfach einen „Gotha", der schon alt geworden war. Den zweiten Jahrgang hat die Pariser Redaktion ähnlich so herzustellen versucht, wie die Gothaer Redaktion es thut, indem sie nämlich die Artikel des vorigen Jahrgangs zur Korrektur und Erneuerung versendet. Aber das Resultat war so dürftig, daß wiederum der Hauptsache nach auf den „Gotha" gegriffen werden mußte. Fünf Jahre lang erschien der Almanach de Paris, jedesmal ein veralteter Almanach de Gotha, und dann gaben die Leute es auf. Eine englische Ausgabe des Hofkalenders gibt es nicht, sondern außer der deutschen nur noch die französische, und diese hat eine viel größere Auflage als die deutsche.

Weniger aufregend, aber noch mühsamer als die Redaktionsarbeit des genealogischen Teils ist die am politischen Teil des Hofkalenders, der etwa 800 Seiten umfaßt. Er hat den Titel „Diplomatisch-statistisches Jahrbuch" und enthält ein Verzeichnis der obersten Civil- und Militärbehörden der wichtigsten Staaten der Welt einschließlich der diplomatischen und konsularischen Beamten, sowie statistische Nachrichten über alle Länder.

An der Spitze des Artikels, der einem bestimmten Lande, z. B. dem Deutschen Reiche, gewidmet ist, findet sich eine Übersicht über die Verfassung und werden die Reichs- bezw. Landesfarben, Kriegsflagge, Handelsflagge, Wappen ꝛc. beschrieben. Alsdann werden die verschiedenen Ministerien, Reichsämter ꝛc. mit ihren Beamten, das Parlament unter Angabe der Stärke der verschiedenen Parteien, Generale, Admirale ꝛc., Kolonialbeamte und endlich die Botschafter, Gesandtschaften und Konsuln der fremden Mächte aufgeführt. Hieran schließt sich eine Statistik des Flächeninhalts und der Bevölkerung, der Religionsbekenntnisse, Ergebnisse der Berufszählung, Auswanderung, Bewegung der Bevölkerung, des Budgets, des Handels, des Seeverkehrs, des Eisenbahn- und Postverkehrs, der Armee und Flotte und der Kolonien.

Um hier zuverlässige Angaben zu bringen, verfolgt die Redaktion denselben Weg wie beim genealogischen Teil. Sie schickt nämlich die im letzten Jahre gedruckten Artikel zur Korrektur an die Behörden. Das ist jedoch nicht so einfach wie in der Genealogie, sondern es müssen, da die eine Behörde nicht über die andere Auskunft geben kann, verschiedene Abschnitte an verschiedene Adressen gehen. In der Regel wird jedes einzelne Ministerium um die zu seinem Ressort gehörigen Auskünfte angegangen, und hinsichtlich der Vertreter des Auslandes wird an alle Botschaften und Gesandtschaften geschrieben. Das hundertjährige Ansehen des Hofkalenders und die Tradition bringen es mit sich, daß, mit den seltensten Ausnahmen, jeder Beamte die erbetenen persönlichen und statistischen Angaben macht. Ja, noch mehr: in der Erkenntnis, daß der „Gotha" ein internationales Staatshandbuch ist, das allen Behörden und Beamten der ganzen Welt nützt, sind viele Ämter und Beamten eifrig bemüht, auch ohne vorherige Bitte, über ihr Ressort Mitteilungen zu machen, und manche weniger bekannte Länder, die im „Gotha" das wichtigste Organ zu Kundgebungen über ihre Zustände erblicken, beeilen sich, sobald eine Veränderung, sei es in der Abgrenzung ihres Gebietes, sei es in der Bevölkerungsziffer oder auch hinsichtlich ihrer Verfassung und Regierung, eingetreten ist, Nachricht davon nach Gotha zu schicken. Ebenso schicken diese exotischen Länder die neuen geographischen, statistischen und andere wissenschaftliche Werke, die von ihren Beamten verfaßt werden, an die Redaktion des Hofkalenders, die infolgedessen nicht allein in der Lage ist, neue, sonst noch völlig unbekannte Daten zu geben, sondern auch eine höchst interessante Bibliothek ansammeln

Digitized by Google

kann, die dem geographischen Institut Justus Perthes und damit der Wissenschaft überhaupt zu gute kommt. Hauptsächlich sind es die kleineren Länder in Südamerika und Centralamerika, die in solcher Weise vorgehen. Und es zeigt sich in diesen Ländern wie in den uns näher liegenden bekannten Staaten dieselbe Erscheinung, daß nämlich die Minister wohl wechseln, aber die Räte der Minister bleiben. Diejenigen Beamten, welche die wichtigste und regelmäßige Arbeit thun und ihren Chefs, den Ministern, das Material zur Ausübung ihres vornehmen Amtes liefern, die werden sehr selten entlassen und bleiben, viele Ministerien überdauernd, im Amte. In den Akten des Gothaischen Hofkalenders pflegen die Handschriften der Korrespondenten konstant zu bleiben.

Je weiter ausgedehnt ein Reich ist, desto schwieriger ist es natürlich, über alle Teile der großen Herrschaft unterrichtet zu bleiben, und wenn sich nicht z. B. im britischen Weltreiche überall, an allen Ecken und Enden der bewohnten Erde, Behörden und einzelne Beamten fänden, die sich für den „Gotha“ interessierten, würde es unmöglich sein, hier das gewünschte Ziel zu erreichen. Doch die Kontinuität der hundertjährigen Publikation hat überall gewissermaßen den Boden gelockert, hat überall Männer der Wissenschaft und Behörden geneigt gemacht, der Redaktion gefällig zu sein. Besonders sind es die statistischen Ämter, die sich für den Hofkalender interessieren und, wie sie ihn für ihr Teil bedienen, auch für solche Gebiete, die ihnen fremd sind, gern benutzen. Man weiß allgemein, daß die statistischen Angaben des „Gotha“ offizieller Natur sind, und so bedienen sich die Statistiker ihrer als der Veröffentlichung von Kollegen in anderen Ländern. Allerdings sieht, wer in Statistik arbeitet, daß hier, wie auf anderen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Forschung die unbedingte Zuverlässigkeit, die der Laie wohl einer Publikation zutraut, nicht vorhanden ist. Der Redakteur z. B., der wissen möchte, wie viele Geschütze eine bestimmte Marine auf ihren Panzerschiffen stehen hat, und der, um ganz sicher zu gehen, nicht allein das Marineministerium, sondern auch noch die Admiralität und drittens seinen Marinekorrespondenten befragt, der wird drei Antworten bekommen, die voneinander abweichen, und wird bei näherer Nachforschung den heimischen Wunsch nicht unterdrücken können, er hätte sich mit einer einzigen Anfrage bei einer einzigen Behörde begnügt. Wenn das aber so bei Schiffskanonen geht, die doch groß und schwer genug sind, um bei der Zählung nicht unbemerkt bleiben zu können, wie viel leichter werden dann Irrtümer mit unterlaufen, wenn man zählt, wie viel Menschen in einem Lande wohnen, welchem religiösen Bekenntnis sie angehören, welchen Beruf sie haben und wie sie in Bewegung sind. Wie viel leichter, wenn man die Handelsartikel zählt und berechnet, die die Grenze und den Hafen passieren, und die Pfunde, Franken oder Mark, die hin und her rollen in der Welt. Die Redaktion des „Gotha“ gibt sich die Mühe und muß sich die Mühe geben, sorgfältige Kontrolle zu üben. Sie kontrolliert sowohl die Nachrichten über Personelles, wie die statistischen Tabellen, indem sie zwei, drei, oder mehr Quellen über eine und dieselbe Sache benutzt und miteinander vergleicht. So z. B. um zu wissen, wie die Namen des diplomatischen und konsularischen Corps des Auslandes im Deutschen Reiche sind, nimmt sie zunächst die Liste zur Hand, die das deutsche Auswärtige Amt ihr bietet, zweitens nimmt sie die Listen der fremden Mächte, worin deren Diplomaten und Konsuln verzeichnet sind, und drittens läßt sie sich von jedem Gesandtschaftsbureau in Berlin, München ꝛc. eine Liste schicken, worin alle Mitglieder des diplomatischen und Konsularcorps des betreffenden einzelnen Staates verzeichnet stehen. Dann gibt es eine Masse von Widersprüchen, es wird brieflich nachgeforscht, und das Wahrscheinlichste wird ausgewählt. Die Widersprüche entstehen zumeist durch den fluktuierenden Charakter der Stellenbesetzung. Die Liste des deutschen Auswärtigen Amtes z. B. soll am 1. August abgeschlossen worden sein. Am 1. August aber nimmt vielleicht Spanien eine Neubesetzung von zwei Dutzend Posten vor, und die Liste aus dem spanischen Ministerium zeigt schon die neuen Namen. Endlich teilt der spanische Gesandte eine Liste mit, worin die alten und neuen Namen vermischt sind, weil einige Herren sich bei ihm schon gemeldet haben, andere aber noch nicht. Viele Widersprüche oder Irrtümer entstehen auch dadurch, daß die Ausländer die ihnen fremden Namen falsch schreiben. Deutsche Namen richtig zu schreiben, fällt einem Romanen schwer, noch schwerer als es einem Deutschen fällt, spanische Namen richtig zu schreiben. Deshalb wimmeln die Staatshandbücher und andere Verzeichnisse von Fehlern, sobald es sich, wie beim Konsularcorps und den Listen der Ordensmitglieder, um Ausländer handelt.

Überhaupt aber entstehen hinsichtlich der hunderttausend Namen, die im Hofkalender, abgesehen vom genealogischen Teile, verzeichnet stehen, große Schwierigkeiten dadurch, daß die Besetzung der Stellen im beständigen Fließen ist, während doch die einzelnen Druckbogen, die das ganze Werk ausmachen, zu irgend einer Zeit einmal gedruckt werden müssen. Da ist ein Bogen glücklich fertig, zehnmal korrigiert und liegt bereit, in die Druckerei geschickt zu werden. Plötzlich liest der Redakteur, das Ministerium in Wien habe die Absicht, zu demissionieren. In diesem Druckbogen, der bereit liegt, steht das ganze österreichische Ministerium mit allen Sektionschefs, Räten ꝛc. Der Redakteur hält den Bogen zurück und wartet. Es kommt die Nachricht, das Ministerium bleibe. Er zaudert, er schreibt nach Wien. Alles ist ungewiß. Der Druck soll weitergehen, man kann nicht ewig warten. Der Korrespondent in Wien schreibt, alles bleibe beim alten, die Zeitungen melden, die drohende Krise sei beseitigt — der Bogen wird gedruckt. Zwei Tage nachher kommt eine Depesche aus Wien: neues Ministerium, und richtig stehen jetzt in dem unglücklichen Druckbogen fünfzig bis sechzig Namen, die nicht mehr hineingehören. Denn der Wechsel der Minister zieht den Wechsel manches anderen Beamten nach sich. So muß der Redakteur seine Zuflucht zu den Nachträgen nehmen, die jede neue

Digitized by Google

In der Sandgrube. Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel.

Digitized by Google

Ausgabe begleiten, aber das thut er ungern, weil das Publikum nicht bei den Nachträgen zu leſen anfängt.

Die Ökonomie ſowohl hinſichtlich der Zeit als des Raumes bei der Redaktion des etwa 83 Druckbogen umfaſſenden Werkes iſt eine wichtige Sache. Weder zu früh noch zu ſpät darf gedruckt werden. Das enorm große Material muß mit berechnender Sorgfalt vorbereitet, zugerüſtet und endlich als abgeſchloſſen in die Druckerei geſandt werden. Bis zum letzten Augenblick werden die Bogen zurückgehalten, in denen die Genealogien der regierenden Häuſer verzeichnet ſtehen. Sie pflegen Mitte November in die Druckerei zu wandern. Aber zu derſelben Zeit werden auch die Bogen gedruckt, welche die in der alphabetiſchen Ordnung zuletzt kommenden Staaten behandeln, und bis zu dieſem Zeitpunkt häufen ſich viele jener Bogen an, die wegen der Unſicherheit der politiſchen Verhältniſſe zurückgehalten worden ſind. Als ideal ſchwebt der Redaktion natürlich die Maßregel vor, das ganze Buch im letzten Augenblick zu drucken. Aber das Material iſt zu groß, die Korrekturen häufen ſich ins Unendliche, die Arbeit iſt in kurzer Zeit, auch abgeſehen von der techniſchen Schwierigkeit, die der Druckerei entſtehen würde, nicht zu bewältigen. So iſt die Redaktion zufrieden, wenn der Druck innerhalb eines Vierteljahrs vor ſich geht, nachdem ein halbes Jahr gründlich vorgearbeitet wurde.

Sind der Hofkalender und ſein roter franzöſiſcher Bruder zu Ende November glücklich nach Leipzig ſpediert worden, um von dort noch vor Jahresſchluß an alle Intereſſenten, auch die in fernen Ländern, gelangen zu können, ſo entſteht zunächſt noch kein Friede bei der Redaktion, ſondern im Gegenteil geſpannte Erwartung. Was werden die nächſten Tage an Briefen bringen? Welches Kuckucksei iſt diesmal wohl der Redaktion ins Neſt gelegt worden? Welcher Kobold wird dies Jahr wohl ſeinen Schabernack geſpielt haben? Welche Bombe wird wohl nächſtens platzen? Denn daß irgend etwas los geht, was man noch nicht ſieht, das iſt ganz gewiß. Die Zeit vor Weihnachten vergeht niemals ohne die Entdeckung irgend eines ganz heimlich verſteckten Irrtums, der nun mit großem Getöſe ans Licht der Welt kommt. Er ſitzt immer gerade da, wo er am wenigſten erwartet wurde, und er hat die höchſten Häupter geärgert und empört. Iſt aber der erſte Sturm der Briefe nach dem Erſcheinen des Buches gnädig oder ungnädig vorübergegangen, ſo läßt die Redaktion ſich's wohl ſein und hält ihren Winterſchlaf bei gemächlicher Erledigung der laufenden Geſchäfte. Erſt wenn der Frühling einzieht, wird es reger. Dann beginnen die Tauſende von Briefen in die Welt hinauszuziehen. Und je weiter der Sommer vorrückt, deſto heißer wird die Arbeit in den Redaktionsräumen, bis im Herbſt die Flut der Briefe, der Korrekturen und des ganzen Betriebs am höchſten ſchwillt.

Treue.

Von

Georg Buſſe-Palma.

Der greiſe Kanzler ſteht auf und ſpricht:
„Ich trink' auf die Treue!" — Wer trinkt da nicht?
Da klingen die Becher der Ritter ringsum,
Doch der König Olaf bleibt ſtill und ſtumm.

König Olaf hat ein ſtrenges Geſicht
Und Eberzähne — ſchön iſt er nicht.
Sein lodernder Blick hat die Fürſtin bewacht,
Die keinen Tropfen herab gebracht.

Denn der König iſt alt und die Königin jung.
Der Saal wird voll Schwüle und Dämmerung,
Und der Page, der ihnen die Becher bot,
Bleich wie der Tod ....

Digitized by Google

(Abdruck verboten.)

Der Waldbauer war überhaupt noch trotz seines gekrümmten Rückens und faltigen bartlosen Gesichts zu allen Späßen aufgelegt. Bauernwitz und Bauernschlauheit zwinkerten aus den hellen kleinen Augen, und er hatte eine besondere Gabe, sich, wenn er wollte, so dumm zu stellen, daß nicht nur die Leute in der Stadt dem traurigen kleinen Waldgesellen auf den Leim gingen, sondern selbst die Honoratioren auf dem Lande sich von ihm bethören ließen, wenn er, in seinem fadenscheinigen schwarzen Tuchrock, mit der zitterigen Faust auf den Knotenstock gestützt, in der Küchenecke stand und der feilschenden Hausfrau leise und kläglich etwas von den teuren Zeiten vorhüstelte.

„Ich brauch' kei' Geld!“ sagte der Alte heiter zu dem Doktor. „Ich verdien's mir! Do brauchst du dich net darum zu schäme! A jedes schafft, solang' es kann. Wann du dei' sechzig Jahr' uff 'em Buckel hoscht, kannst aach net aussispanne un bei Fraa un Kinnern hocke, sondern laafst aach noch akkerat, wie jetzt durchs Dorf herum zu den kranken Leut' . . .“

„Da bist du letz, Vatter!“ sagte sein Sohn. „Bis dahin bin ich ein reicher Mann!“

Das Waldbäuerlein lachte und bewegte befriedigt die zahnlosen Lippen, als habe der andere einen besonders guten Witz gemacht. „Sell möcht' ich erlebe!“ nickte er. „No wunner' ich mich über nix mehr. Du und e reicher Mann! Vielleicht gleich da oowe uff'm Schloß, an Stell' vum Grafe! Wünsch' dir's norr! Das Wünsche koscht nix! Do kann m'r biete, solang' als m'r will!“

„Warum denn net?“ sagte sein Sohn. „Möglich is alles uff der Welt, Vatter!“

Das erhöhte die Heiterkeit des Butterhändlers. „No — dann läßt mich auch emol im Chaisewägelche in die Stadt fahre. Die werre Aage mache, wann ich mit mei'm Sach' zu Wage ankomm'! Oh mei' — oh mei'! Was hawwe die Leut' heut' für Gedanke! Meint der, er gehört noch emol zu den reiche Leut' — zu den Grafe — Willst net gleich Fersicht werre? 's kummt auf eens 'raus!“

„Vatter, Vatter!“ Der Doktor setzte sich neben ihn auf das Kanapee. „Du schwätzst daher und überlegst net. Meinst, es bleibt alles in der Welt, wie's is! Fehlgeschosse! Es wird immer und ewig alles neu. Von unnen 'rauf wird's neu, aus dem Bode 'raus, von wo alles Leben kommt und wir die Herren sind, wir, die Bauern und Bauernsöhn'! Und was oowe is, stirbt ab. Der ersch't, der vor undenklicher Zeit das Schloß da oowe gebaut hot, des war kei Simpel, wie der Graf jetzt — dees war e Kerl wie ich! Sonst hätten's doch die annere net gelitte. So awwer hat er gethan, was er gewollt hat, und sich genommen, was er gewollt hat. Denn er war eben der stärkste Mann. Und nach dem kommt wieder emol e Mann, der is stärker wie die annere! Und steigt 'nuff vum Thal in die Höh'! Und annere mit ihm aus dem Bauerngrund, wo wir hier unne hocke, und 's gibt e neue Welt. Und die wird aach emol vergehn. Es dreht sich alles im Kreis!“

„Jo, bawwel' du norr!“ sprach das Bäuerlein ahnungslos und behaglich. „Schau du norr, zu was du's bringst. Ich hab'

Digitized by Google

mei' Schuldigkeit gethan. Damals, wie die Erbschaft von mei'm Bruder aus Amerika gekumme is. Viel war's ja net und net uff emol. Alle halwi Johr 'mol so e bißche. Jetzt, was damit mache? Do hawwe sie mir zugeredd': Loß du dein Bub' schtudiere. Der Bub' is klug — dees sieht m'r. Der weiß, was er will. Und wann der geischtlich wird — no — du hoscht dann uff'n Doktor gelernt und mir is es aach recht und die Wiej', und das Kartoffelstück und was wir uns im Anfang von der Erbschaft hawwe kaufe wolle — das is längst verschmerzt und vergesse und 's ist gut zehn Johr, daß die Mutter net mehr darüwwer klagt. Aber du und e reicher Mann — ach, du lieber Gott ja!"

Er brach ab und seufzte. „Jo — ich wüßt' schon e Mittel!" fuhr er dann plötzlich, listig mit den Augen zwinkernd, fort. „Ich kumm' doch viel unner die Leut'! Überall uff'm Weg zwischen mei'm Dorf und der Stadt. Do is mehr als eine, in den Wirtshäusern und Mühlen und Höfen und was es so Besseres hot — die möcht' nix als e Frau Doktor werre! Wie die Weiwer heutzutag' sind! Die wolle hoch hinaus. Die wolle e gebildete Mann, der net uff'm Acker schafft. Do halt' dich dran! Ich kenn' mehr als eine Gelegenheit! E reichi Heirat — domit bringt e Mann was hinner sich!"

Er sah den Sohn erwartungsvoll an. Der stand auf und lachte. „Jetzt hör' aber uff, Vatter!" sagte er. „Damit is es genug!"

Das Walddäuerlein war verdutzt. „Willst du denn gar net heirate?" forschte er.

„Ich weiß noch nicht!" Der Doktor trat an die Thüre. „Vielleicht doch! Dann wirst du dich wundern, sag' ich dir. Aber jetzt sei 'mal still! Es kommt wer die Treppe 'rauf!"

Der alte Butterhändler verstummte und rieb sich nachdenklich mit der braunen Hand das Stoppelkinn. Durch ihr Schweigen klangen von unten leise Tritte und Gemurmel die Stufen empor.

XXIII.

Unten in der Wirtsstube schanten Kaltschmidt und die Männer vom Kriegerverein, die seit dem Überfall durch den schwarzen Jäger halb verdutzt, halb wütend bei einander saßen, mit großen Augen auf den Flur hinaus, als trauten sie selbst ihren von schlechtem, italienischem Rotwein umnebelten Sinnen nicht recht. Niemals seit Menschengedenken hatte einer der Schloßbewohner seinen Fuß in die Räume des „Baums im Odenwald" gesetzt. Das war ein völlig unwahrscheinlicher, ein unfaßbarer Gedanke.

Und doch standen da die Gräfin selber und der General, bleich und verstört in dunklen Mänteln, und verhandelten halblaut mit der Wirtin. Die nickte lebhaft und führte sie dann die Treppe hinauf zu den Gastzimmern.

Die Bauern sahen sich an. Sie wußten, daß auf der Burg eines krank lag. „Dees schaut bös aus!" meinte nachdenklich der Mannheimer Dragoner und biß die Spitze von einer neuen Pfälzer Cigarre ab. „Jetzt hole sie gar schon den Kaplan. Wenn der schon gehen muß und das Bürschli versehe . . ."

„Zum Kaplan laufe sie doch net selwer!" widersprach sein Nachbar. „Do hätte sie geschickt. Die sind zum Doktor 'nuff!"

„Der kummt doch erst recht ohne dees!" Der Dragoner schüttelte den Kopf. Die Frage war schwer zu lösen. Und auch der Diener, der den Herrschaften mit der Laterne durch die Nacht geleuchtet hatte und nun wartend unten im Flur stand, ließ sich auf keine Auskunft ein. „Der junge Herr is arg krank!" sagte er kurz und bekümmert und leerte schweigsam, nach oben horchend, sein Bierglas.

Dort oben, im Zimmer des Arztes, hatte das Walddäuerlein beim Eintritt der Gäste schleunigst seinen Butterpack und den geheimnisvollen Sack aufgeladen und sich still zur Thüre hinausgedrückt. Daß sein Sohn noch so spät nachts Besuch von so vornehmen Leuten bekam, verwirrte ihn. Da wollte er nicht stören.

Die anderen blieben einen Augenblick stumm voreinander stehen. Der Arzt bot den beiden mit einer Handbewegung Platz an. Wera schüttelte den Kopf.

„Wulfi ist krank!" sagte sie schnell. „So krank, daß wir das Schlimmste fürchten müssen . . . ohne Arzt . . ."

Er blickte fragend auf. „Und der Physikus?"

„Er kommt nicht! Mein Mann ist drüben in der Stadt — das hat man von

Digitized by Google

unserem Ufer aus gesehen — aber er scheint ihn dort umsonst zu suchen. Vielleicht ist er über Land, vielleicht selbst krank — jedenfalls bleibt alles dort drüben stumm und still, und hier verrinnt die kostbare Zeit..."

„Und nun soll ich..." Er brach ab und trat einige Schritte von ihr hinweg ans Fenster.

„Ja. Sie."

„Ich weiß alles, was Sie mir sagen können!" fuhr sie fort, ehe er etwas erwiderte. „Gewiß, kein Arzt braucht derlei zu vergessen oder kann es überhaupt... Sie so wenig wie irgend ein anderer..."

„Das sagen Sie mir?"

Sie ging auf ihn zu und sah ihm ins Gesicht. „Ja. Eben ich! Jedem anderen Menschen auf der Welt können Sie es abschlagen — müssen Sie es vielleicht, weil Sie es Ihrer Selbstachtung schuldig sind — aber mir nicht!"

Er antwortete nicht. Der General, der bisher im Schatten der Thürecke gestanden, warf einen Blick auf die beiden und verließ leise das Zimmer. Man hörte, wie draußen die Bohlen des Hausflurs unter seinem Tritt knarrten, während er vor dem Gemache auf und nieder schritt.

Innen war es kurze Zeit still. Dann hob der Arzt den Kopf.

„Sie sagen — Ihnen darf ich es nicht abschlagen?" fragte er. „Ich habe ja aber alles gethan, was ich konnte. Ich habe meine Pflicht erfüllt, bis..."

„Gestern," sagte Wera, „lehrten Sie mich: Es gibt keine Pflicht gegen andere. Nur gegen uns selbst. Ich hörte Ihnen zu und konnte es nicht verstehen. Und als ich nach Hause kam und vor der Wahl stand, mein Kind preiszugeben, um mich selber frei zu machen — da merkte ich, daß Sie unrecht hatten. Nein, lieber Freund... Wir leben nicht uns! Mit unserm Besten wurzeln wir in anderen Menschen. Das zu erkennen, das ist die Probe auf das Exempel, von der Sie gestern sprachen, die Abrechnung mit sich. Gott sei Dank — ich habe die Prüfung bestanden."

„Sie haben es mir geschrieben!" sagte der Doktor. „Aber ich..."

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Jetzt sind Sie in der großen Prüfung darin, die gestern über mich gekommen ist — daß man mit sich selbst kämpfen muß und sich selbst bezwingen!"

„Ich weiß sehr wohl, was ich von Ihnen verlange!" fuhr sie fort, da er schwieg. „Das arme kleine Wesen da oben ist das Kind Ihres Feindes, es ist sein Werkzeug, mich da oben in Gefangenschaft zurückzuhalten und uns beide für immer zu trennen. Solange mein Kind lebt, verlasse ich es nicht. Solange es lebt, ist es das Verhängnis auf Ihrem Weg. Und doch sollen Sie es am Leben erhalten. Gerade Sie, als der Mann, zu dem ich, seit ich ihn kenne, emporschaue und der einen Einfluß auf mich geübt hat wie nie ein Mensch zuvor. Vor mir können Sie sich nicht erniedrigen und klein machen, Ihr eignes Bild in mir zerstören! Sie sollen hinaufgehen und das Kind Ihres Feindes retten und keinen Dank davon haben. Das sage ich, ganz hart und grausam. Das habe ich gestern durchgemacht, und was ich tragen kann, das können Sie erst recht!"

„Die Mutterliebe trägt viel! Aber was soll mich dabei halten?"

„Die Pflicht! Das, was Sie nicht anerkennen, lieber Freund, und was doch Ihr ganzes Leben ausmacht, die Pflicht gegen andere! Man hat Leben und Tod in Ihre Hand gegeben, in einem Vertrauen, das man kaum einem anderen Beruf auf der Welt schenkt — nicht, damit Sie nach Gutdünken Leben und Tod austeilen, sondern nach bestem Wissen und Gewissen — ohne Ansehen der Person — ob es ein Bettlerkind am Wege ist oder mein Wulfi dort oben — Sie müssen helfen."

„Und wenn ich wieder herunterkomme und der Kleine ist glücklich außer Gefahr — dann sehen wir uns nicht wieder?"

„Nein! Aber klagen wollen wir jetzt nicht darüber. Es ist nicht die Zeit dazu. Wir sind jetzt beide in der großen Lebenswende darin, in der es sich zeigen muß, wieviel an uns ist — und wollen das an dem Krankenbettchen dort oben tapfer miteinander durchkämpfen als zwei starke Menschen. Dazu haben Sie mich gemacht. Sie haben mich gestählt. Nun bin ich's und verlang' es auch von Ihnen, meinem guten Freund und Kameraden. Denn das sind und bleiben Sie, was auch kommen mag und wie ferne wir auch voneinander sind!" Sie trat zur Thüre. „Nehmen Sie zusammen, was Sie brauchen. Ich eile vor-

Digitized by Google

aus . . . ich halte es nicht aus vor Angst und Sorge, wieder oben zu sein . . . Zurückhalten wird Sie oben niemand . . . die Dienerschaft ist angewiesen . . . kommen Sie bald . . . bald . . .“

Er fühlte den heißen, verzweifelten Druck ihrer Hand, das Zittern von Leidenschaft und Angst und Not, das sie mühsam die ganze Zeit bezwungen hatte.

Dann riß sie sich los. „Kommen Sie bald!“ stieß sie noch einmal, in der geöffneten Thür stehend, hervor. „Nicht wahr — es ist noch Zeit? Sie können Wulfi noch helfen? Sie können ja alles, was Sie wollen!“

„Erst muß ich ihn sehen und untersuchen!“

Sie sah ihn an und nickte ernst. Dann stieg sie ohne ein weiteres Wort des Abschieds mit dem stumm grüßenden General die Treppe hinab, auf der eben die Wirtin die Lampe auslöschen wollte. Die letzten Gäste hatten sich entfernt. Das bisher so lärmende Haus lag still und ruhig da und ebenso im Dunkel der weit vorgeschrittenen Nacht das Dorf. Nur vom Schlosse oben leuchteten in ungewohnter Zahl die hellen Fensterscheiben.

Der Doktor packte sein Gerät zusammen und nahm Hut und Mantel — ganz mechanisch, als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt. Eine ihm unbewußte Macht trieb ihn hinaus in die Nacht, um seinem Feinde die größte Wohlthat und sich selbst das größte Leid zu erweisen . . .

Gesenkten Hauptes ging er hin durch das Dunkel, als führe ihn ein fremder Geist an der Hand sacht aufwärts zum Schloß empor, und begriff es nicht. Er versuchte stehen zu bleiben und zu überlegen. Aber es ließ ihm keine Ruhe. Vielleicht sind die Minuten da oben kostbar! — drängte etwas in ihm — vielleicht kommst du zu spät, wenn du hier unnütz stehen bleibst! Eil' dich! Eil' dich! Sonst ist am Ende der kleine schwache Leib da oben erstarrt, wenn du eintrittst — und du bist ein freier Mann und Sieger und das darf nicht sein . . . Du mußt ja mit eigner Hand all deine Hoffnung einschaufeln . . .!

Aus unserer Studienmappe:

Gebirgssee im Engadin.
Nach der Liebhaberaufnahme von Alfred Enke in Stuttgart.

Digitized by Google

Du mußt? Wer befahl es ihm denn? Sein eigner Wille doch nicht. Im Gegenteil! Aber sein Wille, der sonst so eisenharte, war wie aus ihm geschwunden. Etwas anderes war da, was ihn langsam und unerbittlich zu den hellen Fenstern da hinauf geleitete, und er merkte endlich: dies Etwas war ihm nicht fremd. Das kam aus seinem Innersten und war der Inhalt seines Daseins — die Pflicht!

Der Mond trat aus den Wolken. Da lag, dicht vor ihm, das Schloß. Grau und riesenhaft mit seinen zerbröckelten Türmen und Mauern, von den gleitenden Silberschatten des Himmels überspielt, glotzte es als ein plumpes Gebilde der Vorwelt hinab in das arbeitsame Thal, als ein Ding von gestern, das am lichten Tage so wenig Daseinsberechtigung mehr hatte, wie ein Mammut oder ein Drache, ein vergessenes Überbleibsel versunkener Zeit. Früher, schon in seiner Kindheit hatte sich in ihm der Zorn beim Anblick all dieser alten Waldburgen geregt — das unbewußte Gefühl des Bauernsprossen gegen die Zwingherren von einst. Später hatte er es gleichgültig betrachtet, allenfalls mit kühlem Interesse, wie der Mann der Wissenschaft wohl sonst ein nutzlos und thöricht gewordenes Glied in der Entwickelungskette der Dinge prüft. Er wußte ja: die Natur schafft nicht sprungweise. Alles entsteht allmählich und stirbt allmählich wieder ab, und so konnte auch dies graue Fossil da oben nur langsam, fast unmerklich, in Staub und Stein vergehen. Es war ja schon so ewig da. Solange da unten im Wiesengrund die Wasser um die Hütten sprangen, saß da oben auf dem Wodenstein die Sippe und herrschte — anfangs durch Kraft und Mut, dann, siech und alt geworden, durch den Bann von Gesetz und Recht. Die wilde Reckenschaft von einst hatte sich versteinert in starren Urkunden und Gesetzesparagraphen, und unter deren Schutz und Schatten hauste jetzt in der alten Zwingburg weltfremd, dem Kampf ums Dasein entrückt, ein unfrohes, unnützes Geschlecht — entgegen dem Gebote der Natur, die ruhig alles Greisenhafte vernichtet, um Raum für junges Leben zu gewinnen.

Und für die Bewahrung dieses zwecklosen Daseins sollte er sein eignes Glück, das Schicksal eines ganzen Mannes opfern! Wieder stieg der Grimm in ihm empor. Er ging nicht weiter. Die buschigen Brauen furchend sah er zu dem hochgetürmten Bollwerk des Mittelalters empor. In ihm da unten lebte die Neuzeit, das zwanzigste Jahrhundert mit jugendfrischem Trotz und Kampfesmut. Durfte das vor dem Schatten da oben sich beugen?

Seine Hand griff in die Tasche und wog ein achtkantiges, bräunliches Fläschchen, das er hervorgeholt. Das war der Inbegriff des Jahrhunderts der Wissenschaft, der Sieg des modernen Menschengeistes über die Natur. Geheime Kraft lag in diesen wenigen Tropfen, eine Waffe, die man, furchtbarer als die rostigen Schwerter und Morgensterne oben in den Ahnenschlössern, heute in den Werkstätten der Gelehrten schmiedete. Und nicht dem Tode galt sie, wie die plumpen Werkzeuge der schloßgesessenen Herren von einst — sie diente dem Leben. Sie rettete jährlich Zehntausende und Hunderttausende vom Tode.

Ein paar Tropfen des Heilserums weniger, ein paar achtlos auf den Boden verschüttete Tropfen, und das Schicksal all derer da oben in der mondscheinumspielten, epheuumrankten ewigen Burg war besiegelt. Sie gingen davon. Ihr letzter, der zarte goldlockige Sprosse aus Wodans Geschlecht, schloß, ehe die Sonne wieder sank, für immer die blauen Kinderaugen, und mit ihm schwand die Hoffnung des Stammes, der seit den Tagen büffelhorngeschmückter und von Bärenfell umkleideter Germanen bis zum ersten schrillen Pfiff der Eisenbahn sich unendlich, wie die alten Eichen in jedem Frühjahr wieder sprossen, durch die Jahrhunderte erneuert hatte.

Der Tod! Leben und Sterben der tausendjährigen Eiche wog der da unten, der Mann aus dem Volke, der Abkömmling der Mühsamen und Beladenen im Thale, die bis vor kurzem noch die Eisenfaust von da oben schwer im Nacken empfunden, nachdenklich in seiner Hand. Das war die neue Kraft, die neue Kunst, das neue Wissen! Die da oben waren wehrlos geworden hinter ihren dicken Mauern, in ihren waffenstarrenden Ahnenhallen. Der Bauernsohn aus dem Thale, der Nachkomme ihrer Hörigen, mußte hinaufsteigen und ihr Leben fristen.

Er mußte! Ob ein Bettlerkind am Wege, ob ein Reis aus Wodans sagenumsponnenem Stamm — für ihn war es

Digitized by Google

gleich. Seine Pflicht war, zu helfen, wo es not that.

Er schob das Fläschchen in die Tasche und stieg mit langen Schritten hinauf zu dem unheimlich stillen hellerleuchteten Gemäuer. Der Regen hatte aufgehört. Hell stand der Mond am Himmel. Die Sterne glitzerten durch die feuchte Luft. Am Boden dampfte es von würzigem weißem Hauch, ein leises Frühlingswehen, ein Erwachen des Lebensodems ging durch die einsame, von weitgedehnten schwarzen Höhenzügen umrahmte Bergwelt, in deren Kessel silbergrau und riesig, mit seinen Schlängelmauern das Thal weithin umwindend und umstrickend, Schloß Wodenstein wie ein Drache auf der Lauer dalag.

An den drei Wisentköpfen des Parkportals vorbei ging er, den lärmenden Doggen wehrend, zum Eingang. Der alte Schotte empfing ihn scheu und stumm und geleitete ihn hinauf in das Krankenzimmer.

„Gott sei Dank!" Er hörte ihre flüsternde Stimme, wie sie, ohne aufzustehen, im Halbdunkel kaum zu erkennen, neben dem Bettchen saß, und sah die Hand, die sich ihm aus der Dämmerung entgegenstreckte.

Er nahm sie. „Vor allem schaffen Sie Licht," sagte er kurz, „sonst kann ich nichts erkennen. Noch eine Kerze! So! Und nun versprechen Sie mir ruhig und gefaßt zu sein, wie auch die Untersuchung ausfällt. Wollen Sie?"

„Ja," sagte sie mit erstickter Stimme.

„Denn Sie müssen mir zur Hand gehen!" Er musterte, bereits mit dem prüfend-ruhigen Blick und dem unbeweglichen Gesichtsausdruck des Arztes am Krankenbett, die zarten, fiebergeröteten Kinderzüge. „Sonst wird unser kleiner Patient noch unruhiger, als er schon ist! Also seien Sie tapfer!"

„Ich bin tapfer! Aber sagen Sie mir um Gottes willen . . ."

„Ich sage gar nichts, denn ich weiß nichts! Wenn ich soweit bin, werde ich Ihnen die volle Wahrheit sagen!"

Er hatte an dem Lager Platz genommen und begann die Untersuchung. Sie stand, bereit zu helfen, den Kopf des Kindes zu stützen, ihm beruhigend mit der Hand über die Stirne zu streichen, neben ihm. Durch die tiefe Stille klangen ihre angstgepreßten, mühsam gedämpften Atemzüge. Sie zitterte, daß die Kerze in ihrer Linken zuweilen hin und her schwankte. Dann sah er mit einem mißbilligenden Stirnrunzeln zu ihr auf und vertiefte sich wieder in sein Werk. Nichts von Erregung ließ sich an ihm bemerken. Er war ganz der kaltblütige ernste Berater, den die Gewohnheit des Kampfes gegen die Feinde der Menschheit gleichgültig gegen den Ort gemacht zu haben schien, wo dieser Kampf sich abspielte.

Endlich erhob er sich. Ruhig wie bisher. Sie stand vor ihm, stumm und vor Angst bebend, und merkte doch durch das Stocken ihres Herzschlags mit einem freudigen, ungläubigen Schrecken, daß er keine Bewegung machte, um unauffällig neben sie zu treten und sie nötigenfalls zu halten, was er doch als Träger einer schlimmen Botschaft gewiß gethan hätte.

„Es war unverantwortlich, das Kind solange ohne Arzt zu lassen!" sagte er. „Ich bin sehr spät gerufen worden. Aber zum Glück nicht zu spät. Es ist noch Zeit!"

Sie schloß die Augen. Ein Lächeln wie von einem glücklichen Traume lief über ihr Gesicht.

„Ich kann noch helfen!" fuhr er fort. „Ich denke, daß Sie den Kleinen gewiß behalten werden."

Da lachte sie auf, mit Thränen in den Augen, fassungslos zwischen Jubel und Weinen. Sie ergriff seine beiden Hände und preßte sie in krampfhaftem Dank.

„Was soll denn das?" frug er kühl. „Sie sollen mir nicht danken — dazu ist gar kein Grund — sondern so vernünftig und ruhig sein wie möglich und mir hier helfen!"

Sie kniete fügsam neben dem Bettchen. „Wie denn?" flüsterte sie, mit nassen Augen zu ihm aufschauend.

„Warten Sie einen Augenblick!" sagte er statt aller Antwort und ging aus dem Zimmer hinüber in den großen Saal.

Der war trotz der späten Nachtstunde noch hell erleuchtet, und in ihm saßen, stumm und sinnend, die drei alten Herren. Seit einer Stunde hatten der Kleriker und der Pariser kein Wort gesprochen, und auch als der General den Raum betreten und mit einem seltsamen Zittern in der Stimme gemurmelt hatte: „Der Doktor kommt!" — selbst da war nur ein erleichtertes Auf-

Digitized by Google

räuspern, ein wohlgefälliges Nicken das Zeichen ihrer gewaltigen inneren Erregung gewesen. Sie hatten in ihrem langen Leben, jeder auf seine Weise, auf dem Exercierplatz, am Altar, wie am Spieltisch, die äußerste Selbstbeherrschung gelernt. Kein Zucken der faltenreichen Gesichter verriet ihre Gedanken, wenn ihr Blick zu der langen Reihe der Vorfahren an den Wänden und dann wieder nach der Thüre schweifte, nach jener Richtung, wo drüben im Kinderzimmer der letzte Lebenshauch des alten Helden- und Priestergeschlechts unsicher wie ein Licht im Winde auf und nieder flackerte.

Als der Arzt erschien, standen sie stumm auf und reichten ihm die Hand zum Gruß. Er nahm die Frage vorweg, die auf den welken Lippenpaaren schwebte.

„Ich werd' ihn durchbringen!“ sagte er und fuhr, den Dank der anderen abschneidend, fort. „Aber ich bitt' Sie um zweierlei, meine Herren: erstens, daß, wenn der Herr Graf zurückkommt, jede Begegnung zwischen mir und ihm vermieden wird — das ist ja wohl selbstverständlich? — und zweitens, daß Sie um sechs Uhr, sowie der Telegraphenverkehr offen ist, meinen Kollegen, den Physikus, noch einmal durch eine dringliche Depesche herüberrufen, damit er mich ablöst. Ich will keine Minute länger hier verweilen, als unbedingt nötig ist. Also abgemacht? Gut! Auf Wiedersehen!“

Er ging wieder hinüber. „So,“ sagte er beim Eintreten in das Krankenzimmer. „Jetzt ist alles andere erledigt. Jetzt heißt's nur noch, an den kleinen Patienten denken.“

Er zog einen Stuhl heran. „Ihr Mann,“ murmelte er, seine Geräte ordnend, „denkt ja allerdings, ich sei ein Mörder. Nun muß er sich vom Gegenteil überzeugen! Wenn einer ein Mörder ist, dann ist's er! Er wird eine böse Nacht haben, wenn er jetzt dort drüben herumirrt und umsonst den Physikus sucht und sich sagen muß: ‚Unterdessen stirbt dein Kind!‘ Wenn er zurückkommt, findet er, daß ich's ihm gerettet hab'! Die Welt ist eigentlich komisch, nicht? Da sind wir nun beisammen und könnten für immer beisammen bleiben und thun und hoffen doch nichts anderes, als was bestimmt ist, uns für immer zu trennen! Bei Ihnen begreift sich's! Sie sind Mutter. Aber ich . .?“

„Sie sind das, wofür ich Sie gehalten habe!“ sagte sie, „Gott sei Dank: ich hab' mich nicht in Ihnen getäuscht.“

Er erwiderte nichts. Stumm mühten sich die beiden Gestalten an dem Krankenlager. Stunde um Stunde. Zuweilen nur durchbrach sein gedämpftes Raunen, ihr leises „Ja“, als Zeichen, daß sie seine Weisung verstanden, das Schweigen. Er war nicht anders, als wie wenn ein Arzt und eine barmherzige Schwester zusammenwirkten, um dem Tode eine Beute zu entreißen, zwei Menschen, die einander innerlich ganz fremd und fern, durch die gleiche Pflicht des Berufes und der Nächstenliebe geeint, eine Nacht hindurch am Siechenbette gute Kameradschaft halten und, wenn der Morgen graut, mit flüchtigem Gruße auseinander gehen.

Und der Morgen graute allmählich durch die sich erhellenden Scheiben. Ein fahles Leuchten im Osten, ein undeutliches Nebeldampfen auf den Höhen, im Thale unten noch tiefes Dunkel. Die ersten Flimmerpunkte des erwachenden Lebens blitzten dort, hundertfach zersprenkelt, aus den Häusern im Grund. Das Kapellenglöckchen mahnte mit klagendem Wimmern zur Frühmesse, vom Bahnhof her funkelten rote und grüne Sterne, und gleich darauf flammten daneben die Scheiben der Fabrik in dem kalten, bläulichen Glanze des elektrischen Lichtes auf. Wie ein Geisterschloß stand der hochragende Bau mit seinen vielen, mondhell von innen bestrahlten Fenstern vor der schwarzen, unbestimmt rauschenden Masse des Bergwalds, in dem noch die Fledermäuse irrten und die Käuzchen jammerten und johlten, bis das Leben des hellen Tages sie vertrieb.

Das Leben war da! Unten im Thal und oben am Krankenbett. Die neue Zeit, gegen die die mittelalterliche Welt da oben sich so fremd und feindlich abschloß, hatte ihr Wunder gethan und mit den paar Tropfen in dem kleinen Glasfläschchen dem Dasein erhalten, was schon der Vernichtung verfallen schien. Der Arzt sprach es nicht aus, aber sie merkte es deutlich an den ruhigeren Atemzügen, dem veränderten Gesichtsausdruck ihres Lieblings, daß das heilkräftige Elixir seine Wirkung übte und zusehends die Macht der Krankheit brach, wie sich im Laufe der Stunden der Morgen in den vollen Tag und der wieder in den Nachmittag verwandelte und aus den im Westen sich lösenden Wolken der erste helle Sonnen-

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Studienkopf von Michelangelo.
Original in der Uffizien-Galerie zu Florenz.

strahl — der erste seit vielen grauen Regentagen — durch das Epheugeranke des Fensters das Zitterspiel seiner goldenen Flecken und Kringel auf dem Teppich, dann auf dem Bette selbst und dem von anderem Lockengold umrahmten Gesichtchen des ruhig schlafenden Kindes spielen ließ.

Der Doktor stand auf und trat zum Fenster, um den Vorhang vorzuziehen. „Es ist gut!“ sprach er plötzlich mit lauterer Stimme als bisher. „Jetzt kann ich es Ihnen sagen: Er ist außer Gefahr! Die kritischen zwölf, fünfzehn Stunden liegen hinter uns. Ich seh' jetzt die Demarkationslinie im Hals und seh': daß alles gut ist.“

Sie sah ihn stumm und andächtig an und faltete die Hände. Ihre Augen wurden feucht.

„Ich verrat' es Ihnen deswegen gerade jetzt . .“ fuhr er fort. „. . weil's jetzt heißt: ‚Ablösung vor!‘ Da fährt Ihr Wagen unten in den Hof.“

Sie sprang auf. „Mit meinem Mann?“

„Nein. Gott weiß, wo der bleibt! Der Physikus sitzt allein darin. Er hat die Depesche bekommen, die die alten Herren heute morgen an ihn geschickt haben.“

Gleich darauf trat der Kreisarzt in das Zimmer. Ein ältlicher Junggeselle mit weingerötetem Gesicht, bekannt wegen seiner sonderbaren Grillen, seiner Grobheit und nicht minder wegen seiner geschickten und gewissenhaften Behandlung, blieb er am Ein-

Digitized by Google

gang verdutzt stehen. „Da ist ja der Kollege!“ sagte er. „Warum ruft man denn mich, Frau Gräfin?“

Sie ging ihm entgegen. „Mein Mann wollte es! Haben Sie ihn denn nicht drüben getroffen?“

„Ahhah! Ich war die ganze Nacht und den halben Tag draußen, bei 'nem kranken Hofbauern, und bin wegen dem Dreckwetter auf 'nem Umweg heimgefahren. Und wie ich an der Post vorbeikomm', hebt einer die Depesche da hoch und schreit: ‚Heute morgen is die für Sie gekomme! Wir suche Sie überall!‘ — No — ich les' die und bin gar nicht erst nach Haus — denn da hätten mei' Schwester und all die Weibsleut' ein gottesjämmerliches Geschrei gemacht, wenn sie gehört hätten, daß es heut' über'n Necker geht — sondern ich bin gleich 'runter zum Fluß, hab' vier tüchtige Fischer zusammengetrommelt — zahlen haben sie sich ordentlich lassen, die Schoten! — und nix wie 'nüwwer! Drüben war dann schon der Wagen! Da hat mir der Fährmann freilich erzählt, der Herr Graf sei heute nacht auf die andere Seit', aber gesehen hab' ich nichts von ihm!“

„— Das ist ja so ganz natürlich —“ sagte der Doktor. „Die Hauptsache ist, daß Sie da sind und die weitere Behandlung übernehmen, denn zu mir hat der Herr Graf kein rechtes Zutrauen! Ich hab' aber doch eingreifen müssen. Denn jetzt, wie Sie gekommen sind, wär's schon zu spät gewesen. Also hören Sie 'mal!“

Er zog ihn in eine Ecke und erläuterte ihm in einem kurzen gedämpften Gespräch den Stand der Krankheit. Dann trat der alte Physikus an das Lager des Kleinen und nickte nachdenklich. „Gut is!“ sprach er zu der Gräfin. „Wenn der kleine Prinz wieder gesund 'rumläuft, soll er sich nur bei dem Onkel da drüben artig bedanken. Ich kann mir kaum mehr ein Verdienst daran zuschreiben!“

„Ich glaub' fast, der Kollege gönnt mir das bißchen Verdienst gar nicht!“ Der Kassenarzt griff gleichmütig nach Hut und Stock. „Na — das nächste Mal sind Sie an der Reihe, Herr Physikus! Guten Morgen, Frau Gräfin.“

Er ging hinaus. Sie eilte ihm nach und schloß die Thüre hinter sich. Draußen, auf dem einsamen Flur, erfaßte sie seine beiden Hände und schaute ihm stumm ins Gesicht.

Er nickte. „Ja —ja,“ sagte er. „Jetzt haben wir beide unsere Prüfung hinter uns. Sie und ich! Sie haben recht. Wenn es an einen kommt, muß man's durchfechten, wie wir's heute nacht als zwei tapfere Kameraden gethan haben, daß keiner sich vor dem anderen zu schämen braucht. Ich will jetzt auch bald ganz fort von hier. Der Ort ist mir verleidet — und gar, wenn Sie nicht mehr hier sind! Gott weiß, wann wir uns wiedersehen! Aber ich lass' nicht ab — das dürfen Sie mir glauben, und bis dahin: Leben Sie wohl!“

XXIV.

Es war am Abend vorher gegen zehn Uhr geworden, als der Graf und Wegmann die Fähre am Neckar erreichten. Zuweilen wenn die Mondsichel aus den zerrissenen Wolken trat, glänzte der Schwall der lehmgelben Flußwellen, sonst war ringsum eine rauschende Finsternis, ein unsichtbares Gurgeln und Schäumen, ein leises, zitteriges Plätschern am Ufer und weiter draußen das eintönige, mächtige Brausen des erzürnten Stromes.

Da draußen hatte das Hochwasser seine volle Gewalt. Die rieselnden Schneerinnsale des Schwarzwaldes, die Frühlingsgüsse vom Himmel, die eilfertig von allen Höhen in Württemberg, Baden und Hessen niederhüpfenden Wildbäche, einten sich da zu einem ungestümen, rastlos sich erneuenden Wirbel, der immer wachsend seit dreißig Stunden das schmale Bergbett des Flusses überflutete.

Alles über den Haufen schwemmend, drängte Welle auf Welle nach Westen, dem Rheine zu. Ihnen entgegen pfiff das Thal hinauf der Märzwind. Wenn sein Hauch über die schwarze Wasserfläche hinstöhnte, schwoll das Rauschen mächtig an, die Wogen stauten sich zornig zischend gegen den Sturm und drückten sich ihm, durch die nachflutenden Massen gepreßt, in weißen Gischtkämmen entgegen — weiter — weiter — nach dem Rheine, nach dem fernen Ocean.

„Sie kutschiere ja direkt ins Wasser 'nein!“ Der alte Fährmann hielt die vor dem Flusse scheuenden Pferde mit seinen knochigen Fäusten am Kopfgestell, während Wegmann fluchend auf dem Bock sich zurück-

Digitized by Google

werfend, die Zügel an den Leib riß. „Sie wolle sich wohl umbringe und den Herrn da drinne und die Peerd'!"

„Dees is doch noch net der Necker!" schrie der Jäger und blickte mißtrauisch auf den Tümpel nieder, in dem die Vorderräder, die Hufen der Schimmel und die hohen Schmierstiefel des Fergen standen.

Der lachte: „Der Necker wird Ihne lang frage! Der hott net' emol den Herrn Amtmann gefragt, ob er üwwerlaafe derf! Aber freili, wann Sie's 'em sage — do macht der Necker, daß'r hamkummt. Uff Ihne hawwe m'r g'rab' gewartet!"

„Da ist wirklich schon der Neckar!" Graf Pius bog sich, aus seinem Brüten erwachend, über den Kutschrand.

„Jo, Herr! Deesmol is bees! 's laaft zuviel 'runner von den Berge un vum Himmel. Und er wächst alleweil noch! Mei' Haus is unner Wasser ... die Straß' is unner Wasser ... m'r möcht' rein die Krätsch' krieche vor Ärger. Basse Se norr uff, wann der Mond wieder 'rausschaut, was der Fluß alles mit sich hott — m'r glaabt's net!"

„Also Sie glauben, daß wir noch Mondschein kriegen?"

„Ha — bei dem Wind bleiwe die Wolke net gern beisamme! Sehen Se net da owwe die geele Streife? Dohinner schteckt er, der Mond! Awwer 's badd' nix! Rüwwer kann doch keins!"

„Sie wollen mich nicht überfahren!"

Der vierschrötige Fährmann lachte. „Liewer Herr ... ich hab' e Fraa daheim und finf Kinner. Ich werr' mich hüte."

„Aber Sie sind doch dazu verpflichtet!"

„Sunst freilich! Ich dhu', was ich kann. Ich fahr' Ihne durch's Treibeis durch mit'em ganze Kahn voll Marktweiwer — ich hawwe Ihne schon Rinne ins Eis gehau'n — jedde Morge neu — und bin hin- und hergefahre mit'em Kahn. Warum? Weil's mei' Brot is. Ich zahl'n dheuri Pacht — sag' ich Ihne, die will verdient sein. Aber bei dem Hochwasser — do schaff' ich keines 'nüwwer!"

Der Graf hörte die letzten Worte nicht mehr. „Was war denn das, Wegmann?" fragte er. „Es gab hinten so einen Stoß gegen den Wagen, wie wenn jemand abspränge!"

„Ich hab's aach g'hört, Herr Graf!" Der schwarze Jäger spähte mit seinen Katzenaugen ins Dunkel. „Awwer m'r sieht ja kaum die Hand vor den Aage!"

„Alleweil!" schrie der Fährmann und wies, seinen ölgetränkten Wetterhut gegen einen Sturmstoß festhaltend, mit der freien Hand nach oben. „Sie .. Herr! Alleweil guckt der Mond 'raus!"

Die beiden anderen achteten des Geräusches am Wagen nicht mehr und sahen nicht die schwarze Gestalt, die vorsichtig geduckt hinter ihnen dem Hause des Fährmanns zuschlich. Sie starrten hinaus auf die rastlos gleitende Wasserwüste, die jetzt der bläuliche Schein des Mondes enthüllte. Zwischen ihnen und den paar Lichtpunkten des Städtchens weit am anderen Ufer wälzte es sich erdfarben, dick wie weißschäumender Erbsenbrei in einem regellosen Schwall, hier glatt dahinschießend, da in tief ausgedrehten Wassertrichtern kreisend, dort wieder aufstarrende Felsen und Dämme mit Sprißfluten überschüttend und in breiten, vorüberstürzenden Wellenkämmen gegen den Sturm sich bäumend.

Weit draußen, mitten in den Wogen, zeigten noch krampfhaft nickende, kahle Obstbaumkronen und die spitzen, gleich mächtigen Hundehütten über den Flußspiegel aufstarrenden dreieckigen Dächer kleiner Bauernhäuser die eigentlichen Grenzen des Neckarbettes an, das jetzt in weiten Lachen und Tümpeln bis an den Waldrand hin spülte.

Allerhand Gegenstände trieben in der trüben Flut. Massenhaftes welkes Laub und Gras, Stallstreu und dürre Äste, Holzscheite, Planken, die Balkentrümmer eines Scheunenfirstes, dazwischen große dunkle Ballen, von denen man in dem unsicheren Licht nicht unterscheiden konnte, ob es ertrunkenes Vieh, weggespülte Fässer oder abgerissene Nachen waren.

Dann wieder tönte ein schrilles Kläffen. Ein Karren schwamm, sich fortwährend drehend, vorbei, und auf ihm stand, angstvoll mit eingezogenem Schweif in die Nacht hinein jammernd, ein kleiner Schifferspitz. Hinter ihm her schoß eine ungefüge Masse. Ein großes, mit den roten Sandsteinquadern der Odenwalder Steinbrüche bis zum Rande vollbeladenes Neckarschiff wurde von den Wellen dahingerissen, mit blinder Wucht und Schnelligkeit alles vor sich her zermal-

Digitized by Google

mend, die Baumkronen knickend, die Ecke eines Stalldaches mitnehmend, wie eine Kanonenkugel auf ihrer Bahn jedes Hindernis zerschellt.

„Gnad' Gott, wem selles Fahrzeug begegnet!“ murmelte der Jäger nachdenklich.

Sein Herr erwiderte nichts, sondern blickte auf den Fluß hinaus. Dies rastlose Strömen im Zwitterschein des Mondes auf den gelbschäumenden Wogen, dies gleichmäßige, feierliche Brausen einer entfesselten Naturgewalt, dies mahnende Stöhnen des Sturmes — ringsum die schwarzen niederen Wellenlinien der Berge und gegenüber wie trügerische Irrlichter blinkend die Lichtpunkte des Städtchens — das alles war von einem eignen Grauen erfüllt, von dem unheimlichen Gegensatz zwischen der gewohnten lachenden Lieblichkeit des Neckarthales und dieser plötzlich entstandenen finsteren Wasserwildnis.

„Herr Graf!“ sagte Wegmann plötzlich, ohne ihn anzuschauen. „Ich mein', 's is besser, wenn wir bald fahre!“

„Ja!“ Der andere wandte sich der Flutgrenze zu. „Vorwärts!“

„M'r müsse e Weilche warte, Herr Graf! Alleweil schiebt sich wieder e Wolke vor den Mond. Wann die fort is, stoße m'r ab! Unnerdes hol' ich beim Fährmann den Schallbaum un die Ruder. Das Boot hot'r gleich hinnerm Haus in dem Hohlgässel angehängt. Komme Se mit, Herr Graf, ins Zimmer!“

Außer der Frau des Fergen und ein paar in der Ecke schlafenden Kindern saßen dort noch mehrere Männer, durch das Hochwasser abgeschnitten, verdrossen beisammen in halblautem Gespräch.

„.. 's schteigt als noch!“ brummte der Forellenfischer. „Ich wollt' bloß, 's thät' die Fawrik owwe in Grund und Boden reiße!“

„Jo — die schteht fest!“ lachte der alte Schäfer, der in seinen blauen Wettermantel gewickelt, den langen Krummstab neben sich, an dem rotglühenden Ofen saß und emsig wie eine alte Frau mit seinen braunen Hornfingern an einem Wollstrumpf strickte, „Do kannscht lang warte!“

„Awwer die Fisch!“ Der andere schlug mit der Faust auf den Tisch und schob sich die blaue Schifferkappe ins Genick. „Die Fisch' — die derfe kaput gehn! Do frägt keins danach! Jetzt rührt's Hochwasser wieder den ganzen Dreck vum Bode! Die ganze Bach is voller Dreck und der Necker aach. Wann den die Fisch' in die Kieme kriege, no könne sie net mehr schnaufe! No müsse sie derschticke! Guckt norr 'naus! 's schwimmt jetzt schon alles voll doter Fisch'! Oh mei'! Was sinn dees für Zeite! Un wann's net der Necker is, so is es die Fawrik mit dem neumodische Giftzeug, oder der Schleppdampfer schmeißt mit seine Welle den Laich ans Ufer, daß er austrockne muß .. so oder so .. hin müsse die Fisch'! Ich möcht' schon bald lieber Schteine kloppe uff der Schossee!“

„Jo — jo!“ sagte der Holzhändler neben ihm finster und versank wieder in Brüten. Die anderen sahen ihn mit bedauerndem Kopfnicken an. Das Hochwasser hatte ihm einen Posten alter, zu Schiffsmasten bestimmter Schwarzwaldtannen vom Lager weggespült. Jetzt schwammen die mächtigen Stämme schon auf eigne Gefahr zerstreut nach Holland hinunter, und ihr Eigentümer hatte die größte Not, die da und dort ans Ufer getriebenen Bäume aufzusuchen und für sich mit Beschlag zu belegen. Und manchen fand er wohl überhaupt nicht mehr. Der war schon heimlich und in aller Eile irgendwo als gute Beute mit Axt und Säge zerkleinert und weggeschafft oder sonst auf unbekannte Weise verschwunden.

„Im Owwerland hot's e halbes Dorf mitgenomme ...“ sagte, wie um den Holzhändler zu trösten, ein Leinwandhausierer aus der Ecke. „Drei Mensche sin tot.“

Die übrigen erwiderten nichts, sondern rauchten still und gedrückt ihre Pfeifen. Aus der Scheune nebenan klang das klägliche Blöken der dort über Nacht eingesperrten Schafherde und von draußen, eintönig und endlos das Rauschen der Flut.

Der Jäger packte inzwischen das Nötige zusammen — ein paar derbe Handruder, eine lange Hakenstange und ein Seil — und zündete die Laterne an. Erst jetzt, als deren Licht im Winkel aufflammte, wandten sich die Köpfe der um den Tisch Sitzenden nach der Gruppe in der Ecke, und unverhohlenes Erstaunen malte sich auf all' den wettergebräunten Gesichtern.

Der alte Schäfer, der den Grafen erkannte, hatte seinen Strickstrumpf aus der

Digitized by Google

Hand gelegt und war ehrerbietig aufgestanden. „Ha — wo wolle denn die Herre jetzt hin?“ fragte er, und es zwinkerte ihm ungläubig-zweifelnd in den hundert Fältchen um die Augen und den Mund.

„Oh mei', halt's Maul!“ sagte Wegmann unwirsch und klappte die Laterne zu. „Wammer jedem Red' schtehe wollt', do könnt' ich lang bawwele!“

Auch der Forellenfischer schüttelte nachdenklich den Kopf, daß die Ohrringe blitzten. „In so ner Nacht?“ murmelte er zweifelnd. „In so 'ner Nacht!“

„Dens is e Nacht wie e anneri! Wer von euch will mitfahre? Der Herr Graf zahlt's 'em gut!“

Auf dies höhnische Angebot des Jägers trat tiefes Schweigen ein, und der dunkeläugige Geselle lachte geringschätzig! — „Schteigt mir den Buckel 'nuff!“ sagte er. „Wann ihr net mitfahre wollt, so redt't auch nix! Herr Graf!“ Er wandte sich zu dem totenbleich und fröstelnd in der Ecke lehnenden Schloßherrn. „Jetzt hawwe m'r bald wieder den Mond! Dann norr gleich druff, solang 's hell is.“

Einer der Männer schaute prüfend durch die Scheiben hinaus in die Nacht. „Ich möcht' norr wisse,“ sagte er nach einer Weile, „was dees für'n schwarzer Kerl is.“

„Wo dann?“

„Ha — da drauße tappt so 'n schwarzer Kerl 'erum — schon e ganze Weil'. M'r kann en net recht sehe!“

„Den habt ihr mitgebracht!“ meinte der Fährmann mit seiner tiefen Stimme. „Mir gedenkt's ganz deutlich, wie's uff eenmol gescheppert hot — hinne uff'm Wage, wie wann da eins abschpringe thät'! Der hot hinnerm Herrn Grafe gehockt und net emol ‚dank schön!‘ gesagt!“

„Wer wär' denn dees awwer?“

„E Stromer!“ Der Ferge blinzelte ebenfalls durch das Fenster. „E Handwerksborsch oder e Zigeuner. Im Frühjahr hot's 'ere viel! Do hot m'r sei' Plag' mit dem Volk. Ohne 'n Hund im Hof kammer net beschtehe!“

„Do geht's wieder drauße ums Haus!“ sagte der Fischer. „Alleweil so was Schwarzes! M'r meint, der hot Angst, daß er net gesehe wird!“

„Der wird schon wissen, warum er net bei geht!“ lachte der Fährmann. „Vielleicht is schon a Schandarm hinter'm her. Der möcht' auch übern Neckar un kann net!“

Der Jäger machte, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, auf den Fußspitzen ein paar Schritte nach der Thür. „A Schandarm!“ flüsterte er, als gelte es, ein Wild zu beschleichen. „Ich muß dees Bürschle da drauße doch emol anschaue!“

„Wie willst dann dees anschtelle!“ Der Fährmann hielt ihn zurück. „Der schpringt doch, wann er bloß die Thür' aufgehe sieht. Jo, ihr Männer . . . 's is e Kreuz! Letztes Johr hot mir aaner nachts den Nache abgehenkt un is damit bis Mannem gefahre. Der hot's eilig gehott, der Schote!“

„Hawwe se'n kriegt!“

„Ahhah! Krieg' du 'mol eins, wo erscht uffm Rhein is! Der läßt beschtens grüße un meint, Holland wär' aach e schön's Land!“

Aus unsrer Studienmappe:

Ölstudie von Peter Janssen.

Digitized by Google

Die brausende Finsternis draußen erhellte sich mit bläulichem Schein. Der Mond trat hervor, und alle standen schweigend auf.

„Adjee, Ihr Leit'!" sagte der schwarze Jäger. „Wann es jetzt ent . . ."

Er brach ab. Das wütende Gekläff eines Hundes drang hinter dem Hause hervor, dazwischen ein undeutliches Klirren und Rumpeln.

„Was hot denn mei' Scholli!" rief der Fährmann und stülpte sich den Wetterhut auf. „'s is hinne im Hohlgässel, wo's Boot liegt! Na wart'! Dir kumm' ich!"

Er lief hinaus. Die anderen hinterher. Der mit feinem Sprühregen erfüllte Wind umbrauste sie, daß sie blinzelnd die Augen zukniffen und sich im Halbdunkel längs des Hauses hintasteten.

Der Ferge, der Schritt und Tritt kannte, war weit vor ihnen. Bis zu den Knieen in dem leise plätschernden Uferwasser stehend, hielt er mit beiden Händen den Rand des Neckarbootes, das frei, einige Schritte von dem Lande entfernt, auf den Wellen trieb, und zerrte es zurück.

„Himmeldunnerwetter noch emol!" fluchte er durch das wütende Kläffen des Spitzes. „Hot der Kerl da drauße mir richtig schon den Nache losgemacht. Mit 'nem Feldstein hot er 's Vorhängschloß zerschlage! Wann der Scholli net uffgebaßt hätt'!"

Der „Joli", ein rüder, kleiner Bauernköter, winselte noch einmal auf und kroch dann, seufzend wie im Bewußtsein erfüllter Pflicht, in seine Hütte zurück. Die Männer standen dicht beisammen, an der mit lehmiger Flut erfüllten Gasse, die sonst zu dem jetzt tief unter Wasser befindlichen Landungsplatz der Fähre hinabführte, und sahen sich drohend nach allen Seiten um.

„Wo is er dann hin, der Kerl?" rief der Forellenfischer. Der alte Schäfer neben ihm deutete nachdenklich mit dem Krummstab irgendwohin in die Ferne, während die weißen Haarsträhne im Wind um das faltige Antlitz flogen. „Der hot sich lang weggemacht!" meinte er. „Sobald daß e Hund laut wird, so sieht so dauer, daß 'r leß is, und laaft, was 'r kann!"

„Vorwärts!" Der schwarze Jäger stieß ihn ziemlich unsanft beiseite und sprang mit einem Satz in das Boot, daß das auf dessen Boden hin und her spülende Regenwasser hochaufspritzte. „Ihr schwatzt mir lang gut! Wir müsse die Zeit nutze, Herr Graf! Der Mond bleibt net ewig draußen!"

Er half seinem Herrn hinein. „Den Schallbaum bei!" schrie er. „Die Latern'! So! Die schtecke wir da vorne hin — Sie setze sich unterdes dahin, Herr Graf! Ich schtoß' den Nache, solang' ich Grund krieg'! Nachher heißt's ruddere! Alleh! Alleh!"

Die eiserne Spitze der langen, in seinen starken Armen sich biegenden Stange knirschte auf dem überschwemmten Steinpflaster. Der Hochwasserkahn, ein plumper, wohl zwanzig Fuß langer Kasten, in dessen hinterem Teil die abgehobenen Sitzbänke und Bodenbretter als eine dunkle, wirr aufgetürmte Masse durcheinander lagen und emporstarrten, setzte sich langsam in Bewegung und schwamm durch das flache, unruhig im Schein der Laterne zitternde Wasser dem offenen Fluß zu.

„Sie sollte das Fahrzeug e End 'uffwärts schtoße!" murmelte der Fischer, ihnen mit sachkundigem Blicke nachschauend. Aber der Fährmann widersprach. „Sell leid't die Schtrömung net!" meinte er. „Die hot dir e Gewalt — da muß alles mit! Alleweil sind sie drauße! Do guck' norr, wie's die Latern' gleich 'nunnerzu's reißt!"

„Dees geht wie uff' der Eisebahn!" Der Schäfer schüttelte den Kopf. „Anwer sie halte fescht dawedder! Wann norr der Mond bleibt!"

Er hatte es kaum gesprochen, da wurde es wieder stockfinster um sie. Eine massige Wolkenwand deckte, vom Westwind gebläht, rasch den ganzen Himmel, und stärker und stärker rauschte in schiefgewehten Güssen der Regen hernieder. Man sah nichts mehr in der tiefen Dunkelheit, als ferne, wie in endloser Weite, eine Reihe zerstreuter Feuerpünktchen am anderen Ufer und dazwischen den unruhigen Glanz der Bootslaterne, der bald rasch nach abwärts glitt, bald wieder schaukelnd auf der Stelle sich blitzgeschwind zwei, dreimal im Kreise drehte.

Die Männer am Flusse verfolgten den Schein stumm, mit unverwandtem Blick. Er mußte jetzt schon ziemlich in der Mitte des Stromes sein. Seine Schwingungen wurden immer ungestümer und wilder im Wirbel der Wellen.

Zuweilen verschwand der Lichtstrahl für längere oder kürzere Zeit, wenn die mit

Digitized by Google

Blech verkleidete Rückseite der Laterne sich der Abfahrtrichtung zudrehte. Dann blinkte es wieder auf, ängstlich, zitterig, und verlosch abermals in der Nacht.

Jetzt war es wieder da, mitten in der unsichtbar rauschenden Wasserwüste. Und ein halblauter Ruf fuhr aus dem Mund der Zuschauer. Das Licht schwankte nicht mehr wie bisher! Es kämpfte nicht mehr mit dem Strom! Es glitt rasch mit den Wellen abwärts, als hätten die im Boote zu rudern aufgehört und überließen das Fahrzeug seinem Schicksal.

Und in der That stand der schwarze Jäger am hinteren Ende des Bootes aufrecht in Ruhe da und überlegte. Dann stieg er mit katzenartigen Schritten das Gleichgewicht wahrend, durch das am Boden schaukelnde Wasser auf die Bank zu, wo sein Herr saß und mit seinen schwachen Kräften ein Ruder in die Fluten tauchte.

Graf Pius sah beklommen die dunkel und unheimlich heranplätschernde Gestalt. „Was ist denn los, Wegmann? fragte er unsicher. „Warum hören Sie denn mitten im Fluß zu rudern auf?"

„Mitten im Fluß!" wiederholt der Waldläufer, vor ihm stehen bleibend mit einer ganz ungewohnt tiefen, rauhen Stimme. „Jo, Herr Graf — dees is der rechte Ort für das, was wir zwei mitenanner jetzt vorhawwe!"

„Was denn?" Sein Herr klammerte sich erschrocken an die Bank. „Was haben Sie denn vor? Was soll denn das?"

„Was dees soll?" klang es wieder wie ein Echo. „Dees soll heiße, daß die Zeit kumme is, wo wir abrechne — hier stört uns keiner! Hier sieht uns keiner! "

„Ja — was wollen Sie denn?" Die Stimme des Schloßherrn erstarb im Schrecken.

„Was ich will? Ich will net nach Mannem vors Schwurgericht kumme und nach Bruchsal ins Zellegefängnis! Dohin kummt m'r norr, wann Zeuge do sin. Hier sin ka Zeuge. Mitten nffm Necker. Do kann keiner vorm Gericht uff mich weise und schwöre: Der hot's gethan!"

„Was denn? . . . Mensch . . . was . . . was . . . ist denn?"

„Hab' ich Ihne net treu gedient, Herr Graf? Wie sich's gehört? All' die Jahr!?"

„Nun ja — und . .?"

„Un wie hawwe Sie mir's gelohnt? Wie e Schuft! Betroge hawwe Sie mich un beloge un um mei' Beschtes gebracht. Un gemacht, daß die Leut' hinner mir her gelacht hawwe, un ich hab' nix gemerkt — weil ich mir alles andere in der Welt gedenkt hab' — bloß nix Böses von Ihne. Awwer jetzt weiß ich's . . .

„Nein. Das ist ein Irrtum . . . Es ist . . ."

„Halte Sie's Maul! Die Elis' selwer hot's mir gesagt! Sell is jetzt sicher wie's Amen in der Kirch'! Sie sin mir in den Weg 'kumme! Wer mir in 'en Weg kummt, den mach' ich kalt! Sie sin der Erschte net!"

„Zurück, Mensch!" Die Todesangst gab dem Grafen einen plötzlichen Mut. „Unterstehen Sie sich . . ."

Der Waldläufer lachte wild auf. Wie zwei Stahlklammern krallten sich plötzlich seine sehnigen Fäuste in die schwächlichen Arme des anderen und hielten sie fest, während er ihn gleichzeitig mit dem Fuße hart an den Bootsrand, schon über ihn hinaus gegen den Wasserspiegel drängte. Der Mond war geschwunden. In der tiefen Dunkelheit, die die beiden ringenden und keuchenden Gestalten verhüllte, legte sich der Kahn schwer zur Seite, sein Rand netzte schon die Flut, und über ihn bog sich der schwarze Jäger, mit stählerner Kraft sein Opfer in die Tiefe zwängend und selbst mit dem zurückgestemmten rechten Bein sich sein Gleichgewicht in dem Verzweiflungskampfe wahrend.

Da plötzlich krachte es am Boden auf. Der Kahn war an eine Klippe gestreift und schwang sich schwer zur Seite rollend über sie hin. Der unvermutete Stoß warf den Büchsenspanner nach vorn, gegen das Wasser. Noch suchte er, während er den Halt verlor, mit dem Arm nach einem Stützpunkt. Aber schon packte ihn die freigewordene Rechte des anderen, der unter dem Anprall in die Wellen niederglitt, an der Brust und riß ihn mit sich in die Tiefe. Einen Augenblick strudelte und plätscherte es neben dem Kahn. Dann ertönte nur noch rings das einförmige Brausen der Wogen, und als der Mond wieder sein Silberzittern über den Wasserspiegel warf, da floß der Flutschwall glatt und leblos dahin. Nichts regte sich in dem rastlos zum Rheine rollenden Wellenzug als der Kahn, der steuerlos des Weges trieb.

Digitized by Google

Steuerlos, aber nicht leer. Hinten, wo die Bohlenbretter und Sitzbänke in wirrem Haufen aufgestapelt lagen, kauerte eine hagere, unheimliche Gestalt. Bei dem Stampfen und Keuchen des Kampfes war Bazaine aus seinem Versteck hervorgekrochen und hatte mit dem lauernden Ausdruck eines gejagten Raubtiers das Ringen seiner Todfeinde beobachtet. Jetzt lief ein verstörtes, schadenfrohes Lachen über sein Gesicht. Er kletterte nach vorn, wo die Ruder lagen, und tauchte sie in die Flut. Der Kahn gehorchte dem Druck. Er wendete sich zur Seite und strebte langsam dem Ufer zu.

„Jetzt schaffe sie wieder!“ sagte auf der anderen Seite des Flusses der greise Fährmann zu der ihn umdrängenden Gruppe von Männern. „E Zeit lang hawwe sie's Boot rein treibe losse. Warum, dees mag unser Herrgott wisse!“

„Der Wegmann wird halt müd' gewese sein!“ meinte der Forellenfischer. Aber der Schäfer lachte. „Jo — der und müd'! Dees gibt's bei deem net! Der hot irgend e Anstand mit dem Grafe gehabt . . . daß der net recht wohl geworre is vor Angst oder so was. Für den Mann is so e beese Fahrt nix!“

„Hab' du 'mal e krankes Kind!“ Der Ferge sprach das in verweisendem Ton und blinzelte in die Ferne. „Und er zwingt's ja, der Graf! Do guckt norr 'nüwwer!“

Die Männer blickten auf. Jawohl — jetzt war der Lichtpunkt auf den Wellen schon nahe am Ziel. Man sah deutlich, wie er in ruhigeres Wasser kam und endlich stehen blieb.

„Die Latern' is drüwwe!“ Der Schäfer hatte unwillkürlich seinen Hut abgenommen.

„Awwer gewackelt hot's!“ Der Fischer schüttelte anerkennend den Kopf. „Jo — der Wegmann! . . .“

Neben ihnen klang Hufgetrappel und Pferdeprusten. Ein großer, schwarzer Schatten, Roß und Reiter, tauchte aus der Dunkelheit.

„Guten Abend!“ sagte vom Pferd herab eine Stimme mit fremdartiger Betonung. „Ich soll fragen, ob der Herr Graf glücklich über den Fluß gekommen sind. Ich bin der Kammerdiener vom Schloß.“

Der Fuhrmann wies hinüber. „Do is die Latern'! Sehn Sie, wie das Lichtpünktche in die Höh' steigt? Do steige sie am Ufer 'nuff — der Herr Graf und der Wegmann!“

„Danke!“ Der alte Schotte wandte sein Pferd um und ritt sofort zurück.

Am jenseitigen Ufer suchte inzwischen Bazaine mit der Laterne die flußabwärts führende Straße. Das dunkel gewordene Boot hatte er gleich mit einem Fußstoß wieder in die Strömung hinausgeschnellt. Jetzt ließ er ihm, sowie er den festen Grund der Chaussee unter den Schuhen spürte, die ausgelöschte Laterne in weitem Bogen folgen, um alle Spuren seiner Überfahrt zu verwischen. Wenn er die Nacht durch rastlos lief, konnte er bei Morgengrauen in Mannheim sein. Dort kannte er sich aus und fand wohl einen holländischen Rheinschiffer, der ihn für Geld und gute Worte mit sich stromab und über die Grenze nach Rotterdam nahm.

Der finstere Geselle rannte, was er konnte. Er hatte Angst, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben. Und nicht vor Menschen, sondern vor solchen, die es gewesen waren. Immer wieder glaubte er in der stillen Nacht leise Schritte zu hören, er glaubte, den Kopf umwendend, zu sehen, wie der Graf und sein schwarzer Jäger mit bleich gewordenen Gesichtern und von Wasser triefend, hinter ihm her schlichen und ihm winkten. Er wußte genau: es war unmöglich, daß ein Mensch lebend in der Nacht diesen eiskalten Fluten entrann, er hatte selbst gesehen, wie die beiden, sich umschlungen haltend, für immer untergingen und nicht wieder in die Höhe kamen. Aber trotzdem warf er von Zeit zu Zeit scheue Blicke auf die pfeilschnell zu seiner Rechten im Mondglanz hinschießende Spiegelflut und verdoppelte dann, ein halbvergessenes, französisches Gebet vor sich hinmurmelnd, seine Schritte.

XXV.

„Was, Doktor?“ sagte der Fabrikant und schaute, sich in seinem Schreibtischsessel umdrehend, dem Besucher verblüfft ins Gesicht. „Du willst von hier fort? Jetzt gleich — sowie ich einen anderen Kassenarzt für dich gefunden habe? — Womöglich schon heute an diesem schönen Märznachmittag? Wo du dich eben hier häuslich eingerichtet und dein Laboratorium begründet hast? Mensch — Freund — Doktor — was ist in dich gefahren?“

Digitized by Google

Märkische Landschaft. Nach der Radierung von H. Hirzel.

Digitized by Google

Der andere erwiderte nichts. In Hut und Mantel, wie er vom Schloß gekommen, stand er da und brannte sich stirnrunzelnd eine Cigarre an.

„Fort will er!“ wiederholte der nervöse Fabrikherr. „Es ist nicht zum ... aber recht hast du! Ich thät's auch! Wenn ich nicht an diesen Kasten da drüben gekettet wäre ... Daisy!“ Er wandte den Kopf nach dem Nebenzimmer und verstärkte seine Stimme. „Daisy ... Weib meines Herzens ... hast du gehört ...? Die letzten Menschen wandern aus diesem Jammerthal aus und lassen uns allein in Sibirien zurück!“

„Ach — er geht ja doch nicht!“ rief die hübsche Amerikanerin aus ihrem Boudoir herüber, wo sie in einen englischen Roman vertieft saß. „Ich weiß schon, warum!“

Ihr Mann lachte, und sein Gast öffnete die Thüre. „Wir werden's ja sehen!“ sagte er. „Jetzt muß ich fort und Krankenbesuche machen!“

„Jetzt erst?“

„Ich war von zwei Uhr nachts bis jetzt auf dem Schloß. Der kleine Stammhalter war todkrank.“

Der Fabrikant pfiff durch die Zähne. „Sieh 'mal an! Und jetzt geht's besser!“

„Natürlich ist er außer Gefahr!“ sagte der Doktor beinahe grob. „Glaubst du etwa auch schon, daß ich die Leute umbringe? Wegen mir kann der kleine Graf neunzig Jahre alt werden und da oben auf dem Schloß sitzen. Um das räucherige Eulennest und die Tannenwälder herum beneide ich ihn doch nicht. Die gönn' ich ihm und seinen Nachkommen gerne'“

„Dich verstehe heute der Kuckuck!“ Der Fabrikbesitzer schüttelte den Kopf. „Um was beneidest du ihn denn dann?“

Aber der andere war schon wieder auf dem Flur. „Guten Morgen!“ sprach er kurz und ging das Dorf hinab in der Richtung nach dem Hause Irions.

Als er sich dem niederen Gebäude näherte, sah er einen Mann am Eingang stehen und schob prüfend den Zwicker zurecht. „Wahrhaftig!“ sagte er dann. „Sie sind's, Irion! Seit wann sind denn Sie wieder im Land!“

Der Monteur zuckte die Schultern. Sein hektisches Gesicht war noch bleicher wie sonst, und das resignierte, fanatische Lächeln trat noch deutlicher hervor. „Sie hawwe mich halt heute morge verhört, gleich nach der Einlieferung, und dann laafe lasse, so daß ich gerad' noch den Zug hierher hab' erwische könne! Ich hab's dem Gendarm gleich gesagt: 's is e Unfug, e Mann von seiner Arweit und seiner kranke Frau wegzuhole! Jetzt freilich ... vor Gericht komm' ich doch!“

„Wissen Sie, Irion!“ Der Arzt trat mit ihm in die Wohnung. „Ich an Ihrer Stelle thät' jetzt Ruhe geben mit Ihrem Zukunftsstaat! 's wird doch nichts draus! Glauben Sie mir!“

Da lachte der hagere Maschinenschlosser. „Ich und uffhöre!“ sagte er. „Do kenne Sie den Irion noch lange net! Do wär' ich der Rechte! Hier bleib' ich und hier thu' ich weiter agitiere — und wann sich der Gendarm grün und geel ärgert! Der Gendarm lebt aach von meinem Geld als Steuerzahler.“

„Und wie viel Feinde Sie sich dabei machen, das ...“

„Feind' hin, Feind' her — sell is mer egal! Der Direktor kann mich net entlasse. Er braucht mich. Bei dem hab' ich mei' Lohn und Brot! Und wer sonst kummt, der ... ich weich net! Ich hab' mei' Ziel. An dem halt' ich fest! Lasse Sie nur noch mehr Fawrike hier 'rum gründe — für alles andere sorg' ich, der Irion! Ich lass' net locker! Ich agitier'!“ Er hustete kurz auf. „Und vielleicht leb' ich noch so lange, daß mich die Männer hier in 'n Reichstag schicke! 's kummt die Zeit, Herr Doktor! 's kummt die Zeit, Herr Doktor!“

„Ach, Unsinn!“ sagte der andere barsch. „Jetzt will ich 'mal nach Ihrer Frau sehen!“

Aber während er allein an dem Krankenbett neben der ruhig Schlafenden saß, gingen ihm die Worte des Monteurs immer wieder durch den Sinn. „Ich weich' net! Ich hab' mei' Ziel! An dem halt' ich fest!“ Hatte er nicht auch sein Ziel hier in dem engen Thal — seine Arbeit — das Laboratorium da drüben? Sollte er das alles im Stich lassen? Und warum? Er begriff plötzlich die Anwandlung von Schwäche nicht mehr, die ihn vorhin bei dem Fabrikanten übermannt, und ging, wieder ruhig und fest geworden, auf die Straße hinaus, wo der Irion mit dem Pilgerle und seinem Weiblein stand.

Die beiden runzeligen, alten Leutchen

Digitized by Google

hatten schwere Sorgen. Nahm ihnen doch das Hochwasser ihr gewohntes Brot, die tägliche Fahrt mit dem Karren nach der Stadt. Aber sie lächelten freundlich wie immer. Denn sie wußten ja ganz genau durch den Herrn Kaplan: Alles Ungemach im Leben war eine göttliche Prüfung, die man nicht nur ertragen, nein, über die man sich noch dankbar und demütig freuen mußte! Und so verschwand, mochte auch Leidenschaft und Sorge ringsum im Thale nisten, eine stille, hoffnungsvolle Heiterkeit nie von den beiden welken, von weißem Haar umrahmten Kindergesichtchen.

Jetzt eben zog das Pilgerle respektvoll den Hut tief bis zur Erde. Seine beiden Freunde und Gönner im Leben kamen vorbei, sein vornehmer Umgang, auf den er so stolz war, der Herr Kaplan, und zu seiner Linken der Stadhalter vom Grenzhof.

Beim Anblick Irions blieb der greise Bauer stehen, ohne daß sich in seinen streng gefurchten, lederharten Zügen etwas regte. Offenbar wollte er nicht an dem verhaßten Menschen vorbei. „Jetzt kehr' ich um, Hochwürden!" sprach er gedämpft. „Sonst wird mir der Weg zurück zum Hof zu streng! Ja — lache Sie norr ... ich werd' alt und wie ich Ihnen gesagt hab': ich mag nix mehr wisse von der Welt! 's wird Zeit, daß man sich auf sei' ewiges Leben vorbereitet! Mir is als nachts, als hört' ich mei' selige Fraa und die spricht: ‚Du kummst bald zu uns! Mach' dich bereit, Mann!' Sell will ich jetzt! Ich will mich zur Ruh' setze und kei' weltliche Sorge mehr hawwe. Alleweil liegt mei' Sohn noch und schnarcht. Aber emol muß er doch sogar e' ‚Kriegervereinsrausch' ausgeschlafe hawwe, und dann geh' ich mit 'em uffs Amt, und wir mache alles richtig, daß er den Grenzhof übernimmt. Do mag er dann mit seine Mann'emer Dragoner alle Tag' die Wacht am Rhein spiele losse und Hurra dazu kreische, wann's ihm Bläsier macht. Mich geht das nix mehr an. Ich versteh' das neue Wesen net!"

Der Kaplan nickte.

„Ich bin e katholischer Christ!" fuhr der alte Hofbauer fort, und der feierliche Zug, der in letzter Zeit sich in den tausend Runzeln des glattrasierten, an alte Römerköpfe erinnernden Antlitzes eingegraben hatte, verstärkte sich noch. „Und darum, Hochwürden — wann Sie jetzt nach Afrika gehn wolle und den armen Heiden das göttliche Licht bringe — was ich dazu thun kann, dees geschieht. Ich bin froh, wann ich an sellem heiligen Werk mithelfe darf! Dees nutzt mir im Himmel, was ich hier noch in der letzten Stund' zur Vergebung meiner Sünden thu'! Also was dees betrifft, do könne Sie sich auf mich verlasse, Herr Kaplan!"

Er drückte ihm die Hand und wanderte mit langen Schritten, auf seinen Stock gestützt, heimwärts. Das Spiel des Windes bauschte die Schöße seines altmodischen langen Rockes und ließ seine langen Haarsträhne flattern. Er sah nicht, wie sonst der Bauer thut, prüfend nach den Feldern rechts und links. Den müden Blick geradezu gerichtet, dem Leben im Thale schon völlig entrückt, stieg er empor zur Höhe und verschwand im Wald.

„Lauf' doch nicht so, Kaplan!" rief inzwischen der Kassenarzt dem jungen Priester zu, der, die Augen auf dem Boden und sogar ohne den schüchtern-ehrerbietigen Gruß des Pilgerle zu beachten, allein seinen Weg fortsetzte. „Ich geh' mit dir!" Und zu Irion gewendet, fuhr er fort: „Ich denk', Ihre Frau kann bald wieder aufstehn! Aber in die Fabrik läuft sie mir vors erste nicht! Guten Morgen!"

Er gesellte sich zu dem Kaplan. „Also wirklich?" frug er ernst. „Du willst wirklich nach Afrika, Hochwürden?"

Der andere nickte. „Ja. Jetzt ist's entschieden. Wo's noch fehlt, hilft mir der alte Kaltschmidt aus. Du hast's ja gehört!"

„Und wenn du am Fieber stirbst, da drüben?"

Der Kaplan sah wider seine Gewohnheit in die Ferne. Sein derber, junger Bauernkopf schien sich in den letzten Tagen durchgeistigt zu haben. Er war bleich geworden, und in den Augen lag ein schwärmerischer, fanatischer Glanz. „Lieber Doktor!" sagte er. „Ob wir leben oder sterben ... 's is ein und dasselbe. Das begreifst du natürlich nicht. Denn deine Aufgabe ist es eben, die Menschen am Leben zu erhalten, meine aber, sie auf den Tod vorzubereiten, und am ersten natürlich mich selber! Das hab' ich jetzt gethan und hab' was durchgemacht ... was Großes!"

Digitized by Google

„Ich auch!“ sagte der Doktor. „Bloß daß ich deswegen nicht gleich zu den Wilden lauf' und mich vor mir selber versteck'! Ich bleib' hier in seinem Laboratorium wie der Soldat auf seinem Posten. Aber daß ich dir nicht Unrecht thu' — ich hab' auch vorhin so eine dumme Anwandlung gehabt ... Unsinn! Vorbei ist's! Geh' du zu den Negern und ich zu den Bacillen! Du hast recht! 's is ein und dasselbe! Wir sind nicht zum Vergnügen auf der Welt!“

Hinter ihnen tönte rasch näher kommendes Räderrasseln. „Herr Kaplan!“ rief eine rauhe Stimme. „Halten Sie doch, Kutscher, zum Donnerw ... Verzeihung, Hochwürden! Ich danke Gott, daß ich Sie treffe!“

Die altmodische Karrosse hemmte ihren Lauf, und aus ihr stieg die hagere Riesengestalt des Freiherrn von Froningen etwas steif geworden zu Boden. Als er den Arzt erblickte, verfinsterten sich seine ohnedies ernsten Züge. Er grüßte ihn flüchtig und hochfahrend und drückte dann dem Kaplan die Hand.

Der sah ihn betroffen an. „Was ist denn, Herr Baron? Es ist doch kein Unglück geschehen?“

Der alte Odenwälder Junker zuckte die Achseln. „Hoffentlich nicht! Waren Sie heute schon oben im Schloß?“

„Ich nicht! Aber der Doktor! Die ganze Zeit!“

„Ihr Enkelkind ist jetzt außer Gefahr!“ sagte der Kassenarzt. „Wenn Sie also das hergetrieben hat ...“

„Das auch — obwohl ich nicht ahnte, daß es so ernst war. Aber eine Frage: Ist mein Schwiegersohn oben?“

„Nein! Der Herr Graf ist mit seinem Jäger heut nacht nach der Stadt gefahren. Seitdem hat man von ihm merkwürdigerweise nichts mehr gehört. Aber der Diener und die Leute an der Fähre wollen deutlich gesehen haben, daß die Laterne ...“

„Ja ... das Boot ist freilich drüben!“ Der greise Junker strich sich verstört den buschigen, grauen Schnurrbart. „Das wissen wir! Herrgott ... wenn das wirklich wahr wäre ...“

Er brach ab. „Ach was!“ sagte er nach kurzer Pause energisch und mit lauter Stimme: „Ein Landstreicher! Wer kann auf das Geschwätz eines Landstreichers etwas geben! Sie haben nämlich solch einen Kerl heute in aller Gottesfrühe, fünf Stunden von hier unterhalb, am Neckar auf dem anderen Ufer festgenommen, weil ein Steckbrief auf ihn paßt, und ihn, weil das Individuum vorgab, nur französisch zu verstehen, zu meinem Vetter geführt, der dort Oberförster ist, damit der aus dem Menschen klug wird. ..“

„Nun, Herr Baron — und da?“ drängte der Kaplan.

„Da fängt der Kerl — ein gewisser Bazaine von einem hiesigen Grenzhof, wenn mir recht ist — fängt der an, immer auf französisch zu heulen und zu schwören: daß er Deserteur sei, wolle er zugeben! Aber köpfen dürfe man ihn nicht. Denn den Mord habe er nicht begangen! Ganz gewiß nicht. Er sei zwar versteckt mit im Boot gewesen, aber gestritten hätten sich die beiden miteinander ganz allein — weswegen, wisse er nicht, weil er kein Deutsch verstehe — und hätten mit einander gerungen und schließlich einer den anderen ins Wasser gestürzt. Und dort seien sie in der Nacht umgekommen. Aber nicht durch ihn, obwohl es seine Feinde gewesen seien, die ihn bei der Behörde angezeigt und von dem Grenzhof vertrieben hätten.“

„Also kennt er sie?“ Die Stimme des Kaplans bebte vor Erregung. „Kannte er die Namen?“

„Der Graf von Wodenstein und sein Jäger!“

Die beiden anderen sahen sich an. Es war einen Augenblick tiefe Stille.

„Mein Schwiegersohn!“ fuhr der alte Odenwälder fort. „Wie das mein Vetter, der Oberförster, hörte, glaubte er es nicht, aber er hielt es doch für geraten, mir Nachricht zu geben. Ich wohne ja ziemlich gerade gegenüber, und ein Fischer wagte es und fuhr auf mein Ufer herüber und brachte mir den Brief. Da dacht' ich: ‚Es ist am besten, du siehst selbst nach!‘ und ließ anspannen! Na ... und da bin ich nun!“

„Aber es ist ja undenkbar!“ sagte der junge Priester. „Ein so treuer Diener wie dieser Wegmann! Ich kenne ihn wohl!“

„Natürlich ist's Unsinn! Aber andererseits — wie kommt dieser Vagabund dazu, derlei zu erfinden? Er müßte doch einen Grund haben! Und es gibt nur einen Grund ... er hat die That doch selber begangen ... aus Rache ... und sich dann

Digitized by Google

die Geschichte von dem Zweikampf zurechtgelegt . . ."

„Wenn das so wäre . . ." Der Kaplan schüttelte verstört das Haupt „. . . ja . . . aber was nun thun!"

„Wir müssen vor allem aufs Schloß um dort Erkundigungen einzuziehen . . . telegraphieren . . . irgend etwas! Ich bin darum so froh, daß ich Sie treffe, Hochwürden. Ich bin ungeschickt in derlei Sachen. Ich kann mich vor meiner Tochter nicht verstellen. Sie kennt mich zu gut. Sie merkt sofort, daß was los ist! Aber Sie, Herr Kaplan . . . und Sie . . . Herr Doktor . . . ich möchte Sie heute doch bitten, mitzukommen! Sie haben doch den meisten Einfluß auf sie!"

Der andere bejahte. Stumm und eilig stiegen die drei, der Arzt, der Priester und der Junker, die Höhe zu der Burg empor. Als sie sich dem Park näherten, zwinkerte der päpstliche Kämmerer zweifelnd mit den Augen.

„Das ist doch meine Tochter!" murmelte er „. . . die da am Eingang steht. Sie muß uns gesehen haben und uns entgegengegangen sein . . ."

„. . . und wie sie aussieht . . ." fügte er nach einigen hundert Schritten hinzu. „. . . ganz starr im Gesicht . . . gerade als ob sie schon wüßte . . ."

Sie hatte seine letzten Worte gehört. „Ich weiß es auch, Papa!" sagte sie ruhig und tonlos. „Er ist tot. Wegmann hat ihn umgebracht . . ."

Die drei Männer traten erschrocken zurück.

„Er hat es ihm gestern abend geschworen!" fuhr sie fort. „Nach einem Gespräch . . . eben hier . . . mit Elise — und ist dann gleich mit ihm hinaus gefahren in die Nacht und zum Neckar. Es konnte sich nicht besser für ihn treffen. Als Elise aus dem Park kam, waren sie schon weg. Da sprang sie in ihrer Verzweiflung ins Wasser. Jetzt erst, vor einer Viertelstunde ist sie zu sich gekommen und hat es mir gestanden! Zu spät! Nicht wahr, Papa — es ist zu spät!"

„Ja," sagte der alte Odenwälder und senkte den grauen Kopf.

Sie wendete sich von den Männern ab und ging langsam an den Rand der Parkmauer. Dort blieb sie stumm stehen, den Blick in die Ferne gerichtet, wo hinter den Bergen die unsichtbaren Wogen des Neckars schossen.

Nach einer Weile trat der Arzt neben sie. Sein Freund wollte ihm folgen, aber der Junker hielt ihn zurück und führte ihn sachte abseits. „Lassen Sie nur, Hochwürden!" sagte er. „Lassen wir die zwei! Jetzt, wenn's so von oben her in unser Leben eingreift, ist doch jedes Wort überflüssig. Selbst das Ihre!"

Und auch die beiden an der Parkmauer sprachen nichts. Sie schauten hinaus in die blaue Weite. Im Sonnenglanz, von wolkenlosem Himmel überwölbt, lag rings die Waldwelt — in jener ersten, jungfräulich herben, ahnenden Frühlingsstimmung, in der nach langer Dämmerzeit das ewige Wunder sich erneut, der Tod lebendig wird, ein neues Dasein sich stürmend, lachend und unbekümmert seiner selbst froh aus den Tiefen zum Licht des Lenzes emporringt.

Unter den Ulmen auf der anderen Seite des Parkes gingen die drei Greise ihren gewohnten Weg. Sie wußten noch von nichts. Und ebenso ahnungslos schlummerte da oben, wo der Märzwind leise mit den Fenstern des Kinderzimmers spielte, der kleine Kranke der Genesung entgegen. Als sei nichts geschehen, sproßte ringsum das Land und blühte der alte Stamm, der es seit Jahrhunderten überschattet, in jungem Grün. Ein welker Ast nur war zu Boden gefallen, ein abgestorbenes Menschenschicksal hatte sich vollendet, ohne eine Lücke hinter sich zu lassen, und weiter und weiter rollten ruhig die Tage und rollten dort drüben die Fluten des Neckars.

Sie griff, ohne ihn anzusehen, nach seiner Hand und hielt sie fest. Er nickte ihr zu. Sie verstanden sich, ohne die Erinnerung an den, der nicht mehr war, durch Worte zu entweihen.

„Aber recht haben Sie doch gehabt!" sagte er endlich. „Keiner von uns lebt sich selber. Wir alle drei haben um das Kind da oben schwer mit uns gerungen und ihm das Beste geopfert, was wir hatten — der dort sein Leben, wir beide unser Lebensglück. Und gerade weil wir's opferten, haben wir's zurückbekommen, und wissen jetzt, daß wir ein Recht haben, glücklich zu sein . . ."

Digitized by Google

Goethes Faust in der französischen Kunst.

Von

Dr. Alexander Tille,

Dozent an der Universität Glasgow.

Mit einem Einschaltbild und dreizehn Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Unter den großen Bilderkreisen zu Goethes „Faust," welche noch in Goethes eigne Tage fallen, ragen nur zwei als bedeutsame Werke der Kunst hervor, die zwölf Doppelfolioblätter des berühmtesten Zeichners der Zeit, Peter Cornelius, und die siebzehn Lithographien des französischen Romantikers in der Malerei, Eugène Delacroix. Beide hat Goethe gekannt, wie er die Faustbilder von Nauwerck, Retzsch und Nehrlich kannte, und zu beiden hat er mit seiner ganzen künstlerischen Persönlichkeit Stellung genommen. Es ist eine seltsame Aufgabe für einen Dichter, über die zeichnerische Verkörperung seiner eignen Wortschöpfungen zu Gericht zu sitzen. Das Maß von Aufmerksamkeit, das der Maler dem Dichter erweist, indem er sich an sein Werk anlehnt, wird nur allzuleicht eine freundliche Voreingenommenheit auf Seiten des so Geschmeichelten erzeugen, die ihm den Blick für eine unbefangene Würdigung der Bilder trübt. Ja noch mehr. Wo seine eignen Absichten zufällig ganz getroffen sind, da wird er selbst künstlerisch Mittelmäßiges leicht schön finden, wo sie verfehlt sind, da wird er auch der höchsten Kunstleistung nicht willig die volle Anerkennung zollen, die sie verdient. Goethe war nicht so leicht geschmeichelt, und seine eignen künstlerischen Neigungen, die ihn noch als jungen Mann in Zweifel hielten, ob er eigentlich von der Natur zum Maler oder zum Dichter bestimmt sei, die ihn sein Lebenlang zu furchtlosen Versuchen mit dem Stifte anreizten und die ihn sich zeitweise als selbständigen bildenden Künstler fühlen ließen, bewahrten ihn vor reinen Stümperurteilen auf dem Kunstfelde. Cornelius und Delacroix hatten sich beide zum Ziele gesetzt, der Tragödie Ersten Teil zu illustrieren; beider Bilder traten dem Dichter zuerst durch Freunde nahe; von beiden sah er zuerst nur Proben und schließlich die vollständige Reihe; mit beiden hatte er mehrfach Gelegenheit sich zu beschäftigen, bei beiden spielte das Urteil über das bereits Geleistete und die Erwartung auf das Künftige eine Rolle; bei beiden konnte der Dichter das endlich Vollendete an den Bildern messen, die ihm jahrelanges Warten unter dem Eindruck des früher Geschauten in seinem

„Was grinsest du mir, hohler Schädel, her?"
Von Eugène Delacroix.
Nach: Fauste, ins Französische von M. Albert Stapfer übertragen. Ch. Motte et Sautelet, Paris, 1828.

Digitized by Google

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?
Von Eugène Delacroix.
Nach: Faust, ins Französische von M. Albert Stapfer übertragen. Ch. Motte et Sautelet, Paris, 1828.

eignen Hirn erzeugt hatte. Die Eindrücke, welche die beiden Bilderkreise auf ihn machten, waren also gleich eindringend. Und doch welch ein Unterschied zwischen beiden!

Als der Kölner Kunstherold Sulpice Boisserée im Mai 1811 Goethe ein paar Faustblätter seines Freundes Cornelius vom Rheine mitbrachte, da empfand Goethe wohl das zeichnerische Genie, das aus diesen lichtdurchglänzten Aktstudien sprach — aber gegen das Zuviel an Lichtheit, Helle und Klarheit in den Bildern zu seiner düster-verwegenen Tragödie bäumte sich seine Natur auf. Dieser ernste, ruhige Philister Faust schien ihm wie eine Übersetzung der Sturm- und Drangjage vom Doktor Faust ins Rationalistische. Dieser Faust war nicht der Mann, der durch die ganze Welt menschlicher Kenntnis gewandert war, sondern ein Fachgelehrter, für den jenseits seines Wissensgebietchens die Welt mit Brettern vernagelt war. Seines Lebens Grenzen waren nicht die Grenzsteine eines halben Jahrtausends. Er träumte nicht von der Einheit der Natur, war unberührt von Spinozas Zweifeln und nichts weniger als schrankenlos in seinem Streben. Das trübe Lampenlicht des Alltagdaseins schien hier aus jeder Ecke wieder, erhellte jeden Winkel im Studiergemach, in Wald und Flur. Für einen gespenstischen Pudel und all den romantischen Zauberspuk der Hexenküche, für den Blocksberg und den Erdgeist war in diesem Bilderkreise kein Raum. Ja das trübe Lämpchen schien selbst bis in die Brust der Personen und ließ keine Falte in ihrem Herzen, kein Sehnen und kein Zittern, kein Ahnen und kein Suchen in ihrem Inneren unentdeckt. Wie jeder Beinmuskel nach sorgfältigen Studien herausgearbeitet war, als ob er der Hauptinhalt des Bildes sein sollte, so standen die Figuren der Menschen des Faust da auf dem Hintergrunde einer alltäglichen Staffage. War das die Umwelt, in der Faust gegrübelt hatte, verzweifelt war, gebraust, gerast, geliebt und gelitten hatte? Kostümtreue, soweit die Zeit mit ihren unvollständigen kulturgeschichtlichen Kenntnissen eben solche kannte — sie allein that's nicht. Und gegen diese Art von Alltagsmenschentum bäumte sich das Faustische in Goethe hoch empor. In einem freundlichen Briefe verwies er den Künstler auf Dürers Gebetbuch, das ihn ungemein angezogen hatte und in dem Cornelius wohl lernen könnte, was ihm fehlte. Altdeutscher Geist, meinte er, sei sicher das Richtige, aber in Tracht und Haltung wünschte er mehr Freiheit.

Zehn Jahre waren seit dem Erscheinen der vollständigen Faustbilderreihe von Cornelius vergangen. Immer entschiedener war die Welt ins Zeichen der Romantik getreten. In Frankreich wetterleuchtete es schon von romantischem Unterfangen im politischen Leben. Da brachte im November 1826 der Oberbaudirektor Coudray Goethe zwei Steindrucke aus Paris mit, die der damals siebenundzwanzigjährige Delacroix gezeichnet hatte, dessen Stern sich eben im Aufgehen befand. Sie waren als Probeblätter für eine ganze Bilderreihe zu Faust ausgegeben worden. Es war der

Digitized by Google

Ritt am Rabenstein und Auerbachs Keller. Goethe zeigte sie Eckermann, und Eckermann hat uns den Eindruck aufbehalten, den Goethe von ihnen erhielt. „Faust reitet ein schwarzes Pferd, das in gestrecktestem Galopp ausgreift und sich so wie sein Reiter vor den Gespenstern unter dem Galgen zu fürchten scheint. Sie reiten so schnell, daß Faust Mühe hat, sich zu halten; die stark entgegenwirkende Luft hat seine Mütze entführt, die, von dem Sturmriemen am Halse gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat sein furchtsam fragendes Gesicht dem Mephistopheles zugewendet und lauscht auf dessen Worte. Dieser sitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Wesen. Er reitet kein lebendiges Pferd, denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht von nöten, denn schon sein Wollen bewegt ihn in der gewünschten Schnelle. Er hat bloß ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß: und da genügt es ihm, ein bloß noch in der Haut zusammenhängendes Gerippe vom ersten besten Anger aufzuraffen. Es ist heller Farbe und scheint im Dunkel der Nacht zu phosphoreszieren. Es ist weder gezügelt noch gesattelt, es geht ohne das. Der überirdische Reiter sitzt leicht und nachlässig, im Gespräch zu Faust gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft ist für ihn nicht da, er wie sein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt."

Goethe hatte an dem geistreichen Bilde seine helle Freude und scheute sich nicht zu bemerken: „Da muß man doch gestehen, daß man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht hat." Er sah in Delacroix ein großes Talent, das gerade am Faust seine rechte Nahrung gefunden habe. Die Franzosen tadelten an ihm seine Wildheit, allein hier komme sie ihm recht zustatten. Er werde, wie man hoffe, den ganzen Faust durchführen, und Goethe freute sich besonders auf die Hexenküche und die Brockenscenen. Er glaubte in den Bildern zu lesen, daß der Maler das Leben recht durchgemacht habe, „wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beste Gelegenheit geboten." Eckermann machte die nicht allzu geistreiche Bemerkung, daß solche Bilder zum besseren Verstehen des Gedichts sehr viel beitrügen,

„Was weben die dort um den Rabenstein?"
Von Eugène Delacroix.
Nach: Fauste, ins Französische von M. Albert Stapfer übertragen. Ch. Motte et Sautelet, Paris, 1828.

Digitized by Google

Am Brunnen.
Stich von Leop. Flameng nach dem Gemälde von Ary Scheffer.

und Goethe antwortete: „Das ist keine Frage, denn die vollkommenere Einbildungskraft eines solchen Künstlers zwingt uns, die Situationen so gut zu denken, wie er sie selbst gedacht hat. Und wenn ich nun gestehen muß, daß Herr Delacroix meine eigne Vorstellung bei Scenen übertroffen hat, die ich selbst gemacht habe, um wie viel mehr werden nicht die Leser alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!“

Den lebendigen Eindruck, den Goethe durch die beiden Probeblätter erhalten hatte, schwächte die Zeit nicht ab. Im folgenden Jahre ließ er seine Meinung darüber drucken. Die Blätter, sagte er, seien zwar bloß flüchtige Skizzen und noch etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effekt berechnet. „Wahrscheinlich gelingen dem Künstler die übrigen wilden, ahnungsvollen und seltsamen Situationen gleichfalls, und wenn er sich dem Zärteren auf irgend eine Weise zu fügen versteht, so haben wir ein wundersames, in jenes paradoxe Gedicht harmonisch eingreifendes Kunstwerk nächstens richtig zu erwarten.“ Wieder verging ein Jahr, da erschienen endlich die siebzehn Bilder Delacroix's in der Stapferschen Faustübersetzung. Goethes Auge weilte mit Wohlgefallen auf diesen dunklen Blättern, und er faßte sein Urteil über sie dahin zusammen, dieser Künstler habe alles ursprünglich Düstere im Faust ebenso aufgefaßt und den unruhig strebenden Helden mit gleicher Ungeduld des Griffels begleitet; er habe hier in einem wunderlichen Erzeugnis zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohestem und Zartestem, und zwischen welchen Gegenständen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben möge, sich heimatlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen.

Eugène Delacroix war in der That ein seltsames Talent, bei dem die Fähigkeit, grandios zu zeichnen und der Hang zum Ideellen einen wunderbaren Bund geschlossen hatten. In ganz ungewöhnlichem Maße

Das büßende Gretchen in der Kirche.
Stich von C. W. Mieling te's Hage nach Ary Scheffer.
Lithogeaphie aus Kunst-Kronijk, Zevende Jaargang.
Gravenshage, 1846.

Digitized by Google

ließ er sich von Dichterworten inspirieren. Sein erstes Bild war an die Göttliche Komödie angelehnt gewesen. Dante und Virgil auf dem Sumpfe der Zornmütigen hinfahrend — das war sein Gegenstand. Jetzt hatte er sich in den Faust eingelebt, und das Grauenvolle, Dämonische in ihm empfunden, wie seitdem kein anderer Maler wieder. Mit dem schwarzen Stift hat er seine Bilder gezeichnet. Nur bei der „Erscheinung des Mephistopheles“ 1827 hatte er die lebendige Farbe zu Hilfe gerufen, wie er dann auch später auf sie zurückgriff. Sein Gemälde „Gretchen in der Kirche“ erregte 1846 im Salon dieselbe Teilnahme, wie zwei Jahre später sein „Tod Valentins“. Auf diesen Bildern ist Leben, heißes, heftiges, fieberhaftes, strudelndes Leben. Die Herzen schlagen, die Hände verschlingen sich, die Degen durchbohren Herz und Rippen. Packende dramatische Wirklichkeit und ein Hauch von Ironie über dem Ganzen; bei den Ölgemälden hart zusammenstoßende Farben und eine eigenartige Energie der Körperhaltung, durch die das Bild sich dem Beschauer unwiderruflich in den Sinn bohrt; bei den schwarzen Lithographien ein verwegenes Aufschreien gegen alle Vernunft, eine Grobheit, gegen die die Arbeit der Radiernadel wie ein zimperliches Dämchen neben der robusten Marktfrau erscheint, und eine innere Unruhe, die das Auge immer von einem Bilde zum nächsten fliegen macht — das sind die Hauptzüge dieser Bilder.

Gleich Delacroix' erstes Bild zeigt seine Eigenart. Der maßvoll schöne Prolog im Himmel ist kein Gegenstand für ihn. Nur Mephisto, der Teufel mit Krallen, reizt ihn darin. Und ihn zeichnet er, wie er sich nach dem Gespräch mit Gott niederstürzt auf die Erde, unter ihm eine friedvolle Stadt mit Schloß und Münstertürmen, über der am Horizonte der volle Mond steht, davor stilles Wasser, in dem ihre Schatten sich strecken — schimmernde Helle neben tiefem Dunkel.

Delacroix ist der erste Faustillustrator überhaupt, der es gewagt hat, sich an den gedankenschweren Eingang der Tragödie zu machen, und uns in Fausts einsames Arbeitszimmer führt. Einer Hängelampe Licht fällt auf den Tisch, auf dem, zwei Bücher krönend, ein Totenschädel liegt. Faust stützt die Hand auf den Tisch und starrt dem Schädel in seine leeren Augenhöhlen. Sein Gesicht erscheint fahl, fast fleischlos. Ein schwindsüchtiger Ausdruck liegt auf Wangen und Augen, noch verstärkt durch die scharfen Grenzlinien des dünnen, dunklen Bartes. — Während am Ostertage Burschen und Mädchen draußen den Reihen tanzen, sitzt er mit seinem Famulus an der Wegseite. — Eben ist die Sonne unter den Gesichtskreis gesunken. Noch erhellt ihr Wiederschein einen Teil des Himmels. Es dunkelt. Da beginnt der Pudel seine Kreise zu ziehen, während die beiden Gelehrten dem Abend zu über die Höhen wandeln. Die Pudelaugen leuchten wie Feuer, während sich das Tier dicht hinter Faust niederduckt. — Faust hat den Pudel mit nach Haus genommen, und die Beschwörung hat ihre Kraft bewiesen. Als des Pudels Kern tritt ihm ein fahrender Scholar entgegen, oder vielmehr ein fahrender Ritter, dessen langes

Faust, Mephisto und Gretchen. (Walpurgisnacht.)
Nach dem Gemälde von Ary Scheffer.

Digitized by Google

Schwert diesem bis zur Mitte der Brust ragt. Faust im akademischen Kleid, der sich halb erschreckt, den Blick noch dem Beschwörungsbuch zugewendet, vom Sitz erhebt, ist hier eine edle Erscheinung. Er hat das Äußere eines vornehmen französischen Advokaten, und man könnte meinen, er hielte eben mit französischer Lebhaftigkeit ein Plaidoyer ab, während der Angeklagte, Mephisto, zur Unzeit seine Unschuld beteuerte. — Das Bild, auf dem Mephisto den Fuchs hänselt, ist zu roh ausgeführt, um eindrucksvoll zu sein, aber um so besser ist die Scene in Auerbachs Keller, an der schon Goethe sich freute. Aus dem Tisch gezapft, spritzt der Zauberwein auf den Boden und flammt augenblicklich auf. Die Zecher wittern Teufelsspuk und ziehen die Messer. Mephisto sitzt mit übergeschlagenem Knie und gekreuzten Armen höhnisch auf dem Tisch. Sein Gesicht ist nur von Konewka übertroffen worden, auf dem Bilde, wo er, auf die Stuhllehne gestützt, sein Flohlied singt.

„Hast nichts von Bärbelchen gehört?"
Stich von Bd. Langlois nach Tony Johannot.
Nach: Le Faust, ins Französische von M. Henri Blaze übertragen. Dutertre et Michel Lévy Frères, Paris, 1847

Die Hexenküche, von der sich Goethe soviel versprochen hatte, fehlt ganz. Überhaupt ist die Verjüngung Fausts stark vernachlässigt; nur der Bart ist Faust etwas gestutzt. Er selbst macht einen wenig anziehenden Eindruck. Die Unähnlichkeit zwischen ihm und Mephisto ist nicht bedeutend. Er ist ein mittelalterlicher Abenteurer wie im Volksbuch, wo der Professorenmantel dem Helden auch nicht sitzt und der lose Schalk allenthalben aus dem Kleide hervorlugt. Und damit beginnt das Liebesleben des Faust, die Gretchenepisode, aber nicht diejenige unserer deutschen Dichtung, sondern eine andere, die mit unserer wenig gemein hat. Das ist nicht der im Grunde doch edle Mensch, der innerlich zittert, wenn er in die Nähe der Geliebten tritt, dem bei der Berührung mit dem reinen Mädchen ein süßer Schauer durch alle Adern rinnt. Nach seinem Aussehen zu urteilen, ist er in Liebeshändeln stark erfahren. Wer Delacroix' Bilder sähe, ohne Goethes Faust zu kennen, könnte leicht in den ersten Monolog schauen, um zu erfahren, seine wievielste Geliebte ihm solchen Schmerz bereite. Er sollte vor dem reizenden Mädchen, das ihm begegnet, den Hut ziehen und ihm den Arm bieten? Als Liebestölpel und Hans Liederlich legt er ihr gleich den Arm ums Mieder und die Hand auf ihre Hüfte. Hier wird es noch deutlicher als in Auerbachs Keller und beim Ritt am Rabenstein, daß der Künstler wirklich „das Leben durchgemacht" hat, wie Goethe sich ausdrückt, und doch wohl auf Kosten nicht nur des geistigen Elementes, sondern auch der feineren Empfindungsschattierungen, der Zartheit und des Taktgefühls. Auch dieser Faust fordert von der Erde jede höchste Lust, und zwar ungeduldig, mit den Füßen stampfend, als sein gutes Recht; aber des Himmels schönste Sterne läßt er ruhig droben hangen. Was ihn über andere erhebt, ist höchstens seine Leidenschaft — seine Ungeduld, wie Goethe es nennt, — aber nichts erinnert an ihm selbst daran, daß es Leidenschaft um Erkenntnis sein könnte. Wahrscheinlich wußte Delacroix recht gut darin Bescheid, wie man sich bei einem alten Weibe einführt, bei dem man ein junges Mädchen zu treffen hofft. Mephistos erster Eintritt bei Martha ist ausgezeichnet. Der Teufel verneigt sich mit aller Höflichkeit, deren

Digitized by Google

man in der Hölle fähig ist. Das junge Mädchen erhebt sich und erwidert züchtig seinen Gruß. Frau Martha hingegen bleibt ruhig sitzen und behält die Schmuckstücke in der Hand. Laßt doch erst zusehen, welchen Ranges der Fremde ist. Es ist wohl nicht das erste Mal, daß sie vornehmen Herrenbesuch erhält. Gretchen ist eine schlanke, große Erscheinung, aber ohne die jungfräuliche Lieblichkeit, mit der sie Goethe ausgerüstet. Die bestrickende mädchenkeusche Unberührtheit fehlt ihr. Sie hat eine Tendenz zur Halbwelt. Seltsam, daß ein Faust sie auf den ersten Blick lieben kann! Aber dieser Faust liebt sie schwerlich überhaupt. Er betrachtet das ganze Abenteuer mit ihr von vornherein nur als eine kleine Liaison, auf die er sich in sechs Wochen nur noch undeutlich wird besinnen können. Er könnte nimmermehr in ehrlicher Überzeugung zu seinem Freunde aus der Hölle sagen:

Wenn ich empfinde . . .
Und diese Glut, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Er ist sich von vornherein darüber klar, daß er das arme Mädchen nur betrügen will.

Gretchen am Spinnrad kommt dem deutschen Empfinden noch am nächsten. Neben dem Bett steht Rocken und Rad. Auf einer Truhe sitzt Gretchen an die Wand gelehnt. Über ihre Kniee läuft noch der Faden, den sie weiterzuspinnen unterlassen hat. Wie im Traume liegen ihre Finger noch darauf. Aber was sich in diesem Gesichtchen unter dem holländischen Häubchen spiegelt, das ist nicht nur mehr die Sehnsucht nach den fernen Geliebten. Das ist ein mattes Insichzusammensinken. Dieses Mädchens Widerstandskraft ist gebrochen, und in diesem Hirn dämmert schon das dumpfe Sichergeben in die Schuld.

Zwischen mondumglänzten Giebelspitzen auf nächtlich stiller Straße, wo nur ferne Türme und nahe Erker Zuschauer sind, rennt Faust, während Mephisto ihm das Haupt schützt, dem Bruder der Geliebten das Rapier durch die Brust. — Dann fliehen die Mörder, während eine Kerze dem Sterbenden ins Angesicht leuchtet und seine Schwester schmerzbebend die Hände vors Gesicht schlägt. — Am Betpult kniet sie im Dom während der Messe, und der böse Geist, der in leibhaftiger Gestalt erscheint, flüstert ihr das Schreckenswort ein. — Indessen steigen Faust und Mephisto zum

Zusammentreffen Fausts mit Gretchen. Von James Tissot.
Nach: Les Chefs d'œuvre d'art au Luxembourg. Ludovic Baschet, Paris

Digitized by Google

Blocksberg auf. Das Blocksbergbild hält nur zum Teil, was Goethe sich davon versprochen. Es stellt den grauenhaften Augenblick dar, in dem Faust das Phantom der Geliebten erblickt. An den Haaren hält ein Teufel die Gretchengestalt mit dem Schnitt durch den Hals empor. Selbst Mephisto faßt sich bei solchem Anblick düster unters Kinn, und preßt die Rechte aufs Auge. — Der Ritt am Rabenstein ist ohnegleichen. Es ist, als sähen wir die Geister am Galgen zittern, als hörten wir das Schnauben und den Hufschlag der Rosse, das Flattern der Gewänder, die windverwehten Worte. — Die Kerkerscene ist von packender Gewalt. Mephisto im Zorne an der Thür, als ging's ihm selbst an den Kragen, wenn Faust sich nun nicht losrisse; Faust, wie er die Geliebte mit beiden Armen um den bebenden Leib faßt, um sie mit Gewalt mit fortzureißen, der fahle Morgenschein, der die Scene erhellt — dieses Bild schließt die Reihe der Steindrucke, in der dem Teufel ein weiteres Feld zugestanden ist als in der deutschen Urdichtung.

Als die harmlos lichten Umrißzeichnungen von Moritz Retzsch den Weg nach Frankreich fanden und Trueb und Branche sie in unvergleichlich feinen Stichen wiedergaben, da ließ der französische Kunstgeschmack die dem deutschen Künstler etwas hölzern geratene Gottesgestalt auf dem Bilde zum Prolog im Himmel aus und ließ die Engel einen unsichtbaren Allerhöchsten verehren. Dieser Stich, welcher ahnen läßt, statt zu zeigen, in dem als Sinnbild der Gottheit in dunklem Wolkenrahmen ein Meer von Licht erglänzt, ist nicht nur eine Verbesserung, sondern auch eine Veredlung der deutschen Vorlage. Ein deutscher Faustkritiker hat daraus folgern wollen, das Abstrakte sei nun einmal die Natur der Franzosen. Aber mit welchem Unrecht! Wenn in der französischen Faustillustration das Abstrakte überhaupt eine Rolle spielt, dann ist es auf den Bildern von Ary Scheffer, in dem ein so starkes holländisches Element lebendig war, daß er bedingungslos zum deutschen Stamme gezählt werden muß. Vorfahren, Eltern waren Holländer. In Dortrecht war er 1795 geboren. Sein Vater ein holländischer Porträtmaler, seine Mutter die Tochter eines holländischen Landschaftsmalers, dessen Bilder durch ihren Stimmungszauber noch heute nicht ganz vergessen sind. Ist auch der persönliche Einfluß des früh verstorbenen Vaters nicht hoch anzuschlagen, so fällt die Erziehung durch die schöne, sinnige, selbst künstlerisch begabte Mutter doch um so schwerer ins Gewicht. Einem jungen französischen Maler aus der Provinz wäre bei der Übersiedelung nach Paris mit sechzehn Jahren die Welt der Farben und Linien aufgegangen. Nicht so Ary Scheffer. Weder der brausende Geist der Romantik, noch die Leidenschaft ihrer

Gretchen. Stich von Ch. Courtry nach James Tissot. Imp. Lemercier et Cie.

Digitized by Google

Farben rührte ihn. Mit seinem Mitschüler Delacroix hat er just den Zug gemein, der uns an dem Romantiker Delacroix am unverständlichsten ist: daß er die Anregung zu künstlerischem Schaffen gern der Poesie entlehnte. Seiner eignen Bestimmung, seiner persönlichsten Richtung ward sich Ary Scheffer erst 1829 bei einem Besuche in der Heimat bewußt, die ihn zum Studium älterer und jüngerer niederländischer Meister führte. Erst sie gaben ihm die Richtung auf das Unausgesprochene im menschlichen Empfinden, auf das, was der Mensch sich scheut in Worte zu kleiden, oder was nur erst so dunkel in ihm widerklingt, daß seine Stimme wohl einen musikalischen Ton dafür findet, aber sein Denken keine Fassung in Silben, in Worte. Das wehmütige, fragend verhaltene Innenleben, die Seelenstimmung von Menschen, die sich stumm, wortlos, thatlos gegenüberstehen, ward sein eigenstes Bereich. War es Delacroix Einfluß gewesen, was ihn zuerst auf Bürgers Lenore führte? Genug, er wand sich bald aus dieser Spukwelt los, in der sein Mitschüler sich so heimisch fühlte, und seine Mignonbilder bringen das Träumerisch-Verlorene zum Ausdruck, das wie ein großes Fragezeichen vor der Welt steht und aus unergründlich tiefen Augen nicht verwundert genug über das eigne Dasein dreinzuschauen vermag.

Mit dieser Geistesrichtung oder vielmehr Stimmungsrichtung kam er zu dem Buche, das ein Menschenalter lang seine bildnerische Phantasie festgehalten hat und dessen Gestalten er in zehn großen Bildern dem Auge zu verwirklichen bestrebt gewesen ist. Aber welchen Gebrauch macht er von solcher Vorlage! Wo ist der Himmelstürmer hin, der in unersättlichem Streben nach Befriedigung freudig das Höllengeschenk einer zweiten Jugend ergreift, um sich doch zu ersättigen? Ist dies das Leben gewesen? Wohlauf! Noch einmal! Wo ist das Mädchen hin, das, von namenlosem Sehnen gezogen, dem Geliebten im Glückstaumel in die Arme sinkt, um sich willenlos ganz zu vergessen, um sein zu werden, um dann die eine Stunde, gelebt im Paradiese, mit dem Tode zu zahlen? Ein unselig schwermütiger Denker steht auf diesen Bildern, kein Mann der That, ein Brüter und ein Grübler, und daneben ein selbstvergessenes Mädchen, das

„Was ist das! Gott im Himmel! Schau!“
Von A. Devéria. Lithographie.

unter hypnotischem Banne zu handeln scheint. Sorgfältig geht der Meister Augenblicken aus dem Wege, wo das freudige Aufblitzen eines Gedankenjuwels dem Denker das Gesicht verklärt, er in fröhlichem Zecherkreise weilt, in Zauberspukumgebung sich zu raschem Handeln aufrafft oder gar eine kleine Hexe fröhlich im Reigen schwingt. Auch den Auftritt der Leidenschaft vermeidet sein Pinsel. Bei ihm zieht kein Faust einen Mephisto zur Rechenschaft, ringt kein Gretchen die Hände vor der Mutter Dolorosa, reißt kein Faust im Kerker die Geliebte an sich. Gedämpfte Stimmungen klingen bei ihm in gedämpften Farbentönen wieder. Nur das Innenleben ist es, was er darzustellen sucht, und auch das nur in seinen weicheren Tönen. Zeit und Ort sind ihm gleichgültig. Keine Abendsonne vergoldet bei ihm einen Osterspaziergang, seine menschlichen Gestalten füllen seine großen Bilder oft so aus, daß kaum ein Rand bleibt, den Krug und den Wasserstrahl am Brunnen zu zeigen, und neben Faust, Mephisto und der Gretchenerscheinung auf dem Blocksberg eben noch Platz ist für einen krächzenden Raben. Die Menschen mit ihren Stimmungen sind ihm alles, ihre Umgebung ist ihm nichts.

Digitized by Google

Studierzimmer des Faust. Stich von A. Lalauze.
Première Partie. A. Quantin 1880. A. Quantin Imp. Edit., Paris.

Als Ary Scheffer 1831 seinen Faust und seine Marguerite ausstellte, lebte Goethe noch. Aber keine Kunde ist auf uns gekommen, daß er von diesen Bildern gehört hätte. Faust blättert sitzend mit gedankenschwerem Blicke in einem Buche. Hinter ihm steht Mephisto mit einem bitteren Lächeln. Es ist nicht der offene Hohn, der Goethes Mephisto eignet. Selbst des Teufels Kern ist hier abgedämpft. Das träumerisch-gedankenverlorene Gretchen ist nicht das lebensfrohe Kind, das in Marthas Garten fröhlich auf den fremden Mann losplaudert und ihm von den kleinen Leiden und Freuden ihres Daseins erzählt. Und doch was für Stimmung, welcher Zauber und welche Melancholie liegt auf diesen feinen Wangen, über die die hellen Thränen rollen! Welches Seelenleben spricht aus diesen zitternden Nasenflügeln! Wenn Gustav Planche das Bild eine einfach-schöne Elegie genannt hat, so hat er den Allgemeineindruck treffend geschildert. Auch bei Gretchen mit dem Schmucke (Scène des bijoux) ist der sentimental-melancholische Zug das, was sich dem Beschauer zuerst aufdrängt. Gretchen in der Kirche von 1832 und Gretchen am Kirchenausgang von 1838, die Begegnung im Garten, die Gretchenerscheinung der Walpurgisnacht und Ary Scheffers letztes Bild Gretchen am Brunnen, sie alle sind nur Variationen dieser einen Gefühls-

Digitized by Google

melodie, und Faust auf dem Blocksberg und Faust mit dem Giftbecher reihen sich als Trauerstücke in Dur diesen Mollmelodievariationen an.

Von der Historienmalerei her kam ein anderer Faustmaler, der Illustrator Walter Scotts, Tonny Johannot. Er schuf seine zehn Vignetten zu Faust mit der Radiernadel, aber diese Nadel trug in sich die Fähigkeit, bis zu malerischen Wirkungen zu gelangen. Sein halb griechisch gekleidetes Gretchen, seine jugendlich frische Martha, sein theatralischer Mephisto, der Frau Martha kühn ums Mieder faßt, muten uns etwas seltsam an, aber sein Gretchen und Lieschen am Brunnen mit Felsen, Kirche und Giebeln im Hintergrunde wird immer eine reizvolle Zeichnung bleiben. Das Schreckensgesicht Gretchens im Gefängnis hat vielleicht nur Makart übertroffen. Seine Apotheose Gretchens ist mit Genuß betrachtbar, was sich weder von Retzschs noch von Seibertzens dem gleichen Stoffe geweihten Bildern behaupten läßt. Johannot war ein jüngerer Zeitgenosse Scheffers, dessen Schaffen am Faust schon ganz jenseits der Tage des greisen Goethe stand. So wenig sich seine Radierungen mit Scheffers großen Faustgemälden messen können, so sehr können es die Ölgemälde des dritten großen Faustmeisters in

Bei der Hexe Stich von A. Lalauze.
Première Partie. A. Quantin 1880. A. Quantin Imp. Edit., Paris.

Digitized by Google

der französischen Kunst, James Tissot, der zwei Jahre nach Scheffers Tode, 1860, mit seinem ersten Faustbilde hervortrat und im Salon von 1861 drei große Faustgemälde ausgestellt hatte. Hatte Scheffer wie sein deutscher Nachfolger Liezen-Mayer im wesentlichen, seiner Gemütsart angemessen, einen Gretchencyklus geschaffen und war nur mit ein paar weniger glücklichen Bildern in Fausts einsame Kreise getreten, so faßt Tissot, der historisch denkende Künstler mit der socialen Weite des Gesichtskreises und der vollen antiquarischen Bildung seiner Zeit, der Sohn der Stadt Nantes mit ihren altertümlichen Giebelhäusern, zwischen denen man sich in das alte Nürnberg oder alte Amsterdam versetzt meinen möchte, den Fauststoff in seiner ganzen Weite und Tiefe, ja man möchte sagen, über diese hinaus. Ihm fließt — und das ist wohl seine hauptsächlichste Ungeschichtlichkeit oder Untreue gegen die Wirklichkeit — der Begriff des Deutschen mit dem des Flandrisch-Holländischen zusammen. Aus den flandrisch-holländischen Meistern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hat er seine Anschauungen über historische Tracht und historischen Hausrat gezogen. Aus niederländischen Bildern aus dem Bürger- und Bauernleben hat er altmodische Manieren gelernt und sociale Begriffe in sich aufgenommen. Seiner ganzen Richtung nach auf das Durchschnittliche, auf die weite und breite Umwelt, auf die Daseinsbedingungen des Einzelwesens gehend, kann er sich nicht dazu vermögen, auch den größten Menschen als ein isoliertes Monument zu betrachten. Um ihm überhaupt künstlerisch näher zu kommen, muß er ihn in den Fluß der Erscheinungen hineinstellen, muß er ihn nur als eine Einzelwelle im großen Menschenstrome ansehen können. Wenn er den Faust illustriert, dann gibt er große sociale Bilder aus dem sechzehnten Jahrhundert, historisch treu bis auf das Schnitzwerk des Betstuhls und die Knöpfe am akademischen Pelze. Und auf diesen Bildern, auf denen das Alltagsleben des sechzehnten Jahrhunderts hin und her wogt oder sich ruhig auslebbt, da erscheinen zufällig, wie verloren, und doch heimisch neben den anderen Menschenkindern, auch ein paar Gestalten aus unserer großen deutschen Nationaldichtung. Bisweilen erkennen wir sie wieder. Bisweilen auch nicht. Nach diesem seltsamen Gesichtspunkt kann man Tissots Faustbilder geradezu in zwei Gruppen trennen. Da ist ein großes Kirchengemälde von 1860 „Die Vesper," als deren Mittelpunkt Gretchens Bruder Valentin gedacht ist, der gedankenvoll der kirchlichen Feier folgt. Ohne Kommentar würde ihn niemand als eine Gestalt aus Goethes Faust erkennen. Da ist der „letzte Spaziergang" von 1863, ein Spätherbstbild mit fallenden Blättern, während es schon halbwinterlich durch das dürre Laub säuselt, ein Stimmungsbild, das vom Vergehen und Entschwinden erzählt und wohl ahnen läßt, daß zwischen dem Paare, das da wandelt, nicht alles klar und rein ist, aber nimmermehr dem Beschauer selbst verraten würde, daß das Paar ein Geschwisterpaar ist, Valentin und Gretchen, und daß es der letzte Gang ist, den die beiden zusammen thun, da der eine bald degendurchbohrt in blutiger Lache liegt und die andere am Hochgericht ihr junges Leben lassen muß. Es sind Bilder, die ja mit Goethes Dichtung noch in einem künstlichen fernen Zusammenhange stehen, aber doch keine Illustrationen zu ihr mehr sind. Anders ist dies bei „Fausts Begegnung mit Gretchen" (1860), bei „Faust und Gretchen auf der Gartenbank" (1861), bei „Gretchen am Brunnen" (1861), bei „Gretchen auf dem Walle" (1862) und dem „Amt im Dom" (1862). Die Begegnung ist ein altholländisches Genrebild. Es stellt einen Straßenwinkel dar, auf den die Kirchentreppe mündet. Zwei große Paare stehen im Vordergrunde. Das eine ist das Bürgermädchen und der gelehrte Doktor. Sie ist eine züchtige Niederländerin, er weder ein jugendlicher Geck noch ein vergrübelter Denker, sondern eine eindrucksvolle, reife Männergestalt. Die Steinquadern des Kirchenrumpfes, das hölzerne Schnitzwerk des Treppendaches, die Gosse in der Straßenfläche und der Baum am Wege sind mit gleicher Liebe behandelt wie die Stickerei auf Gretchens Schürze und Fausts altmodisches Schuhwerk. Mephisto fehlt. — Auf der Gartenbank befragt Gretchen das Blumenorakel um eine Antwort über ihre Liebe. Faust schaut ihr zu, aber nicht als stürmischer Liebhaber an ihre Seite gedrängt, sondern aus einiger Entfernung. — Was Seelenmalerei überhaupt zu leisten vermag, das hat Tissot auf dem Antlitz Gretchens am Brunnen geleistet.

Digitized by Google

Gretchen. Gemälde von J. Sallee.
Nach: Sté. génle. des Applications photographiques. Paris.

Digitized by Google

Der weitgebauschte Mantel hält den Beschauer beim ersten Anblick von ihr fern. Aber nachdem der Blick ihn überwunden hat, dann ist er auch imstande, den Schmerz zu lesen, der in diesen Zügen geschrieben steht. Beim „Amt im Dom“ ist die Seelenmalerei, wenn möglich, auf eine noch höhere Stufe der Vollendung gehoben. Es ist dieselbe Scene, die Delacroix und Ary Scheffer dargestellt haben. Aber während sich Scheffer in der gesamten Anlage des Bildes an Delacroix anlehnte, steht Tissot ganz unabhängig da. Die Nachbarin mit ihrem Fläschchen fehlt so gut wie der böse Geist. Wie das ungeheure Leid, das sie zu tragen hat, dieses Gretchen niederbeugt auf das Altargitter, wie dieses reine Gesicht in seinem unnennbaren Weh doch schön bleibt, das sind zwei Triumphe, die der Pinsel des genialen Malers der ganzen wunderseltsamen Umgebung abgerungen hat. So fremd auch die Welt, in der sie steht —: was dort am Gitter beinahe zusammenbricht, das ist Goethes, das ist unser Gretchen. Das Seelenwehe ist es, was die Brücke von der uns vertrauten Gestalt zu jenem Mädchen hinüberschlägt.

In der Hexenküche.
Radierung von Champollion nach J. Paul Laurens.
Nach: Fauste, ins Französische von Albert Stapfer übersetzt.
Librairie des Bibliophiles, Paris, 1885.

Delacroix, Scheffer und Tissot sind die Könige unter den französischen Faustillustratoren. Die Heerscharen, über die sie hervorragen, sind aber trotzdem stattlich und zahlreich. Welche Wirkungen die feine Radierung hervorzubringen vermag, das haben in den achtziger Jahren namentlich Lalauze und Laurens in ihren Faustcyklen gezeigt, die sich beide ungefähr denselben Rahmen gezogen haben wie Johannot. Lalauzes vornehmer greiser Faust, mit dem Schädel in der Hand, sein Aufflug auf Mephistos Mantel, seine feuerscheinerhellte, reichbewegte Hexenküche, sein sterbender Valentin, der seiner weinenden Schwester flucht, sein Hexensabbath und seine Kerkerscene, das sind alles Zeichnungen voll Kraft und Leidenschaft, die ihren Urheber an Eigenart und Sinn für das Dämonische als Enkel an Delacroix' Seite stellen. In freundlicheren Auftritten bleibt er dagegen glatt und ausdruckslos. Laurens' Können aber versagt, sobald er sich ans Übersinnliche wagt. Erzengel glaubhaft zu machen oder auch nur zu zeichnen, ist er unvermögend. Sein schwellender Pudel in Fausts Gemache, sein Blick in den Zauberspiegel und sein Faust vor Gretchen im Kerker sind gelungene Bilder, wenn auch an Liebreiz keins an das Gretchen mit der Sternblume heranreicht, das leider keine ebenbürtige Faustgestalt gefunden hat.

Wie sich in der deutschen Kunst den Faustbilderkreisen von Retzsch und Cornelius, Kaulbach und Seibertz, Kreling und Liezen-Mayer, Max und Kowewka zahllose Einzelbilder anreihen, so auch in der französischen Kunst. Und wie bei uns, so steht auch dort die Gestalt Gretchens beherrschend im Mittelpunkte. Aber was die Gestalt selbst betrifft, so bestehen tiefgreifende Unterschiede. In Deutschland hat die Bühne überaus stark auf den Gretchentypus der bildenden Kunst gewirkt, und zwar noch weniger durch Goethes als durch Gounods Faust. Die zahlreichen Photographien von Pauline Lucca als Gretchen bilden hier den Ausgangspunkt. Die schöne Sängerin will sich

auf der Bühne in einer Kleidung zeigen, die ihrem Wuchse vorteilhaft ist, ja sie will auch Sammet und Seide, Gold und Steine zur Geltung kommen lassen. In diesem Streben schreckt sie auch vor dem einfachen Bürgermädchen Gretchen nicht zurück. Sie zwingt ihm Prunk und Pracht auf, und der Regisseur traut sich nicht, bei der Diva dagegen Einspruch zu erheben. Ja, der Geist des Jahrhunderts kommt ihr darin entgegen. Die Hebung des Frauenideals seit Goethes Tagen ist eine nicht zu bestreitende Thatsache. Das einfache, liebeumstrickte, gegen den Geliebten demütige Mädchen genügt der Zeit nicht mehr als Fausts Geliebte. Sie verlangt nach einer vornehmeren, stolzeren Erscheinung. So hebt sich die Gestalt Gretchens auf der deutschen Bühne wie auf den deutschen Bildern von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. In Frankreich, wo Faustaufführungen naturgemäß erheblich seltener sind, tritt dieser Einfluß zurück. P. C. Mullers Gretchen mit der Sternblume ist wohl das vornehmste Gretchen, das die französische Kunst hervorgebracht hat. Auf dem Bilde Faust und Gretchen von Diaz mit den beiden Hunden hat Gretchen vielleicht einen zu frauenhaften Ausdruck, aber in der Sphäre der einfachen Bürgerstochter bleibt sie doch durchaus. Devérias Gretchen mit dem Schmucke ist ein recht herziges, liebes, harmloses Bürgerkind, das der Gretchengestalt Goethes nahe kommt, und wenn Léon Commerres Aquarell Gretchen uns eher wie eine verwitwete Geheimratstochter anmutet, so ist J. Salles mit seinem Gretchen am Spinnrad in Erfassung des Gretchentypus außerordentlich glücklich gewesen. James Bertrands Gretchen vor der Mater Dolorosa mit den Blumen hat seinen Ruhm gleichfalls in vollem Maße verdient. Verblättert fallen die Blüten zu Boden gleich dem Traume von Gretchens Mutterglück.

Es gibt keine französische Dichtung, die in gleichem Maße befruchtend auf die Einbildungskraft französischer Maler gewirkt hätte, wie Goethes Faust. Und dies ist eine doppelt seltsame Thatsache bei einem Volke, das sich gegen litterarische Einwirkungen von Deutschland so spröde verhält. Aber gerade darin, daß der fruchtbare Same, der aus den Blüten deutscher Dichtung vom Winde davongeführt worden ist, drüben hinterm Wasgenwalde auf dem Waldboden des malerischen Könnens beinahe so reich aufgegangen ist wie daheim im Vaterlande der blauen Mädchenaugen und blonden Zöpfe, liegt das Siegel auf der Weltbedeutung von Goethes Faustdichtung. England hat sich im wesentlichen mit deutschen Faustbildern begnügt. Erst neuerdings hat dort Gregory mit seinen Aquarellen zum Faust einen Erfolg erzielt. Frankreich dagegen hat sich seinen eignen Faust und sein eignes Gretchen geschaffen, und die Bilder zu Goethes Faust könnten kaum eine schwerere Einbuße erleiden, als wenn ein unholder Geist aus ihrer Reihe die Delacroixs, die Scheffers und die Tissots striche, von denen keine Reihe in Deutschland so bekannt geworden ist, wie sie es alle drei verdienen.

Lob und Tadel.

Von

Frida Schanz.

Die Zeit stellt vieles an richtige Stelle. —
Der Ruhm ist meist eine flüchtige Welle,
Die die unnötig trunken macht, die davon kosten.
Von seinem stillen Beobachterposten
Sieht man das ganze Treiben gelassen,
Das tolle Loben, das tolle Hassen,
Das ganze wilde Sichüberschlagen.
„Liebe Kinder," möchte man manchmal sagen,
Seines sicheren Friedens froh,
„Liebe Kinder, habt euch nicht so!"

Digitized by Google

Der Sylvesterball.

Eine niedersächsische Dorfgeschichte von

Karl Söhle.

(Abdruck verboten.)

Fertig!“ Der Zugführer schrillt in drei scharfen Rissen den Abfahrtspfiff. Ohrenbetäubendes Aufzischen, wütiges Stöhnen und Schnauben — das eiserne Roß legt sich wieder ins Geschirr. Holterpolter saust der Zug von dannen. Gleich wird das rote Laternenauge im Schneewirbel erloschen sein. Vor der abgelegenen Heidestation bleibt es trotz des Unwetters noch lebendig. Sylvesterurlauber sind ausgestiegen. Weichensteller, Bremser, Wagenschieber bleiben draußen, mit ihnen sogar der dicke Stationsvorstand: solch schmucke Soldaten sieht man nicht alle Tage.

„Nu kiek mal einer an: Bärnbaster Lührs Willem! Minsch, in ein und denselwigen Zug hewwt wi seten? Den Deuker, nah Berlin di de Franzergrenadiers hewwt sei dick hensteken? Äh wat, lat dat Hannühr man blieben — hier in use Haid sünd wi wedder Buren unner sick. Na, wo gaht't dick denn süs di'n Kommiß?“

„Wo sall't gahn? As du sühst — ein Kopp, ein Ors. Awerst du, Fritz — stah mick bi: Wachtmester bi de Lüneborger Dreiguners? Alle Dunner hal!“

Aus dem Wartezimmer kommen noch vier andere Urlauber zum Vorschein. Die waren schon vor einer halben Stunde mit dem hannoverschen Zuge angekommen. Als sie die Hünengestalt des Wachtmeisters erblicken, wird säbelrasselnd Tritt gefaßt und mit energischem Ruck die gespitzte Honneurhand erhoben. In ehrfurchtsvollster Scheu flüsterte einer dem anderen zu: „Au verflixt, hei is 't sülwst, Wesemanns Fritz, de Wachtmester bi de Lüneborger Dreiguners — so'n Kirl, nä, wo is't minschenmöglich!“

Sofort erkennt sich alles untereinander wieder. Alle sechs Urlauber, wie sie dastehen, sind stramme, rotbäckige Bauernsöhne und die meisten sogar einstige „Schaulkollegen“ aus dem Kirchspiele Fichtenhagen. Aus Korten-Stünckells Jehann ist ein Celler schwerer Artillerist geworden, aus Appel-Dralles Christoffer ein hannoverscher Königsulan, der lütje, nachdenkliche Grewen-Piep hat's freilich nur bis zum simplen Füsilier bei den Celler Siebenundsiebenzigern gebracht, weshalb man ihn sehr von oben herunter behandelt. Der krausköpfige Capen-Schult endlich, wer hätte das von ihm gedacht, steht bei den Goslarer grünen Jägern — „dat mag dat Lork woll passen bi sine korten Bein' un langt Babenliew,“ bemerkt der baumlange Franzergrenadier über ihn.

Atemlos hastiges Fragen und Erzählen. Keiner läßt den anderen ruhig ausreden. Von all' dem, was man aus der Heimat Neues gehört hat, berichtet jeder, was er weiß, und aus der Kaserne, von den Vorgesetzten — von den verschiedenen guten und bösen „Kapralen“, „Schasanten“ und Hauptmännern. Doch allemal, wenn der Wachtmeister seinen sonoren Kommandierbaß erhebt, schweigt alles mitten im vollsten Rawweln und Wichtigthun, wie klapps auf den Mund geschlagen, sogar der großmäulige hannoversche Königsulan, dem noch kein Mädchen widerstehen konnte.

Endlich gehen sie in den Wartesaal an den Schenktisch. Man gießt im Stehen ein paar Runden Bier hinunter. Der Appel-Dralle gibt sie aus, und er kann sich's leisten, der einzige Sohn und Hofesanerbe des großen Vollköthners Appel-Dralle in Alt-Isenhagen bei Fichtenhagen. Darauf schnallt man die Koppeln und Tornisterriemen ein Loch enger, schlägt die Mäntelkragen in die Höhe, bringt die Helmschachteln bequem in Griff, stimmt das schöne Lied an:

„Unser Hauptmann steigt zu Pferde,
Und wir folgen ihm.
Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen,
Sterben als ein tapfrer Held“

— und bricht auf.

Durch den fußhohen Schnee wandern die Urlauber in stramm soldatischem Eiltritt der Heimat entgegen. Was ein Fichtenhagener Soldatenherz jede trübselige Kasernennacht nur immer Liebstes, Schönstes träumt — in Erfüllung geht's noch heute. Hei, wie sie's hille haben, wie die zweimal sechs Beine ausgreifen — ha, so'n Civilist soll dagegen schon zurückbleiben! Durch den

Digitized by Google

Oereler Balken kommen sie — jetzt sind sie schon im Hahrsahl — na, da werden sie auch bald auf dem hohen Felde sein und zum Steinsink hinuntersteigen. Hurra, in die Heimat geht's, in die traute Heidenheimat! Näher rückt sie mit jedem Schritte. Ach was da, kalter Schnee? — Rosige Heideblüten streut ja die Heimat aus!

Eile thut fürwahr not, wenn die Urlauber zum Fichtenhagener Sylvesterball noch zurecht kommen wollen.

Vom Fichtenhagener Sylvesterball, Leser, hast du ohne Zweifel gehört. Das ist nun einmal wahr: unter den drei größten weltlichen Festen im Jahre für die ganze Heidewelt zwischen der Aller und dem Stadischen, dem Fichtenhagener Sylvesterball, dem Hahnebütteler Schützenfeste und dem Alt-Isenhagener Fastelabend, ist und bleibt der Fichtenhagener Sylvesterball das schönste und herrlichste, und man kann's deshalb den Soldaten nicht verdenken, wenn sie wegen des Sylvesterballes immer lieber Neujahrsstatt Weihnachtsurlaub nehmen.

In berauschenden Farben malen die Urlauber sich aus, was das diesmal für ein Leben werden soll und wie sie die Hauptpersonen sein werden. Alle Donner noch mal zu, was sie aber auch für Kerls sind! Jeder der beste in der Kompanie — nein, solche Soldaten, wie sie, gibt's sonst keine weiter! Prachtvoll eng sitzen ihnen die Extrahosen, die Extraröcke und -mützen, und die mit doppeltem Fleiß geputzten Knöpfe funkeln — großartig! Und auch vor allen Dingen die Schnurrbärte! Sind sie doch gewichst und ausgezogen, genau nach dem Muster des prachtvollen Kaiserschnurrbartes auf dem schönen, bunten Öldruckbilde in der Kantine — verrückt müssen die Mädchen werden! Nur zwischendurch schleicht so von hinten herum auch mal der Gedanke an den väterlichen Hof sich ein: Was die Pferde wohl machen und die beste Kuh und wie viele lebendige Ferkel die prämiirte Sau wohl das letzte Mal geworfen haben mag und wie hoch die Kartoffeln und der Roggen wohl im Preise stehen mögen. Vater, Mutter, Brüder und Schwestern, das ist gewiß, die findet man im Paisemannschen Stammgasthause „Zum vier Linden" heute Abend alle wohlgemut beisammen. Deshalb beschließen die Urlauber einstimmig, praktischermaßen gleich direkt den Sylvesterball im Sturm zu nehmen.

Der Weg zieht sich gut vier Stunden in die Länge. Immer gleichmäßig fort schüttet Frau Holle aus. Gegen den Spätnachmittag ist der Wind heftiger geworden und die laute, lustige Unterhaltung allgemach verstummt — in beständigem Plänkelkampfe mit dem Wetter bahnt sich jeder schwitzend seinen Weg. Aber nachdem man endlich glücklich über das langgedehnte hohe Feld und zum Steinsink hinuntergekommen ist, wo schon die ersten Lichter der Heimat herübergrüßen, da erwacht die alte Munterkeit wieder. Der Appel-Dralle stimmt in seiner Vorfreude auf den Sylvesterball das Lied von den schwarzbraunen Mädchen an. Doch kaum sind drei Töne aus seiner Kehle, so schnauzt ihn der Wachtmeister an: „Halt's Maul, Gefreiter Dralle!"

Aber schnell ist des Wachtmeisters Zorn wieder verraucht und weich und gutmütig, seinen langen, blonden Wachtmeisterbart streichend, spricht er: „Nich för ungaud, Kam'raden — gaht vörup — täuwt nich up mick — ick kam alleene nah."

Hm, dem Vorgesetzten hat der Soldat zu gehorchen.

Erst dann, als man sich schleunig über Hörweite entfernt hat, kommt die Unterhaltung flüsternd wieder ins Tröpfeln und allmählich in Fluß. „So glupsch uns anzubrüllen, wie die frischen Rekruten auf dem Kasernhofe. Erst war er doch ein ganz gemeiner Mensch — aber dann gleich, den ganzen Weg über hat er nicht gick und gack gesagt, als ein richtiger, alter, muckscher Dahlkopp?"

Endlich setzt sich Korten-Stünkells Jehann in Redepositur — die anderen bleiben stehen und bilden einen Kreis um ihn: „Jeja, jeja, hei denkt an de olen Tieden, un da sünd Geheimnissen dahinner, worüm hei dummtaumel sick freiwillig annehmen laten dhäh. Use Schaper hat mick dat man vertellt. Un de Sak is man nich so recht luttwöhrig worr'n. Awerst dat seggt sei alltauhop: 'n Mäken stickt dahinner — Nachtwächter Druwen Jehanne. Mit ör hat hei ja woll äwer Johr un Dag gahn. De ole Wesemann woll äwerst nix nich davan weiten — hei harr in Lütjen-Höfseringen all längst för'n Fritz eine stahn, 'ne Dirn ut'n grooten Maierhoff mit veel Geld, mit 'n bannig grooten Kistenwagen; de Olen harr'n unner sick all allens aff-

Digitized by Google

matt. Musche Fritz äwerst sä: ick will leiwerst van Hus un Hoff, as van Jehanne laten. Un'n schreußlichen Krach hat 't sett't — bi de Bost hewwt sei sick tau faten kregen, Vader und Sähn, jeja, jeja. — Na, Kinners, de ole Bur is ja ok 'n ganzen ollen obsternatschen Sagebock! Jeja, jeja, wat de nich will, will hei nich. Un nu sitt hei mudderseelen alleene up de Olendeilerdönz in de Schüne, nümms mag girn mit öm wat tau dhaun hewwen — den Hoff hat hei verpacht. Un wat dat Mäken is, süh de is justement so lange weg ut'n Dörp, as de Wachtmester ok, gliets nah öm. Kinners, un dat kann ick jück versichern: sei is ne ganz staatschöfe Dirn und hellschen griffig up de Arbeit. Mal vertellen sei, sei harr in Ülzen 'n Proseschonisten freit — dat is äwerst nich an dem. Nee, in Hannover hat sei ja woll 'n ganz kaptalen Deinst."

Alles sieht sich schnell noch mal nach dem Wachtmeister um. Am Steinsink steht er noch immer. An eine Wegbirke lehnt er sich, wild flattern die Mantelschlippen im Winde. Endlich aber kommandiert der Gefreite Appel-Dralle: „Kehrt-Marsch — gradut an Fanehl-Heinemanns Gor'n lang, den Karkhoff hendahl und bautz rinn in'n Sylvesterball!"

* * *

Es wühlt und wogt in des Wachtmeisters Brust. Das Wiedersehen schon allein der heimatlichen Feldmark draußen — wie kann's nur einem starken Manne so das Herz zusammenreißen, das hätte er nicht gedacht, und heute noch dazu, wo alles tief im Schnee begraben liegt?

Sechs lange Jahre! Sah er damals vom Steinsick aus das Heimatsdorf nicht zum letztenmale? Ganz nahe der Birke, auf eine Heuhocke hatte er sich gesetzt. Der Blick von hier auf Fichtenhagen, auf die Kirche und die großen Meierhöfe mit ihren stolzen Eichen rund um sie herum. Ein klarer Septemberabend war's. Überall war der Grummet schon gemäht, und die Hocken verbreiteten würzigen Duft. Wie schwer ihm der Abschied doch wurde! Der eigne Vater stieß ihn hinaus. In Haß war er gegangen, und niemals wieder heimzukehren hatte er sich vorgenommen. In Fichtenhagen war für ihn ja nun doch alles aus. Ja, wahrhaftig, elend ging's ihm darauf die erste Zeit! Doch er hatte sich gut gemacht, und so schnell, wie er, war noch keiner avanciert im Regimente — wer hat nicht Respekt vorm Wachtmeister Wesemann von der ersten Eskadron! Freilich, satt und müde hat er das Soldatenleben doch auch nachgerade, und gern käme er bald um seinen Abschied ein. Auf die Dauer hält der freie Bauernsohn der Heide so ein Leben nicht aus. Auf den Acker, an den Pflug, an den Erntewagen hat der Herrgott seinen Platz bestimmt, dahin gehört auch er von Natur und Rechts wegen. Einmal sollen sie ihn aber daheim sehen in seinem vollen Glanze als Wachtmeister: heute auf dem Sylvesterballe und Neujahrstag in der Kirche, und ärgern soll sich der Alte.

Der Wachtmeister rafft sich zusammen und folgt den Urlaubern langsam ins Dorf.

Im Fichtenhagener Stammgasthause „Zum vier Linden" geht's schon lange lustig her. Das ganze Dorf ist im Saale auf den Beinen, und voll ist's, man kann sich kaum rippeln und rühren. Die Urlauber haben sofort erzählt: Wesemanns Fritz, der Lüneburger Dragonerwachtmeister, wäre auch mitgekommen. Darob ungeheure Aufregung. Man schuppst und drängt sich vor Neugier an den Fenstern, daß die Mädchen laut aufkreischen. Die Musikanten hatten erst weiter spielen wollen, jedoch nach einigen Takten den Tanz abgebrochen: nur ein paar eben konfirmierte Hofjungens waren miteinander als blinde Paare herumgesprungen. Kein Mädchen hatte gewollt. Erst muß alles den Lüneburger Dragonerwachtmeister ordentlich nahebei gesehen haben.

„Wohrhaftigen Gott, hei is all up'n Vörbhän — hürt jü nich sine Spurnstäbel klürr'n? Nu kummt hei rinn. Au, dat is 'n Kirl! Kiek de Unneform — wat för 'ne schöne hellblage Kallühr, und de safrangelen Upsläg' un de sülwern Tressen da up. Slohwitte, nagelneie Handschen hat hei an, un kickt doch man blot mal sine lange Plempe. Na, wenn hei de mal scharp trecken dhat — wo de henn haut! Nee, wo öm dat ok einmal hübsch lett, un wo akkerat öm allens an'n Liew sitt — ok tau schön, schenßlich schön!"

Vergessen sind alle die anderen Urlauber, vollständig an die Wand gedrückt, und das ist das größte Unrecht, denn bis auf den kleinen, krummbeinigen Grewen-Piep von

Digitized by Google

den Celler Siebenundsiebzigern, sind's doch Kerls, die sich sehen lassen können! Ein Goslarer grüner Jäger, ein Celler schwerer Artillerist, der den Knopf hat, ein Berliner Franzer-Grenadier, na und ein Gefreiter von den hannoverschen Königsulanen — das ist denn doch wahrhaftig nichts Geringes für Fichtenhagen! Finster grollend haben sich alle fünf an den Schenktisch zurückgezogen, ihren Ärger zu vertrinken.

Den Wachtmeister umringt auf Schritt und Tritt ein dichter Schwarm, daß ihm fast der Atem ausgeht.

„Dunner noch mal tau," knarrt Plettenbüwels Vater, der Schmied, mit seiner Frachtwagenstimme, „ick verstah mick da up as 'n ollen Verdener Hulan: so'n richt'gen, berütt'n Wachtmeister van't Pärvolk kann ganz barbarischen wat bi sick laten, in sinen langen Lieknahm. Platz da, rann an'n Träsen, hei hat ja noch nich Natt un Drög bi us hat, un ick mein man jümmer: mit'n leddigen Panzen is slecht danzen. Pasemann, Schorse, bring mal furts 'n Enn Wost rann', so'n Pundner drei, un tapp äm den grooten Gen'ralsuperdenten vull, ick betahl!"

Großer Streit entsteht. Jeder will extra einen ausgeben und mit dem Wachtmeister anstoßen, einer sucht dem anderen zuvorzukommen, und die Bestellungen hageln nur so auf den Wirt ein.

Ach du lieber Gott und die Mädchen! Schier rappelig sind sie vor Entzücken über den Wachtmeister. Die Gesichter glühen wie die Feuerlilien, wie die Pfingstrosen, und die weit offenen, kugelrunden Staunenäuglein funkeln mit des Wachtmeisters Uniformknöpfen um die Wette. „O Viechen, Dortjen, Stine, Lischen, Trinkenken, wenn hei doch ok mal mit mick danzen dhäh!"

Dem Wachtmeister aber ist durchaus nicht eroberungslustig zu Mute. Er macht fortwährend verzweifelte Anstrengungen — doch es gelingt ihm nicht, in die richtige Sylvesterballstimmung zu kommen. Seine Fröhlichkeit ist gemacht, stammt nicht ehrlich aus dem Herzen.

Der Sylvesterball kommt gewaltig in Schwung. Lange kann der Wachtmeister sich nicht zum Tanzen entschließen. Er muß seine Augen immer wieder abwenden von dem bunten Trubel im Saale. „Ach, was da, weg mit den dummen Gedanken! Musikanten, spielt auf, los, streich deinem alten Brummbaß seine über'n Bauch, Elvers Christoffer, immer querüber, querüber; Mohwinkel, Luft in die Backen, ordentlich 'reintuhten — durchdringen muß deine Klarinette! Tanzen, ' tanzen — einen Rutscher, Musikanten! Komm' mal her, Wilhelm Menke, halt' meinen Säbel."

Der Gernsene läßt auf der Stelle sein Mädchen fahren. Stolz, heroisch steht er mit dem Wachtmeistersäbel da. Gewaltigen Schwunges fliegt der Wachtmeister mit Fanchl-Heinemanns Karline durch den Saal.

Nein, so einen wüst lustigen Sylvesterball wie diesen hat man in Fichtenhagen noch nicht erlebt! Grog, Ülzener Braunbier, Sanfter Heinrich-Likör, den die Mädchen gerne trinken mögen, Kümmel, alter Rosardtscher Korn fließt in Strömen — alles dem Wachtmeister zu Ehren — und mit dem teuren Rotspohn fangen die reichen Vollkötner unmoralisch frühzeitig an. Die Bauern zeigen sich und lassen was springen. In wildem Taumel schwenkt der Wachtmeister ein Mädchen nach dem anderen, wie sie ihm in den Griff kommen.

Seinen alten Lieblingstanz: „Wo gaht de Weg nah Halle" stimmen die Musikanten an, und der Wachtmeister winkt sich in landesüblicher Weise ein Mädchen heran. In der Tanzpause kommt er zufällig dicht an der sperrweit offenen Saalthür vorbei. Den alten Mann da, im Gedränge der gaffenden Häuslings- und Tagelöhnerweiber sollte er kennen —? Ja, er ist's, ihr Vater, Nachtwächter Drewe! In seinem Schnuckenpelz, die Pudelmütze über den Ohren, Horn und Spieß in der Hand, steht er da. Wie, verfolgt er ihn nicht mit sonderbar fragenden Blicken, als wollte er mit ihm reden, — was mag er nur wollen?

Nach guter, alter Fichtenhagener Sitte macht der Nachtwächter in der Sylvesternacht, wenn's zwölf geschlagen hat, die Runde im Dorfe und singt vor jedem Gehöfte, bis zum kleinsten Brinkbesitzer herunter, den ersten Vers von Gesangnummer 85 des lüneburgischen Kirchengesangbuches:

„Das alte Jahr vergangen ist,
Wir danken dir, Herr Jesu Christ,
Daß du uns in so groß'r Gefahr
Bewahret so viel Zeit und Jahr."

Und ein dreimaliges, kräftiges Uten bildet den Schluß. Im Pasemannchen

Digitized by Google

Gasthause „Zum vier Linden“, mitten im lautesten Jubel des Sylvesterballes, unterm Kronleuchter, vom Stuhl herunter, wird seit Menschengedenken der Anfang damit gemacht. Das Singen unterbleibt hier allerdings, von wegen der Profanation. Statt dessen hat der Nachtwächter um so herzhafter zu tuten und sechsmal, statt dreimal.

Es schlägt zwölf. Der alte Druwe macht seine Sache. „Prost Neujahr!“ schallt's aus hundert Kehlen zugleich. Ein wüster Spektakel bricht los, von Tisch und Stühlen springen sie mit fürchterlichem Gepolter ins neue Jahr hinein. Die Musikanten stimmen vorschriftsmäßig „Rababadidada“, die berühmte große Tampete, an. Draußen bollern die Hofjungens aus selbstgemachten Schlüsselbüchsen — andere schmieren mit Kreide in langstakigen Ziffern die neue Jahreszahl an Haus- und Schennenthüren.

Der Wachtmeister lehnt sich an einen Fensterpfosten. Er fühlt sich rein wie zur Hölle verdammt. Wie die Posaune des jüngsten Tages hat des Nachtwächters Blasen in sein Gewissen gedröhnt. Luft! Er öffnet das Fenster und lehnt sich hinaus. Da flutet voll und tief das Sylvestergeläute ihm entgegen. Von ganz nahe her tönt es durch die schneehelle Nacht. Deutlich sehen kann man die Kirche. Klar zeichnet sich ihr stumpfes Turmdach vom Himmel ab. Sogar das mittlere, spitzbogige Schallloch im Turm, durch welches man bei Tage die große Glocke schwingen sehen kann, ist zu erkennen.

Es hat aufgehört zu schneien. Sterne blinken am Himmel. Im tiefsten nächtlichen Frieden liegen die Gehöfte da. Wie stille, feierliche Inseln heben die glattkantigen Flächen der Schneedächer sich aus dem Dämmer heraus.

Komm, komm,
Komm herein,
Daheim kehr' ein.
Vergessen, vergeben
Lern' im Leben.
Im Vaterhaus
Ruh' aus.

So singt es aus den tiefen, langgezogenen Schlägen der großen und dem eifrigen Zwischengebimmel der kleinen Glocke.

Seine Seele erschauert unter den Klängen. Hinaus zieht's ihn unwiderstehlich, mit magnetischer Kraft.

Auf dem Kirchplatze, unter der alten winterkahlen Kirchenlinde steht lange der Wachtmeister. Ihm ist, als überblicke er wie aus der Vogelschau sein ganzes Leben, weit zurück bis in die verschwommenen, blauen Fernen der Kindheit, wie er so ins schwarze Schallloch starrt. Seine frühverstorbene Mutter, die Geliebte rücken vor sein träumendes Auge. Eilig kommt sie gegangen. Fort aus Fichtenthagen will sie. Ihr Gesicht ist noch blaß und verhärmt von dem Schimpf, den ihr sein Vater bereitete. Die Dorfstraße wendet sie sich hinauf. Was säumt sie an der Biegung oben? Das Gehöft, vor dem sie stehen bleibt, sollte er kennen —? Unwillkürlich tritt der Wachtmeister einen Schritt vor, um genauer hinzusehen. Die Bewegung ermuntert ihn völlig. Wahrhaftig, alles Wirklichkeit — da ist die Scheuneneinfahrt, der Lattenzaun, die Eichen, doch Johanne ist verschwunden, wie weggehaucht!

Noch eine gute Weile bleibt er unschlüssig stehen und kaut an seinem Barte. „Ja, ansehen, nur mal von weitem herumgehen!“

Die Straße hinauf und an die Scheuneneinfahrt ist er gelangt, er weiß selber nicht wie. Nichts hat sich da verändert. Die trauten Namen überm Thorbogen, in blauen und roten altertümlich verschnörkelten Buchstaben: „Joachim Gabriel Wesemann — Wilhelmine Sophie Dorothee Wesemann, geborene Dörge“; und im Zwickel: „Erbauet mit GOTTES hülfe am 28. may 1742.“ Und der Hausspruch darüber am langen Balkenfries:

„Mein Kapithal ist arbeit bloß,
Die leg ich in der erde Schooß
In GOTTES namen nieder.
Dies Kapithal bringt Allemal
Die Zinsen sampt dem Kapithal
Viel Hundertfältig wieder.“

Manchmal hat er als Kind ihn buchstabiert und stolz seine Lesekunst daran bewiesen, daß die Knechte Respekt bekamen.

Über der niedrigen Nebenthüre springt, ganz wie früher, das weiße Pferd im himmelblauen Felde, und auch die lilientragenden Engel rechts und links scheinen sich nicht im geringsten verändert zu haben.

Geschlossen sind Thor und Thür. Doch da ist's ja auch noch — das Trittüberbrett im Lattenzaun vor den Runkelbeeten.

Der Wachtmeister kommt ohne sonder-

Digitized by Google

liche Anstrengung auf die innere Hofstatt. Nun steht er vor dem düsteren, verräucherten, alten Bauernhause. Alles ist sich auch hier gleich geblieben, die Geschirrpflöcke im Vorschauer, der Hühnerwiehm, die rote Pferdestallthüre mit dem Guckschieber, der hohe, schwer befrachtete Ziehbrunnen vorm Hause — alles ganz wie sonst. Aber tot Haus und Hof, wie ausgestorben. Eiszapfen, spitz und grimmig wie Drachenzähne, hängen vom Dache weit über die kleinen, zugefrorenen Fensterruten herab.

Das Gelänte ist längst verstummt. Der Wachtmeister horcht in die kühle, kirchenstille Schneenacht. Kein Lüftchen regt sich. Nur manchmal ist's, als atme die schlummernde Erde unterm Schnee ganz sachte tiefer auf, wie im Traum. Das Wetter hat sich zum Frost gewendet und der Schnee knirscht unter seinen Füßen, als er nun langsam ums Haus herumgeht. Sich darauf der Scheune zuwendend, bleibt er nach ein paar Schritten überrascht stehen. Woher der Lichtschein — aus der Altenteilerdönz — was macht er so spät?

Die Fenster sind frei. Man kann durch die Balsaminen- und Geranienstöcke den ganzen Stubenraum ungehindert überblicken.

Der Wachtmeister beugt sich vor und fährt im selben Augenblick tödlich erschrocken zurück: „Gott im Himmel, krank? Ein Mädchen, städtisch gekleidet, pflegt ihn —? Sie beugt sich über ihn, sie gibt ihm zu trinken — wer ist sie?"

Plötzlich legt sich von hinten eine Hand auf seine Achsel. Es ist der alte Druwe. Er hat sein Herumsingen beendet und sich sachte herangeschlichen.

Wie ein hilfloses Kind läßt der Heimgekehrte sich ins Haus führen. Die Pflegerin des Vaters wendet sich ihm zu, und da erkennt er sie, wie vom Blitz getroffen in freudig-schmerzlichem Erstaunen. Doch sie winkt ihm Schweigen und deutet auf den schlafenden Kranken.

Da Johanne nicht zu sprechen vermag, so legt sich denn endlich der alte Druwe in seiner leisen, kurz angebundenen Art ins Mittel. Er winkt den Wachtmeister in eine Fensterecke, und da erfährt dieser den ungefähren Zusammenhang der Begebenheiten. Schon bald nach Lichtmeß hat der Bauer zu kränkeln angefangen. In seinem Geiz hat er sich statt an einen ordentlichen Arzt an einen homöopathischen Quacksalber gewandt, Schuster Kohrs in Alt-Isenhagen. Dieser hat's ziemlich mit sämtlichen Kügelchengläsern seines wunderthätigen Apothekenkastens versucht — doch nichts wollte diesmal anschlagen. Als dann um Jakobi die Füße dick wurden, hat Kohrs gesagt: „Ah, dat heww ick mick woll dacht: hei hat't in't Geblänt — nu kratzt hei aff, nu helpt öm kein Gott un kein Deubel mehr." Darauf ist's denn auch täglich schlimmer geworden. Am ersten Adventssonntage, nachmittags nach der Kirche ist der Bauer am Stocke beim Nachtwächter angehumpelt gekommen, ganz verstört und wie gebrochen, und hat gesagt: „'t hat sick wat mit'n Geblänt — ick weit nu sülwst Bescheid, bi't Anklatern hüt' morgen heww ick 't markt: ick bün äwerwussen un kann nich lange mehr lewen — anderthalw Faut klafftert die Arme mehr utnanner. Un dat woll ick dick man noch seggen: ick heww jüm beid' unrecht dhan, min Kind un din — 't wormt mick, dat dat so is, un ick kann so nich ruhig starwen. Äwerst ick will alleus wedder gaudmaken un öm den Hoff nu doch noch tauschriewen laten, un au'n Amtsgerichtsrat Töpel in Isenhagen heww ick all Odd'rschrewen, dat hei herkamen sall un'n anner Testament upsetten." — Und von seiner Tochter Johanne erzählt der Alte, daß er sie von Hannover hergerufen habe, als bald danach der Bauer zu liegen gekommen wäre und nun doch ordentliche Pflege hätte haben müssen.

Der Kranke erwacht und richtet sich auf. Er erkennt den heimgekehrten Sohn und die Braut an seiner Seite. Ein zufriedenes Lächeln gleitet über seine harten Züge. Sie müssen ihm die Hände reichen. Sanft fügt er sie ineinander und seine Lippen flüstern in abgerissenen Silben: „Aewer Johr is de Pacht afflopen ..... denn hürt juck de Hoff .... denn fiert tausam Sylvesterball, as Mann un Fru."

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Alle Welt blättert gegenwärtig, sei es zu flüchtigem Zeitvertreib, sei es zu ernster Gewissensprüfung, in einem gewaltigen Hauptbuch. Im Hauptbuch des Jahrhunderts. Die Frage, wie es mit dem Soll und Haben unserer Epoche steht, hat für jedermann Interesse, denn tua res agitur, es handelt sich da um ein Facit, an dem jeder vom heutigen Geschlecht beteiligt ist. Jeder hat in dem dicken Buch mit seinen fast 37 000 Tagesseiten sein Konto, ob nun der Betrag in die Zehner oder in die Tausende geht. Eifrig an der Arbeit sind alle diejenigen, die berufen sind oder sich berufen fühlen, das Facit der Rechnung zu deuten und ins rechte Licht zu stellen, unter ihnen nicht in letzter Reihe die Romanschreiber. Wie es scheint, ist man von den Summen, die den wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und technischen Fortschritt des Jahrhunderts versinnbildlichen, allgemein befriedigt, weniger von den Zahlen, in denen sich das, was man Idealismus zu nennen pflegt, wiederspiegelt: die Entwickelung der Menschlichkeit und des ethischen Feinsinns. Aber das war an jedem Jahrhundertende so. Auf diesem Gebiete ist der Fortschritt ein so kaum merkbar allmählicher, auch vollzieht er sich so wenig an der Oberfläche, daß sich leicht der Zweifel einstellt, ob überhaupt ein Emporgang stattgefunden hat. Ohne Zweifel hat auch heute noch die Ausbildung der Menschlichkeit, die Verfeinerung des Durchschnittsempfindens mit ungemein starken Widerständen zu kämpfen, aber man braucht sich nur klar zu machen, wie es um 1600, 1700 und 1800 mit der allgemeinen Friedensliebe, mit der staatlichen Fürsorge für die Schwachen, mit der Erziehung, mit dem Strafrecht und selbst mit den Sittlichkeitsanschauungen stand — und man wird die idealen Ergebnisse unseres Jahrhunderts ohne optimistische Überschätzung, aber auch ohne pessimistisches Abhprechen würdigen müssen. Offenbar war es eine Erwägung oder eine Stimmung dieser Art, die Adolf Hausrath beseelte, als er sich daran setzte, sein Erzählungsbuch „Unter dem Katalpenbaum“ (Leipzig, S. Hirzel) niederzuschreiben. Für alle Lobredner der guten alten Zeit ist dieses Buch ein harter Bissen, um so unbequemer, als Hausrath sicherlich einer unserer gründlichsten Geschichtskenner ist, dem nicht nur das äußere, sondern vor allem das innere Leben der Vergangenheit bis ins tiefste vertraut ist. Sein Buch ist nur 200 Seiten stark, aber es umspannt einen reichen, nachdenklichen Inhalt, und es ist glänzend geschrieben, mit behaglicher Laune in den Kapiteln, die den Rahmen des Erzählungswerkes bilden, mit lebendiger Schilderungskraft in den Bildern aus der Vergangenheit. Diese Bilder verdanken wir der ungewöhnlichen Traumfähigkeit des Rektors Timotheus, der, seit er sein Schulamt niedergelegt, still und zurückgezogen in einem kleinen Landhause lebt. Was noch an Herzensbedürfnissen in ihm ist, das wird vollauf durch die Teilnahme an den Leiden und Freuden seines engsten Familienkreises befriedigt, geistig aber hat der alte eingefleischte Humanist von jeher sein Interesse auf Textverbesserungen klassischer Schriften und sonstige Philologica konzentriert. Es ist daher verständlich, daß ihn jeder schrille Laut, der gelegentlich aus der Welt da draußen in seine Stille klingt, unangenehm berührt; am verhaßtesten ist ihm das politische Treiben der Gegenwart. Das müssen die drei Herren erfahren, die ihm eines Tages ins Haus rücken, der Pastor Marcus, der Rittmeister Scipio und der Baron von Mucius; sie kommen, um in dem Rektor einen Wähler für die konservative Partei zu gewinnen. Er aber lehnt ihr Ansinnen in ziemlich barscher Weise ab, da er gar keine Lust hat, sich für die Tagesfragen nach irgendwelcher Richtung hin zu erregen. So verstimmt ist er über die Aufdringlichkeit der Herren Politiker, über diese echt „neuzeitliche Aufdringlichkeit“, daß er sich in eine Begeisterung für die liebe patriarchalische Zeit von anno dazumal hineinredet, in der das Bürgertum von allem Mitregieren verschont war. Und von solcher Stimmung erfüllt, schlendert Rektor Timotheus seinem Gärtchen zu und setzt sich auf die Bank unter dem Katalpenbaum, auf der er sein Mittagsschläfchen zu halten pflegt. Betäubend umweht ihn der Duft der Blüten, so daß sein Geist schnell und unvermerkt ins Land der Träume hinübergleitet.

Digitized by Google

Im Traume ist Timotheus der Gegenwart entrückt und ein Kind der gepriesenen patriarchalischen Zeit geworden. Als Pfarr- und Schulamtskandidat bewirbt er sich bei dem hochwohlgeborenen Herrn von Mucius um das erledigte Pfarramt, das der Gutsherr und Kirchenpatron zu vergeben hat. Als er sich jedoch weigert, die Maitresse des Barons zur Pfarrerin zu machen, wird er auf sehr unsanfte Weise aus dem Bereich des Gutsherrn hinausbefördert. Aber das ist nur der Anfang argen Mißgeschicks. Nicht ohne Mitwirkung des Barons fällt Timothens gleich hernach in die Hände eines preußischen Werbeoffiziers, des Herrn von Scipio, der den Unglücklichen durch eine List verschleppt und unter die Soldaten bringt. Alle Bitten und Proteste helfen dem Gepreßten nichts, je mehr er klagt, desto schlimmer ergeht es ihm als Rekrut; ein Gesuch an den Landesfürsten hat weiter keine Folge, als daß Timotheus zu drei Wochen Lattenarrest verurteilt wird. Glücklicherweise gelingt es ihm, aus dem Gefängnis zu entfliehen, aber in kurzem sind die Verfolger auf seiner Spur. Schon glaubt er, in ihre Gewalt zu fallen, da erwacht er aus seinem Traume, in dem die drei Wahlschlepper, außer Scipio und Mucius auch der Pfarrer Marcus als verknöcherter Staats- und Feldprediger eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Trotzdem aber der Rektor mit der Vergangenheit so böse Erfahrungen gemacht hat, kann er sich nicht entschließen, die Gegenwart freundlicher zu beurteilen. Etwas erträglicher ist sie ja — wie er meint — als die Blütezeit der kleinen über Recht und Sitte sich hinwegsetzenden Despoten des vorigen Jahrhunderts, aber mit ihrem lauten Parlamentarismus, ihrer Juristerei und Zeitungsklatscherei bedeutet sie gegen die älteren Zeiten, z. B. das Mittelalter, doch einen Rückschritt. Damals herrschte ein friedliches Behagen überall, wenigstens der Gelehrte wurde durch nichts in seinen Studien gestört, und die Kirche sorgte dafür, daß eine Unterdrückung durch Tyrannen unmöglich war. Unter solchen Gedanken schläft Timotheus wieder einmal auf seiner blütenüberströmten Ruhebank ein. Im Traume wird er zum frommen Miniaturenmaler, der im mittelalterlichen Köln mit seiner Familie ein bescheidenes, aber zufriedenes Dasein führt. Dieses Behagen ist jedoch nicht von Dauer. Marcus, ein angesehener Priester, der es auf die Tochter des Meisters abgesehen hat, weiß durch seine Ränke das Familienglück des braven Timotheus so gründlich zu untergraben, daß der Vater schließlich einsam und allein in der Welt steht und für sich selbst gezwungen ist, das Kreuz zu nehmen, um einem schimpflichen Tode zu entgehen. Auch dieser Traum aber ist nicht imstande, den Rektor vollständig zu bekehren; wenn es mit dem Mittelalter nichts war, so glänzt um so heller die Zeit des Altertums. Ein dritter Traum belehrt ihn jedoch, daß es in den Tagen, als die alten Götter die Welt regierten, für einen Schulmann erst recht unbequem zu leben war. Damals war der Pädagoge ein rechtloser Sklave, wie ein Hund von der Willkür irgend eines Ritters, ob er nun Mucius oder Marcus genannt war, abhängig. Und mit ihm in der Sklaverei befindet sich seine ganze Familie, immer gewärtig, daß eine Laune des Herrn die Glieder auseinander reißt. Beim kleinsten Vergehen aber winkt dem Sklaven das Kreuz, das aller seiner Väter „Ruhestatt" war. Von Entsetzen geschüttelt, wacht Timotheus auf, und er bekennt sich nun endlich zur Gegenwart. „Drei Stationen der Geschichte bin ich zurückgefahren; schon auf der ersten war es entschieden ungemütlich, die zweite war traurig, die dritte abscheulich ... Hundert und hundert Generationen mußten ringen, kämpfen, leiden bis nur der mäßige Zustand des Rechtsgefühls, der Sittlichkeit erreicht wird, dessen wir uns heute erfreuen. Ich schöpfe daraus den Trost, daß auch die, die nach uns kommen, besser sein werden, als wir es sind und werden konnten." Da aber dies Bessere ohne neue Kämpfe nicht erreichbar ist, so sieht der Rektor ein, daß keiner das Recht hat, sich ganz von der Welt zurückzuziehen, sondern, mag ihm auch das Tagesgeschrei die zarten Ohren beleidigen, das Seine zu einem gesunden Fortschritt des Volkes beizutragen hat. Hausraths Buch erinnert im Stoff und in der Tendenz an die Versdichtung des Grafen Schack „Nächte des Orients". Aber mag dies Werk auch in der Form machtvoller erscheinen, so wirkt doch „Unter dem Katalpenbaum" feiner, überzeugender und lebensvoller. Schon deshalb, weil es, im Gegensatz zu den „Nächten", Stufe für Stufe rückwärts, aus dem Gutbekannten ins immer Unbekanntere führt.

Während in diesem Traumbuch die Aufgaben der Gegenwart nur knapp angedeutet werden, stellt sie Friedrich Spielhagen in den Mittelpunkt seines neuesten Romans „Opfer" (Leipzig, L. Staackmann). Immerfort ist hier die Rede von jenen Zeitaufgaben, ohne daß man jedoch recht einsieht, wie sich der einzelne zu ihnen zu stellen hat. Nur das eine wird klar, daß kaum etwas Liebenswerteres, aber auch kaum etwas Thörichteres denkbar ist, als sich mit der Gegenwart so abzufinden, wie es dem Helden des Romans für seine Person beliebt. Ein mehr leidender, als thätiger „Held" von der Art, wie sie dem weichen Empfinden Spielhagens von jeher sympathisch waren; eine Hamletgestalt, die bei aller Lust, die Welt einzurenken, dem ersten rauhen Luftzug erliegt, der ihr aus dieser Welt entgegenbläst, ein neuer Werther, der noch mehr am Mitleid, als an der Liebe zu Grunde geht, ein Romantiker, der viel zu spät oder auch viel zu früh geboren ist, eine problematische Natur, in der Gemüt und Verstand, Wille und Willenskraft im Verhältnis von 10 : 1 miteinander gemischt sind — kurz, alles, was man will, nur das eine nicht: ein rechter Mann, ein lebenssaftiger Sproß am Baum der Gegenwart. Spielhagen kommt immer wieder auf diesen Menschentypus zurück, auf diese Nachzügler vom großen Heer der „Interessanten", die, ebenso schön wie ideal, von hundert Frauen geliebt werden und die bald als polnische Grafen mit dem großen Schmerz ums Vaterland, bald als Märtyrer der Freiheit, bald als schwindsüchtige Propheten durch die Welt der Romane gehen. Es würde eine Wohlthat sein, wenn dieser Typus das Jahrhundert nicht überlebte und einem Menschenschlag mit gesundem Kraftgefühl und sonniger Daseins-

Digitized by Google

freude den Platz einräumte, auch im Roman. Vorläufig aber ist er noch da, und Spielhagen hat zum so und so vielten mal eine neue Abart des Typus geschaffen, diesmal den socialistisch angehauchten Edelmann. Graf Wilfried Falkenburg ist der Sproß eines alten Fürstengeschlechts, persönlich nicht sehr begütert, aber als Neffe und Schoßkind einer Millionentante in allem Luxus aufgewachsen. Auch sonst hat er über nichts zu klagen, die Gesellschaft verzieht ihn, und ohne sich viel zu bemühen, hat er die gepriesenste Schönheit der Residenz zur Braut gewonnen. Komteß Ebba ist freilich ein kokettes, fadriajöses Ding, dem jede Gefühlsinnigkeit, jedes ernstere Lebenstrachten abgeht, aber Wilfried sieht nur ihre Frische und Grazie, und das andere entbehrt er kaum, da er selbst vom Leben noch nichts kennen gelernt hat, als die schillernde Oberfläche. Eines Abends aber erlebt er ein kleines Abenteuer, das große Folgen für ihn hat und seinem Dasein eine neue Gestalt gibt. Einer jener Jungen, die sich auf den Straßen Berlins als Verkäufer von Wachszündern herumtreiben, ist von einem Radler über den Haufen gefahren. Schnell entschlossen nimmt der Graf, sobald er gesehen, um was es sich handelt, eine Droschke, hebt den Jungen hinein und fährt mit ihm der Wohnung zu, die der Verletzte als elterliches Heim bezeichnet. Kaum hat der Graf dies Heim betreten, das mehr ein Unheim ist und überall die Spuren jahrelangen Elends aufweist, da fühlt er, daß seine Aufgabe mit der Ablieferung des Knaben nicht beendet ist. Er hat stets ein weiches Herz gehabt, aber von einem Jammer, wie er ihm jetzt entgegentritt, hat er nie etwas geahnt. Der Vater des Jungen ist ein Trunkenbold, die Mutter leiblich und seelisch in Schmutz verkommen, eine der Schwestern zur Straßendirne herabgesunken. Trotz seiner Weichheit würde Wilfried wahrscheinlich das Mitleid dem Ekel opfern, wenn nicht die zweite Schwester, die holde Lotte, wie ein lichter Engel die Verworfenheit ringsum überglänzte und durch ihren Anblick alle edlen Entschlüsse in der Seele des Grafen bestärkte und steigerte. Lotte Schulze ist ein Wesen wie es nur Spielhagen in Berliner Kellerwohnungen zu entdecken weiß, ein Ideal von Schönheit, Tugend, Lebensklugheit, Innerlichkeit und Willensenergie. Und kaum mit ihr in Verkehr gekommen, entdeckt der Graf noch weitere Mustermenschen, die zur Nacheiferung geradezu herausfordern. In erster Reihe Frau Dr. Brandt, die Gattin des Arztes, den Wilfried zur Behandlung seines kleinen Patienten herbeirufe, eine ebenso praktische wie hochherzige Frau, nebenbei überzeugte Socialdemokratin. Mit ihr an Opferfähigkeit wetteifert der Pastor Römer, der getrost als christlichsocialer Heiliger gelten darf. Diesen Mustermenschen gegenüber kommt Wilfried zu dem quälenden Bewußtsein, daß er bisher sein Leben zwecklos und sinnlos vergeudet hat; noch aber ist er jung, noch kann er eine neue Bahn einschlagen und mit in die Schar derer eintreten, die sich unter Preisgabe aller Selbstsucht, unter Verachtung all der Nichtigkeiten, die der Durchschnittsmensch für Daseinsnotwendigkeiten hält, dem Menschheitsdienste widmen. Freudig faßt Wilfried, nachdem er zunächst die Familie Schulz aus dem Elend gerettet hat, den Entschluß, dem Beispiel der Frau Brandt und des Herrn Römer zu folgen. Ohne Frage kann auch ein Mann, der im Wohlleben aufgezogen und aus fürstlichem Blut entsprossen, sich mit Erfolg an socialen Bestrebungen beteiligen und in seiner Weise für die Befreiung und Erlösung der Menschheit wirken. Er kann das, ohne sein anerzogenes Feingefühl, ohne seine individuellen Instinkte und Neigungen rücksichtslos in die Schanze zu schlagen. Aber Wilfried stürmt wie ein Blinder dem neuen Ziele zu, er wählt sich keine Aufgabe, die seiner Natur entspricht, er sucht sein Heil da, wo er es unmöglich, nach Anlagen und Erziehung, finden kann. Er muß mit dieser Blindheit behaftet sein, weil er sonst nicht für Spielhagen brauchbar wäre; denn Spielhagen will eben den Beweis erbringen, daß so ein altadliger Luxusmensch eigentlich in die Gegenwart gar nicht mehr hineingehört; wenn er den Bann seines Standes durchbricht und den Schwachen und Mühseligen sich zuwendet, dann vermag er doch nichts Rechtes zu leisten. Vergebens bringt er sich zum Opfer dar, vergebens springt er in den Abgrund, der zwischen den Gesellschaftsschichten klafft, er selbst kommt um, der Abgrund aber schließt sich nicht, denn der Einzelne, belastet mit dem Erbe der Vergangenheit, kann nicht wettmachen, was viele Geschlechter gesündigt haben. Um diesen Satz zu erweisen, muß Graf Wilfried das Unsinnigste thun, was er seinem Wesen nach thun kann, er mischt sich in den politischen Tageskampf und wird zum socialdemokratischen Agitator. Als ob nur im Dienste der Politik Menschheitsdienst zu leisten wäre. Natürlich überwirft sich der Graf in Bälde mit all denen, die ihm bisher nahe standen; gesellschaftlich wird er halb und halb versemt und die Erbtante sperrt ihm die Geldquelle ab. Das verwöhnte Schoßkind muß sich, um leben zu können, bei einem Justizrat als Schreiber verdingen. Auch Komteß Ebba, die Braut, gibt dem Verarmten ohne weiteres den Abschied. Darüber tröstet sich jedoch Wilfried noch leichter, als über alles andere hinweg. Hat er doch seine Lotte, deren Liebe ihm alles ersetzt. Grade weil ihn jedoch Lotte ebenso liebt, wie er sie, will dieser Ausbund von Edelmut nichts von einer Heirat wissen; sie hält es für gewiß, daß zwischen Graf und Plebejerin kein dauerhaftes Glücksverhältnis möglich sei. Und um seinem Drängen zu entgehen, legt sie den Ocean zwischen sich und den Geliebten, sie entwischt nach Amerika. Der naturgemäße Schluß wäre nun, daß der Graf, der weder auf den kalten Höhen der Vornehmheit, noch in den Niederungen der Armut sich heimisch fühlt, in seiner Einsamkeit, von äußerer Not bedrängt, langsam verblinkt. Aber dieser Schluß widerstrebt dem ästhetischen Empfinden Spielhagens, das von der Modernität weit weniger „angekränkelt" ist, als nach den Stoffen, die der Dichter zumeist wählt, vermutet werden sollte. Er sieht es gern, wenn seine Helden ritterlich, am liebsten mit der Waffe in der Hand zu Grunde gehen. Und in dieser Weise findet daher auch Wilfried den Tod. Eines Tages nennt ihn ein alter Gegner, ein Gegner im Kriege um die Frauengunst, öffentlich einen Salonsocialisten. Es ist schwer faßlich, daß der Wilfried, der sich mit der

Digitized by Google

Zeit zu einer philosophischen Lebensanschauung emporgerungen hat, in diesem Worte und in dem Verhalten jenes Gecken eine unerträgliche Beleidigung sieht. Aber um so „schön" zu sterben, wie es sein Schöpfer Spielhagen verlangt, thut er es doch; und er fällt dann richtig im Duell und wird unter „zahlreicher" Teilnahme begraben. Nach seinem Tode bekennen auch seine Verlästerer, daß er doch eigentlich ein prächtiger Kerl war, und die Erbtante ist tiefgerührt. Zu einer weitergehenden Kritik verlockt der Roman nicht. Seine Tendenz zeugt für das gute Herz und den unentwegten Freisinn des Dichters, und künstlerisch enthält er einzelne hinreißende Stellen. Im großen Ganzen aber läßt sich über das Buch nur dasselbe sagen, was schon hundert- und tausendmal über den Erzähler Spielhagen gesagt worden ist. Wenn man will, hat man in „Opfer" das Normalwerk des Dichters; den meisten der Gestalten, von dem ebenso gutmütigen wie leichtherzigen und leichthirnigen Leutnant Falko bis zu der jüdischen Bankiersfamilie, von Komteß Ebba bis zu dem Justizrat, von Lotte Schulz bis zu Wilfried selbst, — ihnen allen glaubt man, schon früher, wer weiß wie oft, bei Spielhagen begegnet zu sein. Und nicht anders ist es mit dem Stil und der Sprache. Man kennt nachgerade die Eigenart dieses Satzbaus, der bald ganz realistisch zerhackt erscheint, bald in langgezogenen Relativsätzen an die Weise des alten Goethe erinnert. Man genießt sie oder man nimmt sie hin, aber man kritisiert sie nicht mehr.

Was Spielhagen im Grunde nur negativ leistet, die Aufgaben der Gegenwart an einem lebenden Beispiele zu kennzeichnen, das sucht Peter Rosegger in den „Vertraulichen Sonntagsbriefen eines Bauernknechtes", denen er mit Fug den Gesamttitel „Erdsegen" (Leipzig, L. Staackmann) gibt, positiv durchzuführen. Seine Tendenz ist mit einem Worte ausgedrückt: Die Kultur muß wieder zur Scholle zurück, die Geistesarbeit sich mit der Ackerarbeit verbinden, wenn die Menschheit nicht verlumpen soll. Ein Wiener Journalist hat in fröhlicher Weinlaune die Wette gemacht, daß er der Mann dazu sei, sich für ein ganzes Jahr als Bauernknecht zu verdingen und treulich alle Arbeit zu thun, die man von ihm heischen werde. Die Wette wird angenommen, und Hans Trautendorffer macht sich mitten im Winter auf den Weg, um eine Knechtsstelle ausfindig zu machen. Lange sucht er jedoch vergebens, bis ihn endlich ein armes Bäuerlein im Gebirge in „Brot und Verpflichtung" nimmt. Schwer ist die Arbeit, die der gute Hans zu leisten hat, und schwer sind die Leiden, die er mit der Familie seines Hausvaters durchmacht. Aber in der Beschäftigung mit der Scholle, in der Einfachheit und Schlichtheit seines neuen Lebens streift er all die Schlacken ab, mit denen die Großstadt sein Denken und Empfinden umkrustet hat. Frische Säfte regen sich in ihm, sein Gefühl wird rein und stark, wie in frühen Jugendtagen, und Leben, Welt und Mitmenschheit, alles gewinnt für ihn eine neue Bedeutung. Anfangs wird es ihm manchmal des Mühens und Entbehrens allzuviel. Als er aber erst merkt, daß er seiner Umgebung nicht nur körperlich ein schätzenswerter Beistand ist, sondern ihr auch seelisch ein Helfer und Tröster ist, da ist er für alle Folgezeit gestählt und über alle Anfechtungen hinaus. Schließlich gewinnt er das Land und die Menschen so lieb, daß er die Tochter seines Hausvaters heiratet und für immer ein Bauer wird, freilich Bauer und Geistesarbeiter zugleich. Die Erfindung hat nichts Unwahrscheinliches; allen Anzeichen nach liegt die Sache in der Luft. Mir selbst ist mehr als ein Schriftsteller bekannt, der auch ohne Wette aufs Land hinausgezogen ist, tagsüber sein Feld bebaut und abends den Musen huldigt. Rosegger hat kein rosiges Schäferidyll gemalt; er verhehlt nichts von der Mühsal der Schollenarbeit und nichts von den Schwächen und Kleinlichkeiten, die dem heutigen Bauer anhaften. Aber diese Schwächen werden nur angedeutet; im großen und ganzen gewinnt denn doch das Landleben in Roseggers Darstellung ein fast verklärtes Ansehen, und die Menschen, die an erster Stelle in den Gesichtskreis des Lesers treten, der alte Adamshauser, seine Frau und seine Tochter sind wahre Sonntagskinder, die über den bäuerischen Durchschnitt hoch hinwegragen. Von diesem Durchschnitt, von seiner Arbeit und von seinen Lebensinteressen haben uns andere Schriftsteller der Gegenwart, — ich nenne nur F. von Zobeltitz und W. von Polenz, — ein Bild entworfen, das alles andere als verlockend erscheint und sich mit den Schilderungen Roseggers schwer zusammenbringen läßt. Gleichwohl hat jeder in seiner Weise recht. Polenz und Zobeltitz schrieben aus schlichter, absichtsloser Beobachtung, Rosegger aus der Sehnsucht heraus. Das Wahre an der Sache ist, wie mir scheint, daß der Geist, der sich von der Scholle loslöst und sich der Arbeit in freier Natur entfremdet, Gefahr läuft, allerlei Schemen nachzujagen, statt dem ewig Wesenhaften, und im tiefsten Sinne unfruchtbar zu werden, daß aber auch die Arbeit an der Scholle der ständigen Berührung mit dem Geiste bedarf, wenn nicht der Sinn des Arbeiters allzu eng und dumpf werden soll. Das Wort Kultur hat seinen Ursprung in der Feldarbeit; so wäre es wohl in der That ein Heil, wenn die Tochter, die in die Städte geflüchtet ist, sich von neuem mit der Mutter zu inniger Gemeinsamkeit verbände. Künstlerisch nimmt der „Erdsegen", dessen Lebensfülle mit dem Begriff Roman nicht gut zusammenstimmt, unter den Werken Roseggers eine der ersten oder vielleicht auch geradezu die erste Stelle ein. Als Erzähler braucht der noch immer jugendlich frische Steiermärker so leicht keinen Vergleich zu scheuen. Sein geistiger Horizont ist nicht unbeschränkt, immerhin umspannt er eine ausreichende Weite. Durch die Fülle des Gemüts aber, durch die Herzensglut, die jedes Wort durchwärmt, durch die freudige Zukunftsgläubigkeit beweist Rosegger an seinem eignen Teil, was ein ständiges Leben in und mit der Natur für die Seelenstimmung und die Blutfrische bedeutet. Von Schilderungen, die wie Frühlingsmorgenluft erquicken, bietet das Buch einen sprudelnden Reichtum; man glaubt die braunen Bäche, die den weißen Winter zu Thale führen, durch die Bergwiesen herniederrauschen zu hören, und ein andermal sieht man wie „leibhaftig" im Sonnenlicht das Getreide wogen und glänzen. Am höchsten

Digitized by Google

aber wirkt das Buch, wenn sich Naturgefühl mit religiöser Weihestimmung vereinigt, wie in der Betrachtung, die sich dem Bauernknecht Hans Trautendorfer am Pfingstsonntage aufdrängt. Würdiger läßt sich eine Anzeige des „Erdsegens“ nicht schließen, als mit der Anführung dieser Stelle: „Am Pfingstsonntag bin ich früh aufgestanden, bin hinausgegangen durch das nasse Gras. Dieses urgewaltige Bergland, ich habe es angebetet wie einen Pfingstaltar. ... Freilich, freilich, man soll ja Gott nicht nach außenhin suchen im unbeschränkten Raum, sondern in der eignen Brust. ... Aber mein Inneres ist überall, wohin ich denken kann, ist in allem, was das Ohr hören und das Auge sehen und das Gemüt fassen kann. Alles, wovon ich weiß, alles ist mein Leib, ist mein Wesen. Als an diesem Morgen mir solche Gedanken kamen, da jauchzte es plötzlich: Mensch, Welt, du bist ja erlöst! Mensch, du bist Weltall geworden! Weltall, du bist Mensch geworden! Du bist eins, du bist ewig, und dein Geist heißt Gott! Und da gibt's ja kein Leiden mehr, keine Unvollkommenheit, und wen sein Gürtel drückt am Menschenleib, der lege ihn ab und umgürte sich mit dem Sonnenkreis!“

Ein Gegenwartsbuch wie „Opfer“ und „Erdsegen“ ist Gabriele Reuters jüngster Roman „Frau Bürgelin und ihre Söhne“ (Berlin, S. Fischer) nicht; hier handelt es sich nicht um die großen Fragen, welche alle Welt bewegen, nicht um ein typisches Zeitgeschick. Und wenn auch hier und da modernste Empfindungen zum Ausdruck kommen, so ist doch das allgemeine, das wesentliche Grundgepräge der Erzählung ein zeitloses, d. h. die Geschichte konnte sich in ihren Grundzügen ebensogut vor dreitausend Jahren wie heute abspielen. Frau Bürgelin hat ihren Mann verlassen, um ihre beiden Söhne seinem Einfluß zu entziehen und sie ganz nach dem Ideale zu erziehen, das ihr als das Höchste gilt. Am letzten Ende aber muß sie erleben, daß gerade der Sohn, von dem sie nichts Besonderes erwartet hat, in anderer aber noch größerer Weise, als sie selbst geträumt, Gewaltiges leistet, und eben dieser Sohn hat am meisten vom Wesen des Vaters geerbt. Hier und da blüht in dem Werke eine zarte oder auch berauschende Stimmung auf, und immer wieder erfreut ein feines Gedanken-, ein reifes Empfindungsleben. Tieferen Eindruck aber hinterläßt der Roman als Ganzes nicht; man gewinnt zu ihm höchstens ein kühles Achtungsverhältnis, aber er reißt nicht zum Mitjubel, zum Mitängsten hin, wie das Erstlingswerk der Dichterin, der Roman „Aus guter Familie.“ Man kommt weder an die Vorgänge noch an die Gestalten der Erzählung recht heran, sie behalten etwas Schattenhaftes und gleichgültig Fremdartiges. An und für sich ist ja der Charakter der Frau Bürgelin mit seinem grenzenlosen Mutteregoismus künstlerisch reich und sicher durchgeführt; er ist aber derart individuell gehalten, so ganz mit schroffen Besonderheiten ausgestattet, daß man in ihm mehr eine Kuriosität, als eine halbwegs verwandte, verständliche Menschennatur sieht und immer froh aufatmet, wenn er für eine Zeitlang in den Hintergrund der Geschichte tritt. Auch der Aufbau des Romans läßt keine harmonische Befriedigung aufkommen; er verzettelt sich in lauter Einzelheiten, die bald ins breiteste sich ausdehnen, bald flüchtig hingeworfen erscheinen, ohne daß man überall begreift, was hier den Überfluß und dort den Mangel veranlaßt.

Nicht viel besser ist es um den Bau, um die technische Gliederung des Romans „Planetenfeuer“ (Stuttgart, J. G. Cotta) bestellt. Max Haushofer hat in das Buch alles hineingepackt, was er über die Gegenwart zu sagen hatte, was er sich für und gegen das Wollen, Denken und Fühlen unserer lieben Zeitgenossen von der Seele schreiben wollte. „Über die Gegenwart,“ sage ich mit Absicht, obwohl die Erzählung auf dem Titelblatt als Zukunftsroman bezeichnet ist und als Zeit der Handlung gleich im ersten Kapitel das Jahr 1999 angegeben wird. In hundert Äußerlichkeiten stimmt das denn auch; wenigstens kann man sich recht gut vorstellen, daß die technischen Fortschritte, die gesellschaftlichen Zustände, die staatlichen Einrichtungen um 1999 derart sind, wie sie Haushofer schildert. Im Grunde aber, in allem Wesentlichen handelt es sich um Charaktere, Vorgänge, Strebungen und Empfindungen der heutigen Zeit mit ihrem Idealismus sowohl, wie mit ihrer Fin de siècle-Weisheit und ihrem Dekadententum. An farbiger Buntheit läßt der Roman nichts zu wünschen übrig. Üppige Sinnlichkeit wechselt ab mit ethischer Idealität, hier geraten wir in ein Weltanschauungsgespräch über die tiefsten Menschenheitsfragen, dort müssen wir einen antisocialistischen Vortrag über uns ergehen lassen, und zwischeninne erleben wir eine Kriminalgeschichte echtester Art. Alles das aber hat etwas Bruchstückartiges, es zieht in raschen flüchtigen Bildern vorüber und drängt mit Macht der Schlußwirkung, einer gewaltigen Erdkatastrophe zu. Haushofer scheint von der altteutamentarischen Ueberzeugung durchdrungen zu sein, daß die Menschheit dann und wann von einem grausigen Weltverhängnis erschüttert werden muß, um sich zu einem neuen idealen Herzens- und Geistesfluge zu erheben. Im Jahre 1899 sind wir, dem Propheten Falb zum Trotz, vom Weltuntergangsschrecken verschont geblieben; 1999 aber bricht all das Schauerliche über die Erde herein, was die Angstlichkeit für den vergangenen November befürchtet hatte. Zwei Planeten unseres Systems sind zusammengeprallt und in Stücke zersplittert; mit ihren Resten geraten sie in die Erdbahn und überschütten nun Mutter Erde mit einem Fels- und Feuerregen, treiben die Meeresfluten weit ins Land hinein und vernichten Millionen Leben. Die Schilderung dieser Katastrophe ist in großem Stil gehalten; sie hat etwas furchtbar Prächtiges. Von den Gestalten des Romans nimmt nur die eine, Ortrud von Haag, die Sünderin mit der tiefen Liebessehnsucht, ein starkes Interesse in Anspruch: an dieser Gestalt und an jener Schilderung offenbart sich der echte Dichter, der sonst nicht überall in den flüchtigen Zeichnungen des Werkes deutlich sichtbar wird.

Digitized by Google

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Zweimal tritt dem Leser in diesem Heft der Name H. Hirzel entgegen, als der des Zeichners der Karte, mit der wir unseren Abonnenten unsere Glückwünsche zum neuen Jahr darbringen, und als der des Radierers des schönen, zwischen Seite 576 und 577 eingeschalteten Blattes „Märkische Landschaft." In kurzer Zeit hat sich H. Hirzel — ein geborener Schweizer, aber seit Jahren in Berlin lebend — in die erste Reihe der deutschen Schwarz-Weiß-Künstler gestellt; als Zeichner von vollendetem Linienfluß und auserlesenem Geschmack, ganz auf dem Boden der modernen Kunst fußend, hat er eine große Vielseitigkeit entwickelt: er erfand reizende Umschläge für Bücher und Musikalien, schöne Bücherzeichen, Verlagssignete u. s. w. Als Radierer pflegt er, in der Stimmung häufig an die Worpsweder erinnernd, besonders die Landschaft. —

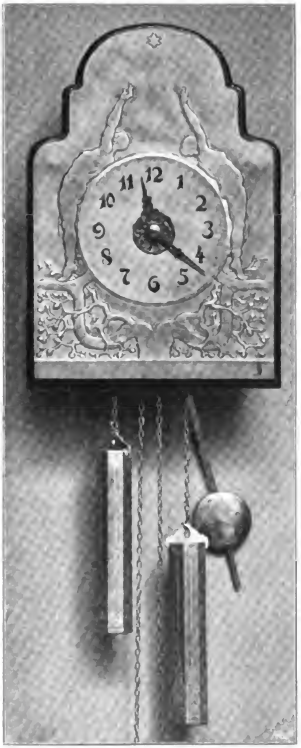
Über Professor H. Zügel, den großen Münchener Tiermaler, ist in diesen Heften wiederholt eingehend gesprochen worden. Mit welch' schlichten Mitteln er seine Wirkungen in unfehlbarer Treffsicherheit zu erreichen weiß, davon legt sein Gemälde „In der Sandgrube", von uns zwischen Seite 560 und 561 wiedergegeben, wieder einmal beredtes Zeugnis ab. —

Wanduhr.
Ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.

Das kräftige, durch des Kaisers Initiative unzweifelhaft hervorragend geförderte Aufblühen der Berliner Bildhauerschule hat in der Reichshauptstadt auch die Technik der Marmorbearbeitung wesentlich gehoben. Zwar gehen noch immer — man möchte wohl sagen: leider — bedeutende Aufträge unserer Bildhauer nach Italien, wo die Marmortechnik von altersher hoch entwickelt ist, aber die Berliner ausführenden Ateliers arbeiten heute bereits nicht nur ebenso gut, sondern anerkanntermaßen solider, als die italienischen. Neben den älteren reindeutschen Firmen ist in neuerer Zeit besonders das Atelier von B. Casal hervorgetreten; unser Bild zwischen Seite 520 und 521 gibt einen Blick in diese große Werkstätte, in der gerade zur Zeit mehrere der Denkmäler für die Siegesallee in Arbeit sind. — Aus dem Atelier eines jüngeren Berliner Bildhauers ging auch die schöne Bronzestatuette „Huldigung" hervor, die wir zwischen Seite 504 und 505 reproduzieren; der Künstler, Constantin Starck, ist einer der Meisterschüler von Reinhold Begas. —

Professor Friedrich Preller — zur leichteren Unterscheidung von seinem großen Vater und Lehrer, der den gleichen Vornamen trug, trotz seiner 62 Jahre meist „der Jüngere" genannt — ist gleich jenem ein Meister der heroischen, der Stillandschaft, die er aber doch wesentlich freier und meist unter Zugrundelegung wirklicher Naturausschnitte, soweit er diese für seine Zwecke passend fand, behandelte. Früh von Weimar nach Dresden übergesiedelt, hat er hier eine reiche künstlerische Thätigkeit entwickelt. Die Dresdener Galerie enthält einige treffliche Gemälde von ihm (das „Hannibalfeld", „Golf von Bajä); er war auch an der Ausschmückung des Dresdener Hoftheaters und besonders der Albrechtsburg in Meißen hervorragend beteiligt; das von uns zwischen Seite 496 und 497 eingeschaltete Bild „Der licht-

Digitized by Google

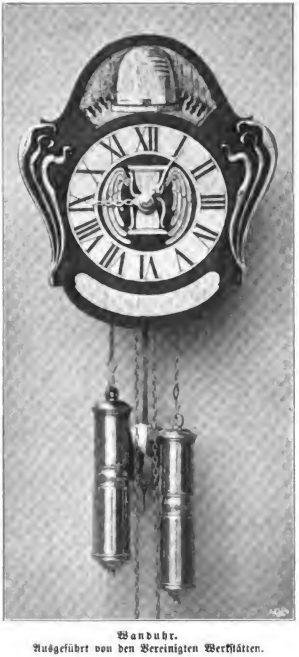


Wanduhr.
Ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten.

bringende Prometheus“ ist nach dem im letzten Sommer in Dresden ausgestellten Entwurf für ein 1897 entstandenes Gemälde der Leipziger Universität reproduziert: Aus der himmlischen Höhe, von der er der Menschheit das Feuer holte, steigt Prometheus auf die Erde nieder und eilt, fackelschwingend, über düstere, wild zerklüftete Berge der menschenbewohnten Niederung zu. —

Von den kleinen, in unserem Heft enthaltenen Abbildungen seien hier zunächst die beiden charakteristischen Studienköpfe der Historienmaler A. Kampf und Peter Janssen (S. 493 u. 573) erwähnt, denen sich als dritter gleich der wundervolle Studienkopf von Michelangelo (S. 569) anreihen mag. — Prof. Max Liebermann ist auf S. 489 mit der Reproduktion der schönen Radierung „Badende Jungen“ vertreten, die er unseres Wissens auf der Dresdener Ausstellung des letzten Sommers zuerst zeigte. —

Wer sich mit der Entwickelung der Photographie in Deutschland während der letzten zehn Jahre beschäftigt, trifft immer wieder auf die Namen Alfred Enke-Stuttgart und W. v. Gloeden-Taormina. Bei beider Arbeiten, über deren technische Vollendung jedes Wort erübrigt, tritt das Streben nach bildmäßiger Wirkung scharf hervor, sie betrachten ihre Kamera als ein wirklich künstlerisches Werkzeug. Jenes Bestreben führt in ungeschickten Händen nur allzu oft, gelinde gesagt, zu Trivialitäten, bei den beiden Meistern aber zu geradezu erstaunlichen Leistungen. Alfred Enke hat soeben eine herrliche Mappe von 30 „Lichtbild-Studien“ — nach seinen Aufnahmen



Wanduhr.
Ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten.

Digitized by Google

Wanduhr. Von H. Beer in München, ausgeführt von J. Jagemann.

stigten Lichtkünstler, stammt unser prächtiges farbiges Titelbild „Sizilianer". —

Die Freunde des Buchschmucks unter unseren Lesern möchten wir zu einem kleinen Vergleich zwischen dem vorigen Hefte und dem heute vorliegenden Hefte auffordern: während wir in jenem für Kopfleisten, Vignetten, Schlußstücke ausschließlich Ornamentzeichnungen modernerer Stilrichtung verwandten, haben wir in diesem ebenso ausschließlich entsprechende Stücke aus unserer klassischen Renaissancezeit benutzt. Der Vergleich soll aber keineswegs zu einem „Für" oder „Wider" herausfordern, vielmehr gerade die volle Berechtigung beider Stilarten — und damit noch anderer — beweisen, insoweit in ihnen überhaupt nur ein echt künstlerischer Geist zum bewußten Ausdruck gelangt.

* * *

Ein glücklicher Versuch, unsere guten alten Schwarzwälder Uhren, deren Werke sich in den letzten Jahrzehnten bedeutend verbessert haben, künstlerisch neu zu beleben, geht von München aus. Die dortigen vielseitig thätigen Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk haben nach Entwürfen des Bildhauers Franz Ringer Gehäuse anfertigen lassen, die uns ungemein frisch, ansprechend und wohl geeignet erscheinen, die Renaissanceformen, die in den bisherigen Gehäusen der Schwarzwalduhren vorherrschen und zu deren Charakter wirklich nicht recht passen, zu ersetzen. Eine Schwarzwälder Uhr verlangt eine ungekünstelte, schlichte, und, man darf wohl sagen: eine kernige, derbere Form — das ist hier mit Geschick und Geschmack erreicht worden. Die Zifferblätter der hübschen originellen Uhren sind meist polychrom behandelt, bisweilen auch vergoldet; die Verzierungen sind entweder symbolischer Natur — an die Vergänglichkeit der Zeit, an Jugend und Alter ꝛc. anknüpfend — teils geben stilisierte Pflanzenformen die Motive.

In ähnlicher Richtung hat Heinr. Beer in München Uhren schmücken lassen (angefertigt von J. Jagemann), die sich großer Beliebtheit erfreuen; sie waren u. a. in der diesjährigen Kunstausstellung im Glaspalast ausgestellt, wo von ihnen in kurzer Zeit mehr als hundert Stück verkauft wurden.

H. v. S.

in Heliogravuren reproduziert — bei der Union, Deutschen Verlagsgesellschaft in Stuttgart erscheinen lassen, der wir den „Gebirgssee im Engadin" (S. 565) entnehmen; die Sammlung enthält Landschaften, Architekturstücke, Studienköpfe ꝛc. — eine Fülle des Schönen. Von W. v. Gloeden aber, dem deutschen, von der unvergleichlichen Sonne Italiens in seinem reichen Schaffen begün-

Wanduhr. Von H. Beer, ausgeführt von J. Jagemann.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Studienkopf. Nach dem Pastell von Karl Bennewitz von Loefen jun.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 6, Februar 1900.

Ein bedeutender Mann.

Roman von

Hanns von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Unsinn — Blech — Wellblech!“ knurrte der Professor, und zugleich sagte Helene, nun doch verlegen: „Ich . . . verletzen wollte ich Sie nicht, Herr Werner . . .“

Er sah ihr einen Moment gerade in die Augen — wortlos. Dann wandte er sich plötzlich um und gab der Büste einen heftigen Stoß. Sie wankte . . . gleich darauf lag sie in Stücke zerbrochen auf dem Boden.

Helene schrie auf, Johannes Kurslow schimpfte. Aber Werner lächelte ihm ganz gelassen zu: „Lieber Meister, wie vieles und wie viel Besseres hab' ich Sie nicht zerstören sehen! Das Ding da hatte für mich jeden Wert verloren.“ Damit langte er sich seinen Filzhut von einem der Gerüstbalken und verbeugte sich ungelenk, aber förmlich vor dem Mädchen: „Ich empfehle mich —“

Als er gegangen war, begann Kruslow mit großen Schritten den schmalen freien Gang im Atelier zu durchmessen, ohne seine Nichte zu beachten. Wie im Selbstgespräch fluchte er dabei vor sich hin. „So'n verd— Beugel! Schwapp! Mir nichts, dir nichts das Beste, was er bisher geschaffen, in Scherben zu schmeißen! Großartig — huh! Ich werd's ihm aber austreichen! Solch feinempfundenes Ding! Bloß um die dumme Göhre zu ärgern. Ähnlichkeit! Quatsch! Seele soll ein Kunstwerk haben — Seele . . .“

Mit einem Sprunge war er plötzlich neben der Nichte, die noch immer auf die Scherben am Boden starrte.

„. . . Seele!“ schrie er sie an. „Du ahnst natürlich gar nicht, was das ist — was das für einen Künstler bedeutet! Ein Lärvchen hat eben keine Seele — wo soll sie denn auch herkommen? Grad so viel Seele, wie der gefärbte Schwalbenschwanz da oben auf deinem Bibi! Weißt du, wie du dich benommen hast? Wie 'ne alte Hofschranze, die zu Lenbach kommt, sich malen läßt und sich dann hinstellt und flötet: ‚Aber mein Lieber, ich bin ja nicht ähnlich‘ — und dabei schaut aus den beiden Augen auf dem Porträt das ganze dummeitle Schranzentum heraus. Du . . . du Puppe du!“

Und er begann seine Wanderung aufs neue, polternd und schimpfend, bis sie dann mit einemmale neben ihm stand, ihm die Hand hinstreckte und kleinlaut, aber sehr ernst meinte: „Onkel, ich hab' unrecht gehabt. Es war dumm und kindisch. Sag's, bitte, auch Herrn Werner. Und nun . . . nun will ich gehen.“

Er blieb stehen und sah sie ganz erstaunt an: „Ein Weib, das einsieht, daß es unrecht gehabt hat! Na, Mädel, wenn's man wahr ist? Oder vielmehr: was birgt die Evatochter hinterm Schilde, wenn hochdieselbe

Digitized by Google

freiwillig 'ne Dummheit zugibt. Denn das hat seinen Haken —"

„Du irrst, Onkel! Ich fühle wirklich, daß ich ohne jedes künstlerische Verständnis ... und daß ich voreingenommen urteilte ..."

Der Alte pfiff durch die Zähne. „So? Püppchen hat 'ne neue Laune?"

Sie schüttelte schweigend den Kopf.

Er starrte sie an, bis sie vor seinem Blick die Augen senkte.

Dann sagte er in ganz verändertem Tonfall, ruhig, aber sehr bestimmt: „Hör' mich mal an, Lene! Wenn du dir etwa einbilden solltest, mit meinem Werner spielen zu können, dann rat' ich dir: laß deine Finger von ihm. Der Junge ist mir zu schade dazu. Ich hab' ihn so lieb wie niemand sonst auf der Welt, und ich werd' ihn zu einem Größeren machen, als mir zu sein bestimmt gewesen ist. In ihm steckt der Kern dazu. Aber wenn aus ihm was werden soll, dann darf er sich nicht in der kleinen Münze alberner Liebeständeleien verausgaben, ehe die große schöpferische Leidenschaft gekommen ist, ohne die ... Aber das ist wohl für dich wieder zu hoch gesprochen. Also noch einmal: Hand weg, mein Püppchen!"

Sie hatte den Onkel ganz ruhig aussprechen lassen, ohne jede sichtbare Erregung. Nun gab sie aber so gelassen, daß er doch stutzte, zurück: „Dein Herr Reinhold Werner ist mir furchtbar gleichgütig. Ja, wenn ich's dir ehrlich sagen soll — er ist mir bisweilen mit seinem Anschmachten lästig gewesen. Darum war ich vielleicht ungerecht und ... na ja ... recht unartig zu ihm. Nun sei du nicht mehr böse, Onkel! Adieu ..."

„Halt mal! Dann kamst du also nicht wegen der Büste?"

„Nein —"

„Na, Püppchen, um meiner wunderschönen Augen willen bist du doch erst recht nicht gekommen. Oder um dir meinen Centauren anzuschauen? Pah! Nun also ..."

„Ich wollte dich etwas fragen, Onkel! Aber du dürftest jetzt nicht in der Stimmung sein, mich anzuhören. Ich komme ein andermal wieder. Vielleicht — vielleicht auch nicht. Adieu!"

Es klang so viel Ernst aus den Worten des Mädchens, daß Kruslow nun Helene trotz ihres Sträubens festhielt. Sie sah ihm nochmals fragend ins Gesicht, dann ließ sie sich ohne weiteres Widerstreben zu dem Platz zurückführen, an dem sie vorhin gesessen.

Als sie an den Scherben vorüberschritt, sagte sie leise: „Schade —"

„Warum sagst du das mit so besonderer Betonung? fragte er, schon wieder mißtrauisch. „Es war doch immerhin ‚dein Lärvchen, wenn's auch nicht ganz ‚ähnlich' war? Was — he?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich dachte nur daran, daß es ein Kunstwerk gewesen ist, an das ein aufstrebender Hoffnungen knüpfte —"

„Hoffnungen?!" Der Alte seufzte, indem er sich setzte und die Beine wieder ausstreckte. Es sollte komisch klingen, aber es klang doch schmerzlich. „Kind, das Leben des Künstlers setzt sich aus Hoffnungen zusammen — was von ihnen aber bleibt, das sind Scherben! Überall und immer: Scherben!"

„Doch nicht immer, Onkel! Sag das nicht!" Sie hatte es so leidenschaftlich herausgestoßen, daß er sie zuerst ganz verwundert anblickte. Dann lachte er. „Was kannst du davon wissen, Püppchen? Von all dem inneren Ringen und Kämpfen ... mit der Welt und noch schwerer mit sich selbst! Von den tausend großen Anläufen und der Armseligkeit, die man schließlich erreicht. Du denkst vielleicht, ich mein' das elende bißchen Geldverdienen! Nein — pah! Oder etwa Anerkennung, Ruhm, Aufträge, Medaillen, Lorbeerkränze und ähnliche Faxkereien? Pah! Mir haben sie auch mal Lorbeeren gestreut, daß ich den Ochsen in mir damit dudeldick mästen könnte. Aber wenn so die innere Befriedigung — das sich selbst sagen Können fehlt: Du hast etwas Ganzes, Großes erreicht! Du bist einer, den sie noch nach Jahrhunderten nennen werden — dann ist eben der Kladderadatsch da! Und die Venus ist perdü — klatkeradomus von Medici! Der Deubel mag dann weiter arbeiten —"

Helene hatte sich an einen Gerüstbalken gelehnt und nagte ungeduldig an der Unterlippe.

Als er endlich schwieg, zugleich den Fez mit einem Ruck auf den Hinterkopf schiebend, sagte sie: „Onkel Johannes, ich glaube doch, ich gehe lieber —"

„Ach so!" Er fuhr wie aus einem Traum empor. „Nein, bleib! Und nun heraus mit der Sprache. Ich bin just in der Stimmung, Unsinn zu hören!"

Digitized by Google

Sie schöpfte tief Atem. „Onkel — es muß sich jetzt entscheiden! Ich halt' es zu Hause nicht mehr aus. Ich will zur Bühne —"

„Zur Bühne — —" Er wiederholte die Worte, als habe er nicht recht gehört. Dann klang wieder sein dröhnendes Lachen durch den Raum. „Den Deixel auch — da hat sich der Herr Schwager ja ein nettes Früchtchen herangezogen! Zur Bühne will das Püppchen! Und da hat der Papa einen dicken Strich darunter gemacht. Kann ich mir denken. Nee so etwas! Was wollen Fräulein Nichte denn auf der — Bühne? Faxen machen? Schöne Kleider tragen? Sich die Cour schneiden lassen? He?"

Das Mädchen reckte sich: „. . . Menschen darstellen!" Es kam ganz kurz heraus, stolz, mit gehobener Stimme und blitzenden Augen.

Diesmal antwortete Kruslow nicht gleich. Er lachte auch nicht. Mit einem durchdringenden Blick umspannte er die ganze zierliche Gestalt.

„Wenn du das nicht irgendwo aufgeschnappt hast, wär's nicht ganz schlecht gegeben," sagte er endlich. Er strich sich den Bart, langsam, nachdenklich, ohne ein Auge von Helene zu wenden. „Aber, Lene —" fuhr er dann fort. „Schließlich ist's eben auch nur ein Wort, nicht mehr. Ich will nicht fragen: Hast du Talent? Du würdest natürlich ja sagen, und ich bin nicht sachverständig. Das aber weiß ich: der Weg zu den Brettern und der Anfangsweg auf den Brettern ist voller Dornen — und manchem Schlimmeren. Drum muß ich dir sagen: Finger weg! Denn ich zweifele, daß in solch einem Püppchen die große Portion Ausdauer und Standhaftigkeit steckt, die Kraft zur weiteren Arbeit, auch unter Mißerfolgen, die bei keinem Künstlerberuf fehlen darf. Mach dir klar, Kind, wie viele sich berufen wähnen, wie wenige auserwählt sind — wie blutwenige auch gerade in der Kunst etwas wirklich Großes erreichen. Für alle anderen aber gibt's auch nur Scherben — Scherben! Es sollte mir leid thun um dich, Helene . . ."

Er hatte ernst, eindringlich gesprochen. Dabei war er langsam aufgestanden, ruckweise, immer im Bart wühlend, die Augen fest auf das Mädchen gerichtet.

Mit beiden Händen hatte sie hinter sich in das Holz des Gerüstes gegriffen. In ihren Wangen wechselte, während er sprach, ein paarmal die Farbe, aber sie hielt seinen scharfen Blick aus, ohne die Lider zu senken.

„Was du sagst, Onkel Johannes, haben mir andere auch schon gesagt!" begann sie nun, anfangs mit ruhiger Stimme, dann immer erregter, fortgerissen von den eignen Worten. „Aber dich möchte ich fragen, Onkel, was du damals deinem Vater entgegnetest, als er dich auf dem Kontorstuhl festhalten wollte? Oder vielmehr: ich möchte dich daran erinnern, daß du gesagt hast: ich muß! Laß mich ausreden, Onkel . . . nur dies eine Mal. Ich weiß, du wirst mir entgegenhalten: ich war ein Mann . . . du aber . . . du bist ein Mädel, ein Püppchen, wie du mich so oft genannt hast. Aber da muß ich dir antworten: in der Kunst gibt es keine Geschlechtsunterschiede, am allerwenigsten in meiner Kunst. Ob ich Talent habe, genug Talent, was großes zu erreichen — mehr als Talent! — kann nur die Zukunft lehren. Aber die Kraft fühle ich in mir, Onkel, und die gewaltige Sehnsucht, auf ein großes Ziel loszustreben, nicht am Boden haften zu bleiben, mich emporzuschwingen, Stammende zu beglücken und darin selbst glücklich zu werden! Das ist es, Onkel Johannes! Das ist es: ich muß!"

Mit wachsendem Staunen hatte der alte Meister zugehört. Seine Künstlerseele versuchte vergeblich der auflodernden Begeisterung des jungen Mädchens zu widerstehen. Ihm war's doch, als stehe ein Stück eignen Fleisches und Blutes dort vor ihm, ein wieder jung gewordener Teil seines Selbst. Es gärte in ihm: Wetter nicht noch einmal! Solch Teufelsmädel! Wie ich die doch unterschätzt habe! Was da für 'n Temperament drin steckt! Mehr als Temperament . . . am Ende wirklich ein göttlicher Funken!

Sein ernster, forschender Blick wurde weich, liebevoll.

Aber da schlug ihm plötzlich das Gewissen. Er fühlte, ein Wort von ihm, und dies Mädchen dort war unaufhaltsam fortgerissen auf eine fremde Bahn. Und er wußte, was nur zu oft am Ende dieser Bahn lag: Enttäuschung — Verzweiflung — Schande —

Nein! Nein! Die Verantwortung war zu groß!

„Helene, hör' mich mal ruhig an." Er trat noch etwas näher an sie heran und

Digitized by Google

legte zärtlich seine beiden Hände auf ihre Schultern. „Sieh, du sprichst von mir. Das war doch ganz etwas anderes. Ob Mann ob Weib — das mag meinetwegen egal sein, obschon's nicht recht stimmt. Grad bei mir nicht, denn eine große Bildhauerin kennt die Kunstgeschichte kaum. Ihr Frauen seid im Grunde doch immer, im besten Falle, gute Nachahmer. Gleichviel ... aber weißt du denn, wie schwer ich gerungen habe? Vorhin sprach ich nur von dem geistigen Ringen. Jetzt will ich dir aber gestehen, auch das materielle drückt zu Boden, auch das lähmt den Aufschwung. Es hat Tage gegeben, in denen der Hunger an meine Thür gepocht hat — nein! — er hat nicht nur von außen gepocht, — nicht ein elendes Stück Brot hatte ich, geschweige denn Geld für ein Modell, für ein Fleckchen zur ungestörten Arbeit. Ach — du weißt nicht, wie das thut! Und wenn man dann dachte, es ginge endlich ein bissel aufwärts, auch dann blieb's im letzten Grunde immer das Gleiche ... blieben immer die drückenden Sorgen. Ein wahrer Künstler ist selten ein Geldverdiener, nie aber ein Haushalter. Dann kommt die Unlust an der Arbeit, die ja doch vergeblich ist. Schau dich doch nur einmal hier um. Was siehst du denn bei dem ‚berühmten' Kruslow? Anfänge, Anläufe, Scherben —"

„Und möchtest du eine Stunde deines Künstlerlebens auslöschen, Onkel Johannes?" Sie fragte es rasch, wie siegesgewiß.

Er stutzte. „Kind ..." begann er zögernd. Aber gleich leuchteten seine Augen auf, und er rief: „Nein, ... nein! Und sollte ich wieder darben und hungern müssen ... nein!"

Nun umklammerte sie plötzlich seine beiden Hände: „Nun dann, Onkel Johannes, dann mußt du auch mir helfen! Denn auch ich will gerne darben und hungern um meiner Kunst willen, und kein Wort der Klage soll über meine Lippen kommen! Ich lasse sie nicht, Onkel Johannes ... nie ... nie ... nie! Und ich fühle es, meine Kunst soll mich himmelan tragen ..."

Sein graues Haupt sank schwer herab.

„Und wenn nun Vater und Mutter das ungehorsame Kind verlassen ... verstoßen ..."

Es war auf einen Augenblick, als weiche der letzte Blutstropfen aus ihrem Gesicht. Sie stand wie erstarrt.

Aber gleich darauf hob sich die junge Brust, befreit. „Auch dann ... ich kann nicht anders!" gab sie mit klarer fester Stimme zurück.

Da beugte der alte Idealist sich über sie und schloß sie in seine Arme. Er sprach es nicht aus, was er dachte: „Es gibt eine Grenze für Vater- und Mutterrechte. Es gibt eine Grenze für Kindespflichten." Aber er sprach tiefbewegt: „So sei deine Kunst dir Vater und Mutter zugleich. Und so ziehe du sie nie in den Staub, sondern halte sie allezeit hoch und in Ehren. Sie sei dir heilig!"

Leise küßte er das in seinen Armen bebende Mädchen auf die Stirn.

6. Kapitel.

Leutnant von Herret saß an seinem Arbeitstisch, die Karte vor sich, den Zirkel in der Hand. Dann und wann warf er eine kurze Bemerkung auf das Papier, und dazwischen pfiff er ungeduldig vor sich hin oder er murmelte abgerissen: „... Marschlänge der Division ... Tete bei Buggenhagen ... Queue also Brunsdorf ... erste Staffel ..."

Der große Diplomatenschreibtisch stand quer vor dem breiten Bogenfenster, durch das die Nachmittagssonne flutete. Dicht daneben hatte Dora sich einen bequemen Stuhl herangerückt. Sie saß, ihr Buch in den Händen, ganz still. Aber sie las nicht mehr. Ihre Augen ruhten auf Hasso.

So wartete sie, bis das leise ungeduldige Pfeifen in ein mäßiges Marschtempo überging, das dann mit einem lauten: „Stimmt!" seinen Abschluß fand. Herret schob die Karte ein wenig zur Seite und lehnte sich behaglich zurück. Die soeben noch tief gefurchte Stirn glättete sich, er lächelte: „Das war wohl mal wieder sehr langweilig für die kleine Frau?"

Sie schüttelte heiter den Kopf. „Sah ich so aus? Keine Spur, Hasso ... aber —"

„Aber?"

Ein wenig zögerte sie. „Ehrlich gestanden, mein Schatz, ich glaube, du arbeitest zu viel —"

„Oho!"

„Versteh' mich nicht falsch. Ich wäre die letzte, die einen unfleißigen Mann möchte, und daß ich's nicht etwa sage, weil ich dabei zu kurz käme — wirklich, Hasso, das ist nicht der Fall. Aber — in tiefster Demut

Digitized by Google

gesagt — auch in der Arbeit muß man Maß halten können. Und in noch größerer Demut gesagt: ich glaube, man arbeitet intensiver, erfolgreicher, viel leichter, wenn man Geist und Körper die nötigen Ruhepausen gönnt. So, Hasso, du Fanatiker der Arbeit ... und nun komm' und gib deiner Frau einen Kuß."

Es schien, als habe er eigentlich eine Entgegnung auf den Lippen. Aber der heitere Ton, in dem sie — wie immer — dazu mußt du dir deinen Stuhl heranziehen, denn das ist selbst für einen Strategen schwer! So — also?"

„Deine Mama?"

„Falsch! Aber du thörichter Bruder, Gatte und Kriegsakademiker im letzten Cötus ratst es ja doch nicht: Wieder ... Moritz!"

„Moritz ..." Herret sprach den Namen etwas gedehnt. Er konnte einen Ausdruck leichten Unbehagens nicht unterdrücken. Dann

Aus unserer Studienmappe:

Studienkopf von Emil Brack.

ihre kleine Weisheit vorbrachte, entwaffnete ihn. Er fühlte auch, trotzdem er es sich nicht voll gestehen mochte, sie hatte recht. So stand er auf und holte sich einen Kuß. Sie strich ihm leicht über die Stirn, als gebe es da noch immer etwas zu glätten, und dann sagte sie: „Ich war vorhin bei Mama. Sie und Hedwig lassen dich schönstens grüßen. Wir hatten ein reizendes Plauderstündchen — zu Vieren!"

„Onkel Oberst?"

„Bewahre! Rate einmal! Du — aber schüttelte er den Kopf: „Ich fürchte, Dora, dein Bruder ist auf dem besten Wege, Hete den Kindskopf zu verdrehen."

„Und wenn es nun umgekehrt wäre? Ich glaube, Moritz ist auf dem besten Wege — nein! er ist sterblich in Hedwig verliebt. Und Hedwig? Nun ja, verliebt mag sie auch ein bissel sein, die süße kleine Schwärmerin! Aber hundertmal mehr, leider, in den großen bedeutenden Mann, den sie in Moritz sieht als schlichtweg — wie ich es z. B. war — in den Mann ..."

Digitized by Google

Hasso lachte. „Ihr Frauen — die klügsten nicht ausgenommen — müßt doch immer gleich Pläne schmieden. Aber, kluge Dora, du bist auf dem Holzwege. Erstens denkt Moritz überhaupt nicht ans Heiraten, denn es wird ihm zu leicht gemacht, Junggeselle zu sein, und zweitens ... na weißt du, Schatz: Dein Bruder, dieser ernste, grundgescheite Mensch ... ein so bedeutender Mann ... und meine kleine Schwester — das ist ja Unsinn! Er denkt gar nicht daran. Hedwig ... na ja ... hübsch ist sie ja, gelernt hat sie wohl auch mancherlei, aber sie ist doch noch ein ganz unreifes, unfertiges Ding — manchmal sogar ein bißel verschroben, wie das Backfische ja häufig sind. Du sagst ja selbst: eine Schwärmerin! Sie mag Moritz ehrlich bewundern, seinen überlegenen Geist, sein Wissen, seine Redegabe — aber sonst ... es ist auch gar nicht dein Ernst, Dora!“

Die junge Frau hatte still vor sich hingesehen, mit einem leichten Lächeln. Nun er schwieg, den Arm um sie schlang und ihr in die Augen blickte, wie um aus ihnen die Bestätigung seiner eignen Worte herauszulesen, vertiefte sich dies Lächeln noch. „Hasso —“ sagte sie dann, „allerunterthänigsten Respekt vor dir! Aber, nimm's nicht für ungut, ein Menschenkenner bist du nicht —“

„Oho! Hätte ich sonst dich geheiratet!“

„Ich hoffe, da hat denn doch wohl die sogenannte Liebe mitgesprochen. Liebe soll ja blind sein, Menschenkenntnis steht also wohl auf einem anderen Blatte, denn bei ihr heißt's scharf zu sehen. Daß du Hedwig unterschätzt — aber bedeutend! — erkläre ich mir als berechtigte Eigentümlichkeit aller Brüder. Sie ist wohl noch ein bißchen in der Übergangsperiode, was ihr, nebenbei bemerkt, sehr gut steht, aber du wirst sehen, wie schnell, wie überraschend schnell sich das Weib und zwar ein Weib voll starker Empfindungen aus dem Backfischchen entwickelt!“

„Na — na, Dora!“

„Was nun aber meinen Bruder anbetrifft: sag's nicht weiter, Hasso — den überschätzt du wie 99 von 100 aller seiner Verwandten und Bekannten. Er ist ...“

„Dora, ich kenne ihn: er ist wirklich ein bedeutender Mann!“

„Er ist ein herzensguter, braver Mensch, dem nur leider seine wohlmeinenden bösen Mitmenschen einen übertriebenen Glauben an sich selbst beigebracht haben, so daß er eitel geworden ist wie ein Pfau. Ich kenn' ihn — schade um ihn. Nicht etwa, daß ich ihn für thöricht hielte — bewahre! Aber er ist nicht mehr, wie ein Mann mit Durchschnittsanlagen, der eigentlich nur eine wirkliche hervorragende Begabung besitzt: ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Der nie ... nie sage ich dir, Hasso ... in allererster Reihe stehen wird, wie man ihm fast von Kindesbeinen an prophezeit hat, sondern der immer ein geistiger Kleinkrämer bleiben muß. Nun — vielleicht wäre doch noch etwas aus ihm geworden, denn eine gewisse Gabe, mit seinem kleinen Pfunde geschickt zu wuchern, ist ihm allerdings eigen. Aber die stete Verhimmlung mußte ihm ja ein unleidliches Posieren beibringen — noch schlimmer, sie muß früher oder später auch das lähmen, was ich an einem gewissen anderen Manne so schätze, die stetige Arbeitskraft und Arbeitsfreude.“

„Dora, du bist ja der reine Professor!“ rief Hasso, fast ein wenig ärgerlich. „Und ungerecht bist du dazu. Bißel eitel mag der Moritz ja schon sein — zugegeben, aber ... na, kurz und gut, aus nichts kommt nichts! Ohne Grund kann die frühe Anerkennung, die er gefunden hat, nicht sein. Übrigens irrst du auch darin: Anerkennung verdirbt nicht, sie ist der schärfste Sporn!“

„Für starke Naturen — für dich zum Beispiel.“ Es klang stolz, wie sie das sagte.

„Ach ich ... laß mich aus dem Spiel.“

„Schwachen Naturen, Naturen, denen die Selbstzucht fehlt, untergräbt solch übertriebene Anerkennung jede Kraft. Es kommt noch etwas anderes dazu: Moritz haben sich immer hilfsbereite Hände unter die Füße geschoben. Er hat es nie schwer gehabt im Leben, nie zu ringen gebraucht. So ... du wirst es erleben! ... hat er das Selbststehen ganz verlernt. Schade um ihn, sag' ich noch einmal. Er ist ein so guter, lieber Kerl ...“

Herret war aufgestanden und an das Fenster getreten. Es klang doch in seiner Seele nach, was seine Frau gesagt hatte. Merkwürdig oft schon hatte er ihren scharfen Blick, ihr überraschend richtiges Urteil über Menschen und Dinge zu bewundern Gelegenheit gehabt. Es war schon wahr: der Moritz posierte ... ja, und ob all die

Digitized by Google

klugen Worte, die er von ihm gehört, aufgelesene Brocken waren, seine geistreichen, mit so viel Aplomb vorgebrachten Wendungen nachempfundener Kram — das hatte er nicht nachgeprüft, nicht nachprüfen können. Seine Schwester und Moritz! Hm — er hätte ihr ja natürlich lieber einen Kameraden gewünscht. Wahrhaftig, er war nicht hochmütig ... aber ein Unterschied war's doch, ob Fräulein Dora Merlenberg Frau von Herret, ob Fräulein Hedwig von Herret Frau Merlenberg wurde. Nun ... darüber wär' er schon hinweggekommen, wenn sich die beiden liebten! Mama auch, wenn auch freilich schwerer. Aber — aber —

Wieder war Dora ruhig sitzen geblieben, mit dem Buch in der Hand, die Augen auf ihren Mann gerichtet. Als er sich aber nun umwandte, sprach sie sofort: „Darf ich dir sagen, woran du eben dachtest?"

„Das ist wohl nicht schwer zu erraten, mein Schatz."

Sie nickte. „Darum will ich dir auch gleich meine Ansicht sagen, Hasso: schätze ich Hedwig richtig, dann wird bei ihr auf einen kurzen Rausch eine namenlose Ernüchterung folgen. Sieh, ich bedauere ja aufs tiefste, daß Moritz zu Hedwig nicht besser paßt. Wer könnte mir denn willkommener als meines Bruders Frau sein, wie sie?! Aber weil ich sie so lieb habe, wie eine Schwester, möchte ich sie vor der unvermeidlichen Enttäuschung bewahren. Müssen wir sie davor bewahren, Hasso!"

Sinnend blickte Herret vor sich hin. Es war wohl wirklich am besten so — in jeder Beziehung. Hedwig war ja auch noch jung, sie hatte wenig Männer kennen gelernt, das Leben lag noch vor ihr.

So sagte er endlich: „Ohne dir ganz zuzustimmen, Dora, was deinen Bruder anbetrifft — ich will doch lieber mit Mama sprechen!"

Frau von Herret war des Todes erstaunt, als ihr Sohn sie am nächsten Tage zur Seite nahm. Sie fiel aus allen Wolken. Die heimliche Freude, wie sie jedes Mutterherz bewegt, wenn es die Tochter umworben sieht, ein Gefühl von Wohlgefallen auch, das sie bisher an dem stattlichen klugen Doktor gehabt hatte, schmolzen schnell vor den ernsten Vorstellungen des Sohnes dahin. Was Hasso ihr sagte, galt ihr schon seit Jahren als ein Evangelium. Sie weinte ein paar Thränchen, wie sie denn immer leicht am Wasser baute. Mit einer kleinen unschuldigen Heuchelei erklärte sie, gar nichts bemerkt zu haben ... ,... das Kind sei freilich jetzt manchmal so erregt ...' und dann suchte sie von ihrem Standpunkt aus, der Sache doch auch eine gute Seite abzugewinnen. Hedwig könne noch eine ganz andere Partie machen. Der Doktor sei ja ein hübscher Mann und er sei immer so aufmerksam gegen sie gewesen, er habe sich augenscheinlich in ihrer bescheidenen Häuslichkeit wirklich wohlgefühlt. „Aber — du wirst mich gewiß nicht mißverstehen, geliebter Junge, und ich will ja wahrhaftig nichts gegen die Familie deiner lieben guten Frau sagen — aber ... ich brauch' das wohl nicht weiter ins Detail auszuführen, Hasso ... ich würde natürlich das Kind lieber in unseren Kreisen versorgt wissen! Wenn ich an den seligen Papa denke, und was er dazu sagen würde? ... er war wahrhaftig auch nicht adelsstolz — keine Spur! — aber er sagte doch immer: die Töchter unserer Familien passen nun mal besser in ein armes Leutnantsheim, drei Treppen, als in eine Tiergartenvilla ... nun ja, Hasso, ein Gutsbesitzer wär' mir ja auch recht ..."

Herret ging mit einem Gefühl der Erleichterung. Es war schon besser so — seine kluge Frau hatte wieder einmal recht gehabt.

Als er die Kantstraße entlang schlenderte, sah er mit seinen scharfen Augen schon von weitem vor dem Theater des Westens plötzlich seinen Schwager stehen. Nicht allein, sondern im Gespräch mit einer jungen Dame. War's eine Dame? Es wollte ihm scheinen, als benehme sich Moritz nicht ganz danach. Er, der sonst so korrekte, hatte die Cigarette im Munde behalten.

Näher kommend, bemerkte er, daß das Mädchen auffallend hübsch, aber auch etwas auffallend gekleidet war. Eine kleine Theaterprinzeß, dachte er — zweite Klasse — vielleicht auch nur eine Statistin.

Es verdroß ihn — machte da der gute Moritz seiner Schwester die Cour und unterhielt sich auf offener Straße mit solch' einem Dämchen. Aber dann sagte er sich gleich wieder: nun, jedenfalls geht seine Leidenschaft für Hedwig also nicht in die Tiefe. Um so besser! Wir wollen ihm

Digitized by Google

keine Unannehmlichkeiten machen und hübsch auf die andere Straßenseite gehen.

Es war jedoch zu spät. Moritz Merlenberg sah sich zufällig um. Auf einen Augenblick färbte sich sein Gesicht dunkel, dann verabschiedete er sich schnell, fast unhöflich schnell von der Dame und ging rasch zu seinem Schwager hinüber, ihm schon von weitem lebhaft zuwinkend. Und kaum hatten sie den Händedruck und ein paar Begrüßungsworte getauscht, so fing Merlenberg an, mit einem kleinen, etwas verlegenen Lächeln: „Lieber Hasso, ich möchte keiner Mißdeutung ausgesetzt sein ... am wenigsten von deiner Seite. Das Mädchen — —“

„Bester Moritz, ich bitt' dich! Was geht das mich an!“ wehrte Herret ab. „Kommst du mit nach der Stadt hinein?“

Der Doktor nickte. Aber während sie sich in Bewegung setzten, fing er gleich wieder an: „Du mußt wissen: das war die Tochter von Papas Portier. Ich kenne das Mädchen von Kindesbeinen an. Das heißt — mißverstehʼ mich nicht! — wie man sich eben so kennt, ganz oberflächlich. Und vorhin lief mir die kleine Person rein zufällig in den Weg. Ich konnte höflichkeitshalber ja kaum anders, als ihr wenigstens guten Tag sagen.“

‚Was macht er nur für viele Worte! Qui s'excuse, s'accuse . . .‘ dachte Hasso. Laut erwiderte er: „Aber natürlich! Was ist denn auch dabei! Übrigens ein hübsches Mädelchen!“

„Hübsch? Na, es mag passieren. Mehr pikant wohl, als hübsch. Eine kleine verdrehte Person überdies: nagelt mich da gleich mit einer Mordgeschichte fest, daß sie zur Bühne ginge, und ob ich wohl glaube, daß sie Talent habe? Ich werde mal mit ihrem Vater sprechen müssen, daß er ihr die Raupen austreibt. Solcher Unsinn —“

Sie gingen an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche vorüber, den Kurfürstendamm herauf. Beide nun verstummt. Herret verdroß die Absichtlichkeit, mit der Moritz sich gewissermaßen entschuldigte; Merlenberg mit einem Entschluß kämpfend.

„Gehst du durch den Tiergarten, Hasso?“ fragte er dann an der Kanalbrücke.

„Ich will zur Akademie.“

„Dann begleite ich dich, Hasso — wenn du erlaubst.“ Er schöpfte tief Atem. „Ich hätte dich sowieso heut oder morgen besucht. Ich habe etwas mit dir zu besprechen.“

Herret biß sich auf die Lippen. Ein Ausweichen war da nicht wohl möglich. Schließlich — vielleicht konnte er im Lauf des Gesprächs vorbauen, abwiegeln — man mußte eben sehen . . .

Aber der Schwager zögerte immer noch. ‚Alle Wetter,‘ dachte der Leutnant, ‚da hab' ich's doch anders gemacht. Drauf und los! Er denkt wohl, er müsse mir eine besonders schöne Rede halten.‘

„Lieber Hasso!“ begann der Doktor dann endlich. „Wenn wir uns auch noch nicht übermäßig lange kennen, so wirst du dir doch gewiß ein Urteil über mich gebildet haben. Über mich als Menschen, auch über meine wissenschaftlichen Aussichten. In Bezug auf die letzteren darf ich wohl aber auch selbst bemerken, daß sie die denkbar besten sind. Ich hätte wohl schon einen Ruf an eine kleine Universität bekommen können, wenn ich mich dafür etwas ins Zeug hätte legen wollen. Aber ich möchte nicht in solch einem Nest anbacken. Lieber ein paar Jahr länger hier Privatdocent. Die pekuniäre Frage, das weißt du, braucht ja für mich nicht, wie für so viele meiner Kollegen, die entscheidende zu sein.“

Er sah zu dem Schwager hinüber. Da dieser aber nur kurz nickte, so fuhr er fort: „Ich bin in den letzten Wochen wie im Traum umhergewandert. Ihr müßt es mir ja eigentlich längst angemerkt haben. Mein gescheites Schwesterchen wenigstens gewiß. Sieh' einmal, Hasso: ich bin in meinem Leben von den Frauen immer verwöhnt worden, aber es hat mir eigentlich nie eine einen tiefen, einen wirklich tiefen Eindruck gemacht. Ich habe eigentlich innerlich immer über sie gelächelt, sie nie ganz ernst genommen. Und da kommt nun dies blutjunge Mädchen in ihrer taufrischen Natürlichkeit, mit ihren tiefen Augen, aus denen —“

„Von wem sprichst du eigentlich, Moritz?“ Herret hatte die Hand auf den Arm des Schwagers gelegt. „Oder vielmehr, um nicht unehrlich zu sein: sprichst du wirklich von meiner Schwester?“

„Du bist der Älteste der Familie, Hasso — darum spreche ich mich zuerst zu dir aus. Es schien mir Ehrenpflicht. Ja — ich liebe Hedwig . . .“

„Und sie? Du verzeihst die Vorfrage:

Digitized by Google

Holländerin. Nach dem Gemälde von Max Liebermann.

Digitized by Google

haſt du dich ſchon ihr gegenüber ausgeſprochen?“

„Das nicht! Aber ich hoffe, ich fühle, ich weiß aus hundert kleinen Anzeichen, daß ſie meine Neigung erwidert. Es iſt eine Gemeinſamkeit des Empfindens, der Intereſſen zwiſchen uns beiden, Haſſo, die mich oft geradezu in Erſtaunen geſetzt hat — und was wir uns noch nicht mit Worten geſagt haben, lieber Haſſo, unſere Augen haben es in dieſen letzten Wochen uns hundertfach verraten. Ich bin ja doch kein unfertiger Jüngling, Haſſo . . . ich habe mich ernſtlich geprüft! Ich weiß auch recht wohl, was es heißt, wenn ein Mann wie ich, der im Anfang ſeiner Laufbahn ſteht, ſich ſo früh bindet! Aber was ſind das alles für nichtige kleinliche Bedenken, wenn es das Glück des ganzen Lebens gilt!“

Haſſo hatte erleichtert aufgeatmet. Alſo wenigſtens bis zur Ausſprache waren ſie noch nicht gelangt! Er überlegte. Aus den Worten des Schwagers ſprach ſchon ein ſtarkes, warmes Empfinden, wenn er auch immer die eigne Perſon ganz unbewußt in den Vordergrund ſchob. Unwillkürlich zog er dann wieder den Vergleich: ‚warum ſpricht er denn nicht zu Hedwig, wie ich zu Dora ſprach? Warum dieſe Umſchweife? Wäre er ein ganzer Kerl — zum Geier! — er würde mich nicht fragen! Und Hedwig braucht einen Mann, der ſie führen kann mit ſicherer Hand. Einen Mann, keinen Wortedrechsler und Empfindungsſchwärmer! Er thut mir leid, aber . . .‘

Sie ſchritten jetzt durch den Tiergarten. Es war ganz leer um dieſe Stunde hier. So ſchob er denn ſeine Hand unter den Arm des Schwagers und ſagte herzlich: „Lieber Moritz, ich danke dir, daß du ſo offen mit mir geſprochen haſt. Du mußt nun aber auch meine Bedenken ruhig anhören. Vor allem iſt Hedwig noch viel, viel zu jung. Es mag ja ſein, daß unter anderen Verhältniſſen ein Mädchen von neunzehn Jahren ſchon reif genug iſt für die Ehe. Hedwig iſt aber kaum über Mamas Schwelle hinausgekommen. Sie hat wenig geſehen, gar nichts erlebt . . .“

„. . . innerlich viel erlebt!“ warf der Schwager ein.

„Ich glaube, du irrſt auch darin, lieber Moritz. Sie hat viel geleſen, mancherlei gelernt, darunter wohl auch das eine oder andere noch ohne das richtige Verſtändnis. Du biſt eigentlich der erſte bedeutende Mann geweſen, der in ihren Geſichtskreis trat. Da iſt denn vielleicht — ich will das gar nicht in Abrede ſtellen — in ihr ein, auf aufrichtiger und ja ganz natürlicher Bewunderung fußendes lebhaftes Intereſſe für dich erwacht. Ob aber die tiefe Neigung, die doch die erſte Vorausſetzung einer harmoniſchen Ehe iſt . . . ob Hedwig ſolch einer Liebe ſchon fähig iſt, erſcheint mir doch ſehr zweifelhaft. Und umgekehrt: dich hat man wohl immer umſchwärmt, aber es waren weltkluge Frauen, oder es waren Mädchen, die — verzeihe — entweder auf dich ſpekulierten oder dir nach Blauſtrumpfart huldigten. Ich kann begreifen, die Herrſchaften hatteſt du über, und darum . . .“

Merlenberg war ſtehen geblieben. Sein Arm ſank herab, ſo daß die Hand Haſſos frei wurde. Auf ſeinem Geſicht lagerte ſich jetzt der Schatten einer tiefen Enttäuſchung. Seine Eigenliebe war ſchwer verletzt.

„Das ſcheint mir ein höflicher Korb, Haſſo?“ unterbrach er den Schwager bitter.

„Ich ſprach nur von Bedenken, lieber Moritz. Das iſt doch wohl mein gutes Recht, wenn du dich an mich wendeſt.“

„Ich kann dieſe Bedenken nur als eine Ablehnung deinerſeits auffaſſen!“

„Sie ſollten nur meinen Wunſch ausdrücken, daß du dich noch einmal ernſtlich prüfen möchteſt — daß du Hedwig Zeit laſſen möchteſt . . .“ Herret war durchaus ruhig geblieben, verbindlich in ſeinen Worten, herzlich im Ton. Aber in Merlenberg begehrte der Trotz des Mannes auf, der hier zum erſtenmal auf einen Widerſtand ſtieß. Was wollte der Schwager denn eigentlich? Ihm, Moritz Merlenberg, raten, ſich noch einmal ernſtlich zu prüfen?! Lächerlich! Ein Mann wie er wußte doch, was er that! Oder ſteckte da etwas anderes dahinter? Faßte der Herr Leutnant die Ehre, die er, Doktor Moritz Merlenberg, ſeiner Familie anthat, etwa falſch auf? War er am Ende gar dem Herrn von Herret nicht genehm?

Gereizt warf er ein: „Deine brüderliche Liebe, Haſſo, und die aus ihr entſpringende Vorſicht in allen Ehren! Ich darf wohl aber erwarten, daß du bei mir ein genügendes Maß von Selbſtprüfung in ſolcher Lage vorausſetzt.“

Digitized by Google

„Lieber Moritz, gerade in solcher Lage besitzen auch die gescheitesten Männer dies Maß oft nicht. — Doch abgesehen von dir: bei meiner Schwester kann ich es nicht voraussetzen."

Sie sahen sich einen Moment scharf in die Augen. Herret ruhig und fest, der Doktor mit wachsendem Trotz.

„Ich weiß nun wenigstens, was ich von dir zu hoffen — oder vielmehr nicht zu hoffen habe. Glücklicherweise bist du ja aber nicht die letzte Instanz. Deine verehrte Frau Mutter hat mir ihr Haus geöffnet, sie muß also wohl anders denken, wie du! Und schließlich — gottlob! — nie fühlte ich es sicherer, als in diesem Augenblick: Hedwig läßt nicht von mir! Du wirst sehr bald erkennen, daß du sie zu geringe taxiertest! . . . Addio, Hasso!"

Er wandte sich mit kurzem Gruß. Hasso war das Blut ins Gesicht gestiegen. Er war sich bewußt, diese Abfertigung nicht verschuldet zu haben. Sie verletzte, sie schmerzte ihn aber auch. Der da ging, war der Bruder seiner Frau, war ein Mann, der ihm bis zu dieser Stunde durchaus sympathisch gewesen war. So rief er denn: „Moritz . . . wozu so erregt! Weshalb fast in offenem Unfrieden scheiden, wo doch nur Ansicht gegen Ansicht steht? Komm, gib mir die Hand!"

Zögernd legte der Doktor seine Finger in die ausgestreckte Rechte, wortlos maß er mit einem mißtrauischen Blick den Schwager. Der bat noch einmal: „Ich meine es wirklich gut, Moritz! Ich denke an dein Glück ebenso wie an das Hedwigs. Übereile wenigstens nichts! Ich wiederhole: laß Hedwig Zeit! Du wirst es wohl natürlich finden: auch ich möchte erst mit ihr sprechen."

Das letzte Wort gerente Hasso, kaum daß er es ausgesprochen hatte, denn Moritz zog sofort, mit einer hastigen Bewegung, seine Hand zurück.

„Ich werde thun, was mir mein Herz gebietet!" stieß er heraus und ging, ohne sich noch einmal umzuwenden, raschen Schrittes die Allee zurück.

7. Kapitel.

„Erst mit Hedwig sprechen! Das liebe Kind bearbeiten, es quälen! Ah — ah! Nein, mein guter Hasso, so haben wir nicht gewettet! Da wollen wir denn doch ein Paroli biegen!"

Merlenberg stürmte förmlich die Allee hinab. Es war ihm trotz des rauhen Wintertages so heiß geworden, daß er den Paletot aufriß. Dieser Hasso! Aber natürlich: da kam der Leutnant wieder einmal zum Vorschein, der Herr von Herret! Lächerlich! Einfach lächerlich in unseren Tagen, wo die Professoren Prinzessinnen heiraten! Der Hasso war sonst solch ein verständiger Mensch. Aber heute . . . geradezu anmaßend hatte er sich benommen. Ihn hatte er belehren wollen — ihn — ihn —

In der Tiergartenstraße rief er die nächste Droschke an. Und während er der Kantstraße zurollte, vor Ungeduld bebend, arbeitete die verletzte Eitelkeit sich zu immer stärkerem, heftigerem Trotz durch. Er, der überall offene Thüren mit seiner Werbung gefunden hätte, in all den reichen Häusern hier zur Seite, er hatte sich von dem kleinen armen Leutnant eine schlecht verhüllte Abweisung gefallen lassen müssen. Aber da gab es noch eine Abrechnung — später — später! Nur einige Jahre Geduld! Nur noch einige Stufen hinaufgestiegen sein in der großen Republik der Denker und Gelehrten! Dann wird der Herr Leutnant schon anders urteilen. Pah — und man wird steigen! Schnell und hoch! Der Doktor lächelte siegesgewiß und doch nun nicht nur an sich selbst denkend. Hedwig . . . ja gibt's denn auf der ganzen Welt ein Wesen, so geeignet wie sie zu einer Gelehrtenfrau im echt modernen Sinne? Schön, voll Geist — dabei vornehm bis in die rosigen Fingerspitzen. Er kannte das, er wußte auch das zu schätzen. Frau Professor Moritz Merlenberg, geborene von Herret! Er sah sie und sich im Mittelpunkte einer glänzenden Geselligkeit . . . wie trefflich würde sie es verstehen, einen Salon zu machen, trotz aller Jugend . . . solch einen Salon, der wieder auf den Herrn des Hauses seinen Abglanz zurückwarf. Er hörte es im Geiste schon: ‚Unser berühmter Merlenberg — Sie wissen!' und: ‚Eine bezaubernde Frau! So schön wie klug!" Und dabei zugleich, doch wichtiger, schöner als alles andere: wie harmonisch paßten sie beide selbst zusammen. Wie fügte sie, die sonst in all ihren ästhetischen Anschauungen so, über ihre Jahre hinaus, selbständig war, wie fügte sie sich seiner Einsicht,

Digitized by Google

wie willig erkannte sie immer sein Urteil an in ihrer schönen, edlen Weiblichkeit! Er dachte an Dora und ihr Wesen, das ihm oft so herb erschienen war, an manche kleinen spöttelnden Bemerkungen, die sie sich erlaubt hatte. Er dachte an die schmeichelnde Bewunderung, die ihm von anderen Frauen entgegengetragen worden war — sie hatte ihn wohl vorübergehend mit einem wohligen Kitzel erfüllt, aber was war sie, in ihrer inneren Leere, gegenüber der schwärmerischen Verehrung, die er in diesem jungen liebreizenden Geschöpf für sich erweckt wußte ...

Die Droschke hielt.

Er stürmte die Treppe hinan.

Das vierzehrötige Dienstmädchen benahm sich möglichst ungeschickt. ‚Die gnädige Frau sei nicht zu Hause!‘ — erklärte sie verlegen und wurde dabei rot wie ein gekochter Krebs. — „Aber doch wohl das gnädige Fräulein?“ — Darauf war die brave Uckermärkerin nicht eingedrillt. Sie stammelte einige nur halbverständliche Worte von: ‚mal nachsehen müssen.‘ Dann stand er ein paar Minuten allein in dem dunklen Flur, mit ungeduldig pochendem Herzen. Er hörte drinnen halblaute Stimmen, das Klappern einer Thür — er meinte endlich sogar ein unterdrücktes Schluchzen zu vernehmen. Siedendheiß stieg es in ihm empor. Ihm fiel ein, daß Hasso wohl heute früh von der Mutter gekommen war, daß Hasso vielleicht schon mit ihr über ihn gesprochen hatte — —

Dann öffnete sich plötzlich die Thür des Wohnzimmers. Frau von Herret erschien auf der Schwelle und bat, mit einem verlegenen Wort der Entschuldigung wegen des Ungeschicks des Mädchens, einzutreten. Sie hatte verweinte Augen. Das Häubchen saß schief auf dem Scheitel, von dem sich ein paar dünne graue Strähnen gelöst hatten, die auf die Stirne herabfielen. Immer wieder schob sie an ihnen vergebens herum, mit zittrigen Fingern. Auf dem guten, alten, vergrämten Gesicht lag der Ausdruck peinlichster Befangenheit, es war, als wollten die schmalen Lippen sagen: ‚So geh doch nur — bitte — bitte! Ich möchte dir ja nicht weh thun! Erspar mir's!‘

Der Doktor straffte sich. Hier fühlte er sich sofort ungleich sicherer, stärker, als dem Sohne gegenüber. Er ging ohne Zögern auf sein Ziel los, hochaufgerichtet, in selbstbewußter Haltung, die — er wußte es — ihm gut stand.

„Hochverehrte gnädige Frau,“ sagte er, nachdem er ihr respektvollst die Hand geküßt hatte, „ich komme soeben von einer inhaltsschweren Unterredung mit Hasso. Ich habe ihm gesagt, was auch Ihnen ja längst kein Geheimnis mehr sein kann: daß ich Ihr Fräulein Tochter liebe — liebe aus tiefstem Herzen! Gnädige Frau, ich glaube, ich darf auf Hedwigs Jawort hoffen. Liebe gnädige Frau ... ich bitte um ihre Hand —“

Frau von Herret hatte sich schon gesetzt. Nun erhob sie sich gleich wieder, schwer, mit bebenden Gliedern.

Er ließ sie noch nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort, wie um ihren Einwendungen vorzubeugen: „Gnädigste Frau, ich habe mich ernstlich geprüft. Ich trete nicht als ein unbedachter Jüngling vor Sie hin, sondern als reifer Mann, mit einem festen Entschluß. Ich darf wohl auch sagen, daß ich meiner Frau die Stellung in der Welt zu bieten vermag, die ihr gebührt. Wir werden aber vor allem bei der harmonischen Übereinstimmung unserer Seelen sehr, sehr glücklich miteinander sein und, gnädigste Frau, von innigstem Dank beseelt — alle Zeit — gegen Sie, der wir unser Glück verdanken!“

Nun hatte sich Frau von Herret doch einigermaßen gesammelt. Und als sie jetzt den Kopf ein wenig hob, da bemerkte Merlenberg sofort, daß er auch hier nicht den leichten Sieg finden würde, auf den er gerechnet hatte. Es sprach aus diesen gefurchten Zügen ein starker passiver Widerstand, und aus den schlichten Worten der alten Dame klang ihm eine stille Würde entgegen, gegen die schwer anzukämpfen sein mochte: „Herr Doktor,“ sagte sie mit einem leichten Neigen des Hauptes, „Ihr Antrag ehrt mein Kind und uns. Aber gestatten Sie mir eine unumgängliche Vorfrage. Sie sprechen von einer inhaltsreichen Unterredung mit meinem Sohne. Er ist in meinen Augen der Vertreter, das Haupt der Familie, seit meines lieben Mannes Tode. Wie stellt sich Hasso zu Ihrem Wunsche?“

Das Blut stieg Merlenberg ins Gesicht. „Gnädigste Frau,“ entgegnete er hastig. „Ich meine, in erster Reihe kommt es doch auf Hedwigs und auf Ihre Entscheidung an. Deshalb stehe ich hier.“

Digitized by Google

Sie wiegte bedächtig den Kopf. „Ich vermag nicht, Ihnen vollkommen beizustimmen, Herr Doktor. Hedwig ist in meinen, und ich glaube auch in meines Sohnes Augen noch zu jung und unerfahren, um über den wichtigsten Schritt ihres Lebens ganz selbständig entscheiden zu dürfen. Ich aber bin eine alleinstehende Frau, die in dem ältesten Sohne ihren natürlichen Berater sehen muß."

Einen Augenblick stand er, mit fest geschlossenen Lippen, wortlos. Die Augenbrauen zogen sich zusammen, die trotzige kleine Falte grub sich wieder tief in die Stirne ein.

„Ich muß nun wohl annehmen, gnädige Frau, daß eine Verständigung zwischen Ihnen und Hasso vorausgegangen ist!" stieß er dann hervor. „Eine Verständigung, die für mich eine Ablehnung bedeutet. Ich hoffte allerdings, nachdem Sie mir Ihr Haus so gütig geöffnet hatten —"

„Dem Bruder meiner lieben Schwiegertochter —"

Er warf den Kopf zurück. „Ich hatte die thörichte Empfindung, gnädige Frau, daß ich Ihnen auch als Sohn willkommen sein werde! Nun muß ich wohl mit dem Gegenteil rechnen, obwohl ich mich vergebens nach den Gründen frage. Aber, gnädigste Frau, die Zeit wird erweisen, daß Sie und Hasso die Kraft meiner Liebe unterschätzen. Ich halte fest zu Hedwig, und ..." Er stockte —

Denn plötzlich schlug die Thür ihm gegenüber auf. Hedwig stand zwischen den Vorhängen, hoch aufgerichtet, mit glühenden Wangen und schwärmerisch leuchtenden Augen.

„Hedwig!" rief die Mutter. „Wie kannst du?!"

Das junge Mädchen trat einen kleinen Schritt in das Zimmer hinein. Sie hielt die Hände vor die Brust gepreßt. „Ich gehöre hierher, Mama ... hierher!" sprach sie leise, aber mit einer Bestimmtheit, als lasse sie keinen Widerspruch gelten, auch nicht den der Mutter.

Ein kaum unterdrückter Jubelton rang sich von Merlenbergs Lippen. Schon stand er an ihrer Seite und ergriff ihre Hände. „Ja, Hedwig! Hier gehören Sie her — hier gehörst du hin ... zu mir! Niemand hat über dein Schicksal zu bestimmen, als nur du allein, und dies heilige Recht wollen wir verteidigen gegen jedermann! Und nun wiederhole ich noch einmal: ich halte fest zu dir! — und du ... du sage deiner Mama ..."

„Ich lasse nicht von dir ... nie ... und nimmermehr!" jubelte auch sie, und ihr Kopf sank an seine Schulter.

Frau von Herret war fassungslos. Zuerst überwog in ihr ein Gefühl der Empörung über dies selbständige Eingreifen ihres Kindes, das so ganz allen ihren Anschauungen von Schicklichkeit, von Mädchenwürde, von kindlichem Gehorsam widersprach. Dann kam der Gedanke: was wird Hasso sagen mit seinem feinen Empfinden? Und dann regte sich in ihr wieder die stolze Mutterfreude und wuchs in ihrem weichen guten Herzen. Vergebens suchte sie einen harten strengen Ausdruck auf ihrem Gesicht festzuhalten. Er schmolz dahin im Glücksglanz der Kinder. Vergebens suchte sie nach entschiedenen, nach zornigen Worten. Sie kam über ein abwehrendes: „Aber, Hedwig! Aber Hedwig!" nicht hinaus.

Als sich dann Hedwig an ihre Brust warf, sie zärtlich umklammerte und in kindlichster Hingebung um Verzeihung bat, und als Merlenberg vor sie hintrat und, nun in sehr bescheidenem Tone, das schöne Haupt tief gesenkt, ihren Segen erbat, da schluchzte sie auf, und über die Wangen, die Hedwig streichelte und wieder streichelte, rannen auch schon die Thränen der Rührung. Dazwischen strich sie immer wieder an ihrem Scheitel herum, sagte: „Was hab' ich mir nur für ein böses Kind erzogen!" und „Sie haben mich gewiß ganz mißverstanden, lieber Moritz — nein, wahrhaftig! — gegen Ihre Person habe ich doch nichts einzuwenden gehabt!" und „Aber Hedwig, Hedwig — wie konntest du nur!" und „Sie werden mit dem Kinde Ihre Not haben, mein lieber Moritz!"

Plötzlich brach dann ein Lächeln durch die Thränen. „Nein — mich so zu überrumpeln! Die alte Mama! Aber so war Papa auch ... immer mit dem Kopfe durch die Wand ... ja ... ihr lieben, lieben Kinder! Gott gebe euch seinen Segen! Und du, Hedwig, du ... so jung noch und schon Braut ... du denke immer daran: er soll dein Herr sein! Sei deinem Manne ein gehorsames Weib ... ach, ihr lieben Kinder ... ich hätte euch ja so viel, so viel zu sagen!"

Digitized by Google

Sie hörten beide nur mit halbem Ohr. Denn Moritz hatte seine Braut an sich gezogen und küßte sie und flüsterte ihr süße Worte der Liebe und Bewunderung zu.

Da brach die alte Dame mit einem Male ab. Sie sah eine Weile mit im Schoß gefalteten Händen stumm vor sich hin. Dann aber sprach sie leise, mit einem ratlosen Aufblick: „Was wird Hasso dazu sagen?“

Merlenberg lachte siegesfroh. „Hasso? Nun der wird sich eben der vollendeten Thatsache zu fügen haben, teure Mama!“ Es klang etwas wie überlegener Spott aus den Worten.

Aber Hedwig kniete neben der Mutter nieder und streichelte deren Hände leise. „Hasso hat mich viel, viel zu lieb, als daß er meinem Glücke ernstlich widerstreben könnte. Ich kenne ihn — ich weiß es! Laßt mich nur mit ihm sprechen — mich allein!“ —

Herret hatte sich während der Vorlesungen in der Akademie nicht frei zu machen gewußt von dem Nachklang seiner Unterredung mit dem Schwager, von dem Gedanken, daß dieser ohne Zweifel die Zeit benutzt habe, eine Entscheidung herbeizuführen. Und wie er seine gute Mutter kannte, war er keineswegs ihrer Standhaftigkeit sicher. Je mehr er aber überlegte, desto gewisser wurde ihm, daß Moritz nicht der Mann sei, wie er ihn sich für die Schwester wünschte. Sie bedurfte eines willensstarken Gatten, der ihren ästhetischen Neigungen — „Blaustrumpferei“ nannte er es in Gedanken — eine mehr auf das Praktische gerichtete Lebensauffassung entgegenstellen konnte. Er zweifelte auch, je länger, desto entschiedener, an der Tiefe der Neigung des Schwagers, an deren fester Beharrlichkeit.

So eilte er nach Schluß der Vorlesungen stark beunruhigt sofort nach Hause.

Dora öffnete ihm, gegen ihre Gewohnheit, selbst, und er las aus ihrem gespannten Gesichtsausdruck, daß seine Befürchtungen nicht ungerechtfertigt gewesen waren, noch ehe sie sagte: „Hedwig wartet auf dich in deinem Zimmer. Die Würfel sind gefallen.“

Er riß ungeduldig seinen Paletot von den Schultern. „Nun, Dora? Und?“

„Sei verständig, Schatz. Wir konnten wohl vorzubeugen suchen und müssen uns vielleicht den Vorwurf machen, saumselig gewesen zu sein. Jetzt hieße es, nur unnötig Öl ins Feuer gießen, wenn du nicht das thun wolltest, was ich auch gethan habe: ihnen beiden Glück zu wünschen.“

Starr sah er sie einen Moment an. Dann lachte er bitter. „Dora, zum erstenmale verstehe ich dich nicht. Eine merk-

Aus unserer Bildermappe:

Vase. Modelliert von Albert Mayer-Geislingen.

würdige Verständigkeit, zu der du mir rätst! Ich denke gar nicht daran —"

„Hasso!" bat sie eindringlich. „Folge meinem Rat!"

„Ich werde als ältester Bruder doch wohl das Recht haben —"

„Von Recht oder Unrecht ist hier gar nicht die Rede, Hasso, sondern nur von einem nüchternen Klugheitsgebot. Ich sage dir im voraus, du richtest gar nichts aus und entfremdest dir nur die Schwester."

„Ich muß thun, was ich für meine Pflicht halte!" erklärte er entschieden, kurz und herbe.

Dora trat sofort zurück ohne das geringste Zeichen des Verletztseins. Aber ehe er in das Zimmer trat, legte sie doch noch einmal ihre Hand auf seinen Arm. „Hasso ... ich bitte dich nur noch um eins: sei nicht allzu hart! Denke daran, wie wir es empfunden haben würden, wenn man uns hätte trennen wollen!"

Auf einen Augenblick blieb er stehen und blickte ihr zärtlich in das Gesicht. „Ja — wir!" sagte er und lächelte leise. Dann drückte er die Thür auf.

Er mußte durch den Salon seiner Frau schreiten, aber er sah schon durch die auseinander geschlagene Portieren Hedwig in seinem Arbeitszimmer. Sie stand am Mitteltisch, mit der rechten Hand sich leicht auf die Platte stützend, und es kam ihm plötzlich vor, als sei sie in der letzten Zeit gewachsen, aus dem Kinde zur Jungfrau gereift. Das Gesicht erschien ihm gerundeter, die tiefe Blässe war einer etwas kräftigeren Tönung gewichen, in den großen Augen, die mit erwartungsvoller Spannung auf ihn gerichtet waren, lag ein feuchter Glanz.

„Hasso — lieber Hasso!" rief sie plötzlich, stürmte auf ihn zu und umschlang ihn mit beiden Armen.

Er wollte sich sanft frei machen. Aber sie widerstrebte und, indem sie ihn zärtlich küßte, bat sie: „Hasso, ich bin so glücklich! So übermenschlich glücklich! Nun sei du gut — sieh, ich komme als Bittende zu dem einzigen Bruder: du mußt ... du mußt gut sein!"

Endlich gelang es ihm, ihre Arme abzustreifen. Er nahm ihre beiden Hände in die seinen und sah ihr mit ernster Zärtlichkeit in die Augen. Und er empfand erst in diesem Augenblick recht, wie schwer es ihm werden müsse, fest zu bleiben.

So führte er sie zum nächsten Stuhl und drückte sie sanft nieder. Er selbst blieb vor ihr stehen.

„Gut sein, Hedwig? Ja, das will ich wohl," sagte er schmerzlich bewegt. „Aber es wird dir wehe thun, denn gut sein heißt für mich nicht schwach sein. Du wußtest von Mama, daß ich mit deiner Verlobung nicht einverstanden war?"

Sie neigte wortlos das Köpfchen, aber nur um gleich darauf die Augen wieder voll zu ihm aufzuschlagen. „Darum komme ich ja als Bittende zu dir, Hasso!"

„Und ich stehe hier an unseres lieben seligen Vaters Stelle und habe mich zu fragen, wie er entscheiden würde."

„Du bist nicht mein Vormund, Hasso!" Sie sprach es ganz ruhig, aber es klang aus den Worten doch eine leichte Abwehr, fast etwas wie Trotz, der ihn schwer reizte.

„Aber ich bin dein älterer und einziger Bruder, Hedwig, und daraus schöpfe ich meine Rechte und meine Pflichten dir gegenüber," sagte er sehr ernst. „Du hättest mich vor dem unüberlegten Schritt hören müssen. Denn er ist unüberlegt. Du bist noch zu jung, zu unerfahren, um über deine Zukunft selbständig entscheiden zu können — du bist fast noch ein Kind! Ich habe persönlich nichts gegen Moritz, das darfst du mir glauben. Aber ich halte ihn nicht für befähigt, dich so zu führen und zu leiten, wie du es bedarfst. Deshalb —"

Sie war langsam aufgestanden, sie blickte ihn mit großen starren Augen an und warf hastig, mit leicht bebender, vorwurfsvoller Stimme ein: „Hasso, so hätte Papa nicht zu mir gesprochen!"

„Deine Worte beweisen nur, wie sehr du noch ein Kind bist, liebe Hedwig," gab er schärfer zurück, als er eigentlich beabsichtigte.

„Ein Kind! Was weißt du von mir, von meinem inneren Leben! Gewiß: du bist mir immer ein liebevoller, aufmerksamer Bruder gewesen, aber du hast mich eben immer als Kind behandelt, und darum hältst du mich heute noch dafür. Ich aber habe an mir geformt und gearbeitet ohne Unterlaß — ich bin kein Kind mehr — das laß dir sagen, Hasso! Ich bin ein selbständiger Mensch mit eignem Willen und eignen Entschlüssen und der Kraft, sie durchzuführen. Als Bittende kam ich zu dem Bruder, den

Digitized by Google

ich lieb habe, dessen Zustimmung ich schmerzlich entbehren würde. Aber ich kam nicht, um mich wie ein unfertiges Schulmädchen ausschelten zu lassen, wo es sich um das Glück meines ganzen Lebens handelt!"

Sie hatte leidenschaftlich gesprochen, in heftigen Accenten. Ihre Wangen glühten, und ihre Augen leuchteten. Mit wachsendem Staunen hatte er zugehört. Ihm schossen die Worte seiner Frau durch den Sinn: „Du wirst sehen, wie bald aus dem Backfischchen ein Weib mit starken Empfindungen wird." Aber er sträubte sich immer noch gegen die Erkenntnis, daß diese Wandlung schon im Werden war. Er hörte auch jetzt nur die Schwärmerei aus den Worten der Schwester heraus, weil er sie nicht anders verstehen wollte. Und so sah er auch über die Hand hinweg, die sie ihm, sich mit großer Selbstüberwindung zur Ruhe zwingend, hinstreckte: „Ich mußte das sagen, Hasso! Aber nun noch einmal: ich komme als Bittende!"

„Liebe Hedwig," sagte er, „wir wollen doch nicht um Worte rechten. Du bekehrst mich nicht zu einer anderen Ansicht über deine blutjunge Weisheit. Man kann früh vielerlei gelernt haben, die Reife kommt erst mit den Jahren; das bißchen Wissen thut spottwenig. Wo sollst du dir, in der Zurückgezogenheit, in der ihr lebt, auch nur ein Gran Menschenkenntnis erworben haben? Da bist du denn für den ersten Mann, der dir entgegentrat, in hellen Flammen aufgegangen ..."

Sie richtete sich noch stolzer auf: „Du vergißt, Hasso, daß dieser Mann Moritz Merlenberg ist!"

Er lachte spöttisch: „Nun, wer ist denn Moritz Merlenberg? Ein schöner Mann — zugegeben! Im übrigen, kleine Schwester, ein Mann, der erst beweisen muß, daß er etwas kann."

„Moritz?" schrie sie auf. „Bist du denn blind und taub? Oder willst du nur nicht sehen und hören!"

„Weder das eine noch das andere!" Hasso steigerte sich, wider Willen, in immer stärkere Erregung hinein. Er vergaß ganz, daß auch er bis zu den letzten Tagen unter dem Banne der Persönlichkeit seines Schwagers gestanden hatte. „Taub bin ich gottlob nicht und blind erst recht nicht, Hedwig!" gab er hastig zurück. „Aber gerade darum glaube ich nicht aufs ungefähr hin und nicht ohne den Beweis, den erst die Zukunft bringen kann, daß der gute Moritz der bedeutende Mann ist, für den du in deiner blinden Schwärmerei ihn hältst. Im Gegenteil!"

Hedwig war langsam zurückgewichen bis an den hohen Bücherschrank an der Wand. Auf ihren Wangen wechselte die lebhaftere Färbung wieder mit tiefer Blässe. Ihre Lippen zuckten.

„Im Gegenteil!" rief der Bruder noch einmal. „Schöne Worte machen's nicht, und die Bewunderung von Berlin W ist billig zu erhalten. Thaten beweisen, nicht das blöde Lobgeklingel von einem paar Berufsgenossen und einer urteilslosen Gesellschaft, die alle Jahre eine neue Modegröße auf ihren Schild heben muß —"

„Ich dulde nicht, daß du meinen Bräutigam beleidigst! Du verkleinerst Moritz in bewußter Absichtlichkeit. Das ist eine Beleidigung!"

„Willst du, Kind, mir das Recht streitig machen, meine Ansicht zu äußern?!" Er lachte spöttisch auf.

Sie antwortete nicht. Regungslos lehnte sie an dem Bücherschrank. Das zarte Gesicht war ganz erstarrt.

Nun reute ihn doch seine Heftigkeit. Er ging, mit auf dem Rücken gekreuzten Händen, ein paarmal im Zimmer auf und ab, um dann wieder vor der Schwester stehen zu bleiben.

„Hedwig!" begann er weicher, als vorhin. „Ich kann dir nachfühlen, wie weh dir die bittere Wahrheit thut. Aber sie mußte gesagt werden. Ich stehe nicht allein mit meinem Urteil. Auch Dora ..."

„Dora?!" schrie sie auf. „Dora ... die mir vorhin so herzlich Glück wünschte!"

Herret biß sich auf die Lippen. Er hätte das Wort gern zurückgenommen. Die unangenehme Empfindung, daß er mit ihm allerlei neue Mißhelligkeiten schuf, überkam ihn. Aber es gab ja nun kein Ausweichen, und so ergänzte er: „Jawohl — auch Dora ist der Ansicht, daß man ihren Bruder vielfach überschätzt. Mein Himmel, Mann und Frau werden doch wohl noch über einen nahen Verwandten ihre Urteile austauschen dürfen! Wenn Dora dir herzlich gratulierte, dann sah sie eben nicht voraus, wie ich mich zu der Sache stellen würde, dann wollte sie eben nur sagen, wie lieb du ihr trotz aller

Digitized by Google

Bedenken als Schwägerin bist. Hedwig — Kind, so laß uns doch nur vernünftig und ruhig reden! Du mußt doch einsehen, daß..."

„Ich vermag nur noch zu sehen, daß ihr alle gegen mich, gegen uns — Moritz und mich — verbündet seid! Und wie ich dich kenne, Hasso, ist es ja leider ganz vergeblich, gegen eine Meinung anzukämpfen, die du dir einmal in den Kopf gesetzt hast —"

Auch Hedwig hatte jetzt ruhiger gesprochen. Eine stille Trauer klang aus ihren Worten. Aber Hasso irrte, wenn er ein Nachgeben, ein Entsagen aus ihnen herauszuhören meinte. Als er die Hand Hedwigs zu fassen suchte: „Schwesterchen . . . wir haben wohl beide den Herretschen Dickschädel . . . komm —," wich sie ihm aus und ergänzte nun mit starker Betonung: „Du wirst eben nur durch die Zukunft zu überzeugen sein. Die Thaten, von denen du sprachst, sollen dir aber werden. Ich glaube an Moritz, und ihr alle werdet mir diesen Glauben, der meines Glückes Kern und Seele ist, nicht aus der Brust reißen, die frohe felsenfeste Überzeugung seines Wertes als Mensch, seiner Bedeutung in seinem Beruf — und den Glauben an seine Liebe zu mir! Der Glaube ist mein Recht, auf ihm fuße ich — ihn soll mir niemand nehmen!" Sie schöpfte tief Atem, und in ihre Augen trat doch noch einmal der Ausdruck zärtlicher Bitte, als sie schloß: „Hasso! Wenn es nicht um meinetwillen ist, erspare Mama die unvermeidlichen Aufregungen . . . sei gut . . . stelle dich Moritz und mir nicht in den Weg!"

Er sah stumm vor sich hin, mit zusammengezogenen Brauen. Auch er konnte sich jetzt der Überzeugung nicht verschließen, daß er einen aussichtslosen Kampf vor sich hatte. Es war schon so: auch in der kleinen Schwester steckte etwas von der Herretschen Unbeugsamkeit. Er wußte auch, sie würde den alten Onkel, ihren Vormund, so gut überrumpeln, wie es wohl mit der Mutter der Fall gewesen war; der Oberst mit seinen ästhetischen Neigungen hatte sowieso eine Vorliebe für Moritz. Und er sah deutlich das Zerwürfnis in der Familie vor sich, auch das Erstaunen erst, dann die scharfe Stellungnahme seines Schwiegervaters. ‚Sie haben ja eben alle einen Affen an Moritz gefressen,' dachte er. ‚Dora und ich werden ganz — ganz allein stehen!' Und dennoch — dennoch —

Endlich schlug er die Augen wieder auf. Sein Entschluß war gefaßt.

„Heucheln kann ich nicht, Hedwig!" sagte er kopfschüttelnd. „Hätte Moritz noch ein, zwei Jahre gewartet — hätte ich damit Gelegenheit gehabt, vielleicht meine Ansicht über ihn zu berichtigen, auch über dich, Hedwig — es wäre besser gewesen. Ihr habt es anders gewollt. Auf meine Warnung willst du nicht hören. Mein Bitten würde vergeblich sein. Ich bin kein Freund nutzloſen Widerstandes. Aber wenn ich mich füge, Hedwig, so thue ich es mit schwerbesorgtem Herzen. Ich sehe trübe in deine — in eure Zukunft!"

„Hasso!" bat sie noch einmal. „Laß mich nicht so fortgehen —." Die Thränen waren ihr in die Augen getreten. „Ich hab' immer zu dir aufgeblickt, Hasso, ich gab stets so viel auf dein Urteil. Mein Glück ist nicht vollständig ohne deine überzeugte Zustimmung . . ."

„Dein Glück . . .?!"

„Hasso . . . ich bitte dich: laß mich nicht so von dir gehen . . ."

Einen Augenblick zögerte er noch. Dann aber sagte er traurig: „Ich kann nicht, Hedwig . . ."

Sie sahen sich tief in die Augen, beide tief erschüttert.

Aber dann leuchtete plötzlich ihr Blick auf: „Auch du wirst noch bekehrt werden, Hasso! Auch du, der du heut Moritz bewußt verkleinern willst, wirst an ihn glauben lernen! Und dann wirst du zu mir kommen und zu ihm und zu uns sagen: ‚Verzeiht mir!'"

Sie streckte ihm die Hand hin.

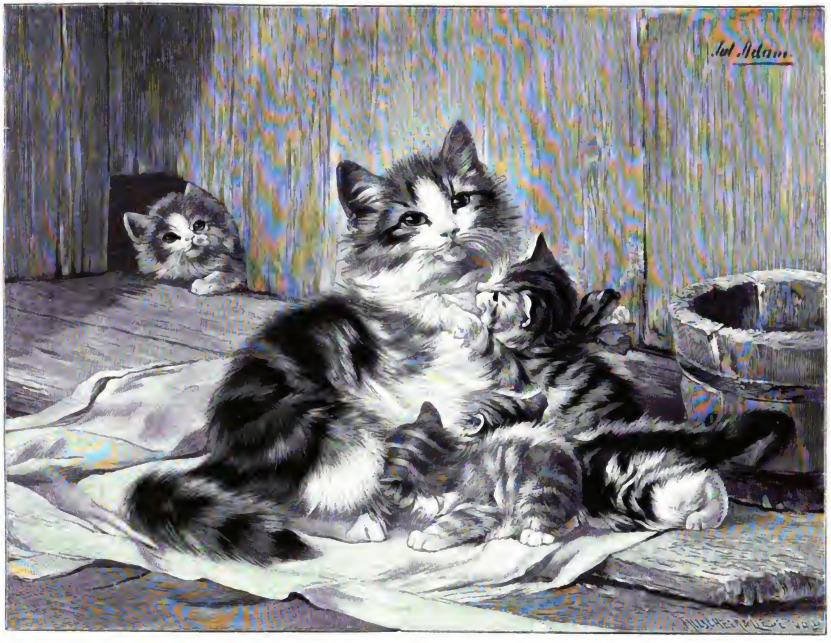
Langsam legte er seine Rechte hinein: „Gott ist mein Zeuge: es wäre für mich die schönste Stunde, in der ich einsehen könnte, daß ich heut unrecht hatte, daß ich Moritz Unrecht that."

8. Kapitel.

Es war draußen bitter kalt, aber in der kleinen Portierloge herrschte eine fast tropische Hitze. Prinker fröstelte neuerdings immer und ließ daher den Gasofen, der die eine Ecke unter dem Regal für die lagernden Briefe ausfüllte, von früh bis spät brennen.

Er saß in dem tiefen weichen Lehnstuhl, der eigentlich nur für den Nachtkollegen da war. Vor ihm, an den Pult gelehnt, stand

Digitized by Google



Angorakatze mit Jungen. Nach dem Gemälde von Julius Adam.

Digitized by Google

der Oberkellner, auf dem glattrasierten Gesicht mit den hundert Falten und Fältchen den Ausdruck lebhaften Mitempfindens.

„Ich kann's noch immer gar nicht glauben, Pascha! Du hättest mich doch auch mal mit meinem Patchen reden lassen sollen, ehe du so arg scharf ins Zeug gingst. Allzu scharf macht schartig, das ist nun mal 'ne alte Wahrheit. Erzähl' doch mal wenigstens ruhig, wie's gekommen ist."

Pinker antwortete nicht. Er stöhnte nur leise vor sich hin.

„Fort — aus dem Hause! Unser Prinzeßchen! Prinker, ich kenne dich: so'n guter Mensch du bist, so heftig bist du. Fein wirst du nicht gewesen sein. Und sie ist doch nun mal solch Püppchen —"

„Prinzeßchen! Püppchen! Das ist eben der Fluch! Siehst du, Krause: da rächt sich's eben, daß wir sie so verzogen haben. Meine Alte — na ja — ich auch! Ich erst recht! Den Kopf könnte ich mir einrennen an der nächsten Wand, Krause . . ."

„Davon würde auch nichts besser, Pascha. Aber nun erzähl' mal. Wie ist denn das alles gekommen? Ich habe doch, sozusagen, auch ein Anrecht auf das Kind."

Langsam hob Prinker den mächtigen Kopf. „Wie's gekommen ist? Da ist eigentlich nicht viel zu erzählen, Krause. Also sie kommt mir heute morgen wieder mit ihrer verrückten Theatergeschichte. Na — mir stand's zum Halse heraus. Hundertmal habe ich ihr's auseinandergesetzt, im Guten und im Bösen, daß nichts daraus werden darf. Wie sie nun zum hundertundeintenmale wieder anfängt und meine Alte dazwischen barmt — da ist mir die Galle übergetreten. Fein werd' ich freilich wohl nicht gewesen sein —"

„Na, Pascha — und? Was hast du ihr denn gesagt?"

„Weiß ich's denn so im einzelnen? Was sagt man denn alles in der Rage? Es wird wohl auch so was dabei gewesen sein wie . . . wie . . . sie sollte sich meinetwegen hinscheren, wo der Pfeffer wächst. Du lieber Gott, ich werde doch vor meiner Göhre nicht jedes Wort auf die Goldwage zu legen brauchen! Na, und da war sie mit 'nem Male bumsstill. Keinen Ton mehr von all dem Gethue und Gerede von der heiligen Kunst und was weiß ich sonst noch. Ich denke, na . . . das wird geholfen haben und gehe ins Geschäft. Du weißt, Krause, es war heut vormittag mordsmäßig zu thun. Nicht zum Aufatmen bin ich gekommen. Wie ich dann aber gerade die Fürstin Tombetzkoi glücklich in den Wagen gekriegt habe und ihrem Schafskopf von Courier noch mal Bescheid sage wegen der Anschlüsse von Basel aus, da steht plötzlich meine Alte vor mir. Ihre dickverheulten Augen kenne ich ja nachgrade. Aber so hab' ich sie doch noch nie gesehen! Na und sie sagte nur: ‚Fort ist sie . . . und du, du bist an allem schuld!' Umgeklappt wär' sie mir bei 'nem Haar, und es kam gerade ein Rudel Yankees an. Alle Hände voll hatt' ich zu thun, kaum daß ich sie hier noch auf den Stuhl bugsieren konnte — —"

„Aber, Prinker — sie wird doch 'ne Zeile zurückgelassen haben?"

„Keine Spur! Ihr Köfferchen hat sie mitgenommen. Meine Alte war gerade nach der Markthalle —"

„Wenn sie die Sachen mitgenommen hat, Pascha, wissen wir wenigstens, daß sie sich kein Leids hat anthun wollen — —"

„Das wäre das Schlimmste noch gar nicht!" stöhnte Prinker.

„Pascha, versündige dich nicht."

Prinker starrte ein Weilchen in die Flammen des Kamins. Dann faßte er plötzlich des Alten Hand. „Krause . . . ich würd's keinem Menschen sagen als dir! Aber mir schnürt's die Kehle ab: wenn das Mädel nu 'ne Liebschaft hat?!"

Der Alte schlug mit seiner kleinen wohlgepflegten Hand auf die Pultplatte. Er war ganz rot im Gesicht geworden: „Pfui, Pascha! Das darfst du von meinem Patchen nicht sagen. Ich will die Lene ja nicht verteidigen sonst . . . bewahre . . . aber das! Nee, nee! Dazu war sie schon viel zu stolz. Die schmeißt sich nicht weg — die nicht!"

In den dunklen tiefliegenden Augen Prinkers blitzte es mißtrauisch: „Lern' einer die Weiber auskennen!" brummte er. Dann aber war's doch, als klammere sich sein Vaterstolz wieder an die letzten Worte des alten Kollegen: „Ich sag's ja auch nur so, Krause. Muß man denn nicht auf alle möglichen Vermutungen kommen . . ."

Er schien noch mehr hinzufügen zu wollen, da klopfte draußen der Page, der im Thor stand, an das Fenster. Gleichzeitig schlug die Glocke an, und drüben aus dem Comptoir

Digitized by Google

stürzte auch schon der chef de réception auf den Flur. Schwer erhob sich der Portier aus seinem Sorgenstuhl — der Dienst rief.

Der Oberkellner lugte durchs Bogenfenster der Abfertigung der neuen Gäste zu. Es mußte „eine besondere Nummer“ sein, denn Herr Leffert konnte sich gar nicht genug thun mit Bücklingen und graziösem Lüften seines tadellosen Cylinders; und Pascha stürzte zurück in die Loge, um einen ganzen Haufen Briefe und Depeschen, die für die Gäste schon bereit lagen, hastig vom Regal herabzureißen.

Ein Herr kam zuerst, klein, mit kokett aufgedrehtem schwarzem Schnurrbart, den Hals dick eingewickelt in ein grellrotes Seidentuch. Er fragte in einem knarrenden, hastenden Französisch nach den eingegangenen Briefen und ob die Salons für die Signora gut geheizt wären ... Madame seien sehr ermüdet ... nur gleich etwas Thee ... weiter nichts! Da war die Dame auch schon selbst. Groß, schlank, das Gesicht, soweit es der hochaufgeschlagene kostbare Sealskinkragen zu sehen erlaubte, sehr scharf geschnitten. Neben ihr eine behende zweite Dame, fast ebenso elegant gekleidet, und doch für den geübten Blick Krauses sofort die Kammerfrau verratend.

Es mußte in der That eine ganz besondere Nummer sein, denn jetzt tauchte Herr Merlenberg höchstselbst aus dem Comptoir auf, die Dame zu begrüßen. Aber sie rauschte, nur flüchtig den feinen Kopf neigend, wie eine Fürstin an ihm vorüber. Desto lebhafter sprach der kleine Mann auf den Hotelbesitzer ein: Um neun Uhr ein kleines Souper auf den Salon; nur eine Platte Fisch und etwas Geflügel; dazu nimmt Madame eine halbe Flasche Pommery, dann einen Café nero; ob für den Flügel gesorgt sei; eine italienische Zeitung sei doch im Hause — müsse sofort nach oben. Morgen früh um neun Uhr ein Bad. Ob das Badezimmer auch, wie beordert, direkt neben dem Schlafzimmer von Madame läge? Dazwischen schimpfte er auf das nordische Klima und zählte zugleich die Koffer, die sich in unendlicher Flut auf den Flur und vom Eingang zum Gepäckfahrstuhl ergossen: „deux — trois — quatre ...“ „Wo sind die drei Hutkoffer für Madame? ... Ah ... da ... très bien! ... Vorsichtig! Vorsichtig ... mille tonnerres!“

Endlich kam Prinker wieder in die Loge zurück und ließ sich müde auf seinen Stuhl fallen. Gleichgültig gab er dem Kollegen Auskunft: „Kennst du die denn nicht? Signora Parini und ihr Impresario —“

„Ich dacht's mir beinah! Nee — gesehen hab' ich sie noch nie. Sie wohnte ja vorigen Winter im Monopol.“ Der Alte lehnte sich weit über den Pult, sah ein Weilchen schweigend zu Prinker hinüber und bastelte an seiner weißen Kravatte. „Du, Pascha!“ sagte er dann bedächtig. „Wenn nu aber unser Prinzeßchen das Zeug zu so einer hätte? Was meinst du, daß die jeden Abend kriegt? Und der Beifall und die Lorbeeren!“

Prinker warf den Kopf zurück. „Und es bleibt doch 'ne Komödiantin!“

„Hm! Aber eine, mit der nur ein paar Worte zu sprechen Fürsten und Prinzessinnen sich glücklich schätzen. Besinnst du dich noch auf die Charlotte Wolter, die — 's ist nu wohl schon fünfzehn Jahre her — bei uns wohnte? Aus Wien? Die Gräfin Sullivan? Oder auf die große Ziegler? Oder auf die Busca? Mensch ... Pascha ... glotz mich nicht so an. Wenn nun die Lene mal solch' ne wirklich Große würde? Und einen Grafen oder einen millionenschweren Bankier heiratete? Das kommt jetzt alle Tage vor, und hübsch genug ist die Krabbe schon!“

„Komödiantenpack bleibt Komödiantenpack!“ grollte Prinker. „Laß mich zufrieden.“ —

Draußen klang wieder die Glocke. Neue Gäste kamen. Eine amerikanische Familie reiste ab. Ein Dienstmann brachte Theaterbillets. Am Telephon meldete sich der Direktor des Lessingtheaters mit einer Bestellung für den Impresario der Parini. Prinker hatte alle Hände voll zu thun und drängte den schwatzhaften Kollegen halb und halb zu seiner Loge hinaus.

Am Eingang zum Lichthof traf der Oberkellner auf den Prinzipal. Der sonst so ruhige Mann war ganz aufgeregt. „Wo stecken Sie denn nur, Krause? Kümmern Sie sich mal gefälligst um Ihre Bengels im Speisesaal. Signor Marconi hat dem Louis eben 'ne Serviette an den Kopf geschmissen, weil die Suppe kalt war. Und oben stellt mir die Diva die ganze Etage auf den Kopf. Der Gebhardt kann da nicht

Digitized by Google

als Etagenkellner bleiben. Haben wir nicht einen, der ein besseres Französisch spricht? Franz?! Na meinetwegen!"

Krause wollte sich entfernen, da rief ihn Merlenberg noch einmal zurück. „Um neun Uhr also unten im kleinen Salon das Souper für uns, Krause. Sie wissen: nur neun Personen! Aber machen Sie sich mal persönlich 'n bissel verdient um den Herrn Doktor und Fräulein Braut, Alterchen ... kleines feines Menü, wie sich's für 'ne bescheidene Verlobungsfeier gehört. Ich habe keine Zeit, mich heute auch noch um den Kram zu kümmern. Diese Diva ... es ist zum Verrücktwerden ... lieber 'ne Großfürstin oder zwei Erzherzoginnen!" Er stürzte auf den Fahrstuhl los, und Krause lachte auf seinem Wege zu den Speisesälen still für sich hinein: „Das glaub' ich wohl — die Theaterköniginnen haben ja keine Orden zu verteilen. Und solch Impresario versteht auch das Rechnen besser als ein Hofmarschall."

Vor der Portierloge wollte die Flut immer noch nicht ebben. Ein spindeldürrer Engländer stritt sich fünf Minuten lang mit Prinker über den Fahrpreis seiner Droschke; ein junger Russe aus dem vierten Stock wollte die Adresse des fashionabelsten Ballokals wissen; dann kamen zwei Körbe Rosen für die Diva, der eine vom Lessingtheater, der andere von der italienischen Botschaft; ein pommerischer Graf, der sich schon vor Tagen das Zimmer bestellt hatte, das er seit zehn Jahren stets bewohnte, war außer sich, daß er es anderweitig besetzt fand, und machte Pascha persönlich verantwortlich. Es wogte eine halbe Stunde lang im Vestibül von kommenden und gehenden Gästen durcheinander. Aber während Prinker Geld wechselte, Auskünfte gab, begrüßte, glückliche Reise wünschte, Theaterbillets aushändigte, die heutige Cirkusvorstellung empfahl, französisch, englisch, russisch parlierte — arbeitete es ohne Unterlaß in seinem Hirn, und das Herz pochte ihm zum Zerspringen: Lene ... wo war Helene? Zorn und Angst, zärtlichste Liebe und ein bitteres Empfinden schwer verletzten Vaterstolzes kämpften miteinander in seiner Brust.

Bis dann schließlich das Getriebe nachließ und er wieder in seinen Sorgenstuhl flüchten konnte. Nur eine Minute Ruhe, nur einen bestimmten Gedanken, einen Plan — eine neue Hoffnung fassen können!

Aber er hatte sich kaum gesetzt, den Kopf in beide Hände stützend, da hörte er, wie die Thür seiner Loge schon wieder ging. Und wie er aufschaute, blickte er in ein Gesicht, das er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. — —

„Guten Abend, Schwager!" sagte Kruslow ruhig und warf seinen schneenassen breitrandigen Filz auf den Pult. „Ich komme wegen Lene ..."

Prinker starrte den Künstler eine Sekunde an, wie einen Geist aus einer anderen Welt. Dann aber sprang er auf: „Lene — du weißt?"

„Wir sind nicht als Freunde geschieden, Prinker! Meine Künstlerwirtschaft, wie du ja wohl sagtest, behagte dir nicht — laß gut sein, wir wollen den alten Kram nicht mehr aufrühren. Ich weiß, wie du die Lene lieb hast, darum wollte ich dich nicht in Sorge lassen: sie ist bei mir!"

„Bei dir? Gottlob!" rang es sich unter dem buschigen Bart hervor, mit freudebebender Stimme. „Kruslow ... gottlob!" Die mächtige Brust hob sich wie von einer Riesenlast befreit. Prinker faßte nach der Hand des Schwagers und hielt sie einen Augenblick in krampfhaftem Druck fest umspannt. „Du — Kruslow — du kannst nicht ahnen — —"

Draußen klang schon wieder die Glocke. Prinker riß sich los und stürmte auf den Flur. „Ich — gleich bin ich wieder da! Mein Gott — mein Gott!"

Es dauerte doch einige Minuten. Kruslow sah sich währenddessen in dem kleinen Raume um. Er wurde ganz weich dabei: was war das eigentlich für ein Hundeleben, das der Mann hier führte! Immer in Atem, immer der gefällige Diener von hundert wildfremden Menschen, immer die Hand ausstrecken müssen nach den elenden Silberlingen! Und die armseligen Minuten der Ruhe hier in diesem öden, kahlen Loch, wie ein Tier in der Menagerie, tagaus — tagein! Unwillkürlich kam der Vergleich mit seinem freien, unabhängigen Künstlerleben. War's auch reich an Enttäuschungen — wie unermeßlich groß und schön war's doch gegen dieses Dasein! Und wenn der Prinker wirklich, wie die Verwandten sagten, dabei ein reicher Mann geworden war, was wog das gegen all das Drückende, das sein Beruf mit sich brachte, und gegen das sicher doch

Digitized by Google

keine Gewöhnung ganz abstumpfen konnte? Solch ein reicher, armer — armer Kerl!

Prinker kam zurück, atemlos, mit glühendem Gesicht. „So sprich doch, Kruslow — ich bitt' dich! Aber vor allem: ich dank' dir, Schwager, dank' dir recht von Herzen! Halb tot geängstigt hab' ich mich um die kleine Kröte!" Und während er das häßliche Wort sprach, lachte aus seinen Augen die hellste Vaterzärtlichkeit.

„Es ist da nicht viel zu sagen, Schwager: sie kam mit Sack und Pack, das heißt einem Köfferchen voll Plunder, stellte ihn und sich mitten ins Atelier und erklärte: ‚Onkel Johannes, nach Hause geh' ich nicht wieder. Entweder du behältst mich hier, oder — es passiert ein Unglück.'"

„Du hast ihr den Kindskopf doch ordentlich zurechtgesetzt?"

„Hm!" Der Professor kraute sich hinter dem Ohr. Ganz leicht wurde ihm die Aussprache nicht. Aber es mußte doch nun einmal gesagt sein. „Hast du nicht einen Ort, wo wir die Chose ruhiger bereden können, als hier? So etwa bei einem Schöppchen Moisel? Da — da ist ja die vermaledeite Klingel schon wieder —"

Draußen gab ein Attaché der italienischen Botschaft Karten für die größte Künstlerin seines Landes ab; dann erkundigte sich ein Herr, ob Herr Meyer aus Ratzeburg schon angekommen sei; ein abreisender Gast stritt sich mit Prinker über die Höhe der für ihn notierten Portierauslagen; ein ankommender hatte seinen Schirm im Bahncoupé liegen lassen und bat, sofort telegraphisch für ihn zu reklamieren. Währenddessen schritt Kruslow in der engen Loge unruhig auf und ab, drei Schritte hin, drei Schritte her. Er kam sich vor wie ein gefangener Löwe.

„Nein, Schwager! Ich kann nicht eine Minute abkommen. Du siehst es ja selbst und mußt schon entschuldigen —" sagte dann endlich Prinker.

„Nun, dann muß es eben gehen. Also hör' mal, Schwager — und, bitte, erreg' dich nicht zu sehr, werd' nicht heftig. Du weißt, bei mir kocht's auch gleich über. Ich möcht' aber, heut' doppelt gern, in Friede und Freundschaft mit dir auseinander kommen. . ."

Prinker horchte hoch auf. Was sollte denn die Einleitung bedeuten! Die Geschichte war doch einfach genug: Kruslow brachte Lene zurück ins Elternhaus, und dann — nun dann würde sich das übrige schon finden. So sehr ihn aber des Schwagers letzte Worte verwunderten, er entgegnete doch ganz ruhig: „Ich denk' gar nicht dran, mich aufzuregen. Die Hauptsache ist ja, daß wir wissen, wo Lene ist."

„Hm!" machte der Professor wieder. „Ob das nun gerade wirklich die Hauptsache ist? Prinker, hinterm Berge zu halten, versteh' ich nicht. Darum, gerad' herausgesagt, ich wollte für Lene ein gutes Wort einlegen —"

„Ich werde ihr den Buckel nicht vollhau'n, obschon —"

„So mein' ich das nicht, Schwager. Aber, siehst du, in dem Mädel steckt doch eben mehr, als so in 'ner höheren Durchschnittstochter, zu der ihr sie mit aller Gewalt stempeln wolltet. Sie hat ein lebhaftes Temperament, hat eigne Gaben, ein starkes Bedürfnis, sich zu bethätigen —"

„Das kann sie ja zu Hause auch. Ich hab' übrigens von Fleiß noch nichts bei ihr bemerkt!"

„Du verstehst mich nicht oder willst mich nicht verstehen, Prinker. In der Lene steckt etwas, was sich nicht unterdrücken läßt, was unterdrücken zu wollen auch geradezu eine Sünde ist: die Liebe zur Kunst! Unterbrich mich nicht, Prinker! Sieh mal: zu mir kommen sie ja dutzendweise gelaufen und schreien, daß sie Künstler werden wollen, und ich sag' zu neunundneunzig vom Hundert: ‚Guckt euch gefälligst meine Ateliertüre von außen an!' Denn ich merke gleich, wo Bartel den Most holt, was die liebe Eitelkeit und der Traum vom sogenannten schönen freien Künstlerleben thun. Aber bei der Lene — wahrhaftig, Schwager, ich hab' mich gesträubt — bei der liegt die Sache doch anders. Das Mädel hat mich bezwungen, hat mich überzeugt, daß in ihrer Seele die wirkliche, große, unüberwindliche Liebe zur Kunst wohnt, ein göttlicher Funke, wenigen eigen und diese heraushebend über all das zweibeinige Herdenvieh. Drum bin ich hier, und ich bitt' dich, Prinker, hab' ein Einsehen und laß das Mädel der inneren Stimme folgen, die sie so übermächtig ruft. Du kannst sie schließlich ja doch nicht halten."

Prinker stand, während der Schwager sich immer mehr und mehr in seine Be-

Digitized by Google

geisterung hinein steigerte, regungslos am Briefregal. Nur einmal zuckte er mit den Achseln, als zum erstenmal das Wort von der Liebe zur Kunst fiel. Allmählich hatten seine erregten Züge wieder den Alltagsausdruck angenommen, und als Kruslow nun schwieg, sagte er ganz ruhig: „Ich hätt's mir beinah denken können! Ich hab' dich ja schon zum öfteren dies Lied singen hören, Schwager. Wie aber nun, wenn ich dich aufs Gewissen, als ehrlichen Menschen, fürs erste frage: hat denn die Lene wirklich außer dem unwiderstehlichen Drang auch solch ein großes Talent, daß es ausreicht für mehr als 'ne Schmierenkomödiantin?"

„Mensch — Prinker!" rief der Künstler ungeduldig, dicht vor dem Schwager stehen bleibend. „Hab' ich mich denn gar so unklug ausgedrückt! Ja, ich glaub' wohl, daß sie Talent hat. Aber ich sprach doch von dem Gefühl der inneren Notwendigkeit, von der in ihr lebenden Sehnsucht, die nach Befriedigung ringt, und der sie Genüge schaffen muß! Muß! Muß! Denkst du denn, ich beurteile einen Künstler nur nach dem, was er in die Öffentlichkeit herausgebracht hat? Wenn er nichts schuf, aber in seinem stillen Kämmerlein, in schweren Stunden mit seinem Schaffensdrang rang, versuchte und verwarf, aufbaute, nur um wieder zu zerstören, dann kann er für mich doch ein großer Künstler sein!"

„Du mußt nicht böse sein, Kruslow, wenn ich das nicht verstehe. Aber was ich verstehe und was ich weiß, das ist: ein verständiges Mädel gehört nicht auf die Bühne! Nu brause du nicht auf — jetzt bin ich dran, nu laß mich mal aussprechen. Also einmal: du weißt auch nicht, ob die Lene wirkliches Talent hat. Ich würd's auch dann wohl nicht zugeben, denn mir paßt's einfach nicht, mein Fleisch und Blut in Flitterkram und Trikots zu sehen. Nun! Wenn sie nun aber kein Talent hat oder

Aus unserer Studienmappe:

Aus Heinrich Lossows Skizzenbuch.

Digitized by Google

nur solch ganz kleines Lichtchen werden könnte! Kruslow, ich bin in deinen Augen ein einfältiger Mensch. Aber man lernt hier, gerade hinter dem Fenster da, recht viel vom Leben kennen, mehr, als du denken kannst. Ich hab' sie zu oft hier vorüberziehen sehen, diese Theaterdämchen. Manch eine, die kam heute in Sammet und Seide und schmiß das Geld nur so fort; das ging so fünf, ging wohl auch zehn Jahre, wie? — das brauch' ich dir am Ende doch nicht zu sagen. Das Ende war dann aber erst, daß sie nicht mehr im ersten Stock, sondern im vierten wohnte; daß ich — ich, Kruslow — die Brillanten ins Leihhaus schaffen mußte; daß ich ... aber wozu noch weiter davon reden! Auf die Schande kam das Elend —"

„Prinker, das sind Ausnahmen!"

„Kann sein — vielleicht! Daß es aber häufige Ausnahmen sind, das weiß ich. Und ich will mein Kind so gut vor der Schande bewahren wie vor dem Elend. Drum, Kruslow, um's kurz zu machen: schaff' mir die Lene wieder ins Haus, wo sie hingehört. Ich bitt' dich, Schwager!" Er hatte schlicht gesprochen, mit zwingender Herzlichkeit, die nicht ohne Eindruck auf den Künstler geblieben war. Aber als er nun wieder hinaus mußte, seinem Dienst zu genügen, erlosch dieser Eindruck schnell in der Seele des alten Idealisten. Was war das im Grunde doch für eine einseitige, philisterhafte Anschauung? Weil's unter den Theaterprinzessinnen auch Dirnen gab, sollte dies kleine Vögelchen, das die Schwingen so kräftig regen wollte, eingesperrt werden in einen Käfig, von dem die Loge hier der rechte Abklatsch war! Sollte die Künstlerseele in dem Mädchen verkümmern, verkommen! Nein — Lene durfte sich nicht umsonst vertrauensvoll an ihn gewendet haben. Jetzt war's doppelt seine Pflicht, für sie einzutreten dieser nüchternen Alltagsweisheit gegenüber.

„Nun, Schwager?" Prinker trat wieder herein und in gewohnheitsmäßigem Trieb gleich an das Regal, um einen großen Stoß Briefe, den der Postbote draußen abgegeben hatte, unter die verschiedenen Buchstaben in die Fächer zu ordnen. Vielleicht war's die gleichmütige Art, wie er das that, die für Kruslows Entschluß entscheidend wurde. Was war das für eine Natur, die in solcher Stunde ableiern konnte: Bradbury ... Bestuscheff ... Braun — Carlsberg ... Cronstein ... Carlowitz — Er griff nach seinem Hut, trotzig jetzt, fast von Widerwillen erfüllt gegen diesen Vater ...

Da wandte Prinker sich um und fragte noch einmal: „Nun?"

„Nein!" stieß Kruslow scharf hervor. „Ich will's dir nur sagen, Schwager: wenn du nicht einwilligst, Lene ihren Weg gehen zu lassen, dann bleibt sie bei mir, und ich werde an ihr thun, was deine Pflicht gewesen wäre!"

„Du! Du!"

Die Worte des Schwagers kamen Prinker völlig überraschend. Er fand nicht gleich eine Erwiderung. Einen Augenblick schien es, als wolle er sich auf Kruslow stürzen. Seine Brust ging keuchend. Seine Rechte hob sich, er griff nach dem Arme des Künstlers: „Du — Du!" wiederholte er noch einmal.

Kruslow schüttelte die Hand Prinkers mit einer kurzen Bewegung ab.

„Ja — ich! Und du kennst mich wohl genug, um zu wissen: ich führ' aus, was ich will!" Er sagte es kurz, mit schneidender Entschiedenheit.

„Mein Kind — du!" Prinker rang noch immer nach Worten. Dann lachte er plötzlich wild und bitter auf: „Verrücktes Künstlerpack! Die Polizei —"

Mit sprühenden Augen trat Kruslow dicht vor den Wütenden hin: „Hüte dich, Prinker! Ich lasse mich nicht beleidigen. Aber weil du Lenes Vater bist, doch noch eins: solange sie bei mir ist, steht sie unter meinem Schutze, aber auch unter meiner Obhut! Zwingst du mich aber, meine Hand von ihr zurückzuziehen, Prinker — dann bin ich der Verantwortung los und ledig. Du aber bedenke, ob sie unter den Augen deiner Frau besser aufgehoben ist, als unter den meinen, und gar, was mit ihr werden könnte, wenn sie anderswo Schutz und Hilfe sucht, als bei mir!" Er stülpte den Hut auf. „Addio, Schwager!" — und ging.

Die Hand Prinkers hob sich noch einmal, hinter ihm her drohend. Aber dann fiel sie mit wuchtigem Schlage auf das Pult nieder, daß die Papiere umher stoben. Wie erstarrt blieb sie einen Moment liegen, und wie versteinert stand Prinker und stierte dem Davonschreitenden nach, in den hellerleuchteten Flur hinein.

Digitized by Google

Bis dann draußen die Glocke wieder anschlug.

Da richtete er sich mit einem gewaltsamen Ruck auf, den widerstrebenden Körper aus der Starre reißend ... Was war das denn nur? Ach richtig — er mußte ja da hinaus — seinen Dienst thun — den Wagenschlag aufreißen — richtig ... ja ...

Und der massige Körper gehorchte. Und eine Minute später stand Pascha draußen an der Thür, als Doktor Moritz Merkenberg, seine Braut am Arme, vorüberschritt, und er verbeugte sich und stammelte etwas von einem herzlichen Glückwunsch und wie man sich im ganzen Hause gefreut habe.

„Bitte, Prinker, bezahlen Sie den Wagen!“ hatte der Doktor gesagt. —

Er trat ganz geschäftsmäßig an den Wagen heran, er hörte, daß der Kutscher „eine Mark fünfzig“ forderte, und griff mechanisch in die Tasche des Beinkleids, in der er das Wechselgeld lose trug.

Aber da geschah etwas Unerhörtes. Pascha faßte aufs Geradewohl eine Handvoll Geld und reichte sie dem Kutscher und winkte mit der Hand — schon gut — nur fort — fort —

9. Kapitel.

Beim Quadrio saßen sie, am Spätnachmittag ihrer Ankunft in Venedig. Es war sehr voll, die Stuhlreihen standen bis fast zur Hälfte des Markusplatzes hinaus, aber der greisenhafte Cameriere hatte Moritz doch noch ein Plätzchen unter den Arkaden zu verschaffen gewußt, ein kleines Tischchen hart an einer der Säulen.

Der Doktor rührte in seinem Café nero, Hedwig hatte den Granito noch unberührt vor sich. Leuchtenden Auges schaute sie hinüber zu der goldstrahlenden Basilika, zur mächtigen Front des Dogenpalastes. Einen Moment haftete ihr Auge auf dem massigen Campanile und der zierlichen Loggetta, um dann die feinen Linien der Neuen Prokurazien entlang zu gleiten. „Wie schön! Zauberisch schön!“ sprach sie ganz leise vor sich hin.

Im Arkadengang drängte sich die Menge, trieben sich die geschwätzigen Zeitungsverkäufer und Zündholzhändler herum. Dichtgedrängt saßen die Gäste, Einheimische noch mehr als Fremde, bis weit hinaus vor dem Café, und drüben, vor Florian, reihten sich ebenso Tisch an Tischchen, Stuhl an Stuhl. Und zwischen all den Menschen flatterten die Tauben des heiligen Markus umher, pickten auf dem gequaderten Fußboden ihr Futter auf, wichen hier geschickt den Tritten der geschäftigen Kellner aus und drängten sich dort, wo eine kleine Miß mit goldblonden Locken soeben eine Düte mit Maiskörnern ausschüttete, in dichten Haufen zusammen.

Moritz schien von all dem nichts zu sehen, nichts sehen zu wollen. Er starrte hartnäckig schweigend in seine Tasse.

Schon ein paarmal hatte die junge Frau ihren Mann mit leicht lächelndem und doch etwas verlegenem Blick gestreift. Nun hielt sie es nicht mehr aus und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Bist du immer noch böse, Liebster?“ bat sie leise und zärtlich. „Sieh', ich hab' dir ja in Gedanken mein Unrecht schon hundertmal abgebeten ...“

Es hatte gestern schon in Verona eine kleine Verstimmung gegeben, und heute vormittag war's haarscharf an einem Gewitterausbruch vorübergegangen. Hedwig hatte wieder einmal nicht an den guten Rat gedacht, den ihr Dora in ihrer lächelnden Weisheit kurz vor der Hochzeit gegeben: „Schätzchen, sei immer gleicher Ansicht wie mein großer Bruder, auch wenn du's gar nicht bist. Oder dann vielmehr erst recht. Männer können direkten Widerspruch überhaupt schwer vertragen, Moritz am wenigsten. Hast du zuerst: Ja — ja! gesagt, dann darfst du nachher alle möglichen Einwendungen machen, bis das ja — ja! fast in nein — nein! verwandelt ist!“ Damals hatte sie die kluge Schwägerin ausgelacht. Moritz und sie waren ja immer einer Meinung, einer Ansicht, eines Urteils — —

Gestern in Verona war's um rechter Lappalien willen gewesen. Zuerst hatte sie ein ganz, ganz wenig gegähnt, als er ihr vor den Grabmälern der Scaliger einen längeren Vortrag über die lobesame Dynastie von Martino bis Cangrande I. und dessen Verhältnis zu Dante hielt. Und dann war er umgekehrt ungeduldig geworden, als sie in San Zeno vor Mantegnas Madonna wie verträumt stand, sich nicht losreißen konnte und sein Drängen wieder und wieder überhörte.

Heute mittag war's schon bedenklicher

Digitized by Google

gewesen. Ihre Erwartungen waren so hochgespannt, und er hatte sie mit seinen lebendigen Schilderungen von Venedig fast ins Unermeßliche gesteigert. Und nun wollte das Unglück, daß es leise zu regnen begann, gerade als sie aus der Station Mestre ausfuhren; während der Fahrt über die endlose Lagunenbrücke wurde das leise Rieseln zu einem tüchtigen Schauer, das leuchtende Himmelsblau wandelte sich im Nu in dichtes, bleiiges Grau, und wie Blei legte es sich auch auf ihre junge Seele. So sehr hatte sie sich gerade auf Venedig gefreut, auf die Wunder- und Märchenstadt, warum konnte der Himmel denn kein Einsehen haben?! Aber sie kämpfte wacker gegen den Verdruß, der in ihr aufstieg, bis sie dann, nun im triefenden Regen, auf der Bahnhofstreppe standen, unter das emporgeschlagene, schwarze Gondeldach kriechen mußten, durch eine lange, lange Reihe winkliger schmutziger Kanäle nach dem Hotel fuhren, dort endlich, trotz der Vorausbestellung, nur ein Zimmerchen mit der Aussicht wieder über einen engen Kanal auf ein baufälliges altes Gebäude erhielten, dessen Fensterreihen mit schmutzigen Laden geschlossen waren und das wie ein gewaltiger Rumpelkasten aussah.

Da hatte sie sich erst still auf einen Stuhl vor ihr Bett gesetzt, mit beiden Händen im Schoße, und dann war plötzlich ein leises Schluchzen über sie gekommen, daß er ganz erschrocken von seinem Koffer aufblickte: „Aber, Hete ..."

„Das soll Venedig sein! Das — das! Das die berühmte Stadt der Wunder — das die prächtigen Gondeln — diese schwarzen schrecklichen Trauerkutschen!"

Anfangs hatte er ihr wohl gut zuzureden versucht. Sie kenne ja Venedig noch gar nicht. Das Wetter werde sich schon aufklären. Als sich aber der Ausdruck der Enttäuschung immer mehr auf ihrem Gesichtchen vertiefte, verlor er seine Ruhe, wurde ärgerlich, heftig; schalt sie erst ein Kind und dann eine kleine Närrin. Sie sah ihn ganz erschrocken an, als es heraus war. Dann jedoch begann sie zu motivieren: nichts als elende Baracken, die nicht einmal malerisch seien; Schmutz und Verfall, wo man hinsehe; toddde, trist, wie ausgestorben das ganze Nest! Sie ereiferte sich, er entgegnete scharf und schärfer. Schließlich warf er seinen Koffer zu und ließ sie allein.

Er war dann freilich bald wiedergekommen. Aber er hatte nur mürrisch und trotzig herumgekramt; schweigend hatten sie nebeneinander beim Gabelfrühstück gesessen, er sie mit korrekter Höflichkeit bedienend, sie sich kaum zu einem leisen: „Danke" aufschwingend.

Und dann, kaum daß sie aus dem Hotel herausgetreten waren, hatte der Regen aufgehört; wenige Minuten Sonne, und der Himmel war wieder azurblau, und wie im Traume schritt Hedwig neben ihrem Manne über den Markusplatz, schaute in die strahlende Pracht der Basilika, stand, überwältigt von dem Anblick so viel des Schönen, auf der Piazzetta vor dem leuchtenden blauen Wasser mit den flinken schmucken Gondeln — das Herz nun wieder voll Begeisterung, voll großen Glücks! Sie hatte ganz vergessen, wie sie noch zwei Stunden vorher auf das schmutzige garstige Venedig gegrollt hatte, das nun vor ihr lag — völlig verwandelt, wirklich wie eine farbensatte, goldige Wunderstadt!

„... Sei doch wieder gut, Liebster!" bat sie noch einmal.

Er starrte schmollend und grollend in den Rest des Kaffees und antwortete nicht. Ein Weilchen saß sie ganz still. Sie fühlte sich aber doch ein wenig schuldbewußt, und so begann sie aufs neue: „Du darfst mir aber nun nicht mehr zürnen, Moritz, daß ich mich so gehen ließ, den dummen ersten Eindruck nicht gleich überwinden konnte. Sieh, ich bin ja nun so voll vor Bewunderung. Ich bitte mein Unrecht vor ganz Venedig und vor dir feierlichst ab!"

Jetzt mußte er doch lächeln und ihr die Hand geben, da ein Kuß wohl leider hier nicht anging. So dachte sie und schaute erwartungsvoll zu ihm auf.

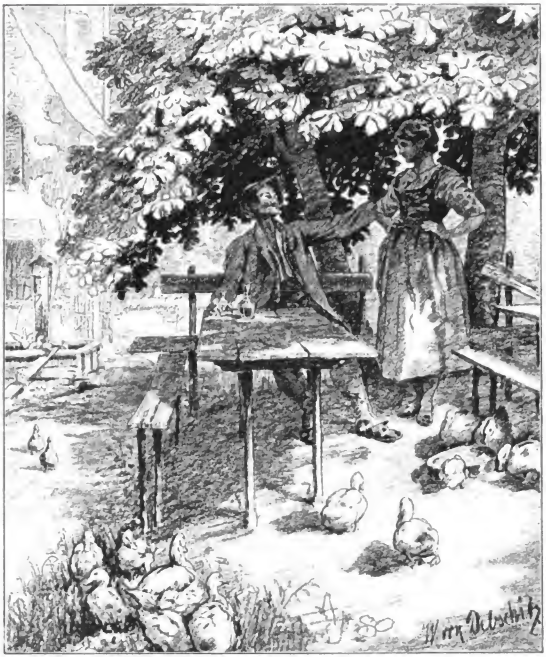
Aber seine Stirne entrunzelte sich immer noch nicht. Langsam strich er sich über seinen schönen Bart — einmal — zweimal — und dann sagte er endlich, in grämlichem Tone: „Liebe Hedwig, das ist keine gute Reisekameradschaft. Man muß solch eine Mißstimmung unterdrücken können um des anderen willen —"

„Gewiß, Moritz!" bestätigte sie eifrig. Nun mußte doch wohl endlich ein versöhnliches Wort kommen.

„Mir hast du die ganze Freude an Venedig verdorben," schloß er jedoch mürrisch.

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von W. von Debschitz.

„Moritz!“ rief sie leise, ganz erschrocken, und dann sank ihr Köpfchen entmutigt auf die Brust. Aber nur auf einen Augenblick. Denn gleich revoltierte gegen die Selbstvorwürfe, die sie sich machte, ihr gesunder Verstand: das war doch wirklich kleinlich von Moritz; sie hatte ihr Unrecht eingesehen, es ihm abgebeten, da durfte er nicht weiter grollen. Jetzt setzte er sich ins Unrecht; nun war er auf dem besten Wege, ihr und sich selbst den schönen Tag zu verderben; wie konnte nur ein so kluger Mann so eigensinnig schmollen! . . .

Wieder saßen sie sich einige Minuten schweigend gegenüber. Sie löffelte, mit kleinen trotzigen Bewegungen, ihre Granita aus. Er spielte mit dem Zuckerschälchen. Dann und wann zuckte es um seinen Mund. Einmal murmelte er halblaut etwas, aus dem sie nichts verstand, als ein verärgertes: „... auf der Hochzeitsreise ...“, ein andermal hatte er ein ganz leises, sehr bitteres Lachen.

Digitized by Google

Aber da flog ihr Blick wieder über den Platz hin, über das bunte belebte Bild im wundervoll gegliederten Architekturrahmen. Und dort drüben hinter der Libreria des Jacopo Sansovino wußte sie die blauen Wasser, über die gewiß jetzt die Kuppeln von Santa Maria della Salute im Sonnenschein herüberschimmerten — sie kannte das ja alles aus Bild und Wort. Nein! — Moritz sollte nicht sich, nicht ihr die Freude verkümmern! Wenn er schmollte, wie ... wie ein trotzendes Kind ..., dann mußte sie eben verständiger sein! Verständiger? Hedwig erschrak doch ein wenig bei dem Gedanken, um dann mit leisem Vorsichhinlächeln zu ergänzen: nachgiebiger, versöhnlicher, wie es einer Frau zukommt, die eine kleine Thörin war. Und da brach sich auch gleich die heiße schwärmerische Liebe wieder in ihr freie Bahn, und nun faßte sie seine Hand, hielt sie fest trotz des leichten Sträubens und bat und bat, zärtlich, innig, bis sich seine Stirn allmählich zu entwölken begann.

„Es ist ja schon gut, liebe Hedwig," sagte er endlich, „wenn du es wirklich einsiehst! Ich will und wünsche ja nichts, als dich recht froh zu sehen." Sie hörte wohl den etwas großmütigen Ton aus seinen Worten heraus, aber sie überhörte ihn gefliſſentlich. Gottlob, daß er nun wieder gut war, sogar schon wieder lächeln konnte — ihr zulächeln mit den lieben dunklen Augen. Am liebsten wäre sie ihm sofort um den Hals gefallen, vor allen Menschen.

„Cameriere — pagare!" Er pochte auf die Marmorplatte. Sie hatte den Finger schon im Bädecker: „Du, lieber guter Moritz, und jetzt ... nicht wahr? ... jetzt steigen wir in eine der gräßlichen Trauerkutschen — ich bitt' noch einmal alle Gondoliere Venedigs um Verzeihung — und fahren den Canale grande entlang ... lieber, lieber Mann, nicht wahr?"

Er zahlte und nickte. Und als er nun in ihr leuchtendes Gesicht sah, aus dem die helle Glücksfreude so beredt sprach, da schwand auch in ihm der letzte Rest von Groll. Zärtlich zog er ihren Arm in den seinen, und als sie auer über den Platz schritten und er bemerkte, wie sie beide die Aufmerksamkeit erregten und wie hier und dort ein Paar Augen bewundernd auf ihr — nun ja! und andere Augen auch auf ihm — ruhten, da überkam ihn zu aller Zärtlichkeit wieder ein Stolzempfinden auf sein junges schönes Frauchen. Er drückte ihren Arm fester an sich und flüsterte ihr leise zu: „Mein Lieb ... wenn ich vorhin garstig war, trag's mir nicht nach!"

Sie aber lächelte wortlos zu ihm empor.

Hedwig war noch wie in einem großen Traumrausch befangen, als sie ein paar Stunden später an der Table d'hote saßen. Ein paarmal schloß sie die Augen, und dann sah sie vor sich ein Meer goldigen Sonnenscheins und darin ein phantastisches und doch so seltsam harmonisches Durcheinander von märchenblauem Wasser und weißen Quadern, von Spitzbogen und goldglänzenden Mosaiken, von feinstem gotischem Steingerank, von romanischen Kuppelwölbungen und von barocken Ornamenten, von dunklen Säulenhallen und leuchtenden Marmorreliefs. Und aus all dem Geschwätz um sie her, aus dem Tellerklappern und Stuhlrücken meinte sie immer wieder die frischen Stimmen der Gondoliere herauszuhören, das „Gondola! gondola!", ihr langgedehntes „Gia è!" und das kurze „Premè!", das leise Plätschern des Wassers am Bug, ein wohlig einschläferndes sanftes Tönen und Klingen von Mandolinensaiten.

Auch Moritz fühlte sich froh, beglückt, gehoben. Er kannte ja längst den Zauber der Dogenstadt, aber er ließ ihn gern wieder neu auf sich wirken. Wie naiv schön, wie echt und ursprünglich war doch die selige Freude der kleinen Frau gewesen, die sich bewunderungsvoll so eng an ihn geschmiegt hatte auf dem bequemen Gondelsitz — wie hatte sie bei jeder Wendung des Wassers mit ihren großen Augen neu aufgeschaut, manchmal fast zu laut aufjauchzend im Übermaß des Frohempfindens. Und dabei — das hatte ihn doch ein wenig in Erstaunen gesetzt — wie trefflich zeigte sie sich vorbereitet für alle diese Eindrücke schon der ersten Rundfahrt. Sie wußte doch mehr, als selbst er ihrem kleinen gescheiten Köpfchen zugetraut hatte. Für all die feinen Abwandelungen der Architekturstile hatte sie das gleiche Verständnis, und einmal, als sie beim Palazzo Cornaro vorüberkamen, hatte eine Frage nach den letzten Schicksalen der Caterina Cornaro, die jenen erbaut, sogar ihn etwas in Verlegenheit gesetzt.

„Was wollen wir trinken, Schatz?"

Digitized by Google

fragte er, als der Kellner ihm die Weinkarte reichte.

Sie öffnete auf einen Moment die Augen. Ein wohliges Verlangen überrieselte sie. „Weißt du, Moritz, deine kleine Frau hat nun einmal eine leichtsinnige Ader — ein Glas Sekt möchte ich haben!“

Er lachte und bestellte. Und dann stießen sie miteinander an, und es machte ihm einen Heidenspaß, wie sie das erste Glas ganz langsam ausschlürfte, wie ein Kind, das sich einen seltenen Genuß ganz besonders verlängern will. Aber dann fragte er: „Was schließt du eigentlich immer die Augen, Hete? Blendet dich das Licht?“

„Ich träume —“ gab sie leise zurück.

„Aber Hete!“ Er verstand sie nicht recht. „Träume du hübsch in der Nacht. Jetzt mußt du mich ansehen, lieb, zärtlich — und dich umsehen und dich ansehen lassen.“ Sein Blick flog die lange Tafel entlang. „Das letztere besorgen die Leutchen schon,“ lachte er dann stolz. „Ohne dir ein besonderes Kompliment machen zu wollen, du siehst aber auch reizend aus in diesem lichten Spitzenkleidchen.“ Plötzlich blieben seine Augen auf dem Gesicht eines Herrn ziemlich weit unten am Tisch haften. Er setzte das Glas auf. „Alle Wetter . . . Hedwig . . . da sitzt ja Bargfeld!“

„Bargfeld! Der berühmte Historiker? Wo denn, Moritz?“

„Berühmt?“ Er schürzte ein wenig die Lippen. „Na . . . es geht. Er hat ja ein paar gute Sachen geschrieben. Wo er sitzt? Da . . . der dritte von der Ecke. Du mußt ihn ja an seinem viereckigen Bauerngesicht erkennen.“

„Ah — jetzt hab' ich ihn. Hm, ich hätte ihn mir freilich anders gedacht. Aber . . . Bauerngesicht ist hart, Moritz!“

„Bitte, schau dir doch nur diese massigen Backenknochen an und die breitrückige Nase mit dem etwas wüsten Schnurrbart darunter.“

„Aber die Stirn ist mächtig, Moritz, das kannst du nicht leugnen! Übrigens bitte, sieh anderswohin! Er bemerkt, daß wir ihn beobachten.“

Es war zu spät. Professor Bargfeld hatte nun auch seinerseits Moritz erkannt und grüßte herüber. Merlenberg erwiderte den Gruß lebhaft, fast herzlich, so daß Hedwig fragte: „Du kennst ihn schon lange?“

Er zögerte ein wenig, ehe er antwortete: „Wir waren Studiengenossen in Heidelberg. Das heißt, er war mir natürlich ein paar Semester voraus. Dann haben wir uns ein wenig aus dem Gesicht verloren, bis' er vor zwei Jahren den Ruf nach Berlin erhielt. Nach seinem Buch über die Jugendjahre des Großen Kurfürsten. Übrigens ein recht viel angefochtenes Werkchen.“

„Ich habe es gelesen —“

„Gelesen? Du? Aber Hedwig, was hast du alles gelesen!“ Er versuchte, einen scherzenden Ton anzuschlagen. „Es muß ja ganz wüst in deinem Köpfchen aussehen —“

„Ich danke! Es geht schon noch. Daß ich das Bargfeldsche Buch las, daran ist übrigens Hasso schuld. Indirekt wenigstens. Ich sah's bei ihm liegen und guckte hinein. Da fesselte es mich aber gleich derart, daß ich nicht wieder loskam. Besonders die Darstellung der Zeit am oranischen Hofe —“

„Ist aber 'n bissel romantisch!“

„Vielleicht — ja! Aber das ist in meinen Augen nun einmal kein Fehler. Ich mag die allzu objektive Historie strengster Rankescher Observanz nicht. Ich will fortgerissen sein von der Darstellung, nicht nur belehrt werden.“

„Da kommt die Frau doch zum Vorschein. Naturam expellas furca, tamen — usque recurret.“

„Das kann schon sein, Moritz.“ Sie lachte wieder leise, fröhlich. „Dir ist's doch gewiß auch recht so, Schatz!“ Und sie suchte seine Hand unter dem Tisch und drückte sie zärtlich.

Das Essen war beim Dessert angelangt. Die meisten Gäste erhoben sich bereits, um möglichst früh zur Musik auf den Markusplatz zu kommen. Auch Professor Bargfeld. Er begnügte sich aber nicht mit der Verbeugung über den Tisch hinweg, sondern schritt um ihn herum, um Merlenberg persönlich zu begrüßen und sich der jungen Frau vorstellen zu lassen. Ein wenig eckig in seinen Bewegungen, so schien es Hedwig; nicht etwa ungewandt in der Art, sich zu geben, durchaus sicher, aber sehr schlicht, ohne die gefällige Glätte des Mannes, der sich sehr viel in Gesellschaft bewegt hat. Sie zog ganz heimlich eine Parallele zwischen ihm und Moritz, und diese fiel nicht zu des letzteren Ungunsten aus. „Er ist ein bißchen Naturbursche — der große Historiker,“

Digitized by Google

sagte sie sich, während sie nach ihrem Zimmer hinaufhuschte, um Hut und Cape zu holen. Die Herren wollten sie unten am Portal erwarten. „Weltmann ist er nicht, wie mein Moritz. Im Salon würde er vielleicht sogar eine recht mäßige Figur machen."

Dann gingen sie zusammen durch die schmalen menschenüberfüllten Gassen von San Moisé bis zum Marktsplatz, und über Hedwig kam wieder der Rausch des Nachmittags, als sie die weite Fläche, die feinen Linien der Architektur im silbernen Mondenschimmer vor sich sah und rings um sich das wogende Leben voll südländischer Lebendigkeit. Zwischen den Stuhlreihen vor den Cafés, um die Estrade der Musik in der Mitte des Riesenplatzes schob sich die dichtgedrängte Menge, elegante Frauen, Arbeiter, Mädchen aus dem Volk in der Mantille, mit bloßem Kopf, gebräunte Matrosen, schmucke Offiziere und Soldaten, alles lebhaft schwatzend und gestikulierend, dazwischen die Fremden, mit angeregten Mienen und frohen Augen, jeder einzelne so ganz unter dem Eindruck des Ganzen, sich wohlig dem gleichen Zauber hingebend. Über ihnen der blaue Himmel wie ein gewaltiges Sternenzelt, die Luft weich und warm — —

„Zu schön! Zu schön!" jubelte die junge Frau auf und preßte den Arm ihres Mannes an sich.

Sie ließen sich von der flutenden Menge tragen quer über den Platz. Sie standen vor dem glänzenden Portal der Basilika, sie schauten zum Uhrturm hinauf und den Riesenfiguren, die droben in stolzer Höhe die Stunden schlagen; sie schritten zur Piazzetta hinüber und ein Stückchen die breite Riva dei Schiavoni hinauf, um einen Blick auf die in unheimlichem Düster sich über den Kanal schwingende Seufzerbrücke zu werfen. Dann saßen sie endlich vor Quadrio nieder.

Professor Bargfeld war schweigend neben Hedwig hergegangen mit seinen großen Schritten, die er immer nur mühsam denen der anderen anpaßte. Nur einmal war über sein ernstes Gesicht ein flüchtiges Lächeln geglitten, als Merlenberg angesichts der Seufzerbrücke in seiner beredten, etwas überschwenglichen Weise von den Schrecken der Bleidächer und der unterirdischen Pozzi sprach.

Als sie nun aber saßen und Moritz Venedig eine Stadt der Dekorationen nannte und von Palastcoulissen redete, hinter deren Rückseite man nicht blicken dürfe, wenn man sich nicht der schönen Illusion berauben wollte, meinte er: „Sie haben gewiß nicht unrecht, lieber Kollege. Wenn man nur das moderne Venedig im Auge hat, wirkt es freilich nicht viel anders, als ein Architekturtraum, den schließlich vielleicht auch die Bühne heraufzuzaubern vermag. Aber man hat es glücklicherweise doch auch so leicht, sich diese Coulissen hier mit Hilfe von einiger Phantasie wieder bevölkert zu denken mit den Gestalten der großen Zeit der Stadt, sich das Bild ihrer Blüte zu rekonstruieren. Sie waren noch nicht im Dogenpalast und noch nicht in der Accademia, gnädige Frau, wenn ich vorhin recht verstanden habe? Nun, dann gehen Sie nicht vorüber an den Werken Gentile Bellinis. Er ist als Künstler sicher nicht so groß, wie sein jüngerer Bruder Giovanni, aber er versetzt uns, meiner Ansicht nach, wie kein anderer venezianischer Maler, in seine Zeit zurück — er ist auch noch echter, ungeschminkter als Veronese."

Merlenberg hatte sich ein wenig zurückgelehnt, während Bargfeld sprach. Bei der ersten Gelegenheit unterbrach er nun: „Sie bleiben längere Zeit hier, lieber Kollege? Studien halber?"

„Ein paar Wochen, denke ich. Ich stöbere etwas in den Akten."

„Darf man wissen, welcher Vorwurf?"

„Aber gewiß. Ich glaube trotz der Herquetschen Monographie noch einiges Material über Caterine Cornaro zu finden."

Moritz zog unwillkürlich ein schiefes Gesicht, und es verdroß ihn, daß Hedwig sofort interessiert fragte: „Ach, Herr Professor, dann können Sie sicher meiner Unwissenheit abhelfen: wo lebte die Königin von Cypern in den letzten Jahren ihres Lebens?"

„Meist hielt sie auf ihrem herrlichen Lustschloß bei Asola unweit Treviso Hof. Aber sie war auch nicht selten in Venedig, wo sie ja nach wie vor mit königlichen Ehren überhäuft wurde —"

„Ich sagte dir das ja schon heute früh, Kind!" unterbrach Moritz in einem fast pikierten Ton, daß Hedwig ihn ganz erstaunt ansah und der Professor unwillkürlich ergänzte: „Verzeihung — ich hatte Ihre

Digitized by Google

Aus unſerer Studienmappe:

Aquarellſtudie von Hermann Wolff.

Frage wohl nicht recht verſtanden, gnädige Frau?“

Sie wurde rot. Aber dann faßte ſie ſich ſchnell und ſagte: „Mein Mann und ich waren uns nur nicht ganz einig.“

„Aber du ſiehſt doch nun, ich hatte recht!“ beharrte er.

„Gewiß, Moritz . . .“ Es kam ein wenig gedehnt heraus. Noch immer lag ein Schatten der Verlegenheit auf ihrem Geſicht, und wie um ſchneller über dieſe leichte Beklemmung hinfortzukommen, vielleicht auch in einem unbewußten Gefühl, daß ſie der ſichtbaren Verſtimmung ihres Mannes eine Ableitung ſchaffen müſſe, begann ſie lebhaft zu plaudern, zu fragen. Sie wandte ſich dabei mehr noch an Moritz, als an Bargfeld, aber der Zufall oder die wachſende Unaufmerkſamkeit ihres Mannes verſchuldete, daß meiſt nur der Profeſſor antwortete. Schließlich ſagte Merlenberg etwas ironiſch: „Sie ſehen, Kollege, ich hab ein merkwürdig wißbegieriges Frauchen. Wenn ich das nächſte Mal mit ihr nach Italien reiſe, werde ich mich doch etwas gründlicher vorbereiten müſſen. Ich komme ſonſt gar zu entſchieden ins Hintertreffen.“

„Aber ich bitte Sie!“ Bargfeld lachte

Digitized by Google

herzlich. „Es ist doch auch nicht Ihr Specialfeld, lieber Merlenberg. Sollte ich mich einmal verheiraten — was wohl kaum der Fall sein wird — so reise ich sicher nach der Provence und will dann hoffen, daß Sie dort bei meiner Frau ein wenig den Cicerone zu machen die Güte haben werden. Ich würde wenigstens im Lande des Bernard von Ventadour, in dem Sie zu Hause sind wie daheim, eine miserable Rolle spielen."

Der unbefangene Ton, in dem der Professor sprach, und die liebenswürdige Anerkennung, die Moritz aus seinen Worten heraushörte, versöhnten ihn einigermaßen. Aber nun war Hedwig plötzlich befangen geworden. Sie hatte gemeint, Bargfeld sei längst verheiratet, sie hatte in ihm einen älteren, sehr interessanten Herrn gesehen — jetzt wurde sie unsicher, ob sie nicht zu lebhaft gewesen sei. Sie verstummte.

„Morjen, ihr Herren!" hörte sie da plötzlich hinter sich eine volle frische Stimme. „Oder vielmehr 'n Abend . . . oder richtiger: Buona sera, Signori!"

Da war auch schon Moritz aufgesprungen und hatte dem Manne die Hand geschüttelt. — „'n Abend, Werner! Wo kommen Sie denn her?" — sie sah, sich ein wenig umwendend, einen schlanken jungen Menschen vor sich, mit einem riesigen Strohhut auf den kurzen Locken — „Erlaube, Hedwig: Herr Bildhauer Werner! Die Herren kennen sich doch?"

„Versteht sich! Der Professor und ich frühstücken schon seit vierzehn Tagen im Cavaletto! Famoses Lokal! Ich küß' die Hand, gnädige Frau. Sie erlauben doch?" Er zog sich ohne Umstände einen Stuhl an den Tisch, setzte sich breitbeinig, auf jedem Knie eine Hand, zündete sich eine neue Cigarette an, rückte den Hut ein wenig in den Nacken und sprach dabei ununterbrochen weiter: „Überhaupt eine famose Stadt — was? Ich wollte nach Rom, Merlenberg, bin aber hier hängen geblieben. Schon bloß der alte Condottieri Colleoni vor San Zanipolo! Diese Kraft! Niederknieen möchte man. Was, Professor?" Ganz kurze Pause, dann eine kleine Handbewegung: „Ach bitte, gnädige Frau, 'n bissel mehr rechts sehen — nach dem Campanile — so — bissel zu viel Profil — aber jetzt . . . wundervoll . . . wundervoll!"

Ganz unwillkürlich hatte Hedwig wirklich den Kopf etwas gewandt. Nun erst merkte sie die Absicht. Das Blut stieg ihr in die Wangen. Diese Unverschämtheit! Sie war doch kein Modell. Und dazu lachte ihr Mann? Und selbst über das ernste Gesicht des Professors glitt ein Lächeln. Sie war nahe daran, aufzustehen. Aber da fuhr der junge Mensch schon fort: „Sie müssen nämlich wissen, gnädige Frau — ich hab' da drüben schon 'ne ganze Weile gestanden und immerzu Ihr Profil angeguckt. Nicht böse sein, gnädige Frau! Schauen Sie, das ist nun mal nicht anders mit unsereinem. Ihren Mann da sah ich noch gar nicht, sonst wär' ich gleich auf ihn losgeschossen. Aber mir kribbelte es ordentlich in den Fingern: ‚Hätt'st du doch nur einen Klumpen Thon hier und könntest das da gleich festhalten' — ja! — und nun machen Sie doch ein böses Gesicht, gnädige Frau! Das ist aber gar nicht hübsch von Ihnen."

Während er sprach, dabei fortwährend mit den Händen gestikulierend, aber sie nach jeder einzelnen Bewegung wieder auf die Kniee zurückfallen lassend, war die Blutwelle aus den Wangen Hedwigs zurückgebbt. Noch waren ihre Lippen ein wenig hochmütig, abweisend geschürzt, aber sie begann doch zu verstehen, daß sie an den jungen Mann dort, der sie mit, bei aller Lebhaftigkeit seiner Redeweise, fast schwermütigen Augen so treuherzig und bewundernd anblickte, nicht den Maßstab der geselligen Formen anlegen durfte, an die sie von klein auf gewöhnt war. Ihr Gesicht heiterte sich auf, und es blieb nur ein verlegenes Lächeln, als der Bildhauer dem Professor kräftig auf die Schulter schlug: „Was, Professorchen — ein Renaissancceköpfchen, das der gnädigen Frau da? Ich mußte vorhin schon an die Pallas Athene von Botticelli denken. Sie wissen . . . im Palazzo Pitti!" Er hatte die Kaffeetasse Merlenbergs plötzlich zwischen die Hände genommen und drückte und knetete an dem spröden Ding herum in seinem übersprudelnden Enthusiasmus, bis der Doktor, der stark geschmeichelt dreinblickte, ihm freundschaftlichst auf die Finger klopfte und Bargfeld in seiner gelassenen Weise meinte: „Nun ist's aber genug, Herr Werner, sonst wird die gnädige Frau wirklich, und mit Recht, böse."

Digitized by Google

Da stellte er die Tasse wieder auf den Untersatz und sah Hedwig ganz erschrocken an: „Aber ich hab' doch nichts Schlimmes gesagt. Im Gegenteil — denk' ich. Die Pallas ist doch sehr schön."

Es kam so drollig heraus, daß alle lachten. Ja, Hedwig beugte sich etwas vor und erklärte: „Ich bin auch gar nicht böse, Herr Werner — unter der Bedingung, daß Sie keine weiteren derartigen Parallelen ziehen, die mich beschämen müßten. Ich hab' auch so gar nichts an mir von einer Centaurenbesiegerin, wie ja wohl der große Sandro Botticelli seine Pallas darstellte."

„Oh —" wollte der Künstler lebhaft einwenden. Aber Merlenberg legte ihm die Hand auf die Schulter: „Ich denke, wir trinken in Ihrem gelobten Cavaletto noch einen Quinto Chianti —"

Man blieb noch ein Stündchen beisammen, in angeregtem Plaudern. Dann gingen Merlenbergs. Werner bestellte sich ein neues Quinto, und der Professor zündete sich eine Cavour an. Ein Weilchen saßen sie sich schweigend gegenüber. Dann brach der Bildhauer los: „Ist das aber mal ein entzückendes Frauchen! Solch' ein feiner, durchgeistigter Kopf voll Leben und Anmut! Donnerstag und Freitag, daß so etwas in Berlin wächst! Und da sitzt man in dem Riesennest und ahnt nichts davon, daß die goldene Medaille vielleicht alle Tage am Atelier vorübergeht! Muß nach Venedig reisen, um —"

Der Professor hatte einen mächtigen Ring vor sich hingeblasen und ihm nachgeschaut, bis er sich hoch oben an der Decke in ein feines graues Wölkchen auflöste. Jetzt unterbrach er den Künstler mit einem leichten Anflug gutmütiger Ironie: „Aber, Bester, es ist ja fast, als hätten Sie sich rettungslos in die Frau meines Kollegen verschossen . . ."

Der andere schüttelte seine Löwenmähne. „Bewahre, Professor! Kein Gedanke! Kein Gedanke! Mein Herz — mein Herz ist im Hochland — mein Herz ist nicht hier. Das hier ist rein künstlerisches Entzücken . . . ah! . . . sie muß mir sitzen — muß — muß — muß!"

„Wenn nun aber der Gatte nicht damit einverstanden ist? Solch junge Ehemänner, hab' ich mir sagen lassen, sind manchmal komisch."

„Der Doktor! Ih was denn?! Unser Moritz Merlenberg, den ich so gut kenne, der bei allen Künstlerfesten dabei sein muß?! Nee, lieber Professor — Merlenberg ist dazu ein viel zu guter Junge. Und dann, müssen Sie wissen: er soll ja ein großes Kirchenlicht in seinem Fache sein, aber er hat so seine Schwäche. Er ist nämlich 'n bissel eitel, aber 'n bissel stark eitel. Unser einer hat einen besonderen Blick dafür, wenn einer gern poseirt. Ich denke, früher war er nur auf sich selber eitel, jetzt wird er's auf sich und auf seine Frau sein. Und eitle Männer sehen es immer gern, wenn ein Künstler, der 'was kann, kommt und sagt: Hör mal — deine Frau ist so schön, ich muß sie verewigen —"

„So — so?!" machte der Professor. Es schien fast, als sei ihm das Urteil des Jüngeren über den Kollegen ein wenig peinlich. Er drückte an seiner Cigarre herum und begann auf das italienische Tabaksmonopol zu schelten, und dann erklärte er plötzlich, er müsse wohl auch nach Hause, denn er habe morgen ganz früh in der Bibliothek zu thun.

Hedwig und Moritz waren langsam über den Markusplatz geschlendert, der sich schon etwas zu leeren begann. Sie hatte die leisen Verstimmungen, die der Tag gebracht, längst vergessen; immer wieder wandte sie sich rückwärts, um noch einen Blick auf die Fassade der Basilika zu werfen; immer wieder verzögerte sie den Schritt, in ihrer naiven Empfänglichkeit für das fremde bunte Leben und Treiben, wenn einer der überlauten Zeitungsverkäufer, ein Maronenhändler, ein Bursche mit Eiswasser sich ihnen in den Weg stellte. Und dazwischen plauderte sie: Wie drollig der Bildhauer gewesen sei! Ob sie morgen erst nach der Accademia oder erst nach dem Palazzo ducale gehen wollten? Auf das berühmte Reiterstandbild des Colleoni, von dem Herr Werner gesprochen, freute sie sich ganz besonders. Eine Ansichtspostkarte an Mama müsse sie unbedingt heut abend im Hotel schreiben. Ob sie wohl morgen mittag wieder mit dem Professor zusammen speisen würden?

Es war ihr nicht sonderlich aufgefallen, daß Moritz immer einsilbiger antwortete. Bis sie jetzt deutlich fühlte, wie sein Arm nervös zuckte, als er sagte: „Mit Bargfeld? Ich denke, wir essen lieber nicht im Hotel."

Digitized by Google

Nun bemerkte sie plötzlich, daß es wohl schon eine ganze Weile still in Moritz' Seele gearbeitet haben mußte. Sie dachte, daß vielleicht irgend eine, nur äußerlich überbrückte Differenz zwischen beiden Männern von früher bestände, und fragte ganz harmlos: „Hast du etwas gegen Bargfeld, lieber Moritz? Dann — selbstverständlich —"

Da ließ er ihren Arm frei, blieb stehen und sagte mürrisch: „Gegen den Kollegen? O nein — durchaus nicht. Ich möchte nur nicht in die peinliche Lage kommen, daß meine Frau mich wieder vor dem großen Herrn bloßstellt."

„Ich?! Aber, Moritz — —" stieß sie erschrocken heraus. „Ich — wie könnte ich denn?"

„Hast du denn vergessen, liebe Hedwig ... die wohllöbliche Königin von Cypern, Caterina von Lusignan, geborene Cornaro, recte Corner."

Im ersten Augenblick begriff sie immer noch nicht. Dann lachte sie fröhlich auf: „Aber Schatz — ich hab' wirklich nicht ahnen können, daß du alles so tragisch nehmen würdest. Es ist doch wahrhaftig kein Unglück, daß dir nicht gleich einfiel, ob die ausgezeichnete Dame hier oder auf der Terra ferma gelebt hat, nachdem man ihr ihr schönes Königreich genommen hatte. Du bist doch kein Konversationslexikon."

Er setzte sich langsam wieder in Bewegung, indem er sagte, immer noch im Ton von vorhin: „Es gibt auch kleine Dinge, deren Kenntnis man von einem gebildeten Manne voraussetzen muß. Ich lasse mich nicht gern belehren. Ich weiß auch nur zu gut, aus Erfahrung, wie leicht dann weiter erzählt wird: Denken Sie sich mal, treffe ich da zufällig in Venedig mit dem Doktor Merlenberg zusammen; wir kommen auf ein paar Details aus der venetianischen Geschichte — einfach tabula rasa ..."

„Das —" Sie hatte sagen wollen: ‚Das glaube ich von dem Professor nimmermehr!' Aber sie unterdrückte den Satz und ergänzte: „Das wäre ja furchtbar kleinlich."

„Du kennst die Welt nicht. Sie ist voll von kleinlichen Seelen."

Wieder hatte sie eine hastige Entgegnung auf den Lippen, doch sie unterdrückte sie diesmal ganz. Ein schmerzlich bitteres Gefühl stieg in ihr auf mit der Frage: auf welcher Seite hier die Kleinlichkeit läge! Wie konnte er — er nur an dieser Armseligkeit Anstoß nehmen?!

Schweigend schritten sie nebeneinander her.

Dann erinnerte sie sich plötzlich, daß Moritz sich oft scherzend seines ausgezeichneten Gedächtnisses gerühmt, daß wohl auch Dora fast spöttisch davon gesprochen habe, der Bruder hätte hunderttausend und noch einige Fältchen in der Hirnrinde. Nun erklärte sie sich: er ist eben, und mit Recht, ein wenig stolz auf all den Gedächtniskram. Darum hat es ihn gekränkt, daß das Fältchen 77398 mal plötzlich versagte. Es war auch dumm von mir, daß ich heut noch einmal auf die schöne Caterina zurückkam. Ich hätte ebenso gut im Konversationslexikon nachschlagen können — solch Ding steht ja im Lesezimmer —

Etwas scheu sah sie zu ihm empor, und es kam ihr vor, als blicke er ganz traurig drein. Da hing sie sich schnell in seinen Arm, schaute sich um, ob die Straße auch auf Schlänge menschenleer, zupfte ihn am Bart, lächelte ihn zärtlich an und flüsterte: „Laß doch den dummen Professor! Was gehen uns beide überhaupt alle Professoren der Welt an! Ich hab's doch nicht böse gemeint — und nun mußt du wieder gut sein! Gleich! Lächeln sollt du, oder ich zause dich, daß du die Polizei gegen deine Frau zu Hilfe rufst. Einen echt venetianischen Sbirren — höchst romantisch! So ... so ... das ist schon besser! Nein, solch ein Mann, seiner Frau acht Tage nach der Hochzeit eine Scene zu machen! Gleich machst du mir dein freundlichstes Gesicht — —"

Und er sah ihr in die großen strahlenden Augen, die so feucht schimmerten in froher Zärtlichkeit — und er lächelte.

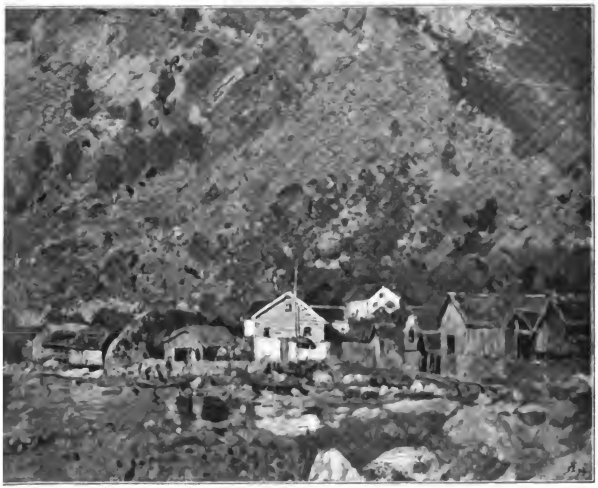
Sie huschten durch die Hotelthür, am Portier vorüber, der ihnen vergebens ein Päckchen Zeitungen und Briefe einzuhändigen versuchte, so schnell waren sie die Treppe hinauf, bis zu dem ersten Absatz. Da blieb Moritz plötzlich stehen, zog sie an sich und küßte sie. Und dann sagte er, mit vor innerer Erregung bebender Stimme: „Was ich doch für ein kluges Frauchen habe! Recht hast du: alle Professoren der Welt gehen uns nichts an — gar nichts! Glücklich wollen wir sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Norwegisches Dorf. Na

Digitized by Google



m Gemälde von Adolf Schweiher.

Digitized by Google

Abb. 1. Blick auf Prades und den Canigou.

Französisch Catalonien und seine Bewohner.

Von

J. T. von Eckardt.

Mit siebzehn Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen von **Curt Agthe.**

(Abdruck verboten.)

In dem Maße als eine bis aufs äußerste gesteigerte Centralisation alle lebendigen Kräfte des französischen Volksorganismus nach dem großen, unruhig schlagenden Herzen, Paris, strömen läßt, um sie erst durch seinen Pulsschlag wieder in die einzelnen Glieder zu treiben, verschwinden allenthalben in der Provinz die letzten Erinnerungen an einstiges politisches Eigenleben und mit ihnen die Reste provinzialer Volkstümlichkeit. In weitem Umkreise hat die centrale Millionenstadt ihr Assimilationswerk gethan, Sprachen, Sitten, Gebräuche, alle Ergebnisse jahrhundertelanger historischer Entwickelung aufgesogen. Ihr hat die Provinz, nach dem Worte Taines, „wie einem Moloch“ ihr Bestes dargebracht.

Nur im äußersten Nordwesten, in den öden, unfruchtbaren Ginsterheiden der Bretagne, und im äußersten Süden, an den lichtreichen Gestaden des Mittelmeeres, ist der Prozeß zum Stillstand gekommen. Dort durch Stürme und Nebel, die die armen Bewohner der ärmsten französischen Provinz vor dem großen Reiche verteidigen — hier durch die Südsonne, die sich ein eignes, widerstandsfähiges Geschlecht erzeugt hat. Klimatische Bedingungen haben dort und hier erfolgreich, zwar keinen politischen, doch einen socialen Partikularismus begünstigt, dessen Herr zu werden es für die Hauptstadt noch mancher Jahresläufte bedürfen wird.

Als die abgelegenste aller französischen Grenzmarken bietet die Grafschaft Roussillon, das von den Gebirgszügen der Albères und Corbières eingeschlossene Dreieck der „östlichen Pyrenäen,“ die seltensten Züge provinzialer Eigenart. Sind doch überdies erst wenig mehr als zweihundert Jahre verflossen, seit Roussillon und Cerdagne von

Digitized by Google

spanischer in französische Oberhoheit übergingen und die Kette der alberischen Pyrenäen zwischen den Cataloniern von hüben und drüben eine Scheidewand bilden mußte. Das catalonische Idiom hat im Roussillon an Gebirge und Meer natürliche Grenzen nach Norden und Süden gefunden. Wie es sich, aller Einflüsse von außerhalb zum Trotz, als eigne Sprache erhalten hat, so ist auch dem französischen Catalonier, seiner patriotischen Angliederung an Frankreich ungeachtet, sein südlich-individualistisches Stammeswesen bewahrt geblieben.

Den Weg ins Roussillon sind bisher noch so wenige Natur- und Kunstfreunde gegangen, daß mit Recht dieser Teil der Pyrenäen zu den, für größere Kreise, unentdeckten Gebirgen zählt. Man kann diesen Weg von der Provence aus nehmen. Es sei denn, daß man es vorzöge, Paris zu seinem Ausgangspunkte zu wählen, um so die Gegensätze von Nord und Süd, Residenz und Provinzialentum, noch lebhafter auf sich wirken zu lassen. Am besten wählt man zur Reise einen jener Apriltage, mit kaum erschlossenem und beinahe schon welkem Frühlingsgrün, wie sie das Pariser Frühjahr zeitigt. Hat der Reisende nach einer Nachtfahrt die Sonne über den kahlen Sevennen aufgehen sehen, so kann er in Toulouse alsbald mit den großen blaßblauen Veilchensträußchen am Bahnhofe und mit dem blühenden Flieder an den Wegen einen kräftigeren Frühling begrüßen. Hier schlagen schon die heitern Stimmen der lebhaft gestikulierenden, geschwätzigen, müssiggängerischen Pseudoitaliener oder Gasconen an sein Ohr. Südliche Hoheit und südlichen Ernst zeigen Mensch und Natur erst über Toulouse hinaus, wo Maisfelder und Wein den Boden bedecken, altersgraue Städte an grauem Fels lehnen und die Aloe an bronzefarbener, sonnengedörrter Straße wächst. Weite Flächen, ohne Baum noch Strauch, von Kanälen durchzogen, breiten sich vor dem Auge aus, nackte kahle Hügel begrenzen den Horizont zur Linken, bis endlich zur Rechten die Pyrenäen erscheinen und gegen Süden das Mittelmeer als blaues Band die Landschaft einfaßt. Der feine, in alle Poren eindringende Staub, den ein heftiger Nordwestwind über die Ebene jagt, ist das Wahrzeichen, daß wir den Pyrenäen und der Tramontane nahe sind. Da erheben sich auch schon die Türme von Narbonne, wo einst die Saracenen ihr Hauptquartier hielten. Nun zweigt der Weg nach Süden ab.

Der erste Eindruck des Roussillon ist der einer tief melancholischen Öde, so sonnenverbrannt und starr nehmen sich die Corbieren zur Rechten aus, so trostlos die weiten Salzlagunen, die ein schmales weißes Felsgerippe von dem grünlich schillernden Mittelmeer scheidet. Erst bei dem Städtchen Salses, zur Römerzeit seiner Salzquellen halber berühmt, das am äußersten Ende eines Sees gelegen, von malerischer Burg gekrönt ist, beginnt eine neue Welt. Salses, Fons Salsulae, war eine Station der domitianischen Straße, die von Gallien nach Spanien führte. Und mit dem Entzücken des kulturfreundlichen Lateiners begrüßen auch wir die beginnende fruchtbare Landschaft, die wilden Granaten, das frische Weinlaub, die mildere Luft, die Bläue des ungetrübten Himmels. Ein reiches Gartenland ist die Gegend von Salses bis Perpignan, dessen Erzeugnisse an Obst und Gemüsen, wie seine Trauben, Pfirsiche, Melonen, Granaten, Artischocken, Karden, Tomaten und Spargel den französischen Erzeugnissen meist um Wochen voraus sind. Und um so unvermittelter und überraschender wird es dem Auge erscheinen, wenn plötzlich aus diesem frischgrünen Vordergrund die Umrisse eines gigantischen Schneebergs sich gegen Westen abheben.

Abb. 2. Catalonische Landleute, zu Markt ziehend.

Digitized by Google

Der Canigou ist einer jener Berge, die, weil sie direkt aus der Ebene aufsteigen, den Eindruck bedeutender Höhe machen (Abb. 1). Er gehört den östlichen Pyrenäen an, die bis zu 2900 Meter ansteigen, erreicht aber selbst nur eine Höhe von 2785 Meter. Die Schönheit seiner Formen, die Mannigfaltigkeit der ihm entsprießenden Flora hat ihn dem Ätna vergleichen lassen. Unter seinem Zeichen steht das Ländchen Roussillon. Er ist die Montagne regalade, „der herzerfreuende Berg", den die catalonischen Lieder besingen, den allenthalben das Auge zuerst sucht, der mit seinem Schnee und seinen Orangen und Palmen den klimatischen Reichtum der Landschaft verkörpert.

Perpignan nimmt sich von weitem mit seiner Citadelle und seinen doppelten Wällen recht mittelalterlich gegürtet aus. Sein lärmendes Straßentreiben kündet die Nähe Spaniens an. Die Straßen sind schmal, von jenem echt südlich bläulichen Schatten erfüllt, den das Zusammenwirken von blendendem Gestein und tiefblauem Himmel erzeugt. An jeder Ladenthür hängen Netze oder buntgestreifte Gardinen aus Müllertuch, gegen das zudringliche Fliegenvolk. Eine lebhafte, thätige Menge bewegt sich durch die Gassen, füllt die zahlreichen Kaffeehäuser. Gefährte aller Art, darunter hochgetürmte Diligencen mit halb bäuerlich, halb herrschaftlich gekleideten Insassen rasseln über das Pflaster. Von den Hausmauern leuchten in schreienden Farben gedruckte Affichen, die zu einer Corrida laden, welche die berühmten catalonischen Toreadore Lajartijo und Guerrito morgen in der Arena ausfechten sollen. Durch die Gassen bläst eine gelinde Tramontane, — wie unser Kutscher meint —, die dem Reisenden eher als ein gelinder Samum erscheint und rings weiße Staubwolken aufwirbelt. Alles stellt sich als Ergebnis des Klimas dar, alles deutet auf den friedlichen Kampf des Menschen gegen die Sonne. Die Männer sind kurz und gedrungen, bräunlich mit regelmäßigen Zügen. Sie tragen gern die flache Mütze, die kein Sturm bedroht und rohlederne Stiefel, auf denen der Staub keine Zeichen malt (Abb. 2). Die Frauen des Volks haben etwas Ehrwürdiges, Bilderhaftes, wie mittelalterliche Klosterfrauen. Bei städtischer Kleidung verbergen sie ihr glänzend schwarzes Haar unter der catalonischen Haube aus flandrischen Spitzen (Abb. 3). Diese Haube wird heute auch zuweilen gegen das spanische Spitzentuch vertauscht. Sie ist jedoch den Gesichtszügen der Trägerinnen weit angemessener als jenes. Ihr Kopf ist schön gestickt oder aus kostbaren echten Spitzen zusammengesetzt. Vorn, über dem oft schräg gezogenen Lockenscheitel, liegt ein Stück glatte Spitze, das an den Ohren zierlich hinaufgebogen ist. Zu der, von den älteren Bürgerfrauen meist getragenen, Trauerkleidung

Abb. 4. Catalonische Bürgerfrau.

Abb. 3. Bürgermädchen aus Perpignan.

Digitized by Google

nimmt sie sich besonders gut aus (Abb. 4). Und solch eine Gestalt im schleppenden schwarzen Wollkleide, den eckigen Wollshawl über die Schultern, gibt es an Würde keiner Bürgermeisterin aus einem Holbeinschen Bilde nach. Zum Schmuck wählen die jungen Mädchen gern rubinrote Granaten oder in Rot und Gelb spielende Rubinbalasse. In der Rue de l'Argenterie, wo, wie in einer orientalischen Kaufgasse, Laden an Laden Juweliere wohnen, liegen wahre Prachtstücke von Geschmeiden in rotem Stein ausgebreitet.

Man steigt in Perpignan im altbegründeten „Gasthaus zur Loge" ab (Abb. 5). An einem freien Platze gelegen, hat es zum Gegenüber die „Loge," das in blühend gotischem Stil erbaute Handelsgerichtsgebäude der Stadt. Die „Loge de Mer" der perpignanesischen Seekonsuln ist ein Denkmal der aragonischen Herrschaft im Roussillon. Das getakelte mittelalterliche Segelschiff seiner Wetterfahne deutet auf die Bestimmung des Hauses, das dem Seehandel der Stadt samt der Gerechtsame bürgerlicher Privilegien von König Johann von Aragon um 1397 gestiftet wurde. Allenthalben in Castilien und Aragon haben sich solche „Lonja" erhalten. Die Architektur der perpignaneser Loge verleugnet die spanisch-arabischen Reminiscenzen nicht, die ihrem Erbauer vorgeschwebt haben mögen. Die Zeiten der aragonischen Herrscher, die zu zwei verschiedenen Epochen ihr Scepter im Roussillon führten, sind in der Geschichte des Landes die Zeiten des höchsten Wohlstandes gewesen. Ende des XII. Jahrhunderts war es zum ersten Male durch Erbschaft an Aragon gekommen, was dem oftmalen an Geldnot leidenden König Alfonso nicht unlieb gewesen sein mag. Zum wenigsten, wenn wir dem „sirventés" des Troubadour Betran de Born Glauben schenken, der dem König kein anderes Lebensziel unterlegt, als sich im Roussillon den Freuden der Tafel und des Weins hinzugeben.

„Qu'el non a sonh mas que s'engrais
E beva per Rossilhonès."

Die Verse wollen auch uns nicht aus dem Sinne beim Anblick aller der guten Dinge, die im Gasthaus der Loge aufgetragen werden. Es fehlt unter ihnen nichts, was Meer, Gebirge, Ebene, Fluß oder Bach an Leckerbissen zur Tafel liefern. Sogar Artischocken und Erdbeeren hat der April im Roussillon gezeitigt. Und dazu werden Weine geboten, die im Glase wie Rubin und Topase perlen. Von den catalonischen Weinen kommt wenig unverarbeitet in den Handel. Ihre Schwere würde dem nordischen Käufer ungewohnt erscheinen. Sie werden vielmehr

Abb. 5. Gasthaus zur Loge in Perpignan.

Digitized by Google

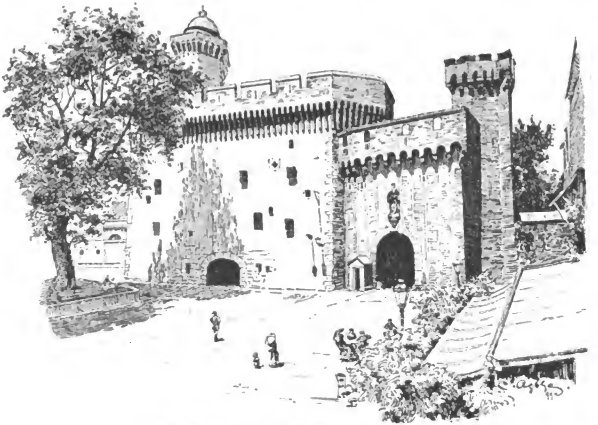


Abb. 6. Ostfassade der Citadelle zu Perpignan.

zu Millionen von Hektolitern nach Bordeaux und Burgund verhandelt, um schwächerem Gewächs die nötige Farbe und Stärke zu verleihen. Die besten unter ihnen erzielen bis 14 und 16° Alkohol. Die ländlichen Weinbergsbesitzer stellen für ihren eignen Verbrauch manche edle Sorte her, unter denen der catalonische Rancio obenan steht. Er gibt an Blume und Farbe dem feinsten Madeira nichts nach, wie Macabeu und Blanquette sich mit den süßesten Gewächsen von Ungarn messen können. Der ganze Reichtum Perpignans und der umgebenden Ebene, sowie des nördlicheren Aglythales, beruht auf dem Weinbau. Und da kann es auch nicht wunder nehmen, wenn in dem prächtig ausgestatteten Speisesaal des Gasthofs zahlreiche behäbige Weinbauern das Diner einnehmen. Denn als solche verraten sich die Gäste durch ihre ländliche Kleidung und ihre gebräunten Hände, mit denen sie nichtsdestoweniger in besten Formen Messer und Gabel zu handhaben wissen. Der Südländer verkörpert eben gewissermaßen das Ideal der Demokratie, als der natürlichen Wohl- und Gleichgeborenheit aller Erdenkinder. So hat das Roussillon schon an dem ersten Freiheitssturmel seinen Teil gehabt und sendet auch heute der radikal-socialistischen Partei der Kammer überzeugte Volksvertreter. Von dem Balkon der Loge pflegen die neuerwählten Tribunen dem Volke ihre Gleichheitsbestrebungen klar zu legen. Der südlichen Einbildungsfähigkeit mag es zuzuschreiben sein, daß bisher den wohlhäbigen catalonischen Aposteln des socialistischen Evangeliums noch nie die Erkenntnis aufging, daß ihre eigne naive Besitzeslust zu den gepredigten Theorien wie die Faust aufs Auge paßt. Den von der eignen Redekunst hingerissenen Meridionalen hemmt eben kein Zaum und keine Logik, und Worträuschen erliegt er mit genau derselben Widerstandslosigkeit wie der Nordländer dem Alkoholgenuß.

Neben der Lonja mit ihren Erinnerungen an die ersten städtischen Freiheiten der Perpignanesen bewahrt die Stadt Perpignan ein ebenso monumentales Denkzeichen an die Zeiten der feudalen Ritterherrlichkeit. Es ist die Citadelle, die mauerumschlossene Zwingburg der Stadt (Abb. 6), die der König Don Jaume von Majorca um 1270 aufführen ließ, als er von seinem Vater Jakob von Aragon mit der Krone von Majorca und Roussillon gekrönt wurde. An dem von ein paar Riesenkaryatiden getragenen Thor halten französische Soldaten Wache unter einer in

Digitized by Google

den Stein gemeißelten Inschrift mit dem Namen des düstern Philipp II. (Abb. 7). Das Thor hat manchen Besuch gesehen, ehe die Soldaten Ludwigs XIII. es stürmten. Durch seinen Bogen zog zu dem kunstliebenden Re Jaume der berühmte Scholastiker Ramon Lull ein, um als Gast im Zwinger zu wohnen. Oben in den Turmgemächern arbeitete er an seinem Werk „von der Sünde Adams“. Die Aussicht von dem Turme gehört zu den schönsten, die Meer, Gebirge und Thal dem Menschenblick bieten können. Dem in seine Pergamente vertieften Scholastiker haben dialektische Hallucinationen, Tüftelei und Spitzfindigkeiten die schöne Wirklichkeit verleiden, das Versenken in die Erbsünden des Menschengeschlechts den Blick für die Schönheit der Gottesnatur blenden müssen. Seines Bleibens ist nicht bei dem königlichen Gönner gewesen. Er ist weiter auf die Wanderschaft gegangen, um seine Feindschaft gegen die Saracenen mit dem Märtyrertode zu büßen. In dem episodenreichen Roman „Llaquerua“ hat er der catalonischen Sprache ein litterarisches Denkmal gesetzt. Neben ihm ist auch Ramon Muntaner, der catalonische Chronist, zu nennen als Besucher der Festung von Perpignan. Das bunteste Leben mag dort aber geherrscht haben, als Pierre de Luna als (niemals allgemein anerkannter) Papst Benedikt XIII. zur Zeit des großen Schisma um 1415

Abb. 7. Thor der Citadelle zu Perpignan.

dort ein Konzil seiner Anhänger abhielt, das auch den Kaiser Sigismund hingeführt. Dem Kaiser hat die große Reise über Paris damals verlorene Liebesmüh gemacht, und Pierre de Luna ist im Exil gestorben.

Die Kirchen von Perpignan (Abb. 8) mit ihren eckigen Türmen sind auf romanischen Grundfesten erbaut und vielfach umgebaut worden, so daß sie nur Spuren des ursprünglichen Stils bewahren. Von wirklichem Kunstinteresse enthalten beide eine Reihe catalonischer Altarwände in Holz geschnitzt, mit Farbe und Vergoldung reich ausgestattet. In ihrem krausen Schnitzwerk ergeht sich eine ungefesselte Phantasie, die hier und da, in Scenen aus dem Leben Christi, Ergreifendes leistet, in Ranken- und Säulenwerk barock wird, überall in dem Reichtum an Erfindung unübertrefflich bleibt. Diese Altarblätter sind wirkliche Blätter catalonischer Kunst. In Kirche und Kirchlein des Roussillon fehlen sie nirgends. Es sei denn, daß, wie in der Kirche zu Estagel, ein allzu eifriger Pfarrer sie als Brennholz verkaufte und sauberes Gipswerk an die Stelle setzte.

Bei catalonischer Kunst müssen wir des großen Hyacinthe Rigaud gedenken, der als Hofmaler Ludwigs XV. eines Weltruhms genoß (Abb. 10). Er ist der Stolz seiner catalonischen Landesbrüder. Sie haben ihm auf einem der Hauptplätze eine Statue errichtet, unweit der des, aus dem Aglythale gebürtigen, Astronomen Arago. Nach der Art der ganz großen Maler ist Rigaud der Sprößling eines über hundert Jahre blühenden Malergeschlechtes. In der Weiterentwickelung lokal-catalonischer Kunst wäre er vielleicht ein Murillo geworden. Die Hauptstadt hat das aus Provinzialcharakter hervorgegangene bedeutende Können Rigauds auf ihre Art ausgebildet und einen glänzenden Rokokoporträtisten geformt. Das Roussillon hat an ihm einen Künstler verloren.

Durch den Thorweg des in rötlichem Backstein erbauten Schlosses Don Sanchos von Majorca, des „Castillet“ oder Schlößchens der Stadt, führt der Weg auf die Promenade.

Es gibt kaum eine Stadt oder ein Dorf des Mittelmeergestades, die nicht ihre Platanenallee hätten. Die Platanen Perpignans (Abb. 9) gehören ohne Zweifel zu den schönsten und stolzesten ihrer Art, so schlank ist ihr

Digitized by Google

Wuchs, so elegant verschränkt sich ihr Geäst zum Spitzbogengewölbe. Unter ihnen ergeht sich die schöne Welt der Stadt und feiert ihren Karneval in Blumenfesten und Faschingskorsen. Dabei geht es nicht minder lärmend und heiter zu als in Rom oder Nizza. Der Perpignanese lebt in vollster übersprudelnder Leidenschaft und Lebenslust. Er ist unmäßig in der Arbeit und im Vergnügen, hart und spröde im politischen Leben, lärmend und kindlich heiter in der Freude. Zur guten alten Zeit der Kleiderordnung mag die Menschenkenntnis den Re Sancho zu der Verordnung bestimmt haben, wonach die Perpignanesin nur ihren Gatten in Trauergewändern zu beleidtragen hatte, der Gatte indes um die Dahingeschiedene keinerlei äußere Zeichen des Schmerzes anlegen durfte. Leben, Genießen, sich der Sonne freuen ist dieses heiteren Völkchens Devise, und der Lokalcharakter der Perpignanesen weicht darin von dem der Land- und Bergbewohner der Grafschaft ab. Die jungen Leute der guten Gesellschaft verschmähen nicht, eine catalonische Barettine auf dem Kopfe, die rote „einta“ über das bauschige Hemd gegürtet, Halbmasken vor dem Gesicht, mit Mandolinen, Guitarren und Tambourins als Estudiantina durch die Straßen zu ziehen (Abb. 11). Ihre Habaneras und Boleros haben reichen Erfolg, und seit einigen Jahren hat sich dies ursprünglich aus zwanglosem Scherz hervorgegangene Orchester schon in Barcelona und in der Provence hören lassen. Wenn „Toros“ angekündigt sind, kann man auch spanischen Guitarristen auf den Gassen von Perpignan begegnen. Sie tragen Faltenmäntel und eckige Hütchen, mit dem obligaten Löffel daran, sind, wie Haremsmusikanten aus der Maurenzeit, blind, einäugig, schielend und blatternarbig. Dafür wissen sie mit hinreißendem Brio Sequidillas vorzutragen und so weltvergessen in die Saiten zu schlagen, wie nur unbewußte Volkskünstler. So ein Bild, von der Sonne beschienen, die getigerten Platanenstämme als Hintergrund, ist eines Niederländers würdig.

Die Corrida (Stiergefecht) ist des Perpignanesen Leibgenuß (Abb. 12 u. 13). Sie hat sich auch hier von einem zuerst unblutigen zu einem grausamen Schauspiel gestaltet. Lajartijo hat Frauengunst, Blumensträuße, den ganzen Wonnetaumel eines blutrunkenen Publikums mit dem Leben bezahlt. Die Corrida ist eben nicht Tändelei, sondern bitterer Ernst. Jeder Verstoß des Toreadors wird von den kritischen Zuschauern streng geahndet. Stöcke und Schirme regnen in die Arena, und oftmalen endet das Vergnügen mit einem großen, an Stühlen und Bänken begangenen Autodafé. Zur Corrida kommen die jungen Landleute stundenweit hergefahren, um so recht im Gebotenen zu schwelgen. Bisher hat noch kein Regierungseinschreiten das Töten der Stiere und Pferde verhindern können. Zum Schluß der Vorstellung gibt es zuweilen Nationaltänze in der Arena zu sehen, die von Männern getanzt werden. Im Hochgebirge hat sich der „Contrepas“ noch im Volke erhalten, den des Sonntags auf dem Dorfplatze die „Minins“ oder jungen Leute tanzen, um zum Schluß ihre Tänzerin mit geschickter Volte auf die flache Hand zu heben. Diese „Llarchs“ und „Contrepas“ werden mit Nationalgesängen begleitet, in denen Studenten von Salamanca, Maurenkönige und Ritterföhne die Rolle von Entführern übernehmen zu schönen „Donzelles“, Mönche mit dem Sterbeglöckchen die betrübten Eltern zu Grabe läuten, „flor de lliri, clavell y violeta“ auf den Gräbern blühen. Tänze und Lieder haben in den cerdaner Törfern, hoch oben in den Pyrenäen, ein unverfälscht volkstümlicheres Gepräge bewahrt, als im Sande der städtischen Arena.

Abb. 8. Kirche Saint-Jacques zu Perpignan.

Wen die „Toros“ nicht locken, der unternehme eine Fahrt nach Elne, der dreitau-

Digitized by Google

sendjährigen. Sie ist heute ein bescheidenes Provinzialstädtchen, das südlich von Perpignan auf einem Plateau liegt, nach der Ebene und dem Meere gewendet und von altertümlichen Ringmauern eingefaßt. Keiner würde ihr die vergangene Größe ansehen, niemand eine Geschichte zweier Glanzepochen verrunten, von denen die erste schon zu Zeiten des älteren Plinius eine Sage war, die zweite fünfhundert Jahre römischer Occupation umspannt. Phönicier sollen Elne, Illiberis, gegründet haben. Plutarch meldet, daß Hannibal die Stadt beim Durchzug schonte. Er soll damals gar den sonderbaren Vertrag geschlossen haben, wonach in allen Klagesachen der Karthager gegen die Illiberier den Frauen der letzteren das Richteramt zugesprochen war. Später hat Elne unter den Römern geblüht und vom Kaiser Constantin den Namen Castrum Helenae erhalten zum Andenken an seine Mutter Helena. Aus christlich-römischer Zeit stammt die Kathedrale des Städtchens, das Bischofssitz geworden. Es ist eine Basilika reinsten romanischen Stils mit drei Apsiden und Türmen auf zinnengekrönter Fassade. Ein nägelbeschlagenes, gotisches Thor verbindet sie mit dem Kreuzgang. Dieser Kreuzgang ist eines der prächtigsten, seltensten historischen Monumente Südfrankreichs (Abb. 14). Mit der Fülle seiner hier roh gemeißelten, dort vollkommen ausgeführten Skulpturen an Säulenschäften und Kapitälen führt es in eine Welt von mystischer Inbrunst, von naiver tief empfundener Gottesverehrung, wie sie nur das frühe Mittelalter in der Menschenseele gezeitigt hat. Im älteren, romanischen Teil wechseln Kriegsscenen mit mannigfacher Ornamentik an Vögeln, Pfauen, Sirenen, Fischen und Ungeheuern. Hier ist die Schöpfung bildlich dargestellt, dort krönen geflügelte Löwen unter Perlornamenten die Pfeiler. In den gotischen Teilen sind Geburt, Leben und Sterben Christi auf den Säulenkapitälen eingegraben. In diesen unvergleichlichen Wandelgang blickt der ungetrübte Südhimmel. Von der Höhe des Kirchturms umspannt das Auge einen weiten Horizont, den östlich das grünschimmernde Meer, nördlich und südlich die bläulich goldigen Bergketten einfassen, den im Rücken der „herzerfreuende Berg“ Canigou verschließt, in der klassischen Schärfe seiner Formen ein Sinnbild der innigen Verquickung von südlicher Natur und südlicher Kunst bietend.

Abb. 9. Unter den Platanen von Perpignan.

Von Elne kann man westwärts das Thal des Gebirgsflusses Tech hinauffahren und einen Besuch der Alberen unternehmen. In ihren Thälern und Schluchten, die noch vor vierzig Jahren die berüchtigten Räuberbanden der Trabucayres unsicher machten, sind heute zierliche Badeorte emporgewachsen. Die Römerthermen von Amélie les Bains und Prats de Mollo werden von Franzosen und Spaniern viel besucht (Abb. 15). Die Schluchten des Tech und Mondony sind reich an malerischen Gebirgslandschaften. Und in den Dörfern und Städtchen am Wege und abseits von der Eisenbahnstraße gibt es für den Kunstfreund mannigfache Anregung zu finden. In Ceret wölbt sich eine kühn geschwungene antike Brücke über den Tech — weiterhin, in Arles, an demselben Flüßchen ist neben der romanischen Kirche ein Kreuzgang erhalten, der in seiner vornehmen Schmucklosigkeit dem überreichen Cloître von Elne doch nicht an Schönheit nachsteht.

Den hohen Genuß ganz unberührter Hochalpennatur gibt aber einzig die Cerdagne. Mit diesem Namen werden von alters her das Bergmassiv und die von ihm eingeschlossenen Hochthäler benannt, welche die äußerste Westspitze des Departements bilden. Die Cerdagne liegt fern von jeder Eisenbahn und ist während eines großen Teiles des Jahres überhaupt nur schwer zugänglich. Kaum einige wenige Alpinisten des Roussillon oder der anliegenden spanischen Gebiete führt ihr Weg im Sommer

Digitized by Google

Abb. 10. Hyacinthe Rigaud.

in jene Höhen, von wo aus ſie über die Päſſe von Puigmorens nach dem Val d'Andorre oder nach dem Departement der Ariège abſteigen.

Von Perpignan aus kann der Reiſende die Eiſenbahn benutzen, die bis zu dem Städtchen Villefranche de Conſlent den Bergfluß Tet hinaufführt, an dem Perpignan ſelbſt gelegen iſt. Die Tet hat neben der Stadt ein breites Bett voll Geröll mit ihren klaren Bergfluten ausgehöhlt. Im Sommer enthält es nur ſchmale Rinnſale und Tümpel, in denen die Jugend ihre Spiele treibt. Während der Frühlingsmonate wälzt der Gebirgsſtrom brauſende gelbe Fluten unter den zart-weiß blühenden Tamariskenbüſchen durch, die ſich über ſeine Ufer bengen. Das Thal der Tet ſtromaufwärts bis nach Prades iſt von lieblicher ſüdlicher Fruchtbarkeit. Durch ein wohl ausgeführtes Bewäſſerungsſyſtem iſt der Reichtum des Bodens doppelter Ernte fähig. Inmitten desſelben liegt das reizende Ille, dem Merimée in ſeiner Novelle von der Venus von Ille ein Denkmal geſetzt hat. Wo das Thal ſich allmählich zu einer einzigen lachenden Flur verengt, die zur Rechten und Linken von immergrünen Bergabhängen eingeſchloſſen iſt, mache man Halt. Hier ſtreckt ſich am Fuße des Canigon das Städtchen Prades aus

Digitized by Google

(Abb. 1). Während den Gipfel des Berges bis hoch in den Sommer Schnee krönt, blühen in den Gärten von Prades Orangen, Agaven, Lorbeer, Oleander, Granaten und Kastanien. Ihr Duft hüllt es in eine Atmosphäre paradiesischer Süßigkeit. Die Heiterkeit des Himmels, der Frieden des weltfernen Thals geben dem Städtchen einen eignen Zauber. Man muß an einem Juniabend durch seine Gassen wandern; wenn noch letzte Sonnenhelle auf dem Berge liegt, wenn spanische Gaukler in bunter Tracht die Gebirgsstraße hinauf, entlang der nun wild über Steine schießenden Tet, nach Bourgmadame, dem französischen Grenzstädtchen, fährt. Das von schellentragenden Gäulen gezogene Gefährt hat recht heterogen zusammengewürfelte Insassen. Offiziere mit schwarzem Tressendolman, andorranische Priester, Mädchen mit bunten Kopftüchern und Espadrinyas oder Sandalenschuhen an den Füßen, behäbige catalonische Bürgerfrauen, besetzen die unbequemen Bänke. Die Straße schlängelt und wendet sich zwischen zuerst üppigen,

Abb. 11. Estudiantina von Perpignan.

auf den schon still gewordenen Straßen ihre Künste üben, unter einem Fenster mit blühenden Nelkenstöcken ein paar junge Burschen mit der Guitarre ein Ständchen bringen:

Montanyas regalades
Son las del Canigo
Que tot l'istiu floreyen
Primavera y tardor
Dau me l'amor minyona
Dau me la vostre amor . . . .

Noch ein wenig höher als Prades liegt Villefranche, von wo die schwerbeladene Diligence mit Feldern und Nußbäumen bedeckten Bergabhängen hin, bei malerischen Dörfern vorüber. Je höher man steigt, um so kahler und düsterer wird die Natur rings umher. Kaskaden stürzen von den Felswänden, die von alten Rittertürmen überragt sind. Die Dörfer, mit ihren schießschartenartigen Fenstern werden immer mehr dem grauen Gestein des Berges gleich. Die Kühle macht sich fühlbar. Manchmal treten die Felswände so eng zusammen, daß nur Fluß und Weg sie voneinander scheiden. Bei den schwärz-

Digitized by Google

Abb. 12. Stierkämpfer.

lichen Hütten von Thues fällt der Blick in die finstere Schlucht der Caranza (Abb. 16), die an die Schlandrer mann in Tirol mahnt. 1600 m hoch liegt die Festung Mont Louis, die der Wagen mit keuchenden Pferden erreicht. Hier hebt der 2750 m hohe Cambres d'Aie sein Haupt über ein im Frühling mit Narcissen und Hyacinthen überfäetes Hochthal. Weiterhin, am Passe von Rigat, ist alles Öde und Einsamkeit. Doch ist er überschritten, enthüllt sich vor dem entzückten Auge das Schauspiel eines zweiten Hochthales. Es ist die Ebene der Cerdagne, welche der nach Spanien eilende Ségre bewässert. Der 2900 m hohe Puigmal, die Berge von Andorra, geben ihm eine natürliche Mauer nach Süden.

In den Dörfern der Cerdagne lebt das Volk der arbeitsamen, schweigsamen Cerdanen. Wenn Schnee das Land bedeckt, steigen sie in die spanischen oder provençalischen Städte hinab, um sich zur Arbeit zu verdingen. Darin ihren Wanderhirten gleich, die zur kalten Jahreszeit ihre 1800 Meter hohen Steppentristen verlassen, um zu Thale zu ziehen, bis der erste Ruf des „petit rey della barsa" (Zaunkönig) sie wieder in die Höhe lockt. Während dort oben ihre Tiere unter Wachholder und Gentianen weiden, bezaubern sie die langen, einsamen Stunden mit den Tönen des Flageoletts, jagen Gemsen und spüren dem Wolfe nach. Das Idyll ihres rauhen Schäferlebens lebt als „Relacio della vida del pastor" im Munde des Volkes. Es ist ein Lob des Schäferlebens, das mit dem Arkadiens zwar nur den Namen gemein hat. Unter allen Gebirgen Europas haben allein die Pyrenäen zwischen ihren letzten Alpenrosen und ihrem ewigen Schnee solche weite unberührte Wüsteneien, wie die, welche den cerdaner Schäfern zum Weideplatz dienen. Ketten fischreicher Gletscherseen ziehen sich durch die mit ärmlichem Rasen bestandenen Triften und bieten einem Geschlecht ebenso hartgewohnter Fischer reiche Ausbeute.

Die Dörfer der Cerdagne besitzen Kirchen und Kapellen von hohem Alter. An vielen einsamen Stellen erheben sich Einsiedeleien, zu welchen in Scharen die gläubigen Cerdanen wallfahrten. Catalonische „goigs" oder Kirchengesänge ertönen dann unter freiem Himmel, und an den Felsstürzen kniet die inbrünstig betende Menge. Auch von Spanien ziehen Pilger mit Maultieren und Eseln hinauf. In ihrer bunten Tracht und der

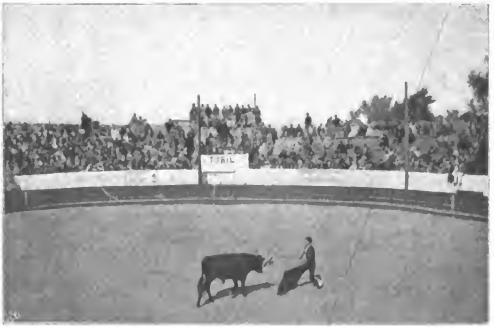


Abb. 13. Corrida in Perpignan.

Digitized by Google

Abb. 14. Kreuzgang in der Kathedrale zu Elne.

Weinebene soll auch unser Bild des Rousillon vervollständigen. Wer des Nachts in Bourgmadame aufstieg und früh in Prades die Augen öffnet, dem wird es scheinen, als habe ein Zauberschlag den Winter in Frühling verwandelt.

Das Thal der Agly ist gegen rauhe Winde durch die Corbieren geschützt, die mit ihren letzten Ausläufern zum Bett des Flüßchens niedersteigen. In seinem Thale ist jeder Fußbreit Boden geackert und mit Weinbergen und blühenden Gärten bedeckt, in denen ein Chor von Nachtigallen singt. Auch hier hat eine, aus Römerzeit überkommene, künstliche Bewässerung dem Boden eine Erzeugungskraft ohnegleichen verliehen, die den Weinstock zu Armesdicke anwachsen läßt. Bis zwanzig Liter schweren Rotweines vermag ein einziger unter ihnen zu erzeugen. Mit eisernem Fleiße hat die Landbevölkerung den Kampf gegen die Reblaus unternommen, die sie einst hatte mit jahrlässiger Sorglosigkeit über die Pyrenäen kommen sehen, ohne dem Übel vorzubeugen. Allerdings sind die edlen Gewächse, nach Meinung der alten Leute, nicht mehr dieselben

Lässigkeit ihrer Bewegungen unterscheiden sie sich von den rauheren und doch civilisierbaren Nachbarcerdanen. An hohen Festtagen kann man am Fuße des Cambre d'Ases auch die jungen Mädchen der Dörfer mit dem Tamburin oder „pandero" von Haus zu Haus gehen sehen. Für eine, dem Kirchenstock zu gute kommende Münze singen sie ein geistliches Lied, und, ist die Münze ein Silberstück gewesen, wohl auch ein weltliches. Da muß bei manchem, zu leicht geschürzten Verse, der pandero der errötenden Schönen als Fächer dienen.

In dem 1140 Meter hoch gelegenen Städtchen Bourgmadame herrscht im Sommer viel Bewegung. Spanier, aus dem benachbarten reizend gelegenen Puigcerda, dem Villenort der reichen Barcelonesen, den nur eine Brücke von Bourgmadame trennt, unternehmen von hier den Aufstieg der höchsten Gipfel. Über den Paß von Puigmorens steigen sie auch nach der Bauernrepublik Andorra hinab, die mit Maultieren in zehnstündigem Ritt zu erreichen ist.

Von Bourgmadame führt uns, nach genossenen Hochlandsfreuden, dieselbe Poststutsche wieder ins Thal zurück. Diesmal sind es heitere catalonische „juglars" oder Musikanten, die uns mit Oboe, Flageolett, Dudelsack und Tamburin bis Villefranche Gesellschaft leisten. Sie ziehen zu einer Hochzeit ins Aglythal, wohin der Weg kurz vor Perpignan abzweigt. Ein Besuch der

Abb. 15. Die Bäder von Amélie-les-Bains.

Digitized by Google

Abb. 16. Schlucht von Caraça.

wie vor der Plage. Dennoch ist innerhalb der zwanzig letzten Jahre, mit gepfropfter amerikanischer Rebe das verheerte Gebiet wieder neu bepflanzt und ertragfähig gemacht worden. Ein behäbiger Wohlstand herrscht in den Dörfern. Ihre Gassen sind südlich-winkelig, und manches Haus ist äußerlich eher einem Rohbau aus Feldsteinen ähnlich als der Wohnung einer reichen Winzerfamilie. Um so einladender sieht es drinnen aus. Die catalonische Frau aus guter Familie ist eine vorzügliche Wirtin. Manche unter ihnen geht über Tags auf den Weinberg, um in Sonnenbrand und Tramontanestaub Weinstöcke zu schwefeln, Reben zu beschneiden oder, wo es sonst fehlt, Hand anzulegen. Am Herde, in der geräumigen, von Kupfergeschirr blitzenden Küche, wirtschaftet indessen die Mutter oder Großmutter. Über einem duftenden Feuerchen von trockenen Olivenknorren und Reben brät am Spieße das Huhn, das jeder catalonische Landmann sich zur Mahlzeit gestatten kann. Daneben brodelt die gute „olla potrida“ im Kessel am rußigen Feuerhaken. Im Eßzimmer, das halbgeschlossene Läden kühl halten, ist der Tisch mit schwerem, selbst gesponnenem Leinenzeug, gutem Silber und Glas gedeckt. Wenn der Hausherr und die Söhne heimkommen, wird das Essen aufgetragen. Auf

Digitized by Google

dem Ehrenplatz neben der Mutter sitzt in mehr als einem catalonischen Bauernhause der älteste Sohn, ein hoher Beamter oder Offizier, mit Ordensfrack oder Tressenrock. Vater und Brüder haben ihm zu Ehren die blaue Bluse nicht abgelegt — Schwester und Mutter sind der Volkstracht treu geblieben. Sie tragen selber das Essen auf, bei dessen Zubereitung jeder sein Bestes that, um dem Gast die guten heimatlichen Gerichte zu bieten, die ihm unter den „frenchimans“ kein Vatel ersetzen könnte. Steigt doch für ihn, mit dem Duft der wohlbekannten Speise, eine ganze Welt von Erinnerungen auf, denen er im Innersten treu blieb, an Zeiten, wo er selbst den Spieß gedreht und dazu ein catalonisches Sprüchlein gesungen:

„Chi torne l'aste, non taste
Chi la ramene l'entamene.“
(„Wer den Spieß dreht, der schmeckt nicht,
Wer ihn zurückzieht, der schneidet an.“)

Abb. 17. Bauer, aus dem „Barral“ trinkend.

In derber Mundart wird gescherzt und gelacht, bis, gleichzeitig mit dem Nachtisch und den Flaschen, an der Thür die Vettern und Basen erscheinen zur „belliade“.

Die Männer ziehen, nach einem Schlückchen Rancio, ins Kaffeehaus zum Politisieren, ein jeder den anderen beim Spitznamen rufend, der hier den des Kirchenbuchs meist in Vergessenheit bringt. Die Frauen machen sich in der Küche zu schaffen. Ob vornehm oder gering, legen sie die Hände ans Werk, bis alles wieder am Platze steht, die Kessel, Töpfe und Krüge des „parado“ in schönster Ordnung glänzen. Dann sagt eine Hausfrau nach der anderen gute Nacht. Das Feuer am Herde ist zusammengefallen. Die Mutter schürt sich's an, setzt sich auf ein niedriges Stühlchen daneben und nickt ein. Ihr gegenüber nickt auf einem anderen Stühlchen die „Padrinette“ das Patchen, ein dürres Jüngferchen mit großen grünen Smaragdohrringen unter der Spitzenhaube.

Draußen ist es Nacht geworden, die Tramontane hat sich gelegt, und nur leise rauschen die Zweige der Platanen vor dem alten Hause. Und die beiden Alten nicken.

Wenn die Männer heimkommen, trippelt „Padrinette“ verschlafen nach Hause. Die Mutter bereitet noch Trinktönnchen (Abb. 17), Brot und Schnecken vor, die zum morgenden Frühstück im Weinberg bestimmt sind. Dann sucht alles, die flackernde Öllampe in der Hand, den oberen Stock auf. Im Prachtbett aus Großvaters Kirschbaum, unter Urgroßmutters, nach allen Wohlgerüchen des Gebirgs duftendem, blendendem Leinenzeuge, schläft der Sohn im Tressenrock den Kinderschlaf. Er träumt, daß er mit dem Vater wie einst mit einem Holzschüsselchen Dünger auf die Weinstöcke trägt. Wie dann früh das Morgenlicht durch die Läden sieht, will's ihm beim Erwachen ganz traurig anwandeln, daß er die alte Heimat mit der Millionenstadt vertauscht hat.

Spruch.

Sind es nicht grade die schlichten, gesunden,
Einfachen Geister, oft übersehn,
Wo wir in schlimmen, verworrenen Stunden
Rat uns geholt und Tröstung gefunden,
Die uns geholfen, die uns verstehn?

Ad. Stier.

Digitized by Google

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

Aus meiner Hofzeit.

Von

Otto Frhr. v. Völderndorff.*)

(Abdruck verboten.)

Ich war dreizehn Jahre alt, als ich unter die Zahl der königlich bayeriſchen Edelknaben aufgenommen wurde. Die Pagerie in München läßt ſich hiſtoriſch bis in das Jahr 1514 verfolgen, in welchem Jahre (vgl. Neudeggers Beiträge Bd. III, S. 87) eine „Hofordnung“ ſieben Edelknaben benennt, die ſchon damals unter einem „Pädagogen“ ſtanden. Die im weſentlichen noch heute beſtehende Einrichtung des Inſtitutes als eigentliche Erziehungsanſtalt ſtammt aus der Zeit des Kurfürſten, ſpäteren Königs Max Joſeph I. und hat nur unter König Ludwig I. einige unweſentliche Veränderungen erlitten. Die Zahl der Pagen iſt 24, ausnahmsweiſe 25; ſie werden aus den adeligen Knaben, welche die alljährlich ſtattfindende Prüfung abgelegt haben, nach dem Ergebniſſe dieſer Prüfung oder auch um den Eltern eine Gnade zu erweiſen, vom Könige ſelbſt ausgewählt. Zu meiner Zeit wurde man im erſten Jahre im Inſtitute ſelbſt unterrichtet und beſuchte dann vier Jahre lang das Gymnaſium, nach deſſen Abſolvierung man zur Univerſität entlaſſen wurde oder als „Fahnenjunker“ (eine Zeitlang ſogar ſofort als Leutnant) in die Armee eintrat.

Otto Freiherr von Völderndorff und Waradein.

Die Hauptfächer des Gymnaſialunterrichtes, Latein, Griechiſch und Mathematik, wurden in Repetitorien täglich in der Pagerie nachgeübt. Außerdem hatten wir eine ganze Reihe von Unterrichtsſtunden. Wir lernten: Franzöſiſch, Engliſch und Italieniſch, Kriegswiſſenſchaften und Trigonometrie ſowie Feldmeßkunſt, dann Muſik, Handzeichnen und Architekturzeichnen, ferner Exerzieren, Reiten, Tanzen, Stoß- und Hiebfechten, Schwimmen, Turnen und Voltigieren. Ferien außerhalb des Inſtitutes gab es in den fünf Jahren, welche man in der Pagerie verweilte, nicht. Die Gymnaſialvakanz wurde durch eine ſechswöchentliche Fußreiſe auf königliche Koſten ausgefüllt. So war z. B. eine Wanderung durch das Salzkammergut, Steiermark hinein nach Ungarn, über den Neuſiedlerſee nach Preßburg, Wien (achttägiger Aufenthalt daſelbſt) und die Donau entlang durch Niederbayern zurück meine erſte Vakanz. Wir marſchierten in leichten braunen Röcken, darüber ein grünes Staubhemd, graue Inexpreſſibles, auf dem Kopfe einen hellgrauen Cylinderhut; dazu ein Regenſchirm, der bei ſchönem Wetter an einem Riemen quer über den Rücken getragen werden durfte. Das Gepäck (insbeſon-

*) Wir bringen mit dieſem intereſſanten Artikel die letzte Arbeit des bekannten und allbeliebten „Münchener Plauderers.“ Der liebenswürdige Verfaſſer ſtarb am 10. Dezember 1899.

Digitized by Google

dere die Wäsche, das Reserveschuhwerk ꝛc.) wurde uns nachgeführt in einem mit Hofpferden bespannten und von einem königlichen Kutscher geführten Fourgon, auf dessen Vordersitz ausnahmsweise einer oder der andere Marode Platz fand. Doch kam das sehr selten vor bei der sorgfältigen Überwachung der Füße — sie wurden im Anfange der Reise jeden Abend visitiert, mit Branntwein gerieben und wo nötig mit Hirschunschlitt behandelt — und der systematischen Einübung des Marschierens; nur ganz allmählich wurden die Tagestouren verlängert, bis wir nach einigen Wochen mit Leichtigkeit 14, ja sogar 16 Poststunden zurücklegten. Neben unserem Gepäck befanden sich auch für den Aufenthalt in den Städten ein blauer Frack mit goldenen Knöpfen, und ich kann sagen, wir haben recht stattlich ausgesehen und in Wien sogar Aufsehen erregt.

Aus der obigen Aufzählung unserer obligaten Lehrgegenstände kann man ersehen, daß der Hofdienst wenig Zeit wegnahm; aber er blieb doch für uns der Hauptpunkt. Mit welchem Stolze besah ich mich im Spiegel, als ich zum erstenmal das Dienstkleid anhatte: hellblauen, reich mit Silber gestickten, nach französischem Muster geschnittenen Frackrock, weiß-cachemir Eicarpins, weißseidene Strümpfe und Schnallenschuhe, weiße Glacehandschuhe und den dreieckigen Hut mit der vom Tanzlehrer mühsam einstudierten Grazie unter dem linken Arme. Degen trugen wir natürlich nicht — denn „Page“ und „Degen“ ist ja für jeden Sachverständigen ein unvereinbarer Gegensatz, weil zwar der Edelknabe jeder ihm als Page obliegenden Pflicht ohne Minderung seiner Ehre nachkommen kann, der waffentragende Edelmann aber knechtische Dienste nicht verrichten darf. Dadurch, daß er waffenfähig erklärt wird, wird der Edelknabe zum Kavalier; daher war noch zu meiner Zeit die Ceremonie beim Austritte aus der Pagerie folgende*): Nach der feierlichen Preisverteilung begaben wir, die „auszumusternden“ Pagen, uns unter Vorantritt des Herrn Direktor in das Zimmer, wo uns der oberste Chef, Seine Excellenz der Herr Oberststallmeister, erwartete.**) Es war herkömmlich, daß auf diesem Wege der Direktor noch einem oder dem anderen einen kleinen Verweis erteilte, wobei er ihn einfach beim Familiennamen nannte. So z. B. bei unserem Austritte, den ich schildere, hieß es: „Aber, Völderndorff, können Sie denn nicht fünf Minuten lang den Mund halten?“ (Ich hatte, nebenbei bemerkt, eigentlich nur gehustet, aber da ich wußte, irgend einer mußte der Sitte als Opfer fallen, schwieg ich.) Im Zimmer angelangt, trat der Direktor nach gemachter Verbeugung hinter den obersten Chef, wir stellten uns, ebenfalls unter ehrerbietiger Verbeugung, vor demselben in einer Reihe auf. Der alte würdige Herr hielt eine kurze Anrede, betonte, daß wir nunmehr von Edelknaben Edelleute werden sollten und erklärte, daß der wahre Adel sich in einem makellosen Leben beweisen müsse, forderte uns auf, unsere Ehre vor allem in der treuesten Pflichterfüllung gegen den König und das Vaterland zu suchen, aber diese Ehre auch gegen jeden Angriff zu verteidigen. Dann trat ich als der Älteste vor, der Chef gab mir mit den Worten: „Dieses leiden Sie von mir!“ einen leichten Backenstreich, „und nun“ — hierbei überreichte er mir einen Degen — „von niemandem mehr. Meine Herren,“ fuhr er dann, sich an uns alle wendend, fort: „ich wünsche Ihnen alles Glück für Ihr Leben.“ Der Direktor trat vor, machte abermals eine Verbeugung und begab sich zur Thüre. Dort angelangt aber, lud er mich mit einer Handbewegung ein, den Vortritt zu nehmen mit den Worten: „Bitte, Herr Baron.“ Es war das alles gewiß recht altväterisch, aber es war schön, und ich kann versichern, es machte uns allen großen Eindruck und sicherlich keinen schlechten.

Statt des Degens trugen wir, natürlich nur im Dienste, an der linken Schulter unsern größten Stolz: die Pagenschleife. Sie bestand aus zwei etwa $1^1/_2$ m langen und 10 cm breiten, gelbseidenen Bändern, jedes in drei gleichen Teilen umgeschlagen, so daß der erste an der Achsel befestigt war, mit dem zweiten verbunden eine Schleife bildete, während der dritte frei herabfiel und am Ende mit Silberfransen garniert war. Wir wären sehr entrüstet gewesen, wenn man uns gesagt hätte, daß diese „Aiguillettes“ (ebenso die goldenen und silbernen Fangschnüre der Adjutanten) einen recht niedrigen Ursprung hatten. Sie sind nämlich nichts anderes als Reminiscenzen an die beiden langen Stricke, welche ehedem die Knappen sich am linken Arme befestigten, um im Falle der Rast das Pferd des Ritters und ihr eigues irgendwo anbinden zu können, damit die Tiere zu grasen vermochten.

Unsere Thätigkeit bei Hofe zerfiel in zwei Hauptteile, den Dienst bei den Hoffesten und den Kirchendienst. Dieser letztere war schon in der Hofordnung von 1516 unter dem Namen „Beleuchtungsdienst“ als eine Obliegenheit der herzoglichen Edelknaben bezeichnet. Er bestand in einer Anzahl von feierlichen Bewegungen, einer Art von „Reigen“, welcher während des Hochamtes vor dem Altar aufgeführt und uns von dem Tanzlehrer einstudiert wurde. Vormittags nach zehn Uhr wurden an den gewöhnlichen Sonntagen vier, an hohen Feiertagen sechs Pagen — sofern Seine Majestät dem Hochamte beiwohnte — mittels Hofequipage zur Allerheiligen-Hofkirche, in die Sakristei gefahren. Hier erhielt jeder eine brennende Wachsfackel, und beim Beginne der Vorlesung des Evangeliums begaben wir uns, in gehörigem Abstande hintereinander gehend, in feierlichem Schritte in den Chor der Kirche. Die rechte Hand trug die Fackel, die linke lag unmittelbar unter dem Halse auf der Brust. Auf

*) Ich habe sie anderwärts bereits geschildert, füge sie aber der Vollständigkeit wegen hier bei und bemerke, daß in älteren Lexicis: „sortir des pages“ als „die Knabenschuhe ausziehen“ übersetzt wird.

**) Die Pagerie, als zur „Hofequipage“ gehörig, stand unter dem Oberststallmeisterstab. Von 1799—1843 bekleidete Freiherr von Kesling, ein elsässischer Edelmann von echtem Schrot und Korn, der mit Max Joseph I. aus der Pfalz herübergekommen war und bei Seiner Majestät in hoher Gunst stand, diese Charge.

Digitized by Google

Brunnenfigur. Von Franz Peter.

Digitized by Google

der obersten Stufe der vom Schiff der Kirche in das Chor führenden Treppe nahmen wir Stellung und — die Füße in der ersten Tanzposition — suchten wir vor allem tadellose Richtung zu behalten. Dann machten alle vier gleichzeitig drei Schritte vorwärts, hierauf eine Verbeugung vor dem Altar, wobei der rechte Fuß in die vierte Position zurückgebogen wurde. Sodann durch Zurückziehen des linken Fußes in die gleiche Position einen Schritt zurück, wobei zugleich der Körper eine Wendung nach links machte und dadurch Stellung gegenüber der Königsloge bekam. Nun folgte eine Verbeugung vor Seiner Majestät unter Neigung des Kopfes, dann zwei Schritte zurück und ruhiges Stillstehen — den rechten Fuß voran in der zweiten Position, wobei aber — das war strengstens untersagt — die Fackel nicht auf den Boden gestellt werden durfte. Dann begann das Vorschreiten, Verbeugen, Zurückschreiten von neuem, und endlich begaben wir uns zurück in die Sakristei. Das „Antreten" zu diesem Hinausgehen war der schwierigste Moment. Denn nach der Verbeugung vor Seiner Majestät mußte, während der rechte Fuß eingebogen war, der linke in die vierte Position zurückgenommen werden und dann hatte der bisher eingebogene Fuß in „graziöser, aber nicht affektierter" Weise den ersten Schritt seitwärts zu machen. „Pour l'amour de Dieu," pflegte der uns abrichtende Tanzlehrer, Monsieur Nadler, auszurufen, „declassieren Sie sich doch nicht zu Arlequins, indem Sie den Fuß schleudern. Das Tourné muß mit vollkommener Anmut durch ein Mouvement effektuiert werden, das sich vom Fußgelenk in das Kniegelenk fortpflanzt. Voyez-vous, comme cela." Ich sehe ihn noch vor mir, den wackeren, ganz von der Hochwichtigkeit seines Berufes erfüllten Hoftheatersolotänzer.

In die Sakristei zurückgekehrt, hatten wir in einem neben derselben befindlichen Zimmer zu warten, bis die Wandlung begann, was uns ein alter Kirchendiener anzukündigen hatte. Er that dies regelmäßig mit den Worten: „Richtens Eane," bajuwarisch so viel als: „Machen Sie sich bereit," weshalb er den Namen Herr „Richtenzehner" führte. Ich kann nun leider nicht behaupten, daß wir die Zwischenpause im frommen Gebete hingebracht hätten. Hart neben der Sakristei wohnte die gute alte königliche Hofbademeisterin Frau Eberle, eine sowohl an Körperfülle wie nach ihrer Stellung bei Hofe sehr bedeutende Dame. Sie brachte einmal den ganzen Cortège zum Stillstand, und ich will diese Episode erzählen als einen Beweis von dem zu meiner „Hofzeit" obwaltenden patriarchalischen Verhältnisse zwischen König Ludwig I. und seinem Volke.

Am 30. März 1842 fand die Vermählung der bildschönen Prinzessin Adelgunde mit dem Herzoge von Modena statt. Um den feierlichen Hochzeitszug, der sich durch die Gänge der Residenz bewegte, besser sehen zu können, hatte sich Frau Eberle mit großer Mühe auf einen Schrank im Herkulessaale, den der Zug passierte, hinaufhissen lassen. König Ludwig bemerkte sie sofort, blieb stehen (natürlich mit ihm der ganze Cortège) und rief: „Ja, Eberle, wie kommt Sie denn da hinauf!" „Entschuldigen Majestät," antwortete die treue Dienerin von oben herunter, „ich hab' mein Prinzesserl so oft gebadet, da will ich sie doch auch in ihrem Hochzeitskleide sehen." „Brav, Eberle, brav, hörst Du's, Adelgunde?" sagte der König. Die Königin und alle Prinzessinnen winkten freundlich nach dem Schrank der glückseligen dicken Dame zu, und jetzt erst setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Also dieser wackeren Frau machten wir regelmäßig einen Besuch, denn sie besaß ein recht hübsches Häschen, das uns Schlingeln wohlgewogen war und uns auf unsere Bitten gerne aus der nahegelegenen Konditorei Rottenhöfer große Quantitäten von Zwetschenkuchen herbeischaffte, wofür sie sich als Bakchisch manchmal einige Küsse gefallen lassen mußte. Leider wurde diesen kleinen Idyllen ein jähes Ende bereitet, als ein „Jugendfreund", der nach unserer übereinstimmenden Ansicht wohl etwas Gescheiteres hätte thun können, eines Sonntags einen Einblick in unser „frommes" Treiben erhielt und es dem Herrn Direktor anzeigte. Nein, dieser Spektakel! Von da an mußte uns ein Professor begleiten, und der Zugang zum Zwetschenkuchen war für immer versperrt.

Doch kehren wir zum Kirchendienst zurück. Sobald Herr Richtenzehner uns abrief, eilten wir durch den Brunnenhof zurück in die Sakristei, rasch erschien auf unserem Gesicht ein möglichst frommer Ausdruck, wir ergriffen die Fackeln, und nun wiederholte sich das oben geschilderte feierliche Vor- und Zurückschreiten. Nur mußten wir — und zwar in kunstgerechter Form — beim erstmaligen Zurückgehen niederknieen und während der Wandlung so verbleiben, wobei jedoch Sorge zu tragen war, daß die Fackeln völlig geräuschlos auf die Steinfließen niedergelassen wurden.

Da ich das Zeichnen haßte und die Kirchendienst thuenden Pagen von dem Sonntag vormittags stattfindenden Zeichenunterricht dispensiert waren, so drängte ich mich, obwohl Protestant, zum Kirchendienste, wie übrigens auch seitens der übrigen Glaubensgenossen keiner sein Gewissen durch denselben beschwert gefühlt hat. Dieser Umstand veranlaßte den später so berühmt gewordenen Döllinger in einer, bei Gelegenheit der in den dreißiger Jahren in der Kammer angeregten „Kniebeugungsfrage" verfaßten Broschüre die Thatsache zu erwähnen, daß die protestantischen Edelknaben sich zum Kirchendienst in der katholischen Kirche wahrhaft „drängten", obwohl sie dabei das Knie beugen mußten. Ich machte mir später das Vergnügen, dem großen Gelehrten das wahre Motiv dieses Drängens zu erzählen. Er lachte bis zu Thränen, und ich überzeugte mich davon, wie wenig der Biograph diesen herrlichen Mann gekannt haben muß, welcher schreibt: „Döllinger hat in seinem Leben wohl nie gelacht." Im Gegenteil, er lachte so herzlich, daß es eine Freude war, ihn zum Lachen zu bringen, und das gelang mir oft, denn er hatte Verständnis für Humor.

Der eigentliche Hofdienst, bei welchem man den hohen Herrschaften speciell „zugeteilt" wurde, bestand hauptsächlich im Schleppentragen und im Servieren. Dieses letztere hatte zwei Abstufungen. Bei den feierlichsten Prunkfaseln, z. B. beim Georgi-

Digitized by Google

Ritterfeste, nahmen wir Pagen an der Thüre des Saales den Officianten die Schüsseln ab und überbrachten sie den Kammerherren, welche diese dann den Herrschaften servierten. Bei nicht so hochfeierlichen Tafeln aber servierten wir Pagen selbst und wurden uns die Speisen, Getränke, Teller ꝛc. von Lakaien überbracht. Es war eine Gepflogenheit des guten Herrn Direktors Müller, jedesmal, bevor wir zum Servierdienst in die Residenz fuhren, uns die Schauergeschichte von dem Pagen Friedrichs des Großen zu erzählen, der eine Birne von der Schüssel genascht und sie rasch hinunterschlucken wollte, aber tot umfiel, weil ihm die allzu heiße Birne den Schlund verbrannt hatte. Dies hätte wahrscheinlich nicht viel genützt, aber es war feste Tradition, daß es eines Edelknaben unwürdig sei, zu naschen, und es kam niemals vor, daß irgend einer von uns das Geringste von einer Platte weggenommen oder ein abgelehntes Glas beim Forttragen heimlich ausgetrunken hätte. Eine Ausnahme fand statt, wenn bei den großen Prunkbanketten der als Mundschenk funktionierende Kammerherr unter Vorantritt von zwei Hartschieren und gefolgt von zwei Edelknaben sich in den Keller begab, um den Ehrentrunk zu holen; da hatten die Pagen das Recht, in aller Schnelligkeit ein paar Gläser Extrawein hinunterzustürzen, die der uns sehr wohlwollende Herr Kellermeister kredenzte.

Sowohl das Servieren wie das Schleppttragen mußte natürlich sorgfältig gelernt werden. Theaterschleppen tragen auf dem flachen Podium ist nicht schwierig, aber eine echte silber- oder goldgestickte Hofschleppe treppauf und treppab zu tragen, wo bei einem ungeschickten Anziehen des Tragenden die Dame rücklings zu Boden stürzen müßte, das ist keine geringe Kunst. Die Übungen, wobei einem Mitpagen ein Tischtuch umgebunden wurde, dauerten wochenlang. Ebenso darf man bei unserem Servieren nicht an das jetzt bei den Kellnern übliche Wegreißen und Hinwerfen der Teller denken: erste Regel war: niemals darf das mindeste Geräusch vernommen werden und kein Augenblick darf der zu Bedienende vor einem leeren Tischtuche sitzen. Also mußte die rechte Hand, während die linke den gebrauchten Teller wegzog, schon den neuen an seinen Platz bringen. Dies erforderte, daß man den Stuhl des an der Tafel Sitzenden mit beiden Armen von rückwärts umspannte, eine für kleingewachsene Pagen hauptsächlich bei Prinzessinnen von einiger Körperfülle begreiflicherweise schwierige Aufgabe. Mit besonderer Gefahr verbunden war das Hereinreichen hochaufgetürmter Konditoreikunstwerke. Da dieses natürlich wie jedes Servieren auf der linken Seite erfolgen mußte, und man nicht beide Hände gebrauchen konnte, hatte man nur die schwächere linke zur Verfügung. Zu den bängsten Minuten meines Lebens gehören jene, während welcher ich ein baumkuchenartiges Ungetüm, fast halb so hoch wie ich selbst, der Prinzessin Hildegard servierte, die mit ihren Nachbarn zur Rechten auf das lebhafteste konversierte, mich daher längere Zeit nicht bemerkte und mich in tödliche Angst versetzte, sie werde bei einer raschen Armbewegung meinen Konfektturm umwerfen, ehe ich ihn zurückziehen könnte. Herzog Max, der andere Nachbar, erbarmte sich meiner, berührte, indem er dadurch zugleich die Servierplatte schützte, den Arm der Prinzessin und machte sie auf meine traurige Lage aufmerksam, worauf die hohe Dame liebenswürdig genug war, zu sagen: „Ah pardon, mon jeune ami!“

Es war hergebracht, daß die Pagen nach ihrem Dienstalter die Herrschaften wählen durften, denen sie zugeteilt werden sollten. Als Kronprinz Maximilian sich vermählte, war ich Senior, d. h. der nicht an Lebensjahren, aber in der Dienstreihe älteste. Ich bat also um die Zuteilung zu Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzessin Marie. Natürlich war ich sofort von der Schönheit der hohen Braut hingerissen, und einen Zweig, den ich aus den Myrten, die am Brautkranz bestimmt waren, entwandte, besitze ich noch heute. Aber anfänglich war ich tiefbetrübt, denn die preußische in stiller Abgeschiedenheit auf dem Lande erzogene Prinzessin wußte offenbar nichts von „Pagen“ und hielt mich wahrscheinlich für einen jungen Lakaien. Als ich eben höchst kunstgerecht die weiße mit dicken Silberrosen eingestickte Atlasschleppe über den rechten Arm aufgenommen hatte, drehte sie sich nach mir um und sagte in kühlem Tone: „Geben Sie acht, daß Sie die Rosen nicht drücken.“ Vierzig Jahre später war ich als Generalsekretär des Ministeriums des königlichen Hauses in die Residenz befohlen, um zum Testamente Ihrer Majestät der Königin-Mutter einen Nachtrag aufzunehmen. Nach Beendigung dieses Rechtsgeschäftes wurde ich zur Tafel geladen, und da erinnerte ich Ihre Majestät daran, daß ich bei ihrer Vermählung ihr Page gewesen sei. Ich fügte hinzu: „Aber Majestät haben mir damals unwissentlich tiefen Schmerz bereitet. Im stolzesten Bewußtsein, daß ich mit unübertrefflicher Geschicklichkeit verstand, die Schleppe mit einem Arme vom Boden aufzuraffen da trafen mich die Worte: ‚Verderben Sie mir ja die Stickereien nicht‘; das that weh.“ Ich trug dies mit so vielem Gefühl vor, daß ich der armen hohen Frau, die seit jener Zeit so viel Schweres hatte erleben müssen, doch ein Lächeln abgewann.

Ja wer hätte geahnt, wie wenig das spätere Geschick den Hoffnungen entsprach, welche ich mit allen Anwesenden für die Zukunft der lieblichen Braut gehegt habe, als ich hinter ihrem Stuhle bei der ersten Mittagstafel stand. Bei dieser Gelegenheit kam das Gespräch des nebeneinander sitzenden neuvermählten Paares auf Fischbach in Schlesien, wo Prinzessin Marie ihre Jugend verbracht. Sie erzählte, sie habe einen Fächer, auf dem der Ort abgebildet sei, drehte sich zu mir und sagte: „In meinem Schlafzimmer liegt am Fenster ein Fächer, bringen Sie ihn mir.“ Ich eilte sofort vom Speisesaale durch den langen Gang, in welchem angeblich die „schwarze Frau“ zu erscheinen pflegt, zu den Gemächern Ihrer Königlichen Hoheit. Eine Zofe öffnete die Thür, und ich erklärte ihr, ich müsse im Schlafzimmer der Prinzessin etwas holen. „Was fällt Ihnen ein?“ war die entsetzte Antwort. „Ein junger Herr in das Schlafzimmer, das schickt sich nicht.“ — „Das geht mich nichts an, der Allerhöchste Befehl lautet so, und ein Page vollzieht, was ihm aufgetragen ist, unter allen Umständen.“ Dabei packte ich das gar nicht garstige Mädchen um den Leib, drehte sie im Kreise und war mit einem Satze

Digitized by Google

hinter ihr im Schlafzimmer. Rasch nahm ich den Fächer an mich und eilte zurück. Unter der Thür stand die Zofe und wollte mich aufhalten. Das gelang ihr aber schlecht, denn ehe sie sich versah, hatte sie einige Küsse auf den Mund, und als sie ganz entrüstet ausrief: „Sie sind aber wirklich unverschämt", lachte ich und rief, sie rasch nochmals umarmend: „Durchaus nicht, ich bin Page, und der darf jedes hübsche Mädchen küssen, das ihm begegnet. Sie wissen ja, schönes Kind: ‚baisers de pages ne comptent pas'." Im Laufschritt ging es zurück in den Speisesaal. Hier rasch ein silbernes Plateau ergreifend überreichte ich den Fächer. Die Kronprinzessin nahm ihn einfach weg und begann ihn dem Kronprinzen zu zeigen. Dieser aber lächelte wieder, drehte sich zu mir, und da er mich persönlich kannte, sagte er: „Sie sind ja förmlich gestiegen. Danke, lieber Völderndorff." Die Kronprinzessin schaute etwas erstaunt auf mich, und ihr Gemahl fügte hinzu: „Weißt du, liebe Marie, bei solchen Gelegenheiten werden wir von jungen Edelleuten bedient. Dein momentaner Diener führt das Johanniterkreuz im Wappen, denn seine Ahnen haben in den Kreuzzügen mitgefochten." Ich war nicht wenig geschmeichelt, daß sich mein zukünftiger König so eingehend mit meiner Familie beschäftigt hatte, und ich führe diese Episode an, weil auch sie dafür charakteristisch ist, welches nahe Verhältnis in jener Zeit zwischen den Regierenden und den Regierten bestand.

„Das war mir freilich nicht bekannt," bemerkte jetzt die Kronprinzessin mir freundlich zulächelnd, „nun wird mir manches verständlich. Ich habe mich schon längst im stillen gewundert, wie seine wohlgepflegte Hände die bayerischen Hoflakaien haben, und ferner war ich erstaunt, daß sie alle so elegante Glacéhandschuhe tragen." Von da an war die hohe Dame gegen uns Pagen von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Im Herbste 1843 trat ich auf die Universität über, und damit endigte mein Hofdienst. — — —

Im Herbste des Jahres 1843 also verließ ich die Pagerie. König Ludwig II. ward am 25. August 1845 geboren und zwar — was man nach Richard Wagners Brief an Frau Wille (abgedruckt in der „Wage" von 1899, Heft 1, S. 3) als ein bedeutsames Vorzeichen anzusehen hat — zu der Zeit, als der „Meister" an seinem Tannhäuser komponierte. Die Geburt fiel also nicht mehr in meine Pagenzeit, aber doch steht letztere mit meinem ersten persönlichen Bekanntwerden mit dem Monarchen in ursächlichem Zusammenhange. Nämlich einer meiner Mitpagen, Emil Freiherr von Wulffen, ein vortrefflicher, in jeder Hinsicht ausgezeichneter junger Mann, wurde — leider viel zu spät — als Begleiter und zweiter Erzieher der Prinzen Ludwig und Otto auserwählt. Als ich ihm das erste Mal mit seinen neuen Zöglingen auf einem Spaziergange begegnete, blieb er stehen und stellte mich den Prinzen als einen „Mitpagen" vor. Seitdem gaben mir diese, so oft wir uns begegneten, die Hand, und ich erzählte ihnen allerlei, manchmal sie eine Strecke begleitend. Das erste Wort des Königs, als ich ihm zehn Jahre später in Nürnberg in feierlicher Audienz des Handelsgerichtes wieder offiziell vorgeführt wurde, war: „Ach, wir sind ja längst bekannt, noch von Wulffens Zeiten her." Und auch Prinz Otto erinnerte mich damals sofort an unser häufiges Zusammentreffen auf den Spaziergängen.

Es war ein wahrhaft erquickendes und entzückendes Bild, die herrlichen Knaben — Kronprinz Ludwig, schlank, hochgewachsen mit den wunderbaren, träumerisch blickenden Augen, dem dunklen lockigen Haupthaar und dem idealen Ausdruck des edel geschnittenen Antlitzes, und neben ihm der kleinere Prinz Otto, dessen stets freundliches rundes Gesichtchen voll Schalkhaftigkeit in die Welt sah. Welch schöne Zukunft schien den Königskindern beschieden, und welch trauriges Los fiel ihnen!

Schon damals interessierte den Kronprinzen die Sage vom Schwanenritter, was nicht zu verwundern war, weil in Hohenschwangau Hinweise auf denselben genugsam angebracht waren. Ich erinnere mich, daß der Kronprinz eines Tages auf dem Spaziergang mich fragte, ob ich nicht wisse, weshalb der große schöne silberne, im Hofe stehende Schwan nicht auf den First des Schlosses gesetzt worden, wo er doch hingehöre. Der alte Schloßgärtner habe ihm erzählt, es bestehe eine Prophezeiung, daß man einmal den Zauberschwan nachbilden und auf das Schloßdach setzen werde, daß aber dann dieser fortfliegen und von dem Flattern seiner Flügel das Schloß zusammenstürzen werde. Ich hatte von meinem Freunde öfters die Klage gehört, daß Lakaien und sonstiges Volk, um sich beim Kronprinzen einzuschmeicheln, der ohnehin schon eine überreizte Phantasie besitze, ihm alle möglichen Historien und Wunderbarkeiten erzählten. Ich erwiderte also sofort: „Erstens ist der Schwan, den Königliche Hoheit meinen, nicht von Silber, sondern von gewöhnlichem weißem Metall, und dann hat der Künstler, der das Tier modellierte, nicht richtig gerechnet. Das Dachgebälk wäre nicht stark genug, die schwere Masse zu tragen, und würde, ohne daß ein Wunder dabei im Spiele zu sein brauchte, wahrscheinlich zusammenbrechen. Nur deshalb hat man ihn verurteilt, am Brunnen Wache zu stehen, anstatt den Giebel zu schmücken." Der Kronprinz sah seinen Erzieher an und machte ein enttäuschtes Gesicht, als dieser sagte: „Ja, ja, der Gärtner hat Ihnen einen Bären aufgebunden."

Weitere interessante Kunde über König Ludwigs Jugendzeit verschaffte mir der Umstand, daß mein Universitätsfreund Franz Leinfelder, der später im Kabinett König Max' II. längere Zeit beschäftigt war, viele Sommer hindurch den gemeinsamen Landaufenthalt der königlichen Familie in Hohenschwangau und Berchtesgaden mitmachte. Er hatte durch sein heiteres Wesen und seine Erzählungsgabe beim Kronprinzen große Gunst erworben, die ihm derselbe — König geworden — noch längere Zeit forterhielt. Erst als er es wagte, dem Monarchen über den verhängnisvollen Einfluß Richard Wagners und über die Aufregung darüber im Volke Vorstellungen zu machen, fiel er in Ungnade. Unter anderem erzählte er mir eine Geschichte, welche ich hierherfetze, weil sie ein Zeugnis von der im Gemüte des später so verdüsterten Monarchen ursprünglich waltenden

Digitized by Google

Güte ablegt. Eines Tages begegnete Leinfelder dem Kronprinzen am Eingange in den Schloßhof von Hohenschwangau. Derselbe deutete auf einen dastehenden alten dürftig gekleideten Mann und sagte: „Ich möchte ihm gerne etwas schenken, aber ich habe gar nichts bei mir. Können Sie mir einen Sechser leihen?“ Leinfelder überreichte sein Portemonnaie, aber der Kronprinz entnahm nur ein Sechskreuzerstück: „Wenn man so wenig Geld hat wie ich, darf man keine großen Almosen geben.“ Die Zurückerstattung ließ auf sich warten, und Leinfelder hatte die ganze Sache vergessen. Da erschien bei ihm kurze Zeit nach dem Tode Maximilians ein Hoflakai und übergab ihm ein Paket von Seiner Majestät, dem neuen Herrscher. Wie erstaunte Leinfelder, als er es öffnete! Es enthielt eine Vorsteckadel, in einen Kranz von Brillanten war ein Sechser eingefügt, und der beiliegende Zettel von der Hand des Königs enthielt die Worte: „Der nicht vergessene Sechser mit Zinsen von damals. Ludwig.“

Leinfelders Klage war bis zu seinem Lebensende: „Es hat viel Mühe gekostet, bis diese edlen Anlagen ruiniert waren.“ Nach seiner Ansicht trug die Hauptschuld Richard Wagner, und es war mir höchst interessant, was er mir über die inneren Beziehungen Ludwigs II. zur „Wagnerei“ — welchen Ausdruck er mit Vorliebe gebrauchte — mitteilte. „Glaube doch nicht,“ sagte er, „daß die Musik es gewesen ist, welche das jugendliche Gemüt des Prinzen für den ‚Meister‘ begeisterte. Allerdings hatte sie eine wahrhaft dämonische Wirkung auf ihn, aber keine angenehme. Sie legte sich eher schmerzhaft auf seine Nerven, und in manchen Momenten steigerte sich die Empfindung in das geradezu Krankhafte. So geriet zum Beispiel sein Körper bei der Stelle, wo Tannhäuser aus dem Venusberg sich entfernt (sie kommt auch in der Ouvertüre vor) jedesmal in förmliche Zuckungen. Das war so arg, daß ich einmal einen epileptischen Anfall befürchtete.“ Der *Komponist* hätte ihn niemals erobert, es war der *Dichter*, es war der poetische Schöpfer der idealen Gestalten aus der deutschen Sagenwelt, welcher das träumerische Gemüt des jungen Prinzen in *Bande schlug*. Besonders war es der Schwanenritter Lohengrin, der das ganze geistige Leben des Jünglings vollständig gefangen nahm.

Man darf, um die „Wagnerei“ König Ludwigs zu begreifen, nie vergessen, was ich schon oben erwähnt habe, daß der häufige Aufenthalt in Hohenschwangau so recht der Nährboden für einen überschwenglichen Lohengrinkultus war. Und anstatt diese Geistesrichtung durch ernste, angestrengte Verstandesarbeit zu dämmen, wurde dies eigentümliche Traumleben in der ungesundesten Weise befördert. Stiftsprobst von Döllinger erzählte mir einmal mit wahrem Entsetzen, er sei eines Tages zu dem etwa dreizehnjährigen Kronprinzen gekommen. Man bedeutete ihm im Vorzimmer, der Kronprinz sei augenleidend, und als Döllinger eintrat, fand er ihn ganz allein mit verbundenen Augen auf dem Sofa sitzend. „Aber Kronprinz“ — rief Döllinger — „wie kann man Sie so allein lassen, Sie müssen sich ja entsetzlich langweilen!“ „O nein“, — erwiderte dieser — „es träumt sich so am besten.“

Unter den oben geschilderten Hohenschwangauer Verhältnissen und Umgebungen ist es begreiflich, daß den jungen Prinzen alles, was über die Schwanensage gedichtet war, ungemein interessierte und daß er des darüber Gedruckten habhaft zu werden suchte und es mit Begierde las. Am 28. Februar 1858 wurde Wagners Lohengrin zum erstenmal auf der Münchener Hofbühne aufgeführt, damals noch als das Werk eines mehr durch seine Thätigkeit als Barrikadenheld, denn als Komponisten bekannten Musikers. Auf vieles Bitten erhielt der Kronprinz die Erlaubnis, einer der Wiederholungen beiwohnen zu dürfen. Tags darauf stand ich im Laden des mir wohlbekannten Buchhändlers Kayser, als ein Hoflakai eintrat und fragte, ob das Buch eines gewissen Herrn Wagner Namens „Lohengrin“ vorhanden sei; der Kronprinz möchte es haben. Ich bemerkte, das werde eine Verwechselung sein, der Kronprinz werde wohl das Textbuch von Wagners Lohengrin meinen, der gestern aufgeführt worden sei. Von Musik habe der Kronprinz nicht gesprochen, erwiderte der Lakai, aber vielleicht könne Herr Kayser das Textbuch besorgen. So wurde ich Zeuge des Beginnes der Bekanntschaft des Königs mit Wagners Dichtung, ohne eine Ahnung, welch verhängnisvollen Einfluß diese haben sollte.

Denn es ist ja jetzt für jeden, der die Verhältnisse etwas näher kennt, zweifellos, welche ungeheuere Wichtigkeit die anfänglich nur dem Schwanenritter selbst und dem romantischen Zauber seiner Sage geltende Begeisterung des jungen Prinzen dadurch auf sein ganzes Leben hatte, daß sie ihn veranlaßte, sobald er König geworden, dem Dichter Wagner näher zu treten, und daß er seine Schwärmerei vom Gedicht auf den Dichter übertrug.*) Aus dem nunmehr in der „Waage“ veröffentlichten Briefwechsel ersieht man zur Genüge den dämonischen Einfluß, welchen die faszinierende Persönlichkeit des gewaltigen Mannes — denn ein solcher war er, das kann man nicht leugnen — auf den schwärmerischen Jüngling sofort gewann. Nun hätte das an und für sich nicht so viel bedeutet, wenn Wagner sich begnügt hätte, seine Macht über den König für seine eigene Bereicherung und für seine Kunstbedürfnisse zu benützen; das hätte höchstens den finanziellen Ruin der Kabinettskasse herbeigeführt. Aber seine Absicht ging erheblich weiter, sie bezweckte nichts Geringeres, als sich zum alleinigen politischen Ratgeber des jungen Königs zu machen. Man hat dies längere Zeit bestritten, allein es liegt jetzt in dem Briefe Wagners an Frau Wille vom 14. Februar 1865 (Wage 1899, Heft 2,

*) Auch dieser Einfluß gründete sich aber nicht auf Zuneigung zur Person des Dichterkomponisten, im Gegenteile, diese drückte auf den König bei längerem Zusammensein als Last; ich weiß das aus dem Munde eines Vertrauten des Königs, der ihn jedesmal, nachdem der König einen Nachmittag hindurch mit Wagner zugebracht, völlig erschöpft und ermattet fand, wobei er klagte, daß dieser ihn so ermüde. Aber die schwächere Natur des Monarchen blieb auch wider seinen Willen der dämonischen und gleichsam hypnotisierend wirkenden Natur Wagners unterworfen.

Digitized by Google

S. 23)*) und in dem bei Fröbel (Lebenslauf, Bd. II., S. 404) abgedruckten Schreiben der urkundliche Nachweis dafür der Öffentlichkeit vor. Für mich bestand darüber längst kein Zweifel, denn ich hatte in meiner amtlichen Thätigkeit Gelegenheit genug, in die Karten zu sehen. Ich war nämlich in der Mitte der sechziger Jahre nicht nur politischer Referent im bayerischen Ministerium des Äußeren, sondern auch mit der obersten Leitung der Presse beauftragt. Nun weiß man aus Fröbel (a. a. O. Bd. II, S. 398), daß Wagner im Oktober 1865 den König für den Plan gewonnen hatte, eine große Zeitung in das Leben zu rufen, welche die Aufgabe haben sollte, die königliche (das heißt die von Wagner suggerierte) Politik und Kulturbestrebung zu vertreten. Damals kam die Sache nicht zu stande. Im März 1867 wurden aber die Verhandlungen von Graf Taufkirchen wieder aufgegriffen (vgl. Fröbel a. a. O. S. 479) und, da ich inzwischen als Nachfolger meines Freundes seine Stelle im Ministerium Hohenlohe übernommen hatte, von mir zu Ende geführt. Am 1. Oktober erschien die erste Nummer der von Fröbel geleiteten „Süddeutschen Presse".

Mein Chef hatte mir nach dem Befehle Seiner Majestät die Aufgabe übertragen, die Richard Wagnerschen Ideen über Politik in der neuen Zeitung zu vertreten. Ich begab mich also eines schönen Nachmittags in das Eckhaus (Baier- und Arcostraße), in welchem damals der „Meister" wohnte. Er war an diesem Tage in der violetten Stimmung. Ein schwerer Vorhang von violettem Sammet verhüllte das Fenster; er selbst saß in einem Talar aus violettem Sammet in einem violetten Sammetlehnstuhl, auf dem Haupte ein violettes Barett, das er, sich aus der sitzenden Stellung erhebend, bei meinem Eintritte sehr wenig lüftete. Ich trug ihm meine Aufgabe vor und bat ihn, mir seine Principien kund zu thun und zu bestimmen, wie unser künftiger Geschäftsverkehr sich gestalten solle. Und nun ergoß sich über mich die unendliche Melodie eines in völlig gleichmäßigem näselndem Tone, ohne Hebung und Senkung der Stimme dahinrollenden Wortschwalles, in dem die Worte: mein königlicher Freund, deutsche Kunst, ideale Gestaltung des Staatslebens, verknöcherte Bureaukratie, Nebelwolken mißgünstiger Feinde, jüdische Benagung des germanischen Volkstumes und anderes stets wiederkehrten. Geistreich war alles, was er sagte, aber unklar, verworren und namentlich unpraktisch. Dieses Urteil befestigte sich in mir bei allen

*) In diesem Briefe brüstet sich Wagner, es sei vielleicht das Wohl eines ganzen Landes in seine Hände gelegt, wenn es ihm gelänge, seinen jungen Freund für immer seiner Umgebung zu entreißen. Er arbeitete daher eifrig am Sturze des Kabinettssekretärs Pfistermeth und des Ministeriums Pfordten. Der König klagte über dieses beständige Drängen Wagners öfters seiner damaligen Braut, wobei er sich — wie ich von Ohrenzeugen wieder hörte — der Worte zu bedienen pflegte: „Den Pfi und den Pfo kann er nicht ausstehen und will immer, ich soll sie wegthun, aber ich mag jetzt noch nicht."

späteren Besprechungen. Und nicht geringer war die Unbrauchbarkeit dessen, was er mir in der Richtung vortrug, in welcher ich nach der Königlichen Instruktion besonders wirken sollte; nämlich: „Theater und Musik mit dem politischen Leben des Volkes in innige Verbindung zu bringen." Man denke sich gegenüber einer solchen Aufgabe die Gefühle eines nüchternen Staatsmannes, der Tag und Nacht beschäftigt war, mit Hilfe des Prager Friedens die Brücke über die Mainlinie zu errichten und den bayerischen Staat für den immer näher rückenden französischen Krieg wehrfähig zu machen. Ich meinte manchmal, ich müsse an der Wand hinauflaufen. Endlich beschloß ich einen Gewaltstreich. Ich erklärte, ich käme zur Überzeugung, daß ich durch meine bisherige Thätigkeit vollständig der „verknöcherten Bureaukratie" anheimgefallen sei, ich fühle mich unbefähigt, nach den bloß mündlich gehörten Darlegungen des Meisters dessen erhabene Ideen entsprechend in die Öffentlichkeit zu bringen. Ich bat ihn, er möge selbst alles, was er mir gesagt, in schriftliche Form fassen. Dies geschah, und man kann die Artikel in der „Süddeutschen Presse" (Jahrgang 1868 Feuilleton) nachlesen. Erst nach dem Erscheinen der Nummer XIV gelang es, einen ausdrücklichen Königlichen Befehl zu erwirken, welcher diesem Bandwurm ein Ende bereitete.

Was die eigentliche Absicht des Dichterkomponisten war, als er sich zum politischen Ratgeber des Königs machen wollte, ist mir nie ganz klar geworden. Zwar den märchenhaften Plan der Wiederaufrichtung des Königreichs Burgund, am Niederrhein — es sollte ihm die Hälfte von Belgien, Luxemburg und dazu Westfalen zugeteilt werden,*) läßt sich mit dem Wunsche erklären, den König nicht aus dem Ideenkreise des Schwanritters und der Elsa von Brabant entrinnen zu lassen und seine Phantasie auch auf politischem Gebiete zu beschäftigen. Aber wodurch ist die Stellung des ehemaligen Revolutionärs zu den absolutistischen Neigungen Ludwigs II zu erklären, die er fortwährend aufstachelte? Geschah dies nur, weil er erkannt hatte, daß der Hang zum Absolutismus der politische Grundzug in des Königs Ideen war?

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine von einem am Darmstädter Hofe vielgeltenden Beamten mir mitgeteilte Erzählung einzufügen, die in dieser Hinsicht charakteristisch ist.**) Als fünfzehnjähriger Knabe sprach der spätere König einmal mit seinem Onkel, dem Großherzoge von Hessen, über Souveränität und deren Ausübung. „Die einzige eines Herrschers würdige Stellung," äußerte der junge Prinz, „ist diejenige, welche der Kaiser von Rußland inne hat. Sobald ich einmal König bin, werde ich alles aufbieten, mir die gleiche Stellung zu verschaffen." Darauf soll ihm der Großherzog unter Lachen die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt

*) Fröbel, der (Bd. II. S. 406) den abenteuerlichen Plan auch kennt, gibt an, daß hinter demselben die Ratgeber des Hauses Taxis gesteckt hätten.

**) Vgl. die oben citierten Briefe an Frau Wille und Fröbel; auch Fröbel a. a. O. S. 318.

Digitized by Google

haben: „Da gratuliere ich, da werden Sie gehörig anpumpen, mein lieber Neffe."

Später trat bekanntlich als Herrscherideal an Stelle des Zaren in des Königs Ideenkreis le Roi Soleil, was sich bis in das Krankhafte — wie schon oben erwähnt — steigerte. Schon gleich nach der Thronbesteigung, als ihn der damalige Kabinettssekretär aufforderte, doch den Vorsitz im Staatsrate zu führen, weigerte er sich (er hat auch wirklich, solange er König war, niemals einem Staatsrate präsidiert). Und als ihm der Sekretär dabei bemerkte, das sei seine Königliche Pflicht, erwiderte er in höchster Erregung: „Wenn ich als König wieder die Rechte eines Louis XIV. haben werde, werde ich auch die Pflichten eines Königs erfüllen und dem Staatsrat präsidieren." Daß man also sich beim Könige beliebt mache, wenn man seinen absolutistischen Neigungen schmeichle, wußte Wagner recht wohl, und es kann sein, daß ihn dieser Gedanke allein leitete. Oder verfolgte er wirklich die ihm von seinen Gegnern zugeschriebenen Pläne? Mir sind sie stets zu abenteuerlich erschienen. Von dem Königreiche Burgund sprach Wagner nie mit mir und verlangte nicht, daß die Süddeutsche Presse für dessen Errichtung eintrete. Desto mehr aber von der „Reduktion der Verfassung", welchen Ausdruck er für die Louisquatorze-Ideen des Königs erfunden hatte. Natürlich fiel es mir nicht ein, diese Tendenz in der Presse zu vertreten. Einmal aber war ich doch veranlaßt, für die Erhaltung der Königlichen Rechte einzutreten, und dies wäre mir bald übel bekommen.

In der bis zu Ende der sechziger Jahre geltende bayerischen Gemeindeordnung hatte die Regierung das Recht der Bestätigung oder Ablehnung der in den größeren Städten von den Gemeindekollegien gewählten Bürgermeister. Dieses Recht war der Demokratie natürlich ein Dorn im Auge, und es wurde bei Beratung der neuen Gemeindegesetze ein Sturm dagegen losgelassen; ich war vom Fürsten Hohenlohe, der durch wichtige andere Fragen in Anspruch genommen war, als Ministerialkommissar abgeordnet und hatte einen heftigen persönlichen Zusammenstoß mit den Ressortministern, welche sich geeinigt hatten, dem „Volkswillen" entgegenzukommen, um die Linke für Gegenleistungen willig zu machen.

Nach der Ausschußsitzung begab ich mich im hellen Zorne zu Herrn Staatsrat von Wydenbrugk, klagte ihm mein Leid, und er versprach mir über die Frage einen Leitartikel für die „Süddeutsche Presse" zu schreiben. Alsbald erhielt ich auch einen solchen, in dem der treffliche Publizist die Gefahr beleuchtete, welche die unbeschränkte Auslieferung der obersten Verwaltung in den großen Städten an die Volksmehrheit in sich schließe, und davor warnte, die Macht der Regierung, die sie glücklicherweise in dieser Richtung noch besitze, abzuschwächen. Man schrieb natürlich diesen Artikel mir zu, fand darin eine förmliche Auflehnung eines „Unterbeamten" gegen den zuständigen Minister und beschloß, das nicht ungestraft hingehen zu lassen. Das Kabinettssekretariat war damals lediglich das Organ des Herrn v. Lutz, meines erbittertsten Gegners. So erhielt ich den Befehl, alsbald vor Seiner Majestät zu erscheinen. Ich hatte kaum Zeit, mich in Uniform zu werfen. In der Residenz mußte ich längere Zeit im Vorzimmer warten. Plötzlich ward die Thüre zu den Gemächern Seiner Majestät heftig aufgestoßen, herein trat der König mit dem üblichen stampfenden Schritt, stellte sich in der durch spätere Photographien genugsam bekannten „Wendung" einige Schritte von mir entfernt auf, drehte den Kopf über die Schultern nach mir herüber und rief in sehr ungnädigem Tone: „Sie wollen wohl wieder nach Nürnberg zurückt?" Ich verbeugte mich: „Wohin Eure Majestät mich hinzuschicken geruhen, werde ich meine Kräfte ebenso dem Dienste meines erhabenen Monarchen widmen, wie ich es zur Zeit in München thue." Der Kopf Seiner Majestät machte eine Bewegung, offenbar gefiel ihm die Antwort, und etwas weniger ungut sagte er: „Ja, ich werde Sie aber doch nach Nürnberg zurückschicken, wenn Sie so fortfahren." Nun verbeugte ich mich abermals: „Womit habe ich die Ungnade Eurer Majestät auf mich gezogen?" — „Sie machen gegen mich Opposition und noch dazu in der Zeitung, die auf meinen Befehl ins Leben gerufen worden ist." — „Majestät sprechen, wie ich annehmen darf, von dem Leitartikel im gestrigen Abendblatte der Süddeutschen Presse?" — „Ja." „Und man hat also Eurer Majestät gesagt, ich hätte diesen Artikel geschrieben. Darf ich mir die allerunterthänigste Frage erlauben, ob Eure Majestät den Artikel gelesen haben?" — „Brauche ich nicht, man hat mir seinen Inhalt angegeben." „Das ist schade, da ich den Artikel nicht geschrieben habe, darf ich sagen, er wäre des Lesens wert." — „Was, Sie sind nicht der Verfasser? Ist das wahr?" Jetzt rief ich mir meinen guten Tanzlehrer Nadler ins Gedächtnis zurück, warf mich in die Pose der gekränkten Unschuld und sagte: „Sire" (diese Anrede war etwas gewagt, aber ich rechnete, daß sie in diesem Augenblicke richtig sei), „ein Edelmann wird eher sterben, als seinen König belügen" — sofort heiterte sich das Gesicht des Monarchen auf — „der Verfasser des Artikels, der ein Meisterwerk ist, ist Staatsrat von Wydenbrugk, Majestät kennen und schätzen, soviel ich weiß, diesen echt konservativen, monarchisch gesinnten Staatsmann, der ein treuer ergebener Anhänger Eurer Majestät ist." Ob der König mehr als den Namen von ihm kannte, weiß ich nicht, aber er erwiderte: „So, so Wydenbrugk." „Und der schreibt gewiß nicht gegen Eure Majestät," schaltete ich ein. „Nein, das glaube ich auch nicht — aber man hat mir doch gesagt" — Nun beugte ich mein Haupt ganz tief: „Majestät, ich gestehe, daß ich gefehlt habe, und bitte demütig um Verzeihung; ich habe allerdings von Wydenbrugk zu diesem Artikel veranlaßt und derselbe macht allerdings Opposition; aber nicht gegen Eure Majestät, sondern gegen die Herren Minister." Der König machte eine heftige Bewegung. „Ich weiß, Majestät, das ist eine Insubordination und ich verdiene Strafe. Aber bedenken Allerhöchstdieselbe meine schwierige Lage."

Und nun beging ich eine an sich unschöne Handlung, ich wurde Intrigant und versuchte, den Ministern ein Bein zu stellen; ich wußte längst, daß sie sämtlich meinem Chef, dem Fürsten

Digitized by Google

Hohenlohe, übel gesinnt waren, und ich hätte sie herzlich gern in die Luft gesprengt. Dazu wäre ich — auch heute noch ist das meine Überzeugung — vom Standpunkte der Notwehr aus berechtigt gewesen; aber das Mittel, das ich anwandte, war nicht schön. Ich sagte nämlich: „Eure Majestät haben mich bezüglich der Leitung der Süddeutschen Presse an Herrn Richard Wagner verwiesen, und aus den Besprechungen mit demselben habe ich entnommen, daß Eure Königliche Majestät eine Verringerung der Kronrechte nicht zu dulden gesonnen sind." — „Das will ich auch nicht," fiel der König ein, „und ich hoffe nicht, daß die Minister sich so eine hochverräterische Handlung erlauben werden." — „Vielleicht sehen dieselben nicht so klar, wie Herr von Wydenbrugk. Aber faktisch haben sie die Absicht, ein wichtiges und bei dem stetigen Anwachsen der Socialdemokratie in den Städten in der Zukunft jedenfalls noch wichtiger werdendes Recht Eurer Königlichen Majestät aufzugeben. Dagegen Opposition zu machen, heißt nicht gegen Eure Majestät sich auflehnen, sondern von dem übelberatenen Monarchen an den besser zu beratenden appellieren." Dieser Satz war ein Fehlgriff, das bemerkte ich sofort. Der Gesichtsausdruck des Königs verfinsterte sich; ich versuchte, die Frage klar zu legen, fand aber keinen aufmerksamen Zuhörer und wurde bald, indessen keineswegs ungnädig, verabschiedet. Nach Hause zurückgekehrt, erstattete ich Seiner Durchlaucht, dem Fürsten zu Hohenlohe, über den Vorgang ausführlichen Bericht. Er hörte mich schweigend an und sagte: „Eigentlich muß ich es ernstlich mißbilligen, daß Sie gegen die Minister, meine Kollegen, intrigieren. Als mildernden Umstand will ich gelten lassen, daß Sie bona fide handelten und dann, daß es Ihnen doch nichts hilft. Herr von Lutz wird Ihren Angriff mit Leichtigkeit parieren. Indessen eine Satisfaktion für die schlechte Behandlung am Anfange der Audienz ist Ihnen Seine Majestät doch schuldig. Ich werde für Sie einen Orden beantragen." Und richtig, am folgenden Tage wurde mir das Ritterkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael zugestellt, meine erste Dekoration.

Später erhielt ich noch eine weitere, mir wertvollere Satisfaktion. In einer der größeren Städte war ein dem Könige höchst unsympathischer Demokrat zum Bürgermeister gewählt worden, und der Monarch wollte, daß dies nicht geduldet werde. Als man auf die neue Gesetzgebung hinwies, nach welcher nichts dagegen zu machen sei, sagte der König plötzlich: „Halt, ich erinnere mich, der Bölderndorff hat mich gewarnt, hätte ich ihm doch geglaubt. Der Minister, der mir dazu geraten, sollte noch nachträglich gehängt werden." Ich habe das von einem Ohrenzeugen.

Nach dem Rücktritte des Fürsten zu Hohenlohe von seinem Posten als bayerischer Ministerpräsident hatte ich keine Audienz mehr bei dem Könige. Aber derselbe ließ mir öfters seine Zufriedenheit mit meinen „Harmlosen Plaudereien", welche in der Allgemeinen Zeitung erschienen, aussprechen. Das änderte sich, als Kabinettssekretär von Eisenhart seiner Stelle enthoben worden war, und zwar ganz unerwartet, in der ungnädigsten Weise. Diese Ungnade übertrug sich auch auf mich. Außer mir war der langjährige Pagenhofmeister General von Lerchenfeld mit Eisenhart seit dem Jahre 1845 intim befreundet, und wir halten seit 1867 jeden Dienstag Nachmittag gemeinsame Kaffeepartie. Natürlich brachte die Entlassung unseres Freundes in unserem Verkehr keine andere Veränderung hervor. Da kam eines Tages Lerchenfeld zu mir und sagte: „Es ist mir aufgefallen, daß ich seit einiger Zeit nicht mehr zur Hoftafel geladen werde. Mir wäre das natürlich einerlei, aber meinem Amte glaubte ich schuldig zu sein, in der Sache klar zu sehen. Nun, denke dir, wir beide sind in größter Ungnade, weil wir nach wie vor unseren Dienstagskaffee besuchen. Der König hat mir durch den Obersthofmarschall sagen lassen, es sei dies in seinen Augen eine Mißachtung gegen ihn selbst, denn ein getreuer Unterthan verkehre nicht so intim mit einem, der die allerhöchste Ungnade auf sich gezogen." Nach kurzer Besprechung begab sich Lerchenfeld zum Oberstfhofmarschall und bat, im eignen und in meinem Namen Seiner Majestät zu melden, daß wir zwar vom tiefsten Schmerze erfüllt seien, wenn wir die allerhöchste Gnade verscherzt haben sollten, aber wir hielten es, gerade weil unseren Freund ein solches Unglück getroffen habe, für unsere Pflicht, den auch vom tiefsten Schmerze Erfüllten zu trösten. — Das wurde wiederum sehr ungnädig aufgenommen, und es wurde mir durch einen Abgesandten (es war eine Art von Bereiter) eröffnet: „Ich sei in die Bastille bestimmt." Es war nämlich in der Zeit der immer mehr zunehmenden Geistesumnachtung des unglücklichen Monarchen eine seiner Wahnvorstellungen, daß er die bei ihm in Ungnade Gefallenen „in die Bastille" werfen könne. Die unmittelbare Umgebung mußte in solchem Falle auf so lange verschwinden, bis der Befehl erging, den Betroffenen wieder aus der Bastille zu entlassen. Für andere hatte es nur die Folge, daß sie nicht zur Hoftafel eingeladen wurden.

* * *

Fünfzehn Jahre waren seit meiner letzten Audienz vergangen; bevor ich am 13. Juni 1886 mein Büreau verließ, hatte mir der Herr Minister ein Telegramm Guddens aus Berg gezeigt: „Hier geht alles wunderbar gut." Dies erschreckte mich, denn wie ich den König kannte, konnte ich nicht annehmen, daß er sich den über ihn verhängten Maßnahmen fügen werde, und war überzeugt, daß er einen Hauptcoup beabsichtige. Aber auf das Entsetzliche, was mich noch in derselben Nacht aus dem Schlafe weckte, war ich doch nicht gefaßt gewesen. Da mir nach meiner amtlichen Stellung die Pflicht oblag, den Tod des Königs zu konstatieren, warf ich mich sofort in Uniform, nahm Abschied von meiner Frau — es war ja möglich, daß ich lebend nicht mehr zurückkehren werde, bei der Erbitterung des Landvolkes konnte die Fahrt nach Schloß Berg lebensgefährlich werden.

Von Starnberg aus fuhr ich in der Hofequipage. Bereits da, wo die Landstraße von München in den Weg nach Berg einmündet, standen Leute auf den beiden Seiten der Chaussee, und von Percha an reihten sie sich Mann an Mann aneinander, in der vordersten Reihe Frauen

Digitized by Google

und Kinder. Nie sonst in meinem Leben bin ich mit so haßerfüllten Augen angeblickt worden; ich fühlte wohl, daß mein Leben in diesen Minuten keinen Pfennig wert war; ein einziger Ruf: „Schlagt ihn tot!“ und es war um mich geschehen. Aber es fehlte an einem entschlossenen Führer, und so kam ich ungefährdet in Berg an. Ich stieg die Treppe hinauf, nicht mit leichtem Herzen, das kann man sich denken. Man wies mich in den sogenannten blauen Salon.

Ich schritt langsam vor an das Bett, auf welchem ruhte, was von des Königs Majestät auf der Erde zurückgeblieben war. Der Körper noch mit der irdischen Pracht der Generalsuniform geschmückt und mit dem Königsmantel bedeckt, aber das Gesicht verzerrt, der Ausdruck finster und zornig; man erkannte, in welch' furchtbarer Seelenaufregung der Monarch aus dem Leben geschieden war. Mit bebenden Händen ergriff ich den Bogen, auf welchem ich an dem neben dem Leichenlager stehenden kleinen Tischchen die Sterbeurkunde aufzeichnen sollte. Ich konstatierte, was ich vor mir hatte; aber ich mußte das Papier wieder zerreißen, denn ich war so wenig Herr meiner Gedanken, daß ich geschrieben hatte: „und fand auf einem Ruhebett den entseelten Leichnam weiland Seiner Majestät des Königs.“ Erst als ich die Worte wieder überlas, bemerkte ich, welche unzulässige Tautologie mir Aufregung und Verwirrung in die Feder gegeben hatten.

Allmählich ruhiger geworden, entwarf ich die standesamtliche Sterbeurkunde. Dann betrachtete ich die im Nebenzimmer aufgebahrte Leiche des Geheimrats Professor von Gudden, und im ernsten Sinnen verließ ich das Schloß. Nunmehr suchte ich die Stelle am Ufer auf, wo in der verflossenen Nacht der König den Tod gefunden. Man sah deutlich die Spuren und konnte sich ein deutliches Bild dessen machen, was vorgegangen war. Eine amtliche Aufzeichnung hierüber lag mir indessen nicht ob; in einer schwer zu schildernden Aufregung kehrte ich nach München zurück. — — —

* * *

Es war der 19. Juni nachmittags halb drei Uhr; alle Glocken der Stadt läuteten. Der Leichenzug war an der Hofkirche vom heiligen Michael angekommen, in dessen Gruftgewölbe der unglückliche Monarch zur ewigen Ruhe gebettet werden sollte. Die kirchlichen Ceremonien nahmen ihren vorgeschriebenen Verlauf, das „requiescat in pace“ war verklungen, und nun lag mir, als dem Generalsekretär des königlichen Hausministeriums die letzte Pflicht ob, die Versiegelung des Sarges. Ich winkte den Gugelmännern;*) sechs derselben nahmen denselben auf, sechs gingen unmittelbar hinten nach, die übrigen dreizehn umringten unseren Zug. So schritten wir hinab in die Gruft, die nur düster erleuchtet war. Noch hatte ich eine furchtbar schwere Aufgabe zu erledigen; es war meine Pflicht, mich durch eignen Augenschein, unmittelbar bevor ich den Sarg für immer zusiegelte, zu überzeugen, daß es wirklich die Leiche des Königs sei, die im Sarge liege. Also ließ ich den Deckel vom Sarge nehmen; die Fackeln der Gugelmänner beleuchteten grell den vor mir liegenden Toten, dessen Antlitz, ohngeachtet der vorgenommenen Einbalsamierung, schon stark verfallen war. Ja, es waren die mir so wohlbekannten Züge; Thränen stürzten mir — ich kann es nicht leugnen — aus den Augen, und nur mit einer stummen Handbewegung gab ich den Befehl, den Sarg wieder zu schließen. Es war der König, ich konnte es nunmehr pflichtgemäß aus eigner Wahrnehmung bestätigen, der in demselben lag.

Nunmehr umschnürte ich den Sarg mit einem schwarzseidenen breiten Bande in der vorgeschriebenen Weise und siegelte das eine Ende fest an die eine Seitenwand an, während das andere ebenso von dem mitanwesenden königlichen Obersthofmeister befestigt wurde. Dann wurde der Metallsarg in den Mahagonisarkophag gehoben, der schon bereit stand; aber bei dem flackernden Fackelschein schienen die Gugelmänner den ersteren etwas schief gehalten zu haben, der Deckel des Sarkophags wollte nicht schließen. Rasch sprangen einige der schwarzen Gestalten auf diesen Deckel und wollten ihn mit ihrem Körpergewicht hinabdrücken. Das konnte ich nicht mit ansehen; mir war, als müßte solch ein Gebaren den Herrn, der so viel auf seine königliche Würde gehalten, noch als Toten kränken. Ich befahl daher, den Sarg wieder heraus zu heben und sorgfältig in den Sarkophag einzusetzen, was längere Zeit erforderte, und wie ich später hören mußte, die in der Kirche Zurückgebliebenen ungeduldig machte. Dann schlang ich um den Sarkophag einen handbreiten schwarzgeteerten Gurt und siegelte auch dessen beide Enden an, womit die Ceremonie geschlossen war. Als der Letzte verließ ich die Gruft. Noch einen Blick auf den kleinen Fleck, der alles barg, was von so vielen Hoffnungen übrig geblieben, warf ich zurück. Dann ließ sich die Thüre rasselnd ins Schloß fallen — das Trauerspiel eines unglücklichen Königslebens war zu Ende.

*) Die „Männer in der Gugel“ sind ein uraltes germanisches Überbleibsel, das sich meines Wissens nur in Bayern erhalten hat. Kugula, so viel als Kapuze, ist eine runde Kopfbedeckung — man nennt noch jetzt in manchen Gegenden das Kopftuch der Bäuerinnen und von dem Worte kommt auch der „Gugelhupf“. Diese Kopfbedeckung wurde an einem schwarzen Mantel befestigt und hatte im Gesicht zwei Öffnungen für die Augen. In Bayern begleiten hergebrachtermaßen fünfundzwanzig Männer in der Gugel den Leichenwagen bei fürstlichen Begräbnissen. Jeder Gugelmann trägt zwei schief im Kreuz übereinander gebundene Wachsfackeln.

Digitized by Google

König Friedrich Wilhelm I. als 14jähriger Knabe in der Gestalt des David.
Nach dem Gemälde von Anthoine Schoonjans.

Digitized by Google

Die bildenden Künste unter den Hohenzollern.

Die Zeit König Friedrichs I.

Von

Dr. Paul Seidel.

Mit sechzehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Vignette aus dem Werke „Thesaurus Brandenburgicus.“ Gezeichnet und gestochen von S. Bleisendorf.

Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg den Thron seiner Väter bestieg, sah er sich ganz anderen Verhältnissen gegenüber, wie der Große Kurfürst 48 Jahre früher. Die schlimmsten Wunden, die der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte, waren bereits verschmerzt; unter der kräftigen Regierung seines Vaters waren Friede und Ruhe wieder eingekehrt, hatten sich Kultur und Wohlstand sehr gehoben. Die Aufnahme der Hugenotten hatte namentlich die Industrie gefördert. Vielleicht war die Neigung Friedrichs zu den bildenden Künsten nicht größer als die seines Vaters, aber es ist leicht erklärlich, daß sie in den gesicherten Verhältnissen, die er bei seinem Regierungsantritt vorfand, und bei der politischen Machtstellung, die Brandenburg-Preußen jetzt durch seine Armee einnahm, viel mehr zur Geltung und praktischen Ausübung gelangte. Dazu kam freilich eine künstlerisch durchgebildete Prachtliebe, die von dem glühenden Wunsch beseelt war, den Stolz auf die mühsam erworbene Königskrone auch nach außen hin glanzvoll zum Ausdruck zu bringen und womöglich den glänzenden Hof Ludwigs XIV. in Versailles, dessen Ruhm die Welt erfüllte, zu überbieten. Wenn also auch diese Kunstliebe von menschlichen Schwächen nicht frei war, so ist doch nie genügend gewürdigt worden, wie noch das heutige Berlin von dem Glanze von Friedrichs künstlerischen Leistungen zehrt. Man denke sich das Königsschloß, das Zeughaus, das Denkmal des Großen Kurfürsten fort — um nur diese zu nennen — und Berlin hat aus älterer Zeit auf dem Gebiete der Kunst nichts mehr, was seiner heutigen Bedeutung entspricht. Man vergißt gar zu leicht, daß ein Schlüter, um das zu leisten, was er geleistet hat, zweier Dinge bedurfte: seines außerordentlichen Könnens und eines Königs, der ihm vertrauensvoll die höchsten Aufgaben stellte, höhere, als selbst Schlüter zu erfüllen im Stande war. Man darf — in diesem Falle wenigstens — über dem Künstler den Bauherrn nicht vergessen.

Auch in anderer Beziehung vollzieht sich unter Friedrich ein Umschwung in dem Berliner Kunstleben. Vor ihm dominierten die holländische Kunst und ihre Vertreter am Berliner Hofe. Unter Friedrich kommen aber allmählich auch Künstler anderer Nationalität, Franzosen und vor allem auch deutsche zur Geltung, und ich meine, es kann jeden Vaterlandsfreund mit Genugthuung erfüllen, daß die beiden großen Künstler des XVII. und XVIII. Jahrhunderts in Berlin, Schlüter und Knobelsdorff, ersterer durch seine Ausbildung in Danzig und letzterer auch durch seine Geburt, Preußen gewesen sind.

Das außerordentliche Verdienst, die verschiedenen in Berlin thätigen Kunstrichtungen centralisiert und einen Stützpunkt für Ausübung und Ausbildung der bildenden Künste in Berlin geschaffen zu haben, gebührt Friedrich durch die Gründung der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften. Schon 1690 soll eine pri-

Digitized by Google

vate Vereinigung der in Berlin thätigen Künstler bestanden haben, und ein Mitglied dieser Vereinigung, der aus dem Haag stammende Maler Augustin Terwesten, machte dem Kurfürsten 1694 zuerst den Vorschlag zur Gründung einer Akademie. Terwesten war zur Einrichtung einer Akademie dadurch besonders befähigt, daß er in der 1682 gegründeten Haager „Akademie van de Teyken Konst“ eine hervorragende Thätigkeit entfaltet hatte, ja einmal deren „Regent“ gewesen war. Die Einrichtung der Anstalt wurde mit Eifer in Angriff genommen. Das obere Stockwerk des damaligen Marstalls, das Gebäude, in dem sich die Akademie noch heute befindet, wurde für die Lehrzwecke eingerichtet. Um dem Mangel an Kunstwerken abzuhelfen, die den Schülern zu Vorbildern dienen konnten, wurden die Maler Gericke und Terwesten nach Italien gesandt, um Abgüsse von antiken Kunstwerken und auch solche im Original zu erwerben. Mit reichen Sammlungen kehrten sie heim. Genannt werden uns unter den Abgüssen, zu denen sie die Formen mitbrachten, der Laocoon, die Venus von Cuidos und die Reiterstatue von Marc Aurel. Aber auch mit einer Reihe von Originalen, wie Bronzen, Urnen, Lampen ꝛc., wurde die Sammlung ausgestattet; leider gingen alle diese Schätze bei einem Brande 50 Jahre später völlig zu Grunde. In demselben Jahre 1694 wurde der Maler Romandon nach Italien gesandt, um Kopien nach den berühmtesten Gemälden anzufertigen. Von diesen Arbeiten haben sich noch eine ganze Reihe, namentlich Kopien nach Correggio, in den königlichen Schlössern erhalten. — Zum ersten Protektor der Akademie wurde der allmächtige Dankelmann ernannt, der nach seinem Sturze durch seinen Nachfolger Kolbe von Wartenberg ersetzt wurde. Beide haben sich um die junge Anstalt sehr verdient gemacht.

Friedrich I. auf dem Thron.
Nach dem Gemälde von Weidemann.

Obwohl die Lehrthätigkeit an der Akademie sofort nach der Gründung begann, so waren doch erst 1699 die Vorbereitungen so weit abgeschlossen, daß die Akademie am Geburtstage des Stifters, am 1. Juli, feierlich eingeweiht werden konnte. In der erwähnten Stiftungs-Urkunde wird als Zweck der Akademie angegeben: „die mehrere Etablie-

Digitized by Google

rung und desto nützlichere Fortpflanzung aller Künste und Wissenschaften in den kurbrandenburgischen Staaten zu fördern und zur Aufnahme der Maler-, Bildhauer- und Architektur-Kunst mitzuwirken."

Denkmünze auf die Gründung der Akademie der Künste zu Berlin. Vorder- und Rückseite.

Die ersten vier Rektoren der Akademie, von denen einer abwechselnd das Direktorat führte, waren Werner, Terwesten, Schlüter und Probener. Auf die einzelnen Künstler, die eine hervorragende Rolle an der Akademie gespielt haben, kommen wir später zurück, hier sei nur noch erwähnt, daß auf Befehl des Kurfürsten auch die Vorschläge für die Innendekoration des Schlosses, namentlich für die Deckenmalereien, von der Akademie in corpore ausgehen mußten, und daß den Mitgliedern dann die einzelnen Aufgaben zugeteilt wurden. Die Oberleitung hierfür fiel natürlich dem Architekten, in diesem Falle Schlüter, zu. Auf den Lehrplan und sonstige Ausstattung der Akademie brauchen wir hier nicht näher einzugehen; jedenfalls war ein ernstes frisches Streben vorhanden, und die Akademie war auf dem besten Wege, in Norddeutschland eine führende Rolle einzunehmen, als Friedrichs Sohn ihr bei seinem Regierungsantritt alle Existenzbedingungen abschnitt.

Die in dieser Zeit in Berlin dominierende Kunst, die Baukunst, feierte durch ihren genialen Vertreter Schlüter großartige Triumphe, um so großartiger, als sie in dieser Zeit des Verfalls um so unerwarteter sind. Schlüters Leistungsfähigkeit erscheint noch überraschender, wenn man bedenkt, daß er bei der Überfülle von Aufgaben auf architektonischem Gebiete gleichzeitig ebenso Wertvolles als Bildhauer zu leisten vermochte. Wohl selten hat ein Künstler seinem Zeitalter so den Stempel seines Geistes aufzuprägen gewußt, und mit vollem Rechte wird daher die Kunstrichtung dieser ganzen Zeit in Berlin als Schlüterscher Stil bezeichnet. Bei dieser Gelegenheit bringe ich in Vorschlag, daß man sich zur Klarstellung der Stilperioden am Berliner Hofe von den üblichen französischen Stilbezeichnungen: style Louis XIV, Louis XV ꝛc. frei mache und dieselben durch die Namen unserer Regenten ersetze. Dies ist um so berechtigter, weil bei der Abhängigkeit der Kunst in älterer Zeit von den Neigungen des Fürsten die Regierungszeit jedes einzelnen einen ausgeprägten Charakter besitzt, der mit dem der gleichzeitigen französischen Kunst oft nur eine äußere Verwandtschaft hat. Jedem, der einmal mit Aufmerksamkeit die Schlösser von Berlin und Potsdam durchwandelt hat, wird es verständlich sein, wenn wir vom Stil Friedrichs I., Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen sprechen werden.

Als Schlüter von Warschau nach Berlin kam, war hier der tüchtigste Architekt der Oberdirektor der kurfürstlichen Bauten Nering. Seine Thätigkeit war sehr umfangreich. Wir nennen hier nur die Fertigstellung des Schlosses Oranienburg, den Bau der Kapelle in Köpenick, den Bau des Marstalles (heute Akademie) und der Langen Brücke in Berlin, den Bau des Zeughauses und vor allem die Anlegung der Friedrichstadt, in der er eine große Anzahl von Privatgebäuden errichtet hat. Doch starb Nering schon im Oktober 1695; sein Nachfolger war Grünberg. In Schlüters Bestallung vom August 1694 ist von einer etwaigen Thätigkeit als Architekt noch gar keine Rede, sondern er wird als Hofbildhauer mit 1200 Thalern Gehalt angestellt. In diesem Dokument war Schlüter verpflichtet: „was wir von Bildhauer-Arbeit, sei es von Stein, Marmor, Elfenbein, Alabaster oder Holz von ihm verlangen werden, seiner besten Wissenschaft nach verfertigen, in der anzurichtenden Akademie von Bildhauern, damit die Jugend in dieser Kunst soviel möglich angeführt und perfektioniert werden möge, allen möglichen Fleiß anwenden solle." Es scheint, daß sich Schlüters Bedeutung als Architekt erst allmählich, namentlich durch den Bau von Charlottenburg, geltend machte.

Über Andreas Schlüters Jugendzeit ist

Digitized by Google

uns leider sehr wenig bekannt, und es ist kaum anzunehmen, daß das Dunkel, welches über seinem Entwickelungsgang und über seinem Privatleben liegt, noch in wünschenswertem Maße erhellt werde. Überhaupt waltet ein eigener Unstern über der Geschichte dieses größten aller Berliner Künstler, denn es ist uns kein sicheres Bildnis von ihm überliefert, und von seinen Zeichnungen und Entwürfen hat sich fast nichts

Der Mittelbau des Königl. Schlosses zu Charlottenburg.
Von Andreas Schlüter.

erhalten. Wir wissen von Schlüters Jugend nur, daß er am 22. Mai 1664 in Hamburg getauft wurde, noch sehr jung zum Bildhauer David Sapovius in Danzig in die Lehre kam und 1694 aus Warschau als Bildhauer nach Berlin berufen wurde. Wenn uns aber über den Menschen Schlüter und über sein Werden so wenig Nachrichten überkommen sind, so sprechen um so eindringlicher seine Thaten für den fertigen Künstler. Seine ersten Arbeiten in der neuen Heimat waren die leider gänzlich zerstörten Reliefs mit Flußgöttern und Najaden an der Langen Brücke in Berlin und die reizvollen Kinderfiguren an der Decke des großen Marmorsaales im Potsdamer Stadtschlosse, die bei dem spätern Umbau dieses Saales durch Knobelsdorff pietätvoll erhalten wurden. Die erste architektonische Aufgabe aber, die Schlüter in Berlin gestellt wurde, war der Bau eines Landhauses für die Kurfürstin Sophie Charlotte in Liezenburg, dem heutigen Charlottenburg. Dieser Bau ist noch zum Teil erhalten in dem Mittelbau des heutigen Schlosses; das große Mittel-Risalit, die Kuppel und die mächtigen Flügelbauten sind spätere Erweiterungsbauten Eosanders. Von großem Reiz sind zum Teil die Zimmer des älteren Teiles, hier kann man von der Innendekoration jener Zeit ein viel besseres Bild gewinnen als im Berliner Schlosse, da keine unverständige Restaurierung so zerstörend gewirkt hat wie in Berlin. In diese Zeit fällt auch die Ausführung des ersten größeren Skulpturenwerkes unseres Künstlers, die der Bronzestatue Friedrichs I., deren Guß 1697 von Jakobi ausgeführt wurde. Ursprünglich sollte diese Statue in der Mitte des Zeughaushofes aufgestellt werden, aber es kam nicht dazu, und das Bildwerk wurde hin und her geschleppt. König Friedrich Wilhelm I. beabsichtigte dann die Statue seines Vaters Unter den Linden an der Stelle aufzurichten, wo heute die Statue Friedrichs des Großen steht. Alle Vorbereitungen waren schon ge-

troffen zur Errichtung einer 50 Fuß hohen, mit den Thaten Friedrichs in Basreliefs geschmückten Säule, deren Krönung die Statue bilden sollte, als der König starb. Sein Nachfolger ließ die angefangenen Arbeiten wieder zerstören, und die Bildsäule blieb im Magazin des Zeughauses, bis sie endlich Friedrich Wilhelm III. der Stadt Königsberg schenkte, wo sie vor dem Schloß ihren dauernden Platz gefunden hat. Die Stadt Berlin aber besitzt noch immer kein Denkmal des ersten Königs von Preußen, der so unendlich viel für sie gethan hat.

Kunstwerke von ganz eigenartigem Reiz größerer Bedeutung aber sind die als Schlußsteine der Fensterwölbungen an den Wänden des Hofes angebrachten 21 Köpfe sterbender Krieger. Während das Äußere des Gebäudes mit den Helmen an der Fassade, mit den Trophäengruppen auf dem Gesims und auf den Thürflügeln den Glanz und den Ruhm des Waffenhandwerks zum Ausdruck bringt, erblickt man hier auf dem abgeschlossenen Hofe die Kehrseite der Medaille in erschütternder Tragik dargestellt. Diese Köpfe verwundeter und sterbender Krieger spiegeln das Grausen des Todes von leidenschaftlicher Wut oder verzweiflungsvollem Aufbäumen der letzten

Hauptfassade des Zeughauses zu Berlin. Von Andreas Schlüter.

sind Schlüters Dekorationen am Zeughause. Der Entwurf zu diesem Gebäude und der Anfang des Baues stammen, wie erwähnt, von Nering, der aber schon 1695 starb. Wenn auch in der Hauptsache Nerings Plan beibehalten wurde, so stammt doch der glanzvollste Teil des Baues, die wundervolle Dekoration, die die Einförmigkeit der großen Fassaden wirkungsvoll unterbricht, von Schlüter. An der Außenseite ist das erste Geschoß mit Helmen verziert, die in der abwechslungsreichen Fülle ihrer Formen von der reichen Gestaltungskraft des Künstlers Zeugnis ablegen. Von bei weitem

Lebenskräfte bis zum letzten ohnmächtigen Ermatten in solcher Wahrheit und doch dabei großartigem künstlerischem Durchdringen wieder, daß das Abschreckende des Gegenstandes dem Beschauer gar nicht zum Bewußtsein kommt. Weiter ausgeführt ist der durch diese ganze Dekoration gehende Grundgedanke in der Dekoration über den Thüren an der Rückseite des Gebäudes, wo über der Mittelthür zwei in Ketten geschlagene fabelhafte Figuren mit Fischschwänzen und über den Seitenthüren zwei Medusenhäupter mit Schlangenhaaren das Elend und das Grausen repräsentieren, das der Krieg hinter sich zurückläßt.

Digitized by Google

Die Zufriedenheit des Kurfürsten über seine von Schlüter modellierte und von Jakobi gegossene Statue gab ihm Veranlassung dem Künstler die Reiterstatue seines Vaters, die auf der neuerbauten Langen Brücke aufgestellt werden sollte, in Auftrag zu geben. Bei der Darstellung des als Triumphator in seine Residenz heimkehrenden Kurfürsten hat dem Künstler sicherlich die antike Reiterstatue des Marc Aurel, die auf dem Kapitol in Rom aufgestellt ist, vorgeschwebt, doch ist das schon der Verfallzeit römischer Kunst angehörende Denkmal von ihm weit übertroffen. Man hat hieraus den Beweis herzuleiten versucht, daß Schlüter in Italien gewesen sein müßte, doch ist das nicht stichhaltig, da die Akademie, wie wir bereits erwähnt haben, einen Abguß des römischen Reiterbildes besaß. Aus anderen Gründen ist es allerdings doch sehr wahrscheinlich, daß Schlüter Italien gesehen hat, wenigstens werden ihm am 24. April 1696 zu einer italienischen Reise 300 Thaler angewiesen. Mit diesem Werke hat sich Schlüter in die Reihe der ersten Bildhauer aller Zeiten gestellt und ein Denkmal geschaffen, vor dem alle Kritik verstummt. Wer wollte z. B. versuchen das antike Kostüm des Großen Kurfürsten in Verbindung mit seiner Allongeperücke zu tadeln? Im Anblick dieser großartigen Figur werden alle Bedenken hinfällig, das Ganze ist so formvollendet durchdacht und so in einem Gusse durchgeführt, daß alle Details als selbstverständlich erscheinen und man zu dem Schluß gelangt: Nur so und nicht anders konnte ein derartiges Meisterwerk geschaffen werden. Während Schlüter die Modellierung des Reiterbildes selbst bis aufs Kleinste mit eigener Hand durchführte, ließ er seine Entwürfe für die vier Sklavenfiguren am Sockel von Hilfskräften ausführen, wodurch die geringere künstlerische Qualität derselben erklärlich wird. Bei dieser Gelegenheit müssen wir auch des Gießers gedenken, der es mutvoll unternahm, den noch niemals in Berlin versuchten Guß eines so gewaltigen Denkmals auszuführen. Während uns vom Schöpfer des Standbildes kein Bildnis erhalten blieb, existiert von Jakobi ein von Wolfgang gestochenes großes Portrait.

Totenmaske eines sterbenden Kriegers.
Von Andreas Schlüter.
Nach einer Photographie von R. Halwas, Berlin.

Die Freude Friedrichs I. an der Kunst stand in enger Beziehung zu seiner Prachtliebe. Als am Ende des XVII. Jahrhunderts sich sein lange gehegter Wunsch, sich die Königskrone aufs Haupt setzen zu können, Erfüllung zu finden versprach, mußte er daran denken, sich für die Repräsentation dieser neuen Würde einen neuen glänzenden Hintergrund zu schaffen. Schlüter wurde daher 1699 beauftragt, das Berliner Schloß vollständig umzubauen und die einzelnen teilweise lose zusammenhängenden Teile zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Einem jeden Besucher Berlins wird klar vor Augen stehen, in welchem Maße dem Künstler die Lösung dieser Aufgabe gelungen ist, namentlich wenn man sich den architektonisch hervorragendsten Teil des Schlosses, den inneren Hof, vergegenwärtigt. Der Umbau und der Ausbau dieses Hofes war ursprünglich der Hauptteil des Schloßbaues, und erst später wurde durch den König die Aufgabe dahin erweitert, daß auch der äußere große Hof hinzugenommen wurde. Es kann daher Schlüter für die Gesamtwirkung der Fassaden nach dem Schloßplatz und dem Lustgarten zu nicht verantwortlich gemacht werden und nament-

Digitized by Google

lich nicht für die Fassade nach der Schloßfreiheit zu, die ganz von seinem Nachfolger Eosander herrührt. Um Schlüters Geist daher ganz ungetrübt auf uns wirken zu lassen, thun wir am besten den inneren Schloßhof zum Gegenstand unserer Betrachtung zu wählen, in dem der Künstler das großartigste Denkmal der Barock-Architektur in ganz Deutschland geschaffen hat. Gesteigert wird unsere Bewunderung durch die Erwägung, daß Schlüter gezwungen war, vorhandene Teile, wie Treppentürme ꝛc., in seinen Bau hineinzunehmen, daß er es aber verstanden hat, diesen Zwang bei der genialen Ausführung seines Planes nicht wahrnehmbar, ja sogar zu einer neuen Quelle des Genusses zu machen. Das gilt namentlich für das große Treppenhaus, das zum Schweizer Saal hinaufführt und das von Schlüter durch eine großartig gedacht und durchgeführte Vereinigung eines stufenlosen „Wendelsteines“ mit einem Treppenturm geschaffen wurde. Als der neue König 1701 von der Krönung in Königsberg zurückkehrte, war er von dem Geleisteten so befriedigt, daß er eine bedeutende Erweiterung des Baues befahl, die namentlich eine Verlängerung der Prachträume im zweiten Stocke der Front nach dem Lustgarten zu bezweckte. Schlüters ursprünglicher Plan war gewesen, den schmucklosen Bau, der die beiden Höfe voneinander trennt, zu beseitigen und durch einen den anderen Seiten des Hofes entsprechenden Bau zu ersetzen.

Als nun durch den Befehl des Königs an Schlüter die schwere Aufgabe herantrat, das bereits Gebaute dem neuen erweiterten Bauprojekt einzuordnen, entledigte er sich dieser Arbeit mit geradezu erstaunlicher Meisterschaft, wenn sein Plan auch leider nicht zur Ausführung gelangte. Noch heute steht der unschöne Mittelbau, der die beiden Schloßhöfe voneinander trennt; Schlüter wollte ihn abtragen lassen, um ihn durch eine großartige Säulenhalle zu ersetzen. Erst dann wäre die imposante Hofarchitektur des Schlosses zu ihrer vollen Wirkung gelangt. Man denke sich nur im äußeren Schloßhofe vor dem Portal nach der Schloßfreiheit zu stehend und vor sich den Blick ungehemmt über und durch diese Säulenhalle hinweg auf das große Treppenhaus am inneren Schloßhofe gerichtet. Dann vergegenwärtige man sich das Berlin des Jahres 1700 und vergleiche es mit dem Berlin des Jahres 1900, um die Großartigkeit dieser künstlerischen Leistung zu empfinden. Dabei hat Schlüter vor Michelangelo, mit dem er so gern verglichen wird, das Eine voraus, daß er bei allen oft ins Ungemessene gehenden großartigen Plänen nie das Gefühl für feines Maß und künstlerische Beschränkung verliert, die allein dem Kunstwerk dauernden Wert verleihen.

Totenmaske eines sterbenden Kriegers.
Von Andreas Schlüter.
Nach einer Photographie von A. Halwas, Berlin.

Es würde hier zu weit führen, auf den Plan des Schlosses und die Durchführung im einzelnen einzugehen, auch auf die Schilderung der Dekoration der Innenräume müssen wir verzichten. Auch hier gelang es Schlüter, sich allmählich ein gut geschultes Heer von Handwerkern heranzuziehen. Einen Teil der Skulpturen-Dekoration müssen wir in der Ausführung dem Meister selber zuschreiben, während die reichen, teilweise prachtvollen Holzskulpturen an Thüren und Fensterwandungen, die Stuckverzierungen der Decken und Kamine wenigstens nach seinen Entwürfen angefertigt sind. Namentlich die Holzschnitzereien sind zum Teil von überraschender Schönheit in Zeichnung und Aus-

Digitized by Google

Das Denkmal des Großen Kurfürsten zu Berlin.
Von Andreas Schlüter.

führung, und es wird uns als ein Künstler, der hierin besonders leistungsfähig war, der Engländer Bing genannt. Die Deckenmalereien wurden von den Mitgliedern der Akademie nach gemeinsam durchdachten Plänen ausgeführt, sie stehen aber weit unter dem Niveau der sonstigen, direkt auf Schlüters Einfluß zurückzuführenden Dekoration und namentlich unter den Werken der Bildhauer jener Zeit. Die Darstellungen an den Decken sind meistens allegorische Verherrlichungen des Königs, wie sie in jener Zeit allgemein beliebt waren.

Schon 1701 begann auch derjenige Bau, dessen unglückliche Durchführung den genialen Architekten zum Sturze brachte, der Bau des sogenannten Münzturmes. Friedrich hatte den Wunsch, ein in Holland erworbenes Glockenspiel in seiner unmittelbaren Nähe zu haben, und bestimmte, daß der alte an der Ecke von Schloßfreiheit und Lustgarten befindliche Münzturm ausgebaut werden sollte, um in seiner Spitze das Glockenspiel aufzunehmen. Das Erdgeschoß sollte eine großartige Grottenanlage enthalten, wie sie in kleinerem Maßstabe schon an dem von Memhardt gebauten Lusthause im Lustgarten vorhanden war. Die Wände waren dort mit Muscheln, Gestein und phantastischen Seetieren bekleidet, Wasserorgeln ließen ihre Musik erschallen, und der harmlose Fremdling wurde an bestimmten Stellen durch Vexierspringbrunnen bis auf die Haut durchnäßt. Das obere Geschoß sollte die Wasserreservoirs aufnehmen, aus denen die Wasseranlagen des Lustgartens gespeist wurden.

Bei diesem Bau, der nicht Schlüters Initiative entsprang, sondern dem Wunsche des Königs seinen Ursprung verdankte, zeigte sich wieder Schlüters geniale Fähigkeit, die widerstrebendsten Aufgaben dem Geiste des Gesamtbaues unterzuordnen und ein künstlerisch vollendetes Ganze zu schaffen. Aber auf der andern Seite zeigte sich auch der Mangel an in Fleisch und Blut übergegangenen Kenntnissen der notwendigsten Grundlagen gesicherter Konstruktion für einen solchen Bau. Schlüter ist von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß er, um seinen genialen Ideen möglichst rasch zur Vollendung zu helfen, in leichtsinniger Weise die technischen Grundlagen jeden Baues außer acht gelassen hat. Schon am Anfang des Baues zeigten sich Risse, die aber nicht weiter beachtet wurden. Als dann bei weiterem Fortschreiten das Gebäude sich auf einer Seite zu senken begann, hielt Schlüter gleichwohl noch nicht mit dem Bau inne, sondern versuchte nur durch kostspielige Verankerungen des Turmes mit an seinem Fuße neu aufgemauerten riesigen Pfeilern der Bewegung Einhalt zu thun. Die uns erhaltenen Protokolle der Untersuchung dieser Vorgänge geben uns in Verbindung mit einigen Briefen Schlüters ein deutliches Bild von dem Seelenzustande

Digitized by Google

des bis in die Tiefen seines ganzen Seins schmerzlich aufgeregten Künstlers, wobei es gleichzeitig aber fast unbegreiflich wird, wie er bis zum letzten Augenblick sich die ganze Gefahr nicht klar zu machen scheint. Sein Verhalten ist nur dadurch zu erklären, daß er in einen Zustand nervöser Überreiztheit gelangt war. Es ist dadurch auch erklärlich, daß er trotz des offenbaren Wohlwollens des Königs und trotz der sachlichen Behandlung durch die mit der Untersuchung beauftragte Kommission, überall nur Übelwollen erkennen wollte. Nach dem Bericht der Kommission und mit Rücksicht auf die Gefahren, die durch den Einsturz des Turmes drohten, konnte der König nicht anders, als den Abbruch desselben befehlen. Trotz dieses selbstverschuldeten Sturzes blieb dem Künstler aber das Wohlwollen des Königs erhalten. Zwar die Leitung der Schloßbaudirektion konnte er nicht behalten, sondern mußte sie an Eosander abgeben, aber in seiner Eigenschaft als Hofbildhauer war er andauernd weiter für den Schloßbau thätig. Nennenswertes hat Schlüter aber nicht mehr geleistet, denn er war nach der Münzturmkatastrophe ein gebrochener Mann.

Neben diesen und anderen großartigen Arbeiten für den König hat Schlüter noch eine Reihe von Werken für Privatleute ausgeführt, von denen wir wenigstens die wichtigsten hier nennen wollen. Für seinen 1700 verstorbenen Freund, den Hofgoldschmied Männlich, fertigte er ein Grabmal in der Nicolaikirche an, das uns zwar die Schauer und das Entsetzen des Todes in fürchterlicher Weise vergegenwärtigt, aber dem es an jedem versöhnenden Element in christlichem Sinne fehlt, der in den Tod auch den Gedanken der Erlösung und des sich Erhebens in ein besseres Jenseits hineinzulegen pflegt. Eine Aschenurne von vergoldeter Bronze, auf der die Reliefporträts des Männlichschen Ehepaares angebracht sind, steht über der niedrigen Grabespforte; auf der einen Seite entreißt der Tod ein angstvoll schreiendes Kind seiner Mutter, während der Genius des Lebens auf der andern Seite machtlos diesem Raube zuschaut. Die Gewalt des Todes und die menschliche Ohnmacht ihm

Bildnis des Erzgießers Jakobi. Nach dem Stich von S. Wolffgang.

Digitized by Google

gegenüber ist in großartiger Weise in diesem Werke zur Darstellung gebracht. Für eine andere Kirche, die Marienkirche, verfertigte Schlüter 1703 eine Kanzel, ein im einzelnen zwar sehr durchgebildetes, aber im ganzen doch weniger erfreuliches Werk.

Zu seinen besten Architekturwerken gehörte das Palais, das er in den Jahren 1701—1703 für den Grafen von Wartenberg an der Ecke der Königs- und Burgstraße erbaut hatte; leider hat dieser schöne, reich und doch klar gegliederte Bau in jüngster Zeit einem Neubau weichen müssen. Weniger ansprechend ist das Gebäude der Loge Royal York in der Dorotheenstraße, das Schlüter als Garten-Villa für den Herrn von Kamecke im Jahre 1712 vollendete. Die Vorderfront ist heute, nachdem die Umgegend des Hauses erhöht und dicht bebaut ist, nicht sehr wirkungsvoll, aber die Gartenseite ist von großem Reiz. Die unklaren Gliederungen und überladenen Verzierungen sind wohl auf Rechnung des Geschmackes des Bauherrn zu setzen, da sie an anderen Bauwerken Schlüters nicht vorkommen. Der Saal des Hauses hat einen prachtvollen Schmuck in den großen Reliefs mit Darstellungen der vier Weltteile, die zu den besten Werken Schlüters gehören.

Die Fassade des Königl. Schlosses gegenüber dem Nationaldenkmal und das Eosandersche Portal.

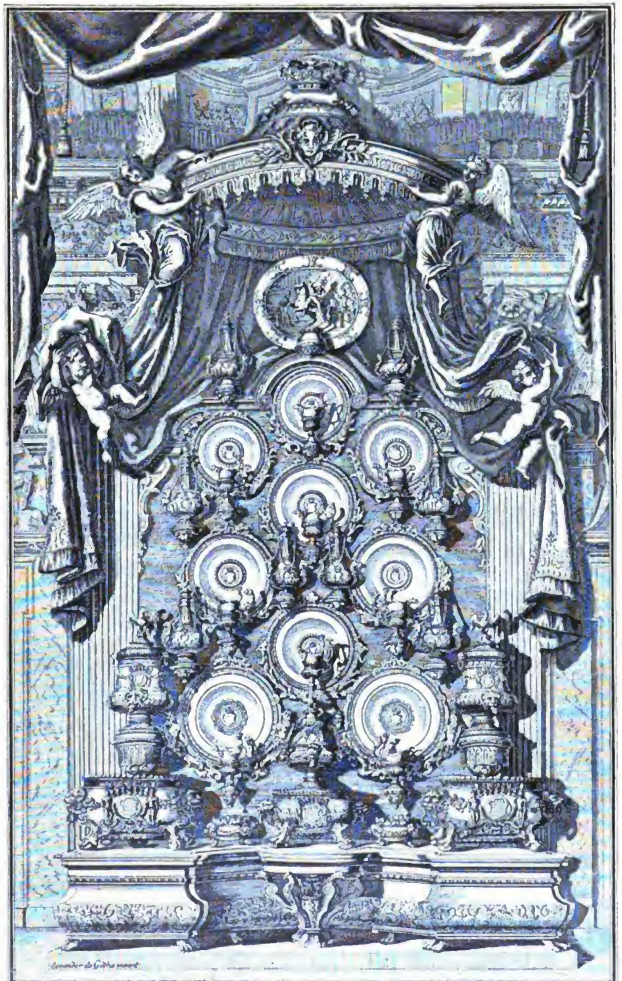
Die letzte Arbeit Schlüters in Berlin war nach dem Tode König Friedrichs I. im Jahre 1713 die Modellierung der Särge des Königs und der schon früher gestorbenen Königin Sophie Charlotte. Diese reichen, etwas überladenen Arbeiten wurden von Jakobi in Zinn gegossen und vergoldet.

Gleichzeitig mit vielen anderen Künstlern

wurde unserm Schlüter durch den neuen König Friedrich Wilhelm I. das Gehalt gestrichen, und er folgte daher gern einer Einladung des Zaren Peter I. nach Petersburg, um dort für ihn zu arbeiten. Von seiner Thätigkeit hier hat sich keine weitere Nachricht erhalten, als daß Schlüter sich mit der Erfindung des Perpetuum mobile abgemüht habe, auch ein Zeichen dafür, daß sein reger Geist infolge der schweren Schicksalsschläge, die ihn betroffen haben, wahrer künstlerischer Thätigkeit und ihren Zielen entfremdet worden war. Schon im Jahre 1714 starb Schlüter in Petersburg, fern dem Vaterlande und seiner Familie, die eben im Begriff war, ihm in die neue Heimat nachzufolgen.

Schlüters Nachfolger in der Schloßbaudirektion war Eosander von Göthe, der zwar als Künstler weit unter seinem Vorgänger stand, sich aber sonst als tüchtiger, wenn auch nüchterner Techniker in seinen Bauten bewährte. Der von ihm ausgeführte Teil des Schloßbaues umfaßte den Rest

Digitized by Google



Das Silberbuffet aus dem Rittersaal im Königl. Schloß zu Berlin. Von Eosander von Göthe.
Nach dem Stich von M. Engelbrecht.

Digitized by Google

Ein Luftschiff Friedrichs I. Nach dem Stich von S. Wolffgang.

der Front am Lustgarten und den ganzen Flügel nach der Schloßfreiheit zu, deren Fassaden sich auf den ersten Blick durch ihre reizlose Nüchternheit von den Arbeiten Schlüters unterscheiden. Das riesige Portal an der Schloßfreiheit sucht durch seine kolossalen Verhältnisse zu imponieren, ist aber doch nur eine ohne jeden inneren Zusammenhang mit dem Schloßbau stehende geistlose Kopie römischer Vorbilder. Besonders befähigt aber zeigte sich Eosander für die Dekoration von Innenräumen und für Inscenierung prachtvoller und pomphafter Festlichkeiten, wie sie dem Geschmack des Königs zusagten. So mußte er z. B. die Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg in Bezug auf die künstlerische Dekoration leiten, und im Rittersaale des Berliner Schlosses ist das prachtvolle Silberbuffet noch, mit einigen Veränderungen, erhalten, das nach seinen Entwürfen aufgebaut worden ist. Auch die Porzellankammer in Charlottenburg verdankt ihm ihre Aufstellung in der Art, wie sie noch heute dem Besucher des Schlosses gezeigt wird. Nach allem, was wir von ihm wissen, scheinen es gerade diese Talente, verbunden mit großer hofmännischer Eleganz und Sicherheit des

Auftretens gewesen zu sein, die Eosander als Konkurrenten des als Künstler weit über ihm stehenden, aber weltscheuen und in seinem Benehmen ungeschickten Schlüters Erfolge erringen lassen konnten. Aber der Charakter Eosanders zeigte sich nicht ganz makellos, denn er hat den Sturz Schlüters in nicht entschuldbarer Weise zu eigener Verherrlichung ausgenutzt, und außerdem hat er nachgewiesenermaßen beim Verlassen des preußischen Dienstes Teile des Bauarchivs und ihm anvertraute kunstvolle Miniaturen einfach mitgenommen.

Unter den Bildhauern am Berliner Hofe dieser Zeit sind neben Schlüter noch einige tüchtige Kräfte zu nennen. Der schon unter dem Großen Kurfürsten thätige Bartholomäus Eggers in Amsterdam lieferte noch mehrere Statuen zur Ausschmückung des Schlosses. Der Franzose Guillaume Hulot wurde im Jahre 1700 zum Hofbildhauer ernannt und arbeitete namentlich unter Schlüter an den Trophäen auf dem Dache des Zeughauses. Von ihm rühren auch die vier Statuen vor dem Hauptportal des Zeughauses (Rechenkunst, Geometrie, Mechanik und Feuerwerkskunst), sowie das schöne Reliefbildnis Friedrichs über dem Portal her, das von Jacobi 1706 gegossen wurde. Die Hauptwerke des aus Bayern gebürtigen Bildhauers Balthasar Permoser, die Kanzel in der Peterskirche und das Epitaph des Medailleurs Raimund Falz sind bei dem Brande dieser Kirche 1730 verloren gegangen. Es haben sich nur einige kleinere Arbeiten, wie „Herkules als Kind die Schlange zerdrückend“ im Schloß von Charlottenburg erhalten.

Die Anzahl der durch die Aufträge des Hofes und durch ihre Anstellung an der Akademie in Thätigkeit gesetzten Maler im Berlin König Friedrichs I. war groß, aber es befinden sich wenige darunter, die eine mehr als lokale Bedeutung haben. Nach dem Tode des Großen Kurfürsten überwogen noch zuerst die Niederländer, aber allmählich machten sich auch das deutsche Element und die Franzosen geltend. Während unter dem Großen Kurfürsten be-

Friedrich I.
Stich von S. Wolfsgang nach dem Gemälde von Wenzel.

Digitized by Google

sonders die Porträt- und Stilllebenmaler geschätzt wurden, sind es jetzt im Anschluß an die Ausschmückung der großen Bauten Friedrichs namentlich die Historienmaler, die am Hofe zu Ansehen gelangten. Der aus dem Haag stammende Augustin Terwesten wurde bereits erwähnt als besonders bei der Gründung der Akademie beteiligt. Von ihm rührt eine große Anzahl der Deckengemälde in den Schlössern von Berlin, Charlottenburg und Oranienburg her, auf denen entweder Scenen der klassischen Mythologie oder allegorische Verherrlichungen Friedrichs zur Darstellung gebracht sind. Als Schüler und Gehilfe Terwestens arbeitete bei ihm sein Bruder Mattheus. Ähnlicher Art sind die Arbeiten Peter de Coxies, von dem namentlich die Deckengemälde in der Großen Bildergallerie des Berliner und in der Kapelle des Charlottenburger Schlosses herrühren. Der künstlerisch bedeutendste dieser holländischen Maler, die in Berlin thätig waren, ist Abraham Cornelisz Begeyn (Bega), leider hat sich von seinen Berliner Arbeiten wenig erhalten. In Schloß Grunewald befindet sich ein großes Gemälde von seiner Hand, das Friedrich zu Pferde auf der Jagd darstellt. Von besonderem Interesse ist aber Begeyns Thätigkeit für die neu errichtete Gobelinfabrik in Berlin, für die er die Kartons liefern mußte. So rühren z. B. die Entwürfe zu einigen der großen Gobelins mit Darstellungen aus dem Leben des Großen Kurfürsten im Hohenzollern-Museum von ihm her. Im Jahre 1697 machte ein Schlagfluß dem Leben des Künstlers ein Ende, bevor er die großen ihm aufgetragenen Arbeiten vollenden konnte. Eine bisher in Berlin nicht vertretene Spezialität war der Marinemaler Michael Madderseg, ein Schüler Backhuysens. Von Hause aus war er eigentlich Schiffsbaumeister und erbaute für den König einige prachtvoll ausgestattete Lust-Yachten, wie sie auf der Spree und den Havel-Seen mit Vorliebe von Friedrich verwendet wurden. Von diesen Lustschiffen haben sich einige vom Erbauer selber gemalte Darstellungen erhalten. König Friedrich Wilhelm I. verschenkte später die beiden schönsten Yachten

Baron von Erlach mit Familie. Nach dem Gemälde von Ant. Pesne, gestochen von Tanjé.

Digitized by Google

Die Kunstkammer im Königl. Schloß. Nach dem Stich von S. Blesendorf.

an Peter den Großen und erhielt dafür eine Anzahl „langer Kerle“ als Gegengeschenk. Als ersten Direktor der Akademie habe ich den aus Bern stammenden Maler Joseph Werner schon erwähnt, dessen Thätigkeit aber in Berlin ziemlich spurlos vorübergegangen ist. Während sich in den Schlössern kein beglaubigtes Bild von ihm nachweisen läßt, besitzt das Museum seiner Vaterstadt Bern eine Reihe seiner Arbeiten, nach denen er seine Kollegen an der Berliner Akademie in keiner Weise überragt.

Es würde hier zu weit führen, auf alle damals am Hofe beschäftigten Maler, wie Gericke, Probener, Wenzel, Leygebe, Kaulitz, Schoonjans, Weidemann u. a., näher einzugehen, noch dazu, da keiner von ihnen eine mehr als lokale Bedeutung gewonnen hat. Einige dieser Künstler hatten auf kurfürstliche Kosten in Italien studieren müssen, um ihre dort erworbenen Kenntnisse der Dekorations- und Deckenmalerei bei den Schloßbauten wieder zu verwerten.

Einem der letzten Maler, die von König Friedrich nach Berlin berufen wurden, war es vorbehalten, sich hier eine dauernde Stellung zu verschaffen und der Mittelpunkt für die ganze Malerei des XVIII. Jahrhunderts in Berlin zu werden. Antoine Pesne entstammte einer alten Pariser Künstlerfamilie und wurde 1710 aus Italien, wo er sich gerade aufhielt, nach Berlin berufen, wo er bald der Nachfolger Terwestens wurde. Seine Berufung bedeutet gleichzeitig einen Systemwechsel in der ganzen Kunstrichtung am preußischen Hofe, denn von jetzt verliert die niederländische Kunst ihren Einfluß, und die französische Kunst, der Geschmack des Pariser Hofes, hält, in der Malerei wenigstens, ihren Einzug in Berlin. Auf dem Gebiete des Geschmackes hatten die französischen Réfugiés allmählich großen Einfluß gewonnen und zur Verfeinerung aller Lebensgewohnheiten beigetragen. Zwar bringt die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. wieder einen Stillstand auf diesem Gebiete hervor, aber, im stillen mächtig unterstützt von den Damen des Hofes und später vom Kronprinzen Friedrich, faßte der französische Geschmack doch festen Fuß an der Spree. Die Veranlassung zu dem Interesse des Königs für Pesne war ein Bildnis des preußischen Barons von Buyghausen, das er in Venedig gemalt hatte. Der künstlerisch fein empfindende Fürst fand an der freien malerischen Auffassung und Durchführung ein solches Gefallen, daß er die Vorzüge Pesnes gegenüber den Malern seiner Umgebung sofort erkannte und seine Berufung nach Berlin befahl. In den zwei Jahren, die

Digitized by Google

Pesne noch unter Friedrich in Berlin arbeitete, scheint er eine große Reihe von Porträts der königlichen Familie und deren Umgebung ausgeführt zu haben. Sein Hauptwerk aber ist das noch im Jahre seiner Ankunft gemalte, uns heute leider nur in der Skizze und in einem Rest erhaltene Familienbildnis des Barons von Erlach, des Kommandanten der Schweizer-Garde. Interessant ist auch eine im Schloß erhaltene Skizze für ein Deckengemälde, das die Gründung des Schwarzen Adlerordens durch König Friedrich darstellt. Wenn Pesne auch diesem Gründungsakte nicht beigewohnt hat, so behält dieser Entwurf doch immer seinen historischen Wert, da der Künstler nach Berlin kam, als dieses Ereignis noch in frischer Erinnerung bei vielen Personen war. Daher hat diese Skizze auch mit Recht Anton von Werner als Vorbild gedient für sein großes Bild im Kapitelsaal des Schwarzen Adlerordens im Berliner Schlosse. Es lassen sich hier noch einige von Pesne gemalte Bildnisse aus dieser Zeit anführen, aber seine Hauptthätigkeit am Berliner Hofe liegt unter König Friedrich Wilhelm I. und ganz besonders unter Friedrich dem Großen.

In enger Beziehung zu der Malerei steht die Entwickelung der Tapetenwirkerei am Berliner Hofe, die von recht bedeutendem Umfange gewesen ist. Abraham Cornelisz Begeyn und die aus Flandern nach Berlin berufenen Brüder Castels mußten Kartons zu Darstellungen aus der Geschichte des Großen Kurfürsten malen, die dann von Pierre Mercier als Wandtapeten ausgeführt wurden. Von diesen acht schönen Tapeten befinden sich noch heute sechs im Hohenzollern-Museum und zeugen von der außerordentlichen Leistungsfähigkeit Merciers. Außer dieser Folge befinden sich noch eine Reihe anderer Arbeiten dieser Art aus Merciers Manufaktur in den Schlössern; eine Folge von Tapeten mit Darstellungen aus der Geschichte König Friedrichs, die sich namentlich auf die Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg bezog, ist leider nicht erhalten.

Die Fayencefabrikation, die schon unter dem Großen Kurfürsten aus Holland eingeführt war, wurde eifrig fortgesetzt und vervollkommnet. Auch in Berlin wurde danach gestrebt, die Fabrikation des chinesischen Porzellans zu entdecken, und Böttger selber verbrachte ja bekanntlich seine Lehrzeit in Berlin, von wo er noch später eine Anzahl seiner Gehilfen nach Dresden kommen ließ.

Außer in diesen Techniken war auch in allen anderen Zweigen der Kunst und des Kunstgewerbes reges Leben und Streben in dem Berlin dieser Zeit. So sind uns tüchtige Arbeiten von den Emailmalern Gebrüder Huaut, von dem Stahlarbeiter und Ciseleur Fromery, von dem Medailleur Raimund Falz und mancher anderer erhalten, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Auf dem Gebiete des Kupferstiches leistete der Augsburger Johann Georg Wolffgang Hervorragendes, und ihm verdanken wir eine Reihe großer Kupferstichwerke, wie die Abbildungen zur preußischen Krönungsgeschichte von Besser und die Leichenfeierlichkeiten der Königin Sophie Charlotte und des Königs, sowie eine große Anzahl schöner Porträts jener Zeit, zu denen namentlich Antoine Pesne die Vorbilder geliefert hat.

Diese flüchtigen Skizzen und Andeutungen müssen an dieser Stelle genügen, um uns ein Bild zu geben von dem außerordentlich reichen künstlerischen und wissenschaftlichen Leben, das Friedrich I. in seinen Landen und besonders in Berlin zu erwecken wußte und das für Preußen zu einem dauernden Gewinne geworden ist trotz der Feindseligkeit, die Friedrichs Nachfolger allen diesen Bestrebungen entgegen brachte.

Sehnsucht.

Der Sonnenschein trägt meine Sehnsucht fort.
Ich weiß einen lieben, geliebten Ort,
Da hat seine Heimat der Sonnenschein.
Ich glaube, da kehrt meine Sehnsucht ein;
Der Sonnenschein wird sie hegen und pflegen;
Dann kehrt sie mir wieder auf heimlichen Wegen.

Hans Hoffmann.

Digitized by Google

Schuld.

Novelle von

Goswina von Berlepsch.

(Abdruck verboten.)

Jetzt erſt, wo der Fuß müde ward,
Holt dein Blick mich noch ein,
Holt dein Glück mich noch ein —

Überſtanden! Und glücklich, notabene! Ein Sohn! Ich gratuliere dir!"

Zwei breitſchulterige Männer ſtanden ſich gegenüber, Männer mit energiſchen Zügen, nicht mehr in der erſten Jugend. Bei dem einen war das dunkle Haar an den Schläfen ſogar ſchon leicht angegraut. Und der gerade war außer ſich wie ein Knabe, packte den Freund bei den Armen, ſchüttelte, drückte ihn und lachte mit bebenden Atemſtößen.

„Glücklich, ſagſt du? Wahrhaftig? Sie hat nicht allzuſehr gelitten?"

„Nein."

„Und ein Knabe — ein Kind — ein lebensfähiges Menſchenkind? Herrgott! — — Laß mich's ſehen —"

Er wollte aus dem Zimmer ſtürmen, hinüber nach dem anderen.

„Halt — Geduld! Es wird dir ſchon präſentiert werden, ſobald es präſentabel iſt. In dieſem Zuſtand überhaupt —" Der Arzt fühlte die eiskalten Hände des eben glücklich Vater Gewordenen und betrachtete ihn in ſeiner ganzen faſſungsloſen, rabbiat ſeligen Aufregung; — „ſo kommſt du mir überhaupt nicht hinüber."

„Du wirſt mir doch nicht verbieten — aber nein! Du haſt deine Sache ja ſo gut gemacht. Ich danke dir, Alter, danke dir!"

Wieder packte er ihn, ſchüttelte ſeine beiden Hände, und dabei ſchoß ihm Waſſer in die lachenden Augen. — „Ich — ich hätte dich ja umgebracht, wenn es ſchief gegangen wäre. Du weißt nicht, was ſie mir iſt, niemand kann das wiſſen! Und nun, — ſolch ein Wunder!"

„Welches?"

„Zwei — ſtatt einem — Menſchwerdung! — Ja, lächle nur! Du machſt das alle Tage mit, aber mich bringt es aus dem Häuschen."

Er wiſchte mit bebenden Fingern die feucht gewordene Brille klar, ohne die er halb blind war.

„Seid ihr nervöſe Leute," lachte der Arzt und ging, um das Fenſter zu öffnen. „Hier iſt eine greuliche Temperatur. Komm her an die friſche Luft, und dann —"

Die Thüre des Nebenzimmers ging auf, jenſeits desſelben noch eine andere. Dort erſchien die Wärterin mit etwas Weißem auf dem Arm.

„So komm," ſagte der Doktor und nahm den Freund beim Arm, als könnte er ihn auf dieſe Weiſe etwas bändigen.

In der Halbdämmerung der niedergelaſſenen Vorhänge begrüßte der Vater ſein Erſtgeborenes, ſeinen Sohn, ein Häufchen Leben, zu dem er ſich noch nicht recht zu ſtellen wußte. Es war ihm etwas Fremdes, Wunderbares. Er ſah nicht einmal, ob das Kind häßlich oder hübſch ſei. Er ſah nur, wie im Halbbewußtſein, zwei winzige Händchen, die ſich in zuckenden Bewegungen bemerkbar machten. Nach denen griff er und lachte, lachte ganz zerſtreut.

„So ein Rackerchen, wie das unter Getöſe ſeinen Einzug hält — ſo eine winzige Perſon, und ſtellt einen Moment die Welt auf den Kopf!"

Die appetitliche Wärterin lächelte zu der Anſprache. Sie kannte dieſe Augenblicke in den verſchiedenſten Accenten der Überraſchung. Hier ſtand der Himmel flügeloffen.

Die beiden Männer gingen an ihr vorbei in das nächſte Gemach.

Da ſtreckten ſich wieder zwei Hände dem einen entgegen.

Digitized by Google

— — „Theo — du Tapfere! — Gott sei Dank! — Gott sei Dank!“

Weiter brachte er nichts hervor. Er konnte es nur stammeln und ihre Stirn, ihre Hand zwei-, dreimal inbrünstig küssen. Sie verstanden sich; ihre Augen glänzten tief.

Dann zog der Doktor den Freund hinweg und machte ihm den Vorschlag, sich mit in seinen Wagen zu setzen, eine kleine, abkühlende Spazierfahrt zu machen.

„Jetzt?“

„Jawohl! Deine Frau ist in guten Händen und muß Ruhe haben.“

„Um keinen Preis.“

„Bitte, thu' es, Paul,“ sagte Theo leise; „telegraphiere an Hanna.“

„Später.“

„Nein, gleich. Nehmen Sie ihn mit, Doktor,“ bat sie.

Er sah mit heißem Blick auf sein Weib, um das er eben noch namenlose Qualen gelitten. Ihr schönes Goldhaar staute sich auf den Kissen in einer glänzenden Welle rund um ihr Haupt. Wie ein madonnenhafter Schein umgab es das liebe blasse Gesicht, vor dem er hätte knieen, jubeln, in überströmendem Glück verweilen mögen. Nie war sie ihm schöner, vergeistigter erschienen, als jetzt.

Aber der Doktor zog ihn mit sich, wohl wissend, daß er „Dummheiten“ machen würde.

Widerstrebend folgte er.

„Also beim nächsten Telegraphenamt halten,“ befahl er dem Kutscher, als sie einstiegen.

„Wer ist Hanna?“

„Meine Schwester.“

„Du hast eine Schwester? Das wußte ich nicht. Jünger als du?“

„Nein älter, fünf Jahre älter.“

„Wo lebt sie denn?“

„In Schwandorf, unserer Heimat.“

„Verheiratet?“

„Nein.“

„So so.“

Der Doktor präsentierte ihm eine Cigarre.

„Danke, jetzt nicht. — Sage mir, bist du mit Theos Befinden ganz zufrieden? Sie sah sehr blaß aus.“

„Wird sich schon erholen. Ein zartes Wesen und so eine Attacke, das ist keine Kleinigkeit.“

„Nein, bei Gott nicht!“ rief Paul mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung. „Sie ist ein wunderbares Geschöpf, nicht wahr, sie hat sich gut gehalten?“

„Famos.“

„Das ganze Geschlecht sehe ich mit anderen Augen an, seit ich sie besitze, — jetzt noch mehr.“

„Ja, ja, es ist was dran,“ gab der Doktor zu. — „Aha.“ — Der Wagen hielt vor dem Postamt. „Ich erwarte dich.“

„Lieber nicht. Weißt du, ich muß gehen, laufen. Es ist mir zu eng hier drinnen.“

Der Doktor glaubte es; er sah ihm an, daß er wirklich aus dem Häuschen war, und gab ihn frei.

„Wie du willst. Aber nicht gleich nach Hause!“ drohte er. „Heut abend spreche ich noch einmal vor. Adieu!“

* * *

Nach einigen Wochen saß Theo am offenen Fenster und sog mit wonnigen Zügen die Frühlingsluft ein, die milde, berauschende Sonnenluft, in welcher die ersten Spalierblüten draußen sprangen und die ersten Bienen schwärmten. Sie war allein. Das Kind schlief im Zimmer nebenan. Und so summte und flimmerte denn eine träumerische Stille und Helle um das junge Weib, das wie gelöst in süßem Genesungsgefühl, mit halbgeschlossenen Augen den Kopf zurück ins Kissen lehnte. Sie sah einem Wölkchen Mücken zu, wie es im Sonnenschein schwebte und tanzte und dabei doch kaum sich fortbewegte. Welche Daseinslust lag in dem kleinen friedlichen Reigen, welch' ruhiger Rhythmus! Dergleichen betrachtete sie jetzt wie Offenbarungen. Alles erschien ihr wie neu erschaffen. Das ganze Dasein hatte mit einemmale geheimnisvollere Tiefen und Höhen, und doch glitt es so sanft an ihren Sinnen vorbei, als stünde sie außer alledem, als sähe sie es von einem stillen, blumigen, luftblauen Bergesgipfel.

Paul trat vorsichtig ein. Er glaubte, sie schlummere. Aber sie wandte gleich den Kopf nach ihm. Da gab es, wie immer, wenn er ein paar Stunden fortgewesen, ein wonniges Wiedersehen. Er brachte Blumen mit, Veilchen, Narzissen, Anemonen; jeden Tag brachte er ihr welche. Sie hielt den Strauß in ihrer zartgeäderten Hand, an

Digitized by Google

der der blanke Ehering glänzte, und trank fast gierig den Blumenduft.

„Ah! — — Du weißt nicht, Paul, wie schön das ist, so ins Leben zurückzukehren. Schau da hinaus — so ist mir's."

Sie zeigte nach den Mücken. „So in der klaren sonnigen Luft zwischen Himmel und Erde ganz ruhig schweben, ohne zu wissen, ob es einen Tag oder ein Jahr dauert."

Er sah sie mit heißer Zärtlichkeit an.

„Was soll das heißen, Tag oder Jahr?"

Sie zog aus der Tasche ihres weichen faltigen Gewandes einen Schlüssel.

„Bitte, gib mir aus der dritten Lade meines Schreibtisches das, was obenauf liegt."

Er brachte einen Brief. — „An Hanna?"

Sie nickte. — „Den schrieb ich für den Fall —"

„Welchen?"

„Wenn ich hätte sterben müssen."

„Fort damit!"

„Willst du nicht wissen, was darin steht?"

„Nein! Mich verlangt nach allem eher, als Testamente zu lesen."

Er schlang den Arm um ihren Hals und schaute ihr tief in die Augen. „Dich will ich, sonst nichts!"

„Gut." Sie zerriß das Blatt samt der Hülle und schüttete ihm die Stückchen in die Hand. „Verbrenne sie; dann will ich dir etwas erzählen."

Er trat zum Ofen, nahm ein Streichholz und zündete bedächtig das Häufchen Papier an. „Der erste, einzige von dir, den ich verbrenne!"

„Und der doch die meiste Müh' gekostet hat."

„Vergebliche Mühe, Gott sei Dank!"

Sie sah ihn weich und doch durchdringend an mit ihren klaren, graublauen Augen, die ihn voll rätselhafter Macht beherrschten.

„Gott sei Dank, sagst du und glaubst an keinen Gott."

„Nur an einen anderen, als du."

„Ich weiß," lächelte sie fein, „der aber ausnahmsweise in unserem Fall persönlich eingriff und alles gut werden ließ! So ein gedankenloses Gott sei Dank!"

„Weißt du, das kommt aus einer anderen Region, als von da droben." Er tippte ihr leise auf die atlasglatte Stirn. „Das kommt von da, wo es zu Zeiten einfach aufschreit, aufjubelt, einen Ausdruck braucht."

Sie strich ihm übers Haar. „O Logik!"

„Die erereins zu schanden macht! — Ja, spotte nur!"

„Du wirst auch über mich spotten, wenn ich dir erzähle, was mich zu diesem Briefe trieb. Ein Traum war's —"

„Seit wann spielen Träume eine Rolle bei dir?"

„Längst, ich sagte dir's nur nicht. Ich glaube an Träume. Sie waren bei mir oft schon Vorboten von Ereignissen. Diesen hatte ich, kurz bevor unser Kind geboren wurde. — Hör zu: Wir gingen spazieren miteinander in einer weiten schönen Landschaft, ganz allein. Nirgends war ein Mensch zu sehen, nur grüne Fluren ringsumher und in der Ferne Wälder, Berge und eine eigentümlich lange weiße Mauer, die wie ein Band, bald wellig, bald eben sich dahinzog. Wir gingen der Mauer zu. Ich wollte wissen, was dahinter liegt, doch du sagtest es nicht. Auf einmal war es, als rückte sie uns näher, näher, und dabei wurde es rapid Abend. Ein brennender Sonnenuntergang stand vor uns, grellgelb, dann mit schweren roten Wolken, der schnell erlosch. Auf den Feldern wurde es dunkel; tief dunkelgrün, fast nächtig lagen sie da. In der eigentümlichen Stille, die über allem lag, hörte ich auf einmal etwas klirren, wie Eisen, wie ein Gitter oder so etwas, ganz nah. Ich sah nicht, was es war, aber einen Mann sah ich in der Dämmerung auf mich zu kommen, eine fremde Erscheinung, in einen Mantel gehüllt. Der ging nun plötzlich statt deiner neben mir, und ich ging mit, ich konnte nicht anders. Er sprach mit mir; ich horchte, verstand aber nicht, was er sagte. Er hielt den Mantel vor das Kinn, daß ich sein Gesicht nicht sah, und der Mantel flatterte, als ob Wind ginge; ein rötlichschwarzer, leichter Stoff war es, wie uralt und mürbe. Endlich fragte ich, wohin er mich führe? Heim, war die Antwort. Mir graute; ich wollte um Hilfe rufen und brachte doch keinen Ton hervor. Da bog um die Ecke der langen Mauer eine Frauengestalt, barhaupt, mit grauem Haar und kam mir langsam entgegen. Ich lief ihr zu, ich winkte. Der Mann war immer neben mir.

Digitized by Google

Nimm mich mit, bat ich sie, und auf einmal wußte ich, daß die Frau deine Schwester, daß es Hanna sei. Aber sie kannte mich nicht, ging gleichgültig vorbei und sagte nur: ‚Ich wandere.‘ — Darüber wachte ich auf, in Todesangst, und das Wort klang mir, wie eben laut gehört, noch in den Ohren: ‚Ich wandere‘ — —“

Theo sah ihren Mann an mit weit offenen Augen.

„Sei ruhig,“ bat er, „du regst dich da um ein Nichts auf.“

„Es war schrecklich — schrecklich,“ sagte sie. „Ich wurde den Traum nicht los und mochte dir doch nichts davon sagen. Ich wußte, wer der Mann gewesen — und was hinter jener Mauer lag. Immerfort sah ich den verwitterten schwarzen Mantel neben mir und hörte das traurige Wort: ‚Ich wandre.‘ Es verfolgte mich wie eine fixe Idee. Da schrieb ich den Brief. Wenn es wahr werden, wenn ich es nicht erleben sollte, das Glück — unser süßes kleines Glück —“

Er schloß sie leidenschaftlich in die Arme. „Du hast es erlebt!“

Aber sie machte sich erregt los und faßte seine Hand.

„Ich habe auch etwas gelobt, Paul, und das mußt du halten, so bald wie möglich. Erst dann bin ich ganz erlöst von diesem unheimlichen Schatten. Ich bat Hanna in dem Briefe, zu dir zu kommen, wenn ich sterben müßte, und ich kenne sie doch nicht. Weißt du, daß das ein Unrecht ist? Du mußt sie zu uns holen. Sie muß unser Kind sehen, sich mit uns freuen. — Wie lange sahst du sie nicht?“

—— „Sechs — sechs bis acht Jahr.“

„So lange! Das hielte ich nicht aus, wenn ich Geschwister hätte. Und ihr seid doch die letzten der Familie.“

„Das Leben führte uns eben auseinander. Bis vor zwei Jahren war sie, weiß Gott, wo überall in der Welt.“

„Und dann?“

„Dann gab es keinen bestimmten Anlaß, daß wir uns sahen, — darüber vergingen die Jahre.“

„Und ihr hattet keine Sehnsucht nacheinander?“

Paul zuckte die Achseln und zog die Stirn zusammen.

„Wir sind die Trennung längst gewöhnt, weißt du. Unsere Jugend war nicht so glücklich, daß sie eins an das andere sehr gefettet hätte. Jedes suchte seinen Weg, mußte ihn suchen.“

„Gerade deshalb hättet ihr zusammenhalten müssen.“

„Kind, du weißt wenig vom Leben, und das ist so sonnig an dir! So möcht' ich dich bewahren immer, immerfort. Was weißt du von all' dem Reiben und Stoßen in der Welt, von dem Hunderterlei, was die Dinge und Verhältnisse zerstört, nackt und glanzlos macht.“

„Darum möchte ich von meinem Glück etwas an Hanna geben. Ich will's, ich muß es! — Alle die Tage und Wochen jetzt hatte ich so viel Zeit zum Denken. Da dachte ich auch über Hanna nach, warum wir uns nicht näher stehen, und mit welchem Recht ich gerade sie bat, wenn ich —“

„Still!“

„Nein! — Sag' mir, mit welchem Recht konnte ich das eigentlich?“

„Sehr einfach, weil sie meine Schwester ist.“

„Und wenn sie von uns nun ein Gleiches erwartete: alles aufgeben, um etwas ihr Teures zu hüten und hegen?“

„Diese Parallele geht schief, mein Schatz. Eines taugt nicht für alle.“

„Das heißt also: ich kann verlangen, was ich nicht geben würde?“

„Könnte! Das ‚Was‘ ist doch die Frage.“

„Und welch' eins! Unser Kind hätte ich ihr anvertraut — —“

„Wir streiten da um Kaisers Bart. Wozu auch? Schreib lieber einmal an Hanna; das wird sie mehr freuen, als deine Gewissenserforschungen.“

„Fahre zu ihr, Paul, bald — jetzt!“ bettelte Theo auf einmal ungestüm, wie ein Kind. „Ja Paul, das mußt du thun. Das habe ich gelobt, wenn ich — diesseits der langen weißen Mauer bleibe.“

„Du quälst mich.“

„Mich hat es auch gequält!“

„Das lag in deinem Zustand damals, aber jetzt —“

„Weil alles gut jetzt ist — so gut! mußt du zu Hanna gehen und ihr sagen —“

„Sie ist ja gebunden durch ihre Stellung.“

„Hättest du auch daran gedacht, wenn

Digitized by Google

sie dir nötig gewesen wäre, so recht dringend nötig?"

„Ah!" — Er fuhr mit beiden Händen über das kurz geschnittene Haar.

Sie kannte diese Bewegung und lächelte dazu.

„Thu' es Paul — mir zuliebe!"

drängte sie, an seinen Arm sich schmiegend.

Er wurde ernst.

„Du kennst Hanna nur aus ihren seltenen Briefen. Sie ist ein eigner Kauz."

„Deine Schwester ist sie, die ich lieben lernen will!" flüsterte sie.

„Du Engel — du — —"

Ein dünnes kleines Stimmchen ließ sich hören.

Beide horchten, und über Theos feines Antlitz ging es wie Sonnenstrahlen.

„Hörst du, Paul? Das Kind spricht mit!"

„Was sagt es, das Kind, du Kind?" fragte er lachend.

„Du sollst uns Hanna bringen, sagte es."

— — „Schön bist du geworden, Theo — weißt du das?"

— — — — — — — — — — — —

* * *

An einem Wiesenberge liegt ein einstöckiges Haus. Rundum ist's grün. Und das ist fast der einzige Schmuck, den Sonne und die liebe Mutter Erde um den nüchternen Bau hier breiten. Ein Bau der Barmherzigkeit ist es, ein Kinderasyl, von tausenden mühsam erbettelter Scherflein errichtet. Es gibt viel arme Leute, viel Elend und Verkommenheit hier in der Gegend. Da machte es sich Einer zur Lebensaufgabe, so lange zu sparen, zu betteln und zu sammeln, bis dieser bescheidene Zufluchtsort für verlassene Kinder gesichert war. Seit wenig Jahren erst steht er, inmitten eines Stückchen Landes, das ein Garten werden will. Alles darin ist noch jung und dürftig, aber es mehrt sich brav. Es treibt und sproßt, wo irgend nur etwas gepflanzt ist. Die Beerensträucher und die Fliederbüsche haben ihre Blättchen schon entfaltet. Sie stehen rechts und links vom Hause, regelmäßig in schmalen Beeten. Und in der Mitte, zu beiden Seiten des Weges, der nach der Gartenpforte führt, stehen ebenso regelmäßig junge Bäume, Kirschbäumchen, die einmal eine Allee bilden sollen. Sie blühen jetzt. Ganz weiß sind ihre kleinen Wipfel, und die Bienen summen darin und holen sich den ersten Honig. Wie ein festlicher Kinderzug sind sie anzusehen, rührend in ihrer Lieblichkeit und ihrem Werdetrieb. Es ist, als wollten sie dasselbe sagen, wie die kleinen Schützlinge dort in dem Hause: nur unser Plätzchen und Sonnenschein, dann wollen wir schon was werden!

Vor einer Stunde war Paul mit der Bahn angekommen und machte nun den Weg da heraus zu der Schwester. Denn hier hatte er sie zu suchen in dem kleinen Asyl, über dessen Thür die Worte stehen:

„Wer Ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Es war Nachmittag, ein sonniger Apriltag, die ganze Heimatgegend so ein rechtes Frühlingsland, grün, österlich, wie es in der Erinnerung steht aus Kindheitstagen. Paul spürte von diesem Zauber indessen wenig, vielmehr einen Druck, ein Mißbehagen. Acht Jahre hatte er Hanna nicht gesehen. Wie wird sie sein? Was hat die Zeit aus ihr gemacht?

Beim Begräbnis des Vaters waren sie das letzte Mal zusammen gewesen. Dann reiste er, sobald es anging, wieder ab. Er war damals mitten in einer großen Arbeit, die ihn gänzlich in Beschag nahm. Erbschaftsabwickelungen hielten ihn nicht zurück. Die Verhältnisse waren klein; es blieb kaum mehr, als die Wohnung mit den alten Möbeln. Das überließ er selbstverständlich Hanna, die den alten Mann bis zuletzt gepflegt hatte. Ah jene Tage! Sie standen ihm noch in peinlicher Erinnerung. Die Formalitätenphilisterei, die Kleinlichkeit und Gefühlsseligkeit der lieben Mitbürger, die ihm bei dieser Gelegenheit liebevoll indiskret an den Leib rückte. Dann die furchtbare Enge der Verhältnisse zu Haus, denen er längst entwachsen, fremd geworden war. Und Hanna, von Pflege, Überanstrengung, Kummer herabgekommen, welk und müde. Sie hatte, allein lebend mit dem hypochondrischen alten Mann, viel ausgestanden. Und als er dann so still dalag, war sie doch aufgelöst in Schmerz und Zweifel, ob sie ihm auch genug gethan. Paul begriff das nicht und machte ihr vernünftige Vorstellungen. Sie hatten wahrlich keine sonnigen Erinnerungen. Mutter und Kinder, waren immer mehr scheu, als zutraulich dem Vater

Digitized by Google

gegenüber gewesen. Nachher seine Kränklichkeit, die ihm selbst das Leben während der letzten Jahre verbitterte, die aufreibende Pflege für Hanna. Ehrlich gefragt also: warum der Erlösung gegenüber nun dieses Leiden, diese Selbstanklagen?

Es wachte in Paul wieder auf, was damals zwischen ihm und Hanna gesprochen worden, ein ganzer Dialog. Die Heimatluft schien ihm die traurige Melodie entgegen zu summen. Er hörte Hannas Stimme antworten: „Weil in mir etwas ist, was weher thut, als Trauer: — Bitternis und Mitleid! Weil der Vater arm war an Liebe, weil er nie froh war, er mit uns nicht — und wir nicht mit ihm."

„Daran tragen wir keine Schuld; du hast ihm die besten Jahre geopfert. Jetzt denke an dich selbst."

„Das habe ich verlernt. Ich fühle nur die Leere, daß ich für niemand mehr sorgen muß."

„Das ist das Unrecht, was so oft unter dem Namen Familie begangen wird, kein eignes Leben, keine selbständige Persönlichkeit werden lassen, die Kräfte verbrauchen, verkümmern, bis sie eines Tages, wenn sie sich endlich rühren könnten, es nicht mehr imstande sind."

So ungefähr hatten ihre Gespräche gelautet. Er erinnerte sich der trüben Unterredungen, aller Einzelheiten jener wenigen Tage auf einmal wieder lebhaft. Die Gestalt, das Wesen Hannas stand ihm vor Augen, wie sie ihm leid gethan und ihn auch rechtschaffen ungeduldig gemacht hatte. Er war gewohnt, die Dinge beim Namen zu nennen, frei von der wehleidigen Sentimentalität, die hier kultiviert wurde, frei überhaupt von all' den Fesseln und Bleigewichten, unter denen die Arme dahingelebt. Der ganze Unterschied ihres Lebensganges machte sich geltend. Und das verletzte sie. Er sah ihre Augen noch mit dem stillen Entsetzen auf sich gerichtet, das zu fragen schien: Was ist aus dir geworden? So wenig Liebe, so wenig Leid hast du für uns übrig? Und ich verteidigte dich doch immer, wenn du ein Egoist gescholten wurdest! — — Wie oft hatte ihn der Verstorbene so genannt!

Es riß damals ein Faden zwischen ihnen, der sie bisher immer noch verbunden hatte. Sie verstanden einander nicht mehr. Und Hanna war nicht etwa eine beschränkte Natur, im Gegenteil; aus ihr hätte zur rechten Zeit etwas werden können. Auch in ihr brannte einmal ein stilles Feuer, das höher hinaus wollte. Damit war es dann freilich vorbei. Aus ihrem ganzen Wesen sprach ein Verzicht, der Paul nervös machte, auch etwas wie ein verschwiegener Vorwurf: ist das der Bruder, auf den ich zählte in all den vielen öden Tagen? — — Mein Gott, er war damals ein mitten aus dem Flusse der Berufsarbeit gerissener Mann gewesen, dem dieser Sterbefall gerade höchst ungelegen kam, dessen Interessen überhaupt himmelweit ablagen von dieser kleinen, längst überwundenen Misere. Er wollte Hanna ja irgendwie helfen, bot es ihr an, doch sie lehnte alles ab, mit einer Art eigensinnigem Stolz. Fast war es, als nahm sie mit dem Toten Partei gegen ihn, den sie dem Lebenden gegenüber so standhaft verteidigt hatte. Nach wenigen Tagen des Zusammenseins gingen sie auseinander, er in das vollbewegte Leben; sie blieb in ihrer engen Welt. Sie hatte eine Lehrerinnenstelle, welche sie wenigstens versorgte. Was war da zu raten, zu wollen? Jedes mußte seinen eignen Weg weitergehen.

Damals nahm er das Gefühl mit: lange, lange nicht wiederkehren! Lieber außerhalb einmal mit Hanna zusammentreffen, wenn es die Gelegenheit gerade bringt. Doch dazu kam es nicht. Hanna schien einen verschwiegenen Groll gegen ihn, getäuschte Hoffnungen im Herzen zu tragen, denn von da an schlug sie sich durch, ohne ihm viel davon zu schreiben. Sie führten nun beide — nur mit ungleichen Kräften und Waffen — den Kampf des besitzlosen Gebildeten um Existenz und Glück, — er sieghaft seinen Boden erobernd, — sie als verblühtes Mädchen, wie Tausende ihresgleichen. Sie schrieben sich nicht so oft, wie früher. Die langen Pausen machte aber stets Hanna. Eines Tages erhielt er einen Brief von ihr aus England. Sie wollte noch etwas von der Welt sehen und ihre Kräfte anderswo probieren, etwas spät! Sie war bereits dreiunddreißig Jahre. Einst hatte sie, wie er, eine brennende Sehnsucht hinaus gehabt, wo man „etwas werden" kann. Das war also doch noch einmal in ihr erwacht. Es gelang aber nicht mehr

Digitized by Google

mit dem „Werden“. Sie mußte ein Wanderleben mit allerlei Schicksalen geführt haben. Endlich kam sie krank zurück in die Heimat, vor zwei Jahren, und als sie wieder gesund war, trat sie die Stelle in diesem Asyl an. Das fiel gerade in die Zeit seiner Verheiratung, wo ihm Kopf und Herz voll waren, übervoll. Da hatte er keinen Sinn für Krüppelasyle, für Opferschwärmerei, für diese knappen Mitteilungen, die immer erst kamen, wenn etwas vorüber, Vorsätze, Entschlüsse bereits zur Thatsache geworden waren. Seine geliebte Theo konnte sich von diesem Geschwisterverhältnis keinen rechten Begriff machen, wollte Hanna kennen lernen, stellte sich eine Dame in schwarzem Kleid mit Leinenkrägelchen vor, eine Wohlthätigkeitswürdenträgerin in geborgener Stellung. Nun, da hatte er nicht gleich in der ersten glückseligen Zeit so einen kühlen grauen Nebel haben wollen. Weder ein Besuch in seiner jungen Häuslichkeit noch bei Hanna paßte ihm. Und so schob er es mit der Bekanntschaft hinaus, bis er endlich nach und nach das Bild der Schwester ihr klar gemacht, das Bild eines guten, charaktervollen, aber etwas absonderlichen Wesens, das nie zu seinem Teil Frauenglück gelangt und darüber schließlich ein Kauz geworden war. Was wußte sein vergöttertes junges Weib von der Prosa, den Kämpfen einer solchen Existenz? Es hätte den krystallhellen Spiegel ihrer Seele getrübt. Und das war der Reiz, der ihn, den emporgekommenen, den reifen Mann so wundersam beglückte, das Unberührte, Unverbrauchte, das naiv Zuversichtliche und dabei seelenvoll Zarte ihrer Empfindungen. Sie würde wahrscheinlich sehr enttäuscht sein von Hanna. Da sie aber beharrlich auf ihren Wunsch zurückkam, namentlich in letzter Zeit unter dem mystischen Einfluß der Mutterschaft, die ihre Jugend, ihren süßen Zauber noch viel mehr verklärte, hieß es einen Ausweg finden. Und so hatte er, als sie vollständig genesen war, ihrem Drängen nachgegeben und die ziemlich weite Heimatreise, so kurz wie möglich ausgezirkelt, angetreten. Hanna mitzubringen, das wußte er, gelang ihm nicht, war vorläufig auch besser so. Aber eine neue Brücke schlagen über diese letzten acht Jahre, ein wärmeres Verhältnis wieder herstellen, das wollte er. Es trieb ihn jetzt, da er deshalb einmal unterwegs war, auch selbst dazu, mit einem gewissen Ungestüm, gerade jetzt und hier, wo ihn unter all' den trüben geweckten Erinnerungen ein doppeltes Besitzgefühl seines Glückes überkam — der feine Egoismus des Glückes auch, der alles hell und glatt um sich haben möchte, keine Winkel, keine Schatten —

Er stand jetzt vor dem Gartenthor, welches das einfach umzäunte Grundstück abschloß, und sah sich um. Hügelig ansteigendes Wiesenland ringsumher, wild wachsende Sträucher, von denen manche in Blüte standen, niedrige Bäume da und dort, weiter oben Wald und Berg. Wie er diese Gegend kannte aus seinen Knabenjahren und wie sie seine Phantasie beschäftigt hatte! Hier war in alten Zeiten, — man wußte nicht mehr, wann, — das Hochgericht gewesen, gerade auf dem Hügel, wo jetzt das Asyl stand. Sie hatten als Buben heimlich hier gegraben, weil die Sage ging, daß außer den Gebeinen von Bösewichtern merkwürdige Schätze da verborgen liegen, „Teufelsschätze“, wie der Volksmund sagte. Das wollten sie wissen, was so ein Teufelsschatz sei, fanden aber keinen, auch nicht das kleinste Verbrecherknöchelchen, nur ein altes Hufeisen, das sie kritisch betrachteten und wieder wegwarfen. Schier vergessene Zeiten! — —

Dort oben hinter dem Hause schien ein Spielplatz zu sein. Paul hörte Kinderstimmen, einen hellen Reigensingsang. Und als er schwieg, kam das Völkchen zum Vorschein. Ein paar der kleinen Gestalten eilten gleich den Weg zwischen den blühenden Kirschbäumchen herab, als sie den Fremden vor dem Portal stehen sahen, und starrten ihn neugierig an, — lauter kindliche Proletarierphysiognomien.

„Was wollen Sie?“ fragte ein blasses Knirpschen mit klugen Augen.

„Da hinein will ich.“

Im Nu sprang das Trüpplein davon, dem Hause zu, um Meldung zu machen, denn die Thüre war abgeschlossen. Da wartete er, ohne die Glocke zu ziehen.

Es war ein eigentümliches Warten; etwas wie ein flacher Druck beengte ihn. Und dabei spähte er den Weg hinauf, gespannt, ob er Hanna erblicken werde.

Welch' eine Existenz in diesem kahlen Haus und Garten, aller Zier und Schönheit bar, inmitten eines Schwarmes heimat-

Digitized by Google

loser Kinder, die von der Eltern Unglück oder Sünde schon gezeichnet sind! Daß Hanna gerade das gewählt? Er hatte sich dieses Asyl nicht so bescheiden gedacht.

Eine Magd mit aufgeschürztem Rock und roten knochigen Händen kam, um zu öffnen.

Paul nannte den Namen seiner Schwester und fragte, ob sie zu sprechen sei, denn sie wußte von seinem Kommen nichts.

„Die Frau Vorsteherin? Freilich ist die da."

Er folgte ihr den Weg hinauf und hörte bald aus den offenen Fenstern eines Parterrezimmers, daß die Kinder nun dort drinnen waren. Er sah hinein.

Da stand, ihm abgewendet, im Sonnenschein, der den ganzen Raum erfüllte, inmitten der Kinderschar — seine Schwester.

War das wirklich Hanna? — Er fühlte es mehr, als er es sah. Eine schmale Gestalt — wie mager sie geworden war! — mit breiter, blauer Arbeitsschürze, das Haar ganz ergraut, schlicht zurückgestrichen. Es war Hanna — und doch eine andere. Sie schöpfte Milch aus einem großen Gefäß in Blechtassen und verteilte Brot dazu. Die Kinder saßen an einem langen Tisch, auf geradlinigen Holzstühlen, schnabulierten vergnügt, und wenn sie fertig waren, wischten sie mit der Hand über den Mund.

Ein verkrüppeltes Bürschchen rutschte von seinem Stuhl herab und zeigte der „Mutter" mit strahlenden Augen seine leere Tasse. Mutter nannten sie die Kinder.

„Siehst du, daß es geht!" Sie strich ihm über das steife, glanzlose Haar. „Da hab' ich dich auch lieb."

Der kleine Mann steckte den Kopf in ihre Kleiderfalten, als schämte er sich, und schaute dann wieder zärtlich an ihr hinauf. „Ich möchte mit der Mutter in Garten gehen," bettelte er.

Das sah und hörte Paul draußen stehend, während die Magd hineinging.

„Bitte, es ist ein vornehmer Herr draußen." — Sie wies nach dem Fenster.

Hanna wandte sich jetzt um, und alle Blicke flogen in der gleichen Richtung.

Er lächelte ihr entgegen. „Guten Tag, Hanna!" —

Ein großer, staunender, ungewisser Blick begegnete ihm.

„Das ist ja — Paul! — —"

Sie band die breite blaue Schürze los, mit zitternden Fingern. Und dann trat sie hinaus, bleich vor Überraschung. Es war mit einem Male nicht mehr die ruhige heitere Mutter von drinnen.

Er streckte ihr die Hand entgegen, seine wohlgepflegte weiße Hand. Aber sie zögerte, die ihrige hinein zu legen; sie wischte sie erst säuberlich ab.

„Na na, was soll das?"

„Ich muß mich — erst erholen," sagte sie. — „Es — ist mir unbegreiflich, daß du hier bist. — — So lange ist's her — so lang!"

Sie schöpfte tief Atem und sprach leise, wie für sich.

„Acht Jahre — die entscheidenden, in denen man sich wehren mußte!"

Sie nickte. „Ja — die entscheidenden!"

„Nun wollte ich dich endlich einmal sehen. Heißt das, eigentlich ist's meine Frau, für die ich komme. — Hab' ich dich am Ende gar erschreckt? Oder siehst du immer so bleich aus?"

„Ach nein. Mir geht es ja gut."

„Das schriebst du wenigstens," sagte er zögernd, mit unruhigen Augen ihre Erscheinung überfliegend.

Wie verändert! — Über diese Züge war der Pflug gegangen. Tiefe Furchen hatte er gezogen, Furchen, die auch in der Seele geblieben; das sah er. Ein Leidenszug lag jetzt auf ihrem Gesicht, den er zuerst nicht gesehen, etwas plötzlich Erwachtes, wie aus längst begrabenem getäuschtem Hoffen. Wie sie auf einmal der verstorbenen Mutter ähnlich sah! Auch sie hatte solch' einen Leidenszug gehabt, neben dem Ausdruck unendlicher wehrloser Güte. Die Verschmelzung der Ähnlichkeit mit beiden Eltern fiel ihm jetzt auf. Der Zug von Verschlossenheit um den Mund vom Vater, die leicht gebogene Nase, eine feine Nase, die seinem Gesicht etwas Vornehmes gegeben — und wieder die sinnenden Augen der Mutter, dunkel umschattet, etwas von unten auf blickend, als sähen sie das meiste über sich, — auch ihre helle klare Stirn, auf welcher es wie der Schimmer einer alles überwindenden Liebe gelegen. Sie standen auf, die beiden Toten, in diesem Angesicht; die Vergangenheit sah ihn auf einmal mit ihren stillen tiefen Augen an.

„Hast du denn überhaupt Zeit für einen

Digitized by Google

Kühe am Flußufer. Nach dem Gemälde von Julius Bergmann.

Digitized by Google

Besuch?“ fragte Paul scherzhaft, um den Eindruck zu verbergen, den dieses Wiedersehen auf ihn machte.

„Ich will mir's schon einteilen,“ sagte sie. „Wir sind freilich nicht viele, außer den Kindern.“

„Wieviel Schützlinge hast du?“

„Achtunddreißig gegenwärtig. — Willst du dich auf die Bank hier setzen, bis ich wiederkomme? Ich will sie versorgen. Dann machen wir vielleicht einen kleinen Spaziergang den Berg hinauf. Da haben wir Ruhe; — es ist auch so schön heute — —“

„Wie du willst.“

Sie verschwand, und er ließ sich auf der sonnigen Bank am Hause nieder, in einem eigentümlichen Zustand von Benommenheit. Es war ihm, als sei er plötzlich der Gegenwart entrückt und stehe traumhaft einer längst vergangenen Zeit und einem harten fremden Etwas gegenüber, mit dem er nichts zu schaffen hatte und das gleichwohl Rechenschaft von ihm forderte. Dabei hörte er die Stimmen der Kinder drinnen und die Stimme Hannas und sah über die blühenden Kirschbäume hinweg das alte Landschaftsbild der Heimat, grüne und braune Ackerflächen, weiter drüben das Städtchen, ein paar neue Häuserreihen, die wohlbekannten Kirchtürme. Ein Summen und Klingen im Ohr hob in ihm an.

Da kam Hanna wieder, in einem besseren Kleide, grau, von derbem Wollenstoff, puritanisch einfach.

„Ich habe dich nicht gefragt, ob ich dir etwas anbieten darf,“ sagte sie. „Leckereien haben wir hier freilich nicht, aber ich möchte gerne —“

„Mach' dir keine Mühe! Beisammen sein eine kleine Weile, das wollen wir.“

Dichte Reihen von Kinderköpfen standen jetzt an den Fenstern und betrachteten die beiden mit neugieriger Aufmerksamkeit.

„Warum sind sie nicht im Freien?“ fragte Paul.

„Sie warten nur auf die Erlaubnis.“

„Kommt!“ rief er ihnen zu.

Sie blieben aber unbeweglich stehen und sahen nach der „Mutter“.

Erst als sie ihnen winkte, kamen sie heraus gesprungen und blieben dann, wie plötzlich scheu geworden, wieder in einem kompakten Häuflein vor ihnen stehen. Nur eines, das winzige verkrüppelte Bürschchen, kam an Hanna heran und suchte zärtlich ihre Hand.

„Sagt dem Herrn guten Tag und dann geht auf euren Spielplatz.“

Eines nach dem anderen kam herbei, bot ihm die Hand und sah zu ihm auf mit jenem ratenden, altklugen Blick der Armen, der das Kindergesicht oft schon so alt macht. Wenige waren hübsch, die meisten so oder so verkümmert.

Und das war Hannas Welt!

Sie gingen durch ein Hinterpförtchen ins Freie, eine Weile schweigend, als wüßten sie nicht, wo sie nun anknüpfen sollten.

Dann sagte Paul: „Du kommst wohl selten hinaus?“

„Sehr selten.“

„Und fühlst du dich wohl in dieser Stellung?“

„Ich kann etwas nützen. Die Kinder hängen auch sehr an mir. Ich habe da wieder eine Heimat gefunden.“

Das Wort klang ihm hart. Sollte er es überschweigen? Er sah Hanna von der Seite an. Sie hatte es ohne Bitterkeit gesagt. Vor diesem still gewordenen Gesicht gab es kein Verstecken! Er wollte auch offen sein.

„Heimat sagst du. Warum gabst du sie eigentlich auf?“

Sie blieb stehen, fuhr über die Stirn — und lächelte. Es war nur so ein huschendes, blasses Lächeln. Dann ging sie weiter.

„Ach — lassen wir das! Es ist ja längst vorbei.“

„Willst du nicht davon sprechen?“

„Wozu? — — Erzähle du!“

„Sieh Hanna, ich bin hier, um dich zu holen. Du sollst zu uns kommen, ein paar glückliche Menschen sehen. Das ist besser als erzählen.“

„Ich danke dir. Du siehst, das geht nun nicht mehr.“

„Auf wenige Tage nur.“

„Eine solche Reise? Den Luxus kann ich mir nicht erlauben — brächte ihn auch nicht übers Gewissen.“

„Den laß du meine Sorge sein. Es ist nicht alles bloß Nützlichkeit in der Welt.“

„Aber Elend — so viel Elend.“

„Das sollst du einmal vergessen. Theo will dir unser Kind zeigen; sie will dich endlich kennen lernen. Du weißt, sie selbst hat nie Geschwister gehabt.“

Digitized by Google

„Und denkt sich das wohl recht schön?“ — Hanna sah ihn, wie in Gedanken verloren an. — „Da wäre ich eine traurige Illustration.“

„Wieso?“ — Eine langsame Röte stieg ihm ins Gesicht. „Du hast von deinem Sein und Thun immer so wenig berichtet. Was wußten wir? Nicht einmal, wo überall du in den Jahren gewesen.“

„Ja — ich wanderte — —“

Pauls Blick blieb starr an der Schwester hängen. Sie sprach dieselben Worte, wie sie sein Weib erzählt.

— „Und warum — warum wähltest du denn gerade diesen kleinen, freudlosen Posten hier?“

„Freudlos — das ist er nicht; klein wohl. Ich selber bin ja klein geworden, da draußen in der Welt — —“

Hanna blieb tief atmend wieder stehen und sah zu Boden. Es war, als drängte nun mit einem Mal hervor, was sie lange, lange verschwiegen, in stummen Monologen nur mit sich selbst gesprochen und durchlitten hatte. — „Wie einen Strohhalm wehte es mich draußen umher! Da war ich denn froh an ein Plätzchen zu kommen, wo ich wieder ein Mensch wurde und etwas sein konnte. Darum hänge ich an diesem kleinen Posten und an meinen Kindern.“

„Und von dem sagtest du mir nichts? Was hast du denn Schlimmes erlebt?“

„Nichts Großes, lauter Alltägliches, wie es Viele erleben und dabei wohl oft untergehen; nichts als die Einsicht, daß man unbrauchbar zu dem ist, was man mit allen Kräften anstrebt. Mich trieb es fort nach Vaters Tod; es war mir gar so traurig hier. — — Ich dachte auch meine Kenntnisse anders verwerten zu können als Erzieherin. Ich strebte eben auch noch eine Stufe weiter. Aber ich taugte nicht dazu, wenigstens nicht unter verwöhnte Menschen. Ich war zu alt, zu ernst, zu wenig geschmeidig. Das wurde mir klar gemacht, oft auf grausame Weise. Von den eignen Zöglingen wurde ich verhöhnt — — Sie können grausam sein, diese Reichen, weich Gebetteten! — Ich wurde irre an mir; vollständig entwertet kam ich mir vor — und wollte doch nicht zurück; ich schämte mich. So trieb es mich ein paar Jahre umher. Ich versuchte es mit allerlei — — bis ich endlich wandermüde eines Tages wieder in der Heimat landete. Zu jener Zeit — mir schien es ein Fingerzeig — kam diese Stellung zur Besetzung. Ich bewarb mich und wurde angenommen. Von da an ging gleich alles besser. Bei diesen armen, verlassenen Kindern fand ich mich selber wieder, — auch ein Heimgefühl nach all' den Jahren. Das war so etwas meinesgleichen —“

„Was sagst du da!“

„Die alle warteten auf etwas, wie ich gewartet hatte. Ich weiß, was es ist, dieses Warten! Es macht nicht gut, getäuscht zu werden. Drum wollte ich ihnen geben, was ich wenigstens geben kann. Und es gelang, gottlob! Man weiß nicht, wie empfänglich Hungrige sind — —“

Auch Paul sah zu Boden. Sie schwiegen jetzt beide eine Weile. Dann sagte er mit gerunzelter Stirn: „Dich hat die Familienfrone zu lange festgehalten und verbittert. — Warum übrigens schriebst du mir nichts von diesen Dingen?“

— „Du hattest es damals so eilig, als wir den Vater begruben. Wie sollte ich dir noch kommen?“

„Damals — mein Gott, faßtest du die Sache zu sentimental auf. Ich weiß, wir kamen ein wenig auseinander. Ja, wußtest du denn, was es heißt, sich seinen Platz erobern, ehrgeizig erobern? Ich stand im Drange der eignen Existenzfragen. Du — du hattest bisher keine gehabt, infolgedessen auch kein Verständnis für die meinigen. Du riebst dich einfach passiv auf in deinem Samaritertum.“

„Und berene es doch nicht.“

„Gut. Aber du gingst langsam dabei zu Grunde. Was konnte ich dagegen thun, als was ich damals that: dir sagen, wenn du mich brauchst, so komm. — Sagte ich das nicht, als wir auseinander gingen?“

Sie sahen sich an, Aug in Auge. In denen Hannas glühte es auf. Dann nickte sie ein paarmal vor sich hin.

„Es ist möglich, daß du es sagtest.“

„Warum kamst du nie?“

— — „Weil ich — zu stolz war.“

„Mir gegenüber?“

„Ja dir! — Du wußtest, wie es um mich stand. Ich war so armselig, so stehen geblieben neben dir. Aus deinem ganzen Wesen merkte ich die Pein darüber. Nie habe ich das bitterer gefühlt, als damals.“

Digitized by Google

„Das war nicht schwesterlich.“

„Sag das nicht, Paul —!“ — Sie brach ab, weil sie es leidenschaftlich gesagt, als wollte sie ihn vor einer Unwahrheit warnen. — „Du weißt es vielleicht nicht mehr, wie ich an dir gehangen habe, was du mir warst. — Es ist ja auch schon lange her — wie lange! seit wir Freunde, nicht allein Geschwister waren — —“

„Ich weiß es noch, Hanna.“

— — „Wenn ein Brief von dir kam zu jener Zeit, war das ein Festtag! Ein Stück blauer Himmel schaute allemal in unser oft so trübes Leben herein. Die Mutter lebte ja von den Hoffnungen, die sie auf dich setzte. Dann, als sie tot war, spann ich die Hoffnungen fort. Ich war stolz auf dich! Und das machte mich mutig, gab mir Vertrauen in mich selber. Ich hatte auch Ehrgeiz, Wünsche, daß aus mir etwas würde. Ich wollte deiner würdig sein! — Es waren thörichte Luftschlösser. — Du standest eben immer vor mir, als etwas Leuchtendes, Verheißendes, hinter dem auch für mich das Leben, die Welt offen lag — —“

„Was erwartetest du von mir, Hanna?“

„Ich kann es nicht sagen — kein Opfer, nichts, was dir schwer gefallen wäre; nur — was mich gehoben, alles leichter hätte tragen lassen — — ein bißchen Großmut — Liebe — Zusammengehörigkeitsgefühl —“

Paul stieß einen Seufzer durch die Zähne.

„Zusammengehörigkeitsgefühl! — Das wurde beizeiten gelockert durch die ewigen Zwiste mit dem Vater. Ich machte, daß ich aus dem Hause kam, — dergleichen hat immer seine Konsequenzen.“

„Laß ihn ruhen. Seitdem er tot ist, verstehe ich ihn immer mehr.“

„Was willst du damit sagen?“ — —

„Daß man zum Glück geboren sein muß, mit Anlagen, wie du sie hast, mit dem Mut zu handeln — auf seine Ziele loszugehen, wie du es thatest. Der Vater und ich, wir hatten das nicht; wir waren kleine, pedantische Pflichtmenschen, — anders als du. Er haderte mit dir — ich beneidete, bewunderte dich. Und — weil wir so verschieden waren, gingen wohl auch unsere Wege so weit auseinander — —“

„Ich habe es nicht leicht errungen, was du summarisch Glück nennst.“

„Aber erreicht! Zur rechten Zeit — ohne zu erlahmen!“

„Ja, das ist wahr,“ sagte er, den Kopf hebend und die Arme reckend, wie plötzlich befreit im Besinnen auf sich selbst, auf seinen warmen Glücksbesitz daheim. — „Gib mir die Hand, Hanna! Darum will ich jetzt nachholen, was ich versäumt habe.“

„Was?“ fragte sie leise.

„Das ‚bißchen Liebe‘, von dem du eben herbe gesprochen hast.“

„Brosamen deines Reichtums! — Hast du es jetzt erst kennen gelernt, was das ist — Liebe?“ fragte sie versonnen. „Sie war doch immer da, du achtetest es nur nicht. — Es ist etwas Wunderbares, nicht wahr? Sie macht besser, stärker! — In meiner Vereinsamung hab' ich danach gehungert, wie ein Verschmachtender. Sie kam nicht. Da haderte ich bitter — auch mit dir, dem Einzigen, der eben doch noch ein wenig zu mir gehörte. — Aber dann, als ich am elendesten war, nicht wissend, was beginnen — kam es über mich, als ob ein Engel mir sagte: Gib deinesgleichen, wonach du selber hungerst! Es hungern ja so Viele. Wie eine Flamme, ein Feuer wuchs es an, was zuerst nur — Mitleid für meine armen Kleinen war. Ich fand die Liebe, — vielleicht so reich wie du, — nur eine andere — eine ganz andere.“

„Du hast dich immer geopfert.“

„Aber nicht selbstlos, nicht so mit Freude, wie jetzt. Ich schaute immer nach Kommendem, nach dem Lohn aus. Jetzt ist das alles vorbei. Ich habe keine eigne Zukunft mehr; nur das Werk, für das ich lebe, hat eine, so Gott will!“

Paul betrachtete seine Schwester. Während sie sprach, bekam ihr Gesicht mit den herben, harten Zügen auf einmal eine aus dem Innersten dringenden Helle. Ihr graues Haar, die Furchen um Augen, Stirn und Mund, die sein Schönheitsgefühl beim ersten Anblick rauh getroffen, erschienen ihm fast verklärt, als Leidensmale eines Kampfes, der schwer aber siegreich bestanden worden ist. Und in dieser Helle war sie ihm plötzlich entrückt, als könnte er sie nicht mehr erreichen mit dem, was er nachholen wollte, dem ‚bißchen Liebe.‘“

Sie waren auf die Höhe des Berges gekommen, ohne es zu achten. Jetzt blieben sie stehen und blickten hinaus in die Heimatlandschaft.

Digitized by Google

Das sah empor, wie ein altes treues Gesicht: Kennst du mich noch? Das Städtchen mit seinen Türmen, den Hügeln dahinter und den Bergzügen in der Ferne, wo die großen schimmernden Wolken standen, stolze Wolkenburgen mit Zinnen und Abgründen, rot angeglüht von der sinkenden Frühlingssonne, so verheißungsvoll, wie einst. Zu Füßen Wiesen und Felder, die einen schon prangend grün, die anderen tief braun, frisch aufgelockert die duftende, fruchtbare Erde. Da drüben am Waldrand wurde gepflügt. Ein würziger kühler Odem kam von dort her! Man hörte die Rufe, mit denen Mensch und Tier bei der Arbeit sich verständigten, stetig, ohne Hast. Dann tönten Stimmen von Kindern auf, die mit Blumen aus dem Walde traten. Lachend ging es bergab, bald waren sie verschwunden. Und nun ließ eine Drossel ihr Abendlied hören, ganz nah, ein jauchzendes Rufen, Locken, Verkünden.

Mancherlei Stimmen und Laute, und über allen doch eine klingende Stille, durch die den beiden Schweigenden verschollene Jugendmären zogen.

— „Ich wollte auch," sagte Paul nach einer Weile, „wegen der Gräber der Eltern mit dir sprechen."

„Sie sind in guter Ordnung."

„Aber während der Zeit, wo du fort warst?"

„Sorgte ich auch dafür."

„Du hattest Kosten. Längst wollte ich darüber einmal mit dir sprechen."

„Sie sind nicht groß. Das laß mir nur allein. Ich ziehe die Blumen und bepflanze die Gräber selbst. Jetzt blühen schon Aurikeln dort, Mutters Lieblingsblumen, — weißt du noch?"

— „So bleibt mir gar nichts zu thun übrig? Nenne mir etwas, Hanna, ich bitte dich darum! — Hast du nicht einen Wunsch, den ich erfüllen könnte? Thue mir die Liebe und sage ihn!"

— „Ich habe keinen" —

„Sieh mich an! Wirklich keinen?"

Hanna wendete zögernd den Blick, der in die Ferne gerichtet war, zu ihm. Ein Flor zog über das Glänzen ihrer Augen, die nun wie rätselnd, suchend auf seinem Angesicht verweilten. Es war ein stummes Fragen und Antworten, eine ganze Geschichte in diesem Blick.

Sie schüttelte den Kopf.

„Und Theos Wunsch — willst du ihn nicht erfüllen?"

„Sieh meine Schar an!"

„Fremde — Pflichtkinder."

„Denen ich aber ganz gehöre. Theo wird das an dem eignen schon verstehen." —

Sie schritten bergab, in Gedanken verloren.

An einer Stelle des Weges sah Paul jäh auf. Es klirrte etwas in der Nähe. Ein Mann stand da und schaufelte Erde, hielt inne und grüßte beim Vorübergehen.

Das Zwiegespräch mit seinen Reminiscenzen hatte Paul stark aufgeregt. Da war so vielerlei lebendig geworden, an das er lange nicht gedacht. Und das ging nun im stillen Abendrot mit, leibhaftig fast, ein traumhafter Spuk, der aus Dämmerungen der Vergangenheit seine Schatten herüber holte.

Warum erschrak er über das Geräusch? Weil auch das ihn an etwas erinnerte, was mit dieser Heimatfahrt zusammenhing? An das graue Traummärchen, welches sein geliebtes Weib ihm erzählt —?

Theo! — —

Auch das Glück kann furchtsam, abergläubisch machen, wenn zu Zeiten Schatten neben ihm wandern.

Hanna schloß das Gartenthor auf. Da flog ihr die Schar der Kinder entgegen, die sie erwartet hatten, und umklammerten ihre Kniee und schauten aus hellen Augen zu den zwei Menschen empor, wie zu höheren Wesen, die alles haben, alles können, was so ein Kinderherzchen zu fassen vermag.

— „Siehst du, die haben mir Weg und Ziel gewiesen," sagte Hanna jetzt lächelnd und reichte ihm die Hand mit einem Ausdruck des Friedens, der ihn erschütterte.

Er sah ihr dann nach, als sie mit ihrer Schar langsam zwischen den blühenden Kirschbäumchen hinauf ging zu dem einfachen Hause. Und wie ein Schuldner stand er da, dem sein Gläubiger, ein kleiner Mann mit verarbeiteten Zügen und Händen, großmütig die Zahlung geschenkt.

Digitized by Google

Teresina Geßner als dreijähriges und als neunjähriges Kind.

Teresina Geßner-Sommerstorff.

(Abdruck verboten.)

Teresina Geßner ist der Typus der reinen edlen Frau auf der Bühne und im — Leben. Die Schauspielerin, deren künstlerisches Wesen etwas echt deutsch Frauenhaftes aufweist, ist eine geborene Italienerin. Teresina Geßner stammt aus dem bei Venedig gelegenen Vicenza und ist die Tochter eines Offiziers. Ganz im italienischen Milieu aufgewachsen, verstand sie, als sie im Alter von zehn Jahren mit ihren Eltern nach Wien übersiedeln mußte, nur die Sprache ihres Heimatlandes, und doch wurde aus der Vollblutitalienerin eine große deutsche Künstlerin. Teresina sollte eigentlich nicht Schauspielerin, sondern Lehrerin werden, ein Zufall führte sie zum Theater. Ihre Schwester wollte zur Bühne gehen und ließ sich für das Wiener Konservatorium prüfen. Auch ein Konservatoriumlehrer kann manchmal eine richtige Idee haben; als er die schwarzäugige, anmutige Teresina sah, die ihrer Schwester bei dieser Prüfung treu zur Seite stand, kam ihm der Gedanke, daß in diesem jungen Mädchen Theaterblut fließen müsse. Sie durfte etwas vordeklamieren, und ihr Schicksal war entschieden. Die kleine Italienerin, die inzwischen eifrig deutsch gelernt hatte, wurde mit sechzehn Jahren Schülerin des Wiener Konservatoriums. Sie konnte nicht nur theoretische Studien machen, sondern auch die Größen des Burgtheaters bewundern, die natürlich für jeden Wiener Konservatoriumszögling leuchtende Vorbilder waren. Versehen mit Konservatoriumsstudien, im Herzen die bewunderten und beneideten Vorbilder, so zog die Achtzehnjährige nach Innsbruck in ihr erstes Engagement, allein trotz Studien und Vorbildern hätte sie nimmermehr Teresina Geßner werden können, wenn sie nicht ihr eigenstes Talent besessen hätte. Sie ist von Stufe zu Stufe emporgestiegen, schnell und glücklich. Innsbruck, Brünn und Graz, das waren ihre Bühnenstationen, und dann kam gleich die große Hauptstation — das Deutsche Theater in Berlin. Damals, es war im Jahre 1885, legte das von L'Arronge begründete Deutsche Theater, durch welches das Berliner Theaterleben aus seinem bequemen Schlaf aufgerüttelt und das Schauspielhausmonopol zerstört wurde, sein künstlerisches Hauptgewicht auf die möglichst vollendete Inscenierung und Verkörperung der Dramen unserer Klassiker. Was die Meininger uns gelehrt und bewiesen hatten, das sollte im Verein mit einer modernen Auffassung der Schauspielkunst im Deut-

Digitized by Google

Teresina Geßner in ihrem ersten Engagement in Innsbruck.

schen Theater realisiert werden, und auf einem solchen künstlerischen Boden mußte eine Schauspielerin von der Individualität Teresina Geßners sich kräftig und gesund entwickeln. Als Emilia Galotti debütierte sie in Berlin. Etwas Zaghaftes, Ungewisses, Furchtsames haftete ihrer Leistung an, aber gerade dieses ängstlich Mädchenhafte interessierte und reizte nicht nur persönlich, auch künstlerisch, es deutete so viel echte, vornehme Weiblichkeit an.

Die junge Italienerin mit der fein entwickelten Figur, mit den großen, dunklen, fragenden und sprechenden Augen, mit der Stimme voll Weichheit und Kraft, mit dem innigen Empfinden und dem ausgeprägten Instinkt für das theatralisch Wirksame und Schöne, gefiel dem deutschen Publikum und ist im Verlaufe der Jahre zu einer der populärsten Schauspielerinnen Berlins emporgewachsen. Sie hat mit ihren Aufgaben sich entwickelt, die Stärke ihrer Leidenschaft ist gewachsen, ihre Auffassung freier und bestimmter geworden, aber die vornehme Anmut, die innige Reinheit ihres Wesens sind unverändert geblieben; sie ist auch heute eine mädchenhafte Emilia Galotti, allein sie würde auch dem heißen Temperament und der edlen Wut einer Gräfin Orsina gerecht werden können. — Nach welcher Seite hin die schauspielerische Stärke und Reife Teresina Geßners liegt, das offenbaren ihr Gretchen im Faust und ihre Anna Birkmaier in Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld.

Sie gibt beiden Figuren den Zug des Einfachen, Naiven und Mädchenhaften; hier die frische, gute, von jedem Schuldbewußtsein innerlich freie Bauerndirne, dort das schlichte, innige und sinnige Bürgerkind, das die Größe seines Schmerzes und seiner Schuld, die Größe seiner Tragik zu empfinden und das also Empfundene menschlich erschütternd zu gestalten vermag. Teresina Geßner gilt Vielen als das beste Gretchen der modernen Bühne, ich möchte sie auch zu den bedeutendsten Vertreterinnen der Anna Birkmaier zählen, die sie von dem derb Bäuerlichen emporhebt zum unbefangenen Mädchenhaften, das die reinen Gefühle des Pfarrers für die Bauerndirne erweckt. In der Verkörperung moderner Rollen zeigt sich die Grenze der Künstlerschaft Teresina Geßners, deren menschlicher und künstlerischer Individualität das absolut Große und Edle mehr zusagt, als das nervös oder pikant Moderne. Ihre Kunst umfaßt ohnehin ein weites, fruchtbares Gebiet, Hero, Julia, Iphigenie, Louise, Maria Stuart, Klärchen 2c. In der vom Geiste des Idealen, Schönen und Tief-

Teresina Geßner als Debutantin am Deutschen Theater.

Digitized by Google

Teresina Geßner bei Antritt ihres Berliner Theater-Engagements.

empfundenen durchwehten Interpretation dieser Gestalten steht Teresina Geßner heute an allererster Stelle, und ihre Parthenia in Halms „Sohn der Wildnis“ beweist, daß sie auch milder Schalkhaftigkeit und zartem Humor auf der Bühne gerecht werden kann.

Seit länger als einem Decennium ist Teresina Geßner mit Otto Sommerstorff verheiratet, und hier hat sich nicht nur ein gleichgestimmtes Künstlerpaar, sondern auch ein Menschenpaar in reinster Harmonie gefunden. Man kann nicht von Teresina Geßner sprechen, ohne ihres Gatten, dieses vornehmen, warmherzigen Künstlers und Menschen, zu gedenken, von dem Peter Rosegger, der als armer Dorfschneider oft im Hause der Großeltern des Künstlers übernachtete, in seinem Werke: „Mein Weltleben“ folgendes schreibt: „In diesem jungen Manne hatte sich der naive Idealismus seltsamerweise vereint mit der modernen Ironie und der Neigung zur Parodie. Zudem war in ihm ein unentwegtes Streben nach der dramatischen Kunst, eine strenge Gewissenhaftigkeit in allem, eine Männlichkeit des Charakters, wie man sie bei jungen Leuten selten findet.“ — Und was der Dichter über die Ehe der „Sommerstorffs“ sagt, das ist wohlthuend wahr: „In Berlin fand Otto seine Lebensgefährtin. Wir Grazer kennen sie schon, es ist die schöne und künstlerisch bedeutende Schauspielerin Teresina Geßner. Wir haben sie ungern ziehen lassen, aber sie ging einer guten Zukunft entgegen. Das Künstlerpaar lebt in einer Ehe, so glücklich und so echt deutsch, daß einem das Herz lacht; der moderne Großstadtgeist kann ihm nichts anhaben.“

Digitized by Google

Sie sind in der That ein ideales Künstler-, ein ideales Ehepaar. Sie lieben das Theater, sie lieben ihr Heim, und doch sind Theater und Heim scharf gesondert. Auf der Bühne ganze Hingebung an ihre Kunst, zu Hause nur liebendes Eltern- und Ehepaar. —

Teresina Geßner war vor drei Jahren mit ihrem Gatten, der nicht nur der gefeierte Schauspieler, sondern auch ein bekannter Humorist ist,

Teresina Geßner nach ihrer Verlobung mit Otto Sommerstorff.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Teresina Geßners neueste Aufnahme.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

(er ist der „Storff" der Fliegenden Blätter) vom Deutschen Theater nach dem Berliner Theater übergesiedelt; das Künstlerpaar gehört jedoch jetzt wieder dem Verbande des Deutschen Theaters an, das mit Hilfe von Teresina und Otto Sommerstorff sein klassisches Repertoire, was sehr not thut, erweitern und befestigen will.

Im Hause der Sommerstorffs gibt es kein gemeinsames Studieren und Probieren, für welches lediglich das Theater mit seinen Proben vorhanden ist; das Heim wird von allem Theatralischen freigehalten. Diese scharfe Sonderung der Bühne von der Familie charakterisiert die menschliche Eigenart Teresina Geßners und ihres Gatten. Die innige Schlichtheit und herzliche Wärme, welche die Leistungen des Künstlerpaares so wohlthuend durchwehen, finden einen milden Abglanz in der Häuslichkeit, die Teresina Geßner, die echte Künstlerin und Frau, mit klugem Sinne sich und den Ihren erschaffen hat.

Alfred Holzbock.

Persische Sinnsprüche.

Von

Maximilian Bern.

Mancher läuft nicht schnell wie so viele
Und ist doch der erste am Ziele.

Von edlen Menschen lernen allzeit am meisten wir:
Die, so die Tugend üben, sind Wegweiser zu ihr!

Wanderst zu Fuß du voller Beschwerde,
Wähl' keinen Reisegefährten zu Pferde!

Digitized by Google

Die deutsche Bagdadbahn.

Von

Colmar Frhr. v. d. Goltz.

(Abdruck verboten.)

Die Nachricht, daß Sultan Abdul-Hamid II. der deutsch-anatolischen Bahngesellschaft durch ein kaiserliches Iradé *) das Recht zum Weiterausbau des kleinasiatischen Schienennetzes bis zum Persischen Golfe verliehen hat, erregte begreiflicherweise in der deutschen Presse große Freude. Man hat die Verleihung allgemein als einen bedeutenden diplomatischen Erfolg gepriesen. In der That liegt auch ein Beweis von der Geschicklichkeit und dem Einflusse unserer Vertretung am Goldenen Horn darin, daß sie den Widerstand der Mitbewerber besiegte. Wenn man aber, wie es den Anschein hat, allgemein glaubt, daß mit dem Erlaß des Großherrn schon die Hauptschwierigkeiten überwunden seien, so ist doch zur Vorsicht zu mahnen. Wer lange in Stambul gelebt hat und die dortige Welt einigermaßen kennt, weiß, daß man als bedächtiger Mann bei einem Iradé immer erst fragen soll, ob es auch das letzte, und ob es ein endgültiges sei. Ein perotisches Scherzwort sagt: „En Turquie il n'y a rien de définitif, sauf le provisoire", und darin liegt eine große Wahrheit. Wie oft schon schien am schönen Bosporus irgend ein Werk vollkommen gesichert, und dennoch zerfloß es am Ende, zur Trauer für alle Beteiligten, wie eine schöne Seifenblase. Die Kommission, welche, unter Führung des deutschen Generalkonsuls Stemmrich, die neue Linie zu studieren hat,

*) Kabinetsordre mit Gesetzeskraft.

Digitized by Google

hoffte in den Weihnachtstagen in Bagdad einzutreffen. Es wird also noch geraume Zeit währen, bis die erste vorläufige Erkundung zu Ende geführt ist. Noch steht ferner die Garantienfrage vollkommen offen. Nach einer überschläglichen Berechnung wird die türkische Regierung zum wenigsten für 9000—10 000 Franken kilometrischer Einnahme aus den Einkünften der durch die Bahn berührten Provinzen aufkommen müssen. Ob dies möglich ist, und welche Aushilfe etwa gefunden werden kann, ist heute noch unentschieden. Bei der finanziellen Notlage, in welcher sich der türkische Staat zur Zeit befindet, liegt die Vermutung nicht fern, daß die Regierung den Versuch machen wird, das große Bauunternehmen mit einer Anleihe zu verquicken.*) So sind also, ehe der erste Spatenstich geschehen kann, noch zahlreiche Vorbedingungen zu regeln. Um die Schwierigkeit eines Eisenbahnunternehmens im Orient richtig zu würdigen, muß man sich die Zeit vor 1888 vergegenwärtigen. Damals, als Herr v. Kaulla in Konstantinopel wegen der Bahnlinie nach Angora verhandelte, glaubten auch die erfahrensten Leute nicht, daß jemals ans dem Bau etwas werden würde. Man hielt sich vor Augen, daß seit den siebziger Jahren, wo das große von der Regierung selbst begonnene Unternehmen**), welches das ganze Reich mit einem Schienennetze umspannen sollte, zum Stocken kam, alle die zahlreichen Eisenbahnprojekte, über die mit der Pforte verhandelt wurde, schließlich regelmäßig scheiterten. Große Energie, Geduld, Erfahrung und viel Geschick gehören im Verein dazu, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich dem fremden Unternehmer auf türkischem Boden entgegenstellen.

Einstweilen besagt das Iradé des Sultans nur, daß er von allen Bewerbern den Deutschen den Vorzug erteilte, daß er durch die anatolische Bahngesellschaft, die sich schon bewährt, die Fortsetzung des Baues am liebsten ausgeführt sähe, und daß es sein ernster Wille ist, die Bagdadlinie wirklich zu vollenden.***) Hieran ist in der That nicht zu zweifeln. Abdul Hamid II. verfolgt den Gedanken, den fernen Südosten seines Reiches mit der Hauptstadt durch einen Schienenstrang zu verbinden, schon seit seinem Regierungsantritt. Er betrachtet die Vollendung der Bahn von Konstantinopel nach Bagdad gleichsam als seine Lebens- und Regierungsaufgabe. Weitere Pläne sind damit verbunden. Einmal sprach er mir in einer längeren Audienz sehr eingehend hierüber. Seine Absicht ist es, nicht nur den Einfluß seiner Herrschaft in den weiten und fruchtbaren Gebieten am Euphrat und Tigris wirksamer zu machen, sondern er verbindet damit auch den Gedanken an die Lösung einer großen Kulturaufgabe. Diese besteht darin, daß europäische, vor allem deutsche Kolonisten sich längs der neuen Eisenbahnlinie ansiedeln sollen, um so zu Gedeihen und Wohlhabenheit zu gelangen, während sie das Kapital an Intelligenz und Kenntnissen, welches sie mitbringen, dem Lande zu Nutz und Frommen werden lassen. „So könnte ein Austausch des Guten zwischen den beiden befreundeten Völkern stattfinden," schloß der Großherr seine Rede, an die sich für mich der Auftrag knüpfte, nach Berlin darüber zu berichten. Es ist bekannt, daß er sich wiederholt an Kaiser Wilhelm II. mit der Bitte um seine Mitwirkung und Unterstützung bei dem Bagdadbahnbau gewendet hat, und vielleicht liegt ihm kein anderes Werk, das er seit seiner Thronbesteigung geplant, so sehr am Herzen, wie dieses. Freilich richten sich seine Absichten nur auf das Ziel Bagdad. Für die inneren türkischen Interessen, namentlich diejenigen der Verwaltung, könnte dies auch genügen. Ein Blick auf die Karte lehrt aber, daß die Fortführung bis zum Persischen Golf mit Rücksicht auf den Weltverkehr unbedingte Notwendigkeit ist. Ohne dieselbe wäre an eine Rentabilität des Unternehmens gar nicht zu denken. Politische Erwägungen standen bisher entgegen und mögen auch heute noch nicht völlig verschwunden sein. Sie erwachsen aus der Furcht vor englischer Begehrlichkeit. England dehnt seinen Einfluß im Persischen Golfe mehr und mehr aus; es hat sich wiederholt in die persisch-türkischen Grenzstreitigkeiten an der Mündung des Schatt-el-Arab eingemischt, hält in Bagdad einen militärischen Posten zum Schutze des Ge-

*) Soll, nach den Zeitungen, bereits im Gange sein.

**) Unter technischer Leitung des österreichischen Ingenieurs Pressel.

***) Die nicht unbedeutenden Kosten für die Vorarbeiten fallen der Gesellschaft zur Last.

Digitized by Google

neraltonsulats, ein Kriegsfahrzeug auf dem Strome, und dies alles erregt das Mißtrauen der Pforte.

Von Bedeutung ist natürlich in erster Linie die Frage der Kapitalsbeschaffung. Der Bau wird zum mindesten einen Aufwand von 400 Millionen Franken erfordern, und schon dies legt nahe, daß es sich nicht um ein exklusiv deutsches Unternehmen handeln kann. In unserem Vaterlande allein ließen sich so bedeutende Mittel, zur Zeit, wo die emporblühende Industrie die höchsten Anforderungen an seine Geldkraft stellt, schwerlich aufbringen. Auch in anderer Richtung kann es sich nicht darum handeln, fremde Elemente von der Durchführung des Planes auszuschließen. Es ist nicht leicht, die vielen Intelligenzen aufzutreiben, welche der Bau einer so ungeheuren Linie gleich im Beginn erfordert. Man hat es seiner Zeit dem bewährten orientalischen Eisenbahnbaumeister Otto von Kapp*) zum Vorwurfe gemacht, daß er französische und englische Ingenieure zu Mitarbeitern heranzog — doch ganz mit Unrecht. In Deutschland streben alle tüchtigen jungen Kräfte sogleich in den Staatseisenbahndienst, und für Privatunternehmungen ist es keineswegs leicht, die geeigneten Männer in großer Zahl und in kurzer Zeit aufzutreiben. Das wird sich möglicherweise auch bei dem Bau der Bagdadbahn fühlbar machen. Nach meinen Erfahrungen ist die Mischung fremder und deutscher Elemente bei jeder Thätigkeit im Orient auch eher von Nutzen als von Nachteil, da sich durch sie Erfahrung, Wissen und Beziehungen verschiedener Art erheblich steigern, der Besorgnis vor dem Überwuchern einer Nationalität aber gesteuert wird. Nur die oberste Leitung soll und muß deutsch bleiben, und es wird ihr zur Ehre gereichen, wenn französische und englische Mitstreiter ihren Fahnen folgen, während es ehedem umgekehrt war.

Das heutige anatolische Bahnnetz, wie es sich, hauptsächlich seit 1888, herausgebildet hat, ist kein unbedeutendes mehr.**) Es führt von Konstantinopel über Ismid und Eskischehr nach Angora und nach Konia. Diese beiden, von der deutschen Gesellschaft ausgebauten Linien sind in neuerer Zeit, von Afion-Karahissar aus, mit den bei Smyrna mündenden Bahnen in Verbindung gesetzt worden. Eine zweite Verbindung wird sich in nicht allzu ferner Zeit aus der Fortführung der Linie Smyrna-Aidin-Diner nach Tschay oder Akschehr an der Koniabahn ergeben. Einige weniger bedeutende Zweigbahnen kommen noch hinzu, und so ist denn Vorderasien heutzutage schon von einer ganz stattlichen Zahl von Schienenwegen in den verschiedensten Richtungen durchzogen. Freilich muß man sich vergegenwärtigen, daß die Halbinsel, welche vom asiatischen Festlande durch eine Linie vom Golf von Iskenderun nach Samsun am Schwarzen Meere abgeschnitten wird, Frankreich an Größe gleichkommt.

Die Fortsetzung gegen Südosten war früher über Angora gedacht, woher denn auch der Ausbau der Bahn bis dorthin vor demjenigen nach Konia in Angriff genommen wurde. Von Angora sollte die Linie, die bedeutende Stadt Yosgad südlich umgehend, Siwas am Kisil Irmak erreichen, sich dann nach Malatia und von dort nach Kharput wenden. Zwischen Siwas und Malatia war eine Abzweigung nach Erfinjan und Erserum gedacht. Die Hauptlinie würde von Kharput weiter über Diarbekir nach Mardin führen, von wo aus sie mit der zweiten, jetzt in Frage stehenden, Trace zusammenfällt.

Die nördliche Linie wurde, zumal aus militärischen Gründen, von der türkischen Regierung bevorzugt. Sie hätte nicht nur ein Heranziehen der Truppen aus dem Inneren nach Konstantinopel, sondern auch in umgekehrter Richtung einen schnellen Transport nach der kaukasischen Grenze möglich gemacht und so in einem neuen russischen Kriege der Verteidigung den größten Vorschub geleistet. Außerdem würde sie diejenigen Gebiete durchzogen haben, in welchen die Hauptkraft des Türkentums sitzt, nämlich den nördlichen Teil Kleinasiens. Aber außerordentliche Schwierigkeiten mußten sich dort, wie schon ein flüchtiges Studium ergab, auf alle Fälle geltend machen. So ist man, wenn vielleicht auch das letzte entscheidende Wort noch nicht gesprochen wurde, neuerdings zu einer südlichen Linie übergegangen. Sie wird auch durch die Mission

*) Königlich Württembergischer Baurat und zur Zeit Mitglied der Stemmrichschen Expedition.

**) Zum Verständnis des Folgenden genügen die Kiepertschen Karten von Kleinasien, übrigens auch jeder gute Handatlas.

Digitized by Google

des Generalkonsuls Stemmrich zunächst bereist.

Von Konia aus zieht sich diese südliche Linie durch die karamanische Ebene über Ismil, Attischeschehr, südlich vom Ak-Göl, nach Eregli und steigt dann den Taurus hinauf. Diese gewaltige Gebirgskette überwindet sie auf der uralten Heerstraße der cilicischen Pässe und senkt sich dann nach Adana hinab, von wo bereits eine Eisenbahnverbindung über Tarsus nach der Hafenstadt Mersina in Betrieb ist. Von Adana aus erreicht sie den Ort Missis am Djihan-Su, in dessen Thale aufsteigend sie bis Marasch weiterführt, sich so um den Nordfuß des Amanus herumwindend. Von hier biegt die Bahn nach Südosten ab. steigt im Thale des Ak-Su zur Wasserscheide zwischen Djihan und Euphrat empor und dann in der Richtung auf Nisib nach Birebjik hinab. Bei dieser Stadt wird der Euphrat auf einer 600 Meter langen Brücke überschritten. Dann folgt die Linie in östlicher Richtung dem Fuße des Taurus über Urfa nach Mardin oder genauer nach dem Örtchen Tel Ermen südlich von Mardin. Sie erreicht den Tigris bei Feischabur,*) überschreitet ihn auf 250 Meter langer Brücke und wendet sich dann am linken Ufer gen Mossul. Nicht leicht ist die Weiterführung von dort aus zu bestimmen. Am besten wird es aller Wahrscheinlichkeit nach sein, dauernd das linke Ufer des Tigris zu wählen und mit Rücksicht auf die Sicherheit der Bahn im Unterlaufe außerhalb von dessen Überschwemmungsgebiet zu bleiben. Hiernach würde, von Mossul aus, zunächst Altun-Köpri, dann Kerkuk, Tuz-Khurmati und Deli-Abbas nördlich von Bagdad erreicht werden. Bagdad bliebe unberührt und müßte eine Zweigbahn über Bakuba nach Deli-Abbas erhalten. Von hier aus würde die Linie wohl dem Fuße der persisch-türkischen Grenzgebirge folgen, das Sumpfgelände am Strome vermeidend, und auch Basra nicht direkt berühren. Dies möchte nämlich eine Überschreitung des, aus Euphrat und Tigris vereinigten, Schatt-el-Arab und eine Riesenbrücke von vier Kilometer Länge nötig machen, welche allein etwa 36 000 000 Franken kostet. Zudem hat Basra in neuerer Zeit an Bedeutung erheblich verloren und seinen Rang als Haupthafen an El Mohammeré abtreten müssen, das gesunder und am linken Ufer liegt, dort, wo der aus Persien kommende Karun einmündet. Hier würde also der beste Endpunkt für die Eisenbahn zu suchen sein; allein el Mohammeré befindet sich zur Zeit in persischem Besitz, obgleich auch die Türkei Ansprüche auf den Ort erhebt. Dies macht es fraglich, ob die Anlage der Schlußstation dort möglich ist. Vielleicht läßt sich in unmittelbarer Nähe auf nichtstreitig türkischem Boden ein neuer Hafen schaffen. Man hat auch an El-Kuweit an der Westküste des Persischen Golfs gedacht. Damit wäre aber die Überbrückung des Schatt el Arab wieder unentbehrlich, und außerdem behauptet England irgend welche Ansprüche auf El-Kuweit zu besitzen.

Bezüglich dieses letzten Gliedes der großen Bahn besteht also noch völlige Ungewißheit. Sicher ist nur, daß es in der einen oder anderen Art vollendet werden muß; denn es ist unmöglich, den Verkehr schon bei Bagdad auf die Schiffahrt abzuleiten. Diese liegt in den Händen zweier Gesellschaften, welche die Strecke Bagdad-Basra befahren: einer türkischen und einer englischen, von welchen die erstere sehr mangelhaft und die letztere, bei dem geringen Wettbewerb, auch nur lässig arbeitet. Zu der 625 Kilometer langen Flußstrecke zwischen den beiden Städten brauchen die Schiffe in höchst unregelmäßigen Fahrten fünf bis sechs Tage. Eine derartige Dauer würde natürlich den ostindischen Überlandverkehr ganz ausschließen. Zum mindesten müßte die Geschwindigkeit auf 12 englische Meilen, d. h. 22 Kilometer in der Stunde, gesteigert werden, so daß die Überfahrt nur 30 Stunden dauerte. Dies aber ist wieder wegen der zahlreichen Krümmungen des Tigris, und seiner stark wechselnden Tiefen halber, unmöglich. So wird man, um den Überlandverkehr zu gewinnen, geradezu gezwungen sein, den Bahnbau sogleich bis zum Persischen Golf fortzuführen.

Die Stemmrichsche Erkundungskommission wird übrigens das Nähere erst festzustellen haben, weil die Kiepertschen Karten, welche jetzt das einzige Auskunftsmittel bilden, in jenen Gegenden besonders unsicher sind.

Vergleicht man zunächst die Süd- mit der Nordlinie, so verdient die erstere un-

*) Feischabur liegt etwa 110 Kilometer in gerader Linie nordwestlich von Mossul.

Digitized by Google

bedingt den Vorzug. Die Entfernung von Angora nach Bagdad beträgt etwa 2030, die von Konia nach Bagdad 1620 Kilometer, also 410 Kilometer weniger. In den Baukosten würde dieses einen Unterschied von etwa 112 000 000 Franken ergeben. Die gesamte Entfernung von Konstantinopel über Angora nach Bagdad beläuft sich auf 2607, die über Konia 2363 Kilometer, so daß man vom Goldenen Horn aus auf diesem Wege noch immer einen Vorteil von 244 Kilometer für sich hat. Die Südroute ist überdies auch nicht länger, als die früher vielfach in Aussicht genommene und namentlich von englischer Seite bevorzugte Euphratbahn. Diese müßte zudem im schmalen Flußthal, zwischen niedrigen, aber felsigen Uferrändern, durch fast unbewohnte Gebiete laufen.

Mehr als die Längenausdehnung sprechen noch die Schwierigkeiten des Geländes gegen die Nordlinie. In unaufhörlichen Steigungen und Senkungen, in zahlreichen Kurven hat sie eine Reihe von Gebirgen zu durchschreiten, und die Fahrtgeschwindigkeit könnte nur eine außerordentlich mäßige sein. Schlimmer noch würde der Winter auf dem armenischen Hochlande einwirken. Das Verschneien der zahlreichen Einschnitte möchte in dem menschenleeren Lande nicht zu verhüten sein. Das ergäbe die ungünstigsten Betriebsverhältnisse. Will man eine Weltbahn, für welche allein die Mittel sich werden auftreiben lassen, nicht eine türkische Lokal- oder Militärbahn, bauen, so ist nur die südliche Trace möglich. Es kommt hinzu, daß schon die Bauausführung auf der Nordlinie ungewöhnlich schwierig sein muß. Ob man die hierzu notwendigen Kräfte gewinnen kann, ist nicht ohne weiteres ausgemacht. Jedenfalls würde auch die Bauzeit eine höhere sein und wohl mindestens sieben bis acht Jahre betragen. Die zahlreichen Kunstbauten, Tunnels, hohen Dämme und tiefen Durchführungen können aber leicht Veranlassung zu unvorhergesehenen Bauverzögerungen und später zu Betriebsstörungen geben.

Auf der Südlinie sind zuvörderst die Steigungsverhältnisse wesentlich günstiger, da nur zwei, nicht allzu schwierige Wasserscheiden, nämlich der Taurus und diejenige zwischen dem Tschan und dem Euphrat zu überwinden sind, während sich die Bodenerhebung zwischen Euphrat und Tigris am Südrande des Taurusgebirges in dem fruchtbaren Hügellande zwischen Biredjik und Feischabur in eine Reihe von sekundären Scheidelinien auflöst. Man hat hier nicht die langen schweren Winter zu fürchten, wie zwischen Angora und Diarbekir. Die Kunstbauten können sehr viel einfacher ausfallen. Die Möglichkeit, von Adana aus einen Angriffspunkt für die Arbeit zu schaffen, erleichtert die Durchführung ungemein. Bezüglich der Bauzeit werden die Berechnungen sicherer, und man wird sie, selbst bis zum Persischen Golf hin, auf nur fünf bis sechs Jahre veranschlagen können. Die militärischen Interessen lassen sich übrigens auch auf der Südlinie wahren, wenn man von Tel Ermen bei Mardin mit einer Zweigbahn über Diarbekir nördlich in die Gebirge vordringt. Die bisher bekannten Aufnahmen lassen übrigens nicht erkennen, welch' ein fruchtbarer Landstrich sich am Südfuße des Taurus ausbreitet. „Die Gegend ist hier sehr reich, viel bevölkerter und bebauter, als die weißen Flecke auf der Kiepertschen Karte es ahnen lassen" schreibt Baurat Otto v. Kapp darüber aus Mardin vom 6. November v. J.

Immerhin wird auch auf der leichteren Südlinie der Bau ein großartiger werden und, wenn er gelingt, der deutschen Betriebsamkeit und Tüchtigkeit zur hohen Ehre gereichen. Um einen Überblick über seine Bedeutung im großen und ganzen zu gewinnen, sind einige Vergleiche mit uns näherliegenden oder bekannteren Verhältnissen angebracht. Die Strecke Konia-Mossul mißt 1150 Kilometer, das ist nicht viel weniger als von Berlin nach Belgrad. Von Konia bis Bagdad sind es, wie erwähnt, 1620 Kilometer, fast so viel wie zwischen Berlin und Sofia. Von Konia bis Basra beträgt die Trace 2100 Kilometer = Berlin—Adrianopel. Die gesamte Linie von Konstantinopel bis zur Mündung des Schatt-el-Arab ist auf 2900—3000 Kilometer zu veranschlagen, also auf nahezu dieselbe Entfernung wie von Berlin nach Kasan an der Wolga.

Stellt man die neue Bahnlinie anderen Riesenbauten gleicher Art gegenüber, so ergibt sich z. B., daß sie die Hälfte der sibirischen und zwei Drittel der Canadian—Pacific-Bahn ausmacht. Es bedarf also wohl keines Wortes, um klar zu legen, wie-

Digitized by Google

viel Geld, Fleiß, Intelligenz und vor allen Dingen Ausdauer dazu gehören wird, das ungeheure Werk zum glücklichen Ende zu bringen. Hoffen wir, daß es den Männern, welche es jetzt in Angriff nehmen, nicht daran gebrechen mag.

Die große Bedeutung, welche die vollendete Bahn zum Persischen Golf haben würde, liegt klar zu Tage. Sie bildet den nächsten Weg aus dem Herzen Europas, und auch von England, nach Indien und würde die Reisezeit dorthin um eine stattliche Anzahl von Tagen kürzen. Die Fahrt durch den Sueskanal und das Rote Meere wird vermieden, die Seereise im ganzen erheblich vermindert.

Für das türkische Reich, welches im Inneren Anatoliens noch ganz ansehnliche Eroberungen von jetzt nur halbunterworfenen Distrikten zu machen hat, würde die neue Bahn ein weiteres Mittel zur Centralisation der Staatsgewalt bilden. Die reichen Mittel der Euphrat- und Tigrisländer könnten entwickelt und dem Ganzen nutzbar gemacht werden. Für den Krieg gewönne die Türkei ein volles Armeekorps, das sechste, dessen Hauptquartier sich in Bagdad befindet und das jetzt bei einem Feldzuge aus Mangel an Verbindungswegen stets an der persischen Grenze unthätig zurückbleiben muß.

Vielfach verspricht man sich in der europäischen Welt von der Bagdadbahn auch die Eröffnung neuer, ausgedehnter Kolonisationsgebiete. Gerade in Deutschland ist dieser Gedanke mit Lebhaftigkeit aufgenommen worden, wobei nur an Dr. Karl Kärgers Schrift*) und die weniger bekannte Studie von Dr. A. Sprenger: „Babylonien, das reichste Land der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld der Gegenwart — ein Vorschlag zur Kolonisation des Orients“ zu erinnern ist. Der Plan hat auch viel Einladendes; seine Verwirklichung aber dürfte doch schwerer sein, als der Verfasser annimmt, welcher meint, daß Babylonien nur deshalb noch nicht die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen hat, „weil Kapitalisten und Politiker sich nicht mit Geschichte befassen und Geschichtsforscher keine Kapitalien besitzen“.

Daß Babylonien im Altertum mindestens so reich war als Ägypten, darf wohl nicht bezweifelt werden. Gerade die in unseren Tagen von Dr. Koldewey bewirkten Ausgrabungen auf der Stätte des alten Babylon, welche die Spuren von ungeahnten Riesenbauten zu Tage fördern, legen ein redendes Zeugnis dafür ab. Der Bodenreichtum muß erstaunlich und die Bevölkerung außerordentlich dicht gewesen sein. Herodot, welcher Babylonien besuchte, als es noch in hoher Blüte stand, sagt: „Kein Land von allen, die wir kennen, ist so ergiebig an Korn als dieses.“ Plinius nennt Babylonien: „Fertilissimus ager totius orientis.“ Die geringe Entfernung, in welcher sich im Herzen des Landes nacheinander die vier Riesenstädte Babylon, Seleucia, Ktesiphon und Bagdad erhoben und einer Jahrhunderte andauernden Blütezeit genossen, spricht gleichfalls für die staunenswerte Ergiebigkeit des Bodens. Dr. Sprenger führt an, daß Babylonien von seinen Bewohnern Sawâd, das schwarze, mit Vegetation bedeckte Land zum Unterschiede von den grauen vegetationsarmen Steppen der „Arabia deserta“ genannt wird. In der That besteht es durchweg aus fruchtbarem Alluvium, welches in seiner gesamten Ausdehnung vom Persischen Golfe bis hinauf nach Hadithé am Euphrat und von der arabischen Wüste bis zum persischen Grenzgebirge nicht weniger als $24^1/_2$ Million Hektar mißt, 4200 deutsche Quadratmeilen, nahezu so viel, als das gesamte ehemalige Preußen vor 1866. Seinen Reichtum verdankte das Land der sorgfältigen Bewässerung von Euphrat und Tigris aus. Freilich besorgten diese Ströme die Arbeit nicht selbst wie der Nil in Ägypten, aber sie wurden schon zur Zeit der alten Chaldäer durch ein sorgfältig angelegtes dichtes Netz von Kanälen dazu gezwungen. Alle Völker des Altertums arbeiteten an deren Vervollständigung und Vermehrung. Strabo berichtet, daß auch Alexander der Große in der kurzen Zeit seiner Regierung viel dafür that. Noch nach der moslemitischen Eroberung stand das Bewässerungssystem auf hoher Stufe der Entwickelung. Im ganzen hat man 120 000 künstliche Wasseradern gezählt, welche mit Nachen befahren wurden. Die ersten Zerstörungen und der Beginn des Verfalls traten im X. Jahrhundert ein, als die türkischen Prätorianer der arabischen

*) Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld. Berlin 1892.

Digitized by Google

Khalifen von Bagdad das Land verheerten. Zwar kam es noch mehrfach zu Wiederherstellungsversuchen, aber dauernd konnte der Verfall nicht aufgehalten werden, und er schritt auch unter türkischer Herrschaft fort. Die Beduinen der Wüste hinderten endlich durch ihre Einfälle die Arbeit der Bewohner und ein neues Emporblühen gänzlich.

Was Babylonien einst gewesen, läßt sich aus den Steuererträgnissen ermessen, welche es im Mittelalter seinen Herrschern zu liefern vermochte. Sie betrugen unter Kobad, um 500 u. Chr., in unserem Gelde 121½ Million Mark, unter Chosroes I.*), 531 bis 579, gar 232,47 Millionen, so viel, wie heute das gesamte türkische Reich etwa an Bruttoeinnahmen zu verzeichnen haben wird. Sprenger vergleicht Babylonien mit Indien, berechnet, noch ohne Rücksicht auf die jetzt in Aussicht stehende Bahnlinie, die geringeren Transportkosten für seine Ausfuhr und veranschlagt, daß das gesamte, durch Wiederherstellung der Kanalisation zu gewinnende Land eine Bruttoeinnahme von zwei Milliarden Mark aus den Früchten seines Bodens erzielen könnte. Ein solcher Preis erscheint verlockend genug, und dabei ist noch zu bedenken, daß große Gebietsteile des nördlich angrenzenden Mesopotamiens von gleicher Art und Fruchtbarkeit sind. So ist es denn nicht zu verwundern, daß wenigstens im Orient die Projekte für die Wiederherstellung des babylonischen Bewässerungssystems nicht zur Ruhe kommen wollen. An Sultan Abdul Hamid II., welcher für Babylonien, wo auch die Krone ausgedehnte Güter besitzt, ein besonderes Interesse hegt, sind zahlreiche Entwürfe eingereicht worden, ohne bisher zu einem positiven Ergebnis zu führen.

Heute liegen die Kanäle zum großen Teil trocken, andere von Schilf und Wasserpflanzen vollkommen verwachsen da. Sumpfstrecken haben sich infolge mangelnder Vorflut, selbst unmittelbar vor den Thoren von Bagdad gebildet, wo sich einst blühende Vorstädte erhoben.

Ob die Wiederherstellung des Bewässerungssystems wirklich so leicht ist, wie vielfach angenommen wird, erscheint doch fraglich. Mit dem einfachen Ausräumen der alten Wasseradern und dem Neubau der Schleusen wird es nicht abgethan sein. Seit dem Altertum hat die fortschreitende Entwaldung der Gebirge wohl bedeutende Änderungen in den Stromverhältnissen von Euphrat und Tigris, sowie in der Wirkung der Niederschläge hervorgebracht. Jedenfalls ist zur Entscheidung der Frage noch ein sorgfältiges Studium durch eine Autorität ersten Ranges nötig. Gelingt das Werk, so würde der Preis jedoch ein wertvoller sein. Babylonien, Mesopotamien und Nordsyrien können zusammen, außer der jetzt dort lebenden Bevölkerung, mit Leichtigkeit an 15 Millionen Menschen ernähren.

„Der Orient," sagt Sprenger, „ist das einzige Territorium der Erde, das noch nicht von einer der emporstrebenden Nationen in Beschlag genommen ist; er ist aber das schönste Kolonisationsfeld, und wenn Deutschland nicht die Gelegenheit verpaßt und danach greift, ehe die Kosaken die Hand danach ausstrecken, hat es in der Teilung der Erde den besten Teil errungen; denn bei der Kolonisation des Orients würde das ganze deutsche Volk in allen seinen Schichten und Ständen gewinnen."

Trotz dieser verlockenden Aussicht ist die Prophezeiung desselben Gelehrten, daß Babylonien noch vor Schluß dieses Jahrhunderts von einer europäischen Macht entweder besetzt oder doch auf irgend eine Weise in die Hand genommen werden würde, nicht eingetroffen. Die Gründe dafür sind mancherlei Art. Zunächst ist zu wenig mit der Macht und dem Willen des türkischen Reiches gerechnet worden, welches sich eine gewaltsame Kolonisation keineswegs ruhig gefallen lassen würde. Sodann bildet die Unsicherheit von Besitz und Leben ein wesentliches Hindernis. Die Beduinen der Wüste und wilde Horden, wie die berüchtigten Hamawends, würden bei ihren Heimsuchungen die wohlhabend gewordenen Kolonisten gewiß nicht schonen. Von seiten der Provinzialbehörden, selbst benachbarter Gemeinden, wäre allerlei Ärgernis zu erwarten. Gerade der Deutsche ist solchen Bedrängungen gegenüber widerstandslos; denn er ist an staatliche Fürsorge und behördliche Bevormundung gewöhnt. Seine eigene Landesvertretung würde ihm gesetzliches Verhalten zur Pflicht machen, und damit kommt man im fernen

*) Kobad (auch Khavadh) und Chosroes, Perserkönige aus der Dynastie der Sassaniden, führten in ihrem Reiche eine allgemeine und gerechte Grundsteuerregulierung durch.

Digitized by Google

Orient schlechterdings nicht aus. Die Konsularautorität erweist sich in vielen Fällen als unzureichend; denn der Weg der Reklamationen bei der Pforte ist ein langer. In jenen Ländern steht noch die Selbsthilfe hoch im Preise. Vereinzelte Kolonisten sind noch immer, nach vielen Mühen, über kurz oder lang aus Anatolien verdrängt worden. Nur große Kolonien, welche einige hundert wehrhafte Männer zu stellen vermögen und entschlossen sind, sich gegen Übergriffe auf eigne Faust zu wehren, bleiben unangefochten. Das Entstehen solcher Kolonien aber sieht die türkische Regierung, ja wohl auch unsere eigne diplomatische Vertretung nicht gern. Mit Recht oder Unrecht besorgt diese Verwickelungen davon, welche auf ihr Verhältnis zur Pforte nicht ohne Rückwirkung bleiben können. Es wird also nur langsam vorwärts gehen, wie ja auch das Beispiel der jetzt schon bestehenden anatolischen Bahnen beweist. Die europäischen Niederlassungen längs derselben beschränken sich auf die größeren Städte. Ländliche Ansiedlungen sind nur in einzelnen Fällen dicht an den Stationen entstanden. Dafür hat jedoch die Bahnverwaltung durch ihre Kulturbestrebungen, wie die Anlage von Baumschulen und Versuchsfeldern, erheblich förderund auf die einheimische Bevölkerung gewirkt.

Sicher ist, daß die neue Bahn weite und fruchtbare Länder, welche bisher, fern vom Weltverkehr, ein traumhaftes Dasein führten, der modernen Civilisation zugänglich machen wird. Im Laufe der Zeit muß diese auch ihre unwiderstehliche Gewalt, selbst bei der hartnäckigsten Gegenwehr des Althergebrachten und Einheimischen geltend machen. Für das Wiedererwachen des Orients und seine Rückkehr in den Kreis der Kulturvölker wird immerhin der erste Anstoß gegeben sein. Reichen Gewinn darf sich der Forscher und Historiker versprechen, dem der Weg in die märchenhaften Länder, in welchen die Wiege der Menschheit stand, sich mit dem ersten Pfiff der Lokomotiven südlich des Taurus eröffnet.

Von vielen Gesichtspunkten, nicht lediglich dem des Handelsinteresses aus, ist daher das Gelingen des einmal begonnenen Unternehmens erwünscht. Für das Ansehen des deutschen Namens wird es im ganzen Orient von außerordentlicher Bedeutung sein. Die wichtigste aller Vorbedingungen ist erfüllt; beste Kräfte stehen an der Spitze. Man darf hoffen, daß von ihnen alles geschehen wird, was irgend möglich ist, um zum Ziele zu gelangen. Der Klugheit und dem diplomatischen Geschick von Dr. Georg v. Siemens*) kann man die Beseitigung eines Berges von Schwierigkeiten und unerwarteten Weiterungen schon zutrauen. Die Seele der Bauleitung aber dürfte wohl Otto v. Kapp werden, dessen Umsicht und Energie es vermocht haben, auf dem klippenreichen orientalischen Boden bisher nicht weniger als 1500 Kilometer Schienenweg zustande zu bringen. Nicht gering ist in Anschlag zu bringen, daß ein lebhafter Wunsch des Sultans Abdul Hamid II. dem Werke fördernd zur Seite steht. Unter den mancherlei bedeutenden Eigenschaften dieses merkwürdigen Monarchen stehen Zähigkeit und Ausdauer wahrlich nicht an letzter Stelle. Was er wirklich und ernsthaft gewollt, hat er bisher am Ende noch immer erreicht. So ist es denn jedenfalls nicht unmöglich, daß uns in weniger als einem Jahrzehnt der erste Expreßzug von Berlin an das Gestade des Persischen Golfes führt.

*) Direktor der Deutschen Bank, welcher kürzlich in Konstantinopel weilte, um die Verhandlungen mit der Hohen Pforte zu führen.

Halbe Lust.

Heut schwärm' ich mit im lebensvollen Kreise,
Doch durch der Geigen jubelhellen Ton
Mahnt mich ein trauriges Erinnern leise,
Wie eine, die entflohn.

Ein dunkles Rufen hallt im Herzensgrunde.
Wie einem Nixenkind ist mir zu Mut,
Das heimwärts kehren muß zur rechten Stunde
In seine dunkle Flut.

Frida Schanz.

Digitized by Google

Ausfahrt der Fischerboote. Nach dem Gemälde von Carl Becker.

(Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl.)

Digitized by Google

Bärenjagden.

Skizzen aus dem Bärenlande der Karpathen von

Ernst von Dombrowski.

Mit sieben Originalillustrationen von **Carl von Dombrowski.**

(Abdruck verboten.)

So sehr die fortschreitende Kultur die Reckengestalten der Tierwelt zurückzudrängen trachtet, bis heute sind doch auch noch in bereits hoch entwickelten Ländern da und dort stille, abgeschiedene Gegenden von der rastlosen Nivellierarbeit verschont geblieben; sie haben sich bis heute ihren urwüchsigen, jungfräulichen Charakter gewahrt und mit ihm die Urgestalten der Tierwelt. Lugt doch der Rotkäppchenheld immer noch von Ost und von West über die Grenzen des Deutschen Reiches und unternimmt daselbst Beutegänge von Meilenlänge. Im äußersten Osten Deutschlands ist selbst dem riesenhaften Elch noch ein Asyl geboten, und von der Südostgrenze Deutschlands, von Schlesien aus, braucht man sich dem Schnellzug nur für zwei bis drei Stunden anzuvertrauen, um in ein ländergroßes Bergwaldgebiet zu gelangen, in welchem sich Bär und Luchs eines, wenn auch nicht gerade ungestörten, so doch in ihren Urwaldfesten noch auf viele Jahrzehnte hinaus gesicherten Daseins freuen.

Sieht man von jenen für den echten Jäger reizlosen Winterjagden in Rußland ab, wo der in einem Windbruch oder einer Höhle in tiefen Winterschlaf versunkene Bär von hierin geübten Leuten ausgekundschaftet, dann mit Feuerbränden aus seiner Lethargie erweckt und einem Schützen bis auf wenige Schritte zugetrieben wird, so darf man Meister Petz füglich neben dem Luchs zu jenen Wildarten Europas rechnen, die am schwersten vors Rohr zu bringen sind. Die Urwüchsigkeit des Terrains, der Mangel an Unterkunft und nicht zum mindesten die scharfen Sinnesorgane des Bären vereinigen sich, um dieses mächtige Wild, seltene Zufälle abgerechnet, zu einer Beute zu machen, deren Erlangung viel Zeit, viel Mühe und viele harte Entbehrungen und Anstrengungen erfordert.

Schon einmal ist mir der Leser dieser Blätter im Geiste in jene herrliche Bergwildnis gefolgt; heute lade ich ihn zum zweitenmale ein, mit mir eine wilde Trapperfahrt nochmals durchzuleben, die ich, Schwarzwild und Bären zuliebe, vor einigen Jahren in die rumänischen Karpathen unternahm.

Von Pitesti aus, wo ich die Bahn verließ, führte mich ein mit fünf Pferden

Unerwartete Begegnung.

Digitized by Google

bespannter Schlitten bei einer Temperatur von — 20 bis 28° Réaumur in drei Tagen über Curtea de Argeşu und Rimnicu-Vulcea, die wallachische Steppe querend, nach Brezoi am Eingang des Rotenturmpasses; von da gedachte ich im Thale des Lotru bis in das letzte Gebirgsdorf Voinesca zu reiten und von dort aus eine mehrtägige Trapperfahrt anzutreten. Am 9. Februar abends langte ich in Brezoi an. Der nächste Morgen erwachte in der vollen Pracht, die ein wolkenloses Firmament und die leuchtende Sonne auch der starrsten Winterlandschaft zu verleihen vermögen. Während ich, durch das Fenster die herrliche Gebirgsscenerie betrachtend, noch meinen türkischen Kaffee schlürfte, erschien der mir empfohlene George Prunes, der bekannteste Jäger der ganzen Umgegend, eine schöne, kraftvolle, charakteristische Figur, wie man sie im Osten unter den Bergvölkern überall findet; nur sein linker Arm ist geschwächt, vor einem Jahre hat ihm ein Hauptbär mit einem Prankenhieb die linke Schulter vollkommen zerfleischt. Er war bereit, mich zu begleiten und billigte meinen Reiseplan. Auf zwei rasch beschafften, kräftigen Gebirgspferden ging es im Galopp an den Lotru und dann in seinem anfangs breiten, tief verschneiten Wiesenthale aufwärts. Eine Stunde von Brezoi mußten wir vom rechten Ufer durch den ziemlich seichten Fluß auf das linke, und hier hatte der gute Reitboden sein Ende erreicht. Der Saumweg, der von hier immer dicht an oder über dem Wasser hinführt, ist schon im Sommer schlecht gangbar, im Winter aber wird sein Betreten selbst von der eingeborenen Bevölkerung als ein Wagnis betrachtet. Der Schnee lag meterhoch; wo ihn der Wind weggeweht, deckte spiegelblankes Eis den Weg, dazu besteht derselbe oft nur aus einem, an senkrecht herabstürzenden Felswänden hundert Meter hoch über dem Lotru hinziehenden schmalen Felsenband, so daß man stellenweise fast über dem Abgrund hängt. Ich war wohl vollkommen mit der absoluten Sicherheit der Gebirgspferde des Ostens vertraut, welche in dieser Beziehung den Maultieren Italiens und Spaniens vollkommen gleich stehen, wenn sie dieselben nicht noch übertreffen, trotzdem aber verzweifelten wir stellenweise am Weiterkommen. Besonders unangenehm gestaltete sich der Übergang über einige, mit zwei roh entrindeten Fichtenstämmen überbrückte tiefe Schluchten. Die glatte Stammfläche war mit einer Eisdecke überzogen, und da reichte auch die Vorsicht unserer Pferde, die an bedenklichen Stellen jeden Schritt förmlich überlegten und immer erst mit einem Fuß den Boden sondierten, ehe sie den anderen vorwärts setzten, kaum aus. Zwischen den kleinen Hirtendörfern Malaia und Silistia war ein Bergsturz nieder-

Bären im Treiben.

Digitized by Google

gegangen; auf dem ſchmalen Wege lag wüſtes Gerölle, die an ſich enge Reitbahn noch einſchränkend, manchmal faſt verſperrend, und an einem Punkte bildeten mehrere gewaltige Blöcke einen förmlichen Tunnel, welcher bloß einen Meter Breite und ebenſoviel Höhe hatte. Umgehen ließ ſich dieſe gefährliche Paſſage nicht, wir Menſchen kamen ja auch ganz gut durch, doch verfloß faſt eine Stunde, bis wir auch die Pferde jenſeits hatten, die ſich ſträubten, das Loch zu paſſieren, und ſchließlich gewaltſam mit Hilfe eines Seiles hindurchgezogen werden mußten. Inzwiſchen hatte ſich der Himmel bewölkt, es begann zu ſchneien, Sturm brach los, und ſchon wenige Minuten ſpäter wütete das Wetter derart, daß man nicht zehn Schritte weit ſah. An gefährlichen Stellen ſtiegen wir ab und zogen die Pferde am Zügel nach; an einem ſolchen Punkte fühlte ich plötzlich einen ſtarken Ruck, ließ glücklicherweiſe den Riemen fahren, und im Augenblick war mein Pferd in der links gähnenden Tiefe verſchwunden. Wir waren, ohne es zu wiſſen, über eine verwehte Felsſpalte geſchritten, Prunes, deſſen Pferd und mich hatte die Schneedecke getragen, erſt bei meinem Schimmel war ſie gewichen, und der Staub einer förmlichen Lawine umgab uns. Bei dem tobenden Schneeſturm konnten wir abſolut nichts ſehen, hörten aber das Pferd nicht allzu tief unter uns im Schnee ſchlagen und wollten daher einen Verſuch zu ſeiner Rettung nicht unterlaſſen. Nachdem wir den Brauneu meines Begleiters an einen Stamm gebunden und uns zwei lange, ſtarke Haſelſtöcke abgeſchnitten, ſtiegen wir, den Boden vor und hinter uns immer ſorgfältig unterſuchend, abwärts und gelangten endlich zu dem Pferde, von dem nur noch der Kopf aus dem Schnee hervorragte. Nur wenige Meter weiter unten lag der Spiegel des Lotru. Ich ſtieg erſt zu dieſem hinab. Er erwies ſich glücklicherweiſe breit und ſeicht, und ſo konnte das Pferd, welches anſcheinend unverletzt war, vielleicht gerettet werden. Ich klomm wieder empor, und nach halbſtündiger Arbeit war unſer Schimmel aus dem Schnee befreit. Hinauf konnten wir ihn abſolut nicht bringen, wir ſtießen ihn alſo aufs Gratewohl in den Lotru hinunter, und trotzdem er ſich in der Luft überſchlug, kam er im Waſſer

Erſehnter Augenblick.

Digitized by Google

wieder auf die Füße, zitternd stehen bleibend. Ich stieg nun abermals hinab, untersuchte das Tier, das sich bloß ein paar Hautabschürfungen geholt, und nun galt es den Versuch, ob ich eine Strecke weit im Flusse fortreiten könnte, bis die Lehne sanfter werde und wieder den Aufstieg nach dem Reitwege gestatte. Während sich Prunes zu seinem Pferde begab und oben, für mich infolge des rasenden Schneesturmes unsichtbar, den Pfad einhielt, ritt ich auf meinem armen Schimmel vorsichtig, Schritt für Schritt, mit dem langen Haselstocke stets den Boden vor dem Pferde sondierend, in den eisigen Fluten des Lotru vorwärts. Stellenweise reichte mir das Wasser bis an die Kniee. Endlich, nach etwa fünfhundert Schritten, tauchte rechts, dicht bei mir, Prunes mit seinem Gaul auf, der Weg trat hier wieder bis an das Ufer heran, und somit war das Wagestück glücklich gelungen. Aber es war teuer erkauft. Meine triefenden Kleider erstarrten in wenigen Minuten, und in dem sausenden und brausenden Sturme drohte das Mark in den Knochen zu frieren. Schon als wir das Pferd befreiten, hatte es zu dämmern begonnen, inzwischen war es stockfinster geworden, und wir mußten uns ganz den todesmatten Tieren und ihrem Instinkt anheimgeben. Ich ritt in einem traumhaften Zustande dahin, allerlei Bilder gaukelten mir vor; ab und zu ermannte ich mich, immer jedoch verfiel ich von neuem in wirre Phantasien, aus denen mich schließlich ein fremdiger Ausruf meines Begleiters erweckte. Dicht vor uns schimmerte ein Licht, es war das erste Haus Voinescas. — Welch furchtbare Gefahr wir überstanden, erkannte ich erst, als ich denselben Weg zehn Tage später bei Tageslicht zurücklegte. Es ist mir ein Rätsel, wie wir ihn damals auf den vollkommen erschöpften, dem Umsinken nahen Tieren ohne tödlichen Sturz bewältigen konnten. Zu dem Ritt, der im Sommer bloß vier Stunden in Anspruch nimmt, hatten wir mehr als acht gebraucht.

Der von meinem Kommen avisierte Primar*) von Voinesca begrüßte mich mit echt rumänischer Gastfreundschaft, und in seinem geräumigen Hause, das viel reinlicher und netter gehalten war als das so manchen deutschen Bauern, erholte ich mich sehr rasch von den furchtbaren Strapazen des Tages. Was das große Dorf an Jägern aufzuweisen hatte, kam im Laufe des Abends herbeigeströmt, und die herkulisch kraftvollen Gestalten, welche nach und nach die Stube füllten, boten einen prächtigen Anblick; diese Menschen leben von der Jagd, oft sehen sie wochenlang kein Dach über ihrem Kopfe, sie kennen keinen Herrn als die Naturgewalten, sind frei im vollsten Sinne des Wortes, und diese Freiheit spiegelt sich in ihrem offenen, freundlichen, aber selbstbewußten und kraftvollen Auftreten. Es befand sich ein noch ungebeugter Greis unter ihnen, den der Prankenschlag eines Bären buchstäblich skalpiert, und doch hatte der damals schon siebzigjährige Mann seither wieder sechs Bären mit seiner einläufigen Feuersteinflinte gestreckt. Es ist ein markiges, kerniges Volk, wie man es nur in Gegenden findet, die noch frei von der Kultur und ihren entnervenden Einflüssen geblieben sind; ein Stamm mit ursprünglichen, unverdorbenen Sitten, so etwa, wie Schiller seine Schweizer zu Zeiten Tells schildert.

Noch am selben Abend mietete ich mir ein paar Leute zu einer etwa achttägigen Jagdtour, und am nächsten Morgen war unsere kleine Karawane marschbereit. Sie bestand im ganzen nebst Prunes und mir aus sechs Mann, zwei Tragpferden und vier Bracken. Mein Rucksack barg drei Pfund Reis, Erbswurst, Fleischextrakt, Thee, Zucker, eine Flasche Whisky und einen zerlegbaren Kochapparat, sonst führten wir nebst unsern Waffen bloß noch eine Anzahl Decken, zwei Schaufeln, drei Seile und eine Säge mit; die Rumänier trugen außerdem jeder eine Holzflasche mit Pflaumenschnaps, sowie in einem Lederbeutel eine Quantität Maismehl. Einem der Pferde wurde ein großer, eiserner Kessel, dem anderen Hen und Hafer aufgeschnallt.

So ausgerüstet drangen wir durch hohen Schnee im Lotruthale aufwärts. Kommunikationen gibt es von Voinesca ab gar nicht mehr, und oft mußten wir ungeheuere Umwege machen, um Felsenwände, die jäh zum Flusse abstürzten, zu umgehen. Hier ist der Lotru nur mehr ein echter Wildbach, der schäumend und tosend durch sein

*) Gemeindevorstand.

Digitized by Google

enges Felsbett hinbraust, aus dem allenthalben schwarze Klippen über die tiefgrüne Flut emporragen. Von der Waldespracht an beiden Ufern ein nur annähernd Bild zu entwerfen, fehlt meiner Feder die Kraft. Ich habe in den oberungarischen Karpathen von der Tatra bis in die Marmaros, im Romanenbanat, in Bosnien und Serbien so manchen herrlichen Urwald kennen gelernt; gegen das, was sich hier vor meinen Blicken entfaltete, erschien alles früher Gesehene klein und ärmlich. Die Bestände werden vorherrschend von Fichten gebildet; durchschnittlich haben die Stämme zwei Meter im Durchmesser, und dabei erreichen sie eine ungeheuere, in Europa wohl einzig dastehende Höhe. Nach sechsstündigem harten Marsche hatten wir die Kataraкte des Lotru erreicht, einen der schönsten Punkte, die ich je gesehen. Der Oberlauf des Lotru bildet ein treues Seitenstück zu der berühmten, erst vor vier Jahren erschlossenen Edmundsklamm bei Herrnskretschen in der böhmischen Schweiz, nur sind in dieser Karpathenwildnis alle Dimensionen etwa die vierfachen, und das Gebiet ist noch nicht wie jenes zum Tummelplatz der Touristen geworden. Einsam liegt es in ungestörtem Frieden da, unberührt, sowie es am Tage der Schöpfung gewesen. Von

Winterlager eines Bären unter einer alten Fichte.

Digitized by Google

Meister Petz in Nöten.

den starren, mehrere hundert Meter hoch senkrecht aufstrebenden Felsenmauern, die stellenweise beiderseits unmittelbar an den Lotru herantreten, so daß ein kühner Springer denselben in der schwindeluden Höhe fast zu überspringen vermöchte, dringen aus Ritzen und Spalten bald stärkere, bald schwächere Wasseradern hervor, im Sommer Kaskaden, Wasserfälle und Staubbäche bildend. Jetzt ist alles Eis und riesenhafte Eiszapfen bis zu 100 Meter Länge hängen über dem keine Ketten duldenden Wasser des Lotru. Und wo irgend die Felsen zurücktreten, da steht man immer staunend vor den Bannriesen, deren mancher moderud am Boden liegt, diesem neue Kraft zuführend. Am oberen Endpunkte der Kataraкte hielten wir kurze Rast und brachen dann wieder auf, um, den Lotru nunmehr verlassend, nach der Pojana*) der imposanten Mailiasa emporzuklimmen, die zum Lagerplatz für die erste Nacht ausersehen war. Nach vierstündigem Aufstieg durch meterhohen Schnee waren wir oben, und mit unglaublicher Schnelligkeit stellten meine Walachen das Lager fertig. Ein großer Platz wurde von Schnee frei geschaufelt, eine Koliba errichtet, und vor derselben loderte bald ein mächtiger Scheiterhaufen. Jeder richtete sich sein Lager von Fichtenreisig her, darauf wurden die Decken gebreitet, und so waren wir fertig.

Mit Tagesgrauen erhoben wir uns, nach raschem Frühstück wurde aufgepackt, wir zogen abwärts in das Thal der Latoritia und in diesem mühselig aufwärts in das Gebiet des Parengu, dessen furchtbare Schroffen und Eisfelder nach achtstündigem Marsch wie durch einen Zauberschlag plötzlich in ihrer ganzen erhabenen Majestät vor uns lagen; unter allem, was ich auf vielen Bergtouren gesehen, hat sich mir nichts so unauslöschlich eingeprägt, wie dieses von den müden Strahlen der sinkenden Wintersonne vergoldete Bild voll wilder Öde. An jenem Nachmittag regte sich kein Lüftchen, kein Vogel war zu sehen, es schien, als ob selbst Sturm und Wetter sich scheuten, die schlafende Bergwelt zu stören. Wenige Tage später aber lernte ich dieses Gebiet in anderem Zustande kennen, im gräßlichen Kampfe der entfesselten Elemente.

Ich will meine geneigten Leser nicht mit einem förmlichen Tagebuche ermüden, um so weniger, als wegen der oft hemmenden Schneemassen meine ganze jagdliche Ausbeute bloß aus einem Stück Schwarzwild und ein paar Haselhühnern bestand, nur die beiden letzten Tage jener Tour boten aufregende Erlebnisse, die ich hier noch wiedergeben möchte. Am 16. Februar stießen wir auf die ziemlich frische Fährte eines Hauptbären, der bereits sein Winterlager verlassen hatte, und mit aller Energie machten wir uns an seine Verfolgung. Es wurde jedoch Abend, ohne daß wir Meister Petz, der einen starken Vorsprung hatte, näher auf die Decke gerückt wären. Am folgenden Morgen ging es wieder durch wilde, öde Gebiete immer auf der Fährte weiter, bis dieselbe schließlich in ein rings

*) Alm.

Digitized by Google

von hohen Felſen umſchloſſenes enges Keſſelthal mündete. Wüſtes Geſtrüpp füllte die Mulde aus, und darin mußte der Bär ſtecken. Ich umging den Keſſel in gutem Winde und ſtellte mich jenſeits an, während die Leute die Hunde löſten und ſelbſt mit in das Dickicht eindrangen. Schon nach fünf Minuten begann ein Höllenlärm, der Bär war da. Bald Jagd-, bald Standlaut, ſo ging es eine Stunde fort, ohne daß ich etwas geſehen hätte, obwohl der Bär, dem Brechen und dem Laute der Hunde nach mehrmals kaum weiter als vierzig Schritte von mir entfernt war. Mit einem Male erhoben die Walachen auf dem linken Flügel ein tolles Geſchrei, zwei Schüſſe krachten, und gleich darauf ſah ich einen Bären etwa dreihundert Schritte von mir an den Felſen emporklettern. Im Schnellfeuer ſchoß ich ihm drei Kugeln nach. Die erſten beiden gingen fehl, bei der letzten heulte er laut auf, und ein Freudenſchrei der Walachen antwortete ihm. Im nächſten Moment war der Bär, dem die Hunde auf dem ſteilen Felſen nicht mehr folgten, über dem Kamm der Felswand verſchwunden. Mit unſäglicher Mühe klomm ich auf der Fährte empor, an der Stelle des letzten Schuſſes lag reichlicher Schweiß. Inzwiſchen war jedoch die Dämmerung hereingebrochen, es blieb alſo vorläufig nichts übrig, als wieder in das Keſſelthal hinabzuſteigen und dort die Nacht zu verbringen. Der Schlaf floh mich trotz aller Müdigkeit; endlich dämmerte es, ich weckte meine Begleiter und drängte zum Aufbruch. Während des raſch bereiteten und noch raſcher eingenommenen Frühmahls bemerkte ich, daß die Rumänen bedenklich nach allen Seiten und nach dem in faſt wolkenloſem Blau erſtrahlenden Himmel auslugten, und als wir endlich zur Nachſuche auf den krank geſchoſſenen Bären hätten ſchreiten können, meinten ſie, der ihnen für den Bären verſprochene Preis ſei zwar ſchön, ihr Leben ſei ihnen aber doch noch mehr wert; ein Schneeſturm ſtehe bevor, ereile uns derſelbe hier im Gebirge, ſo ſeien wir alle verloren, wir müßten alſo ſchleunigſt auf kürzeſtem Wege nach dem nächſten, etwa ſechs Stunden entfernten Dorfe Zuncet aufbrechen. Umſonſt waren weitere Verſprechungen und meine Bitten, dem Bären, der ja nicht weit fortgewechſelt ſein könne, wenigſtens eine Stunde zu widmen; die Leute blieben feſt, ſelbſt Prunes, ſtets der Dienſtfertigſte, weigerte ſich, auch nur ein paar Minuten mit dem Heimweg zu zögern. So mußte ich mich — an den Schneeſturm glaubte ich nicht, — entſchließen, die Nachſuche mit dem beſten Hunde auf eigne Fauſt zu unternehmen und dann den Spuren meiner treuloſen Begleiter zu folgen; in Zuncet wollten ſie mich erwarten und eventuell, wenn ſich das befürchtete Unwetter wieder gelegt, von dort aus in einigen Tagen den Bären holen. Ich klomm wieder zu dem Anſchuſſe empor und hielt die

Eine ſchöne Strecke.

Digitized by Google

Schweißfährte ungefähr eine Stunde lang; zweimal hatte sich der Bär niedergethan, war aber immer wieder hoch geworden, und endlich gelangte ich an eine Schlucht, deren steile Hänge, mit lockerem Gerölle bedeckt, so verschneit waren, daß ich absolut nicht hinunterzukommen vermochte. Selbst bei dem Hunde blieb alles Anhetzen vergeblich, und nachdem ich mich eine Stunde lang bemüht, doch einen Abstieg über die schroffen Wände zu bewerkstelligen, mußte ich einsehen, daß der Bär für mich verloren war. In arger Mißstimmung trat ich den Heimweg an, erreichte um zehn Uhr vormittags unseren Lagerplatz und folgte nun den Spuren meiner entlaufenen Leute.

Es war immer noch windstill, der Himmel fast wolkenlos, und ich konnte gar nicht begreifen, wie die Walachen auf die Idee gekommen, daß heute noch ein Wetter bevorstehe. Um ein Uhr aber begann sich der Himmel nach und nach in ein düsteres Grau zu hüllen, und der Fichtenwald nahm, soweit sein Gezweige nicht mit Schnee bedeckt war, eine eigentümliche, fast schwarze Färbung an. In den Wipfeln ächzte und seufzte es ab und zu, und über die ganze, eben noch so friedlich ruhende Natur lagerte sich eine bange, unheimliche Stimmung. Nun zweifelte auch ich nicht mehr an dem, was bevorstand, und der Gedanke, daß ich noch mindestens drei Stunden durch ein wildes, mir ganz unbekanntes Gebiet zu marschieren hatte, war wenig angenehm. Vorläufig diente mir die breite Spur als sicherer Wegweiser, es erschien jedoch wahrscheinlich, daß dieselbe vom Schneesturm sehr bald verwischt sein werde, und in diesem Falle gab es für mich keine Rettung als vielleicht den Instinkt des Hundes. Immer finsterer und düsterer wurde es. Und um zwei Uhr brach plötzlich der Orkan los. Keine Feder wäre imstande, nur annähernd die Schrecken dieses furchtbaren Wetters zu schildern. Der Sturm heulte derart in den Schluchten, daß es wie ununterbrochener Kanonendonner klang, dazu pfiff und zischte es in den Lüften, und im Walde sausten mit furchtbarem Krachen und Prasseln ganze Riesenstämme berstend und splitternd zu Boden. Ich gab alle Hoffnung auf. Der rasende Anprall des Sturmes, den ich fast im Gesicht hatte, benahm mir den Atem und stemmte sich derart dem Vordringen entgegen, daß ich schon nach einer halben Stunde zweifelte, nur noch hundert Schritte gehen zu können. Die hundert Schritte waren durchmessen, eine Stunde verfloß, und noch immer kämpfte ich mich vorwärts, — es ist unglaublich, was man unter dem Drucke der Todesangst zu leisten vermag. Da trat die befürchtete schlimmste Gefahr ein, die Spur wurde immer undeutlicher, und als sich plötzlich der Wald lichtete und ein kahler Haug an seine Stelle trat, war sie gänzlich verschwunden; die Uhr zeigte auf vier, ich mußte im Hinblick auf den zuletzt sehr langsamen Marsch immer noch etwa zwei Stunden von Zuncet entfernt sein. Ich animierte den Hund, der sich übrigens kaum in besserer Verfassung befand als ich, und beschloß, ihm blindlings zu folgen, war aber kaum fünfzig Schritte weit gegangen, als ich von links her durch das Tosen des Sturmes einen scharfen Ton vernahm, fast wie ein Schuß klingend. Ich hielt still und lauschte angestrengt. Da, derselbe Laut, und zugleich begann der Hund zu winseln, zog scharf nach der Richtung des Schalles hin, ich folgte ihm, und wenige Minuten später stand Prunes vor mir.

„Herr, Herr, was haben wir dir gesagt! — Hast du den Bären?“

„Nein, aber was thust du hier, und wo sind die anderen?“

„Die anderen sind längst in Zuncet. Ich bin hier geblieben, der Hund ist aus Voinesca, er hätte dich dorthin und nicht nach Zuncet geführt. Voinesca aber ist noch sechs Stunden von hier, und das hättest du nicht mehr ausgehalten. Deshalb blieb ich hier.“

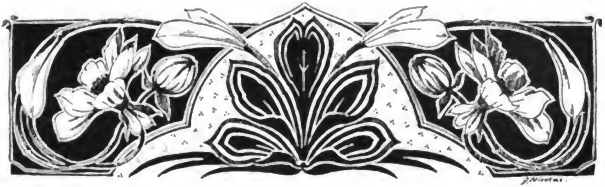
„Wie weit haben wir noch nach Zuncet?“

„Eine Stunde.“

Ich drückte dem Manne stumm die Hand — ich dankte ihm mein Leben.

Der alte Soldat denkt gern an das Schlachtgetümmel zurück, in dem ihm jede Sekunde den Tod bringen konnte; und auch dem alten Jäger sind Erinnerungen solcher Art, wie die oben geschilderte, lieber, als Schußlisten mit Tausenden von Hasen!

Digitized by Google



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

J'accuse! Mit diesem Ruf hat Emile Zola seinen Feldzug zu Gunsten des Kapitäns Dreyfuß eingeleitet. Aber nur die Formel war neu, in Wahrheit ist fast alles, was Zola geschaffen hat, eine einzige große Anklage gewesen. J'accuse! war die geheime Losung, unter der er dichtete, von den Tagen der „Therese Raquin“ bis zur heutigen Stunde. Und nicht er allein. Beinahe die Gesamtlitteratur Europas, wie sie sich in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts entwickelt hat, diese Litteratur, die man um ihrer Technik und ihrer Stoffwahl willen die naturalistische zu nennen pflegt, war ihrer Tendenz nach eine Anklagelitteratur, eine, wie der russische Ausdruck lautet, Oblitschitelnaja literatura. Eine immer erneute Anklage gegen die herrschende Kultur. Das J'accuse hallt in allen Tonarten, bald höhnisch, bald drohend, bald mit fanatischem Grimm, bald aber auch nur wie ein banges, verzweifelndes Stöhnen durch die Dichtung des Nordens wie des Südens, durch die Dramen Ibsens, durch die Romane Tolstois, die Seelenschilderungen Dostojewskis, die Verse der Neri. Selten jedoch ist die Anklage mit solcher Wucht, mit einer so weitschichtigen Begründung erhoben worden, wie in Zolas neuestem Romane: „Fruchtbarkeit“.*) Im Grunde ist das gar kein Roman, sondern eher eine Predigt, die sich der eingehenden Gesellschafts- und Zustandsschilderungen nur als Beispiele und Beweise bedient, um das thema probandum zu erhärten. Eine Predigt, ein Mahnruf im Stile der mittelalterlichen Bußprediger, eines Capistranus und Bernardino, die oft genug ähnliche Sittenprobleme, wie Zola deren eins behandelt, nach allen Seiten hin beleuchtet haben. Es sind entsetzliche Bilder, die der Erzähler vorführt, und zwar mit einer Genauigkeit in allen Einzelzügen, wie sie in dieser grausamen Vollständigkeit nur Zola zu bieten wagt. Auf die Dauer wäre so ein „Genuß“ unerträglich, wenn nicht Zola entschiedener und umfassender als sonst der Negation diesmal das Positive, der Finsternis das Licht, der Wirklichkeit das Ideal gegenübergestellt hätte. Und aus diesen lichten Schilderungen wird auch der mißtrauische Leser, der dem französischen Erzähler mit den landläufigen Vorurteilen entgegentritt, klarer als sonst erkennen, daß in Zola ein echter Idealist steckt, der in der Darstellung des Widerlichen kein Lockungs-, sondern ein Abschreckungs- und Warnungsmittel sieht. Bußprediger und Propheten haben von jeher kein Blatt vor den Mund genommen und das Abstoßende, was sie bekämpfen, stets so bestimmt wie eben möglich gezeichnet. Das eine läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die ideale Absicht Zolas durch seine Übertreibungssucht schwer beeinträchtigt wird. Diese Sucht ist offenbar keine bewußte, sie ist mit seiner innersten Natur verquickt, er kann gar nicht anders, er muß übertreiben. Im Guten wie im Schlimmen. Die Menschen, die sein Ideal verkörpern, sind fleckenlose Lichtwesen, was sie handeln und fühlen, ist eitel Schönheit, Kraft und Glanz, die anderen aber verkommen in Fäulnis. Auf der einen Seite nichts als leuchtendes Weiß, auf der anderen düsteres Schwarz; Schattierungen finden sich nur ganz vereinzelt. Zola ist der Südfranzose, wie er leibt und lebt, er sieht Menschen und Dinge kaum je in den natürlichen Proportionen, sondern fast immer wie durch gefärbte Vergrößerungsgläser, die den Maßstab verrücken, die Beleuchtung bis zu einem gewissen Grade fälschen. Rein ästhetisch betrachtet hat sich Zola mit jedem seiner Romane weiter von dem Realismus entfernt, der die Welt möglichst objektiv, ohne Zorn und Eifer, zu erfassen sucht; immer stärker hat sich das Pathos bei ihm entwickelt, immer mehr wird das Epische durch das Lyrische und Reflektive zurückgedrängt, und hier und da finden sich Stellen, die in ihrem getragenen, gespreizten Stil an das erinnern, was bei uns Wildenbruch an Pomphaftigkeit leistet. Mit diesem letzteren hat Zola noch eine andere Eigenheit gemein; es wechselt bei ihm beständig künstlerischer Feinsinn und geistige Kraft mit einer geradezu dilettantischen Naivetät und geistigen Kindlichkeit. Hier und da erhebt sich Zola in der That zur Höhe eines Führers und Propheten, während er anderwärts

*) Die deutsche Übertragung rührt von L. Rosenzweig her und ist erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart.

Digitized by Google

mit seiner Neigung für grelle Effekte, für derbe Deutlichkeit beinahe ins Lächerliche fällt. Etwas ganz Ähnliches gilt von dem Aufbau des Romans. Meisterlich erscheint es, wie Zola gleich in den ersten Kapiteln aus der unermeßlichen Menschenfülle der Weltstadt eine Gruppe von Personen ausscheidet, deren Schicksale er ausschließlich behandelt, aber in einer Weise, daß man stets den Eindruck behält, es mit typischen Vertretern, in denen sich das ganze Paris, ganz Frankreich verkörpert, zu thun zu haben. Nach der anderen Seite aber macht es sich fast komisch, wie all diese Leute mit ihrem gesamten Reden und Handeln fortwährend in dem engen Bezirk bleiben, den Zola zum Beweise seines Themas sich abgegrenzt hat. Sie alle sind ohne Unterlaß mit diesem Thema beschäftigt, sie leben nur, um als Dokumente dafür zu dienen; daß sie auch einmal etwas dächten oder thäten, was nicht unmittelbar an das Thema rührt, kommt gar nicht vor. Gleich an dem Tage, an dem die Handlung einsetzt, verläßt der Held der Erzählung morgens sein Heim, nachdem er mit seiner Frau über das Problem gesprochen hat, das Zola diesmal am Herzen liegt; er kommt in sein Büreau, und jeder, mit dem er sich unterhält, hat nur das Problem im Sinne, er diniert und überdenkt dabei das Problem, er macht Besuche, und überall erörtern die Wirte mit dem Gaste das eine Problem, er kehrt nach Hause zurück, und das Problem wartet auch hier wieder auf ihn. Die ganze Welt scheint wie hypnotisiert sich in ein einziges Empfinden, eine einzige Idee festgerannt zu haben. Diese einseitige Häufung hat ohne Frage etwas Komisches. Und doch ist sie es wiederum, mit der Zola die starke, eindringliche Wirkung seiner Bußpredigt erreicht. Das Problem, das er nach allen Seiten hin beleuchtet, ist die Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit in Frankreich, eine Lebensfrage im vollen Sinne des Wortes, die auch für die übrigen Kulturvölker mehr und mehr an Bedeutung gewinnt. Für Zola ist die unbeschränkte Fruchtbarkeit die Quelle allen Segens, allen Fortschrittes, aller Kraft für den einzelnen wie für die Gesamtheit; er bekämpft mit Leidenschaft das Ein- und Zweikindersystem, die Malthusische Lehre von der Übervölkerung, das katholische Ehedogma. Auf die Einzelheiten, die er vorführt, läßt sich an dieser Stelle nicht gut eingehen, und noch weniger kann hier untersucht werden, was von den furchtbaren Schilderungen, die Zola entrollt, thatsächlich oder übertrieben ist. Es ist schwer faßbar, daß in einem modernen Kulturstaat der systematische Kindesmord, die verbrecherische chirurgische Operation, die Engelmacherei so ungescheut betrieben werden sollte, wie es der Roman behauptet. Wie dem aber auch sei, jedenfalls vertritt Zola seine Ansicht mit unerbittlicher Schärfe, mit überwältigendem Empfindungsausdruck. Er läßt den Ehefrevlern keinen Unterschlupf; wer nicht von ihnen verlumpt und verkommt, der verblödet. Um so lichter gestaltet sich das Leben der Fruchtbaren. Mathieu Froment ist Zeichner in einer Fabrik, und sein Verdienst ist ein sehr geringer. Aber er und seine Frau Marianne sind Helden im Daseinskampf. Für sie liegt in dem Worte Kindersegen eine unbezweifelbare Wahrheit, für sie bedeutet Fruchtbarkeit Gesundheit, Gesundheit Kraft und Kraft bedeutet Sieg über alle Schwierigkeiten und Bedrängnisse. Sie zeugen Kind um Kind und haben keine Angst, ihre kleine Schar durch die Welt zu bringen. Als Mathieu erkennt, daß er in der Stadt nicht emporkommen kann, geht er, in dem festen Glauben an die ewige Fruchtbarkeit der Erde, aufs Land, erwirbt einen Acker und bebaut ihn. Und seine Arbeit trägt gute Frucht; mit jedem weiteren Kinde, das ihm seine Frau beschert, vermehrt er seinerseits den Landbesitz, und als er Vater von zwölfen ist, ist er zugleich zum wohlhabenden Gutsbesitzer geworden. „Jedesmal, wenn die Familie sich vermehrte, wuchs auch gleichzeitig der neu entstehende Besitz von Chantebled, das eine Mal um weitere zwanzig Hektar fetten, den Sümpfen abgewonnenen Bodens, das andere Mal um ein großes Stück Wald und Heide, welches die eingefangenen Quellen zu befruchten begannen. Das Leben setzte seinen unaufhaltsamen Eroberungszug fort, die Fruchtbarkeit verbreitete sich unter der Sonne, die Arbeit schuf unausgesetzt, unermüdlich, trotz aller Hindernisse und Kümmernisse, füllte die Lücken der Verluste aus, goß zu jeder Stunde neue Kraft, neue Gesundheit und Freude in die Adern der Welt." Wie ein Refrain ziehen sich diese Sätze durch das Werk, immer wieder erklingen sie mit immer verstärktem Ton und Ausdruck. Das Idyll, das Zola malt, gemahnt an die Geschichten des Alten Testaments, an die Erzählungen von Jakob und Ruth, es liest sich wie ein Märchen, reizvoll und wunderbar in jedem Zuge. Und mit einem prachtvollen Bilde schließt es ab. Mathieu und Marianne, er neunzig, sie siebenundachtzig Jahre alt, feiern den siebzigsten Jahrestag ihrer Vermählung, umringt und bejubelt von Söhnen und Töchtern, Enkeln und Urenkeln, Schwiegern und Schwiegertöchtern, insgesamt dreihundert an der Zahl. Dieses Schauspiel ist so köstlich, daß man darüber gern die mancherlei Unwahrscheinlichkeiten des Romans vergißt, auch die eine, wie es möglich war für Mathieu, ohne Vorkenntnisse so erfolgreich das Land zu bebauen. Zola hütet sich, das in Einzelheiten klarzustellen, ebensowenig gibt er eine Andeutung darüber, in welches Jahr eigentlich die diamantene Hochzeit des patriarchalischen Ehepaares fällt. Nach meiner Berechnung sind wir mit diesem Ereignis weit über die Gegenwart hinaus, bis etwa ins Jahr 1935 vorgerückt. Sehr bemerkenswert aber ist es, daß auch Zola in der Flucht aus der Großstadt hinaus aufs Land das Heil der Kultur sieht, daß auch er, wie Rosegger in „Erdsegen", die Ansicht vertritt, der Geistesmensch müsse zur Scholle zurück, Landkultur und Geisteskultur sich enger als jetzt verbinden. Gewisse Ideen liegen thatsächlich in der Luft.

Wie der französische so ist auch der deutsche Roman in seinen Haupterscheinungen vorwiegend Gesellschaftsroman und Sittenschilderung. Auch in ihm spielt die Kritik an den herrschenden Zuständen, die Anklage, eine Rolle. Aber sie hält sich im allgemeinen in bescheidenen Grenzen, sie ist nur wie eine schwache Brise gegenüber dem Sturm, der aus den Litteraturen anderer Länder herausbraust. Diese gemäßigtere Weise ist sicherlich

Digitized by Google

nicht auf die Furcht vor dem Staatsanwalt zurückzuführen; wahrscheinlicher ist die Annahme, daß erstens die Zustände in Deutschland den Zorn und die Erbitterung weniger lebhaft herausfordern, und daß zweitens das Temperament unserer Erzähler ein milderes, geklärteres ist. Und in der That huldigen gerade die hervorragendsten unserer Romandichter — von drei oder vier Ausnahmen abgesehen — durchaus gemäßigten Anschauungen; kaum einer erscheint reaktionär, aber auch kaum einer, selbst unter den jüngeren Talenten, in entschiedenem Maße revolutionär. Was an radikalen Stimmungen vorhanden ist, das tobt sich weit mehr, als im Roman, in der Lyrik und selbst im Drama aus, ohne daß die Öffentlichkeit allzuviel davon merkt. Es hat daher sicher eine tiefere Ursache, daß unter den Erzählern ersten und zweiten Ranges so viele adelige Namen vertreten sind, wie Ompteda, Polenz, Boguslawski, Graf Lippe, Fedor und Hanns von Zobeltitz u. a. m. Einer von den Genannten, Georg von Ompteda, hat denn auch in einem seiner neuesten Romane, in „Eysen" (Berlin, Fontane & Co.), den, man möchte fast sagen, nächstliegenden Stoff ergriffen und Wesen und Zustand des deutschen Adels um die Jahrhundertwende geschildert. Es ist ihm nicht darum zu thun, irgend einen Edelmann als Individuum, als Einzelpersönlichkeit zu zeichnen, sondern in einer Reihe von Typen den Stand als solchen zu charakterisieren, die Stellung zu zeigen, die der Adel in der Gegenwart einnimmt, und die Aufgaben, die er erfüllt oder erfüllen sollte, darzulegen. Die Familie derer von Eysen, die Ompteda vorführt, ist eine so weitverzweigte, in den Geschicken ihrer Mitglieder spiegelt sich die Gegenwart so viel-, beinahe allseitig wieder, daß es kaum faßbar erscheint, wie dieses überreiche Bild innerhalb eines zweibändigen Romans entrollt werden kann. Und doch ist dies schwere Stück von Komposition, dies Musterstück, dem Erzähler im großen Ganzen gut geglückt, wenn auch nicht ohne Gewaltsamkeit und Mangelhaftigkeit in den Einzelheiten. Unter den Eysen sind so ziemlich alle Typen des heutigen Adels vertreten: der Magnat, dessen einziges Interesse der Sport ist und dessen Frau im Hof- und Gesellschaftstreiben den höchsten Zweck des Daseins sieht, der strebsame, ehrenfeste und im besten Sinne ehrgeizige Soldat, der Hofkavalier, der Staatsmann, der biedere Gutsbesitzer, der schwer mit der Not des Lebens zu ringen hat, der leichtsinnige Leutnant, der schließlich nach Amerika geschafft werden muß, die Stiftsdame und noch verschiedene Typen mehr; bei einem kleineren Teil der Familie, der sich dem Handel und der Wissenschaft gewidmet hat, bildet der Adel nur noch eine vererbte Dekoration, die nichts Wesenhaftes mehr ausmacht. Aus dieser Gruppe geht denn auch der „Deklassierte" hervor, der mit allen Überlieferungen der Familie bricht, auf den Adel verzichtet und um der Tendenz des Romans willen elend zu Grunde geht. Künstlerisch und geistig offenbart der Roman alle Vorzüge des Erzählers Ompteda, aber auch deutlich die Grenzen, die seinem starken Talent gezogen sind. Die Darstellung und die Sprache ist wie immer bei Ompteda überaus flott und lebendig. Nur durch den Anfang der Geschichte windet man sich etwas mühsam hindurch; die Fülle der Namen, die auf den Leser mit einem Male eindrängt, ist einfach verwirrend, und schließlich ist es kein Wunder, daß der Verfasser selbst gelegentlich die Namen verwechselt. Unter den Gestalten, die Ompteda zeichnet, finden sich ein paar Kabinettsstücke, besonders der Minister a. D. und der alte Gutsbesitzer sind in jedem Zuge meisterlich charakterisiert. Geistig jedoch bietet der Roman keine sonderliche Ausbeute. Das Behagen, mit dem Ompteda die ganze Kleinlichkeit und Nichtigkeit des Alltagslebens vor Augen führt, wirkt auf die Dauer ein wenig unheimlich; man erstickte zuweilen in Alltäglichkeit, wenn sie nicht hier und da von Betrachtungen über die idealen Aufgaben des Adels unterbrochen würde. Gerade da, wo Ompteda bedeutendere oder auch nur interessantere Zustände hätte schildern können, da, wo er die Lebensgeschichte des flotten Leutnants und des idealistischen „Deklassierten" behandelt, verfährt er allzu summarisch und läßt es bei flüchtigen Andeutungen bewenden. Es fehlt dem Roman ein Mittelpunkt, eine Gestalt, die wirklich Herzensteilnahme zu erwecken vermöchte; dieser Mangel verschuldet es, daß die Erzählung trotz ihrer prächtigen Einzelheiten als Ganzes nicht den Eindruck hinterläßt, wie Omptedas „Sylvester von Geyer". Über die Tendenz des Romans erlaube ich mir kein Urteil; was Ompteda von der adeligen Eigenart, von dem Verhängnis der „Deklassierten", von den besonderen Aufgaben des Adels, im Gegensatz zu den allgemein menschlichen, berichtet und behauptet, das vermag nur Der vollkommen zu würdigen, der mit dem Erzähler das gleiche Standesbewußtsein gemein hat. Ein „Ungeborener", wie es der Schreiber dieser Zeilen ist, muß sich da bescheiden.

Künstlerisch ist mit Ompteda Wilhelm von Polenz in mehr als einer Hinsicht verwandt. Auch Polenz sucht seine Stärke in genauester, möglichst objektiver Wirklichkeitsschilderung, auch bei ihm setzen sich die Bilder aus zahlreichen kleinen Zügen zusammen, deren jeder von treuester und schärfster Lebensbeobachtung zeugt, auch er schildert vorzugsweise das Alltagsleben, wie es ist, mit breiter Behaglichkeit. Aber er bleibt nie auf der Oberfläche, nirgends in bloß Äußerlichem stecken. Er hat nichts oder doch so gut wie nichts von der flotten leichten Art Omptedas, er ist schwerer und ernster, aber auch innerlicher, er dringt mehr in die Tiefe, und immer wieder bricht ein hochgemuter Idealismus, ein starker Gemütston durch die kühl oder auch nüchtern realistische Weise siegreich hindurch. In seinem jüngsten Roman „Thekla Lüdekind", (Berlin, Fontane & Co.) schildert Polenz das Leben einer Frau von ihrer Kindheit an bis in den Beginn des Greisenalters. Thekla ist die Tochter des Majors von Lüdekind. Der Vater stirbt früh, die Mutter, eine in jeder Hinsicht unbedeutende Frau, verheiratet sich zum zweitenmal. Da der Stiefvater eine durch und durch kleinliche Natur ist, so würde Thekla ohne Heimatsempfinden, ohne sichere Leitung aufwachsen, wenn sie nicht bei einer unvermählten Tante, einer bedeutenden, durch das Leben gereiften Persönlichkeit die rechte Zuflucht fände. Im übrigen

Digitized by Google

verlebt Thekla ihre Mädchenjahre, wie sie jedes Mädchen im Durchschnitt verlebt. Als sie heranwächst, erfährt sie den ersten tiefen Schmerz durch das Verhalten eines Jugendgespielen, der sie Jahre hindurch mit seiner Liebe verfolgt. Sie hat eine starke Sympathie für ihn, aber immer wieder wird sie von seiner wilden, excentischen Art zurückgestoßen, so daß sie seine Liebe nicht zu erwidern vermag. Er geht in Erbitterung von ihr, und an diesem Hasse trägt sie schwer. Daß sie sich infolgedessen den Männern mit einer gewissen Scheu fernhält, ist natürlich. Trotzdem wird sie viel umworben, nicht nur um ihrer Schönheit, sondern auch um ihres Reichtums willen, den sie nach dem Tode der Tante geerbt hat. Jahre hindurch weist sie alle Anträge zurück, endlich aber findet sie doch ihren Meister. In dem Regierungsrat von Wernberg, der seine Umgebung weit überragt; ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, klug und geistreich, ein Staatsmann voll Ehrgeiz, dazu eine bestrickende Erscheinung, so hat er von jeher Frauengunst sich leicht gewonnen. Auch Thekla wird von seiner Liebenswürdigkeit gebannt, ohne jedoch ein instinktives Mißtrauen, eine Art Furcht ihm gegenüber unterdrücken zu können. Gerade dadurch aber verliert sie die nötige Sicherheit im Verkehr mit ihm, und so bezwingt er sie durch Überraschung. Immerhin gestaltet sich die Ehe in den ersten Jahren durchaus erträglich, besonders seitdem die Geburt eines Knaben dem Verhältnis eine neue Weihe gibt. Innerlich aber wachsen die Gatten mit der Zeit immer mehr und mehr auseinander; während der Mann ganz im Gesellschaftstreiben aufgeht, sucht die Frau ihr Glück einzig im Hause, im Verhältnis zu ihrem Kinde. Weiterhin spielen sich dann Ereignisse ab, in deren Verlauf Frau Thekla merkt, wie viel Roheit sich in dem glänzenden Kavalier unter der Fülle vornehmer Formen verborgen hat. Noch aber erträgt sie und hält aus. Als sie jedoch in einer schweren Bedrängnis nicht einmal bei dem Manne Schutz findet, als er es ruhig hinnimmt, daß ein Lebemann Thekla zu verführen sucht, nur weil der Wüstling ein Fürst ist, da erzwingt die Frau die Scheidung. Fortan lebt sie in stiller Zurückgezogenheit der Erziehung ihres Knaben, hat aber nach Jahren die Genugthuung, daß Wernberg sein Unrecht einsieht und erkennt. Daß der Vater ihres Kindes denn doch der Treue wert war, die sie ihm gehalten, diese Gewißheit entschädigt die edle Frau für alles Leid, das sie getragen. Schlicht und doch ernst anregend wie der Inhalt der Geschichte, ist auch die Darstellung; die Sprache hat etwas durchaus Reifes und Abgeklärtes, die Gestalten sind mit großer Feinheit und Sicherheit gezeichnet. In jedem Zuge offenbart sich die wahrhaft vornehme Natur des Erzählers; künstlerisch freilich erscheint sie hier und da allzu vornehm, zuweilen könnte der Ausdruck leidenschaftlicher und bewegter sein. Bewunderuswert ist, wie Polenz bis in kleinste, scheinbar unwesentliche Züge hinein dem weiblichen Empfinden gerecht wird; allerdings könnte nur eine Frau entscheiden, ob in der Psychologie der Heldin keine Lücke, keine falsche Stelle ist. In mehr als einer Hinsicht erinnert Frau Thekla an die Heldin eines Romans von Emmy von Egidy „Marie Elisa“; wie diese gehört auch Thekla zu den unbedingten Naturen, die stets, besonders aber in der Liebe, alles verlangen oder nichts. Ohne Zweifel hat Polenz mehr als bloß eine Lebensgeschichte geben wollen, in der Thekla verkörpert er sein weibliches Ideal. So bestrickend aber dies Ideal ist, so ist Polenz doch kein blinder Schwärmer; er verhehlt die Schwächen seiner Heldin nicht, und überdies stellt er dem Ideal in Lilly Ziegrist das weibliche Unwesen gegenüber. In gewissem Sinne freilich bedeutet der Roman eine einseitige Verherrlichung der Frau; unter den männlichen Personen des Romans ist keine, die der Heldin menschlich gleichwertig wäre. Und doch gibt es auch ein Mannesideal, das dem Weibesideal ebenbürtig zu setzen ist, nur wird es weder von Wernberg, Gabriel Bartusch und dem wackeren Juden Reppiner verkörpert. Eine Dichtung, die beide Ideale gestalten wollte, müßte eine Art Parallelroman sein; sie müßte nebeneinander die Geschichte eines echten Mannes und die eines edlen Weibes vorführen bis zu dem Punkte, wo die Lebensläufe ineinander übergehen und durch die Liebe zu einem gemeinsamen Lebenslauf werden. Diese zweiseitige Geschichte wartet noch auf ihren Erzähler.

Das Verhängnis will es, daß mir nach Ompteda und Polenz ein neuer Roman der Nataly von Eschstruth, „Frühlingsstürme“ (Leipzig, Paul List) betitelt, in die Hände und unter die Feder gerät. Wie es scheint, soll ich die adlige Litteratur nach jeder Richtung hin auskosten, nicht nur in ihren Annehmlichkeiten, sondern auch in ihren Bitterkeiten. Mit immer wachsender Bewunderung habe ich mich durch diese „Frühlingsstürme“ hindurchgearbeitet, mit Bewunderung für all die schönen Leserinnen, die eine solche Lektüre auf sich nehmen, ohne durch Berufsverpflichtung, wie ich Unseliger, dazu genötigt zu sein. So also sieht die Litteratur aus, die durch gewisse Familienblätter Tausenden von Lesern als ständige Kost dargeboten wird! Es gibt ja einige Seiten unter den sechshundert, in denen sich die Verfasserin als eine gewandte Erzählerin zeigt, ein paar Seiten schlicht und nett. Diese paar versuchen jedoch in einem Wust von Geziertheit und Schwulst, der um so lieblicher und passender wirkt, als die Handlung des Romans an Banalität nur noch von den Figuren übertroffen wird, die wie die Puppen des Kasperltheaters in der Familienblattlitteratur ewig dieselben sind. Diese Verbindung von Schwulst und Banalität weckt ein Empfinden, als sähe man eine welke Armenhäuslerin mit bunten Flittern aufgeputzt. Gleich im Anfang tritt ein Sekundaner auf mit „stolzgeschwellten Lippen“. Auf Seite 15 werden die Befreiungskriege eine „Fackel“ genannt, die von den Flammen der Begeisterung entzündet wird. Weiterhin wundert sich die Erzählerin, daß zwei „feine, ringgeschmückte Hände, welche wie blasse Rosenblätter im Schoß ruhen, viel zu matt, zu kraftlos sind, um kühnen Mutes den Kampf mit dem Schicksal wagen zu können“. Es wäre das erste Mal, daß Hände kühnen Mut entwickeln. Seite 179 bringt einen Priester, dessen „sieghaft reine Stirn von keinem Gedankenwölklein

Digitized by Google

mehr verdunkelt wird", S. 238 eine „Scheu, die vor Scham ſtirbt", S. 192 einen Sturm, „der über den heißen Blick der Liebe den Schnee wirft", S. 185 erſcheinen „Irrlichter mit Sirenenlocken". Berauſchender noch als dieſe Bilderpracht wirkt die ſtändige Überhitztheit des Ausdrucks. Überall „zuckt" es, „krampft" es, „fiebert" es, fortwährend gerät man in „heiße lodernde Gluten", ſtarrt in flammende Augen, fühlt ſich „halb erſtickt", „ſchwer atmend", „leichenhaft blaß", ſieht „mit brechendem Herzen lächeln" oder ein „weheS Lächeln um die Lippen irren", und immer wieder preßt „namenloſes Weh" „brennend heiße Tropfen" aus den Augen. Und wozu, weshalb all dies Entſetzliche? Weil der Sekundaner mit den ſtolzgeſchweiften Lippen, als er älter geworden iſt, ſich dem Irrtum hingibt, das arme, vielgequälte Waiſenmädchen, das er liebt, ſei ihm untreu geworden und halte es mit ſeinem Freunde, dem flotten Maler. Der Maler aber iſt ganz unſchuldig, er iſt in den harmloſeſten aller Backfiſche, in Rothraut Damaſus vernarrt, und dieſe Backfiſchminne erregt in ihm ein Gefühl, „als ob heiße lohende Feuer ihn umſprühten, als ob alle Sonnenglut in ſein Herz herabgefloſſen ſei, es in himmelfroh aufjauchzendem Entzücken zu entflammen". Endlich ſieht denn auch der ehemalige Sekundaner ein, daß er ſich geirrt, und nun iſt er ſeinerſeits daran, himmelfroh aufjauchzend ſich zu entzücken. Ehe es jedoch dazu kommt, wird das Mißverſtändnis, das ſchon in hundert Stücken als fröhliches Luſtſpielmotiv gedient hat, in der Art einer blutig grauſigen Mord- und Schauertragödie behandelt. Bei dieſem Sekundaner iſt freilich nichts verwunderlich. Als der junge Herr ſich gelegentlich in einem Seebad befindet, leiſtet er einer kleinen flotten Franzöſin einen Dienſt, und zum Dank will ihn das Dämchen küſſen. Joſef aber — er heißt wirklich ſo — entweicht „mit flammendem Blick, die Röte der Entrüſtung im Geſicht, die Empörung ſchnürt ihm die Kehle zuſammen, und er verſinkt in grübelndes Sinnen, welches ebenſo wetterſchwül und grau ſeinen Geiſt umzieht, wie die drohenden Wolken den Himmel." Mehr kann ein ſechzehnjähriger Junge in ſo einer Lage wirklich nicht leiſten. Mir aber iſt es nach der Lektüre dieſer flammenwogenden Geſchichte — daß ich ſie zu Ende gebracht, gibt mir gerechten Anſpruch auf eine Medaille für Tapferkeit — endlich begreiflich geworden, wie und wodurch ſich Frau Natalv von Eſchſtruth zum Range einer unſerer „beliebteſten", „gefeiertſten" Erzählerinnen aufgeſchwungen hat. Es wäre ſeltſam, wenn ſie es nicht wäre. Die äſthetiſche Bildung unſeres Durchſchnittspublikums iſt längſt ſo „gefeſtigt", daß ſie gegen jede Weiterentwickelung geſichert zu ſein ſcheint. Man kann es ohne Unbilligkeit dieſem Publikum nicht zumuten, daß es endlich einmal poetiſche Papierblumen von echten Blüten unterſcheiden lerne.

Nächtliche Heide.

Von

Guſtav Falke.

Dunkel deckt die Heide nun,
Geh nicht hinaus, wem's graut.
Es geht was um auf ſchleichenden Sohlen,
Kriecht mit dem Nebel durchs Kraut.

Schwarze Arme ſtrecken ſich aus,
Taſtende Hände. Ein Leib,
Ein grinſend Geſicht aus dem Dunſt heraus,
Grauhaarig, ein altes Weib.

Wo blieb's? Am Graben, am Ginſterſtrauch
Weht's wie ein Schleier, ſpinnt
Ein gran Geſpinſt, löſt ſich, ein Rauch,
Leiſe ab und zerrinnt.

Kein Licht, kein Stern. Nur Schatten und Schein:
Geſtalten, ein Nichts und doch da.
Und die ſeltſamen Stimmen, was mag es ſein?
Du weißt nicht, iſt's fern, iſt's nah?

Eines Kindes Weinen. Ein Flüſterklang.
Ein Raſcheln und Kniſtern im Rohr.
Und manchmal ein Ton, ſo angſtvoll, bang,
Als erſticke einer im Moor.

Digitized by Google

Thürschild. Entworfen von B. Paul, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Es werden noch nicht zwanzig Jahre her sein, da nannte eine Berliner Kritik Max Liebermann den „Sohn der Finsternis“, eine andere etwas spätere sprach von seiner „unausrottbaren Vorliebe für die häßlichsten Exemplare des Menschengeschlechtes“, für die „schmutzigsten und trostlosesten Motive“. Sehr klein war damals noch der Kreis, der sich um den Künstler scharte, der seine Qualitäten würdigte und den Ernst seines Schaffens, das freilich nicht auf liebenswürdige Schönmalerei hinauskommt, sondern sich auf einem strengen und herben Sichvertiefen in die Natur begründet — es sind die Maler von Barbizon, die großen Franzosen, die aus dem Schüler Steffecks und Thumanns den gemacht haben, der er ist: eine festumrissene künstlerische Persönlichkeit, der eine Stellung in der Kunstgeschichte gesichert ist und von der heute auch die, welche nicht zu seinen Bewunderern gehören, mit gebührender Achtung sprechen. Max Liebermann, ein geborener Berliner, wohnt seit 1884 wieder in der Reichshauptstadt; aber im Sommer zieht es ihn regelmäßig hinaus nach Holland, nach dem kleinen Orte Zantvoort. Dort mag auch die „Holländerin“ entstanden sein, die wir zwischen S. 616 und 617 bringen. —

Die Tiermalerei hat neuerdings in Deutschland einen kraftvollen Aufschwung genommen. Professor Zügel ist für Kühe und Schafe, Hubert von Henden für Hühner und — stark angefochten — für das liebe Borstenvieh bahnbrechend geworden, Julius Adam zählt zu den besten Katzenmalern der Gegenwart. Wir schalten von dem letzteren zwischen S. 624 u. 625 eine prächtige Angorakatze mit ihren Jungen ein, während wir zwischen S. 688 u. 689 eine ausgezeichnete Gruppe von Kühen wiedergeben, die aus dem Atelier des Professors J. Bergmann stammt, des Leiters der Tierklasse der Düsseldorfer Akademie. —

Ebenfalls in Düsseldorf wirkt der Landschafter Ad. Schweitzer. Wir kennen ihn von den Ausstellungen her hauptsächlich als Schilderer deutschen Waldes; ab und zu greift aber auch er einmal über das enger umgrenzte Gebiet der Heimatskunst heraus, und diesmal hat es ihm das bei unseren Malern so schnell beliebt gewordene Norwegen angethan: ein stilles Dorf, langhingestreckt auf der schmalen Grenze zwischen Fjorduser und steilansteigendem Berg (Einschaltbild zwischen S. 640 u. 641). Es ist charakteristisch für unsere Zeit, wie die erleichterten Verbindungen unsere Künstler hinausziehen in die Ferne, an und über das Meer, und daß gerade das letztere auf sie heute mit ganz eigner Kraft wirkt. Wahrscheinlich sind in Deutschland niemals so viele Strand- und Seebilder gemalt worden, wie in den letzten Jahren. Die einen schildern mit Vorliebe die Kriegsflotte und ge-

Kleiderhaken. Entworfen von B. Pankok, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München.

Digitized by Google

Gardinenstangenhalter. Entworfen von R. Riemerschmid, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München.

einen Auszug einer Flottille von kleinen Fischerewern schildert Carl Becker auf seinem schönen Gemälde, das wir zwischen S. 704 u. 705 reproduzieren. —

Schon vor einiger Zeit konnten wir unserer Freude Ausdruck geben, daß unsere Städte — und zwar nicht nur die ganz großen, sondern auch mittlere, bisweilen sogar kleinere (z. B. Landsberg a. W.) — nach altem gutem Brauch wieder daran gehen, ihr architektonisches Gesamtbild durch öffentliche Brunnen zu verschönern, zu bereichern. Diese Bewegung macht augenscheinlich weiter Fortschritte und bietet in natürlicher Rückwirkung den Bildhauern die Anregung, ihre Kunst auf dem so dankbaren Gebiet zu bethätigen. Für die von uns zwischen Seite 656 und 657 veröffentlichte Brunnenfigur des Bildhauers Franz Peter, die auf der letztjährigen Dresdener Ausstellung durch ihre originelle und kraftvolle Art sehr gefiel, wird es gewiß an einem guten Platze nicht fehlen.

In des intimen Schaffen des Künstlers, in seine vorbereitende Arbeit mögen auch diesmal einige Studien einführen. Emil Brack gab uns einen liebenswürdigen Studienkopf (S. 613), aus den hinterlassenen Mappen von Heinrich Lossow können wir noch einige köstliche Babies beibringen (S. 629). W. von Debschitz-München belauschte eine kleine Szene in einem Tiroler Gasthausgarten, ein lustiges Liebeswerben, zu dem eine Schar

winnen, nachdem bereits ein großes Klagelied angestimmt war, daß der nüchterne Dampfer das malerische Element vernichtet habe, den riesigen modernen Panzern und den flinken Torpedobooten die reizvollsten Motive ab; die anderen folgen den Spuren unserer mächtigen prunkvollen Passagierdampfer vom Lloyd oder der Amerikalinie; die dritten endlich der emsigen harten Arbeit der zum Fang ausziehenden oder der heimkehrenden Fischer. Solch

Kleiderschrank mit Beschlag, nach Entwürfen von B. Pankok, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München.

Digitized by Google

Entlein die Begleitung schnattert (S. 633). Von H. Wolff endlich bringen wir einen kernigen Jagdläufer (S. 637). — Unser schönes farbiges Titelbild gibt ein Kinderbildnis von der Staffelei K. Bennewitz von Loefens wieder, ein feines und frisches Köpfchen, das mit blanken klugen Augen in die Welt blickt. — — —

Schlüsselhalter. Aus Keller & Reiners Kunstsalon, Berlin.

Kleiderhaken. Entworfen von B. Pankok, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München.

Auch das Metallgerät und der Metallbeschlag als ein Teil der Innendekoration sind selbstverständlich von den Wandelungen beeinflußt worden, die der Geschmack in der letzten Zeit erfuhr. Wir bringen Abbildungen einer Anzahl Gegenstände, die, in neuerer Richtung entworfen, teils von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk (München), teils für Keller & Reiner in Berlin ausgeführt wurden. Einzelne von ihnen — z. B. die Kleiderhaken, die Schlüsselhalter, das Thürschild — erscheinen uns außerordentlich gelungen, frisch in der Erfindung und zweckentsprechend. Weniger wollen uns die Beschläge für den von B. Pankok entworfenen Kleiderschrank gefallen in ihrer etwas spinnenbeinigen Zeichnung und ein wenig gesuchten Originalität. Sie streifen schon die Grenze, an der die schöne schlichte Natürlichkeit, die der neuen Richtung Halt und Kraft gab, in Manierirtheit überzugehen droht. Diese Gefahr ist näher gerückt, als die Verehrer der jungen Kunst im Handwerk heute sehen wollen. Es beginnt in der Bewegung, gleichzeitig mit dem immer stärkeren Hervortreten einer Unterschätzung aller alten Stilformen, ein Haschen nach dem Außergewöhnlichsten. Je aufrichtiger man die Impulse schätzte, die von ihr ausgingen, um so mehr Berechtigung hat man gewiß auch, rechtzeitig vor jeder Übertreibung zu warnen. H. v. S.

Schlüsselhalter. Aus Keller & Reiners Kunstsalon, Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Fantenius in Berlin.

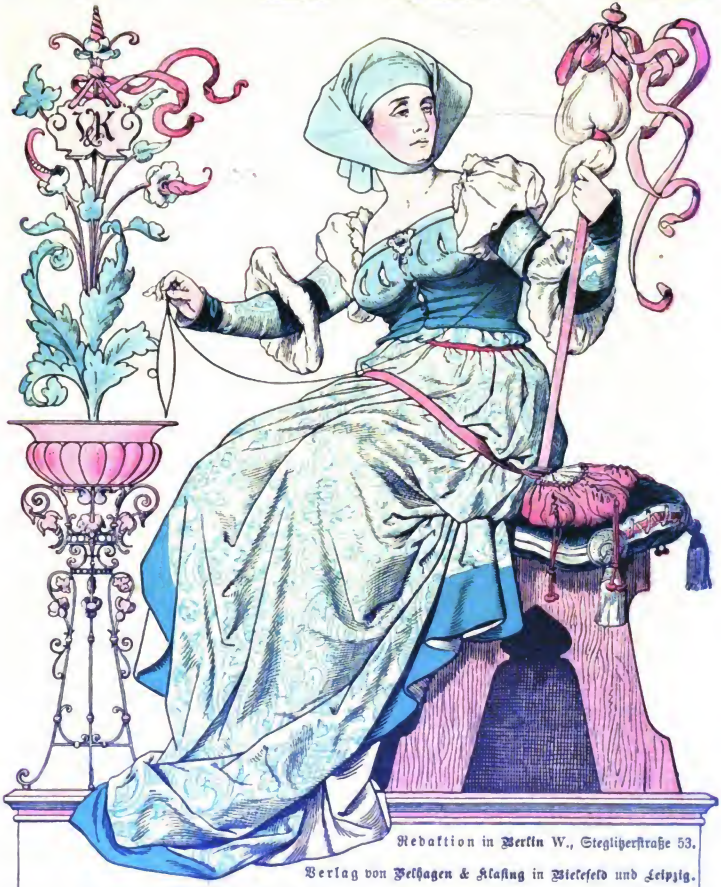
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 1. September 1899.



Redaktion in Berlin W., Steglitzerstraße 53.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Monatlich ein Heft zum Preise von 1,40 M. — Der Jahrgang von 12 Heften 18 M.

Digitized by Google

30 Goldene u. Silberne Medaillen

Gegründet 1826

Suchard's

reine

Drei hervorragende Nahrungsmittel

wie Cacao, Zucker und Milch

sind die ausschliesslichen Bestandteile von Suchards Alpenmilch-Chocolade. Cacao, eine der naturkräftigsten Früchte der Tropen und der gesamten Pflanzenwelt, Zucker, der bewährte Muskelerzeuger und Kraftspender, und reine, nicht abgerahmte Milch aus den ersten Sennereien der Schweizeralpen, gehen zusammen eine der lieblichsten Verbindungen ein und ergeben ein Produkt, dessen grosser Nährwert, dessen hygieinische Eigenschaften und vielseitige Vorzüge auch nur annähernd von keinem andern Nahrungsmittel erreicht werden können. Suchards Milchchocolade eignet sich besonders zum Rohessen; sie wird sich indes nicht nur Touristen, Reisenden und Radfahrern, sondern allen Freunden und Freundinnen eines ausgezeichneten Frühstücks oder Desserts beliebt und unentbehrlich machen.

Schweizer

Alpenmilch-

Chocolade.

Digitized by Google

Romane und Novellen:

Rudolf Stratz, Die ewige Burg.
Paul Heyse, Zwei Seelen.
Richard Voss, Psyche.
Hanns von Zobeltitz, Ein bedeutender Mann.
Ernst Muellenbach (Lenbach), Maria.
Goswina von Berlepsch, Schuld.
Georg Frhr. von Ompteda, Die Ballkönigin.
Manuel Schnitzer, Franja, die Magd.
Ilse Frapan, Phitje Ohrtens Glück.
Ernst Wichert, Hinkefuss.
Bernh. Schulze-Smidt, Leiden.
Karl Söhle, Der Sylvesterball.
Hermine Villinger, Das einzig Richtige.
Richard Voss, Amata.

In der Gratisbeilage, der Romanbibliothek:

Moritz von Reichenbach, Der Roman eines Bauernjungen.
Franz Rosen, Die Frau Patronin.
M. Harder, Thönerne Füsse.

Bitte zu wenden!

Digitized by Google

Reich illustrierte historische Aufsätze und Künstler-Monographien:

„Der Absolutismus als Kunstwerk (Ludwig XIV.)" von Prof. Dr. Ed. Heyck-München. — „Ein religiöser Reformator unter den Pharaonen" von Prof. Dr. G. Steindorff-Leipzig. — „Hugo Vogel" von Prof. Ludw. Pietsch-Berlin. — „Kaspar Zumbusch" von Carl von Vincenti-Wien. — „William Morris" von Dr. Georg Lehnert u. s. w.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier:

„Wie ein Roman entsteht" von Georg Frhr. von Ompteda. — Die Separatvorstellungen König Ludwigs II. von Bayern" von Carl v. Heigel. — „Persönliche Erinnerungen von Emanuel Geibel" von ***.

u. s. w.

Orientierende Aufsätze über alle Gebiete der Wissenschaften, des öffentlichen Lebens und die Ereignisse der Zeit.

Eingehende Berichte über die Pariser Weltausstellung 1900 rc.

Monatliche Bücherbesprechungen

von Heinrich Hart.

Berliner Theater

von Hanns von Zobeltitz.

In jedem Heft Kunstblätter in farbigem und Tondruck; Studien und Skizzen aus den Mappen unserer ersten Künstler; Reproduktion kunstgewerblicher Gegenstände.

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten.

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Fortlaufender Eingang von Neuheiten.

Kleider-Stoffe.

Fortlaufender Eingang von Neuheiten.

Proben stehen unberechnet und portofrei zu Diensten.

Neuheiten für Herbst und Winter.

Grosse, gut zusammengestellte Sortimente.

Schwarze seidene Kleiderstoffe.
Weisse seidene Kleiderstoffe.
Schwarze seidene Besatzstoffe.
Schwarze Seiden-Sammete.
Baumwoll-Sammete (Velvets), schwarz und farbig.
Schwarzwollene Kleiderstoffe.
Halbtrauer-Kleiderstoffe.
Einfarbige Kleiderstoffe.
Fantasie-Kleiderstoffe.
Gesellschafts-Kleiderstoffe.
Flanellartige Kleiderstoffe.
Waschbare Baumwollstoffe, bedruckt und farbig gewebt.
Sämtliche Futterartikel u. s. w. u. s. w.

Nur gute Qualitäten zu billig gestellten Preisen.

Man verlange unser ausführliches, mit über 4000 Abbildungen versehenes Preisverzeichniss, welches wir unberechnet und portofrei versenden.

Digitized by Google

Als

Kräftigungsmittel

für

Kinder und

Erwachsene

unerreicht!

Herr **Dr. med. Paul Wieczorek** in **Kreuzenort** (Schlesien) schreibt; „Dr. Hommel's Haematogen hat sich bei einem Säugling von 3 Monaten **vorzüglich bewährt**; die infolge Blutarmut und allgemeiner Schwäche zeitweise aufgetretenen Krämpfe liessen bald vollständig nach; es verschwand das blasse Aussehen, der Appetit wurde rege und die Gewichtszunahme überstieg jede Erwartung (in einer Woche 350 gr.). **Haematogen verdient zweifellos jedem ähnlichen Präparat vorgezogen zu werden.**"

Herr **Dr. med. Möser von Morsky** in **Prinzersdorf** (Nieder-Oesterr.): „Die Erfolge mit Dr. Hommel's Haematogen **übertreffen die weitgehendsten Erwartungen**; es stellt alle bisher gegen Bleichsucht, Rhachitis, Schwächezustände, Blutarmut etc. in Verwendung gestandenen Mittel in tiefsten Schatten, ja macht selbe ganz überflüssig. Ich verwende seither in allen hiefür geeigneten Fällen ihr Haemotogen fast ausschliesslich und ausnahmslos mit dem besten Erfolge."

Dr. med. Hommel's Haematogen ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81,391). Haemoglobin ist die **natürliche**, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chemisch reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.**

Depots in den Apotheken. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis u. franko.

Nicolay & Co., Hanau a. M.,
Zürich u. London.

Dr. Lahmann's

Beim Kaiserl. Patentamt sub Nr. 3151 eingetragene Schutzmarke.

Nährsalz-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 3,—
Chocolade pr. 1/2 Kilo ℳ 2,— u. ℳ 1,60
Hafer-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 2,—
Pflanzen-Nährsalz-Extract pr. Topf ℳ 1,70
Nährsalz-Hafer-Biscuits pr. Packet ℳ 0,25

käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen-, Delicatess- und Colonialwaaren-Handlungen.

Alleinige Fabrikanten **HEWEL & VEITHEN** in **KÖLN** a. Rh. u. **WIEN.**

Man verlange durch die Fabrik Broschüre, Gutachten etc. über:

Nur echt in Originalpackung.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Erhältlich in den Apotheken zu M. 3.—, oder gegen Einsendung dieses Betrages durch die **Chem. Fabrik von Rud. Pizzala, Zwingenberg** (Hessen).

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Goethebiographie ❦ ❦ ❦ ❦ ❦ ❦ ❦ für das deutsche Haus.

Vor kurzem erschien in 2. Auflage (4.—6. Tausend):

Dr. Albert Bielschowsky: Goethe.

Sein Leben und seine Werke. In 2 Bänden. Erster Band (mit Gravure: Goethe nach Tischbein). 33 Bogen 8°. In Leinwandbd. 6 ℳ.; in Halbfranzbd. 8 ℳ.

☛ *Das Erscheinen von Band 2, welcher das Werk abschliesst, kann nun bestimmt zu Ostern 1900 in Aussicht gestellt werden. Das Manuskript ist nahezu vollendet.*

Aus den Urteilen: „Die genialste und glanzvollste Darstellung des Goetheschen Werdegangs." (Prof. Dr. **Biese.**) — „Die beste Goethebiographie, die bis jetzt erschienen ist." (Schulrat Dr. **Matthias.**) — „Ein aus Geist und Empfindung grosszügig komponiertes Bild." (Dr. **Pfeiffer**-Karlsruhe). — „Der Verfasser verbreitet es in der Seele des Dichters zu lesen." (Prof. **Siebeck.** Litt.-Bl. f. germ. Philol.) — „Es hat nur noch einer aus einer erdrückenden Fülle von Material das Bild seines Helden so gross und ganz, äusserlich und innerlich so natur- und wesensgemäss, so klar und so richtig zu gestalten verstanden: Jacob Burckhardt im „Constantin". (Dr. **A. Gessler** i. d. Basler Nat.-Ztg.)

Früher erschien:

Graf F. C. von Dürckheim: Lilli's Bild, geschichtlich entworfen. 2. Auflage von Dr. Alb. Bielschowsky. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einer Auslese aus Lilli's Briefwechsel. 11 Bogen 8°. Eleg. geb. 4 ℳ.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

Verlag von Bernh. Friedr. Voigt in Leipzig.

Der Herr Vergnügungsrat oder der unerschöpfliche Maitre de plaisir.

Wie man's anfängt, zu allen Jahreszeiten, im Freien und zu Hause sowie an allen nur denkbaren Freudentagen die beiustigendsten Unterhaltungen anzuordnen.

Enthaltend die besten Spiele, Lieder, Deklamier- und Kunststücke 2c.

Zwölfte Auflage, völlig neu bearbeitet von

Fr. Seidel.

Geheftet 3 Mark.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Geographisches Handbuch zu Andrees Handatlas

Mit besonderer Berücksichtigung der politischen, wirtschaftlichen und statistischen Verhältnisse.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von **A. Scobel.**

Dritte völlig neubearbeitete und vermehrte Auflage 1899.

Ein starker Band, 63 Bogen mit 171 Kärtchen und Figuren im Text. Preis: Vollständig in Umschlag brosch. M. 10.80; Halbfrz. geb. M. 12.50.

Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

21 mal prämiiert.

Postkarten-Album

künstlerische Einbände,
kräftiger Karton,
praktische Karteneinsteckvorrichtung,
Blätter doppelseitig verwendbar.

Von **50 Pf.** bis **Mk. 24.50.**

No. 4, 112 K.	M. 1.50	No. 4, 112 K.	M. 1.50
„ 8, 208 „	„ 2.50	„ 8, 208 „	„ 2.50
„ 6, 240 „	„ 3.—	„ 6, 240 „	„ 3.—
„ 7, 336 „	„ 5.—	„ 7, 336 „	„ 5.—
„ 8, 432 „	„ 6.—	„ 8, 432 „	„ 6.—
„ 9, 608 „	„ 8.—	„ 9, 608 „	„ 8.—
„ 10, 720 „	„ 10.—	„ 10, 720 „	„ 10.—
„ 24, 1000 „	„ 15.—	„ 24, 1000 „	„ 15.—
Pracht-Ausg.		Pracht-Ausg.	
No. 33, 300 K.	M. 4.—	No. 33, 300 K.	M. 4.—
„ 138, 500 „	„ 6.—	„ 138, 500 „	„ 6.—
„ 146, 600 „	„ 8.50	„ 146, 600 „	„ 8.50
„ 22, 512 „	„ 10.—	„ 22, 512 „	„ 10.—
„ 102, 360 „	„ 7.50	„ 102, 360 „	„ 7.50
„ 203, 480 „	„ 10.—	„ 203, 480 „	„ 10.—

Ausführl. Liste mit Abbild. gratis.

Schaubeks 1899er Briefmarken-Album

No. 1, 750	Halbl. M. 6.—	No. 5, 3000	Halbl. M. 6.50
„ R 20	„ 6.—	„ 20	„ 7.50
„ R 40 Ganzl.	„ 8.—	„ 40 Ganzl.	„ 8.—
„ R 81 III. 1 Bd.	„ 14.—	„ 61 III. 1 Bd.	„ 15.50
„ R 82 „ 2 Bde.	„ 24.—	„ 62 Gal. 1 „	„ 15.—
„ R 83 „ 2 „	„ 27.—	„ 63 III. 2 Bde.	„ 28.—

Neueste Ausgaben bis 1899. Illust. Prospekt.

In vielen 100,000 Expl. verbreitet.

Das vollständigste aller exist. Albums.

20 mal prämiiert.

Ausführliche Prospekte kostenlos durch

C. F. Lücke in Leipzig

Digitized by Google

Sandwirtshaus (Paßeier). (Aus „Tirol“.) (Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.)

Zu beziehen **durch alle Buchhandlungen** des In- und Auslandes.

Soeben erschienen:

Reichillustrierte, vornehm ausgestattete Bände mit Goldschnitt zum Preise von je 4 M.

Tirol

Von **Max Haushofer**

Mit 200 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte.

Schweiz

Von **J. C. Heer**

Mit 181 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, einer Buntiafel und einer farbigen Karte.

Diese beiden als Band 4 und 5 der Sammlung: **Land und Leute,** Monographien zur Erdkunde, herausgegeben von A. Scobel, soeben erschienenen hervorragend schönen Monographien sind ebenso interessant geschrieben als reich illustriert. Die Bilder sind das Beste, was augenblicklich an Neuaufnahmen existiert. Die meisten der zahllosen Besucher dieser bevorzugten Länder, alle Natur- und Reisefreunde, werden diese bei aller Wohlfeilheit doch sehr elegant ausgestatteten und von hervorragenden Kennern geschriebenen Monographien mit lebhaftem Interesse begrüßen und als liebe Erinnerung an frohe Reisetage schätzen und bewahren.

Bergführer Burgener. (Aus „Schweiz“.)
(Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg.)

Bei den „Monographien zur Erdkunde“, die nur von hervorragenden Kennern und nicht allein in voller Sachlichkeit, sondern mit warmer Begeisterung aus dem Geschauten und Erlebten heraus bearbeitet werden, wird unter Anwendung aller Errungenschaften der modernen Reproduktionstechnik eine durchaus **naturgetreue Illustrierung** durchgeführt, nach photographischen Aufnahmen an Ort und Stelle, sowohl der Landschaften wie der Bevölkerung. Aber auch auf interessante kulturgeschichtliche Quellen wird durch Wiedergabe alter Pläne, Ansichten und Wahrzeichen zurückgegangen.

Erschienen sind:

I. **Thüringen.** 145 Abbild. 3 M. | II. **Cuba.** 96 Abbild. 3 M.
III. **Norwegen.** 115 Abbild. 3 M.

IV.

Tirol. 200 Abb. (Doppelbd.) 4 M.

V.

Schweiz. 181 Abb. (Doppelbd.) 4 M.

Es werden zunächst folgen:

Ostseeküste — Schwarzwald.

Der Preis jeder Monographie beträgt elegant gebunden ca. 3 M. (Doppelbände, wie Tirol und Schweiz, 4 M.). Aufträge auf Abonnements für die ganze Sammlung, sowie auf einzelne Bände, nimmt jede Sortimentsbuchhandlung entgegen.

Die Verlagshandlung
Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Digitized by Google

Jede Dame kauft

Seidenstoffe, Sammte und Velvets am besten u. billigsten direct v. von Elten & Keussen Krefeld, Fabrik und Handlung.

Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvalescenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Athmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten ꝛc. . . . . Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) ꝛc. verordnet werden. Fl. M. 1.— und 2.—

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern . . . . Preis Fl. M. 1.—.

118] **Schering's Grüne Apotheke,** Berlin N., Chausseestraße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Droguen-Handlungen.

Ganz vortreffliche

Bilder erzielt Jedermann bei Benützung unserer

photogr. Apparate

einfacher bis vollendetster Konstruktion. — Rasche und sachkundige Bedienung. —

Ausführliche Preisliste mit Probebildern 20 Pfg.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

41] **Braut-Seidenstoffe**

in weiß, schwarz u. farbig mit Garantieschein für gutes Tragen. Direkter Verkauf an Private porto- und zollfrei in's Haus zu wirkl. Fabrikpreisen. Tausende von Anerkennungsschreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster?

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich** (Schweiz).

Technikum ● Maschinen- & Elektrotechniker, für ● Baugewerk- & Bahnmeister etc. **Hildburghausen**

Nachhilfekurse. ● Rathke, Herzogl. Direktor.

Strümpfe u. Tricotagen.

Bestes deutsches Fabrikat in nur garant. solid. Qualitäten. Abgabe an Fabrikpreis. an Private.

Specialität:

Strümpfe und **Socken**

mit Naht und nahtlos.

Elegante [177

Sport- und Touristen-Hemden.

Gotthardt Schröder,

Zeulenroda Th.

Bitte Preisliste zu verlangen.

glatt u. façonnirt, bunte gewebte Plüsche (Moquette), abgepasste Kameeltaschen, **Plüschdecken, Leinenplüsche,** Repabrokate, Satins, Teppiche u. Läuferstoffe. **Seidenplüsch- & Kleider-Sammete (Velvet),** glatt, gerippt und bedruckt in reichster Farbenwahl versendet an Fabrikpreisen direkt an Private. Auch Versandt von **Bielefelder Leinen** aller Art. Muster und Liste franko gegen franko.

E. Weegmann, Bielefeld.

Sächs. Musikinstrumenten-Manufactur

Schuster & C°

Markneukirchen № 95

Fabrikation u. direkter Versand.

Illustrirte Hauptcatalogue postfrei.

Nippe & Pasche, Berlin, Taborstr. 73.

DROM 87159

Verlang. Sie **grat.** u. frc. Prosp. **über** Patent-Möbel, Zusammenlegbar, vor teilh. 3000 im Gebr. Chaiselongue stellt Victoria v. 16.50 an

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Titel der eingesandten Bücher werden in der Regel hier veröffentlicht; Besprechungen einzelner Bücher vorbehalten: auch die nicht besprochenen Bücher können nicht zurückgegeben werden.

Adiersfeld-Ballestrem, Eufemia von. Tropfen im Ocean. Gedichte. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Anzeiger des germanischen National-Museums, 1899. Nr. 2. März und April. Verlagseigentum des germanischen Museums, Nürnberg.

Arnim, Hans. Ein neues Novellenbuch. (M. 3.—.) Wolff Bonz & Comp., Stuttgart.

Arnstedt, Prof. Dr. Richard. Geschichte der Königl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen. Hobbing & Büchle, Stuttgart.

Behnisch, Anna. Blutstropfen. Novellen. (M. 2.50.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Berg, L. Der Ring des Glücks. Märchen mit 3 Reigen nebst Prolog zu einem Weihnachtsfestspiel. (M. 1.—.) Wilhelm Rommel, Frankfurt a. M.

Bernhard, Marie. Im Strom der Zeit. 2 Bde. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Bertram, Dr. Fee Minnetrost und Kabbeltasche. Gustav Weise, Stuttgart.

Bismarcksäulen. Dreißig Entwürfe der engeren Wahl aus dem Wettbewerb. Einschließlich der zehn preisgekrönten Entwürfe. Herausgegeben vom Ausschuß der deutsch. Studentenschaft. Emil Strauß, Bonn.

Böhmer, Emma. Sehnsucht. Roman. (M. 3.—.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Borkowsky, Dr. Ernst. Die Geschichte der Stadt Naumburg an der Saale. Hobbing & Büchle, Stuttgart.

Bunzendahl, Ernst Victor. Auf dem Erntegang. Gesammelte Dichtungen. Hermann Feyl & Co., Berlin.

Busch, Dr. Wilhelm. Die Berliner Märztage von 1848. R. Oldenbourg, München.

Carow, R. Deutsch-Süd-West-Afrika. Verlag der Buchdruckerei Oranienbaum, Oranienbaum i. Anhalt.

Claar, Emil. Weltliche Legenden. Gedichte. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Couleurlieder und Dissonanzen. Gedichte eines ungarischen Musikers. C. F. Tiefenbach, Leipzig.

Daheim-Kalender für das Deutsche Reich auf das Gemeinjahr 1900. Herausgegeben von der Redaktion des Daheim. Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Denkmalspflege. Handbuch für die. Herausgegeben von der Provinzial-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Hannover. Beigeheftet von Dr. J. Reinh. Tiedador Schulze's Buchhandlung, Hannover.

Devens, Friedrich Karl. Das deutsche Roß in der Geschichte, in Sitte, Sang und Sage. 1. Lfg. (M. 8.—.) C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung, Bremen.

Dinglage, C. von. Letzte Novellen. (M. 3.—.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Dorno, Eli. Pralinéanfertigung am Familientische. Otto Rahmmacher, Berlin.

Ebstein, Ernst. Die Klosterschülerin. Roman aus der Gegenwart. Carl Reißner, Dresden.

Egidy, Emmy von. Maele-Elisa. Roman. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Flotte, Die Deutsche. Zeichenvorlagen von Ferd. Lindner und Georg Martin. 3 Mappen. Gustav Fritzsche, Leipzig.

Frauenbildung, über. Referat von Oberlehrer Dr. Schultze (Berlin) und Diskussion. über Frauenarbeit. Referat von Hofpred. a. D. Stöcker und Diskussion. (Heft 1—6 à M. —.50.) Verlag der Buchhandlg. d. Berliner Stadtmission, Berlin

Digitized by Google

Mellin's Nahrung

für Säuglinge, Kinder jeden Alters, Kranke, Genesende, Magenleidende. In ganzen und halben Gläsern.

Mellin's Nahrung macht Kuhmilch leicht verdaulich, **enthält kein Mehl.**
Mellin's Nahrung wird von den zartesten Organen sofort absorbiert.
Mellin's Nahrung erzeugt Blut, Fleisch, Nerven und Knochen.
Mellin's Nahrung ist **ausgiebiger** und bekömmlicher als mehlhaltige Nährmittel.
Mellin's Nahrung nach Vorschrift angewendet **bester Ersatz für Muttermilch.**
Mellin's Nahrung ist die beste **für Magenkranke.**

Zu haben in allen Apotheken, Drogerien, oder direkt durch die
Haupt-Depots: **J. C. F. Neumann & Sohn,** Berlin W., Taubenstr. 51–52.
Hoflieferanten Sr. Majestät des Kaisers und Königs.
Mellin's Food Ltd. Hamburg, Hahntrapp 2.

131408 Stichworte. | 17 Bände geb. à 10 M. | **17586** Seiten Text.

Brockhaus' Konversations-Lexikon liegt vollständig vor.

10406 Abbildungen | *Jubiläums-Ausgabe.* 322 Karten. 138 Chromos. | **1039** Tafeln.

Schöner Teint!

Keine Sommerspross., weisse Hände, keine Röte, keine Unreinh., keine **Sprödigkeit** u. kein Wundsein d. Haut, kein Fältch. b. Gross u. Klein erzielt m. f. duft. **Birkon-Crême** (ges.gesch.) Dose 1,50 Mk. **Nicht fettend.** Nur bei **Franz Schwarzlose,** Berlin, Leipzigerstrasse 56 (Colonnaden).

Ährenlese.

Neue Sprüche von Frida Schanz.
Dritte Aufl. Eleg. mit Goldschn. M. 1.20.

Vierblätter.

200 Spruchstrophen von Frida Schanz.
Vierte Aufl. Eleg. mit Goldschn. M. 1.20.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

St. Blasien.

Ehemalige Benediktinerabtei
Sommerfrische, Luft- u. Terrainkurort
im südl. Schwarzwald, 772 Meter ü. Meer — namentlich geeignet für Erholungsbedürftige, Nerven- u. andere Kranke
Hotel u. Kurhaus St. Blasien
1. Ranges, mit allem Komfort d. Neuzeit, elektr. Beleuchtung u. a. m. — **Wasserheilanstalt** neuesten Systems (Herren- und Damenabteilung). — **Pension.** — Illustr. Prospekt unentgeltlich.

STUTTGART

Württembergs prächtige
Haupt- u. Residenzstadt
zu kürzerem oder längerem Aufenthalt bestens empfohlen.
Auskünfte jeder Art kostenfrei durch die
Auskunftstelle d. Vereins f. Fremdenverkehr
Stuttgart, Königstr. 38, Buchhandlung von H. Wildt.

KALODERMA-SEIFE

Neu! Ausgezeichnet durch Milde und lieblichen Geruch, bildet die Ergänzung bei dem Gebrauche des Hautverschönerungsmittels
Kaloderma (Glycerin- & Honiggelée)

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife 50 Pf. pr. St.

PALMITIN-SEIFE

neutral-gut-billig
für Familien und Kinder. Das Stück à 25 Pfg. in allen Städten des In- und Auslandes.
F. WOLFF & SOHN. Karlsruhe.
Filiale: **WIEN I,** Köllnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Gesch. [55

Digitized by Google

Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung m. A. herausgegeben von **Ed. Heyck.**

*

Neuester Band:

VIII.

Venedig

als Weltmacht und Weltstadt.

Von **Hans v. Zwiedineck-Südenhorst.**

Mit 4 Kunstbeilagen und 159 Abbildungen. Doppelband 4 M.

I.

Die Mediceer.

Von Prof. Dr. **Ed. Heyck.**

Mit 4 Kunstbeilagen und 148 Abbildungen. 3 M.

II.

Königin Elisabeth.

Von Prof. Dr. **Erich Marcks.**

Mit 4 Kunstbeilagen und 110 Abbildungen. 3 M.

III.

Wallenstein.

Von Dr. **Hans Schulz.**

Mit 4 Kunstbeilagen und 150 Abbildungen. 3 M.

*

Reich illustrierte, vornehm ausgestattete Bände mit Goldschnitt zum Preise von ca. 3 Mark.

*

VII.

Die Wiedertäufer.

Von

Archivar Dr. **Georg Tumbült.**

Mit 4 Kunstbeilagen und 95 Abbildungen. 3 M.

IV.

Bismarck.

Von Prof. Dr. **Ed. Heyck.**

Mit 14 Kunstbeilagen und 228 Abbildung (Doppelbd.). 4 M.

V.

Kaiser Maximilian I.

Von Prof. Dr. **Ed. Heyck.**

Mit 4 Kunstbeilagen und 142 Abbildungen. 3 M.

VI.

Das ältere deutsche Städtewesen u. Bürgertum.

Von Prof. Dr. **G. v. Below.**

Mit 6 Kunstbeilagen und 134 Abbildungen. 3 M.

Eigenartig wie die äußere Form ist die Gliederung dieser Sammlung, einer

illustrierten Weltgeschichte in neuer Form.

Von den besten wissenschaftlichen Kräften wird eine Behandlung der einzelnen Zeitalter in der Weise gegeben, daß sie an ihren hervorragendsten, für die Zeit maßgebenden und charakteristischen Persönlichkeiten dargestellt werden. — Es werden zunächst die Bände folgen: **Die Blütezeit des Pharaonenreichs.** Von Professor Dr. G. Steindorff in Leipzig. — **Alexander der Große.** Von Professor Dr. Fr. Koepp in Münster. — **Die Kreuzzüge und das heilige Land.** Von Professor Dr. Ed. Heyck in München. — **Wilhelm von Oranien.** Von Professor Pol de Mont in Antwerpen. — **Der Große Kurfürst.** Von Professor Dr. Ed. Heyck in München. — **Maria Theresia.** Von Professor Dr. Ang. Fournier in Wien. — **Friedrich der Große.** Von Professor Dr. Wilh. Wiegand in Straßburg. — **Mirabeau.** Von Professor Dr. Bernhard Erdmannsdörffer in Heidelberg. **Napoleon I.** Von Professor Dr. Max Lenz in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

"Mondamin"

SEIT 1884 GESETZLICH GESCHÜTZT.

Alleinige Fabrikanten **BROWN & POLSON**

Erfreut sich 40jährigen Weltrufes! Erquickung in heissen Tagen für Jung und Alt sind Mondamin Milch- und Obstspeisen.

In einschlägigen Geschäften zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Afrika.

Monatsschrift

für die

sittliche und soziale Entwickelung der deutschen Schutzgebiete.

Im Auftrage des Evangelischen Afrika-Vereins

herausgegeben von

Pastor **Gustav Müller**

in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur.

Sechster Jahrgang.

Die Zeitschrift **„Afrika"** ist das Organ des evangelischen Afrika-Vereins und wird über die Entwickelung, die Bestrebungen und die Thätigkeit des Vereins in der Heimat sowohl, als auch über den Fortgang seiner Unternehmungen in den Schutzgebieten Mitteilungen bringen.

Die besondere Aufgabe der „Afrika" ist es, nach allen Seiten hin für das Wohl und Recht der Eingeborenen unserer Kolonien einzutreten, weil es die von allen bewährten praktischen Kolonialpolitikern anerkannte Pflicht unseres Vaterlandes ist, um mit Herrn Major von Wißmann zu reden: „Unsere geistige Überlegenheit zu benutzen, um den Neger auf die Kulturstufe zu stellen, die seiner ethischen Eigenschaft entspricht."

Dem entsprechend legt die „Afrika" an die gesamte deutsche Kolonialbewegung mit allen ihren verschiedenen Erscheinungen und Betätigungen den sittlichen Maßstab. Sie bringt Nachrichten über alles, was irgend seitens des Staates, der Missionen oder sonst für das Wohl der Eingeborenen und zur Bekämpfung ihrer leiblichen und geistigen Notstände geschieht und macht auf die in diesen Beziehungen vorliegenden Aufgaben aufmerksam.

In einer besonderen ständigen Rubrik „Afrikanische Nachrichten" gibt die Zeitschrift einen fortlaufenden Bericht über die Tagesvorgänge in Afrika, so weit sie von Bedeutung sind. Die „Afrika" ist damit eine zuverlässige Sammelstelle aller belangreichen afrikanischen Ereignisse. Zugleich sucht sie durch diese Darstellung das Verständnis für die eigenartigen Verhältnisse des „schwarzen Erdteils", der dazu berufen erscheint, eine wichtige Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, zu fördern.

Durch charakteristische Schilderungen von Land und Leuten erstredt die „Afrika" daneben die Verbreitung einer allgemeinen Kenntnis unserer Schutzgebiete, um dadurch das Interesse für diese zu wecken und zu vertiefen.

Schließlich werden in der „Afrika" die Erscheinungen der Afrika-Litteratur, namentlich sofern sie nach den oben angegebenen Gesichtspunkten hin von Bedeutung sind, einer Besprechung unterzogen.

Die Zeitschrift erscheint am 15. jeden Monats in der Stärke von 1½ bis 2 Bogen. Der jährliche Bezugspreis beträgt 3 Mark. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung oder die Post (Postzeitungsliste Nr. 39) entgegen.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Fulda, Ludwig. Herostrat. Tragödie in 5 Aufzügen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Ganghofer, Ludwig. Aus Heimat und Fremde. Novellen. (Ⓐ. 3.60.) Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Gesundheitsbüchlein. Gemeinfaßliche Anleitung zur Gesundheitspflege. Bearbeitet vom Kaiserl. Gesundheitsamt. (Ⓐ. 1.—.) Julius Springer, Berlin.

Graf, Wilhelm. Leben im Leben. Gedichte. Julius Stern, Worms.

Häfner, Dr. Ernst G. Katechismus für Radfahrerinnen. Max Hesse's Verlag, Leipzig.

— — Katechismus für Radfahrer. Max Hesse's Verlag, Leipzig.

Hahn, Arthur, Adolph **Pochhammer** und Fritz **Volbach**. Franz Liszt, sein Leben und seine Werke. H. Bechhold, Frankfurt a./M.

Hammer, Ernst. Savonarola. Trauerspiel. P. Plaum, Wiesbaden.

Hartung, D. Bruno. Konfessionalität und Nationalität in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Vortrag. (Ⓐ. —.60.) Bernhard Richter's Buchhandlung, Leipzig.

Hegewald, Prof. Dr. Das Buch der Träume. (Ⓐ. 1.20.) Emil Kunze, Leipzig.

Hoffmann's Franz Volks- und Jugendbibliothek. Bd. 271—275. Schmidt & Spring, Leipzig.

Hornstein, Ferdinand von. Buddha. Legende in 3 Akten. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

Jelinek, Dr. Ludwig. Madonna Sistina. Commissionsverlag von Ad. Flemming's Buchhandlung (Robert Peter), Dresden-A.

Kahlenberg, Hans von. Die Semidrithys. Roman. Bita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Kaisenberg, Moritz von. (Moritz von Berg.) Der Junker Werner von Brunshausen. Histor. Roman. R. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Kleb, Dr. W. Bei Krupp. Eine socialpolitische Reiseskizze mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiter-Wohnungsfürsorge. Duncker & Humblot, Leipzig.

Krüger, Hermann Andreas. Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Georg Wigand, Oppeln.

Krenchauf, Franz Wilhelm. Schriften zur Kunst. 1768—1782. Herausgegeben von G. Wustmann. 2 Bändchen. (Ⓐ. 1.20.) J. C. Hinrichs'sche Buchhandlg., Leipzig.

Kulturpflanzen, Ausländische, in farbigen Wandtafeln mit erläuterndem Text nach Hermann Zippel. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Otto Wilhelm Thomé. 1. Abt. Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Larroma, Paul Maria. Nolt montagerot. Roman. (Ⓐ. 4.—.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Larpe, Karus von der. Die gefangene Eiswelle. Erzählung. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Laurent, Ch. König von Rom. Deutsch u. bearbeitet von O. Marschall von Bieberstein. Heinrich Schmidt & Carl Günther, Leipzig.

Leiffmann, Moritz, Engelbert **Humperdinck** u. Alexander **Kreutz**. Trifolium. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Lette, Präsident Dr. Ein Lebensbild desselben. Zu seinem 100jährigen Geburtstage. Hans Friedrich, Carlshorst-Berlin.

Litteraturbilder. Ein de Siècle. Herausgegeben von Anton Breitner. III. Bd. „Greif." (Ⓐ. 1.50.) Robert Baum, Leipzig.

Ohnesorge's Vaterländische Jugendbücherei. B. 1. Johann v. Neun, der Kampf um die Marienburg. Von Joh. v. Wildenradt. B. 2. Der Raub Straßburgs. Von Fritz Lienhard. Bd. 3. Aus Tagen deutscher Not. Von A. Ohorn. Bd. 4. Der Löwe von Blaandern. Von H. Conscience. Bd. 5. Deutsche Charakterköpfe. Von Bd. Holm. J. F. Lehmann's Verlag, München.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Lutherdenkmal. Volkstümliche Schriften aus der Geschichte des evangelischen Deutschlands. I. D. Martin Luthers deutsche Briefe. (*M.* 1.50.) II. Philipp Melanchthon. — Bernhard Richter's Buchhandlung, Leipzig.

Markgräfin von Bayreuth, Friederike Sophie Wilhelmine. Memoiren. Von ihr selbst geschrieben. 1. Bd. H. Barsdorf, Leipzig.

Matthes, Valerie. Italienische Dichter der Gegenwart. (*M.* 4.—.) Carl Duncker's Verlag, Berlin.

Meyers Reisebücher, Deutsche Alpen. III. Teil. Bibliographisches Institut, Leipzig.

— — Der Hochtourist. Bd. I—III. Bibliographisches Institut, Leipzig.

— — Norwegen, Schweden u. Dänemark. Bibliogr. Institut, Leipzig

— — Rheinlande. Bibliogr. Institut, Leipzig.

— — Wegweiser durch den Schwarzwald. 8. Aufl. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Meyer's Hand-Atlas. (Lfg. 2—8, à *M.* —.30.) Bibliogr. Institut, Leipzig.

Miethe, Dr. A. Grundzüge der Photographie. Bibl. Knapp, Halle a./S.

Miller, Emma. Kartoffeln und Kastanien. Emma Miller, Wielenstein (Württemberg).

Monographs on artists. By H. Knackfuss. IV. Van Dyck. By H. Knackfuss Translated by Campbell Dodgson. With 55 Illustrations. Price 4 Marks. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Mosen, Julius. Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Dr. Max Zschommler. 2. Bd. (*M.* 3.—.) Artwed Strauch, Leipzig.

Nauticus. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin.

Niemann, August. Nur ein Weib. Roman. (*M.* 3.—.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Nouchette-Carey, Rosa. Baron Gottfried's Enkelinnen. Deutsch von M. v. Wenzel. J. Harrwitz Nachf. (E. Th. Kehrbach), Berlin.

Pfeifer, R. Oskar. Mehr Ausdicht, mehr Sitte! Weckrufe und Winke zur Förderung der Jugend. (*M.* —.50.) Emil Wunderlich, Leipzig.

Pfützner, H. Die elektrischen Starkströme, ihre Erzeugung und Anwendung. Theodor Jentsch, Dresden.

Pilot, Anna. Warnemünder Geschichten. Novellen. Richard Sattler, Braunschweig.

Piper, O. Ut 'ne lütt Stadt. 'Ne plattdütsch Geschicht. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto, Wismar.

Preuß, Wilh. H. Geist und Stoff. Erläuterungen der Verhältnisse zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugnis der Organismen. Schulze'sche Hof-Buchhandlung (A. Schwartz) Oldenburg.

Rabelais, Aubert. Immaculata. Roman aus dem römischen Leben der Gegenwart. 2 Bde. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Raphaels, Julius. Photographie für Maler. Ed. Liesegang's Verlag, Düsseldorf.

Reichenbach, Moritz von. Sternenklar und andere Novellen. (*M.* 3.—.). E. Pierson's Verlag, Dresden.

Reuß, Jos. v. Kuffhausen. Epische Dichtung. P. Ehrlich, Leipzig.

Richl, W. H. Geschichten und Novellen. Gesammtausgabe. (Lfg. 8—14 à *M.* —.50.) J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Rosen, Franz. Geheimnisse. Roman. (*M.* 3.—.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Rudolph, J. Aus Welt, Zeit und Herz. Gedichte. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Sachs, Hans. Drei Fastnachtsspiele. Für die moderne Bühne frei bearbeitet von Carl Maria Kiob. Georg Szelinski, Wien.

Richard Maune, Dresden,
Marienstraße 32

fabriciert **Krankenfahrstühle** für Zimmer u. Straße, Selbstfahrstühle, Universalstühle, verstellbare Ruhestühle, Klosettstühle, Bettische, Krankenmöbel jeder Art.

Variierbare Kopfkissen, unentbehrlich für Brust-, Asthma-, Rheumatismus- u. Rückenleidende, sowie für Wöchnerinnen. Korpulente und an Schlaflosigkeit Leidende; in jede Lage leicht stellbar. Preis in bester Ausführung mit Sprungfedern u. Haarpolster M. 20.—, innerhalb Deutschland franko M. 23.—, Angabe der inneren Bettbreite. Katalog gratis. [148

Die Blookerschen
Cacaotassen

liefern in Detailgeschäften den Käufern von:
BLOOKERS holländ. CACAO
bei mindestens 2 Pfund zur Verfügung.

Menzer's [154
Griechische Weine
Bitte verlangen Sie meine reichillustrierte Preisliste.
J. F. Menzer,
Neckargemünd.

Dr. Starcke's Sanatorium
Bad Berka b. Weimar i. Thür.
Herrl. Lage. Mässige Preise. Prospekte fr.

Psyche, Character,
die feinst. u. intimsten Züge etc. **analysirt** auf Grund **einzusend. Handschriften:** der Entdecker u. Meister d. wissensch. Psychographologie **P. P. Liebe, P. F., Augsburg** r. Bitte, Bedingungen, auch Brosch. (96 S.) **kostenlos** zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourport. t. viel. vorn. Ausüb. m. Praxis deplac. Nobl. obliges.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Schanz, Frida. Harztagebuch mit Gedichten. C. F. Tiesenbach, Leipzig.

Schilling, A. Aus Richard Wagner's Vergangenheit. F. C. Emrich, Berlin.

Schoenhardt, Karl. Gesammelte Gedichte. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Schoof, Wilhelm. Marburg, die Perle des Hessenlandes. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Schwann, Dr. M. Die Rheinlande von Mainz bis Koblenz, die Thäler der Lahn und der Nahe. Mit 150 Abb. (Lfg. 1 à 1.50.) Th. Schröter, Leipzig.

Schweinitz, Fr. von. Das Ende der Welt. (*M.* —.50) Evangel. Buchhandlung, Breslau.

Schweiz, Neueste Karte der, sowie der angrenzenden Gebiete. (*M.* 2.50.) A. H. Payne, Leipzig.

Sienkiewicz, Heinrich. Quo vadis? Roman in 2 Bänden. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Sonne, Eduard. Bilder vom Rhein. Wilhelm Engelmann, Leipzig.

Sonnenfels, A. Märchen für kleine und große Leute. (*M* 3.—.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Sobnsky, Theodor von. Pierres de Strass. Imitationen. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Studien und Skizzen aus der inneren Mission und ihren Grenzgebiete. Herausgegeben von Gliedern der evang.-luther. Kirche in Rußland. L. Hoerschelmann. Riga.

Suttner, Bertha von. Das Maschinenzeitalter. (*M.* 3.50). E. Pierson's Verlag, Dresden.

Tanera, Karl. Aus zwei Lagern Kriegsroman aus den russisch-türkischen Kämpfen von 1877/78. 2 Bde. Hermann Costenoble, Jena.

Teodorpf, Dr. B. Die Wiederherstellung der Marienburg. Vortrag. Wilh. Koch, Königsberg i./Pr.

Testament, Das Neue. Nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Im Charakter der Handschrift-Malerei des Mittelalters. Max Pasch, Berlin.

Topelius' ausgewählte Märchen. Deutsch von Alberta Schnell. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Trinius, August. Hamburger Schlendertage. 3. Bd. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i./W.

Unger, Franz. Von der blauen Donau und der grünen Mur. Mundartliche Lieder und Gedichte mit einem Anhang: Hochdeutsches. Franz Mickl, Münster i./Els.

Volksbücher, Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für. Herausgegeben von dem geschäftsführenden Ausschuß. 1. Heft. August Hirschwald, Berlin.

Walcker, Dr. Karl. Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus. Rößberg'sche Hof-Buchhandlung, Leipzig.

Weddingen, Dr. Otto. Geschichte der Berliner Theater Oswald Seehagen's Verlag (Martin Hoser), Berlin.

Wolf, Carl. Geschichten aus Tirol. A. Edlinger's Verlag, Innsbruck.

Zobeltitz, Fedor von. Aus tiefem Schacht. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Zola, Emile. Die Schultern der Marquise. Albert Langen, München.

SILBER-WARENFABRIK ARN. KÜNNE·ALTENA·
Mod. Tafelsilber, Festgaben, Alpacca, Silberbestecke. Tarif frk. [160

Digitized by Google

Künstler-Monographien

In Verbindung m. A. herausgegeben von **H. Knackfuß.**

In reich illustrierten, vornehm ausgestatteten Bänden, elegant gebunden mit Goldschnitt zu ca. 3 M.

Neuester Band:

40.

M. von Munkacsy

Von **F. Walther Ilges.** Mit 121 Abbildungen. Preis 3 Mark.

1.	**Raffael** 128 Abb. 3 M.	14.	**Ludw. Richter** 187 Abb. 3 M.	27.	**Mantegna** 105 Abb. 3 M.
2.	**Rubens** 122 Abb. 3 M.	15.	**Watteau** 92 Abb. 3 M.	28.	**Schinkel** 127 Abb. 3 M.
3.	**Rembrandt** 159 Abb. 3 M.	16.	**Thorwaldsen** 146 Abb. 3 M.	29.	**Tizian** 123 Abb. 3 M.
4.	**Michelangelo** 95 Abb. 3 M.	17.	**Holbein d. J.** 151 Abb. 3 M.	30.	**Correggio** 93 Abb. 3 M.
5.	**Dürer** 154 Abb. 3 M.	18.	**Defregger** 96 Abb. 3 M.	31.	**M. von Schwind** 162 Abb. 3 M.
6.	**Velazquez** 58 Abb. 2 M.	19.	**Terborch-Jan Steen** 95 Abb. 3 M.	32.	**Rethel** 125 Abb. 3 M.
7.	**Menzel** 141 Abb. 3 M.	20.	**Reinh. Begas** 117 Abb. 3 M.	33.	**Leonardo da Vinci** 128 Abb. 3 M.
8.	**Teniers d. J.** 63 Abb. 2 M.	21.	**Chodowiecki** 204 Abb. 3 M.	34.	**Lenbach** 101 Abb. 3 M.
9.	**A. v. Werner** 125 Abb. 3 M.	22.	**Tiepolo** 74 Abb. 3 M.	35.	**Hubert u. Jan van Eyck** 88 Abb. 3 M.
10.	**Murillo** 67 Abb. 2 M.	23.	**Vautier** 111 Abb. 3 M.	36.	**Canova** 98 Abb. 3 M.
11.	**Knaus** 67 Abb. 3 M.	24.	**Botticelli** 90 Abb. 3 M.	37.	**Pinturicchio** 115 Abb. 4 M.
12.	**Franz Hals** 40 Abb. 2 M.	25.	**Ghirlandajo** 65 Abb. 2 M.	38.	**E. von Gebhardt** 93 Abb. 3 M.
13.	**van Dyck** 55 Abb. 3 M.	26.	**Veronese** 88 Abb. 3 M.	39.	**Memling** 129 Abb. 3 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.*)

Inhalt des Septemberheftes:

	Seite
Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald von Rudolph Stratz (Forts. folgt)	1
Lob des Herbstes. Gedicht von Gustav Falke	24
Der Absolutismus als Kunstwerk. (Ludwig XIV.) Von Professor Dr. Ed. Heyck. Mit zwei Einschaltbildern und achtzehn Textillustrationen	25
Weltausstellungen. Rückblick und Ausschau. Von Dr. Charpentier	49
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Wie entsteht ein Roman? Von Georg Freiherr von Ompteda	57
Landsknecht. Gedicht von Georg Busse-Palma. Mit Vignette	64
Moderne Ziergläser. Von Carl Bungart. Mit zwölf Originalzeichnungen in Aquarelldruck von Carl Leonh. Becker	65
Die Jungfrau von Orleans. Eine trübe Erinnerung von Max Grube	77
In der Champagne. Von Hanns von Zobeltitz. Mit einem Einschaltbild, einer Karte und dreiundzwanzig Textillustrationen	81
Syrischer Sinnspruch. Von Maximilian Bern	98
Amata. Eine Geistergeschichte von Richard Voß (Schluß folgt)	99
Abschied. Gedicht von Hans Hoffmann	112
Die Doggen. Von Hans Heinrich H..... Mit fünf Originalzeichnungen in Tondruck von Prof. H. Sperling	113
Die Wassermühle. Poetische Erzählung von Frida Schanz. Mit Vignetten in Tondruck von Franz Staßen	118
Neues vom Büchertisch. Von Heinrich Hart	120
Der Geiger. Gedicht von Marx Möller	125
Zu unsern Bildern. Von H. v. S. Mit sieben Abbildungen „Moderne Rahmen“.	126

	Seite
Kunstbeilagen:	
Tänzerin. Nach der Statuette von Franz Stuck. Faksimiledruck. Titelbild.	
Aquarellstudie von Johanna Beckmann. Faksimiledruck	zw. 24 u. 25
Einschaltbilder:	
Flora. Nach dem Gemälde von Kunz Meyer	zw. 16 u. 17
Maria Maucini. Nach dem Gemälde von Pierre Miguard. Tondruck	zw. 32 u. 33
Ludwig XIV. Nach dem Gemälde von Hyacinthe Rigaud. Tondruck	zw. 48 u. 49
Nach dem Kampf. Nach der Bronze von H. Hosaeus. Tondruck	zw. 56 u. 57
Dachauerin. Nach dem Gemälde von Alois Erdtelt	zw. 64 u. 65
Glückskinder. Nach dem Gemälde von Alma Tadema. Tondruck	zw. 80 u. 81
Gastmahl im XVIII. Jahrhundert. Nach der Skulptur von Naudet. Tondruck	zw. 96 u. 97
Heimkehr. Nach dem Gemälde von Heinrich Vogeler-Worpswede. Tondruck	zw. 112 u. 113
Selbständige Textbilder, Studien, Skizzen etc.:	
Fischerbote in Chioggia. Nach der Ölstudie von Ludwig Dill	5
Junger Poupejaner. Nach der Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina	9
Studienkopf von Eduard von Gebhardt	13
Auf der Entenjagd. Nach der Ölstudie von Peter Paul Müller	101
Der Schäfer. Nach der Radierung von Max Liebermann	105
Ölstudie von J. Ch. Deiker	109

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Zehnter Band. Nr. 1.

Der Roman eines Bauernjungen. Von Moritz von Reichenbach. (Forts. folgt.)

*) In der 1899. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter **Nummer 7637** eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inserate

	½ Seite ℳ 150,—;		¼ Seite ℳ 80,—;		⅓ Seite ℳ 55,—;		⅛ Seite ℳ 28,50;		1/12 Seite ℳ 15,—;		1/16 Seite ℳ 10,—.			
6 mal:	½	„	¼ Jahres	„	72,—;	„	50,—;	„	26,—;	„	13,50;	„	9,—.		
12 mal:	½	„	Abonnement	„	64,—;	„	45,—;	„	28,50;	„	12,—;	„	8,—.		

Jahres-Abonnement für ½ Seite, also in 12 Heften hintereinander, 800 Mk. Vorzugs- und Umschlagseiten nach besonderer Vereinbarung. **Zeilenpreis** für die dreigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum **60 Pfennig.** — Heiratsgesuche oder andere zweifelhafte Anzeigen werden nicht aufgenommen. — **Anzeigen** für das nächste Heft müssen bis zum 12. September 1899 in unsern Händen sein und sind zu adressieren an **Velhagen & Klasing, Abteilung für Inserate, Leipzig.**

Für die Anzeigen verantwortlich: **Otto Dröse** in **Leipzig.** Friedrich Auguststraße 2. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Den grössten Irrtum
löst Verstand und Lehre!

Das Jahrhundert geht zur Neige und gerade wir Deutschen dürfen mit Stolz auf die Erfolge deutscher Wissenschaft, Industrie und deutscher Energie während dieses Jahrhunderts zurückblicken.

Auf der ganzen Erde werden die Erzeugnisse der deutschen chemischen Industrie benutzt und überall wird anerkannt, dass wir diese Erfolge nur dem eifrigsten Studium der Naturwissenschaften zu verdanken haben.

Dem Erkennen der Wahrheit in chemischen Prozessen, der Auswahl besten Rohmaterials verdanken deshalb Dr. Oetkers Fabrikate ihre ausserordentlich schnelle und weite Verbreitung!

Dr. Oetkers Backpulver à 10 Pf. ersetzt die Hefe, giebt dem Gebäck einen sehr feinen Geschmack und die Kuchen missraten nie!

Dr. Oetkers Pudding-Pulver à 10 Pf., 20 Pf. geben eine vorzügliche Nachspeise; sehr leicht verdaulich und sehr nahrhaft.

Dr. Oetkers Vanillin-Zucker à 10 Pf. ist ein eminent praktischer Artikel, um Speisen und Saucen mit dem feinsten Vanille-Aroma zu versehen!

Dr. Oetkers Salicyl à 10 Pf. schützt 10 Pfund eingemachte Früchte gegen Schimmel! Sehr einfache Anwendung!

Vorrätig in den Geschäften, welche auf beste Qualität halten! Rezeptbücher gratis.

Dr. A. Oetker,
Apothekenbesitzer.
Bielefeld.

Digitized by Google

Rudolph Hertzog

Gründung 1839. **Berlin C.** Breitestrasse 15.

Neuheiten schwarzer Kleiderstoffe.

Glatte Kammgarnstoffe	Solide Rips-, Diagonal-, Armure- u. Satin-Gewebe. Breite 95/120 cm, Mtr. 80 Pf., 1 M. bis 4 M. 50 Pf. Breite 130 cm, auch f. Konfektion 2 M. 50 Pf. bis 6 M.
Gemusterte Kammgarnstoffe	Moire-, Houle-, Waffel-, Fantasie- und Streifen-Muster. Breite 100/120 cm, Meter 1 M. 25 Pf., 1 M. 35 Pf., 1 M. 50 Pf., 2 M. bis 3 M. 50 Pf.
Krepp-Stoffe für Tieftrauer	Gediegene Kammgarn-, sowie hartwollige Cheviot-Qualitäten. Br. 100/120 cm, Mtr. 1 M. 50 Pf., 1 M. 75 Pf., 2 M. bis 3 M.
Cheviots und Lodenstoffe	Vollgriffige, praktische Qualitäten. Br. 95/120 cm, Mtr. 1 M. bis 3 M. 50 Pf. Schwere Diagonal-Cheviots f. Mäntel u. Jacken. Br. 130 cm, Mtr. 4,75 M.
Hochfeine Himalaya-Stoffe	Weichwollige Stoffe mit Mohair-Härchen, glatt und gemustert. Breite 110/120 cm, Meter 3 M., 4 M., 4 M. 50 Pf. bis 6 M.
Ganzwollene Damentuche	Vorzügliche solide Qualitäten. Breite 120/130 cm, Meter 2 M., 2 M. 50 Pf. bis 6 M.
Ganzwollene Mohair-Stoffe	Neueste Boule-, Diagonal-, Matelassé-Muster und Streifen in reicher Auswahl. Breite 95/120 cm, Mtr. 1 M. 15, 1 M. 50, 1 M. 65, 1 M. 75 bis 5 M.
Crêpon- und Frisé-Stoffe	Reliefartig gewebte Stoffe, Ganzwolle, sowie Wolle mit Seide. Breite 100/120 cm, Meter 2 M., 2 M. 50 Pf., 3 M., 4 M. bis 7 M. 50 Pf.
Dichte Halbseidene Stoffe	Deutsche u. Französische Fabrikate, Matelassé-, Punkt-, Travers-Muster und Streifen. Breite 110/120 cm, Mtr. 3 M., 3 M. 50, 4 M., 4,50, 5 bis 10 M.
Ganzwollene Kaschmirs	Merinos und foulierte Kaschmirs, sowie feingeköperte Cachemirjennes. Breite 105/120 cm, Mtr. 1 M. 25, 1 M. 50, 2 M., 2 M. 50, 3 bis 4 M.
Victoria-Alpaccas u. Mohairs	Glanzreiche Qualitäten. Glatt und in neuesten Fantasiemustern und Streifen. Breite 100/120 cm, Mtr. 1 M., 1 M. 25, 1 M. 50, 1 M. 80 bis 4 M. 25.
Halb- u. ganzseid. Grenadine	Luftige und halbdichte Stoffe. Breite 100/120 cm, Meter 4 M. bis 10 M.

Neuheiten in abgepassten Spitzen-Roben mit rundgeschnittenem Rock, auch mit Flittern benäht,
✿ ✿ ✿ ✿ Spitzen-Volants, Spitzen-Stoffen, Tüllen, Spitzen- und Halb-Volants. ✿ ✿ ✿ ✿

Gemusterte Seidenstoffe.	Neue Fantasie- und Blumen-Muster. Breite 46/65 cm. Meter 1 M. 80 Pf., 2 M., 2 M. 50 Pf., 2 M. 75 Pf., 3 M. bis 13 M.
Glatte u. gemusterte Seiden-Moires.	Br. 50/80 cm. Meter 3 M., 3 M. 50 Pf., 4 M., 4 M. 50 Pf., 5 M. bis 12 M.
Armures, Cachemires u. Diagonals.	Breite 50/57 cm. Meter 3 M., 3 M. 25 Pf., 3 M. 50 Pf., 3 M. 75 Pf. bis 6 M. 50 Pf.
Merveilleux, Duchesse, Taffete, Ripse.	Breite 48/70 cm. Meter 1 M. 50 Pf., 2 M., 2 M. 25 Pf., 2 M. 50, 2 M. 75 bis 9 M.

Einsegnungs-Taschentücher Linon mit angesetzter Tüllspitze 70 Pf., 80 Pfg., 85 Pfg., 1 M. bis 25 M.

Weisse und crêmefarbige Wollene und Halbseidene Stoffe, sowie Schleiertülle.

Proben, Preislisten und alle Aufträge von 20 Mark an franko.

Druck des Umschlags von G. Schönert, Leipzig-R.

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten.

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 2. Oktober 1899.

Redaktion in Berlin W., Steglitzerstraße 53.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Monatlich ein Heft zum Preise von 1,50 M. — Der Jahrgang von 12 Heften 18 M.

Rudolph Hertzog

Gründung 1839. **Berlin C.** Breitestrasse 15.

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten.

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Echte Silber-Waaren, 800/1000 gestempelt.

Serviettenringe, innen vergoldet.

Nr. 4610. Brautkranz mit Bouquet. M. 11.50.

Nr. 4506. M. 3.75.

Nr. 4512. M. 5.50.

Nr. 4516. M. 7.25.

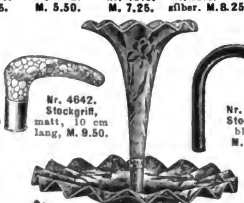
Nr. 4519. Altsilber. M. 8.25.

Nr. 4521. M. 9.—

Nr. 4614. Brautkranz mit Bouquet. M. 22.—.

Nr. 4528. Trinkbecher, Altsilber, innen vergoldet, 8½ cm hoch. M. 17.—.

Nr. 4600. Glaspantoffel, bemalt, mit echt silbernem Fingerhut mit Stein. M. 2.—.



Nr. 4642. Stockgriff, matt, 10 cm lang, M. 9.50.

Nr. 4638. Stockgriff, blank, M. 7.75.

Nr. 4625. Schwedenhülse, Altsilber. M. 6.—.

Nr. 4530. Weinbecher, Mattsilber, innen vergoldet, 9½ cm hoch. M. 14.50.

Nr. 4588. Zuckerschale, 16 cm hoch, Krystallschale, 18½ cm Durchm. M. 20.—.

Nr. 4592. Salz- u. Pfeffermenage, oxydirt, mit 2 geschliff. Glaseinsätzen 12 cm br. M. 17.—.

Nr. 4587. Tafelaufsatz, Altsilber, mit eleganter Schale und Vase (auch ohne Vase zu verwenden), 44 cm hoch. M. 58.50.

Nr. 4586. Zucker- u. Cakeskorb, mit Glaseinsatz, mit Henkel, 28 cm hoch. M. 44.50.

Nr. 4533. Bierglas, mit silbernem Deckel, ½ Liter Inhalt. M. 22.75.

Nr. 4563. Etui mit Butter- und Käsemesser und 2 Aufschnittgabeln mit Altsilber-Griffen und vergoldeten Klingen. M. 9.—.

Form A.

Form B.

Nr. 4609. Schreibgarnitur, Altsilber, in elegantem Etui, M. 16.—.

Nr. 4545. Kinderbesteck, bestehend aus Kinderlöffel, Gabel, Messer mit Silberheft, in feinem Etui. M. 15.—.

			Form A.	Form B.
Speise-Löffel	das	Dtzd.	M. 77.—	M. 92.—
Tafel-Gabeln	„	„	„ 77.—	„ 92.—
Tafel-Messer	„	„	„ 43.50	„ 48.—
Dessert-Löffel	„	„	„ 52.—	„ 54.—
Dessert-Gabeln	„	„	„ 52.—	„ 54.—
Dessert-Messer	„	„	„ 28.—	„ 28.50
Kaffee-Löffel	„	„	„ 25.50	„ 26.50
Gemüse-Löffel	„	Stk.	„ 13.50	„ 14.50
Vorlege-Löffel	„	„	„ 26.25	„ 28.50

Nr. 4652. Trinkbecher, Serviettenring und Löffel für Kinder, innen vergoldet, mit feinem Etui. M. 25.50.

Wir versenden unseren reichhaltig ausgestatteten Katalog unberechnet und portofrei.

Digitized by Google

Als

Kräftigungsmittel

für

Kinder und

Erwachsene

unerreicht!

Herr **Dr. med. Neumann**, Kinderarzt in **München**, schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zwei Fällen von Blutarmut und Reconvalescenz nach Typhus erprobt. **Die Wirkung war eine geradezu frappante**; die Patienten erholten sich so auffallend gut und schnell, wie ich es bei Gebrauch ähnlicher Kräftigungsmittel noch nie beobachtet habe. Ich stehe nicht an, Ihrem Haematogen die erste Stelle unter allen existierenden Haemoglobin-Präparaten einzuräumen und habe mir fest vorgenommen, in geeigneten Fällen nur Ihr wirklich wertvolles Präparat zu verordnen."

Herr **Dr. med. Friedr. Geissler** in **Wien**: „Mit Dr. Hommel's Haematogen habe ich bei schwerer Bleichsucht **ganz staunenswerte Erfolge** erzielt, ebenso in einem Falle von Lungenschwindsucht, wo sich in kurzer Zeit, innerhalb weniger Wochen, das Allgemeinbefinden besserte."

Dr. med. Hommel's Haematogen ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81,391). Haemoglobin ist die **natürliche**, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chemisch reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.**

Depots in den Apotheken. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis u. franko.

Nicolay & Co., Hanau a. M.,
Zürich u. London.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Gedichte

von **Anna Ritter.**

Vierte Auflage.

Inhalt: 1. Das Ringlein sprang entzwei. — 2. Vermischte Gedichte. — 3. Nach Jahren.

Preis elegant gebunden 3 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag v. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Karl von Hases Kirchengeschichte,

1. Lieferung.

Das Meisterwerk des grossen Kirchenhistorikers erscheint zum erstenmale als ein Volksbuch der Gebildeten, ohne den wissenschaftlichen Ballast der Quellen- und Litteraturübersichten, ein klassisches Lesebuch für alle Deutschen höherer Bildung, die der knappen, gehaltvollen Ausdrucksweise des geistvollen Meisters gewachsen sind.

Die Ausgabe erfolgt in 10 Lieferungen von je 4 Bogen zu je 50 Pfg. oder in 1 Band geb. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung. [166

Keine Dame versäume

die hochinteressante, weltberühmte u. praktische Handarbeit die

Meissner Smyrna-Knüpfarbeiten

kennen zu lernen, zur Selbstherstellung von prachtvollen Teppichen in jed. Grösse, Vorlegern, Läufern, Tritt- u. Fensterbekleidungen, Bezügen für Sopha, Divan, Fauteuilles, Schaukel- und Ruhestühle, Ofenbänke, Seidentritte. Bezüge für Stühle jeder Art, Fussküssen und Bänke, Hocker, Sessel-, Rücken-, Fenster-, Stuhl- und Reise-Kissen etc. Man lasse sich Preisliste u. Mustervorl. mit Angabe des Gewünschten kommen

Jede Arbeit wird gratis angefang. **F. Louis Bellich, Meissen,** Smyrna-Teppich-Fabrik *Leichte Erlernung. nach geir. Anltg.*

Sämmtl. Möbel mit Smyrnaarbeit bezogen, sind auch fertig zu haben.

Prämiirt mit gold. Medaillen. Anerkennungen aus all. Länd.

Möbelplüsche

glatt u. façonnirt, buntgewebte Plüsche (Moquette), abgepasste Kameeltaschen, Plüschdecken, Leinenplüsche, Repsbrokate, Satins, Teppiche u. Läuferstoffe. Seidenplüsch. & Kleider-Sammete (Velvet), glatt, gerippt und bedruckt in reichster Farbenwahl versendet zu Fabrikpreisen direkt an Private. Auch Versandt von **Bielefelder Leinen** aller Art. Muster und Liste franko gegen franko.

E. Weegmann, Bielefeld.

Digitized by Google

Stollwerck's
Chocolade.

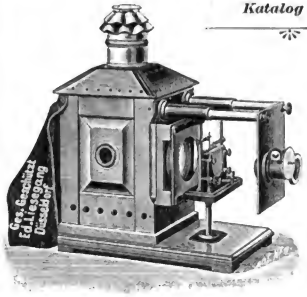
Lichtbilder für den Kunstgeschichtlichen Unterricht

nach den Originalaufnahmen von **Braun, Clément & Co.** in **Dornach.**

Glasdiapositive $8^1/_2 : 10$ cm zum Gebrauche im Skioptikon.

Bisher ca. 2000 Sujets erschienen. Preis pro Stück M. 1.20.

Katalog frei.



[188

Projektions-Apparate und Skioptikon's

mit jeder Lichtquelle.

Ed. Liesegang, Düsseldorf

Skioptikon-Fabrik.

Gegründet 1854.

Verlag von Bernh. Friedr. Voigt in Leipzig.

Handbuch der

Gesellschafts-Spiele

für

lebensfrohe Familien,

welche Munterkeit und Scherz mit Anstand und Sitte zu verbinden wünschen.

Von **L. von Alvensleben.**

Neunte verbesserte Auflage.

Herausgegeben von

E. Polz.

Mit vielen Abbildungen. 3 Mark.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Geographisches Handbuch

zu Andrees Handatlas

Mit besonderer Berücksichtigung der politischen, wirtschaftlichen und statistischen Verhältnisse.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von **A. Scobel.**

Dritte völlig neubearbeitete und vermehrte Auflage 1899.

Ein starker Band, 63 Bogen mit 171 Kärtchen und Figuren im Text. Preis Vollständig in Umschlag brosch. M. 10.80; Halbfrz. geb. M. 12.50.

Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für Bücherfreunde und Sammler.

Die

Bücherliebhaberei

in ihrer Entwicklung bis zum

Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Geschichte des Bücherwesens

von

Otto Mühlbrecht.

Zweite verbesserte und mit 213 Textabbildungen sowie 11 Kunstbeilagen versehene Auflage.

Ein stattlicher, feiner Halbfranzband Preis 12 M.

Dass nach dem Erscheinen der ersten Auflage im Mai 1896 so rasch eine zweite Auflage nötig geworden, beweist am besten, wie sehr das schöne Werk einem Bedürfnis in bibliophilen Kreisen entspricht, dem Verfasser und Verleger durch eine völlige Neubearbeitung und reichere Ausstattung noch mehr entgegenzukommen sich bemüht haben. Eine reiche, aus historischen Quellen geschöpfte Illustrierung erläutert das Verständnis des wertvollen Textes in glücklichster Weise und gibt dem interessanten Buche zugleich den Charakter eines Prachtwerkes, das von jedem Bücherliebhaber freudig begrüsst und als eine Zierde seiner Bibliothek hochgehalten werden wird.

Verlag von Velhagen & Klasing
in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Lichtbilder im Kunstgeschichtlichen Unterricht.

Die Benutzung von Wandtafeln und Abbildungen im kunstgeschichtlichen Unterricht ist durchaus unzweckmässig, da die grösste Photographie in der Entfernung nicht für Jeden mehr sichtbar ist und das Herumreichen der Blätter sowohl den Vortrag wie den Vortragenden ungemein stören würde. Infolge dieser Übelstände gelangte man thatsächlich wieder zur früheren Methode, indem man sich damit begnügte, aus dem Leben der Künstler zu erzählen und deren Werke anzuführen.

Allen diesen Schwierigkeiten hilft das **Skioptikon**, eine Art vervollkommneter Laterna magica, ab. Hunderte von Menschen sehen und hören zugleich und können in einer Stunde von den grossen Meistern mehr kennen lernen, als es früher durch beschwerliche Reisen vieler Jahre möglich war, denn das Lichtbild, das wir auf der Wand erblicken, ist eine vergrösserte Photographie, die von dem betreffenden Gegenstande ein naturgetreues Bild giebt.

Zuerst sind es pecuniäre Vorteile, die die Benutzung des Skioptikons in der Kunstgeschichte verursachen. Der einmal angeschaffte Projektionsapparat lässt sich in allen Zweigen der Wissenschaft, wo Abbildungen von Wert sind, verwenden. Und die kleinen Glasbilder, die sich in jedem Formate herstellen lassen, erfordern, abgesehen davon, dass die Färbung derselben unveränderlich ist, viel geringere Ausgaben als Photographien auf Papier, die in beträchtlicher Grösse angeschafft werden müssten und ihren Zweck doch nicht erreichen würden. Das Wichtigste aber ist schliesslich, dass man das Laternbild in jeder beliebigen Grösse auf die Wand projicieren kann, je nachdem die Intensität der benutzten Lichtquelle und die Entfernung des Apparates von der Projektionsfläche ist.

Lag einerseits der Vorzug des Skioptikons darin, dass die Sachen zu gleicher Zeit von einem grossen Kreise betrachtet werden können, so bietet anderseits auch die Vergrösserung nicht minder schätzbare Vorteile. Wirkliche Kunstwerke einmal in der Vergrösserung gesehen, bleiben in der Phantasie schärfer bestehen als Photographien, die, in Menge betrachtet, gleichsam durch das Gedächtnis hindurchgleiten. Freilich ist es eine alte Erfahrung, dass sich der Anblick des Originals am besten einprägt; das vergrösserte Bild aber hat das für sich, dass dann auch die Nebensachen zu ihrem Rechte kommen, die noch in besonderen Ausschnitten vorgeführt werden können.

(Auszug aus dem Vorwort des Kataloges der Kunstgeschichtlichen Lichtbilder nach den Originalaufnahmen von Braun, Clément & Co. in Dornach; herausgegeben von Ed. Liesegang, Düsseldorf. Skioptikonfabrik. Gegründet 1854). (188

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschienen:

Reichillustrierte, vornehm ausgestattete Bände mit Goldschnitt
zum Preise von je 4 M.

Tirol

Von **Max Haushofer**

Mit 200 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte.

Schweiz

Von **J. C. Heer**

Mit 181 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen, einer Buntafel und einer farbigen Karte.

Preis: jeder Band 4 M.

Diese beiden als Band 4 und 5 der Sammlung: **Land und Leute**, Monographien zur Erdkunde, herausgegeben von A. Scobel, soeben erschienenen hervorragend schönen Monographien sind ebenso interessant geschrieben als reich illustriert. Die Bilder sind das Beste, was augenblicklich an Neuaufnahmen existiert. Die meisten der zahllosen Besucher dieser bevorzugten Länder, alle Natur- und Reisefreunde, werden diese bei aller Wohlfeilheit doch sehr elegant ausgestatteten und von hervorragenden Kennern geschriebenen Monographien mit lebhaftem Interesse begrüßen und als liebe Erinnerung an frohe Reisetage schätzen und bewahren.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

PHOTOCHROM

Photographien in natürlichen Farben

Gesetzlich geschützt. Von **Orell Füssli** in **Zürich** erfunden.

Landschaften ❖ Städteansichten ❖ Volkstypen ❖ Genre.

Gemälde-Reproduktionen. [184

Kataloge versendet gratis die PHOTOGLOB Co. in Zürich.

Eingravieren von Namen in Stahlklingen, Goldschrift, nur 10 Pfg

Alle Stahlwaaren liefere ich auf Wunsch ohne Kosten magnetisch.

Allerneueste illustrierte

Preisliste

für das Winter-Halbjahr 1899/1900. 640 Seiten 2175 Abbild. 2450 Nrn. über alle

Stahlwaaren,

Werkzeuge, Haus- und Küchengeräthe, optische Instrumente, Reisszeuge, Glasserdiamanten, Bürsten, Pfeifen, Lederwaaren, Albums, Uhrketten, Goldwaaren, Stöcke, Schirme, Schulranzen, Sensen, Gewehre, Revolver, Jagdgeräthschaften in reichhaltigster Auswahl, versende ich auf Wunsch

umsonst und portofrei

an Jedermann (aber nicht an Händler).

Im letzten Jahre habe ich 150 000 Scheeren fabrizirt u. direkt an Private versandt.

Im letzten Jahre habe ich 85 000 Rasirmesser fabrizirt u. direkt an Private versandt.

Die Stahlwaaren mit der Engel's-Marke sind so ausserordentlich beliebt durch ihre tadellose, unübertreffliche Qualität und trotzdem erstaunliche Billigkeit.

C. W. Engels ❖ Foche 16, bei Solingen.

Grösste Stahlwaarenfabrik

mit Versand an Private, nicht nur am Platze, sondern überhaupt.

Einziges Versandgeschäft mit wirklichem Fabrikbetrieb hier in Foche.

---

unbedingt der feinste.

Proben franco und frei durch das Hauptdepôt Berlin NW., Schiffbauerdamm 16.

Dr. Starcke's Sanatorium

Bad Berka b. Weimar i. Thür.

Herrl. Lage. Mässige Preise. Prospekte fr.

[184

Menzer's

Griechische Weine

Bitte verlangen Sie meine reichillustrierte Preisliste.

J. F. Menzer,

Neckargemünd.

SILBER-WAARENFABRIK ARNKÜNNE-ALTENA-

Mod. Tafelsilber, Festgaben, Alpaca, Silberbestecke. Tarif frk. [160

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELÉE ❖ KALODERMA-SEIFE

Gesetzlich geschützt unter No. 12815.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- u. Friseur-Geschäften.

Psyche, Character,

die feinst. u. intimsten Züge etc. analysirt auf Grund eingesend. Handschriften: der Entdecker u. Meister d. wissensch. Psychographologie P. P. Liebe, P. F. Augsburg r. Bitte, Beding., auch Brosch. (96 S.) kostenfr. zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourport. t. viel. vorn. Ausb. m. Praxis deplac. Nobl. oblige.

Digitized by Google

Beste aller 3 Mark-Lotterien * Auf 10 Loose ein Gewinn!

Unter Hohem Protectorate Sr. Königl. Hoheit des Herzogs Alfred v. Sachsen-Coburg-Gotha.

Königsberger Geld-Lotterie

für Restaurirung der Liebfrauenkirche zu Königsberg (Franken).

80 000 Loose, 8000 Geldgewinne (ohne Abzug) von

150 000 M.

Hauptgewinne ev. Mark 75 000, 50 000, 25 000, 10 000, 5000 etc.

Zwei Ziehungen am 7. Octoher u. 14. Dezember 1899.

Für beide Ziehungen giltige Original-Loose à M. 3.30, Porto u. Liste 30 Pf. extra, empfehlen

Carl Heintze, General-Debit, Gotha

und die durch Plakate kenntlichen Handlungen.

Loose werden auch unter Postnachnahme versandt.

Vegetabile Milch

(Pflanzenmilch)

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch löst vollkommen die Aufgabe, die Thiermilch (Kuh- oder Ziegenmilch) zu einem vollwerthigen Ersatz für Muttermilch zu machen.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch bildet, der Kuhmilch zugesetzt, ein wirkliches beim jüngsten Säuglinge sofort anwendbares Ersatznährmittel für mangelnde Muttermilch.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch kostet die Büchse Mk. 1,30 und reicht für 8 Tage. Tausende Anerkennungsschreib. v. Aerzten u. Müttern.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch ist käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen- und Colonialwaarenhandlungen. Man verlange Gratis-Broschüre von den alleinig. Fabrikanten

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Hewel & Veithen in **Köln a. Rh.** und **Wien.**

Ganz vortreffliche Bilder erzielt Jedermann bei Benützung unserer

photogr. Apparate

einfacher bis vollendetster Konstruktion. — Rasche und sachkundige Bedienung. — Ausführliche Preisliste mit Probebildern 20 Pfg.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

88

Grieder's Seidenstoffe

mit Garantieschein sind die Besten, im Tragen unverwüstlich, weil solideste Färbung. Reizende Neuheiten nur direkt erhältlich zu wirkl. Fabrikpreisen porto- u. zollfrei ins Haus. Tausende von Anerkennungsschreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster?

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich** (Schweiz).

Technikum Hildburghausen für Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk- & Bahnmeister etc.

Nachhilfekurse. Rathke, Herzogl. Direktor.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Titel der eingesandten Bücher werden in der Regel hier veröffentlicht; Besprechungen einzelner Bücher vorbehalten; auch die nicht besprochenen Bücher können nicht zurückgegeben werden.

A..., R. H. Monte Carlo. Roulette und Trente et Quarante. Carl Haushalter, München.

Aerebee, H. J. Du und dein Kind. Freundeswerte für Eltern und Erzieher. (A. —,20.) Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes, Berlin O.

Barth, Hermann. Die Christianer. Ein Gedicht. Reinhold Werther, Münden i./H.

Bilderbogen für Schule und Haus. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien.

Taul, A. Das Perpetuum mobile. R. Bartleben's Verlag, Wien.

Elstrau, Fritz von der. Jugend-Dichtungen. Hilmar Bennewitz, Leipzig.

Felden, Emil. Im Gebirgsdorf und andere Geschichten. (A. 1.—.) G. Wolin, Saarburg i./L.

Flachs, Adolf. Eingebeizter Schurke. Uebermüthige Geschichten. Georg Minuth, Berlin.

Furcht, Walther. Richard Dehmel. Seine kulturelle Bedeutung, sein Verhältnis zu Goethe, Renan und zur Moderne. J. C. C. Brun's Verlag, Minden i./W.

Führer durch Düsseldorf am Rhein, seine Umgebung und das Bergische Land. Herausgegeben vom Verkehrsverein Düsseldorf. Verlagsanstalt Act.-Ges., Düsseldorf.

Gnade, Elisabeth. Im Recht? Roman. Carl Reißner, Dresden.

Gottesgericht über Rom. Ringschriften aus der Zeit für die Zeit. Heft 1. Leo Tagil. Ein Miniaturbild aus dem großen Vernichtungskampfe der römischen Priesterherrschaft um ihren Bestand. Von Lic. theol. P. Bräunlich. J. F. Lehmann's Verlag, München.

Gutberlet, Heinrich. Bunte Saat. Gedichte. Oskar Damm, Dresden-A.

Gyp. Eine Leidenschaft. Roman. (A. 2.—.) Heinrich Minden, Dresden.

Hegewald, Prof. Dr. Das Buch der Träume. (A. 1,20.) Emil Kunze, Leipzig.

Hirsch, Jenny. Theresens Glück. (A. 1.—.) Albert Goldschmidt, Berlin.

Jahresbericht. Siebenter, bis unter dem Allerhöchsten Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta Viktoria stehenden Zweigverein des Vaterländischen Frauen-Vereins in Berlin für die französische Riviera, Nizza. Deutsches Pflegehaus. Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft, Berlin.

Jugend-Gartenlaube. Herausgegeben von Otto Albrecht. Bd. XV. C. Kempe, Leipzig.

Digitized by Google

Für 6 Mk. und höher versenden wir Stoff zu einer eleganten reinseidenen farbigen **Bluse**

Ferner empfehlen wir **Seidenstoffe, Sammte, Velvets** jeder Art für Kleider etc. Auf Wunsch Muster frco.

von Elten & Keussen Fabrik und Handlung Krefeld.

Schering's Malzextrakt

Ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als **Linderung** bei **Reizzuständen** der **Athmungsorgane**, bei **Katarrh, Keuchhusten** ꝛc. . . . . Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** ꝛc. verordnet werden. Fl. M. 1.— und 2.—, wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis** (englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern . . . . Preis Fl. M. 1.—.

Malz-Extrakt mit Kalk 118]

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Richard Leanders Sämtliche Werke.

In 10 wöchentlichen Lieferungen von 2 bis 3 Bogen zu je 50 Pfg. oder in 1 Band Mk. 5.— geh.; Mk. 6.— geb.

Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung. [187

Photographische Apparate und Bedarfsartikel. Anschütz' Klapp-Kamera mit Kassette für Tageslichtwechselung u. andere Neuheiten.

Ottomar Anschütz, Berlin W., Leipzigerstraße 116.

Haar-Stärker für das Haar giebt es kein Mittel, welches so stärkend, reinigend und erhaltend wirkt und vor allem so bald Haar in dauernder Fortentwickelung erhält, wie mein allgemein anerkannter vegetabilischer Haarstärker. **Nur** in **Berlin** und **nur** bei **Franz Schwarzlose,** Leipzigerstr. 86 (Colonnaden). **Preis pro Fl. 2 Mk.**

Nippe & Pasche, Berlin, Leipzigerstr. 78. DRGM 87159 Vorlag. Sie grat. u. frc. Prosp. über Patent-Möbel. Zusammenlegbar, verstellb. 3000 im Gebr. Chaiselongebett Victoria v. 46,50 an

Zur Gesellschaftssaison

empf. Kochrezepte f. jed. denkbare Gericht b. ff. international. Küche. Geg. Einsend. v. M 1.— in Briefm. franko zu bezieh. v. Küchenmeister **Naumann, Neukölln I. Kirchstr. 10, Berlin NW.**

Henriette Davidis-Holle

Praktisches Kochbuch.

36. Auflage. Neubearbeitet und herausgegeben von **Luise Holle.**

Mit über 1900 selbstgeprüften Rezepten.

Henriette Davidis Kochbuch

hat sich den Ruf eines Musterkochbuchs erworben;

anerkannte Vorzüge desselben:

Zuverlässigkeit, Genauigkeit, Reichhaltigkeit, Sparsamkeit.

Preis: Broschiert 3 M. 50 Pf., elegant geb. 4 M. 50 Pf.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Klassische Gemälde. Sammlung der bedeutendsten Werke alter Meister in Farbendruck. Serie 1. Verlag von H. Keelmeyer, Berlin.

Konversations-Lexikon der Frau, Illustriertes. (Lfg. 9 bis 11. à M. —,50.) Martin Oldenburg, Berlin.

Larsen, Erich. Entehrende Arbeit Drama. E. Pierson's Verlag, Dresden.

„Los von Rom-Bewegung", Berichte über den Fortgang der. Heft 2. Die österreichische Los von Rom-Bewegung. Von Lic. theol. P. Braunsich. J. F. Lehmann, München.

Marnitz, Ludwig v. Russisches Übungsbuch im Anschluß an seine Gramatik. Raimund Gerhard (vorm. Wolgang Gerhard), Leipzig.

Mummenhoff, Ernst. Das Haus Sachsen in Nürnberg am 4. u. 5. Nov. 1894. Im Auftrage der Festleitung. Selbstverlag der Festleitung, Nürnberg.

Musik-Lexikon. Von Dr. Hugo Riemann. (Lfg. 8—10 à M. —,50.) Max Hesse's Verlag, Leipzig.

Nachbar-Kalender für 1900. XII. Jahrg. (M. —,50.) H. O. Persiehl, Hamburg.

Neubürger, Emil. Goethe's Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Reinhold Mahlau, Fr. Mahlau & Waldschmidt, Frankfurt a./M.

Oerten, Georg von. Unter uns gesagt. K. Hartleben's Verlag, Wien.

Pfeil, Joachim Graf. Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Pröpper, P. von. Kleines Kochbuch für alleinstehende oder kleine Haushalte. (M. —,80.) Fritsche & Schmid, Leipzig

Schandorph, Sophus. Erste Liebe. Roman. Albert Langen, München.

Schücking, Levin. „Ein ehrlicher Mann". (M. —,50.) Albert Goldschmidt, Berlin.

Sewett, Arthur. Der Armenpastor. Ein sozialer Roman. Carl Reißner. Dresden.

Sommer, Christian. Walter von der Vogelweide in seiner Stellung zu Christentum und Kirche. Ebendaher, Kropp.

Uhde, Wilhelm. Am Grabe der Medicäer. Florentiner Briefe über deutsche Kunst. Carl Reißner, Dresden.

Vogel, Dr. Julius. Goethes Leipziger Studienjahre. Verlag von Carl Meyer's Graphischem Institut, Leipzig.

Voigt, H. Kochen und Heizen mittels des elektrischen Stromes. Wilhelm Knapp, Halle a./S.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1900. Schulze'sche Hof-Buchhandlung (A. Schwartz), Oldenburg.

Wegener-Grüß. Rad-Rundfahrten in Deutschland. Beschreibender Text mit Karten und Illustrationen. Heft XII. Ostseestrand — Ostseeküste (Danzig — Lübeck). Franz Ebhard & Co., Berlin.

Welter, Nicolaus. Frederi Mistral, der Dichter der Provence. R. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Ulgand, Dr. Boul. Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes. Johannes Alt, Frankfurt a. M.

Wildorf, Oskar. Gräfin Cosel. Ein Lebensbild aus der Zeit des Absolutismus. (M. 1.—.) Heinrich Minden, Dresden.

Wolzogen, Hans von. Der liebe Heiland. Sonntagsgeschichten für Christenkinder erzählt. Hans Friedrich, Carlshorst-Berlin.

Zöller-Lionheart, C. Schattierungen. (M. —,50.) Albert Goldschmidt, Berlin.

Digitized by Google

Künstler-Monographien

In Verbindung m. A. herausgegeben von **H. Knackfuß.**

In reich illustrierten, vornehm ausgestatteten Bänden, elegant gebunden mit Goldschnitt zu ca. 3 M.

Neuester Band:

41.

Klinger

Von **Max Schmid.** Mit 104 Abbildungen. Preis (Doppelband) 4 Mark.

1.	**Raffael** 128 Abb. 3 M.	14.	**Ludw. Richter** 187 Abb. 3 M.	27.	**Mantegna** 105 Abb. 3 M.
2.	**Rubens** 122 Abb. 3 M.	15.	**Watteau** 92 Abb. 3 M.	28.	**Schinkel** 127 Abb. 3 M.
3.	**Rembrandt** 159 Abb. 3 M.	16.	**Thorwaldsen** 146 Abb. 3 M.	29.	**Tizian** 123 Abb. 3 M.
4.	**Michelangelo** 95 Abb. 3 M.	17.	**Holbein d. J.** 151 Abb. 3 M.	30.	**Correggio** 95 Abb. 3 M.
5.	**Dürer** 154 Abb. 3 M.	18.	**Defregger** 96 Abb. 3 M.	31.	**M. von Schwind** 162 Abb. 3 M.
6.	**Velazquez** 58 Abb. 2 M.	19.	**Terborch-Jan Steen** 95 Abb. 3 M.	32.	**Rethel** 125 Abb. 3 M.
7.	**Menzel** 141 Abb. 3 M.	20.	**Reinh. Begas** 117 Abb. 3 M.	33.	**Leonardo da Vinci** 128 Abb. 3 M.
8.	**Teniers d. J.** 63 Abb. 2 M.	21.	**Chodowiecki** 204 Abb. 3 M.	34.	**Lenbach** 101 Abb. 3 M.
9.	**A. v. Werner** 125 Abb. 3 M.	22.	**Tiepolo** 74 Abb. 3 M.	35.	**Hubert u. Jan van Eyck** 88 Abb. 3 M.
10.	**Murillo** 67 Abb. 2 M.	23.	**Vautier** 111 Abb. 3 M.	36.	**Canova** 98 Abb. 3 M.
11.	**Knaus** 67 Abb. 3 M.	24.	**Botticelli** 90 Abb. 3 M.	37.	**Pinturicchio** 115 Abb. 4 M.
12.	**Franz Hals** 40 Abb. 2 M.	25.	**Ghirlandajo** 65 Abb. 2 M.	38.	**E. von Gebhardt** 95 Abb. 3 M.
13.	**van Dyck** 55 Abb. 3 M.	26.	**Veronese** 88 Abb. 3 M.	39.	**Memling** 129 Abb. 3 M.

Band 40. **M. von Munkacsy.** 121 Abb. 3 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Monatlich 1 Heft zum Preise von **M. 1.50.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.*)

Inhalt des Oktoberheftes:

Seite

Hugo Vogel. Von Professor Ludwig Pietsch. Mit einem Titelbild, zwei Einschaltbildern und achtzehn Textillustrationen 129
Das Märchen von Ys. Gedicht von Agnes Miegel. Mit Vignette . . . 147
Amata. Eine Geistergeschichte von Richard Voß (Schluß) 149
Herbstzauber. Gedicht von Ludwig Soyaux. Mit Vignette 162
Das Wiener Kaffeehaus. Von Eduard Poetzl. Mit fünfzehn Originalzeichnungen in Röteldruck von W. Ganse . . 163
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Die „Separatvorstellungen" König Ludwigs II. von Bayern. Von Karl von Heigel 175
Gedenkst du noch? Gedicht von Heinrich Wolff 182
Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald von Rudolph Stratz (Forts. folgt) 183
Herbstlied. Gedicht von Olga von Gerstfeldt. Mit Vignetten 214
Automobilen. Von Hanns von Spielberg. Mit vierzehn Abbildungen nach Photographien 215
Der Wert der modernen Polarforschung. Von Dr. Georg Wegner . 225
Abschied. Gedicht von Georg Busse-Palma. Mit Vignette 232
Neues vom Büchertisch. Von Heinrich Hart 233
Zu unsern Bildern. Von H. v. S. Mit sechs Abbildungen „Moderne Tapeten" . 238

Kunstbeilage:

Junger Geistlicher im Ornat. (Im Gefolge Ottos I.) Aquarellstudie von Hugo Vogel für die Wandgemälde im neuen Ständehause zu Merseburg. Faksimiledruck. Titelbild.

Einschaltbilder:

Maiandacht. Nach dem Gemälde von Hugo Vogel. Tondruck . . . . . zw. 136 u. 137
In der Laube. Nach dem Gemälde von Hugo Vogel. Tondruck . . zw. 144 u. 145
Märkische Dorfkirche. Nach dem Gemälde von Paul Flickel. Tondruck zw. 160 u. 161
Büste des Generals Frh. von der Tann-Rathsamhausen. Von Friedrich Pfannschmidt. Tondruck . . . . zw. 176 u. 177
Die Geheimnisse der Ceres. Nach dem Gemälde von L. Dhurmer. Tondruck zw. 192 u. 193
Siesta. Nach dem Gemälde von Franz Hochmann. Tondruck . . . zw. 208 u. 209
Start dreier konkurrierender Automobilen auf der Stilfserjochstraße beim Trafoi-Hotel. Tondruck . . . . . zw. 224 u. 225

Selbständige Textbilder, Studien, Skizzen etc.:

Am Waldesrand. Nach der Liebhaberaufnahme von M. Arnold. 153
Studienzeichnung von August Holmberg 185
Starker Tobak. Nach der Zeichnung von Otto Bromberger. 189
Strand von Arkona auf Rügen. Nach der Ölstudie von Eugen Dücker 197
Hardanger Bäuerinnen. Nach der Aufnahme von Wilhelm Dreesen 201
Studienzeichnung von Ferdinand Brütt 205

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Zehnter Band. Nr. 2.

Der Roman eines Bauernjungen. Von Moritz von Reichenbach. (Forts. folgt.)

*) In der 1899. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter **Nummer 7637** eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inserate

	1/1 Seite	1/2 Seite	1/3 Seite	1/6 Seite	1/12 Seite	1/18 Seite
	ℳ 150,—	ℳ 80,—	ℳ 55,—	ℳ 28,50	ℳ 15,—	ℳ 10,—
6 mal: à	„ f. Jahres-	„ 72,—	„ 50,—	„ 26,—	„ 13,50	„ 9,—
12 mal: à	„ Abonnement	„ 64,—	„ 45,—	„ 23,50	„ 12,—	„ 8,—

Jahres-Abonnement für 1/1 Seite, also in 12 Heften hintereinander, **800 Mk.** Vorzugs- und Umschlagseiten nach besonderer Vereinbarung. **Zeilenpreis** für die dreigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum **60 Pfennig.** — Heirathsgesuche oder andere zweifelhafte Anzeigen werden nicht aufgenommen. — **Anzeigen** für das nächste Heft müssen bis zum 10. Oktober 1899 in unsern Händen sein und sind zu adressieren an **Velhagen & Klasing, Abteilung für Inserate, Leipzig.**

Für die Anzeigen verantwortlich: **Chr. Fröb** in **Leipzig.** Friedrich Auguststraße 2. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Dr. A. Oetkers
Backpulver

das Beste! —
...et für 1 Pfund Mehl.
...undheitsgebäck,
...dtorte u. Englischem
...n gratis von
...etker, Bielefeld.
Päckchen 10 Pfg.

Es kommt im Leben nicht darauf an, dass man viel weiss, sondern, dass man das, was man weiss, ganz genau weiss.

Aus diesem Grunde liegt es im Interesse der einkaufenden Hausfrauen stets die Fabrikate zu kaufen, welche millionenfach bewährt sind.

Dr. Oetkers Backpulver à 10 Pf.
Dr. Oetkers Vanillin-Zucker à 10 Pf.
Dr. Oetkers Salicyl zum Einmachen à 10 Pf.
Dr. Oetkers Puddingpulver à 10—30 Pf.
können in Geschmack und Ausgiebigkeit nicht übertroffen werden.

Dr. A. Oetker,
Bielefeld.

Digitized by Google

Rudolph Hertzog

Gründung 1839. **Berlin C.** Breitestrasse 15.

Neue

Damenkleider-Stoffe

für Herbst und Winter 1899.

Ganzw. Cheviot u. Kammgarnstoffe	Br. 90/120 cm, Meter	80 Pf. bis	4,25 M.
Ganzwollene Loden und Vigoureux	Br. 95/130 cm, Meter	95 Pf. bis	4 M.
Noppenstoffe im englischen Geschmack	Br. 95/100 cm, Meter	1,50 bis	2,50 M.
Karierte Cheviots und Plaidstoffe	Br. 95/120 cm, Meter	1,50 bis	2,50 M.
Ganzwollene Frisés und Crepons	Br. 95/115 cm, Meter	1,65 bis	3 M.
Himalaya-Fantasie-Kleiderstoffe	Br. 95/115 cm, Meter	1,65 bis	4,25 M.
Karierte, Gestreifte, Broschierte Tuche	Br. 100/120 cm, Meter	2 M. bis	4 M.
Einfarbige u. Melierte Damentuche	Br. 110/120 cm, Meter	2 M. bis	6 M.
Effektvolle Mohair-Schleifenstoffe	Br. 95/115 cm, Meter	2 M. bis	4,50 M.
Covert-Coatings- und Zwirnstoffe	Br. 110/120 cm, Meter	2 M. bis	6,25 M.
Halbseidene Crépons und Matelassés	Br. 110/120 cm, Meter	3 M. bis	7,25 M.
Abgepasste Roben mit Seide u. Chenille	die Robe . .	21 M. bis	31 M.

Neuheiten in Seiden- und Sammet-Besätzen jeder Art.

Zieh-Gimpe, Seidenstickereien auf Chenille, Gekräuselte Sammetbänder.

Proben und alle Aufträge von 20 Mark an franko.

Der illustrierte Saison-Haupt-Katalog wird auf Wunsch franko zugesandt.

Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 3. November 1899.

NOV 20 1900

Redaktion in Berlin W., Steglitzerstraße 53.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Monatlich ein Heft zum Preise von 1.50 M. — Der Jahrgang von 12 Heften 18 M.

Digitized by Google

30 Goldene u. Silberne Medaillen

Gegründet 1826

Suchard's

reine

Drei hervorragende Nahrungsmittel

wie Cacao, Zucker und Milch

sind die ausschliesslichen Bestandteile von Suchards Alpenmilch-Chocolade. Cacao, eine der nahrkräftigsten Früchte der Tropen und der gesamten Pflanzenwelt, Zucker, der bewährte Muskelerzeuger und Kraftspender, und reine, nicht abgerahmte Milch aus den ersten Sennereien der Schweizeralpen, gehen zusammen eine der lieblichsten Verbindungen ein und ergeben ein Produkt, dessen grosser Nährwert, dessen hygieinische Eigenschaften und vielseitige Vorzüge auch nur annähernd von keinem andern Nahrungsmittel erreicht werden können. Suchards Milchchocolade eignet sich besonders zum Rohessen; sie wird sich indes nicht nur Touristen, Reisenden und Radfahrern, sondern allen Freunden und Freundinnen eines ausgezeichneten Frühstücks oder Desserts beliebt und unentbehrlich machen.

Schweizer

Alpenmilch-

Chocolade.

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

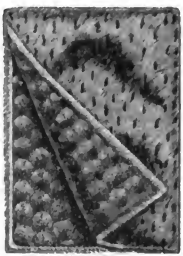
Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten.

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Reise- und Equipagen-Decken.

Nr. 7767.



Nr. 7774.

Nr. 7814.

Nr. 7761. Doppelte Woll-Plüsch-Decke. Eine Seite schwarz, die andere dunkle Fellnachahmung. Ca. 145 Cm. lang, 120 Cm. breit . . . . . Stück M. 6.50.

Nr. 7762. Doppelte Woll-Plüsch-Decke. Eine Seite schwarz, die andere fellartig gestreift, abwechselnd roth-schwarz und modebraun-schwarz. Ca. 148 Cm. lang, 120 Cm. breit . . . . . Stück M. 8.—.

Nr. 7763. Doppelte Woll-Plüsch-Decke. Eine Seite schwarz, die andere Tigerfellnachahmung. Ca. 148 Cm. lang, 120 Cm. breit . . . . . Stück M. 11.50.

Nr. 7764. Doppelte Woll-Plüsch-Decke. Eine Seite schwarz, die andere tigerartig gestreift. Ca. 148 Cm. lang, 120 Cm. breit . . . . . Stück M. 14.—.

Nr. 7765. Doppeldecke aus feiner Lammwolle, sehr leicht und warm. Eine Seite graumelirt, die andere grau-schwarzmelirt gestreift. Ca. 155 Cm. lang, 125 Cm. breit . . . . . Stück M. 15.—.

Nr. 7766. Doppeldecke. Eine Seite schwarzer Wollplüsch, die andere gepresster, bunt gestreifter Mohairplüsch (Astrachan). Hauptfarben: grün, schwarz, roth, silbergrau, gold. Ca. 150 Cm. lang, 120 Cm breit. Stück M. 16.50.

Nr. 7767. Zweiseitige Kameelhaar-Decke. Eine Seite glatt mode, die andere carrirt in hell-, dunkelmode und braun. Leicht und warm. Ca. 170 Cm. lang, 130 Cm. breit . . . . . Stück M. 17.50.

Nr. 7768. Doppeldecke aus feinster Lammwolle. Eine Seite braunmelirt, die andere apart graubraun-schwarzmelirt gestreift. Ca. 170 Cm. lang, 130 Cm. breit . . . . . Stück M. 20.50.

Nr. 7769. Elegante Doppeldecke. Eine Seite grauschwarz melirte Lammwolle, die andere apart gestreifter Mohair-Plüsch in vorherrschend hell- und dunkelmode, braun, silbergrau und bunt. Ca. 170 Cm. lang, 130 Cm. breit . . . . . Stück M. 27.—.

Nr. 7770. Kameelhaar-Doppeldecke. Eine Seite glatt braun, die andere schottisch carrirt. Sehr fein. Ca. 170 Cm. lang, 130 Cm. breit . . . . . Stück M. 27.—.

Nr. 7771. Doppelte Mohair-Plüsch-Decke. Eine Seite glatt blau, die andere schattirt in braun, hell- und dunkel-mode, otterartig gepresst (Astrachan). Ca. 165 Cm. lang, 125 Cm. breit . . . . . Stück M. 36.—.

Nr. 7772. Doppelte Mohair-Plüsch-Decke. Eine Seite glatt blau, die andere schottisch grosscarrirt in roth, grün, gelb etc. auf blauem Grund und gepresst (Astrachan). Ca. 165 Cm. lang, 125 Cm. breit . . . . . Stück M. 45.—.

Nr. 7773. Doppelte schwere Mohairplüsch-Equipagen- oder Schlittendecke. Eine Seite fellartig, langhaarig, crème-mattgrün gestreift, silbergrau gespitzt, die andere braun, reseda gespitzt. Ca. 165 Cm. lang, 125 Cm breit Stück M. 52.50.

Nr. 7774. Doppelte Mohairplüsch-Equipagen- oder Schlittendecke. Eine Seite fellartig, langhaarig, crème Grund, braungefleckt, crème gespitzt, die andere rundgepresst, goldfarbig (Kugelastrachan) Ca. 165 Cm lang, 125 Cm. breit . . . . . Stück M. 55.—.

Nr. 7775. Hocheleganta, doppelte, schwere Equipagen- oder Schlittendecke aus bestem, gepressten Mohairplüsch (Astrachan). Eine Seite oliv-reseda-mode, die andere einfarbig oliv. Ca. 170 Cm. lang, 125 Cm. breit Stück M. 65.—.

Nr. 7776. Hochfeine Doppeldecke. Eine Seite bester, gepresster Mohair-Plüsch apart grünschottisch carrirt, die andere glattgrün aus plüschartigem, weichen Wollmaterial. Ca. 170 Cm. lang, 125 Cm. breit . Stück M. 60.—

Nr. 7777. Elegante Doppeldecke. Eine Seite langhaariger, welliger Mohairplüsch, braun-silbergrau, die andere glatter Mohairplüsch braun-silbergrau gespitzt. Hochfein u. mittelschwer Ca. 160 cm lang, 120 Cm. breit Stück M. 75.—

Fell-Schlitten-Decken. Ca. 170 Cm. lang, 130 Cm. breit.

Nr. 7810. Brauner Bär. Imitation von chinesischem Ziegenfell mit blauem Filztuchfutter . . . . Stück M. 28.—.

Nr. 7811. Wolf-Imitation von chinesischem Ziegenfell mit blauem Filztuchfutter . . . . . Stück M. 34.—.

Nr. 7812. Echt Känguruh mit blauem Filztuchfutter . . . . . Stück M. 50.—.

Nr. 7813. Echt Guanaco mit blauem Filztuchfutter . . . . . Stück M. 55.—.

Nr 7814. Echt Wolf mit blauem Filztuchfutter . . . . . Stück M 70.—.

Nr. 7815. Echt Luchskatze mit blauschottischem Plaidfutter . . . . . Stück M 70 —

Man verlange *unser ausführliches, mit über 4000 Abbildungen ausgestattetes Preisverzeichniss, welches wir unberechnet und portofrei versenden, dasselbe enthält u. a. eine grosse Auswahl in Teppichen, Tischdecken, Portièren, Gobelins für Wand-Dekorationen, Lambrequins, Bordüren, Divandecken, Sofaschonern, Fenstermänteln, Kissen, Fellen, Möbel- u. Portièrenstoffen, Schlaf-, Bett- und Steppdecken, Pferdedecken, Läuferstoffen, Cocosmatten u. s. w.*

Digitized by Google

Als

Kräftigungsmittel

für

Kinder und

Erwachsene

unerreicht!

Herr **Dr. med. Lust** in **Murowana-Goslin** (Posen) schreibt: „In dem ersten Versuche, den ich mit dem Präparat machte, handelte es sich um ein $^2/_4$jähriges Kind, welches infolge eines schweren, langwierigen Darmkatarrhs, während dessen es überhaupt ohne ärztliche Behandlung geblieben, zum Skelett abgemagert war und in diesem geradezu entsetzlichen Zustande zu mir gebracht wurde. Ich hatte nicht die geringste Hoffnung, das Kind am Leben zu erhalten. Eigentlich nur, um etwas zu thun, liess ich das Kind täglich zwei Theelöffel Haematogen in der Milch nehmen. **Nach Verbrauch einer Flasche war das Kind nicht wieder zu erkennen, der Erfolg war geradezu verblüffend.**“

Herr **Dr. med. E. Firnhaber** in **Leipzig:** „Theile Ihnen betr. Dr. Hommel's Haematogen mit, dass sich die dem Präparat nachgerühmten **trefflichen Eigenschaften** auch in meiner Praxis bewährt haben. **Auffallend ist die mächtige Einwirkung auf den Appetit,** mit dessen Förderung auch die Hebung des Allgemeinbefindens gleichen Schritt hielt.“

Dr. med. Hommel's Haematogen ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81,391). Haemoglobin ist die **natürliche,** organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsamittel. Geschmackszusätze: chemisch reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.**

Depots in den Apotheken. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis u. franko.

Nicolay & Co., Hanau a. M.,
Zürich u. London.

Keine Dame versäume

die hochinteressante, weltberühmte u. praktische Handarbeit die

Meissner Smyrna-Knüpfarbeiten

kennen zu lernen, zur Selbstherstellung von prachtvollen Teppichen in jed. Grösse, Vorlegern, Läufern, Tritt- u. Fensterbekleidungen. Bezügen für Sopha, Divan, Fauteuilles, Schaukel- und Ruhestühle, Ofenbänke, Salonirite. Bezüge für Stühle jeder Art, Fussklissen und Bänke, Hocker-, Sessel-, Rücken-, Fenster-, Stuhl- und Reise-Kissen etc. Man lasse sich Preisliste u. Mustervorl. mit Angabe des Gewünschten kommen

Jede Arbeit wird **P. Louis Bellich, Meissen,** *Leichte Erlerng. gratis angefang.* Smyrna-Teppich-Fabrik *nach gefr. Anltg.*
Sämmtl. Möbel mit Smyrnaarbeit bezogen, sind auch fertig zu haben.
Prämiirt mit gold. Medaillen. Anerkennungen aus all. Länd.

Aug. Spangenberg, Berlin SO, Neanderstr. 3
Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkissen, Schlafen 1.20 v. Lag Tragestühle.

Nippe & Pasche, Berlin, Leipzigerstr. 73. DRGM 87169 Verlang. Sie grat. u. fro. Prosp. über Patent-Möbel. Zusammenlegbar, verstellb. 3000 im Gebr. Chaiselongue bett Victoria v. 16,50 an

Leibniz * Waffel

HANNOVER
CAKES-FABRIK
H. BAHLSEN

Ganz vortreffliche

Bilder erzielt Jedermann bei Benützung unserer

photogr. Apparate

einfacher bis vollendetster Konstruktion. — Rasche und sachkundige Bedienung. — Ausführliche Preisliste mit Probebildern 20 Pfg.

Heiss & Sattler, Wiesbaden.

OTTO RING'S

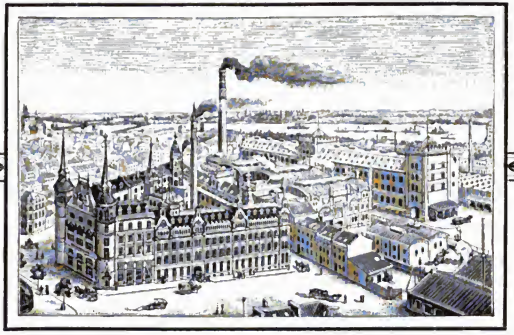
Syndetikon

Klebt. leimt. kittet Alles.

Manche Mark ersparen kann die Hausfrau mit 1 Tube Syndetikon, die für 25 Pf. überall zu haben ist.

Digitized by Google

Gebr. Stollwerck



Chocoladen- und Zuckerwaren-Fabriken

65 Medaillen. ❀ KÖLN. ❀ 27 Hofdiplome.

Dampfmaschinenbetrieb: 1050 Pferdekraft.
Beschäftigt über 2000 Personen.

Für das Ausland gesonderte Fabrik zur Verarbeitung von zoll- und steuerfreiem Rohmaterial.

Zweighäuser in:

Berlin • Breslau • München • Wien • Pressburg • Brüssel
Amsterdam • London • New-York • Chicago.

Digitized by Google

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kleine Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus.

Erster Band:

Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil.

Zweiter Band:

Abseits vom Kulturkampf.

Von

Dr. Friedrich Nippold,

Professor an der Universität Jena.

2 starke Bände à 10 Mk., geb. in Halbfranz à 12 Mk. 50 Pf.

Das besondere Interesse für dieses Werk besteht im Unterschied von den fachgelehrten Werken des Verfassers darin, daß es sich an einen größeren Leserkreis wendet. Man kann in demselben das Werden und Wachsen der geschichtlichen Auffassung des Verf., die sich über alle konfessionellen Gegensätze erhebt, stufenweise verfolgen. Dem Verf. war es in jungen Jahren vergönnt, eine Reihe von Ländern kennen zu lernen und da überall die Kirchengeschichte der Neuzeit pulsieren zu sehen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Magie als Naturwissenschaft.

1. Teil: **Die magische Physik.**
Ein Band. Gr. 8° 5 M., gebunden 6 M. 50 Pf.

2. Teil: **Die Magische Psychologie.**
Ein starker Band. Gr. 8° 10 M., geb. 11 M. 50 Pf. ord.

Von **Dr. Carl du Prel.**

Der bekannte Verfasser kommt in dem Werke zu dem Schluß, daß die Magie wissenschaftlich geworden ist, die Wissenschaft magisch. Diese eingetretene Grenzberührung wird eine immer weitere Ausdehnung finden, und die Naturforscher werden dieses neu aufgeschlossene Untersuchungsfeld höchst willkommen heißen. Wenn so die beiden Parteien, vereint arbeitend werden, wird eine Periode der fruchtbarsten Entdeckungen und der merkwürdigsten technischen Erfindungen eintreten.

Beiträge zur Grenzwissenschaft.

Ihrem Ehrenpräsidenten Dr. Karl Freiherrn du Prel gewidmet von der

Gesellschaft für wissenschaftl. Psychologie in München.

Mit Bildnis Karl du Prel's
Ein Band Groß-Oktav. Preis 5 Mark.

Inhalt:

Das Diesseits und Jenseits der Kräfte von Karl August Hager.
Untersuchungen amtländischer Gelehrter über gewisse Traumphänomene von Dr. Rich. Wedel.
Übersinnliches in der Ilias und Odyssee von J. A. Mordtmann.
Kant'sche Ethik und Okkultismus von Dr. Walter Bormann.
Die Seelenlehre du Prels und andere Weltanschauungen von Professor Max Seiling.

Lichtbilder im Kunstgeschichtlichen Unterricht.

Die Benutzung von Wandtafeln und Abbildungen im kunstgeschichtlichen Unterricht ist durchaus unzweckmässig, da die grösste Photographie in der Entfernung nicht für Jeden mehr sichtbar ist und das Herumreichen der Blätter sowohl den Vortrag wie den Vortragenden ungemein stören würde. Infolge dieser Übelstände gelangte man thatsächlich wieder zur früheren Methode, indem man sich damit begnügte, aus dem Leben der Künstler zu erzählen und deren Werke anzuführen.

Allen diesen Schwierigkeiten hilft das **Skioptikon,** eine Art vervollkommneter Laterna magica, ab. Hunderte von Menschen sehen und hören zugleich und können in einer Stunde von den grossen Meistern mehr kennen lernen, als es früher durch beschwerliche Reisen vieler Jahre möglich war, denn das Lichtbild, das wir auf der Wand erblicken, ist eine vergrösserte Photographie, die von dem betreffenden Gegenstande ein naturgetreues Bild giebt.

Zuerst sind es pecuniäre Vorteile, die die Benutzung des Skioptikons in der Kunstgeschichte verursachen. Der einmal angeschaffte Projektionsapparat lässt sich in allen Zweigen der Wissenschaft, wo Abbildungen von Wert sind, verwenden. Und die kleinen Glasbilder, die sich in jedem Formate herstellen lassen, erfordern, abgesehen davon, dass die Färbung derselben unveränderlich ist, viel geringere Ausgaben als Photographien auf Papier, die in beträchtlicher Grösse angeschafft werden müssten und ihren Zweck doch nicht erreichen würden. Das Wichtigste aber ist schliesslich, dass man das Laternbild in jeder beliebigen Grösse auf die Wand projicieren kann, je nachdem die Intensität der benutzten Lichtquelle und die Entfernung des Apparates von der Projektionsfläche ist.

Lag einerseits der Vorzug des Skioptikons darin, dass die Sachen zu gleicher Zeit von einem grossen Kreise betrachtet werden können, so bietet anderseits auch die Vergrösserung nicht minder schätzbare Vorteile. Wirkliche Kunstwerke einmal in der Vergrösserung gesehen, bleiben in der Phantasie schärfer bestehen als Photographien, die, in Menge betrachtet, gleichsam durch das Gedächtnis hindurchgleiten. Freilich ist es eine alte Erfahrung, dass sich der Anblick des Originals am besten einprägt; das vergrösserte Bild aber hat das für sich, dass dann auch die Nebensachen zu ihrem Rechte kommen, die noch in besonderen Ausschnitten vorgeführt werden können.

(Auszug aus dem Vorwort des Kataloges der Kunstgeschichtlichen Lichtbilder nach den Originalaufnahmen von Braun, Clément & Co. in Dornach; herausgegeben von Ed. Liesegang, Düsseldorf. Skioptikonfabrik. Gegründet 1854). [188

Digitized by Google

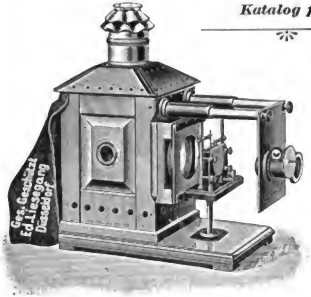
Lichtbilder für den Kunstgeschichtlichen Unterricht

nach den Originalaufnahmen von **Braun, Clément & Co.** in Dornach.

Glasdiapositive 8½ : 10 cm zum Gebrauche im **Skioptikon.**

Bisher ca. 2000 Sujets erschienen. Preis pro Stück **M. 1.20.**

Katalog frei. [188



Projektions-Apparate und Skioptikon's

mit jeder Lichtquelle.

Ed. Liesegang, Düsseldorf

Skioptikon-Fabrik.

Gegründet 1854.

Verlag von Bernh. Friedr. Voigt in Leipzig.

Die Anfertigung künstlicher

Blumen.

Praktisches Handbuch von **O. Ballerini.** Aus dem Italienischen übertragen von **Hans Jürgens.**

Mit 144 Figuren und einer farbigen Tafel. 4 Mk.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Geographisches Handbuch zu Andrees Handatlas

Mit besonderer Berücksichtigung der politischen, wirtschaftlichen und statistischen Verhältnisse.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von **A. Scobel.**

Dritte völlig neubearbeitete und vermehrte Auflage 1899.

Ein starker Band, 63 Bogen mit 171 Kärtchen und Figuren im Text. Preis: Vollständig in Umschlag brosch. M. 10.80; Halbfrz. geb. M. 12.50.

Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eugen Twietmeyer in Leipzig.

Schönstes Geschenk für eine junge Hausfrau oder Braut!

Die Hausfrau.

Praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung v. Stadt- und Landhaushaltungen nebst einem vollständigen Kochbuche von

Henriette Davidis.

16. Auflage.

Preis eleg. geb. M. 4.50.

Vortreffliches Geschenk für junge Mädchen, namentlich für Konfirmandinnen!

Der Beruf der Jungfrau.

Eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt ins Leben. Von **Henriette Davidis.** 16. durchgesehene und verbesserte Aufl. Fein gebunden mit Goldschnitt M. 3.80. In Celluloidband gebunden M. 4.50.

Reizendes Geschenk für Kinder!

Puppenköchin Anna

Praktisches Kochbuch

für kleine u. grosse Mädchen von **Henriette Davidis.** 9. wesentlich erweiterte Aufl. Preis gebunden 2 M.

Die bürgerliche Küche.

Von **Emilie Graf.** 1350 Kochrezepte für den einfachen und besseren Haushalt. Preisgekrönt. Gebunden 3 M.

Seemann & Co. in Leipzig.

Häusliche Kunstarbeiten.

Neue Kerbschnittmuster

von **Clara Roth.** 10 Lieferungen à 10 Blatt, gross Folio à 2.50. — Die Muster sind in natürlicher Grösse gegeben, können auch gepaust werden.

Anleitung zur Kerbschnitzerei von **Clara Roth** 50 Pf.

Moderne Entwürfe für Brandmalerei

auf Holz, Leder etc. von **F. Greiner.** 10 Tafeln in gross Folio. Preis 3 M.

Digitized by Google

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kleine Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus.

Erster Band:

Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil.

Zweiter Band:

Abseits vom Kulturkampf.

Von

Dr. Friedrich Nippold,

Professor an der Universität Jena.

2 starke Bände à 10 Mk., geb. in Halbfranz à 12 Mk. 50 Pf.

Das besondere Interesse für dieses Werk besteht im Unterschied von den fachgelehrten Werken des Verfassers darin, daß es sich an einen größeren Leserkreis wendet. Man kann in demselben das Werden und Wachsen der geschichtlichen Auffassung des Verf., die sich über alle konfessionellen Gegensätze erhebt, stufenweise verfolgen. Dem Verf. war es in jungen Jahren vergönnt, eine Reihe von Ländern kennen zu lernen und da überall die Kirchengeschichte der Neuzeit pulsieren zu sehen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Magie als Naturwissenschaft.

1. Teil: **Die magische Physik.**

Ein Band. Gr. 8° 5 M., gebunden 6 M. 50 Pf.

2. Teil: **Die Magische Psychologie.**

Ein starker Band. Gr. 8° 10 M., geb. 11 M. 50 Pf. ord.

Von **Dr. Carl du Prel.**

Der bekannte Verfasser kommt in dem Werke zu dem Schluß, daß die Magie wissenschaftlich geworden ist, die Wissenschaft magisch. Diese eingetretene Grenzberührung wird eine immer weitere Ausdehnung finden, und die Naturforscher werden dieses neu aufgeschlossene Untersuchungsfeld höchst willkommen heißen. Wenn so die beiden Parteien, vereint arbeiten werden, wird eine Periode der fruchtbarsten Entdeckungen und der merkwürdigsten technischen Erfindungen eintreten.

Beiträge zur Grenzwissenschaft.

Ihrem Ehrenpräsidenten Dr. Karl Freiherrn du Prel gewidmet von der

Gesellschaft für wissenschaftl. Psychologie in München.

Mit Bildnis Karl du Prel's

Ein Band Groß-Oktav. Preis 5 Mark.

Inhalt:

Das Diesseits und Jenseits der Kräfte von Karl August Hager.
Untersuchungen ausländischer Gelehrter über gewisse „Traumphänomene von Dr. Rich. Wedel.
Übersinnliches in der Ilias und Odyssee von J. A. Mordtmann.
Karl'sche Ehrlichkeit und Okkultismus von Dr. Walter Bormann.
Die Seelenlehre du Prels und andere Betrachtungen von Professor Max Seiling.

Lichtbilder im Kunstgeschichtlichen Unterricht.

Die Benutzung von Wandtafeln und Abbildungen im kunstgeschichtlichen Unterricht ist durchaus unzweckmässig, da die grösste Photographie in der Entfernung nicht für Jeden mehr sichtbar ist und das Herumreichen der Blätter sowohl den Vortrag wie den Vortragenden ungemein stören würde. Infolge dieser Übelstände gelangte man thatsächlich wieder zur früheren Methode, indem man sich damit begnügte, aus dem Leben der Künstler zu erzählen und deren Werke anzuführen.

Allen diesen Schwierigkeiten hilft das **Skioptikon,** eine Art vervollkommneter Laterna magica, ab. Hunderte von Menschen sehen und hören zugleich und können in einer Stunde von den grossen Meistern mehr kennen lernen, als es früher durch beschwerliche Reisen vieler Jahre möglich war, denn das Lichtbild, das wir auf der Wand erblicken, ist eine vergrösserte Photographie, die von dem betreffenden Gegenstande ein naturgetreues Bild giebt.

Zuerst sind es pecuniäre Vorteile, die die Benutzung des Skioptikons in der Kunstgeschichte verursachen. Der einmal angeschaffte Projektionsapparat lässt sich in allen Zweigen der Wissenschaft, wo Abbildungen von Wert sind, verwenden. Und die kleinen Glasbilder, die sich in jedem Formate herstellen lassen, erfordern, abgesehen davon, dass die Färbung derselben unveränderlich ist, viel geringere Ausgaben als Photographien auf Papier, die in beträchtlicher Grösse angeschafft werden müssten und ihren Zweck doch nicht erreichen würden. Das Wichtigste aber ist schliesslich, dass man das Laternbild in jeder beliebigen Grösse auf die Wand projicieren kann, je nachdem die Intensität der benutzten Lichtquelle und die Entfernung des Apparates von der Projektionsfläche ist.

Lag einerseits der Vorzug des Skioptikons darin, dass die Sachen zu gleicher Zeit von einem grossen Kreise betrachtet werden können, so bietet anderseits auch die Vergrösserung nicht minder schätzbare Vorteile. Wirkliche Kunstwerke einmal in der Vergrösserung gesehen, bleiben in der Phantasie schärfer bestehen als Photographien, die, in Menge betrachtet, gleichsam durch das Gedächtnis hindurchgleiten. Freilich ist es eine alte Erfahrung, dass sich der Anblick des Originals am besten einprägt; das vergrösserte Bild aber hat das für sich, dass dann auch die Nebensachen zu ihrem Rechte kommen, die noch in besonderen Ausschnitten vorgeführt werden können.

(Auszug aus dem Vorwort des Kataloges der Kunstgeschichtlichen Lichtbilder nach den Originalaufnahmen von Braun, Clément & Co. in Dornach; herausgegeben von Ed. Liesegang, Düsseldorf. Skioptikonfabrik. Gegründet 1854). [188

Digitized by Google

Lichtbilder für den Kunstgeschichtlichen Unterricht

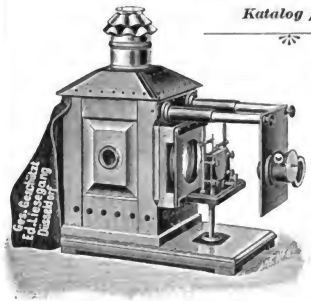
nach den Originalaufnahmen von Braun, Clément & Co. in Dornach.

Glasdiapositive 8½ : 10 cm zum Gebrauche im Skioptikon.

Bisher ca. 2000 Sujets erschienen. Preis pro Stück M. 1.20.

Katalog frei.

[188



Projektions-Apparate und Skioptikon's

mit jeder Lichtquelle.

Ed. Liesegang, Düsseldorf

Skioptikon-Fabrik.

Gegründet 1854.

Verlag von Bernh. Friedr. Voigt in Leipzig.

Die Anfertigung künstlicher

Blumen.

Praktisches Handbuch von O. Ballerini.

Aus dem Italienischen übertragen von Hans Jürgens.

Mit 144 Figuren und einer farbigen Tafel. 4 Mk.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Geographisches Handbuch

zu Andrees Handatlas.

Mit besonderer Berücksichtigung der politischen, wirtschaftlichen und statistischen Verhältnisse.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von A. Scobel.

Dritte völlig neubearbeitete und vermehrte Auflage 1899.

Ein starker Band, 63 Bogen mit 171 Kärtchen und Figuren im Text. Preis: Vollständig in Umschlag brosch. M. 10.80; Halbfrz. geb. M. 12.50.

Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eugen Twietmeyer in Leipzig.

Schönstes Geschenk für eine junge Hausfrau oder Braut!

Die Hausfrau.

Praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung v. Stadt- und Landhaushaltungen nebst einem vollständigen Kochbuche von

Henriette Davidis.

16. Auflage.

Preis eleg. geb. M. 4.50.

Vortreffliches Geschenk für junge Mädchen, namentlich für Konfirmandinnen!

Der Beruf der Jungfrau.

Eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt ins Leben. Von Henriette Davidis. 16. durchgesehene und verbesserte Aufl. Fein gebunden mit Goldschnitt M. 3.80. In Celluloidband gebunden M. 4.50.

Reizendes Geschenk für Kinder!

Puppenköchin Anna

Praktisches Kochbuch

für kleine u. grosse Mädchen von Henriette Davidis. 9. wesentlich erweiterte Aufl. Preis gebunden 2 M.

Die bürgerliche Küche.

Von Emilie Graf. 1350 Kochrecepte für den einfachen und besseren Haushalt. Preisgekrönt. Gebunden 3 M.

Seemann & Co. in Leipzig.

Häusliche Kunstarbeiten.

Neue Kerbschnittmuster

von Clara Roth. 10 Lieferungen à 10 Blatt, gross Folio à 2.50. — Die Muster sind in natürlicher Grösse gegeben, können auch gepaust werden.

Anleitung zur Kerbschnitzerei von Clara Roth 50 Pf.

Moderne Entwürfe für Brandmalerei

auf Holz, Leder etc. von F. Greiner. 10 Tafeln in gross Folio. Preis 5 M.

Digitized by Google

PHOTOCHROM

Photographien ❋ in natürlichen Farben

Gesetzlich geschützt. Von **Orell Füssli** in **Zürich** erfunden.

Landschaften ❋ Städteansichten ❋ Volkstypen ❋ Genre.

Gemälde-Reproduktionen. [184

Kataloge versendet gratis die **PHOTOGLOB Co.** in **Zürich.**

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als **Linderung** bei **Reizzuständen** der **Atmungsorgane**, bei **Katarrh, Keuchhusten** rc. . . . . Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** rc. verordnet werden. Fl. M. 1.— und 2.—

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern . . . . Preis Fl. M. 1.—.

118]

Schering's Grüne Apotheke,
Berlin N.,
Chausseestraße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Rheingauer Weine

(weiß und rot)

Spez.: **Lorcher u. Bodenthaler**

von

Gebrüder Altenkirch, Weingutsbesitzer, **Lorch,** Rheingau (100).

Ausf. Offerte mit Proben gerne zu Diensten.

ODONTA

Zahn-Wasser

zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne

Wolff & Sohn

Hoflieferanten Karlsruhe

Filiale Wien Kölnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- und Drogen-Geschäften.

Eingravieren von Namen in Stahlklingen, Goldschrift, nur 10 Pfg.

Alle Stahlwaaren liefere ich auf Wunsch ohne Kosten magnetisch.

Allerneueste illustrierte

Preisliste

für das Winter-Halbjahr 1899/1900.

640 Seiten 2175 Abbild. 2450 Nrn.

über alle

Stahlwaaren.

Werkzeuge, Haus- und Küchengeräthe, optische Instrumente, Reisszeuge, Glaserdiamanten, Bürsten, Pfeifen, Lederwaaren, Albums, Uhrketten, Goldwaaren, Stöcke, Schirme, Schulranzen, Sensen, Gewehre, Revolver, Jagdgeräthschaften in reichhaltigster Auswahl, versende ich auf Wunsch

umsonst und portofrei

an Jedermann

(aber nicht an Händler).

Im letzten Jahre habe ich 150 000 Scheeren fabrizirt u. direkt an Private versandt.

Im letzten Jahre habe ich 85 000 Rasirmesser fabrizirt u. direkt an Private versandt.

Die Stahlwaaren mit der Engel's-Marke sind so ausserordentlich beliebt durch ihre tadellose, unübertreffliche Qualität und trotzdem erstaunliche Billigkeit.

C. W. Engels ❋ Foche 16, bei Solingen.

Grösste Stahlwaarenfabrik

mit Versand an Private, nicht nur am Platze, sondern überhaupt.

Einziges Versandgeschäft mit wirklichem Fabrikbetrieb hier in Foche.

---

glatt u. façonnirt, buntgewebte Plüsche (Moquette), abgepasste Kameeltaschen, **Plüschdecken, Leinenplüsche,** Repsbrokate, Satins, Teppiche u. Läuferstoffe. **Seidenplüsch. ❋ Kleider-Sammete (Velvet),** glatt, gerippt und bedruckt in reichster Farbenwahl versendet zu Fabrikpreisen direkt an Private. Auch Versandt von **Bielefelder Leinen** aller Art. Muster und Liste franko gegen franko.

E. Weegmann, Bielefeld.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Titel der eingelaufenen Bücher werden in der Regel hier veröffentlicht. Besprechungen einzelner Bücher vorbehalten; auch die nicht besprochenen Bücher können nicht zurückgegeben werden.

Alberts' Wegweiser für Radfahrer durch Thüringen. (4. A. 2.—.) Commissionsverlag von H. Hothan, Halle a/S.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1899, Nr. 3 — Mai und Juni. Verlagseigentum des germanischen Museums, Nürnberg.

Archiv und Bibliothek des Großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim. 1779—1839. Im Auftrage der Stadtgemeinde herausgegeben von **Dr. Friedrich Walter.** Bd. I u. II. Das Theater-Archiv. S. Hirzel, Leipzig.

Digitized by Google

Dr. Lahmann's

Dr. Lahmann

Dem Kaiserl. Patentamte unt. Nr. 3043 einget. eigene Schutzmarke.

Nährsalz-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 3,—
Chocolade pr. 1/2 Kilo ℳ 2,— u. ℳ 1,60
Hafer-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 2,—
Pflanzen-Nährsalz-Extract
pr. Topf ℳ 1,70
Nährsalz-Hafer-Biscuits pr. Packet ℳ 0,25

Käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen-, Delicatess- und Colonialwaaren-Handlungen.

Alleinige Fabrikanten **HEWEL & VEITHEN** in **KÖLN** a. Rh. u. **WIEN.**

Jede Dame kauft

Seidenstoffe, Sammte und Velvets am besten u. billigsten direct v. **von Elten & Keussen** **Krefeld,** Fabrik und Handlung.

Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Vereinigung der Kunstfreunde

für amtliche Publikationen der

Königl. National-Galerie zu Berlin

W., Markgrafen-Strasse 57

versendet auf Verlangen kostenfrei den

Illustrierten Katalog

ihrer **farbigen Reproduktionen** nach den hervorragendsten Gemälden. [191

40] **Ballstoffe** reizende **Neuheiten**

in damass. Gazes, sac. Pongees, Crepes, Armures 2c., als auch schwarze, weiße u. farbige Seidenstoffe m. Garantieschein für gutes Tragen. Direkter Verk. an Private porto- u. zollfrei ins Haus zu wirkl. Fabrikpreisen. Tausd. v. Anerkennungsschreiben. Verlang. Sie Prob. m. Angabe d. Gewünschten.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofn., **Zürich** (Schweiz).

Ährenlese.

Neue Sprüche von **Frida Schanz.**

Dritte Aufl. Eleg. mit Goldschn. M. 1.20.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Vierblätter.

200 Spruchstrophen von **Frida Schanz.**

Vierte Aufl. Eleg. mit Goldschn. M. 1.20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Illustr. Briefmarken-Journal. Vorbestellte u. einzige Briefm.-Ztg. der Welt, die in jeder Nummer wertvolle Gratisbeigaben giebt und monatl. 2 mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-Nr. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Graue Haare

erhalten ihre ursprüngliche Farbe von Blond, Braun oder Schwarz sofort dauernd waschecht wieder durch mein unschädliches und untrügliches Mittel „Kinoir“ (gesetzlich geschützt). Karton 4 Mark (1 Jahr ausreichend.) Nur in Berlin, Leipzigerstrasse 56 (Colonnaden). 163] **Franz Schwarzlose.**

● **Zur Gesellschaftssaison** empf. Kochrezepte (einzeln zu beziehen) f. jed. denkbare Gericht der ff. international. Küche. Geg. Einsend. v. „M 1.— pr. Rezept in Briefm. erfolgt Franksendung durch Küchenmeister **Neumann, Neustädt. Kirchstr. 10, Berlin NW.**

[154

Menzer's

Griechische Weine

Bitte verlangen Sie meine reichillustrierte Preisliste.

J. F. Menzer,

Neckargemünd.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Bartels, Adolf. Der dumme Teufel. Eine amüsante satirische Darstellung unserer gesamten deutschen Verhältnisse. (M. 3.—.) Eugen Diederich, Leipzig.

Bern, Maximilian. Ein Kummer Musikant. Die Geschichte einer Künstlertiede. Schief. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender, Breslau.

Bewer, Max. Ein Goethepreis. (M. —.90.) Druckerei Glitz, Posen.

Bezold, Gustav von. Die Baukunst der Renaissance in Deutschland, Belgien und Dänemark. Handbuch der Architektur. II. Teil, 7. Bd. Arnold Bergsträßer Verlagsbuchhandlung (A. Kröner), Stuttgart.

Bock, Alfred. Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. J. Nicker'sche Verlagsbuchhandlung, Gießen.

— — Die Pfiaffer-Meierin. Roman. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Braunfels, Eduard. Aus eigener Kraft. Goldenes Buch für Meister, Gesellen und Lehrlinge. (M. 4.50.) Udo Beckert, Stuttgart.

Büttner, Rosalie. Frauen-Berufe. Die Lehrerin. E. Kempe, Leipzig.

Flachs, Adolf. Rumänische Hochzeits- und Totengebräuche. Georg Minuth, Berlin.

Francke, Dr. Walter. Frauen-Berufe. Die Krankenpflegerin. E. Kempe, Leipzig.

Franz, C. Folge mir nach! Für Gesunde und Kranke, zum Trost, zur Aufmunterung und zur Ermahnung! (M. —.90.) Ernst Rötiger, Kassel.

Frei, Frih. Bilis von Waldkirch. Erzählung. Georg Weiß, Heidelberg.

Gnade, Elisabeth. Im Recht? Roman. Karl Reißner, Dresden.

Grabi, M. Verrat und Treue. Für die Jugend. E. Kempe, Leipzig.

Grabowsky, Dr. med. Norbert. Bilder die Musik! Die gegenwärtige Musiksucht und ihre unheilvollen Wirkungen. (M. —.50.) Max Spohr, Leipzig.

Groß, Joh. Gust. Wirtschaftsbuch der deutschen Hausfrau. (M. 1.—.) Im Selbstverlag des Herausgebers, Cassel.

Haekel, M. Mit Gott für Kaiser und Reich! Volkstümliche Darstellung der Preußisch-deutschen Geschichte. (M. 2.50.) Max Woywod, Breslau.

Hamburg, Wegweiser durch, und Umgebung. F. R. Krüger, Hamburg, Bartelsstr. 105.

Handjakob, Heinrich. Schneeballen vom Bodensee. Georg Weiß, Heidelberg.

— — Der Leutnant von Hasle. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Georg Weiß, Heidelberg.

Heffen, Robert. Das Glück in der Liebe. Eine technische Studie. (M. 2.—.) J. Schmitz Verlag, Stuttgart.

Heyse, Paul. Das litterarische München. 22 Charakteristiken. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Hoeber, Karl. Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben u. seine Dichtungen. Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Hoffmann, Elise. Pensionsgeschichte für die Jugend. (M. 2.—.) E. Kempe, Leipzig.

Horaz. Auserwählte Lieder. Deutsch von Heinrich von Webel. (M. 1.—.) Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig.

Jahresbericht, 54., über das Jahr 1898. Rheinisch-Westfälische Patronatsgefängnis-Anstalt der Diakonen-Anstalt zu Duisburg.

Jahrhundert. Das neunzehnte, in Bildnissen. Herausgegeben von Karl Werckmeister. (Lfg. 34—36 à M. 1.50.) Photographische Gesellschaft, Berlin.

Digitized by Google

Kenigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Jenken, Wilhelm. Um die Wende des Jahrhunderts. Carl Reißner, Dresden.

Kaiser, Emil. Die Alten und die Jungen. Kölner Roman. Carl Reißner, Dresden.

Kalender für 1900. Fünfter Jahrg. Deutscher Thierschutz-Verein, Berlin.

Keller, Pastor S. (Ernst Schrift). Oberlicht. Erzählungen für Jung und Alt. Bd. 6. (A. 1.—.) Ernst Röttger, Kassel.

Kipling, Rudyard. Eine Wandervioline. Deutsch von Lisa Wenger. Bita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Kögel, Gottfried. Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin.

Köhler, Carl. Arbeiten in Naturholz. (A. 2.50.) Seemann & Co., Leipzig.

Konversations-Lexikon der Frau, Illustriertes. (Lfg. 12—14 à A. —.50.) Martin Oldenbourg, Berlin.

Krone, Hermann. Dichtungen. 1. Bd. Commissionsverlag von Otto Hendel, Halle a./S.

Kühn, Ernst und Oskar Brüsau. Das angenehme Jahr des Herrn. Evangelische Zeugnisse über die von der XXII. deutschen evangelischen Kirchen-Konferenz zu Eisenach ausgewählte Perikopenreihe der Evangelien. (A. 5.60.) Verlagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Landwirthschafts-Lexikon, Illustriertes. Begründet von Prof. Dr. Guido Krafft. Dritte, neubearb. Auflage. Mit 1136 Textabbildungen. Paul Parey, Berlin.

Lassar-Cohn, Prof. Dr. Einführung in die Chemie in leichtfaßlicher Form. Leopold Voß, Hamburg.

Leander, Richard. Sämtliche Werke. (Lieferung 1—5 à A. —.50.) Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Leber, Friedr. Die neue Mamsell. Spielvoper in 3 Akten. (A. —.50.) Jos. Aibl Verlag, München.

Lenk, M. Im Dienst des Friedensfürsten. Drei Erzählungen aus alter Zeit. Johannes Herrmann, Zwickau i/S.

Litteratur, Bilder aus der neuesten. Herausgeg. von August Otto. 3. Heft. Wilhelm Raabe, C. Makowsky, Minden i/W.

Lohr, Wilhelm. Predigt zur Eröffnung des ersten deutschen evang. Frauentages. (A. —.25.) Ernst Röttger, Kassel.

Löwenstimm, Aug. Der Fanatismus als Quelle der Verbrechen. Johannes Räde (Stuhr'sche Buchhandlung), Berlin.

Maeterlinck, Maurice. Weisheit und Schicksal. (A. 4.50.) Eugen Diederichs, Leipzig.

Photographische Apparate und Bedarfsartikel.
Anschütz' Klapp-Kamera mit Kassette für Tageslichtwechselung u. andere Neuheiten.

Ottomar Anschütz,
Berlin W., Leipzigerstraße 116.

Die Blookerschen
Cacaotassen

stehen in Detailgeschäften den Käufern von:
BLOOKERS holländ. CACAO
bei mindestens 2 Pfund zur Verfügung.

Strümpfe u. Tricotagen.
Bestes deutsches Fabrikat in nur garant. solid. Qualitäten.
Abgabe an Fabrikpreis. an Private.
Specialität:
Strümpfe und Socken
mit Naht und nahtlos.
Elegante [177
Sport- und Touristen-Hemden.
Gotthardt Schröder,
Zeulenroda Th.
Bitte Preisliste zu verlangen.

Psyche, Character,
die feinst. u. intimsten Züge etc. analysirt auf Grund einrsused. Handschriften: der Entdecker u. Meister d. wissensch. Psychographologie F. P. Lieb., P. F., Augsburg r. Bitte, Beding., auch Brosch. (96 S.) kostenfr. zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourmk. (viell. vorn. Anstb. m. Praxis deplan. Nobl. obligo.

SILBER-WAREN-FABRIK ARTHUR KÜNNE ALTENA
Mod. Tafelsilber, Festgaben, Alpaca, Silberbestecke. Tarif frk. [160

Kenigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Mahler, Franz. Das Alraunchen. Eine Dichtung aus dem XVI. Jahrhundert. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Maucke, Marie. Frauen-Berufe. Die Schriftstellerin. E. Kempe, Leipzig.

Marschall von Bieberstein, Oskar. Die Memoiren der Gräfin Potocka. 1794—1820. Heinrich Schmidt & Carl Günther, Leipzig.

Martens, Kurt. Aus dem Tagebuch einer Baronesse von Treuth. F. Fontane & Co., Berlin.

Meyers Konversations-Lexikon (Lieferung 9—24 à A. —.30.) Bibliographisches Institut, Leipzig.

Mosen, Julius. Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Dr. Max Zschommler. III. Bd. (A. 3.—.) Arwed Strauch, Leipzig.

Muellenbach, Ernst. Altrheinische Geschichten. Carl Reißner, Dresden.

Müller, L. und H. Viek. Erzählungen und Märchen in Schweizer Mundart. Artist. Institut Orell Füßli, Zürich.

Murray, Andreas. Stille zu Gott. Deutsch von C. Werner. Ernst Röttger, Kassel.

Nateez Irene. Das Benehmen bei Tisch. (A. —.50.) C. Stahl'sche Buchhandlung, Regensburg.

Park unter der Regierung S. Exc. des Herrn Dr. José Mark de Carvalho. Der Staat. Ewald Abers, Berlin SO.

Preser, Carl. Waldesrauschen. Wald- und Jagdlieder. (A. 2.—.) J. Neumann, Neudamm.

R. E., Erlebtes und Erlebtes. Aus der Jugendzeit. Diercksen & Wichlein, Bremen.

Reichenbach, Moriz von. Der schöne Egon. Roman. Carl Reißner, Dresden.

Reimar, F. B. Schwere Bürde. Novelle. (A. —.50.) Albert Goldschmidt, Berlin.

Röth, Dr. Christian. Heinrich oder das Kind von Hessen. Eine geschichtliche Erzählung für Jung und Alt. Ernst Röttger, Kassel.

Sachs, Erich. Ein Lenzmorgen. Stigen. E. Ebering, Berlin.

Schulze-Naumburg, Paul. Häusliche Kunstpflege. (A. 3.—.) Eugen Diederichs, Leipzig.

Schulze-Smidt, B. Die Drei. Roman. Carl Reißner, Dresden.

Schwabe, Jenny. Frauen-Berufe. Das „Fräulein". Die Kindergärtnerin. E. Kempe, Leipzig.

— — Frauen-Berufe. Die Kontoristin. E. Kempe, Leipzig.

Sewett, Arthur. Der Armenpastor. Ein sozialer Roman. Carl Reißner, Dresden.

Stram, Erik. Agnes Bittrup. Roman. Deutsch von Mathilde Mann. Bita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Statistik des Deutschen Reichs, Viertelj. jahrsheft zur. Herausgegeben vom Kaiserl. Statist. Amt. 8. Jahrg. 1897. III. Heft. (A. 8.—.) Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Stier-Somlo, Fritz. Aus der Tiefe. Gedichte. (A. 1.—.) Joh. Sassenbach, Berlin.

Sturm, August. Im Morgenroth des Jahrhunderts. Eine Festgabe für 1900. Drei dramatische Dichtungen. Albin Schirmer, Naumburg a/S.

Suttner, Bertha von. Im Berghause. Novelle. Albert Goldschmidt, Berlin.

Turner-Lorsée, W. Höfische Frauen. G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Ulmann, S. Illustriertes Wiener Tarock-Buch. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Voigt, Helene. Abendrot. Aus dem Schleswiger Volksleben. (A. 2.—.) Eugen Diederichs, Leipzig.

Wiesengrund, Dr. Bernhard. Die Elektrizität. (A. 1.—.) H. Bechhold, Frankfurt a/M.

Wilhelmshof, Nachrichten über die deutsche Kolonialschule, zu Witzenhausen an der Werra. Ausgegeben von E. A. Fabarius.

Woenig, Franz. Die Pusztenflora der großen ungarischen Tiefebene. Carl Meyers Graphisches Institut, Leipzig.

Die armen Handweber in Thüringen bitten um Arbeit!

Wir haben den **armen Leuten** während des Winters anfertigen lassen:
Rein-Leinen. 4040 fein zu Hemden und Bettwäsche, 84 cm breit, pro Meter 90 Pf.
Rein-Leinen I, geeignet zu allen Wäschegegenständen, 84 cm breit, pro Meter 85 Pf.
Rein-Leinen II, geeignet zu allen Wäschegegenständen, 84 cm breit, pro Meter 75 Pf.
Halb-Leinen I, geeignet zu allen Wäschegegenständen, 84 cm breit, pro Meter 70 Pf.
Halb-Leinen II, geeignet zu allen Waschegegenständen, 84 cm breit, pro Meter 65 Pf.
Kneip-Leinen (nach Vorschrift d. Pfarrer Kneipp) zu Hemd., 84 cm br., pro Met. 80 Pf.
Fischgarn-Handtücher, weiß in verschiedenen Mustern, Qualität II, 50×125 cm groß, pro Dutzend Mk. 10.—.
Küchen-Handtücher, leinene, naturfarb., Qualität III, 45×125 cm groß, pr. Dtd. Mk. 7.50.
Küchen-Handtücher, leinene, grau-bunt gestreift, Qualität IV, 50×125 cm groß, pro Dutzend Mk. 6.30. **Sehr gangbar!**
Wischtücher, leinene, carriert oder mit Kante, 65×65 cm groß, pro Dtd. Mk. 5.50. 70×70 cm groß, pro Dtd. Mk. 6.—
Staubtücher aus Bourettegarn, gemustert, 60×60 cm groß, pro Dutzend Mk. 2.50.
Schneetücher, Qualität A, 60×70 cm, gesäumt pro Dutzend Mk. 2.90.
„ „ B, 60×70 cm, „ „ „ „ 2.60.

Bitte nehmen Sie uns von dieser guten Ware etwas ab, **wir müßten sonst die Arbeit einstellen und die armen Leute würden eine Zeit lang brodlos sein. Erbarmen Sie sich der Armen!**

Thüringer Weber-Verein Gotha.

C. F. Hrübel, Kaufmann u. Landtags-Abgeordneter, Vorsitzender. **Carl Kranse,** Fabrikbesitzer, 1ter Vorsitzender.
Ed. Meyer, Fridrichswerth, Domänenrat u. Landtags-Abgeordneter, Schriftführer.

Digitized by Google

Künstler-Monographien

In Verbindung m. A. herausgegeben von **H. Knackfuß.**

In reich illustrierten, vornehm ausgestatteten Bänden, elegant gebunden mit Goldschnitt zu ca. 3 M.

Neueste Bände:

42. **Stuck.** Mit 157 Abbildungen. 4 M.

41. **Klinger.** Mit 104 Abbildungen. 4 M.

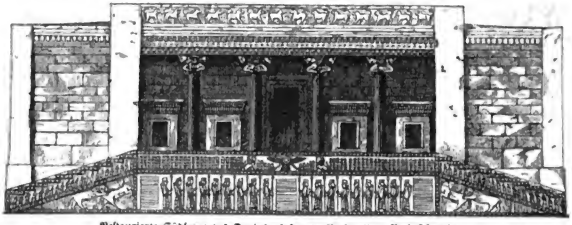
1.	**Raffael** 128 Abb. 3 M.	14.	**Ludw. Richter** 187 Abb. 3 M.	27.	**Mantegna** 105 Abb. 3 M.
2.	**Rubens** 122 Abb. 3 M.	15.	**Watteau** 92 Abb. 3 M.	28.	**Schinkel** 127 Abb. 3 M.
3.	**Rembrandt** 159 Abb. 3 M.	16.	**Thorwaldsen** 146 Abb. 3 M.	29.	**Tizian** 123 Abb. 3 M.
4.	**Michelangelo** 95 Abb. 3 M.	17.	**Holbein d. J.** 151 Abb. 3 M	30.	**Correggio** 93 Abb. 3 M.
5.	**Dürer** 134 Abb. 3 M.	18.	**Defregger** 96 Abb. 3 M.	31.	**M. von Schwind** 162 Abb. 3 M.
6.	**Velazquez** 48 Abb. 2 M.	19.	**Terborch-Jan Steen** 95 Abb. 3 M.	32.	**Rethel** 125 Abb. 3 M.
7.	**Menzel** 141 Abb. 3 M.	20.	**Reinh. Begas** 117 Abb. 3 M.	33.	**Leonardo da Vinci** 128 Abb. 3 M.
8.	**Teniers d. J.** 63 Abb. 2 M.	21.	**Chodowiecki** 204 Abb. 3 M.	34.	**Lenbach** 101 Abb. 3 M.
9.	**A. v. Werner** 125 Abb. 3 M.	22.	**Tiepolo** 74 Abb. 3 M.	35.	**Hubert u. Jan van Eyck** 88 Abb. 3 M.
10.	**Murillo** 67 Abb. 2 M.	23.	**Vautier** 111 Abb. 3 M.	36.	**Canova** 98 Abb. 3 M.
11.	**Knaus** 67 Abb. 3 M.	24.	**Botticelli** 90 Abb. 3 M.	37.	**Pinturicchio** 115 Abb. 4 M.
12.	**Franz Hals** 40 Abb. 2 M.	25.	**Ghirlandajo** 65 Abb. 2 M.	38.	**E. von Gebhardt** 93 Abb. 3 M.
13.	**van Dyck** 55 Abb. 3 M.	26.	**Veronese** 88 Abb. 3 M.	39.	**Memling** 129 Abb. 3 M.

Band 40. **M. von Munkacsy.** 121 Abb. 3 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google



Restaurierte Südfront des Dariuspalastes in Persepolis. Nach Flandin.

Dritte revidierte und vermehrte Auflage

von

Oskar Jägers

Weltgeschichte in vier Bänden

Mit 1150 authentischen Abbildungen u. 77 Tafeln in Schwarz- u. Buntdruck.

Erscheinend in 64 wohlfeilen Lieferungen à 50 Pf.

Wöchentlich eine Lieferung.

Äschines.
Antike Marmorstatue in Neapel.

Der **nahe bevorstehende Schluß unseres Jahrhunderts** reizt unwillkürlich dazu, die Summe der geistigen Bewegungen, das Fazit der politischen Ereignisse zu ziehen, die es der Menschheit brachte. Darüber hinaus aber drängt sich sofort der Vergleich des 19. Säculums und seiner reichen Errungenschaften mit denen vergangener Zeiten auf, der Rückblick auf die Entwickelung des menschlichen Geschlechts und seiner Kultur.

Oskar Jägers Weltgeschichte ist das erste neuere universalhistorische Werk, welches sich in den Büchereien des deutschen Hauses eine wirkliche Heimstätte errungen hat. Bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1887 von der Kritik wie von der gebildeten Laienwelt mit gleicher Anerkennung und Auszeichnung begrüßt, ist das Werk seither in immer wachsendem Maße zu einem Lieblingsbuch der Gebildeten unseres Volkes geworden. — Die neue Auflage in

wohlfeilen Wochenlieferungen

soll das treffliche Buch noch weiteren Kreisen zugänglich machen, sie soll es auch dem Minderbegüterten ermöglichen, sei es zum eigenen Studium, sei es zur Fortbildung der heranwachsenden Seinen, ein Buch zu erwerben, das, wie kaum ein zweites, geeignet sein dürfte, das **Verständnis für die großen Lehren der Geschichte** zu erwecken, das mit **gründlicher Gediegenheit eine allgemein verständliche Darstellungsweise** verbindet, und das in bisher unerreichter Vielseitigkeit die **Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung** durch einen **sorgsam ausgewählten Bilderschmuck** erläutert.

Die neue Lieferungsausgabe erscheint in 64 wöchentlichen Lieferungen zu dem billigen Preise von 50 Pf. und wird dadurch die Anschaffung des Werkes so wesentlich erleichtert und bequem gemacht, daß wir auf einen großen Erfolg und eine allgemeine Beteiligung an dieser Subskription glauben rechnen zu dürfen.

Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen entgegen.

Bielefeld und Leipzig.

Die Verlagshandlung von **Velhagen & Klasing.**

Digitized by Google

Eine Reklame aus Ueberzeugung.

Im Auslande, vornehmlich in unseren Kolonien, hält sich fast jeder Deutsche sein Leiborgan. Aus allen möglichen Motiven. — Der eine das Kreisblatt aus Liebeswerder. Dort wohnt eine Jungfrau, der er sich seit Jahren versprochen hat. Sie weiss zwar nichts davon — jedoch mit brennenden Augen durchfliegt er fieberhaft die Familien-Nachrichten der voluminösen Zeitungspackete — Gottseidank, noch nicht!

Ein anderer, ein Vaterstadtenthusiast, entnimmt geschwellten Herzens dem B.dorfer Stadtanzeiger, dass sich B.dorf nach der letzten Volkszählung um 5 Seelen vermehrt hat und erzählt abends am Biertisch überzeugend von dem kolossalen Anwachsen der deutschen Bevölkerung.

Ein blonder Jüngling liesst mit zitternden Händen und gerötetem Gesicht zum 29. Mal im „Plagiat" einen Bericht über die deutschen Kolonien. Es ist sein Geist, den er in diesen Zeilen verspritzt hat. Jetzt steht es da — gedruckt — 800mal gedruckt! Am nächsten Tage bestellt er ein zweijähriges Abonnement auf das „Plagiat". Glückliche Zeitung.

Der wieder wundert sich, dass seine „Tante", die er sich aus Anhänglichkeit an den Berliner Westen hält, von Deutsch-Ostafrika wenig und von Geldausgaben für dasselbe noch weniger wissen will. „Der Schreiber hiervon müsste einmal herkommen!" und, von einer plötzlichen Ahnung erfasst: „Ach nein, Tropen sind ja nichts für cholerische und korpulente Leute."

Ein anderer kleiner Kolonist sitzt nachdenklich in seinem Bombaystuhl. Er sieht von seinem Haus aus, wie sich die wohlbeleibten kräftigen Negerkörper im Sande und in der Sonne wälzen. Er ruft sich die gestrige Nacht ins Gedächtnis zurück, wo er bei unzähligen Tanzfesten die fetten und starken Gestalten der eingeborenen Männer und Frauen sich vergnügen gesehen hatte, und ärgert sich über den Suahelihalunken, welcher neulich ein Trinkgeld von 10 Pesa (20 Pf.) als zu wenig zurückwies. In seiner linken, schlaff herabhängenden Hand hält er das Zentralblatt „Schneeball". Der Leitartikel trägt die Devise: „Die hungernden Schwarzen in Deutsch-Ostafrika".

Einer wirft nach hastiger Durchsicht die Blätter wütend zur Erde. „Schlechte Zeitung" schreit er, Er hat wieder nichts in der „Preussischen" gewonnen.

Die Post ist abends angekommen. Nach flüchtiger Durchsicht liegen die Blätter überall herum. Jetzt ordnen! Nein. Und am nächsten Morgen sind die fliegenden Blätter zum grössten Teil unter der säubernden unsauberen Hand der Boys verschwunden. — Doch ein Leser ist vergessen worden. Zu Hause entnimmt er einem bescheidenen Kreuzband ein umfangreiches broschürenähnliches Heft. Er lässt sich in seinem long chair nieder und beginnt zu lesen. Erst als guter Patriot vergewissert er sich, wie es seinem Kaiser geht. Dann zieht er seine Schlüsse aus den verschiedenen Ansichten der massgebendsten in- und ausländischen Blätter über die aktuellen politischen Angelegenheiten. Nachdem er dies gewissenhaft besorgt, blättert er ein paar Blätter weiter und er erquickt sich dann an einigen Anekdoten oder an einer Novelle. Da erinnert er sich, dass er schon lange aus Deutschland bestellen wollte. Aber wo: Kurz entschlossen blättert er durch die Inserat-Seiten des Allerweltsheftes und siehe: Qualität vorzüglich. Schon in die Kolonie geliefert! Bei X & Co. wird bestellt! Er blättert weiter und studiert mehrere Seiten über industrielle Erfindungen. Er ist bei zweistündiger Lektüre müde geworden. „Donnerwetter, ist das Blatt reichhaltig! Und hier, sämtliche deutsche Vereinigungen im Auslande in Bild und erklärendem Text! Nun da habe ich ja noch tagelang zu lesen. Das „Echo" ist doch wirklich das Organ der Deutschen im Auslande.

Aus der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung in Daressalam vom 10. Juni 1899.

Das Echo ist das Organ der Deutschen im Auslande.

„Das Echo", welches im 18. Jahre erscheint, betrachtet es insbesondere als seine Aufgabe, dem Leben u. Treiben der Deutschen im Auslande die liebevollste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es wird daher

jeder Deutsche im Auslande gebeten, seine Adresse

der Verlagsbuchhandlung J. H. Schorer G. m. b. H. in Berlin SW., Wilhelmstrasse 29, gefl. anzugeben, damit dieselbe Gelegenheit hat, eine Probe-Nummer umsonst und portofrei zu übersenden.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungs-Spediteure in Deutschland zum Preise von 3 Mark vierteljährlich entgegen; in den übrigen Ländern zu den landesüblichen Preisen. — Direkt von der Verlag buchhandlung **J. H. Schorer G. m. b. H. in Berlin SW., Wilhelmstrasse 29,** unter Kreuzband bezogen, kostet *„Das Echo"* vierteljährlich 4 Mark 50 Pf., halbjährlich 9 Mark, ganzjährig 18 Mark Bei Versendung unter Streifband empfiehlt es sich, möglichst ganzjährige Abonnements aufzugeben.

In das Abonnement kann jederzeit eingetreten werden, und wird das „Echo" vom Tage der Bestellung ab gegen Einsendung des entfallenden Betrages auf beliebig lange Zeit direkt vom Verlag oder durch jede Buchhandlung geliefert.

Wer Export-Geschäfte machen will, benutzt „Das Echo"

Zeilenpreis 60 Pfg. Inserat-Berechnungen kostenlos. „DAS ECHO" — das Organ der Deutschen im Auslande — hat im Auslande die weitaus grösste Verbreitung von allen in deutscher Sprache erscheinenden Wochenblättern. Manche Nummer enthält 60 bis 94 Seiten Anzeigen. Direkt wegen seines ausführlichen Anzeigenteils wird es von übersoeischen Importeuren aller Nationen gelesen. Für Export-Anzeigen ist es unentbehrlich. Während seines 18jährigen Erscheinens ist es geworden

Das Export-Fachblatt der deutschen Industrie.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.*)

Inhalt des Novemberheftes:

Seite

Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald von Rudolph Stratz (Forts. folgt) 241
Auf der Werft. Eindrücke und Bilder von Alfred Blechschmidt und Ernst Foerster. Mit Liebhaberaufnahmen von E. Foerster und anderen 273
Bei den Oberammergauern. Von Alfred Holzbock 289
Dolomiten. Gedicht von Olga von Gerstfeldt. Mit Vignette 295
Längs der sibirischen Bahn. Von Dr. Kurt Boeck-Dresden. Mit vierzehn Illustrationen in Tondruck nach teilweise vom Verfasser aufgenommenen Photographien 296
Lösch' aus das Licht... Gedicht von A. von Berchthold. Mit Vignette . 310
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Begegnungen mit Emanuel Geibel. Von *,** 311
Eine Luftreise ins Obotriterland. Von Dr. P. Grabein. Mit sechs Abbildungen nach Originalaufnahmen . . 315
Glocken. Gedicht von Gustav Falke. Mit einer Zeichnung von Fidus . . 324
Franja, die Magd. Novelle von Manuel Schniper 325
Zuspruch. Gedicht von Fritz Döring. Mit Vignetten 336
Sterne an Wiener Bühnen. Von M. Jean de Rasé. Mit elf Abbildungen nach Photographien 337
Spruch. Von A. Stier 344
Neues vom Büchertisch. Von Heinrich Hart 345
Indischer Spruch. Von Maximilian Bern 349
Zu unsern Bildern. Von H. v. S. Mit acht Abbildungen „Modernes Porzellan" 350

Seite

Kunstbeilage:

Hirtin. Nach dem Gemälde von P. W. Keller-Reutlingen. Faksimiledruck. Titelbild.

Einschaltbilder:

Von de Waterkant. Bronze von Robert Hannig. Tondruck . . . . zw. 256 u. 257
Salome. Nach dem Gemälde von Juana Romani. Tondruck . . . . zw. 272 u. 273
Übermut. Nach dem Gemälde von J. Beşin zw. 288 u. 289
Fasanenjagd. Nach dem Gemälde von Chr. Kröner. Tondruck . . . . zw. 312 u. 313
Studienkopf. Von Walter Tiemann. Tondruck . . . . . zw. 328 u. 329
Buchenwald. Nach dem Gemälde von Peter Paul Müller. Tondruck . . zw. 336 u. 337

Selbständige Textbilder, Studien, Skizzen etc.:

Libellenfigur für elektrische Beleuchtung. Entworfen von Albert Mayer-Geislingen 244
Vase in Elfenbein. Entwurf von Albert Mayer-Geislingen 245
Musizierende Knaben. Nach der Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina 249
Aus Carl Gehrts Skizzenbuch 253
Friedrich der Große. Von Joseph Uphues 261
Russischer Händler. Nach der Studie von Rudolph Barth 265
Nero. Nach dem Gemälde von C. von Piloty 269
Aus D. Chodowieckis Skizzenbuch . . 333

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Zehnter Band. Nr. 3.

Der Roman eines Bauernjungen. Von Moritz von Reichenbach. (Schluß folgt.)

*) In der 1899. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter **Nummer 7637** eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inserate

1/1 Seite ℳ 150,—, 1/2 Seite ℳ 80,—, 1/4 Seite ℳ 45,—, 1/8 Seite ℳ 28,50, 1/16 Seite ℳ 15,—, 1/32 Seite ℳ 10,—.
6 mal: ℳ „ ½ Jahres- „ „ „ 72,—, „ „ „ 50,—, „ „ „ 26,—, „ „ „ 13,50, „ „ „ 9,—.
12 mal: ℳ „ Abonnement „ „ „ 64,—, „ „ „ 45,—, „ „ „ 23,50, „ „ „ 12,—, „ „ „ 8,—.

Jahres-Abonnement für 1/2 Seite, also in 12 Heften hintereinander, **800 Mk.** Vorzugs- und Umschlagseiten nach besonderer Vereinbarung. **Zeilenpreis** für die dreigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum **60 Pfennig.** — Heirathsgesuche oder andere zweifelhafte Anzeigen werden nicht aufgenommen. — **Anzeigen** für das nächste Heft müssen bis zum 12. November 1899 in unsern Händen sein und sind zu adressieren an **Velhagen & Klasing, Abteilung für Inserate, Leipzig.**

Für die Anzeigen verantwortlich: **Chr. Pröß** in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. **Druck von Fischer & Wittig** in Leipzig.

Digitized by Google

Schnelligkeit
ist
die
Signatur
unserer
Zeit.

Keine Stadt, kein Dorf, kein Haus ohne Dr. Oetkers Fabrikate! Der Grundsatz, nur das Beste zu bringen, wird von allen Damen anerkannt.

Dr. Oetkers Backpulver à 10 Pf. macht die Kuchen, Klösse und Pfannkuchen sehr locker und infolgedessen sehr leicht verdaulich.

Als Nachspeise, speciell für Kinder, sind Dr. Oetkers Pudding-Pulver ausserordentlich praktisch zu verwenden.

Das Vanille-Aroma erhält man in reinster Güte durch Dr. Oetkers Vanillin-Zucker à 10 Pf.

Das Schimmeligwerden der eingemachten Früchte verhindert man durch Dr. Oetkers Salicyl, auf 10 Pfund ein Päckchen à 10 Pf.

Dr. A. Oetker,
Apothekenbesitzer.
Bielefeld.

Digitized by Google

Rudolph Hertzog

Gründung 1839. **Berlin C.** Breitestrasse 15.

Damen-Konfektion.

Schwarze Jacketts aus Curl, Bouclé, Eskimo, Double, Ripe, Velours du Nord u. Matelassé. **7, 9.50, 13** b. **140** M.

Schwarze Jacketts für Frauen mit besonderer Hüftenweite. **36, 37, 52, 65** M. bis **70** M.

Farbige Jacketts aus Curl, Bouclé, Eskimo u. Double **9,50** M., **13** M. **50** Pf., **15** M., **18** M., **20** M. bis **170** M.

Krimmer- u. Astrachan-Kragen gefüttert. **3,75, 5,50, 6,25, 9, 11** M. bis **45** M.

Schwarze Kragen u. Umhänge aus Curl, Diagonal, Tuch, Matelassé **7** M. **50** Pf., **11** M. **50** Pf., **14** M. bis **140** M.

Schwarze Sammetkragen glatt und mit Besatz. **16,50** M., **19, 24, 25, 27** M. bis **215** M.

Farbige, karrierte Kragen aus Velours- u. Cheviot-Stoffen. **9** M. **50** Pf., **14** M., **15** M. bis **57** M.

Einfarbige Kragen in den neuesten Façons aus Tuch, Double und Eskimo. **27** M., **36** M., **47** M. bis **89** M.

Regen- und Gummi-Mäntel aus Beige, Loden, Cheviot, Coating. Paletot- u. Pelerinen-Form. **15** M. **50** Pf., **18** M. bis **54** M.

Halblange Paletots schwarz und farbig, hinten anschliessend, sowie ganz lose. **28** M., **45** M., **90** M. bis **170** M.

Winter-Mäntel aus Velours, Carlstoff, Double, Eskimo, Paletot- u. Pelerinen-Form. **21** M., **23** M., **27** M., **30** M. bis **81** M.

Abend-Mäntel aus Tuch, Kammgarn, Damassé, in den neuesten Mustern und Farben. **17** M. **50** Pf., **22** M., **28** M. bis **135** M.

Wollene Jackett-Kostüme aus Cheviot, Covert-Coat, Tuch etc. **19** M., **25** M., **37** M., **40** bis **100** M.

Wollene Blusen-Kostüme. Schwarz und farbig, Tuch, Cheviot, Covert-Coat, Crepon etc. **31** M., **33** M. bis **65** M.

Radfahr-Kostüme aus Loden, praktische Form, Jackett oder Bluse, Rock und Beinkleid. **30, 32, 35** u. **38** M.

Pelz-Capes und Jacketts in neuester Form aus Seal-Kanin, Seal-Bisam, Persianer etc. **25 Mark, 30** M., **50** M. bis **850** M.

Damen-Pelz-Mäntel aus Fonlé, Tuch, Ripe u. Kammgarn mit Futter u. Besatz jeder Art. **68, 80** bis **180** M.

Herren-Pelze aus Düffel und Eskimo mit Futter und Besatz jeder Art, Bisam, Sealskin, Nerz etc. **150, 160** bis **800** M.

Kleiderröcke aus **Loden, Cheviot, Krepp, Tuch, Merrelleux, Moiré etc.** **15** M., **16** M., **16** M. **50** Pf., **18** M., **20** M., **22** M. bis **53** M.

Fertige Blusen und Blusenhemden in Baumwolle, Wolle und Seide.

Konfektion für Knaben und Mädchen.

Kinderkleider für Knaben und Mädchen aus guten, wollenen Cheviots und Fantasiestoffen. Alter 1—5 Jahr. **5** M. bis **30** M.

Hängekleider für Mädchen. Aus Barchent, sowie aus glatten u. gemusterten Wollstoffen u. Plüschen. Alter 1—6 Jahr. **1** M. **20** Pf., **2** M., **3** M., **4** M. bis **20** M.

Baby-Mäntel. Hänger. Aus ganzwollenen Tuchstoffen mit Wollfutter. 1—5 Jahr. **5** M. bis **24** M.

Kinder-Jacketts. Aus wollenen Carlstoffen, Eskimos und Covert-Coats. Mit u. ohne Pelzbesatz. Alter 1—12 Jahr. **4** bis **24** M.

Wollene Kinderkleider Aus glatten und gemusterten Wollstoffen. Alter 5—12 Jahr. **8** M. bis **33** M.

Backfischkleider. Neue Façons Aus ganzwollenen Cheviots und gemusterten Stoffen. Alter 12—16. **16** M. bis **40** M.

Kinder-Mäntel u. Paletots. Aus Carlstoffen, Double u. Eskimos. Alter 2—12 Jahr. **8** M. bis **33** M.

Backfisch-Jacketts. Aus wollenen Carlstoffen, Eskimos, Doubles, Covert-Coats. Brustweite 38—42. **11** M. **50** Pf. bis **44** M.

Knaben-Jacken u. Blusenanzüge. Aus wollenen Cheviots, Kammgarn etc. Alter 2 bis 12 Jahr. **4** M. bis **24** M.

Schul-Anzüge. Jackett, Hose und Weste, aus einfarbigen und gemusterten Cheviots. Alter 10—16 Jahr. **16** M. bis **25** M.

Kittel- u. Joppen-Anzüge. Aus wollenen Cheviots, Lodenstoffen etc. Alter 2—12 Jahr. **7** M. bis **20** M.

Knaben-Paletots u. Peler.-Mäntel. Aus wollenen Cheviots, Eskimos, Covert-Coats. Alter 2—12 Jahr. **7** M. bis **27** M.

Einzelne Knaben-Hosen, sowie wollene Knaben-Blusen in allen Grössen.

Preislisten-, Proben und alle Aufträge von 20 Mark an franko.

Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 4. Dezember 1899.

Redaktion in Berlin W., Steglitzerstraße 53.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Monatlich ein Heft zum Preise von 1.50 ℳ — Der Jahrgang von 12 Heften 18 ℳ.

Digitized by Google

30 Goldene u. Silberne Medaillen

Gegründet 1826

Suchard's

reine

Drei hervorragende Nahrungsmittel

wie Cacao, Zucker und Milch

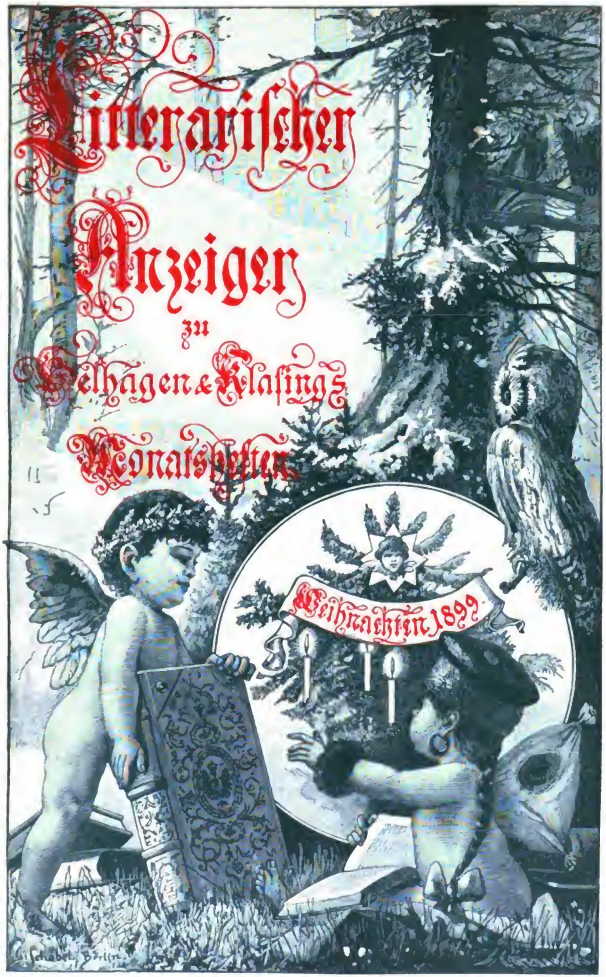
sind die ausschliesslichen Bestandteile von Suchards Alpenmilch-Chocolade. Cacao, eine der nahrkräftigsten Früchte der Tropen und der gesamten Pflanzenwelt, Zucker, der bewährte Muskelerzeuger und Kraftspender, und reine, nicht abgerahmte Milch aus den ersten Sennereien der Schweizeralpen, gehen zusammen eine der lieblichsten Verbindungen ein und ergeben ein Produkt, dessen grosser Nährwert, dessen hygieinische Eigenschaften und vielseitige Vorzüge auch nur annähernd von keinem andern Nahrungsmittel erreicht werden können. Suchards Milchchocolade eignet sich besonders zum Rohessen; sie wird sich indes nicht nur Touristen, Reisenden und Radfahrern, sondern allen Freunden und Freundinnen eines ausgezeichneten Frühstücks oder Desserts beliebt und unentbehrlich machen.

Schweizer

Alpenmilch-

Chocolade.

Digitized by Google



Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Als = XIX. Band = (mit 622 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 44 Illustrationstafeln) erschien soeben das

Erste Jahres-Supplement
zu
Meyers Konversations-Lexikon.

Vermöge ihrer eigenartigen Einrichtung und Bearbeitung entsprechen die **Jahres-Supplemente** zu **Meyers Konversations-Lexikon** vollkommen der Bestimmung, das abgeschlossene **Hauptwerk bis auf die unmittelbare Gegenwart fortzuführen.** Somit darf Meyers Konversations-Lexikon nicht nur den berechtigten Anspruch erheben, auch weiterhin das

neueste, reichhaltigste und vollständigste Konversations-Lexikon

zu sein, sondern mit der archivalischen Aufstapelung, peinlichsten Sichtung und klaren Anordnung des vielseitigen Stoffes, mit der Festhaltung der markantesten Erscheinungen unserer Tage in bildlicher Darstellung ist auch zugleich eine umfassende, wertvolle

= Encyklopädie des Jahres =

geschaffen worden für alle, welche über die treibenden Kräfte und Strömungen ein klares Urteil gewinnen, sich über die Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Könnens und die Ereignisse der jüngsten Zeit unterrichten wollen.

Weltgeschichte.

Herausgegeben von Dr. **Hans F. Helmolt.**

Mit 27 Karten und 173 Tafeln in Farbendruck ꝛc.

8 Halblederbände zu je 10 Mark.

Die neuen Gesichtspunkte, die den Herausgeber und seine Mitarbeiter — Fachgelehrte von Ruf — geleitet haben, sind: 1) die Einbeziehung der Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit in den zu verarbeitenden Stoff, 2) die ethnographische Anordnung nach Völkerkreisen, 3) die Berücksichtigung der Oyeane in ihrer geschichtlichen Bedeutung und 4) die Abweisung irgend welches Wert-Maßstabes, wie man solchen bisher zur Beantwortung der unmethodischen Fragen Warum? und Wohin? anzulegen pflegte.

Deutsches Volkstum.

Herausgegeben von Professor Dr. **Hans Meyer.**

Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt ꝛc.

In Halbleder gebunden 15 Mark.

Durch die Kämpfe von 1813 und 1870 gewann der Deutsche Nationalbewußtsein, gewann er Nationalstolz. Daraus mag sich das Interesse erklären, das man gerade in den letzten 30 Jahren der Frage „Was ist deutsch?“ entgegengebracht hat, freilich weniger den Ursachen als den Wirkungen des deutschen Volkstums, weniger den Gründen als den Erscheinungen und Erzeugnissen. Erst Professor Dr. Hans Meyer nahm sich vor, mit Unterstützung hervorragender Fachmänner jene beiden Seiten des deutschen Volkstums zu erforschen, das deutsche Volkstum möglichst vollkommen zur Darstellung zu bringen.

Geschichte der Italienischen Litteratur.

Von Dr. **Berthold Wiese** und Professor Dr. **Erasmo Percopo.**

Mit 158 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt ꝛc. und 8 Faksimile-Beilagen.

In Halbleder gebunden 16 Mark.

Deutsche Litteratur-Geschichte.

Von Prof. Dr. **Friedr. Vogt** u. Prof. Dr. **Max Koch.**

Mit 126 Textbildern, 59 Tafeln in Farbendruck ꝛc.

In Halbleder gebunden 16 Mark.

Englische Litteratur-Geschichte.

Von Professor Dr. **Richard Wülker.**

Mit 162 Textbildern, 36 Tafeln in Farbendruck ꝛc.

In Halbleder gebunden 16 Mark.

Mit wissenschaftlicher Gediegenheit der auf gründlichster Forschung beruhenden Darstellung, die in geschmackvoller Form die wesentlichsten Ergebnisse der neuesten Forschungen dem Leser zum ästhetischen Genusse darreicht, ist in unserer „Sammlung illustrierter Litteraturgeschichten“ die strengste Rücksicht auf das Verständnis weitester Kreise verbunden: alle nur für Gelehrte anziehenden Streitfragen bleiben unerwähnt, und sorgfältige Inhaltsangaben aller wichtigeren unter den besprochenen Werken ersetzen dem Freunde der Dichtung die zeitraubende eigene Lektüre. Die geschickt ausgewählten und künstlerisch wertvollen Illustrationen bilden keinen äußerlichen Schmuck, sondern einen wesentlichen Bestandteil der Darstellung: sie dienen nicht nur zur Belebung, sondern ebenso sehr zum besseren Verständnis des fesselnd geschriebenen Textes und stehen mit diesem in engster Verbindung.

Der Weihnachtskatalog des Bibliographischen Instituts wird gratis zugesandt.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1900.

Auf 365 Tagesblättern über 600 Landschafts- und Städteansichten, Architekturbilder, Denkmäler, Porträts, Autographen, Siegel-, Münzen- und Wappenbilder nebst beschreibendem Text, Abbildungen merkwürdiger Gegenstände, geschichtliche Tagesnotizen; astronomische Angaben und eine Jahresübersicht.

Zum Aufhängen als Abreisskalender eingerichtet. = Preis 2 Mark. =

Meyers Hand-Atlas.

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 113 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und vollständigem Register aller auf den Karten befindlichen Namen.

In Halbleder gebunden 18 Mark 50 Pfennig.

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. **Fr. Ratzel.**

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Mit 1105 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt.

2 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark.

Brehms Tierleben.

Kleine Ausgabe für Volk und Schule.

Zweite, neubearbeitete Auflage von **Richard Schmidtlein.**

Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Tafeln in Farbendruck.

3 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark.

Das Weltgebäude.

Eine gemeinverständliche Himmelskunde von Dr. **M. Wilhelm Meyer.**

Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Farbendruck, Heliogravüre und Holzschnitt.

In Halbleder gebunden 16 Mark.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon.

Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mehr als 80,000 Artikel und Nachweise auf 2700 Seiten Text mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 selbständige Textbeilagen.

8 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark.

Meyers Klassiker-Ausgaben.

Feiner Liebhaber-Einband. — Schöne Ausstattung. — Kritische Bearbeitung.

Arnim, herausgegeben v. J. Dohmke. 1 Band in Leinwand geb. 2 Mk.	**Hebbel,** herausgegeben von K. Zeiß. 4 Bände in Leinw. geb. 8 Mk.	**Ludwig,** herausg. von O. Schweizer. 3 Bde. in Leinw. geb. 6 Mk.
Brentano, herausgeg. v. J. Dohmke. 1 Band in Leinw. geb. 2 Mk.	**Heine,** herausgegeben von E. Elster. 7 Bände in Leinw. geb. 14 Mk.	**Novalis u. Fouqué,** v. J. Dohmke. 1 Bd., 2 Mk.
Bürger, herausgegeben v. A. Berger. 1 Band in Leinwand geb. 2 Mk.	**Herder,** herausgeg. von Heinr. Kurz. 4 Bände in Leinw. geb. 10 Mk.	**Platen,** hrsg. v. Wolff u. Schweizer. 2 Bände in Leinw. geb. 4 Mk.
Chamisso, hrsg. von Heinr. Kurz. 2 Bände in Leinw. 4 Mk.	**Hoffmann,** hrsg. von O. Schweizer. 3 Bde. in Leinwand 6 Mk.	**Rückert,** herausgeg. von G. Ellinger. 2 Bände in Leinw. geb. 4 Mk.
Eichendorff, herausg. v. A. Diehe. 2 Bde. in Leinw. 4 Mk.	**Kleist,** herausgeg. von Heinr. Kurz. 2 Bände in Leinw. geb. 4 Mk.	**Schiller,** hrsg. von C. Bellermann. 8 Bde. in Leinw. geb. 16 Mk.
Gellert, herausgeg. v. A. Schullerus. 1 Band in Leinwand geb. 2 Mk.	**Körner,** herausgeg. von K. Zimmer. 2 Bde. in Leinw. geb. 4 Mk.	**Tieck,** herausgegeben von G. L. Klee. 3 Bände in Leinw. geb. 6 Mk.
Goethe, herausgeg. von Heinr. Kurz. 12 Bde. in Leinw. geb. 30 Mk.	**Lenau,** herausgegeben von C. Hepp. 2 Bände in Leinw. geb. 4 Mk.	**Uhland,** herausgeg. von L. Fränkel. 2 Bände in Leinw. geb. 4 Mk.
Hauff, herausgeg. von M. Mendheim. 3 Bde. in Leinwand geb. 6 Mk.	**Lessing,** hrsg. von F. Bornmüller. 5 Bde. in Leinw. geb. 12 Mk.	**Wieland,** herausg. v. Heinr. Kurz. 3 Bde. in Leinw. geb. 6 Mk.

= Ausführliche Prospekte kostenlos durch jede Buchhandlung. =

Digitized by Google

Meinen diesjährigen, elegant ausgestatteten, illustrierten

Weihnachtskatalog

der eine Erzählung von Nataly von Eschstruth und ein vollständiges Kalendarium enthält, stelle ich Bücherliebhabern umsonst und portofrei zur Verfügung.

Jena. **Hermann Costenoble,** Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschienen:

Johann Friedrich Oberlin.

Ein Lebensbild von **Armin Stein** (G. Nietschmann).

Broschiert Mk. 2,70; in Geschenkband Mk. 3,40.

Verlag von

Eugen Strien in Halle (Saale).

Wertvolle Festgeschenke aus dem Verlage von Carl Gerold's Sohn in Wien I, Barbaragasse 2.

Beck v. Mannagetta, Prof., Alpenblumen des Semmeringgebietes. (Schneeberg, Rax- u. Veitschalpe, Schieferalpen, Wechsel, Stuhleck rc.) Feinst kolloriert. Eleg. gebd. M. 6.—.

Christomanos, Dr. C., Das Achillesschloß auf Korfu. Prachtwerk. Quer-4°. Reich illustriert. 14 Vollbilder in Friedruck, 10 Ansichten im Text rc. Eleg. kart. M. 10.—.

Encyklopädie des gesamten Eisenbahnwesens. Alphabetisch. Herausgeg. von Dr. V. Röll. 163 Mitarb. (7 Bde. 8686 S. Text). Lex.-8°. 5356 Artikel, 2213 Holzschn., 89 lithogr. Taf u. 18 Eisenbahnkarten. Brosch. M. 70.—, 7 Halbfranzbde. M. 84.—.

Falke, J. v., Die Kunst im Hause. Geschichtl. u. kritisch-ästhet. Studien über die Dekoration u. Ausstattung der Wohnung. Prachtausgabe. 4. Aufl. Mit 6 Farbendruckbildern, 50 Lichtbildern und Tondruckplatten u. 220 Holzschn. 4°. Lwdbd. M. 26.—, Lederbd. M. 35.—, Volksausgabe 6. Aufl. Lwdbd. M. 9.80.

Feuerbach, A., Ein Vermächtnis. 4. Auflage. Mit einem Selbstbildnis in Photogravüre. Leinwandband M. 7.—.

Fischer, L. H., Die Technik der Aquarellmalerei. 7. Aufl. Mit 18 Text-Illustrationen. 15 Illustrationen in Farbendruck, 1 Papiermuster- und 2 Farbenprobentafeln. Kart. M. 5.—.

Fischer, L. H., Die Technik der Ölmalerei. Mit 24 Abbild., 4 Farbendruckbildern (darunter 2 ganzseitigen nach Originalen von Olga Wisinger-Florian u. Prof. Groll), 2 Farbenproben und 1 Leinwandmustertafel. Eleg. kart. M. 7.20.

Ganglbauer, L., Die Käfer von Mitteleuropa. Die Käfer der österr.-ungar. Monarchie, Deutschlands, der Schweiz, des französischen und italienischen Alpengebietes. I. Band. Familienreihe Caraboidea. Mit 55 Holzschn. Halbfrabd M. 22.—. II. Band. Familienreihe Staphylinoidea. 1. Teil: Staphylinidae, Pselaphidae. Mit 38 Holzschn. Halbfranabd. M. 28.—. III. Band. Familienreihe Staphylinoidea. 2. Teil und Familienreihe Clavicornia. Mit 46 Holzschnitten. Halbfranzband M. 41.—. Das Werk wird 6 Bände umfassen.

Grimm, Marie, Die Kunst, den Haushalt zu führen. Briefe an eine Braut. Original-Leinwandband M. 2.—.

Habs u. Rosner, Appetit-Lexikon. Alphabetisches Hand- u. Nachschlagebuch über alle Speisen u. Getränke. 2. Aufl. Orig.-Lwdbd. M. 10.—. Ein originelles, elegantes und geistreiches Buch.

Hayek, Dr. G. v., Handbuch der Zoologie. 4 Bde. mit 3973 Holzschnitten. Elegant gebunden M. 24.—.

Kabilka, Pauline, Altdeutsche Sprüche zur Verzierung von Handarbeiten. 2. Auflage. M. 1.60.

Kraus, Fr., Höhlenkunde. Wege und Zweck der Erforschung unterirdischer Räume. Mit Berücksichtigung der geogr., geol., physik., anthrop. u. techn. Verhältnisse. Lex.-8°. Mit 155 Text-Illustr., 3 Karten und 3 Plänen. Gebunden M. 13.—.

Lotheissen, F., Geschichte der französischen Litteratur im XVII. Jahrhundert. 2. Aufl. 2 starke Leinwandbände. M. 35.—.

Struwwelpeter, der ägyptische, Bilderbuch 4°. 16 Tafeln in feinstem Farbendruck mit lustigem Text. Kart. M. 2.—.

Tagebuch. Blätter aus Zeit und Leben. 6. Auflage. Leinwandbdb. mit Rotschnitt M. 3.—, Lederband mit Goldschnitt M. 6.—.

Weinhold, Dr. C., Die deutschen Frauen im Mittelalter. 3. Auflage. 2 Leinwandbände. M. 19.—.

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre.

Von einem thüringer Landpfarrer. (D. H. Gebhardt.)

3. Aufl. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Das Buch bietet eine außerordentliche Fülle der treffendsten Urteile, der feinsten Gedanken. Die Beobachtungsgabe des Verfassers ist oft geradezu frappant, sein Scharfblick in Zurückführung der Erscheinungen auf ihre verborgenen Grundursachen oft überraschend und ergötzlich, die Sprache durchsichtig klar, knapp, natürlich, bezeichnend, so daß das Lesen ein Genuß ist".

Verlag von Gustav Schloeßmann in Gotha.

Paul Heyse, Die Macht der Stunde. — Urout. Illustriert von **Fritz Reiß.** Geb. 2 M., in Lederbd. 3.50 M.

— **Meden. — Er soll dein Herr sein.** Illustriert von **René Reinicke.** Geb. 2 M., in Lederbd. 3.50 M.

— **Männertreu. — Der Sohn seines Vaters.** Illustriert von **K. Langhammer.** Geb. 2 M., in Lederbd. 3.50 M.

— **Abenteuer eines Glaubenskämpfers.** Illustriert von **Carl Zopf.** Geb. 2 M., in Lederbd. 3.50 M.

— **Verrathenes Glück.** Illustriert von **Carl Zopf.** Geb. 2 M., in Lederbd. 3.50 M.

Peter Rosegger, Das ewig Weibliche. Illustriert von **E. Klein.** Geb. 2 M., in Lederbd. 3.50 M.

— **Alpengeschichten.** Illustriert von **Fritz Reiß.** Geb. 1 M., in Lederbd. 2.50 M.

— **Durch!** Neue Geschichten aus den Alpen. Illustriert von **Fritz Reiß.** Geb. 1 M., geb. 2.50 M.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Digitized by Google

❖ ❖ ❖ **Carl Haushalter**, Verlagsbuchhandlung, **München.** ❖ ❖ ❖

Ein lustig Buch für die Jugend.

Schneider Muck
und andere Geschichten
von **Paul Thiem.**
Elegant gebunden Mk. 1.50.

Es ist so schwer der schulpflichtigen Jugend, die keine Bilderbücher mehr will, humoristische, harmlose und zugleich künstlerisch gerechtfertigte Jugendlichkeiten zu verschaffen. Jedenfalls ist hier der Jugend eine Perle prächtigen Humors geboten. Dieses Büchlein wird bald von Jung und Alt gelesen werden.

Vom gleichen Verfasser erschien:

Lustiges und Übermütiges.

Kleine Skizzen und Novellen.
Elegant gebd. M. 3.—.

Dem deutschen Volke ist in Paul Thiem, dem Verfasser der allbekannten Kunstbroschüre „Kunstverständnis und vornehme Leute", endlich wieder ein Humorist von Gottes Gnaden gegeben worden. — Ein kleines aber wertvolles Buch in unsrer ernsten Zeit. Mag aber der Humor und die Laune noch so tolle Sprünge machen, überall findet der denkende Leser dem Philosophen und den Künstler; der Verfasser ist Maler und Schriftsteller zugleich.

Coßmann, Paul Nicolaus,
Aphorismen.

Klein 8°. In Pergament mit Rotschnitt.
Preis 2 Mark.

Die „Aphorismen" sind wohl das Originellste, was jemals litterarischen Feinschmeckern in dieser Form geboten wurde. — Hinter der Satire verbirgt sich heiliger Ernst der vornehmsten Gesinnung. Die Ausstattung ist gleichfalls originell und elegant, so daß das Büchlein als Geschenk sich vorzüglich eignet.

Marie Beeg,
Das Kränzchen in der Küche.

Kochbuch in Versen für junge Mädchen.
Elegant gebunden Mark 2.20.

Mit diesem reizenden Büchlein bringt die allbeliebte Jugendschriftstellerin und Künstlerin eine Gabe so recht erfreuend für die junge Mädchenwelt. Das Büchlein enthält in erster Linie Backwerke und Süßigkeiten für „Mädchenkränzchen".

Ein willkommenes, zugleich praktisches Weihnachtsgeschenk für jeden Deutschen bildet:

Der praktische Rechtsbeistand.

Ein Führer durch das
Neue bürgerliche Gesetzbuch
mit einem übersichtlichen Sachregister.

Herausgegeben von
Landgerichtsrat Dr. Fr. Schierlinger.

V.—X. Tausend.

Preis eleg. geb. Mk. 1.50.

Die **Akad. Monatsschrift** bringt in Nr. 177 vom 30. XII. 98 folgende Empfehlung:

„Unter der Sachflut der Bürgerlichen Gesetzes-Litteratur drängt sich bei uns ein bescheidenes Büchlein auf, das auf 136 Seiten in meisterhafter Weise uns den ganzen gewaltigen Stoff vorführt. Wir möchten das für jeden Deutschen brauchbare und unentbehrliche Büchlein vor allem dem Studenten und jüngeren praktischen Juristen empfehlen, dem dadurch das Studium der einzelnen Materien ungeheuer erleichtert wird. Dieser Rechtsbeistand ist ein richtiges Kollegienheft, das die Essenz des ganzen neuen Rechtes enthält, und bestens durchgearbeitet erscheint. Auf jeder Seite sind die Verweisungen auf die einschlägigen Paragraphen, so daß Materie um Materie nach Zeit und Muße bequem und anregend zugleich studiert werden kann. Dazu kommt eine große Anzahl von praktischen Beispielen, die neben dem volkstümlich, klar und einfach gehaltenen Stil den praktischen Verfasser bekunden, der ein feiner, erprobter und schriftstellerisch sehr versierter Jurist ist. **Alles in allem: Die beste und billigste Ausgabe, die bisher erschienen ist und in diesen Eigenschaften auch kaum erreicht werden wird.**"

Digitized by Google

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Werke von August Sperl:

Die Fahrt nach der alten Urkunde.

Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechts.

Vierte Auflage. Geh. 4 M. 50 Pf.

„Form und Inhalt verbindet sich hier zur schönsten Harmonie; der Leser, durch künstlerische Vorzüge der Darstellung gefesselt, gibt sich willig auch dem sittlichen Eindruck des Werkes hin, das unter der Menge unserer heutigen, meist nur nach augenblicklicher Erregung und Unterhaltung haschenden Erzählungen eine in hohem Grad erfreuliche Ausnahme bedeutet." Prof. Dr. Franz Munder.

Die Söhne des Herrn Budiwoj.

Eine Dichtung.

Zwei Bände. 1. und 2. Auflage.

Geh. 10 M.; geb. 12 M.

Aus den Besprechungen:

Heinrich Hart („Welt. u. Klaf. Monatshefte") schreibt: „Es giebt wenige Romane, die man dem deutschen Volke als ein Hausbuch, von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben, empfehlen kann. Die Söhne des Herrn Budiwoj sind ein solches Buch; jedem, den Jungen wie den Alten, bietet es etwas, und sein Schatz von dichterischer, nationaler und seelischer Anregung ist so leicht nicht auszuschöpfen." — **Max Borberg** („Kreuzzeitung"): „Seit Konrad Ferdinand Meyer hat kein Erzähler so unmittelbar und tief in Anschauung und Geist einer weit entlegenen Zeit einzuführen vermocht." — **Friedrich von Oerten** („Christliche Welt"): „Endlich wieder einmal ein geschichtlicher Roman, der den an diese Dichtungsform zu stellenden Bedingungen entspricht! ... Seit Scheffels Ekkehard verdienen wenige Werke unter den vielen das hier ausgesprochene Lob." — Ähnlich sagt Dr. **Robert Koenig** („Daheim"), „daß Gustav Freytag auf dem Gebiet des historischen Romans in August Sperl ein würdiger Nachfolger erschienen sei." — Die **„Grenzboten"** stehen nicht an, die Söhne des Herrn Budiwoj für einen der besten historischen Romane zu erklären, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind. — Prof. Dr. **Alfred Biese** (Coblenz) findet einen wundersamen Zauber über diese Kunstschöpfung gebreitet. „Der Dichter macht sich überall geltend, der Dichter voll Phantasie, voll Geist, voll Kraft."

Fridtjof Nansen.

Ein Sang.

1. und 2. Abdruck.

Geheftet 3 M. 50 Pf.; gebunden 4 M. 50 Pf.

Aus den Besprechungen:

„Eine nordische Odyssee ... in prächtigen Versen und tiefsinniger Sprache, die geheimnisvoll wie die Gegenden, die sie besingt, an unser Ohr und unsere Phantasie sich wendet."

Dr. Rd. Maltzahn („Düsseld. Ztg.").

„Das Epos ist so reich an Schönheiten aller Art, daß wir nicht wissen, ob wir der landschaftlichen Schilderung der wundersamen Heimat Nansens oder der ergreifenden Darstellung der wechselnden Stimmungen seines Helden den Vorzug geben sollen. Wenn ein Goethe sein eigenes Sehnen, Suchen und Ringen im „Faust" niedergelegt hat, so fühlen wir es auch Sperl nach: er bietet uns sein Eigenes und zwar das Beste, was er mitteilen kann."

„Allg. Ztg."

„Verständnis und Liebe für Heldengröße hat den Dichter begeistert und eine große ideale Weltanschauung ist der Hintergrund, von dem sich seine Helden abheben."

„Christl. Welt".

„Ein Werk von hoher poetischer Kraft, von reichem Gemüt und philosophischer Tiefe."

„Leipz. Ztg."

„Mit diesem Sange bewährt sich Sperl als ein gottbegnadeter Dichter, der die von seinem Helden im Herzen getragenen Ideale in der eigenen Brust empfindet und ihnen einen begeisterten, formvollendeten Ausdruck verleiht."

„Münch. Neueste Nachr."

C. E. Ries:

Novellen vom Genfer See.

2. Aufl. Geh. 3 M.; eleg. geb. 4 M.

Der Schnitter und andere Märchen.

Geh. 3 M. 50 Pf.; eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Märchen für Kinder

im Alter von 8 bis 14 Jahren.

Mit farbigem Umschlag und 4 Bildern im Text von **Hermann Neuhaus.** Gebunden 2 M. 20 Pf.

Die Schriften von Frl. C. E. Ries offenbaren eine seltene Begabung, die es reichlich verdient, inmitten der Erzeugnisse der neuesten Litteratur volle Beachtung zu finden! Über die „Novellen vom Genfer See" schrieb **Paul Heyse** der Verlagshandlung: „Mit lebhaftem Interesse habe ich die „Genfer Novellen" von Frl. Ries gelesen, sehr angezogen durch die natürliche Frische und Munterkeit des Stils, der von aller Manier frei ist und zuweilen, ohne alle Nachahmung, an die Leichtigkeit französischer Konversation erinnert. Ich weiß nicht, ob diese Novellen Erstlingsarbeiten sind, möchte es aber fast glauben, da der Name der Verfasserin mir zum ersten Male begegnet. Um so merkwürdiger wäre dann die sichere Beherrschung aller novellistischen Kunstmittel, die Feinheit der immer mit wenigen Strichen charakterisierenden Hand und die maßvolle Klarheit im Ausmalen landschaftlicher Stimmungen und Hintergründe. Was die Erfindung betrifft, steht „Jeanne Guignon" hinter der „Famille Mounot" zurück, so fesselnd auch sie erzählt ist. Die zweite Geschichte aber ist auch in Hinsicht auf die Handlung selbst höchst vortrefflich und von ergreifender Steigerung."

Digitized by Google

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Dr. Ad. Matthias:

In 3. Auflage erschien soeben:

Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?

Ein Buch für deutsche Väter und Mütter.

Dritte Auflage.

Geheftet 3 M.; gebunden 4 M.

„Ein Buch voll gesunden Menschenverstandes und schlichter Weisheit, voll ernsten Sinnes und guter Laune." Prof. Dr. Paulsen („Voss. Ztg."). — „Das ist eben das Prächtige an dem Buche: es philosophiert und theoretisiert nicht, es trägt nicht verwässerte Allgemeinheiten vor, sondern in bunter Reihe und Fülle bringt es Bilder aus der Wirklichkeit. . . . Alles ist so schlicht, wie es wahr ist." Gymn.-Dir. Dr. Kreiſchmann („Lauz. Ztg.").

Gleichzeitig erschien neu:

Wie werden wir Kinder des Glücks?

Geheftet 3 M., gebunden 4 M. — — Soeben neu erschienen!

Inhalt: I. Wem gilt dieses Buch des Glücks? — II. Unser Glück und unsere Stellung zum Leben und zu unserer Zeit. — III. Glücksbegriff und Glücksempfindung. — IV. Glück und Temperament. — V. Glück und Stimmungen. — VI. Unser Glück und was die Leute sagen. — VII. Glück und konventionelle Formen. — VIII. Glück und Mode. — IX. Glück und Familie. — X. Das Glück und die Frauen. — XI. Glück und Geselligkeit. Einsamkeit und Gemeinsamkeit. — XII. Glück und Dienstboten. — XIII. Glück und Arbeit. — XIV. Glück und Besitz. — XV. Glück und Bildung. — XVI. Glück und Natur. — XVII. Glück und Reisen. — XVIII. Glück und Glaube. — XIX. Glück und Leid. — XX. Glück und Tod. — XXI. Suchen und Finden.

Ein Buch für das deutsche Haus:

Goethe.

Sein Leben und seine Werke

von

Dr. Alb. Bielschowsky.

In zwei Bänden.

Erster Band. Zweite Auflage. Mit einer Titelgravüre. 33 Bogen. In Leinwandbd. 6 M.; in ſ. Goldkalblederbd. 8 M.

Band II erscheint im Jahre 1900.

„Ein Werk, dessen Verfasser sich als Geistes- und Seelenverwandter des Dichters, den er uns . . . zu schildern unternimmt, auf jeder Seite, in jedem Satze, möchte ich sagen, legitimiert." **Friedrich Spielhagen.** — „Das treffliche Werk gehört zu der geringen Anzahl derjenigen Lebensbeschreibungen, die ihre Helden dem Leser in voller Lebensgröße mit Kraft und Anmut vorführen." Prof. Dr. **G. Wiſſowſki.** — „Der Verfasser versteht es, in der Seele des Dichters zu lesen." Prof. Dr. **Sieber.** — „Der Entwicklungsgang Goethes ist noch in keiner Biographie so verständnisvoll besprochen worden." Prof. **K. h. Weiten.** — „Ein seltenes, ein großes Werk." Dr. **Alb. Sexler.** — „Distinctly the best story of Goetho's life." **John G. Robertson.**

Zu festgeschenken ferner empfohlen:

Das Leben Michelangelos von **Ascanio Condivi.** Übersetzt und erläutert von Herm. Pemsel. Mit 9 Lichtdrucken. 1898. Geh. 5 M.; eleg. geb. 6 M. 50 Pf.

W. v. Christ: Geschichte der griechischen Litteratur bis auf die Zeit Justinians. Dritte Auflage. 1898. 60 Bogen. Geh. 16 M. 50 Pf.; geb. 18 M. 50 Pf.

Graf Pückheim: Lili's Bild, geschichtlich entworfen. Zweite Auflage, von Dr. A. Bielschowsky. Mit Porträt. Eleg. geb. 4 M.

J. Friedrich: Janus von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses. 3 Bände. I. u. II. Teil: 1799—1845. 1898/99. Geh. à 8 M.; geb. à 10 M. (Bd. III erscheint 1900.)

Fr. Hümmerich: Vasco da Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Mit Photogr. und 3 wiss. Beilagen. 1898. Geh. 6 M. 50 Pf.

Louise von Kobell: Münchner Porträts. Nach dem Leben gezeichnet. Geh. 3 M. 50 Pf.

Louise von Kobell: Unter den vier ersten Königen Bayerns. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen. Zwei Bände. Geh. 12 M.

M. Kronenberg: Kant. Sein Leben und seine Lehre. Geh. 5 M. 50 Pf.

M. Kronenberg: Moderne Philosophen. (I. H. Lotze. — II. F. A. Lange. — III. W. Jouffin. — IV. L. Feuerbach. V. Max Stirner.) 1898. Geh. 5 M. 50 Pf.

Karl Krumbacher: Geschichte der byzantinischen Litteratur. Zweite Auflage unter Mitwirkung von A. Ehrhard u. H. Gelzer. 1897. 76 Bogen. Geh. 24 M.; geb. 26 M. 50 Pf.

Benedictus Niese: Grundriss der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. 2. Auflage. 17 Bogen. Geh. 5 M.; geb. 6 M. 50 Pf.

A. v. Oettingen: Lutherische Dogmatik. Erster Band: Principienlehre. Geh. 8 M.; in Halbfranz 10 M. (Der II. (Schluß-) Band erscheint 1900.)

Robert Pöhlmann: Grundriss der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde. 2. Aufl. Geh. 5 M.; geb. 6 M 50 Pf.

Robert Pöhlmann: Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. (In 2 Bänden.) Erster Band: 391½ Bogen. Geh. 11 M. 50 Pf.; geb. 13 M. 50 Pf.

Robert Pöhlmann: Aus Altertum und Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen. 25½ Bogen. 8°. Geh. 7 M.

Herm. Pohr. v. d. Pfordten: Musikalische Essays. I.: Kunst und Dilettantismus. — Grundlagen der Gesangskunst. — Leonore im „Fidelio" und Elsa im „Lohengrin". Weber und Schumann als Schriftsteller. — Neue Folge: Das Nationale in der Tonkunst. — „Wilhelm Tell". Schiller's Drama und Rossini's Oper. — Goethe's „Faust" und Gounod's „Margarethe". — Das Leitmotiv als Stilprinzip. — Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf. —

Karl Ludwig Roth: Griechische Geschichte. 4. Auflage, bearbeitet von Gymnasialdirektor Dr. A. Westermayer. Mit Abbildungen und Karten. Eleg. geb. 8 M. — Desselben Verf. **Römische Geschichte.** 2. Auflage, bearbeitet von Gymnasialdirektor Dr. A. Westermayer. Mit Abbildungen und Karten. Eleg. geb. 9 M.

☞ Klassische Geschichtsbücher für die Jugend.

Martin Schanz: Geschichte der römischen Litteratur. 2. Aufl. 1. Teil: Die römische Litteratur in der Zeit der Republik. 1898. 28½ Bogen. Geh. 7 M. 50 Pf.; geb. 9 M. — II. Teil: 1. Hälfte: Die augustaische Zeit. 1899. 24 Bogen. Geh. 7 M.; geb. 8 M. 50 Pf.

Victor Schultze: Archäologie der altchristlichen Kunst. Mit 120 Abbild. im Text. 26 Bogen. Geh. 11 M. 50 Pf.

H. Sittenberger: Studien z. Dramaturgie d. Gegenwart. 1. Reihe: Das dramat. Schaffen in Österreich. Geh. 8 M.

G. Frhr. v. Pölnitz-Dorf: Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. Neue Folge. 1898. Geh. 6 M. 50 Pf.

Johannes Volkelt: Ästhetik des Tragischen. Geh. 9 M.

— **Ästhetische Zeitfragen.** Geh. 4 M. 50 Pf.; geb. 5 M. 50 Pf.

— **Franz Grillparzer** als Dichter des Tragischen. Geh. 3 M.; geb. 4 M.

Gustav Zart: Das menschlich Ansprechende in der Erscheinung Jesu Christi. 1. u. 2. Abdruck. Eleg. kart. m. Goldschn. 1 M. 20 Pf.

Digitized by Google

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Fürst Bismarck

und seine Zeit.

1815—1898.

Eine Biographie für das deutsche Volk

von

Dr. Hans Blum.

6 Bände nebst Anhang und Registerband 25 M.

Die vollständigste Biographie des großen Begründers des Deutschen Reiches, aufgebaut auf Grund des ganzen authentischen Materials und zahlreicher unveröffentlichter Beiträge! Für die Besitzer der „Gedanken und Erinnerungen" von größtem Werthe!

Berühmte Werke über den 70er Krieg, reich illustriert.

Hauptmann **Tanera:**

Ernste und heitere Erinnerungen

eines

Ordonnanzoffiziers

im Jahre 1870/71.

Illustriert von **Ernst Zimmer.**

13.—16. Tausend.

Ein Band von 450 Seiten 4° mit 20 Doppelvollbildern, 30 Vollbildern und 300 Textillustr.

In reichem Einband 14 M.

Pfarrer **Klein:**

Fröschweiler Chronik.

Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870.

Illustriert von **Ernst Zimmer.**

Ein Band von 289 Seiten 4° mit 15 Doppelvollbildern, 25 Vollbildern und 250 Textillustrationen.

In Prachtband 10 M.

☛ Hauptmann Taneras „Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers" und Pfarrer Kleins „Fröschweiler Chronik" sind anerkannte Meisterwerke der Schilderung. In den neuen Prachtausgaben beider Bücher wird die für Jung und Alt gleich anziehende Darstellung durch die prächtigen Bilder Zimmers unterstützt und gehoben. Wo immer die Erinnerungen an das Jahr 1870 gepflegt werden, oder wo eine junge Generation heranwächst, die erfahren will, was ihre Väter geleistet haben und an ihrem Beispiel Vaterlandsliebe lernen soll, da wähle man Taneras Ordonnanzoffizier und Kleins Chronik, und man wird keinen Fehlgriff gethan haben!

Digitized by Google

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Der Krieg von 1870/71

dargestellt von Mitkämpfern.

Herausgegeben von

Hauptmann Tanera.

Vierte und fünfte Auflage.

Mit Karten und Plänen.

7 Bde. Geh. à 2 M., kart. à 2 M. 50 Pf.

Inhalt: I. Band: **Weißenburg, Wörth, Spichern.** Von **Tanera.** II. Band: **Am und in Metz 1870.** Von **Tanera.** — III. Band: **Die Schlachten von Beaumont und Sedan.** Von **Tanera.** — IV. Band: **Straßburg unter!** — **Bis ans Meer.** Von **Preſſentin.** — V. Band: **An der Loire und Sarthe.** Von **Tanera.** — VI. Band: **Belfort. Dijon, Pontarlier.** Von **Dr. J. Steinbeck.** — VII. Band: **Die Belagerung von Paris.** Von **Tanera.**

(Jeder Band ist einzeln käuflich!)

Deutschlands Kriege

von Fehrbellin bis Königgrätz.

Eine vaterländische Bibliothek von

Hauptmann Tanera.

9 Bände.

Mit Karten und Plänen.

Jeder Bd. 2 M. geh. u. 2 M. 50 Pf. kart.

Inhalt: I. Band: **Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV.** (1672—1714). — II. u. III. Band: **Kriege Friedrichs des Großen** (1741—1763). — IV. u. V. Band: **Revolutions- u. Napoleonische Kriege.** Erster Teil: Von Valmy bis Austerlitz (1792—1805). Zweiter Teil: Von Jena bis Moskau (1806—1812). — VI. u. VII. Band: **Befreiungskriege** (1813—1815). — VIII. u. IX. Band: **Die deutschen Einigungskriege.** Erster Teil: 1849—1864. Zweiter Teil: 1866. (Jeder Band ist einzeln käuflich!)

Volkstümliche Geschichtsdarstellungen, vom nationalen Standpunkte aus verfaßt, voll packender Lebendigkeit und fesselnder Anschaulichkeit! Zumal auch für die reifere Jugend aufs wärmste empfohlen!

Sammlung von Erinnerungen an den Krieg von 1870/71,

als patriotischer Hausschatz warm empfohlen:

* **Klein, Karl,** Pfarrer in Fröschweiler b. Wörth: **Fröschweiler Chronik. Kriegs- u. Friedensbilder a. d. Jahre 1870.** 17. Auflage. Kart. 2 M. 80 Pf.

* **Klein, Katharina: Fröschweiler Erinnerungen.** Ergänzungsblätter zu Pfarrer Kleins Fröschweiler Chronik. 2. Auflage. Kart. 1 M. 25 Pf.

* **Leisig, Oskar,** Pfarrer: **Erlebnisse eines freiwill. Jägers im Feldzuge 1870/71.** 3. Auflage. Kart. 2 M. 80 Pf.

* **Tanera, Karl,** Hauptmann: **Gruße und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71.** 7. Auflage. 2 Bände. Kart. à 2 M. 40 Pf.

* **Liebmann, Otto,** ord. Prof. d. Phil. in Jena: **Vier Monate vor Paris 1870/71. Belagerungstagebuch eines Kriegsfreiwilligen im Gardefüsilierregiment.** 2. Auflage. Geh. 4 M. 50 Pf.

Gümbel, Th., Pfarrer: **Erinnerungen eines freiwill. Krankenpflegers im Feldzug 1870/71.** Mit 2 Anhängen u. a. vom Verf. der „Fröschweiler Chronik". Kart. 2 M. 80 Pf.

Pfleiderer, Edm., Prof. d. Philol. in Tübingen: **Erinnerungen eines Feldgeistlichen a. d. Jahre 1870/71.** Kart. 2 M. 80 Pf.

Matthes, Dr. P., Leibarzt Sr. Kgl. Hoh. d. Großherzogs von Sachsen: **Im großen Hauptquartier 1870/71.** Feldbriefe in die Heimat. Mit Bildern von H. Albrecht. Geh. 3 M. 50 Pf.

Ott, Ad., Major: **Bei höheren Stäben.** Adjutanten-Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre. Kart. 2 M. 50 Pf.

* **Jößing, W.,** Superintendent: **Erinnerungen eines kriegsfreiwilligen Gymnasiasten aus dem Jahre 1870/71.** Kart. 2 M. 20 Pf.

* **Esch, E.,** Gymn.-Prof.: **Erlebnisse eines Einjährig-Freiwilligen d. VII. (rhein.-westf.) Corps.** Kart. 2 M. 20 Pf.

Dinckelberg, Hugo, Hofrat: **Kriegserlebnisse eines Kaiser-Alexander-Gardegrenadiers im Feld und im Lazarett 1870/71.** Kart. 2 M. 80 Pf.

Koch, G., Hauptmann: **Bei den Fahnen des III. (brandenb.) Armeekorps von Metz bis le Mans.** Kart. 2 M. 80 Pf.

Stier, E., Oberlehrer: **Unter Prinz Friedrich Karl.** Erlebnisse eines Musketiers vom X. Armeekorps im Feldzug 1870/71. 2. Auflage. Kart. 2 M. 50 Pf.

Schnee, C. L., Oberlehrer: **Bei den Fahnen des XII. (königl. sächsischen) Armeekorps.** Kart. 2 M. 20 Pf.

Geyer, Karl, königl. württemberg. Ministerialrat u. Hauptmann der Landw.: **Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten 1870/71.** Kart. 2 M. 80 Pf.

* **Kaiser, Dr. Adolf, Erlebnisse eines rhein. Dragoners im Feldzug 1870/71.** 2. Auflage. Kart. 2 M. 80 Pf.

Kosk-Brenberg, Jr., Hauptmann: **Drei Jahre in Frankreich.** Erinnerungen eines Truppenoffiziers a. d. Jahre 1870/71.

* **Arnold, Hugo,** Hauptmann: **Unter General v. d. Tann. Feldzugserinnerungen aus dem Jahre 1870/71.** 2 Bde. Kart. à 2 M. 50 Pf.

Neu bezw. in neuen Auflagen erschienen sind die mit * bezeichneten Bände.

Der Krieg von 1870/71 in Bild und Lied.

Deutschlands große Jahre 1870/71.

In Liedern von **Heinrich Bork,** Gymnasialprofessor in Berlin.

Mit Bildern von **Christian Speyer.**

Elegant kartoniert 2 M. 50 Pf., gebunden 3 M.

Im Lichte begeisterter Dichtung treten uns aus diesem Buche die großen Tage und Helden des Jahres 1870/71 entgegen! Durchweht vom Geiste der großen Zeit, eignet sich das Buch trefflich für den Büchertisch deutscher Knaben. Die einzelnen Dichtungen sind zugleich bewährte Vortragsstücke für patriotische Feste. Der Preis ist im Verhältnis zu der Ausstattung überraschend niedrig gehalten!

Digitized by Google

Gediegenste Festgaben für den Weihnachtstisch
aus dem Verlage von Hermann Gesenius in Halle.

Neu! Weihnachten 1899. Neu!

Blüten und Perlen deutscher Dichtung.

Für Frauen ausgewählt von Frauenhand.

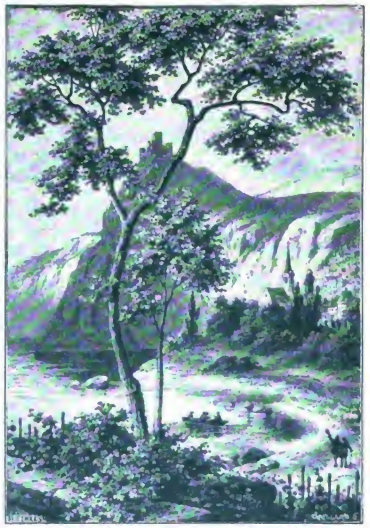
31. Auflage. ○ Oktav-Ausgabe.
Mit 1 Titelbild und 19 Bildern in Autotypie nach Originalzeichnungen von **Herd. Leeke** und **J. G. Jülkhaas.** Höchst elegant gebunden mit Goldschnitt M. 6.—.

32. Auflage. ○ Pracht-Ausgabe.
Mit 4 Photogravuren und 16 Bildern in Holzschnitt nach Originalzeichnungen von **Herd. Leeke** und **J. G. Jülkhaas.** Höchst eleg. geb. mit Goldschn. M. 10.—. In Cellulosid „ „ „ „ 14.—.

„Von allen Anthologien, die wir kennen, hat diese das meiste Glück gemacht und nicht mit Unrecht." (Deutsche Rundschau.)

„Schön im Äußeren, ist es ernst von Gehalt. Sorgsam gesichtet, vereinigt es die schönsten Blüten der deutschen Lyrik von Goethe und Schiller bis zur Gegenwart in einer Auswahl, welche nicht nur auf das subjektive Schönstbefundene, sondern auch auf das für jeden Dichter besonders Charakteristische Bedacht nimmt." (Jahnnitter-Wochenblatt.)

Probeabbildung aus „Blüten und Perlen"



zu dem Gedicht „Mein Herz ist am Rheine" von Müller von Königswinter.

Lieb und Leben.
Dichtergrüße an Deutschlands Frauen.
Gewählt und herausgegeben von Adolf Böttger.
Dritte Aufl. besorgt v. Maximilian Bern.
Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 2.50.

Des
Mägdleins Dichterwald.
Stufenmäßig geordnete Auswahl deutscher Gedichte für Mädchen zum Gebrauch in Schule und Haus von Theodor Colshorn.
Zehnte Auflage. Elegant geb. M. 5.—.

In treuer Hut.
Fromme Lieder für die Lebenskreise ausgewählt von Gustav Gerok.
Mit 24 Illustrationen in Lichtdruck.
10. Auflage.
Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 9.—.

Das Blumenjahr
in Bild und Lied.
Von Robert Hamerling.
Oktav-Ausgabe mit 12 Aquarellen von Johanna Brehmer und 12 Dichterporträts.
Elegant gebunden M. 9.—.
Pracht-Ausgabe
in Gr.-Quart-Format mit 12 Aquarellen von Johanna Brehmer.
Höchst elegant gebunden M. 30.—.

Heinrich Heine's Gedichte.
Auswahl für Haus und Familie.
Elegant gebunden M. 3.50.

Anthologie Lyrique.
Recueil de poésies lyriques modernes de la France, de la Belgique et de la Suisse Romande, suivi de notices biographiques et littéraires par Werner Schönermark.
Nouvelle Edition.
Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 6.—.

Vortragsmappe ○ ○
von Olga Wohlbrück.
In Leinenband gebunden M. 3.20.
Eine Sammlung ernster und heiterer Vortragsdichtungen für deklamatorische Unterhaltungen und gesellige Kreise.

H. C. Andersen, Märchen.
Übersetzt von Gottfried von Leinburg.
Auflage. Gebunden M. 3.—.

Das Heimchen am Herde.
Ein Hausmärchen von Charles Dickens.
Deutsch von Auguste Scheibe.
Mit 5 Illustrationen.
Elegant gebunden M. 2.—.

Eine Zierde jeder Hausbibliothek.
Charles Dickens
Ausgewählte Romane.
Deutsch von A. Scheibe.
Illustrierte Ausgabe. In 8 eleg. Leinenbänden geb.

David Copperfield. In 2 Bände gebunden M. 9.—
Harte Zeiten. In 1 Band gebunden . . . M. 4.—
Oliver Twist. In 1 Band gebunden . . . M. 5.—
Bleakhaus. In 2 Bände gebunden . . . M. 9.—
Die Pickwickier. In 2 Bände gebunden M. 9.—

Bei Abnahme der sämtl. 8 Bände in eleg. Leinenbd. geb. statt M. 36.— für M. 32.—.

Ein Christabend.
Eine Geistergeschichte von Charles Dickens.
Deutsch von Auguste Scheibe.
Mit 5 Illustrationen.
Elegant gebunden M. 2.—.

A. Oehlenschläger,
König Helge.
Übersetzt von Gottfried v. Leinburg.
Sr. Maj. dem König Christian IX. von Dänemark zugeeignet. 3 Teile in 1 Band. 5. Aufl. Eleg. geb. M. 8.75.

Digitized by Google

Verlag von G. M. Alberti, Hanau.

Sinnigstes Gelegenheits- ◇ ◇ ◇
◇ ◇ ◇ und Hochzeitsgeschenk!

Unser Fremdenbuch.

Blätter der Erinnerung und Freundschaft
für jedes Haus, in dem Gäste willkommen sind.
Mit einem Widmungsblatt in Aquarelldruck.

Jede Seite ziert ein altdeutscher Spruch. Elegant geb. M. 4.50, M. 5.50, M. 8.—.

In beziehen durch alle Buchhandlungen. [221

Hilty, Glück 3. Teil

• 1.—15. Tausend. •

Der Inhalt dieses abschließenden Teiles ist:
1. Duplex est beatitudo. — 2. Was ist Glaube? — 3. „Wunderbar soll's sein, was Ich bei dir thun werde." — 4. Qui peut souffrir, peut oser. Anhang: Krankenheil. — 5. Moderne Heiligkeit. — 6. „Was sollen wir thun?" — 7. Heil den Enkeln. — 8. Excelsior.
Jeder Teil 3 M., geb. 4 M., Liebhabdd. 5½ M.

= Erster Teil. 30.—39. Tausend. =
= Zweiter Teil. 21.—30. Tausend. =

Ausführliche Prospekte auf Wunsch kostenlos.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

21 mal prämiiert.

Postkarten-Album

künstlerische Einbände,
kräftiger Karton,
praktische Karteneinsteckvorrichtung,
Blätter doppelseitig verwendbar.
— Von 50 Pf. bis Mk. 24.50. —

No. 4, 112 K. M. 1.50
„ 5, 208 „ „ 2.50
„ 6, 240 „ „ 3.—
„ 7, 336 „ „ 5.—
„ 8, 432 „ „ 6.—
„ 9, 608 „ „ 8.—
„ 10, 720 „ „ 10.—
„ 24, 1000 „ „ 15.—
Pracht-Ausg.
No. 33, 396 K. M. 4.—
„ 138, 360 „ „ 6.—
„ 148, 400 „ „ 8.50
„ 27, 512 „ „ 16.—
„ 192, 560 „ „ 7.50
„ 202, 480 „ „ 10.—
Ausführl. Liste mit Abbild. gratis.

Schaubeks 1899er Briefmarken-Album

No. R 78 Halbl. M. 6.—
„ R 79 „ „ 6.—
„ R 80 Ganzl. „ 8.—
„ R 81 III. 1 Bd. „ 11.—
„ R 82 „ 2 Bde. „ 14.—
„ R 83 „ 3 „ „ 17.—
Teurere Ausgaben bis 120 M. laut Prospekt.

No. 58 Halbl. M. 6.50
„ 59 „ „ 7.50
„ 60 Ganzl. „ 8.50
„ 61 III. 1 Bd. „ 12.50
„ 62 Gzl. 1 „ „ 15.—
„ 63 III. 2 Bde. „ 18.—

In vielen 100,000 Expl. verbreitet.
Das vollständigste aller exist. Albums.
20 mal prämiiert.

Ausführliche Prospekte kostenlos durch

C. F. Lücke in Leipzig

Weihnachtsgeschenk ◇ ◇ ◇ ◇
◇ ◇ ◇ *für Alpinisten, Touristen und jeden Freund gesunden Humors!*

Gemsen-Eier.

Alpin-Humoristisches in Wort und Bild.

Herausgegeben von **Dr. B. Bayberger.** Mit Beiträgen von **A. Achleitner, B. Rauchenegger** u. A. sowie zahlreichen Illustrationen von **A. Hoffmann, E. Arnold** u. A.

Vier Portionen à M. 1.20, gebd. M. 1.80. 1. u. 2. Portion zus. gebd. M. 3.—, 1.—3. Portion zus. gebd. M. 4.50.
Alle 4 Portionen in 1 Band gebd. M. 5.80.

„Die ‚Gemseneier' enthalten wahre Perlen ächten, bergfrischen Humors. Text und Illustrationen sind gleich vorzüglich."

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlg. in Kempten.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Ruth, die Nichte des Apostels Paulus.

Eine Geschichte aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems von **J. Ihlenfeld.**

Preis gebunden in Leinwand 3 M.

Ein prächtiges Buch! Mit großer Liebe und Geschick geschrieben, schildert es die ergreifenden Ereignisse der Belagerung und Zerstörung Jerusalems an den Erlebnissen, Schrecken und Rettungen der Verwandten des großen Heidenapostels; führt uns dann nach Rom und in die Wälder Germaniens und endet mit befriedigendem Ausklang, dem Lohne der Treue bis in den Tod. Wir sind sicher, daß es viele Freunde finden wird. Es eignet sich trefflich zum Vorlesen im Familienkreise, in christlichen Vereinen und zum Geschenk, besonders an junge Christen.

Hauptverein für christliche Erbauungsschriften.
Berlin C., Klosterstr. 65/67.

Digitized by Google

Schönstes Geschenkwerk. Einzige existierende Gesamt-Ausgabe.

Graf Leo N. Tolstoi's Gesammelte Schriften.

Ausgabe in 12 Bänden. Original-Einbände mit goldener Pressung, dem Porträt des Dichters und einer in slavisch-russischem Charakter gehaltenen Zeichnung. Die Sammlung wird fortgesetzt. Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

I. Bd. **Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre** (Lebensstufen). 2. Aufl. 500 Seiten. Preis br. Mk. 4.80, gebunden Mk. 6.—.

II. Bd. **Kleine Novellen und Romane.** I. Teil. 557 Seiten. 2. Aufl. Preis br. Mk. 4.80, gebunden Mk. 6.—.

Inhalt: Der Morgen eines Gutsbesitzers. — Aufzeichnungen eines Marqueurs. — Zwei Husaren. — Drei Tote. — Die Kosaken. — Aus dem Tagebuche des Fürsten Nechljudow. — Lugern. — Albert.

III. Bd. **Kleine Novellen und Romane.** II. Teil. 632 Seiten. 2. Aufl. Preis br. Mk. 4.80, gebunden Mk. 6.—.

Inhalt: Ein Überfall. — Der Holzschlag. — Sewastopol im Dezember. — Sewastopol im Mai. Sewastopol im August. — Eine Begegnung im Felde mit einem Moskauer Bekannten. — Der Schneesturm. — Eheglück. — Polikuschka. — Der Leinwandmesser.

IV. Bd. **Kleine Novellen und Romane.** III. Teil. Preis brosch. Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Inhalt: Der Tod des Iwan Iljitsch. — Die Kreuzer-Sonate nebst Nachwort. — Wandelt, dieweil ihr das Licht habt!

V.—VIII. Bd. **Krieg und Frieden.** I. Teil. 540 Seiten. II. Teil. 582 Seiten. III. Teil. 632 Seiten. IV. Teil. 542 Seiten. Preis jeden Teiles br. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

IX.—XI. Bd. **Anna Karenina.** Preis jedes Bandes broschiert Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

XII., XIII. Bd. **Volks- und Erziehungs-Schriften, Dramen.** Preis jedes Bandes brosch. Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

In litterarischer Hinsicht ist die hier angezeigte Ausgabe der gesammelten Werke des russischen Schriftstellers in mustergültiger Übersetzung unbestritten die beste und vollständigste und überragt himmelweit die Uebertragungen einzelner Werke Leo N. Tolstoi's, die zum Teil nach französischen Uebersetzungen und meist ohne Kenntnis des russischen Lebens hergestellt, zum Teil sogar gänzlich unberechtigte, willkürliche Auslassungen aufweisend, kaum einen blossen Abklatsch des lebenstrotzenden Originals bieten. **Gegenwart v. 21. X. 1899.**

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig, Lindenstrasse 20.

Der Sänger des **„Andreas-Hoferliedes“**, des **„Trompeter an der Katzbach“**, der **„Letzten Zehn vom vierten Regiment“**.

Julius Mosens Ausgewählte Werke.

Herausgegeben und mit einer Biographie des Dichters versehen von Dr. Max Zschommler, Plauen. Nebst einem Vorwort von Dr. R. Mosen, Oldenburg.

Ausgabe in 4 Bänden, hochelegante Ausstattung, feiner Einband, mit Bildern von Julius Mosen (Stahlstich), der Gattin Mosens, des Vaters Mosens, des Mosen-Denkmals in Plauen, des Geburtsortes Marienen, der alten Kirche in Marienen, des Mosenhauses in Oldenburg.

1. Band Lebensgeschichte des Dichters. Bilder im Moose. — Band II. Erinnerungen. Gedichte. — Band III. Eyen: Ritter Wahn; Ahasver. — Band IV. Dramen.

Preis komplett gebunden Mark 14.40.

Schönstes und nützlichstes Festgeschenk für erwachsene Töchter.

Briefe an ein erwachsenes Mädchen.

Von Dr. Adolf Brodbeck. **Preis eleg. geb. Mk. 2.60.**

Ein vortreffliches Büchlein, von dem wir nur wünschen, daß es auch alle diejenigen lesen, für die es bestimmt ist. Der Verfasser erteilt in anmutig geschriebenen Briefen jungen Mädchen allerhand wertvolle Ratschläge über die verschiedenartigsten Dinge, wie Gesundheitspflege, Tanz, Turnen, Singen, Kunst, Kleidung, Wohnung, guten Ton u. s. w. in steter Rücksichtnahme auf die zukünftige Bestimmung der Leserin als Gattin und Mutter. Besonders gefreut hat es uns, den Verfasser so mutig für einzelne gediegene englische und amerikanische Sitten und Gebräuche eintreten zu sehen, die auch bei den Deutschen Eingang finden sollten. . . . . Wir können das vorliegende Werkchen allen Eltern bestens empfehlen, sie können ihren erwachsenen Töchtern kein besseres Geschenk machen. **Lonst. Handelsb. v. 9./VIII. 1899.**

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig, Lindenstrasse 20.

Soeben erschien im Verlage von **Adolf Titze** in **Leipzig**:

Heinrich Heine

Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.

Von **G. Karpeles.**

Mit zahlreichen, teilweise bisher unveröffentlichten Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Faksimiles von Handschriften.

Gr. 8°. Geheftet in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Elegant gebunden 9 M. 50 Pf.

Digitized by Google

Verlag von **Richard Wöpke** in **Leipzig-N.**, Philippstr. 5.

Vorzügliche Festgeschenke.

Mit höchster Genehmigung!

Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (W. v. Kügelchen). **Billige Geschenkausgabe. II. Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers** und einem ausführlichen Vor- und Nachwort. 522 S. 8° geh. **Mk. 2.—**, Lnbd. **Mk. 2.50**, Hfzbd. **Mk. 4.20.**

Julie Burow, Herzensworte. Eine Mitgabe auf den Lebensweg. **Illustrierte Prachtausgabe** mit 4 Heliogravuren nach A. u. F. Weinert. Eleg. gebd. **Mk. 2.75.** **Nicht illustrierte Ausgabe.** Eleg. gebd. **Mk. 1.75.**

enthält:

L. Anklam, Kleine Ursachen, grosse Wirkungen! u. andere Erzählungen für Jung u. Alt. Illustriert von **H. Susemihl.** Vorwort von **Victor Blüthgen.** Eleg. gebd. **Mk. 3.—**

das Bildnis der Prinzess Viktoria Luise von Preussen.

M. Frohmut, Geschichten, grossen u. kleinen Kindern erzählt. 3 Bände, illustriert von W. Claudius. **I. Aus Trudchens Kinderjahren. II. Daheim und Draussen. III. Die Kinder vom Waldo.** Eleg. gebd. à **M. 3.—**.

M. Frohmut, Gespräche, Glückwünsche und Aufführungen für Kinder. Heft I/II à M. 1.—.

Verlag von H. Goeritz, Braunschweig.

Als Familienlektüre warm empfohlen v. d. Konserv. Monatsschr. — Daheim — Quellwasser — Deutsche Rundschau — Westermann. Monatsh. und vielen andern Zeitschriften mehr:

Quand, C. **Gertrud von Loden.** Erzählung a. d. Schwedenzeit. 3. Aufl. gebdn. Mk. 4.60.

Dedekind, J. **Die Achten-Lini.** Künstler-Novelle. 2. Aufl. gebdn. Mk. 2.50.

Haenselmann, **Das Schichtbuch** (Geschichtenbuch). Geschichten v. Ungeboriam u. Aufruhr in Braunschweig 1292—1514. Aus d. Niederdeutschen. Br. Mk. 3.—, Gebdn. Mk. 4.—.

Ferner seien Interessenten empfohlen nachstehende von der Fachpresse gut kritisierte Werke:

Sagen aus dem Lande Braunschweig. Gesammelt v. Th. Vogeß. Br. Mk. 4.—, Gbdn. Mk. 4.60.

Die Fürstl. Braunschweig. Porzellan-Fabrik zu Fürstenberg. Beitrag zur Geschichte des Kunstgewerbes des 18. Jahrh. von H. Stegmann. Broschiert Mk. 4.—.

Braunschweigs Baudenkmäler. Herausgeg. v. Verein v. Freunden d. Photogr. u. Leitung d. Geh. Hofrats Prof. C. Uhde. Serie I u. II à 40 Blatt Lichtdruck. Gr. 8° mit Text in Mappe à Mk. 8.—. 2. u. 3. Auflage. Serie III à 66 Blatt Lichtdruck. Gr. 8° mit Text in Mappe à M. 10.—. 1. Auflage.

Mehrfach prämiiert, letzthin in München mit der goldenen Medaille.

Jede Serie einzeln käuflich. Für Architekten Altertumsforscher, Kunstfreunde etc.

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung.

Emil Frommel, Erzählungen.

Billige Volksausgabe in fünf Bändchen gebunden mit geschmackvoller Kapsel **Preis M. 8.50.**

Inhalt:

Treue Herzen. 3 Erzählungen. 3. Aufl.
Feldblumen. 3 Erzählungen. 3. Aufl.
Unterwegs. Neue Erzählungen. 2. Aufl.
Die Gräfin. Erzählung. 6. Aufl.
Beim Lichtspan. Erzählungen.

Emil Frommel, Predigten.

Das Gebot des Herrn. 4. Aufl. Gebd. M. 4.—.
Die zehn Gebote Gottes. 6. Aufl. Gebd. M. 4.—.

Hohrath, O., Margarete. Eine Erzählung für erwachsene junge Mädchen. Gebd. M. 4.—.
Lilliencron, A. v., Getreu bis in den Tod. Drei Erzählungen. Gebd. M. 4.—.
Lilliencron, A. v., Die Ulanenbraut. Erzählung. Gebd. M. 2.80.
Nur selig von **A. v. S.** Erzählung. Gebd. M. 4.—.
Steinhausen, H., Gevatter Tod (und andere Novellen). Gebd. M. 6.—.
Weltbrecht, R., Feindliche Mächte. Geschichtliche Erzählungen aus 17 Jahrhunderten. Gebd. M. 6.—.
Weltbrecht, R., Der Bauernpfeifer. Eine Wallfahrergeschichte aus dem 15. Jahrhundert. Gebd. M. 3.50.

Verlag von **Hugo Klein** (Jul. Pertz), **Barmen.**

MEIDINGER'S JUGENDSCHRIFTEN

berühmt durch gediegensten Inhalt, bei Prima-Ausstattung und billigem Preis, liefert jede Buchhandlung.

Viele prächtige Neuheiten!

Illustr. Katalog an jederm. grat. u. franko.

VERLAG HERM. J. MEIDINGER, BERLIN SW. 48.

Ganz besonders empfohlen:

Der Briefmarkenkönig von **de Beauregard** und **de Soresc.** Reich illustrierte, wunderbare Erzählung, die das Entzücken jedes Briefmarkensammlers hervorrufen wird. Prachtband M. 6.—.

Königin Luise von **Elisabeth Halden.** Ein herrliches Buch für junge Mädchen. — Vornehm geb. M. 4.—. Luxus-Ausg. M. 7.—.

Ferner

Bauer, Um zwanzig Millionen Dollars M. 3.50; **Gebr. Grimm's** Kinder- und Hausmärchen, kart. M. 2.50, geb. M. 3.—; **Halden,** Kindergeschichten M. 3.—; **Ideler,** Blumen am Wege M. 2.50; **Matthias,** Die Reise nach Neu-Guinea M. 3.50; **Musäus,** Rübezahl, kart. M. 1.50, geb. M. 2.—; **Horn,** Hans Stark der Elefantenjäger M. 3.—; **Höcker,** Robinson Crusoe M. 5.—; **Leistner,** Der letzte Häuptling M. 3.—; **Silling,** Familie Schrötter M. 3.—.

Lassen Sie sich überhaupt, ehe Sie etwas anderes kaufen, in jeder Buchhandlung **Meidinger's Jugendschriften** vorlegen.

Digitized by Google

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Maclaren, Ian, Altes und Neues aus Drumtochty. * Aus der Großstadt.
Schottische Erzählungen (II). Autorisierte Übertragung von Luise Oehler. Geh. M. 4.—. Fein gebunden M. 5.—.

— — Beim wilden Rosenbusch. * Lang, lang ist's her. Schottische Erzählungen (I).
Autorisierte Übertragung von Luise Oehler. Geh. M. 4.—. Fein gebunden M. 5.—.

Zwei ganz hervorragende Fest- und Volksbücher. Maclarens Erzählungen sind schnell eine Berühmtheit geworden; sie sind eigenartig, spannend und doch so ungekünstelt, sie geben der Seele die Befriedigung und den Nachklang von etwas Bleibendem. Schottland und die Schatten sind ihr rauher Boden, aus dem eine urwüchsige Persönlichkeit nach der andern heraustritt. Mann oder Weib, Bauer und Knecht, Pfarrer und Arzt, auf dem Lande oder in der Großstadt, sie sind das Charakterbild der knorrigen, aber innerlichen und frommen schottischen Art. Die Geschichten fesseln uns durch ihre Einfachheit und Zartheit, sie rühren uns zu Thränen durch ihren tragischen Ernst und ergötzen uns durch ihren trockenen Humor.

Frommel, D. Emil, † Dosprediger, **Erzählungen.** Gesamt-Ausgabe in 3 Bänden.

I. Aus der Chronik eines geistlichen Herrn. (Aus dem untersten Stockwerk. Aus der Familien-Chronik. Aus vergangenen Tagen.) 4. Aufl. Mit Bildnis. M. 3.—. Schön geb. M. 4.20.

II. Nach des Tages Last und Hitze. Wanderung durch Werkstatt, Schlachtfeld und Pfarrhaus. (Der Heimerle von Lindelbronn. „O Straßburg, du wunderschöne Stadt!" In zwei Jahrhunderten.) 8. Aufl. Geh. M. 4.—. Geb. M. 4.80.

III. O du Heimatsur! (Aus goldnen Jugendtagen. Drei Erzählungen für die Jugend. Der Ratschreiber. Dr. A. Henhöfer, ein süddeutsches Pfarrorginal.) 2. Aufl. Geh. M. 3.—. Schön gebunden M. 4.20.

Einmal-Ausgabe. Neun hübsche Leinenbände. **Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn. — Der Heimerle von Lindenbronn. — Aus vergangenen Tagen. — In zwei Jahrhunderten. — „O Straßburg, du wunderschöne Stadt!" — Aus dem untersten Stockwerk. — Johann Abraham Strauß. — Weltflüchtiges Pfarrorginal. — Dr. A. Henhöfer.** Süddeutsches Pfarrorginal. — **Aus goldnen Jugendtagen. — Jedes Bändchen hübsch gebunden à M. 1.50.**

Prälat G. Weitbrecht, Generalsuperintendent in Ulm.

Heilig ist die Jugendzeit. Ein Buch für Jünglinge. 13. Aufl. Mit Titelbild von Prof. Grünewald. Geh. M. 4.—. Schön geb. M. 5.—. Mit Goldschnitt M. 5.60.

Der Fels in den Wellen. Altes und Neues. Geh. M. 4.—. Fein geb. M. 5.—.

Das Leben Jesu für die christliche Gemeinde dargestellt. Dritte neu bearbeitete Auflage. Geh. M. 4.—. Schön geb. M. 5.—.

Unser Glaube. Für die Gemeinde. Geh. M. 3. Geb. M. 4.

Maria und Martha. Ein Buch für Jungfrauen. Mit Titelbild von Prof. D. Pfannschmidt. 7. Auflage. Geh. M. 4.—. Schön geb. M. 5.—. Mit Goldschnitt M. 5.60.

Die Festzeit des Kirchenjahres. Evangelienpredigten von Advent bis Pfingsten. Geh. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

Unsere Hoffnung. 12 Predigten über die letzten Dinge. 2. Auflage. Kart. M. 1.50. Fein geb. M. 2.40.

Better, Fr., **Das Wunder.** Dritte vermehrte Auflage. Fein kart. M. 1.50.
Eine prächtige Gabe für jedes tiefere Gemüt. — Better versteht das Tiefe und Jenseitige in der einfachsten Weise auszudrücken und das Übersinnliche aus dem Reich der Thatsachen durchleuchten zu lassen.

— **Das erste Blatt der Bibel.** Geh. M. —.30.
Die Schöpfungsgeschichte, ein kleiner Kosmos, in Schulen gebraucht und ebenso dem nachdenklamen Bibelleser anzuempfehlen.

Merz, Dr. H., **Christliche Frauenbilder.**
I. Band: **Vom Anfang der Reform bis in die Reformationszeit.** 5. Aufl. Schön gebunden M. 5.—.
II. Band: **Aus der neueren Zeit.** 6. Aufl. Schön gebunden M. 5.—.
Das erste unter den Frauenbüchern.

Marshall, E., Ausgewählte Erzählungen. III. **Gerettet.** Geb. M. 4.—. IV. **Eine Lilie unter Dornen.** Geb. M. 3.50. V. **Tagesanbruch.** Geb. M. 4.—. VI. **Geduldig in Hoffnung.** Geb. M. 3.50.
Voll Wirklichkeit, Anmut und feiner Züge aus dem inneren Leben.

Burk, Spiegel edler Pfarrfrauen. Eine Sammlung christlicher Charakterbilder. 4. Auflage. Geh. M. 4.—. Schön geb. M. 5.—.

Erika, Dein Bild' der ist der beste. Neun Erzählungen. Geb. M. 4.—. Schön geb. M. 5.—.

— — **Eine reiche Erbin.** Erzählung. Geh. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

— — **Hans Markwarts Jugend.** Erzählung. Geh. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Jugendblätter
herausgegeben von
Prälat G. Weitbrecht.
In 12 Monatsheften, M. 3.—.
Preis des schön gebundenen Jahrgangs M. 4.—.
Die Jugendblätter sind **das Beste für die Jugend und den gemütvollen Familienkreis,** bei jung und alt beliebt; der volle Jahrgang bildet ein besonders empfehlenswertes Weihnachtsgeschenk.

Pfannschmidt, D. C. G., **Ein deutsches Künstlerleben,** dargestellt von seinem Sohne **M. Pfannschmidt. Nebst 12 Bildertafeln.** Geh. M. 5.—. Schön geb. M. 6.20.
In Wort und Bild ein Festbuch für das deutsche Haus.

Caspari, Karl Heinrich, **Erzählungen für das deutsche Volk.**
Inhalt: **Der Schulmeister und sein Sohn. — „Zu Straßburg auf der Schanz." — Alte Geschichten aus dem Spessart. — Dorfsagen. — Christ und Jude. Illustrierte Gesamt-Ausgabe** mit 18 Zeichnungen von H. Merté u. a. Gebunden M. 3.50.
Diese herrlichen, kernhaften Erzählungen verraten nicht, sie sind und bleiben die wahren Volksbücher. Trotz der größten Einfachheit erfüllt Caspari das Herz jedes Lesers mit Begeisterung, oft mit Rührung. Vielfach ist eine billige Gesamt-Ausgabe verlangt worden, sie ist nun da und soll ein Hausbuch sein für groß und klein.

Fick, Dr. Paul, Ob.-Med.-Rat und ärztlicher Vorstand des Diakonissenhauses in Stuttgart ꝛc. **Die Krankenpflege** in ihrer Begründung auf **Gesundheitslehre** mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Krankenpflege. — 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 30 Holzschnitten. 38 Bogen. gr. 8°. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 6.—.
Ein Hausschatz für jede Familie und jede Pflegerin.

Digitized by Google

Heimatkunst

Der Verlag von **Georg Heinrich Meyer** in **Berlin SW.** ist bestrebt, im Gegensatz zu der dekadenten fin-de-siècle-Litteratur, der jetzt in allen deutschen Gauen aufblühenden Heimatkunst eine Heimstätte zu bereiten. Freunde dieser Bestrebungen seien gebeten, die Gratis-Broschüre „Bücher der Heimat, ein Wort an die deutsche Lesewelt" zu verlangen. Sie enthält Anzeigen über **Pichler's** Tiroler Geschichten, **Grasberger's** Steyrische Geschichten, **Fischer's** Grazer Novellen, Kulturbilder aus Ungarn von **Adam Müller-Guttenbrunn** (von den Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben), **Drachmann**, Kärtner Novellen, **Sohnrey's** Hannoversche Walddorfgeschichten, **Helene Voigt**, Schleswig-Holsteiner Landleute, Geschichten aus Ostfriesland von **Th. Justus**, Spreewaldgeschichten von **Max Bittrich** u. A. mehr.

Heimatkunst

Es sei auch besonders auf die jetzt zu erscheinen beginnende Halbmonatschrift

Heimat

Deutsche Blätter für Kunst, Litteratur und Volkstum

Herausgegeben von **Fritz Lienhard**

verwiesen.

Probehefte wolle man bestellen.

Heimatkunst

Als besonders beachtenswerte litterarische Neuigkeiten

seien empfohlen:

Rudolf Huch, Mehr Goethe. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Heinrich Sohnrey, Friedelinchen's Lebenslauf. Niedersächsische Walddorfgeschichten. Dritte Auflage. Mit reichem Buchschmuck von O. Ewel. Geh. M. 3.50 Pf., geb. M. 4.50 Pf.

—— Rosmarin und Häckerling. Geschichten aus Niedersachsen. Geh. M. 2.—, gebunden M. 3.—.

—— Der Bruderhof. Eine bäuerliche Liebesgeschichte aus dem Hildesheimischen. Geh M. 2.—, geb. M. 3.—.

Ferner die in Velhagen & Klasing's Monatsheften unlängst durch Heinrich Hart so glänzend besprochenen Bücher:

Adolf Pichler's Tiroler Geschichten und Wanderungen. 5 Bände. Geh. M. 15.—, geb. M. 20.—.

Inhalt und Einzelpreis der Bände:

Allerlei Geschichten aus Tirol. Dritte und vierte Auflage. Geh. M. 3.— (fl. 1.80), geb. M. 4.— (fl. 2.40).

Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. Zweite Auflage. Geh M. 4.— (fl. 2.40), gebunden M. —5. (fl. 3.—).

Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage. Geh. M. 4.— (fl. 2.40), geb. M. 5.— (fl. 3.—).

Kreuz und quer. Gesammelte Streifzüge. Zweite Auflage. Geh. M. 4.— (fl. 2.40), geb. M. 5.— (fl. 3.—).

Aus den Tiroler Bergen. Zweite Aufl. Geh. M. 3.— (fl. 1.80), geb. M. 4.— (fl. 2.40).

Max Dreyer, Lautes und Leises. Ein Geschichtenbuch. Geh. M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Fritz Schott, Im Winkel der Grossstadt. Ein Berliner Geschichtenbuch. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

—— Sommer. Ein neues Geschichtenbuch. Geh. M. 1.50 Pf., geb. M. 2.50 Pf.

Georg Heinrich Meyer,
Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW., Bernburgerstr. 3.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Festgeschenke!

Die Kunst schön zu bleiben.
Von **Ilona Pataki.**
4. Auflage.
Elegant gebunden. Nebst einem Lexikon der Schönheitspflege Mk. 5.—.

Die Frau comme il faut.
Von **Natalie Bruck-Auffenberg.**
5. Aufl. Vornehm gebunden.
Ein unentbehrlicher, sicherer Ratgeber in allen Fragen höherer gesellschaftlicher Pflichten
Mk. 5.—.

Damenwahl. Sammlung von Vorträgen für Damen.
Ernste und heitere Vortragsstücke in Versen und in Prosa.
Brosch. Mk. 4.—,
gebd. Mk. 5.—.

Das Mädchen in Haus und Welt.
Von **Auguste Klob.**
Ein Berater und Führer für das erwachsene junge Mädchen in allen Fragen, die seine Stellung in Haus und Familie und in der Gesellschaft bedingt.
Elegant gebunden Mk. 3.—.

Die Siegerin.
Roman von **Clara Sudermann.**
Illustriert von **Kolo Moser.**
Brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.

Englische Märchen.
Sammlung der besten englischen Märchen in deutscher Bearbeitung
von **Anna** und **Leon Kellner.**
In originellem Einband Mk. 3.—.
Von den vereinigten Jugendschriften-Kommissionen in das Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften aufgenommen.

Ich kann schon lesen!
Ein Lese- und Bilderbuch für unsere Kleinen.
In hübschem farbigem Einband.
Mk. 2.—.

Ich kann schon singen!
Kinderlieder mit Noten
bearbeitet von **J. P. Gotthardt,** illustriert von **A. Trentin.**
Sehr schön ausgestattet. Mk. 5.—.

Ein Buch, welches auch jedem jungen Mädchen in die Hand gegeben werden kann.
„Ein Jeder lebt's —"
Novellen und Skizzen
von **Auguste Klob.**
Broschiert Mk. 2.—. Gebunden Mk. 3.—.

Hochzeits-Chronik.
Reich illustriert. — 4 Heliogravuren nach Originalen von Kupka.
Zahlreiche Poesien der grössten deutschen Dichter. Farbige Illustrationen etc.
Preis eleg. geb.: In Leinenband mit Goldrelief Mk. 12.50; in Elfenbein-Imitation mit Goldrelief Mk. 17.—.

Gesellschaft für graphische Industrie (Verlag der „Wiener Mode", Wien).

Digitized by Google

○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena. ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○

Kleine Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus.

Erster Band:

Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil.

Zweiter Band:

Abseits vom Kulturkampf.

Von

Dr. **Friedrich Nippold,**

Professor an der Universität Jena.

2 starke Bände à 10 Mk., geb. in Halbfranz à 12 Mk. 50 Pf.

Das besondere Interesse für dieses Werk besteht im Unterschied von den fachgelehrten Werken des Verfassers darin, daß es sich an einen größeren Lesertreis wendet. Man kann in demselben das Werden und Wachsen der geschichtlichen Auffassung des Verfassers, die sich über alle konfessionellen Gegensätze erhebt, stufenweise verfolgen. Dem Verfasser war es in jungen Jahren vergönnt, eine Reihe von Ländern kennen zu lernen und da überall die Kirchengeschichte der Neuzeit pulsieren zu sehen.

Bernhard Richter's Buchhandlung, Leipzig.

D. Martin Luthers Deutsche Briefe

ausgewählt und erläutert

von

D. Georg Buchwald.

91 Briefe mit 13 Illustrationen.

Geschenkband: 2 Mark.

„Wer Luther recht kennen lernen will, darf nicht nur über ihn lesen und von ihm hören, er muss ihn selbst lesen. Das Buch ist allen Familien als kostbarer Schatz aufs wärmste zu empfehlen." („Der Hausvater".)

Rieger, C. H., Wasser aus den Heilsbrunnen. Tägliche Andachten aus dessen Betrachtungen über das Neue Testament. Gesammelt von Stadtpfr. Drehmann. Mit Vorwort von Pastor D. F. v. Bodelschwingh. 400 Seiten, schön geb. Mk. 3.—, mit Goldschn. Mk. 4.—.

Die „Evang. Gesellschaft" bietet in C. H. Rieger's täglichen Andachten treffliche Hausmannskost. Nachdenkliche Leser werden bald mit Freude erkennen, welche Fülle von Gedanken und Weckrufen für das christliche Gewissen in diesem Buche sich erschließt.

Christliches Vergissmeinnicht. Grosse, mit 12 Blumenkarten illustrierte Ausgabe. Mit Gedenktagen aus der Welt- und Kirchengeschichte und einem Geleitswort von Otto Funcke in Bremen. Preis: Fein geb. mit Goldschnitt Mk. 1.50. Mit Irisdecke Mk. 2.—, in Saffianband Mk. 2.80.

Das Geleitswort ist ein inniger Brief von Pastor D. Otto Funcke an seine Freunde; ein Brief über die Gemeinschaft der Kinder Gottes und über den Segen des richtigen Bibellesens.

Verlag der Ev. Gesellschaft in Stuttgart.

Verlag von Georg Maske in Oppeln.

Baschkirtseff, Maria, Tagebuch. 2 Bde.	Brosch. M. 5.—	
Lessing, Theod., Maria Gaßkirtseff. Ein psychol. Studie	Brosch. „ 1.—	
Berenson, Bernhard, Florentiner Maler.	Geb. „ 4.—	
Bourget, Paul, Jenseits d. Oceans. 2. Aufl. 2 Bde.	Geb. „ 7.50	
Busse, Carl, Novalis' Lyrik.	Eleg. brosch. „ 3.—	
Gounod, Ch., Aufzeichnungen eines Künstlers. 2. Aufl.	Brosch. M. 3.—, geb. „ 4.—	
Hoffmann, Adalbert, Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette v. Luttwitz.	Brosch. „ 3.—	
Krüger, Herm. Anders, Der junge Eichendorff.	Brosch. „ 3.—	
— **Simple Lieder.** 2. vermehrte Aufl.	Brosch. M. 2.—	
	Elegant gebunden „ 3.—	
Ritter, Herm., Studien u. Skizzen aus Musik- u. Kulturgeschichte.	Brosch. M. 2.—, geb. „ 3.—	
Schmidt, L., Juvenes dum sumus.	Br. M. 1.—, geb. „ 1.50	
Schneider, Paul, Darstellungsverwandtschaften d. Musik.	Br. „ 3.—	
Schrattet, Dr. Fr., Bilder aus der Geschichte Israels für Schule und Haus. 2 Bdch. 1,20.	Geb. in 1 eleg. Leinwdbd. „ 2.25	

—§— In beziehen durch jede Buchhandlung. —§—

Alles

für **Dilettantenarbeiten** (Vorlagen für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand; Materialien, Maschinen, Apparate, Werkzeuge etc.) liefert bestens

(Illustrierte Cataloge für 30 Pf. Briefmarken)

Mey & Widmayer, München 16.

Verlag von Hermann Mendelssohn in Leipzig.

Kugler

Geschichte Friedrich des Grossen.

Mit 400 Illustrationen. Gezeichnet von Adolf Menzel. Volks-Ausgabe geb. in Lwd. M. 6.—.

Kayserling, M.,

Moses Mendelssohn.

Sein Leben und Wirken.

Preis geb. M. 8.—, geh. M. 6.—.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix,

Briefe aus den Jahren 1830—1847.

2 Bände. Gebunden in Leinwand M. 15.50. Elegant gebunden mit Photographie M. 19.50.

Billige Ausgabe in einem Band, gebunden in Leinwand M. 7.—, in Halbfranz gebunden M. 8.50.

Digitized by Google

Auswahl von Weihnachtsfestgaben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Romane von Anny Wothe.

Goldjäger. (Neu!) Mit einer Autotypie der Verfasserin. Eleg. geb. M. 3 50; fein geb. M. 4 50.
Suse. — Das Märchenschloß. — Warum? Geheftet je M. 4.—; gebunden je M. 5.—.
Im Klosterhof. — Haidezauber. — Ragna. Geheftet je M. 3.50; gebunden je M. 4.50.
Das Haus am Rhein. — Es tagt! Geheftet je M. 3.—; gebunden je M. 4.—.

Ferner empfehlen wir:

Breithaupt, A., Wird sie ihn finden? Roman. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.
Caros, R., Der Candidat. Novelle. Geb. M. 3.—.
Mohr, Marie L. F., Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch). Geh. M. 4.—; geb. M. 5.—.
do. Nirwana. Zeitroman. Geh. M. 4.—; geb. M. 5.—.
Ohorn, Anton, Um Glauben und Glück. Histor. Roman. Geheftet M. 5.—; gebunden M. 6.—.
do. Wenn sich zwei Herzen scheiden. Roman. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—.
Temmel, M., Kinder des Dorfs. Roman. 2 Bde. Geheftet M. 5.—; gebunden in 1 Bd. M. 6.—.

Chemnitz i. S. Verlagskatalog auf Verlangen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. **B. Richter's Verlag.**

Carl Bleibtreu's illustrierte Schlachtenschilderungen:

Gravelotte. 16.–20. Tausend. Preis geh. M. 1.—, gebunden M. 2.—.
Sedan. 31.–35. Tausend. Preis geh. M. 1.—, gebunden M. 2.—.
Paris 1870/71. 11.–15. Tausend. Preis geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

D. Willibald Beyschlag:

Aus meinem Leben. I. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre. Brosch. 7,50 Mk.; gebunden 9 Mk.
Aus meinem Leben. II. Erinnerungen und Erfahrungen der reiferen Jahre. Brosch. 10 Mk.; gebunden 12 Mk.
Zur deutsch-christlichen Bildung. Populartheologische Vorträge. Zweite Auflage in überwiegend neuer Auswahl. Brosch. 5 Mk.; gebunden 6 Mk.

Verlag von
Eugen Strien in Halle (Saale).

Eugenie Tafel.

Gräfin Agnes aus dem Hause Mansfeld. Geb. 3,40 Mk.
Das alte Haus. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Geb. 5,50 Mk.

Lina Walther.

Der Adjunktus von Oldenhausen. 2. Aufl. Geb. 2,80 Mk.
Bürgermeister Benjamin Liebekühn. Geb. 2,80 Mk.
Wünsche, Gedichte und Aufführungen für Polterabend und Hochzeit. 8°. Geh. 1 Mk.

Verlag von **Gustav Schloeßmann in Gotha.**

In **Joh. Palms** Verlag in **München** ist soeben in neuer Auflage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Was die Frauen wissen sollten.

Das Buch einer Frau für Frauen.

Von **Mrs. E. B. Duffey.**

Autorisierte Übersetzung von **Emma Emmerich.**

Fünfte Auflage. 8°-Format, eleg. brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Nach auswärts sind für Franko-Zustellung per Kreuzband 20 Pf. mehr einzusenden.

Renatus, Lebensskizzen aus ernsten und heiteren Tagen.

5 Auflagen seit 1885! 2 Teile. Eleg. gebdn. 4 Mk.
Die beste humoristische Erzählung der Neuzeit.
Dresden, Verlag von v. Zahn & Jaensch.

Geistliche Gedanken

eines Nationalökonomen von **Wilhelm Roscher.** Aus dem Nachlass herausgegeben von seinem Sohn. Eleg. gebdn. 5 Mk.
Dresden, Verlag von v. Zahn & Jaensch.

Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk.

Mit Gott für Kaiser und Reich!

Neu!

Volkstümliche Darstellung der
Preußisch-Deutschen Geschichte,
bearbeitet für Schule, Heer und Haus
von M. Haekel.

Mit dem Bilde Kaiser Wilhelms II.
8° XII, 244 S. in Ganzlwd. geb. 3,50 Mk.

„Die ganze Darstellung ist getragen von echt patriotischem und tiefreligiösem Sinne, die Sprache ist edel und dem einfachen Verständnisse angepaßt. Das Buch ist sehr empfehlenswert und kann und wird viel Gutes stiften."
Verlag von **Max Woywod in Breslau.**

Digitized by Google

Grosse illustrierte Prachtwerke ersten Ranges.

Rom, von Dr. Reinhold Schoener.

Mit **290 Original-Illustrationen** von Terzi, Bacarisas, Barbasan, Benlliure, Brioschi, Fuchs, F. v. Lenbach, Macchiati u. A.

Gross-Quart-Format in eleg. Leinw.-Prachtband **Mk. 30.**

Venezia, von Henry Perl.

Mit **211 Original-Illustrationen** von Tito, Grubhofer, Cima, Laurenti, Pagani, Berti, Lancerotto, Brugnoli etc.

Gross-Quart-Format in eleg. Leinw.-Prachtband **Mk. 20.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie durch die

k. u. k. Hof-Verlagsanstalt Emil M. Engel, Wien I. und Leipzig.

Jugendschriften-Neuigkeiten.

Bruno Garlepp: Halbmond und Griechenkreuz. Eine Erzählung aus der Türkei u. Griechenland. Illustriert von Johannes Gehrts. Prachtband 5 Mk.

Karl Canera: Der Freiwillige des „Iltis". Erzählung aus unseren Tagen. Illustriert von E. Zimmer. Prachtband 5 Mk.

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Für Ärzte, Juristen, Sittenschilderer etc.

Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Kultur- u. Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Eugen Dühren. Ca. 400 Seiten. 1900. Eleg. brosch. 6 M. In Originalbd. 9 M.

Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Von G. Brandes. 6 Bde. 5. Aufl. 1899. Brosch. 35 M. In 6 Leinwandbänden 50 M.

Ausführliche Verzeichnisse sende gratis und franko.

H. Barsdorf Verlag, Leipzig, Dufourstr. 15.

Ernst v. Wolzogen, Die Gloriahose. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. 1 M., i. Lederbd. 2,50 M.

Arthur Achleitner, Bronzle. — Schwarzwaldgeschichte. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. 1 M., in Lederbd. 2.50 M.

Arthur Zapp, Galathea. — Eine Liebesgeschichte. Illustriert v. Carl Zopf. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Carl Hecker, Leutenantsgeschichten. Illustriert von Albrecht u. Schlittgen. 2 Bde., geb. 10 M.

Carl Th. Richter, Magdalena. Illustr. v. H. Schlittgen. Geh. 2 M., in Lederbd. 3.50 M.

Paul v. Schönthan, Enfant terrible. Illustriert von Carl Zopf. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— **Prinzessin Darandot.** Illustr. von Carl Zopf. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Marie v. Hansen, Ada in England. Illustr. von H. Hübner. Geh. 1.50 M., gebunden in Lederband 3 M.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von **F. W. Rochow** in **Heidelberg.**

Predigten

einer deutschen Mutter

für ihre Kinder.

Mit einem Vorwort von Pfarrer Freibank.

Preis hübsch gebunden M. 1.50.

Die vorliegenden Kinderpredigten sind von einer evangelischen Mutter aus gebildetem Stande verfaßt und können als Weihnachtsgeschenk für jede christliche Familie warm empfohlen werden.

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.

Neu erschien:

Hans Hoffmann: Der Harz.

Quart-Format, 360 Seiten, mit 1 Heliogravüre,
16 ganzseitigen Ansichten und zahlreichen Text-Abbildungen.

In Ganzleinenband: 15 Mark.

Vornehmstes Weihnachtsgeschenk für jeden Harzfreund!

Digitized by Google

F. E. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Die Pflanze

Vorträge aus dem Gebiete der Botanik

von Dr. **Ferdinand Cohn.**

Prof. a. d. Universität Breslau.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Mit zahlreichen Illustrationen.

Zwei Bände brosch. Preis 20 M., geb. in elegantem Leinwandband 24 M., geb. in Halbfranz 25 M.

Das auch äußerlich glänzend ausgestattete Werk eignet sich in der freien Form gemeinverständlicher Vorträge an den weiten Kreis der Gebildeten. Es ist schon in seiner ersten Auflage als „ein Muster der populären naturwissenschaftlichen Litteratur in des Wortes edelster Bedeutung" gerühmt worden.

Aus den Kinderjahren unseres Heldenkaisers

von **Dr. G. Schuster,**

Archivar am Kgl. Preuß. Hausarchiv.

Eleg. gebd. Mk. 2.—.

Illustriert. Feiner Druck und tadellose Ausstattung.

Sämtliche Rezensionen über das Werkchen gipfeln in der Aussage, daß dasselbe als ein selten preiswertes vorzügliches Festgeschenk für Jung und Alt zu empfehlen ist. Für seine Gediegenheit spricht schon der Umstand, daß Ihre Kgl. Hoheit die Großherzogin von Baden die Widmung huldvollst anzunehmen geruht hat.

Verlag von

Ed. A. Crapp, Hötzschenbroda-Dresden.

Lichtbilder aus der Kunstgeschichte

nach den Originalaufnahmen von **Braun, Clément & Co.** in **Dornach** **sind das einzige Mittel zur Verbreitung von Kunstinteresse und -Kenntnis** in weiteren Kreisen, denen es nicht vergönnt ist, die Werke der alten Meister und die Skulpturen des Altertums im Original zu bewundern. Jede Schule, jeder Verein, jede Familie sollte ein **Skioptikon** besitzen, mit welchem bei Vorträgen, festlichen Veranstaltungen u. s. w. **Bilder an die Wand geworfen werden.** Die Handhabung solcher Apparate ist äusserst einfach. Je nach Umständen verwendet man als Lichtquelle: **Petroleumlicht** (Ala-Rundbrenner), **Gasglühlicht, Acetylen, Kalklicht.** Das bequemste ist **elektrisches Glüh-** und **Bogenlicht.**

Auf Wunsch sende Kostenanschläge, Kataloge und Auskünfte gratis.

Lichtbilder aus allen Gebieten, Lager über 30 000 Stück.

Ed. Liesegang, Düsseldorf

Skioptikon-Fabrik.

Gegründet 1854.

Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn,
Berlin W. 9.

Soeben erschien:

Das Problem Friedrich Nietzsches.

Von

Eduard Grimm.

Preis 4 Mark, geschmackvoll gebunden 5 Mark.

Im Gegensatz zu den bisher erschienenen Büchern über Nietzsche bietet das vorliegende nicht so sehr eine Darstellung seiner Persönlichkeit als vielmehr eine Übersicht über die Gedankenwelt des Philosophen, von der doch immer starke Impulse ausgehen.

Für gebildete Mädchen und Frauen

ein ganz reizendes Geschenk!

Kyffhausen.

Epische Dichtung von Zoë v. Reuß.

Geh. Mk. 1.50, eleg. geb. 2.50 Mk.

Warm empfohlen in der „Schlesischen Zeitung, Neuen Preuß. † Zeitung, Allg. Modenztg., Breslauer Zeitung, Von Haus zu Haus" 2c.

Verlag von P. Ehrlich in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von

Kober C. F. Spittlers Nachfolger in Basel.

Neu erschienen:

Sheldon, In Seinen Fußstapfen. Eine Erzählung frei nach dem Englischen (In his steps). Mit Vorwort von Hofprediger a. D. A. Stöcker.
Geh. Mk. 1. — Lwd. Mk. 1.60.

Meyer, F. B. Lichtstrahlen aus Gottes Wort. Ein Gang durch die Bibel in täglichen Betrachtungen. 1. Bändchen: 1 Buch Mose bis Ruth.
Geh. Mk. 1.20. — Lwd. Mk. 2.

Rappard, Fort, fort, mein Herz, zum Himmel. Gedichte. Geh. Mk. 2.40. — Lwd. Mk. 3.20. Lwd. mit Goldschn. Mk. 3.60.

Schettler, Nach der Heimat. Ein Wort der Liebe für solche, die nach der Heimat fragen.
Geh. Mk. 1. — Lwd. Mk. 1.60.

Zeller, Die Erziehung der Kinder für Zeit und Ewigkeit. Geh. 65 Pfg. — Lwd. Mk. 1.20.

Luther's Werke.

Volksausgabe in acht Bänden

herausgegeben von

Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider u. A.

→ **Zweite Auflage in eleganten Leinenbänden.** ←

Preis 20 Mark.

Sachregister dazu gebunden 2 Mark.

Die handliche, gut ausgestattete Ausgabe gehört zu den „standard works", die in keinem deutschen Hause fehlen sollten.

Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin W. 9.

Ein nützliches und unterhaltendes Buch für die Frauenwelt!

Hesdörffers Handbuch d. prakt.

ZIMMERGÄRTNEREI

ist der beste Ratgeber bei der Blumenpflege. 600 Seiten mit gegen 400 Abbildungen u. 17 Tafeln. In schönem Einbande 9 M., geheftet 750 M. Kleine Ausgabe kostet 3 M. Verlag von Gustav Schmidt, Berlin W. 35

Botanisches Bilderbuch für jung u. alt.

Von Franz Jfen. 432 Pflanzen in farb. Aquarelldruck auf 48 Taf. Begleitender Text von H. Berdrow. 2 Teile (erste u. zweite Jahreshälfte). Jeder Teil in Kartonnage. Einband mit farb. Titelbild M. 12.— Einz. M. 6.—

Ein Hausbuch im besten Sinne unterhaltend und belehrend! — Jeder Familie warm zu empfehlen!

Verlag von Gustav Schmidt in Berlin W. 35.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Soeben erschienen:

Essais und Studien zur Literaturgeschichte.

Von

Prof. Dr. Otto Harnack.

Preis geheftet 6 Mark.
Elegant gebunden 7 Mark.

Ein großer Teil der Aufsätze bezieht sich auf Goethe, dem der Verfasser seit langer Zeit eingehende Studien gewidmet hat. Eine Anzahl anderer ist ausländischen Dichtern: Byron und Puschkin, Carducci und Zola, Tolstoi und Ibsen gewidmet. Auch mit dem Anfang der modernen literarischen Bewegung in Deutschland, zu Anfang der 90er Jahre, beschäftigen sich einige kritische Betrachtungen. Die übrigen Aufsätze sind allgemeineren Inhalts und behandeln theoretische Fragen sowohl des poetischen und künstlerischen Schaffens als auch der wissenschaftlichen Literaturforschung.

Diese „Essais und Studien" des als Literarhistoriker rühmlichst bekannten Verfassers werden als wertvoller Beitrag zur Literaturgeschichte in ebenso hohem Grade das Interesse des Fachmannes, wie jedes Gebildeten überhaupt fesseln.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuer illustrierter

Kunst-Katalog

Knösler'sche Farbenholzschnitte

(Kunstblätter von spezifischer ○ ○ ○ ○ ○ ○ Weihnachtsstimmung)

kostenlos von

Julius Schmidt in Florenz

1 Via Tornabuoni.

Eine neue Anatomie für Künstler.

Plastisch-Anatomischer Handatlas

von Dr. Fritz Schider.

100 Tafeln mit Text, 4°. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Das Werk behandelt in sachgemässer Reihenfolge und unterstützt von zahlreichen Naturstudien, die Knochenlehre, die Muskellehre und die Proportionen des menschlichen Körpers. Für den modernen Künstler und Kunstgewerbetreibenden ist dieses reichhaltige, aufs beste ausgestattete Werk eine Quelle der Anregung und ein sicherer, nie um Auskunft verlegener Ratgeber und Führer auf dem schwierigen Gebiete der Anatomie.

Verlag von SEEMANN & CO., Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von HANFSTAENGL's NACHFOLGER in BERLIN.

Beliebte Geschenkwerke.

Richard Wagner-Galerie.
20 Bilder mit Text von **W. Tappert.**
In elegantem Einbande (30 : 23 cm) M. 25.—.

Christus in Bild und Wort.
Eine Festgabe für das christliche Haus.
10 Bilder in Heliogravüre-Imitation mit Text von **O. Schmidt**-Sonneck.
Eleg. gebunden (36 : 28 cm) M. 12.—.

5 Bilder zu den
Rosenliedern
des Grafen Philipp zu Eulenburg.
Oktavformat in eleg. Mappe M. 6.—.

10 Bilder von **Schweninger** zu Scheffel's
Trompeter von Säkkingen.
Folioform. in eleg. Mappe (47 : 32 cm) M. 25.—.
Oktavform. do. (23 : 16 cm) M. 10.—.

20 Bilder von **Schweninger** zu
Jul. Wolff's Dichtungen.
I. Teil: 10 Bilder zu Rattenfänger, Lurlei, Wilder Jäger, Tannhäuser.
II. Teil: 10 Bilder zu Raubgraf, Fliegender Holländer, Renata, Sülfmeister.
Jeder Teil in eleganter Mappe.
Folioform. à M. 25.—. Oktavform. à M. 10.—.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Friedr. Schoedler's Buch der Natur.

23. vollständig neu bearbeitete Auflage.

Allen Freunden der Naturwissenschaft, insbesondere den höh. Lehranstalten gewidmet.

I. Teil: Botanik, Zoologie, Physiologie und Paläontologie von Prof. Dr. **O. W. Thomé.** Mit 894 Abb. M. 3.60, geb. M. 4.—. • II. Teil, 1. Abt.: Chemie von Prof. Dr. **H. Böttger.** Mit 85 Abb. und 1 Taf. M. 6.—, geb. M. 6.50. • 2. Abt.: Mineralogie, Geologie, sowie III. Teil: Astronomie und Physik von Prof. Dr. **B. Schwalbe** unter der Presse.

Studien und Beobachtungen aus der Südsee

von **Joachim Graf Pfeil.** Mit 22 Tafeln. M. 11.—, geb. M. 12.50.

Joachim Heinrich Campe's
Robinson d. Jüngere.
Altberühmte Original-Ausgaben.
Pracht-Ausgabe.
118. Auflage. Eleg. geb. M. 4.50.
Kleine illustrierte Ausgabe.
119. Auflage. Eleg. geb. M. 2.—.

Prof. J. H. Ingraham.
Der Fürst aus Davids Hause
oder
drei Jahre in der heiligen Stadt.
Achte, deutsche Orig.-Ausgabe.
Elegant gebunden M. 3.30, mit Goldschnitt M. 3.60.

Dr. Wilhelm Plath.
Briefe eines Arztes
an eine junge Mutter.
Siebente verbesserte Auflage.
Preis gebunden M. 3.—, eleg. gebunden mit Goldschnitt M. 3.75.

Ausführliche Verlagsverzeichnisse auf Wunsch kostenfrei.

Ich möchte den Knaben kennen, dem das Buch nicht gefällt.

Auf der Wildbahn

Ferienabenteuer in Deutschen Jagdgründen
Für Jung und Alt erzählt von
A. Becker.

Es ist ganz aus dem Geiste eines geweckten Knaben heraus geschrieben.
F. Woenig, Litt. Kritiker d. Leipz. Tagebl.

Reich illustriert von
Prof. W. Friedrich.

Vornehmste Ausstattung.
Eleg. gebd. 7 Mk.

Trowitzsch & Sohn in Berlin.

Soeben erschienen

Lebensweihe für Jungfrauen.

Von
St. Friedr. Evertsbusch, D. theol.,
weil. evang. Pfarrer u. Superintendenten.
5. Auflage.
Mit Original-Titelbild von Prof. **B. Plockhorst.**
Fein gebunden (mit Goldschnitt) M. 5.—.

Dieses von echt evangelischem Geiste getragene Werk des bekannten Verfassers ist für die Töchter evangelischer Familien geschrieben und eignet sich in seiner eleganten Ausstattung zum Geschenk bei jedem Anlass. Es spricht mit begeisternden Worten zu den Herzen der weiblichen Jugend, der es ein aufrichtiger treuer Freund durchs Leben sein will.

Verlag von Hans Friedrich in Carlshorst-Berlin.

Digitized by Google

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Illustrirtes Buch der Patiencen.

= Erstes Bändchen. =

Illustrirtes Buch der Patiencen.

= Neue Folge. =

Zweihundert Napoleon-Patiencen.

Eine Sammlung von ausgewählten Problemen dieser fesselndsten und schwierigsten Patience, deren jedes in auf- und absteigender Ordnung lösbar ist.

Illustriertes Whist-Buch.

Illustriertes L'hombre-Buch.

Illustriertes Skat-Buch.

(Letzteres mit deutschen Karten.)

Eleganteste Ausstattung in schwarzem und rothem Druck.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Fein geb. Preis jedes Bändchens 5 Mark

Als herrliche Weihnachtsgeschenke

sind bei der **Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.,** in **Einsiedeln, Waldshut** und **Köln a/Rh.** erschienen:

QUO VADIS.

Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Von **Heinrich Sienkiewicz.** Genehmigte Übertragung von *E. und R. Ettlinger. Einzig existierende deutsche Illustrierte Ausgabe.* Mit 24 zweifarbigen ganzseitigen Einschaltbildern inklus 2 Karten und 2 Plänen, von *Alex. Rothaug.* Ein stattlicher Band von 616 Seiten. Format 130×208 mm.

Gebunden in hochfeinem, oleg. Einband Mk. 6.—.

Von den vorhandenen Übersetzungen und Bearbeitungen ist diese deutsche Ausgabe des weltberühmten Romans unstreitig die beste, vornehmste und litterarisch gediegenste.

Die Familie Polaniecki.

Roman aus der Gegenwart v. **Heinrich Sienkiewicz.** Genehmigte Übertragung von *E. und R. Ettlinger.* Eingeleitet durch eine litterar historische u. biographische Skizze von *Karl Muth. Einzig existierende deutsche Buch-Ausgabe.* Mit Titelbild. 542 Seiten. Format 130×208 mm.

Gebunden in hochfeinem, oleg. Einband Mk. 5.—.

Ein Roman von grösstem litterarischem Wert! Neben den „Lappalien" des Jesuitenpaters Coloma das Beste, was eine aus katholischer Lebensauffassung erwachsene Bellestrik in neuester Zeit hervorgebracht hat.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Freund & Wittig in Leipzig-R.

Die Frauen

in der

Geschichte des deutschen Geisteslebens

des 18. und 19. Jahrhunderts

von

Dr. Adalbert v. Hanstein.

Mit Bildnissen und Beilagen.

Band I:

In der Zeit des Aufschwungs des deutschen Geisteslebens.

Geh. 8 M. 60 Pf. — Eleg. geb. 10 M.

Band II:

In der Jugendzeit der grossen Volkserzieher und der grossen Dichter.

Geh. ca. 9 M. 60 Pf. — Eleg. geb. ca. 11 M.

Ibsen als Idealist.

Vorträge über Henrik Ibsens Dramen, gehalten an der Humboldt-Akademie zu Berlin

von

Dr. Adalbert v. Hanstein.

Geh. 4 M. — Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

In luftigen Höh'n

von **Th. Wundt.**

Soeben erschienen:

Die Jungfrau

und das Berner Oberland.

Hochqu. m. üb. 150 Illustr. geb. 20 ℳ

Das Matterhorn

und seine Geschichte.

Hochqu. m. üb. 150 Illustr. 1896. geb. 20 ℳ

Hildebrandt's Aquarelle.

Erdreise 34 Bl., **Europa** 14 Bl., **Neue Folge** 20 Bl.

Einzeln 12 ₰, von 6 Bl. an nur 9 ₰, Mappe 20 ₰. Verzeichnis gratis.

Neue Radierungen:

Horte, Kaiser Wilhelm II.

Kniestück, Bildgrösse 90:65 cm. 30 ₰

Horte, Bismarck u. **Moltke,** lebensgrosse Brustbilder à 15 ₰.

Feldmann. Ruine Ehrenfels, Lichtenstein, Elz und **Rudelsburg** à 15 ₰.

Kohnert. Frühlingsmorgen, Sommermittag, Herbstabend u. Winternacht (Märkische Landschaften) à 15 ₰.

Mannfeld, Marienburg 30 ₰, **Heidelberg, Köln** à 40 ₰, zusammen 70 ₰, **Meissen u. Limburg** à 40 ₰, zusammen 70 ₰, **Aachen, Breslau, Danzig u. Erfurt, Loreley u. Rheingrafenstein** à 20 ₰.

Schöner-Douzette. Mondnacht 15 ₰.

Illustrierte Verzeichnisse mit Angabe der Frühdrucke gratis. Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Raimund Mitscher, Berlin.

Digitized by Google

Verlag von Theodor Ackermann, k. Hof-Buchhändler in München.

Soeben erschien:

Beiträge zum Formenschatz der Heraldik.

Herausgegeben von

Otto Hupfelberger.

57 Tafeln in Folio, davon 7 in Farbendruck, und 10 Seiten erläuterndes Register, in stilvoller Mappe. Preis M. 12.—, Ausgabe auf Büttenpapier M. 16.—.

Eine wohl erschöpfende, amtlichen Originalen, zumeist aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nachgebildete Sammlung der mannigfaltigsten in der Heraldik vorkommenden Darstellungen und Sinnbilder.

Verlag von Freund & Wittig in Leipzig-R.

Der Egoismus.

Unter Mitwirkung von

Frau L. Andreas-Salomé — Dr. Wilh. Bölsche — Dr. W. Borgius — Hans Brennert — Prof. Dr. A. Döring — Dr. P. Ernst — Prof. Dr. Alb. Haas — Julius Hart — Dr. K. Jahn — Frl. M. Mellin — Hjalmar Schacht — Dr. R. Steiner

herausgegeben von

Arthur Dix.

Geh. 8 M. 60 Pf. — Fleg. geb. 10 M.

Verlag von Eugen Twietmeyer in Leipzig.

Schönstes Geschenk für eine junge Hausfrau oder Braut!

Die Hausfrau.

Praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen nebst einem vollständigen Kochbuche von

Henriette Davidis.

16. Auflage. Preis eleg. geb. M. 4.50.

Pressstimmen:

„Reicher an Inhalt haben wir kein Werk für Hausfrauen gefunden." — „Es ist ein Universalwerk für die gesamte Hauswirtschaft und weiss für Alles Rat." — „Ein bedeutungsvolles Buch, das jeder jungen Hausfrau als Angebinde dargebracht werden sollte."

Die bürgerliche Küche.

Von

Emilie Graf.

1350 Kochrecepte für den einfachen und besseren Haushalt.

Preisgekrönt. Geb. M. 3.

Vortreffliches Geschenk für Mädchen, namentlich für Konfirmandinnen!

Der Beruf der Jungfrau.

Eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt ins Leben.

Von

Henriette Davidis.

16. durchgesehene und verbesserte Auflage.

Fein geb. m. Goldschnitt M. 3.80. In Cellleidband geb. M. 4.50.

P. Lenz schreibt: „Wir wüssten kein Buch namhaft zu machen, welches wir als sinniges Geschenk für junge Mädchen von 14—18 Jahren mehr empfehlen könnten, als der unvergesslichen Davidis herrliches Werk „Der Beruf der Jungfrau". Es wirkt veredelnd auf Gemüt und Charakter und bildet zugleich.

Reizendes Geschenk für Kinder!

Puppenköchin Anna

Praktisches Kochbuch

für kleine u. grosse Mädchen von

Henriette Davidis.

9. wesentlich erweit. Aufl. Preis geb. M. 2.—

Das beste Weihnachtsgeschenk für Litteraturfreunde

ist ein Abonnement auf mein

Bücher-Lese-Institut für litterarische Neuigkeiten

Deutsch — Französisch — Englisch.

Eintritt jederzeit. Bequemer Postversand.

Preis jährlich M. 20.—.

Der Abonnent hat ständig 6 Bände im Hause u. kann dieselben beliebig oft wechseln.

Alle neuen Erscheinungen

ausser fachwissenschaftlicher Litteratur werden aufgenommen.

Prospekt und Katalog gratis.

G. A. v. Halem,

Bremen.

Hervorragendes Prachtwerk.

Alt-München in Bild und Wort.

Herausgegeben von

O. Auflleger und **R. Trautmann.**

Münchens Umwallungen und Thore, Plätze und Gassen, denkwürdige Häuser und malerische Winkel vom XVI. bis ins XIX. Jahrhundert, nach besten Bildern und Stichen reproduciert.

94 Tafeln in Lichtdruck mit erläut. Text und geschichtl. Einleitung. Kl.-Folio in Prachtband oder in eleganter Leinwandmappe mit Goldpressung 42 M. 50 Pf.

Auch in 20 Lieferungen zu 2 M. zu beziehen.

Prospekte und Kataloge gratis und franko.

L. Werner's Architektur-Buchhandlung,

Maximilians-Platz 13. München Maximilians-Platz 13.

Aus deutschem Herzen.

Lyrische und balladische Dichtungen.

Ausgewählt vom **Deutschbund.**

Eleg. geb. mit Kolfschnitt Mk. 3.50, mit Goldschnitt Mk. 3.75.

Die Zeitschrift **„Vom Fels zum Meer"** sagt in Heft 8 des 18. Jahrgangs: „Eine Anthologie eigener Art, eine Sammlung derjenigen lyrischen und balladischen Gedichte, welche die deutsche Volksseele am besten verkörpern, veröffentlicht Diedr. Soltau's Verlag in Norden unter dem Titel „Aus deutschem Herzen". Die Auswahl stellt also keineswegs eine Sammlung sogenannter patriotischer Gedichte dar, wie sie schon mehrfach veranstaltet ist, sondern jede Regung der deutschen Volksseele sollte berücksichtigt werden, soweit sie in der Lyrik zu deutlichem und zugleich schönem Ausdruck gelangt ist. Man kann erwarten, daß die angeschlagenen Klänge einen Wiederhall in jeder deutschen Brust finden werden."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

Diedr. Soltau's Verlag in Norden.

Digitized by Google

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Verlag von Otto Janke, Berlin SW.

Neue Weihnachts-Geschenkwerke:

ckstein, Ernst, Der Bildschnitzer von Weilburg. Eleg. geb. 7 M.

ıiborg, Herm., Durchbrochene Dämme. Eleg. geb. 7 M.

ılmar, W., Vom Urwald zur Kultur. Eleg. geb. 6 M.

aabe, Wilh., Der Hungerpastor. Eleg. geb. 5 M.

— Hastenbeck. Eleg. geb. 7 M. 25 Pf.

chlicht, Frh. v., Ein Kampf. Geb. 7 M.,

erder, Hans, Im Inselmeer. Geb. 5 M.

u beziehen durch alle Buchhandlungen.

Illustr. Briefmarken-Journal.
Verbreitetste u. ernstes Institut der Welt, die in jeder Nummer wertvolle Gratisbeigaben giebt und monatl. 2 mal erscheint. Halbjahrsabk. (13 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Mappen à $^{5}/_{6}$ Bogen **u. Couverts** in
r. Auswahl 1000 St. von 20 Mk. an.
. Koseberg, Holzeismar. Must. frc.

Neu 1899:

Das angenehme Jahr des Herrn.

Evangelische Zeugnisse

über die von der XXII. deutschen evangelischen Kirchen-Konferenz zu Eisenach ausgewählten Perikopenreihe der Evangelien

unter Mitwirkung mit anderen herausgegeben von

Ernst Kühn und **Oskar Brüssau,**
Pastor in Siegen in Westfalen — Pastor in Frankenstein in Schlesien.

542 S. gr. 8°. Pr. in Illbfrz. geb. 7 M.

Die vorliegende Predigtsammlung, welche entstanden ist, nachdem die von der XXII. deutschen Kirchen-Konferenz zu Eisenach ausgewählten Perikopenreihen zur Einführung in den kirchlichen Gebrauch bestimmt worden sind, behandelt die Evangelien der Sonn- und Feiertage in 70 Predigten von etwa 28 Mitarbeitern: Kons.-Rat Albertz-Posen; P. Lic. Bleibtreu-Bonn; Kons.-R. Büchsel-Münster; Prof. D. Cremer-Greifswald; Gen.-Sup. Oberhofprediger D. Dryander-Berlin; Gen.-Sup. D. Döblin-Danzig; P. D. O. Funcke-Bremen; Kons.-Rat D. Goebel-Halle; Sup. Lic. Gottwald-Heinrichau b. Schl.; Kons.-R. Gräber-Stettin; Kons.-Rat Prof. D. v. Hase-Breslau; P. Israel-Berlin; P. Samuel Keller-Düsseldorf; P. Möller-Barmen; Sup. Nelle-Hamm; Gen.-Sup. D. Nebe-Münster; Prof. D. Reinicke-Wittenberg; P. Lic. de le Roi-Schweidnitz; Gen.-Sup. Viereggе-Magdeburg; P. Zöllner-Kaiserswerth u. a. m.) Bei aller Mannigfaltigkeit im einzelnen entbehrt das Werk, welches einen aktuellen Bedürfnis entgegenkommt, nicht einer festen Einheitlichkeit.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Cotta'scher Musen-Almanach

für das Jahr 1900.

Herausgegeben von **Otto Braun.**

Zehnter Jahrgang.

Mit sechs Kunstbeilagen.

In Seide gebunden mit Goldschnitt 6 Mark.

Enthält Erzählungen von H. Keller-Jordan und Ernst Muellenbach, sowie poetische Beiträge von einer Reihe namhafter Dichter. Der Cotta'sche Musen-Almanach hat sich mehr und mehr im deutschen Hause eingebürgert, und so wird auch die neue Folge, die nach Geist und Ausstattung den früheren Bänden würdig sich anschließt, freudig willkommen geheißen werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

Rahel Varnhagen.

Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow.

Mit 12 Bildnissen.

gr. 8°. ca. 30 Bogen. Broschiert 7 Mark, Halbfranz (Liebhaberband) 9 Mark.

Rahel hat ihren unbestrittenen Platz in der Kulturgeschichte unseres Volkes; ihre Bedeutung für das Gesellschafts- und litterarische Leben ihrer Zeit ist litterarkundigen im allgemeinen bekannt. Im Grunde aber war Rahel kein öffentlicher Mensch. Wie wohlthätig und tiefgreifend sie — meist ohne es zu beabsichtigen — auf die Öffentlichkeit gewirkt hat: in der Stille und Zurückgezogenheit des Hauses, im unbefangenen Verkehr mit den Hausgenossen und Freunden entfaltete sich die Seelenschönheit, die Gemütstiefe und Herzensgüte dieses gottbegnadeten Weibes in reinstem Glanze! Die Anschauung und der erhebende Eindruck dieses stillen und doch so köstlichen Heldenlebens aber ist unserer Generation verloren.

Und doch möchte vielleicht und, die wir einer nivellierenden, uniformierenden Zeit angehören, welche das Individuum mehr und mehr den eisernen Gesetzen des großen sozialen und wirtschaftlichen Mechanismus unterordnet, nicht unnütz sein, was eine starke, auf sich selbst gestellte Persönlichkeit zu leisten vermag, wie tief sie, rein durch die Entfaltung ihrer inneren Kräfte, in das Gemeinschaftsleben hineingreift. Insbesondere mag die moderne Frau erkennen, welch ein großer, an Segen reicher Wirkungskreis dem Weibe offenstand zu einer Zeit, der eine Frauen-Emanzipation im heutigen Sinne noch unbekannt war. —

Wie treffliche Würdigungen ihres Geistes und Charakters, wie tiefsinnige Untersuchungen über ihre Stellung zu bestimmten Fragen und Zeitströmungen, z. B. zum „Jungen Deutschland", in älteren und neueren schönheitswissenschaftlichen Schriften vorliegen: es giebt unseres Wissens keine zusammenhängende, das überreiche Material sichtende und ordnende Darstellung von Rahels Leben. Eine solche will das vorliegende Buch darbieten. Die Geschichte, das litterarische und Kulturleben jener Periode ist soweit herangezogen worden, als es dem Verfasser erforderlich schien, um dem Uneingeweihten das Verständnis der Zeit zu erschließen und um Rahels Leben die nötige Folie zu geben.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Neuigkeit Weihnachten 1899.

Unter dem Eschenbaum.

Neue Dichtungen von Frida Schanz.

Preis elegant gebunden 3 Mark.

Die letzten, das anmutige „Filigran" an künstlerischem Ernst und poetischer Tiefe noch übertragenden heiteren und packend-ernsten Dichtungen von Frida Schanz sind hier zu einem Ganzen von zweifelloser Bedeutung zusammengestellt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Weihnachten:

Festspiele für Schule und Haus.

I. **Weihnachten, Neue dramatische Festspiele u. Lieder** von Reinicke. 80 Pf., geb. 1,10 M. — II. **Die bel. Weihnachtslied. u. e. Festspiel** von Wagner. 40 Pf., geb. 55 Pf. — III. **Weihnachten im Forsthause. Weihnachten auf der Strasse.** Zwei dramatische Weihnachtsspiele von A. Reinboth. 35 Pf., kart. 50 Pf. — IV. **50 der beliebtest. Weihnachtslied. u. Choräle.** 40 Pf., geb. 50 Pf. Diehl, **Festgesänge.** Für 3 st. Schülerchor. 45 Pf., geh. 60 Pf.

Kaisers Geburtstag:

Kaiser Wilhelm II. Von Kerper. 70 Pf., eleg. geb. 1,35 M. „Von den uns bisher zu Gesicht gekommenen Lebensbildern gehört das vorliegende zu den besten." (Pr. Lehrerzeitung.) **Drei Hohenzollern ohne Gleichen.** Von Helms. 95 Pf., geb. 1 M. 10 Pf. **Schulfeier vaterländischer Gedenktage.** 85 Pf., geb. 1 M. 10 Pf.

Weihnachtskataloge gratis u. franco.

A. Helmich's Verlag in Bielefeld.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Lieder eines Zigeuners.

Von

Georg Busse-Palma.

Mit einer Einleitung von **Carl Busse.**

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Eine Dichternatur von starker Eigenart stellt sich in Georg Busse-Palma, dem jüngeren Bruder Carl Busses, dar. Seine Lieder sind der getreue Spiegel eines wildbewegten Jugendlebens. Wie diese Schicksale vom gewöhnlichen Lebenspfad, so entfernen sich auch die Gedichte weit von der ausgetretenen Straße herkömmlicher sanfter Lyrik.

Tiefste Verzweiflung, hoch aufschäumender Trotz, heißeste Leidenschaft, innigste Friedenssehnsucht finden den kühnsten, jedoch durch den streng gebundenen Bau und den musikalischen Wohlklang der Verse künstlerisch ausgeglichenen Ausdruck.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Vereinigung der Kunstfreunde

für amtliche Publikationen

der

Königl. National-Galerie

zu Berlin

W., Markgrafen-Strasse 57

versendet auf Verlangen kostenfrei

den

Illustrierten Katalog

ihrer farbigen Reproduktionen nach den hervorragendsten Gemälden. [191

Von der Thatsache eines **Verkehrs** mit der **Unsichtbaren Welt**

wird jeder überzeugt, der die Werke gelesen hat von

Staatsrat Aksakow, Prof. Crookes, Dr. Cyriax, Dr. du Prel, Dr. Friese, Feilgenhauer, Baron Hellenbach, A. Kardec, Dr. v. Langsdorff, Prof. Pusch, Ritter v. Pesme, A. R. Wallace, Prof. Zöllner und vieler Anderer. Man verlange den reichhaltigen

Katalog meiner Weihnachts-Preisermässigung

der besten Bücher über **Spiritualismus** (Lehre vom Geist und über das Fortleben nach dem Tode), **Spiritismus, Mediumismus, Hypnotismus, Heilmagnetismus,** die zufolge vielfacher Wünsche wieder

vom 1. Dezbr. 1899 bis 31. Januar 1900 zu ganz bedeutend ermässigten Preisen

geliefert werden. — Der Spiritualismus zählt bereits über 60 Millionen Anhänger und greift trotz der materialistischen Zeitströmung rapid um sich. Bei Unzähligen ist durch denselben der wahre Friede im Herzen wieder eingekehrt.

Auch den weniger Bemittelten soll hierdurch Gelegenheit gegeben werden, sich eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Auf Verlangen versendet **Kataloge gratis u. franko**

Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstr. 4.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben vollständig geworden:

Evangelisches Volkslexikon

zur Orientierung in den sozialen Fragen der Gegenwart

herausgegeben vom

Evangelisch-sozialen Central-Ausschuß für die Provinz Schlesien

und

in Verbindung mit Fachgelehrten

redigiert von

D. Theodor Schäfer.

53 Bogen Lex.-8°. Preis broschiert 6 M., in Halbfranz gebunden 8 M. 50 Pf.

. . . Das „Evangelische **Volkslexikon**" beschränkt sich darauf, rein innerhalb des Gebiets der sozialen Frage und der mit ihr zusammenhängenden Probleme zu orientieren. So etwas brauchen wir. Im heutigen Getriebe der Parteien und Richtungen muß ein Orientierungsmittel da sein, das ein einigermaßen selbständiges Urteil ermöglicht. Hier wird es von Fachmännern geboten. Das gemeinsame Band ist der evangelische Glaube, nicht im Sinn eines Parteiprogramms verstanden, sondern als der Geist, der allein den Fragen jeder Gegenwart gegenüber Objektivität und richtige Schätzung ermöglicht. Im einzelnen sind die Artikel verständlich, gründlich, übersichtlich disponiert, mit guten Litteraturangaben versehen. Für Geistliche, Lehrer, Beamte, für jeden Zeitungsleser, der nicht Knecht der Phrase werden will, unentbehrlich. Der Preis spottbillig im Blick auf die hervorragende Güte des Gebotenen.

(Monats-Blätter f. Innere Mission. 1899. Nr. 3.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten.

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abtheilung: Holzwaaren.

Schränke

In allen Preislagen.

Truhen

In feiner Ausführung.

Nr. 878. Schreibzeug, schwarz polirt, mit geschliffenen Gläsern, mit Weckeruhr, 20 Cm. lang . . . . . **M. 14.—.**

Nr. 298. Säule, schwarz matt und blank, 115 Cm. hoch, obere Platte 20 Cm. im Quadrat **M. 11.50.**

Nr. 718. Rauchtisch, braun gebeizt u. fein geschnitzt, 72 Cm. hoch, Durchmesser der Platte 38 Cm. **M. 16.—.**

Nr. 875. Salontisch, sehr elegant, Mahagoni poliert, Platte aus nachgeahmtem Onyx, mit zierlicher Metallgallerie und gelben Beschlägen, 78 Cm. hoch, Platte 30 Cm. im Durchm. **M. 30.—.**

Nr. 717. Toilettetisch, braun matt und blank polirt, mit Spiegel und 2 Schubkästen, Tischhöhe 71 Cm., Platte 45×37 Cm. **M. 22.50.**

Nr. 820. Piedestal, für grössere Figuren vorzüglich geeignet, sehr elegant, braun matt u. blank polirt, mit Goldgravirungen, 106 Cm. hoch, Platte 33 Cm. im Quadrat **M. 15.—.**

Nr. 256. Nähtisch, Nussbaum fournirt, mit rothem Atlas gepolstert, mit geschliffenem Spiegel und feiner Näh-Einrichtung, sehr elegant, 71 Cm. hoch, Platte 51 Cm. lang, 42 Cm. breit. **M. 34.50.**

Nr. 871. Ofenschirm mit gestochenem Aufsatz, braun gebeizt, mit gewebtem bunten Gobelin, ganze Höhe 143 Cm., Breite 68 Cm., Gobelingröße 80×60 Cm. . . . **M. 18.—.**

Nr. 741. Salontisch, braun polirt mit Goldgravirung und feiner Gallerie, 76 Cm. hoch, Platte 42 Cm. im Quadrat . . . **M. 11.50.**

Nr. 258. Salon-Ecktisch, Erle, braun matt u. blank polirt, mit Gallerie und eingelegter bunt bemalter Porzellan-Platte, 87 Cm. hoch, 57 Cm. vordere Breite . . . **M. 18.50.**

Unseren mit über 4000 Abbildungen ausgestatteten Haupt-Katalog versenden wir unberechnet und portofrei.

Digitized by Google

Als

Kräftigungsmittel

für

Kinder und Erwachsene

unerreicht!

Herr **Dr. med. Pöschke,** Stabsarzt a. D. in **Grossenhain** (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen **mit vorzüglichem Erfolge** angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insonderheit bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6—14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Töchterchen, Ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 5—6 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungeahnter Weise, und Fleischnahrung, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genommen."

Herr **Dr. med. Baer,** Distriktsarzt in **Oberdorf** (Württbg.): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich."

Dr. med. Hommel's Haematogen ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81,391). Haemoglobin ist die **natürliche,** organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chemisch reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.**

Depots in den Apotheken. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis u. franko.

Nicolay & Co., Hanau a. M.,
Zürich u. London.

PHOTOCHROM

Photographien in natürlichen Farben

Gesetzlich geschützt. Von **Orell Füssli** in **Zürich** erfunden.

Landschaften ❖ Städteansichten ❖ Volkstypen ❖ Genre.

Gemälde-Reproduktionen. [184

Kataloge versendet gratis die **PHOTOGLOB Co.** in **Zürich.**

Weihnachtsfreude

herrscht überall, wo

Glas-Christbaumschmuck

den Tannenbaum ziert.

Ich empfehle:

Kiste A.: 320 Stück bestsortierte weiss und farbige Sachen, wie ff. übersponnene **Kugeln, Früchte, Glocken, Eiszapfen, Fantasiesachen, Trompetchen, Vögel, Strangkugeln, Baumspitze, Konfekthalter, Lichthalter, Engel** mit Frisur und beweglichen Glasflügeln etc.

nur wirkliche Schmuckstücke

zum Preise von **Mk. 5.70 Pf.**

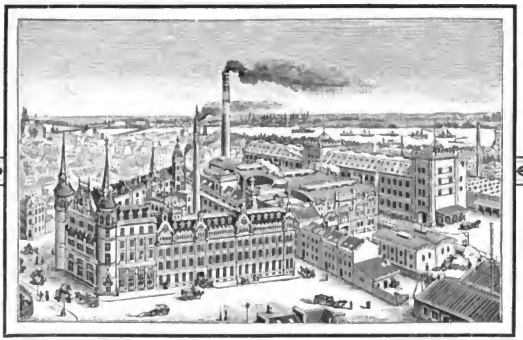
Für Liebhaber: **Kiste B.:** Prachtvolle Auswahl nur hochfeinster Sachen, jahrelang vorhaltend. Herrlichstes Weihnachtsgeschenk! **Preis: Mk. 10.—.**

Versand unter Nachnahme, bei vorheriger Kasse füge ich 3 Packete **Lametta** bei.

Heinrich Heinz, Geiersthal bei Wallendorf, Thüringen.

Digitized by Google

Gebr. Stollwerck



Chocoladen- und Zuckerwaren-Fabriken

65 Medaillen. ❀ KÖLN. ❀ 27 Hofdiplome.

Dampfmaschinenbetrieb: 1050 Pferdekraft.
Beschäftigt über 2000 Personen.

Für das Ausland gesonderte Fabrik zur Verarbeitung von zoll- und steuerfreiem Rohmaterial.

Zweighäuser in:

Berlin • Breslau • München • Wien • Pressburg • Brüssel
Amsterdam • London • New-York • Chicago.

Digitized by Google

Warum kauft man von Versandgeschäften ?

Garantie-

Marke
Engel — s

Weil man der Unannehmlichkeit enthoben ist, aus einem Laden gehen zu müssen, ohne etwas gekauft zu haben, für den Fall, dass man das Gewünschte nicht finden konnte, und weil man der Beredsamkeit von Verkäufern nicht ausgesetzt ist. — Man spart Mühe und Zeit, die der Besuch eines oder mehrerer Läden erfordern würde. — Man ist vorher von den Preisen unterrichtet, wählt zu Hause unbeeinflusst und bekommt die Ware ins Haus getragen.

So entspricht ein Versandgeschäft den Anforderungen der Zeit, zumal, wenn es als reell jahrelang bekannt und durch eigene Fabrikation garantiert beste Ware trotz erstaunlicher Billigkeit liefert.

Preisliste (640 Seiten)
kostenlos ohne Kaufzwang.
Umtausch gestattet! Bei Nicht-Conveniens Zurücknahme.

C. W. Engels, Foche 23 bei Solingen.
Grösste Stahlwaren-Fabrik mit Versand an Private.
Filialen in Solingen und Frankfurt a./M.

Vegetabile Milch

(Pflanzenmilch)

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch
löst vollkommen die Aufgabe, die Thiermilch (Kuh- oder Ziegenmilch) zu einem vollwerthigen Ersatz für Muttermilch zu machen.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch
bildet, der Kuhmilch zugesetzt, ein wirkliches beim jüngsten Säuglinge sofort anwendbares Ersatznährmittel für mangelnde Muttermilch.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch
kostet die Büchse Mk. 1,30 und reicht für 8 Tage. Tausende Anerkennungsschreib. v. Aerzten u. Müttern.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch
ist käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen- und Colonialwaarenhandlungen. Man verlange Gratis-Broschüre von den alleinig. Fabrikanten

Hewel & Veithen in Köln a. Rh. und Wien.

Photographische Apparate und Bedarfsartikel.
Anschütz' Klapp-Kamera mit Kassette für Tageslichtwechselung u. andere Neuheiten.
Preisverzeichnis kostenfrei.

Ottomar Anschütz,
Berlin W., Leipzigerstraße 116.
Kaufhaus für Amateur-Photographie.

Weihnachtsgeschenk!

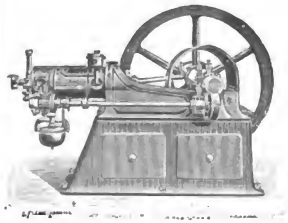
Nippe & Pasche, Berlin, Leipzigerstr. 7a.
DRGM 87159

Verlang. Sie grat. u. frc. Prosp. über Patent-Möbel. Zusammenlegbar, verstellb. 3000 im Gebr. Chaiselonguebett Victoria v. 16,50 an

SILBER-
WARENFABRIK
Arn. KÜNNE · ALTENA.
Mod. Tafelsilber, Festgaben, Alpacca, Silberbestecke. Tarif frk. [160

Gasmotoren-Fabrik Deutz

KÖLN-DEUTZ.



Otto's neuer Motor

für alle Gasarten, Benzin, Petroleum und Benzol

In Grössen von $^1/_2$—1000 Pferdekräften liegender und stehender Anordnung.

ca. 42 000 Maschinen mit über 190 000 Pferdekräften in Betrieb.

220 Medaillen und Diplome, wovon 18 Staats-Medaillen.

„Original-Otto-Motoren" sind mit vorstehender Schutzmarke versehen.

Prospekte und Kostenanschläge kostenfrei.

Digitized by Google

Christ baumschmuck aus Glas mit echtem Silber verspiegelt, in leuchtenden Farben und reizenden Neuheiten versendet in geschmackvollen, reichhaltigen Auswahlkisten zu Mk. 4, 5, 10, 15 frei inkl. Verpackung und in Bahnkisten von Mark 20 an die **Glasbläservereinigung Steinheid** (Thür.) Pfarrer Langguth, Vorsitzender.

371

Schwarze Seidenstoffe

solideste Färbung mit Garantieschein für gutes Tragen und Haltbarkeit. Direkter Verkauf an Private porto- und zollfrei ins Haus zu wirkl. Fabrikpreisen. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franko auch von weißer und farbiger Seide.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).

Ganz vortreffliche

Bilder erzielt Jedermann bei Benützung unserer

photogr. Apparate

einfacher bis vollendetster Konstruktion. — Rasche und sachkundige Bedienung. — Ausführliche Preisliste mit Probebildern 20 Pfg.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Gegen

Fettsucht, Verstopfung, Gicht

"APENTA"

DAS BESTE OFENER BITTER-WASSER

Bei Apothekern, Drogisten, Mineralwasser-Handlern.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Plattbrennapparate für Industrielle Dilettanten. Preis M. 17, M. 25 u. M. 26.

Leipziger Buchbinderei-Actiengesellschaft vorm. Gustav Fritzsche.

Illustr. Prospekte u. Preiscurs franko u. gratis.

glatt u. façonnirt, buntgewebte Plüsche (Moquette), abgepasste Kameeltaschen, Plüschdecken, Leinenplüsche, Repsbrokate, Satins, Teppiche u. Läuferstoffe, Seidenplüsch, ⊛ Kleider-Sammete (Velvet), glatt, gerippt und bedruckt in reichster Farbenwahl versendet zu Fabrikpreisen direkt an Private. Auch Versandt von **Bielefelder Leinen** aller Art. Muster und Liste franko gegen franko.

E. Weegmann, Bielefeld

sind zum Preise von 1, 2, 3, 4, 5 M. und höher **in allen feineren Spielwarengeschäften des In- und Auslandes zu haben**; man sehe jedoch nach der Anker-Marke und weise alle Steinbaukasten **ohne Anker als unecht zurück.** — Die neue reichillustrierte Preisliste senden auf Verlangen gratis und franko.

F. Ad. Richter & Cie., K. K. Hofl. Rudolstadt i. Thür., Nürnberg, Ulten, Rotterdam, Brüssel, Wien, New-York.

Haar-Feind vom Franz Schwarzlose entfernt alle (auch Gesichts- u. Armhaare sicher sofort und unschädlich, Dose 2 M. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 u. Colonnaden.

Enthaarung.

Psyche, Character,

die feinst. u. intimsten Züge etc. analysirt auf Grund einzusend. Handschriften: der Entdecker u. Meister d. wissenschaftl. Psychographologie P. P. Liebe, P. F., Augsburg r. Bitte, Bedingungen, auch Brosch. (96 S.) kostenfr. zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourport. t. viel. vorn. Ausüb. m. Praxis deplac. Nob. Obliges.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Titel der eingesandten Bücher werden in der Regel hier veröffentlicht; Besprechungen einzelner Bücher vorbehalten; auch die nicht besprochenen Bücher können nicht zurückgegeben werden.

Album f. Liebhaber-Bühnen (Nr. 339, 345, 347 à M. —.75). Kühling & Güttner, Berlin.

Andrae-Roman, A. Aus längstvergangenen Tagen. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Andreas-Salomé, Lou. Menschenkinder. Novellencyklus. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Arbeitsstube, Die, und Handhabungsschule. Jahrg. 1899. W. Bobach & Co., Berlin.

Arminius, Wilhelm. Der Weg zur Erkenntnis. Roman. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Arnold, Hans. Christel und andere Novellen. (M. 3.—.) Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Bade, Dr. E. Praxis der Aquarienkunde. Creutzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg.

Bartuß, Jos. Himbeere und Brombeere. Kultur derselben im Garten und im Felde. Frische & Schmidt, Leipzig.

Bastier, Ferd. Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters. Bd. 1 bis 5. H. Hartung & Sohn, Leipzig.

Baumann, Wilhelm. Aus dem Bergischen Sagenwalde. Dichtungen. A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

Bechtein, Ludwig. Das tolle Jahr von Erfurt. Historisch-romantischer Roman aus dem XVI. Jahrhundert. Otto Hendel, Halle a. S.

— — Neues Märchenbuch. (M. 3.—.) Wilhelm Effenberger's Verlags-Verlag, Stuttgart.

Becker, Rathe van. Die wilde Hummel. Erzählung für junge Mädchen. Leon & Müller, Stuttgart.

Benard, Paul. Der Müh' und Fleiß. Fabeln. Erzählungen und Rätsel. Abel & Müller, Leipzig.

Bernhard, Marie. Die chinesische Mauer. Roman. Alfred Schall, Berlin.

Bilder aus dem Reiche der Tiere, Lebende. Lfg. 1 u. 2 à M. —.50.) Werner Verlag, Berlin.

Bilderordner, Hermanns. (M. 1.50.) Verlag von Hermanns Bilderordner, Berlin.

Bleibtreu, Carl. Blei-Irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan. (M. 1.—.) Carl Krabbe, Stuttgart.

— — Grapelotte. Die Kämpfe um Metz. (M. 1.—.) Carl Krabbe, Stuttgart.

— — Paris 1870—1871. Carl Krabbe, Stuttgart.

Blätter und Früchte. VI. u. VII. Bd. u. II—14. Heft. Verlag der Buchhandlung der Deutsch. Gesellschaft, Stuttgart.

Blüten und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Hermann Wiesmann, Halle.

Bogusławski, M. von. Hermannsdörfung. Roman. Freund & Jedel (Carl Freund), Berlin.

Bohrfeld, Ida. Zwei Männer. Roman. (M. 6.—.) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Brandstädter, Herm. Himburch zum Ziel. Jugendbücherei Nr. 23. E. Hempe, Leipzig.

— — Jugendzeit. Drei Erzählungen für alle, die jung sind und jung waren. August Bagel, Düsseldorf.

Digitized by Google

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Friseur- und Drogen-Geschäften.

Billige Heizung der Kirchen.

Neuer Füllofen für Coaks

von

Leprince & Sieveke in Herford, Westfalen.

D. R.-Patent Nr. 40721.

Die Erwärmung der Kirchen, sowohl die Beschaffung der Oefen als auch namentlich deren Heizung ist erfahrlich billig. — Es ist dadurch auch den minder gut situirten Gemeinden Gelegenheit geboten, ihre Kirchen zu heizen. — Die Oefen bedürfen nicht des sonst den Radiatoren, die einmalige Füllung für 16 Stunden — reicht zur Erwärmung vollständig aus. — Schornsteinanlagen sind nicht nöthig und erforderlich. — Zahlreiche Anzeigen von Kirchengemeinden, Zeichnung und Prospectmit stehen zu Diensten. (200)

Keine Dame versäume

die hochinteressante, weltberühmte u. prunkvolle standartheft. ste

Meissner Smyrna-Knüpfarbeiten

kennen zu lernen, zur Selbstherstellung von prachtvollen Teppichen u. jed. Möbel-Vorlagen, Läufern, Tritt u. Fensterbekleidungen. Bezügen für Sopha, Divan, Fauteuilles, Schaukel- und Ruhestühle, Ofenbänke, Salonsitze. Bezüge für Stühle jeder Art, Fusskissen und Bänke, Hocker, Sessel-, Rücken-, Fenster-, Stuhl- und Reise-Kissen etc. Man lasse sich Preis-liste u. Muster-Brief mit Angabe des Gewünschten kommen.

Jede Arbeit wird von **F. Louis Bettich, Meissen,** Specialität Smyrna Teppich Fabrik gratis Angefertigt. Smyrna Muster und Smyrnaarbeit Prämiirt Ausstellungen 1882 Amsterdam Goldene Medaille 1883 Wien Goldene Medaille Preismedaillen und Anerkennungen aus all. Land.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung.)

Braß, Dr. Arnold. Das Kind gesund und krank. Für Schule und Haus. A. W. Kafemann, Danzig.

Bülow, Frieda Freiin von. Im Bande der Verheißung. Ein deutscher Kolonialroman. Carl Reißner, Dresden.

Bulthaupt, Heinrich. Durch Frost und Gluten. Gedichte. Schulgesche Hofbuchhandlung (Schwartz), Oldenburg.

Bunsen, Marie von. Ude in England. Carl Krabbe, Stuttgart.

Croon-Mayer, Emma. Kinderbilder. (A. 2,50.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Dannemann, Dr. Friedrich. Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften. Zugleich eine Einführung in das Studium der grundlegenden naturwissenschaftlichen Litteratur. I. u. II. Bd. Wilhelm Engelmann, Leipzig.

Daun, Dr. Berthold. Projektions-Vorträge aus der Kunstgeschichte. Heft 1: Albrecht Dürer. Ed. Liesegang's Verlag, Düsseldorf.

Deklamations-Halle. Original-Zweigesprache. Heft 17—21. Kühling & Güttner, Berlin.

Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth. Zur Erinnerung an den Besuch der. Verlag der Diakonissen-Anstalt, Kaiserswerth a/Rh.

Diemer, Hermine, geb. von Hillern. Die deutsche Frau in der Friedensbewegung. (A. —.40.) J. F. Lehmann, München.

Dose, Johannes, Magister Vogelius. Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Sterdan Seidel, Altenburg, S.-A.

Drews, Prof. Dr. A. u. Prof. Dr. F. Luppe. Die Grundlagen der geistigen und materiellen Kultur der Gegenwart. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Ecf, Miriam. Die Jungfräuliche Frau. Eine Beleuchtung. L. Oehmigke's Verlag R. Appelius, Berlin.

Eiuarsson, Indridi. Schwert und Krummstab. Historisches Schauspiel. Deutsch von Dr. phil. Carl Küchler. E. Ebering, Berlin.

Elge, N. Scherz und Ernst. Polterabend-Aufführungen u. Gedichte. (A. —.) Buchhandlung des Evangl. Vereinshauses, Dessau (Anhalt).

Erdt, Otto. Ein frohes Farbenspiel. Humoristische Plauderein. L. Staackmann, Leipzig.

Everling, Otto. Los von Rom?! Eine Studienreise nach Oesterreich. (A. — 60.) J. F. Lehmann, München.

Evers, Ernst. Im Licht der Ostersonne. Erzählungen. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin.

— Am Sinai. Erzählungen zu den heiligen Altarbildern. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin.

— — Gnadenauellen. Vier Erzählungen zu den beiden Hauptstücken von den heiligen Sakramenten. Verlag der Buchhandlung d. Berliner Stadtmission, Berlin.

— — Am Throne Gottes. Erzählungen zum heiligen Vaterunser. Verlag d. Buchhandlung der Berlin. Stadtmission, Berlin.

Federn, Dr. Karl. Eine kurze Anmerkt anischen Litteratur. Otto Hendel, Halle a/S.

Fischs, Adolf. Tragan Bratow. Ein Roman aus Bulgarien. Johannes Räde, Berlin.

Fliedner, Georg. Theodor Fliedner. Kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens. A. — .60.) Verlag der Diakonissen-Anstalt, Kaiserswerth a/Rh.

Florschütz, B. Gesellschaftliche Kleinigkeiten. Gebr. Petmecky, Wiesbaden.

Fort, G. vonte. Die goldenen Spitzen. Frau Grunert, Sek.-Lonte, Berlin

France, Anatole. Die rote Lilie. Deutsch von F. Gräfin zu Reventlow. Albert Langen, München.

Frauen-Berufe. Die Tonkünstlerin. Von Matl. Nost. C. Kemper, Leipzig.

Friedrich, Paul. Christus. Eine epische Dichtung. J. Harrwitz Nachf. R. Th. Achtbach, Berlin.

Fries, R. Erzählungen von Rittern und für Kinder. Verlag der Agentur, Buchhandlung, Fr. Trümpler, Hamburg.

Digitized by Google

Für 6 Mk. und höher versenden wir Stoff zu einer eleganten reinseidenen farbigen **Bluse**

Ferner empfehlen wir **Seidenstoffe, Sammte, Velvets** jeder Art für Kleider etc. Auf Wunsch Muster frco.

von Elten & Keussen Fabrik und Handlung Krefeld.

Scherings Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvalescenten** und bewährt sich vorzüglich als **Linderung** bei **Reizzuständen der Athmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten** etc.

Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen

gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** etc. verordnet werden. Fl. M. 1.— und 2.—.

Malz-Extrakt mit Kalk 118]

wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern . . . Preis Fl. M. 1.—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., **Chausseestraße 19.**

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Droguen-Handlungen.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Reinwollene elegante Damentuche in grossem Sortiment

Direct an Private.

MAX SCHMIDT

Poessneck i. Th.

Muster umgeh. zu Diensten

[154

Menzer's

Griechische Weine

Bitte verlangen Sie meine reichillustrierte Preisliste.

J. F. Menzer,

Neckargemünd.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Funcke, Otto. Christliches Vergissmeinnicht. Mit Geleitswort. Verlag der Buchhandlung der Evang. Gesellschaft, Stuttgart.

Gabillon, Ludwig. Tagebuchblätter — Briefe — Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Garlepp, Bruno. Halbmond und Griechenkreuz. Eine Erzählung für das reifere Knabenalter. Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig.

— — Die Paladine Kaiser Wilhelms I. Bd. I bis IV. Mag Wonwod, Breslau.

Geistesleiden Biographien. (30. bis 33. Bd.) Ernst Hofmann & Co., Berlin.

Gerland, Dr. E. und Dr. F. Traumüller. Geschichte der physikalischen Experimentierkunst. Mit 425 Abb. Wilhelm Engelmann, Leipzig.

German, Wilhelm. Stephan Heuß, der fränkische Tischler und Bauer, Mathematiker und Buchdrucker. (M. —.65.) Wilhelm Germanns Verlag, Schwab.-Hall.

Geschichts- und Unterhaltungsbibliothek, Vaterländische. Bd. XXIII: Die Deutschen in Ostafrika. Von J. B. Muschi. Bd. XXIV: Kaiser Wilhelm II. Von J. B. Muschi. Mag Wonwod, Breslau.

Geßmann, G. B. Die Pflanze im Zaubergarten. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Giacomo, Salvatore di. Fantasia. Das Kloster. Zwei Dichtungen. Deutsch von George Carel. Otto Hendel, Halle a/S.

Guckkow, Anna. Mädchenträume. Erzählung für junge Mädchen. Levy & Müller, Stuttgart.

Gotthelf, Jeremias. Ausgewählte Werke. I. Bd.: Uli der Knecht. II. Bd.: Uli der Pächter. Otto Hendel, Halle a/S.

Grabi, M. Margret, ein Kind, das seinen Vater sucht. Erzählung für Mädchen und Knaben. Abel & Müller, Leipzig.

Gramzow, Dr. phil. Otto. Auf welche höhere Schule soll ein Vater seinen Sohn schicken? F. Soennecken's Verlag, Bonn.

Günther, Carl. Wissenschaft, Glaube und Socialpolitik. Eine psychologische und rechtsphilosophische Studie. Georg Wattenbach, Berlin.

Haardt, J. Vae, Imperator! Roman. Max Kielmann, Stuttgart.

Haefel, M. Mit Gott für Kaiser und Reich. Preußisch-deutsche Geschichte. (M. 2.50.) Mag Wonwod, Breslau.

Halden, Elisabeth. Bunte Steine. Erzählungen und Märchen für die Jugend. (M. 3.—.) Wilhelm Effenberger (F. Loewes Verlag), Stuttgart

Hallbauer, M. Das neue Erbschaftsrecht des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches. Albert Berger (Seriglche Buchhandlung), Leipzig.

— — Das neue Testamentenrecht des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches. Albert Berger (Seriglche Buchhandlung, Leipzig.

— — u. R. Thieme-Garmann. Das neue Vormundschaftsrecht des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches. Albert Berger (Seriglche Buchhandlung), Leipzig.

Hamsun, Knut. Die Königin von Saba und andere Novellen. Deutsch von Ernst Brauewetter. Albert Langen, München.

— — Victoria, die Geschichte einer Liebe. Albert Langen, Leipzig.

Hannemann, Elise. Kochbuch. Oswald Seebagens Verlag Martin Hoefer), Berlin.

Hanstjakob, Heinrich. Abendläuten. (M. 4.20.) Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Harnack, Dr. Otto. Essais und Studien zur Literaturgeschichte. (M. 7.—. Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Hartmann, Edmund. Beiträge zur Erziehung der deutschen Jugend mit besonderer Berücksichtigung der Pflege der Liebe zu Fürst und Vaterland, Kaiser und Reich für Haus und Schule. J. Lang's Berlagsbuchhandlung, Karlsruhe

Hause, Dr. Ewald. Der Tourist am Gardasee. Praktisches Taschenbuch. (M. —.50.) Gustav Georges Verlag, Riva am Gardasee.

Hausshofer, Max. Blauetenfeuer. Ein Zukunftsroman. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Hauswrath, Adolf. Unter dem Katzalpenbaum. Erzählungen. S. Hirzel, Leipzig.

Herder, Johann Gottfried. Vom Erlöser der Menschen. Nach unseren drei ersten Evangelien. Neu herausgegeben von Th. Schneider. Otto Hendel, Halle a/S.

Herrmann, Paul. Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung. Wilhelm Engelmann, Leipzig.

Herrmann, B. E. Jugendfreunde. Ein Kinderbuch für unsere Kleinen von acht bis zwölf Jahren. Hermann Rich, Ravensburg.

Hey, Wilh. Bilder aus 50 Fabeln. (M. 3.—.) Wilh. Effenberger (F. Laewes Verlag), Stuttgart.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Heyden, Friedrich von. Das Wort der Frau. Otto Hendel Halle a/S.

Heyse, Paul. Die Macht der Sünde Carl Krabbe, Stuttgart.

Holderlin, Friedrich. Gedichte. Otto Hendel, Halle a/S.

Holm, Kurt. Meine Welt. Gedichte. S. Fischer & Co., Berlin.

Höfgl, M. Die Mutter. Ein Gesellbuch für die junge Frau. Seitz & Schauer, München.

Hübner, Otto. Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. Fr. v. Juraschek. Ausgabe 1900. Heinrich Keller, Frankfurt a/M.

Immergrün. Erzählungen für die christliche Jugend. Bd. XVII. und Nr. 103 bis 108. Verlag der Buchhandlung der Evang. Gesellschaft, Stuttgart.

Ingerot, Marie. Aglaia. Dramatisches Gedicht in 3 Akten. Schulzesche Hof-Buchhandlung (A. Schwarz), Oldenburg.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Herausgegeben von Karl Werckmeister. (Lfg. 37 u. 38.) Photographische Gesellschaft, Berlin.

Jäger, Dr. med. Max. Eine Orientreise. Wilhelm Germanns Verlag, Schwäb. Hall.

Janke, C. F. Franz Reinhardt. Ein Sang aus Schule und Leben. A. Stein, Verlagsbuchhandlung, Potsdam.

Jugend-Gartenlaube. Farbig illustr. Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Herausgegeben von Otto Albrecht. Bd. XVI. E. Kempe, Leipzig

Jugendblätter. Gegründet von Isabella Braun. XXXIII. Jahrgang 1899. 1. Heft. Carl Hausbalter, München.

Jüngste, Fürst. Unsere sichtbares Bilderbuch. (A. 3.—.) Wilhelm Effenberger (F. Loewes Verlag), Stuttgart.

Kant, Immanuel. Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von Dr. Karl Vorländer. Otto Hendel, Halle a/S.

Kaulen, Dr. Franz. Illyrien und Babylonien nach den neueren Entdeckungen. 5. Aufl. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i/B.

Kempe, Carl. Manneswort und Frauenlob. Bilder aus dem Leben. Zum Besten Deutscher Kinderheilstätten. Commission: Gustav Hedeler, Leipzig.

Kennst du das Land? Bd. XIV: Mailand. Von Prof. H. Holtzmann. (A. 2.50.) C. G. Naumann, Leipzig.

— Bd. XV: Die Provencalischen Sümpfe. Von Alfred Rudemann. (A. 2.50.) C. G. Naumann, Leipzig.

Keppler. Wanderfahrten im Pharaonenlande. 3. Aufl. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i/B.

Kesler, Ronald. Eine Philosophie für das XX. Jahrhundert auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Conrad Skopnik, Berlin.

Kinderfreund, Illustrierter. Neue Ausgabe mit Farbendruckbildern. Heft 150 und 151. Verlag der Niedersächsischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften, Hamburg.

Klein, Katharina. Fröschweiler Erinnerungen. Ergänzungsblätter zu Pfarrer Kleins Fröschweiler Chronik. C. H. Beck, München.

Kleinpaul, Dr. Rudolf. Wie heißt der Hund? Internationales Hundenamenbuch. H. Schmidt & C. Günther, Leipzig.

Klemm, H. Schule der Damenschneiderei. H. Klemms Verlag, Dresden.

Klencke, Dr. med. Hermann. Das Weib als Gattin. (A. 6.—.) Eduard Kummer, Leipzig.

— — Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne. Zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. (A. 7.—.) Eduard Kummer, Leipzig.

Kley, Marie. Gedichte. (A. 2.50.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Klinge, Friedr. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Karl J. Trübner, Straßburg.

OTTO RING'S

Syndetikon

Klebt. leimt. kittet Alles.

Manche Mark ersparen kann die Hausfrau mit 1 Tube Syndetikon, die für 25 Pf. überall zu haben ist.

☛ **unbedingt der feinste.**

Proben franco und frei durch das Hauptdepôt **Berlin NW.,** Schiffbauerdamm 16.

Buchführung u. Comptoirarbeit. lehrt brieflich schnell u. gründl. Bester Erfolg garantiert. Vorzeugnisse stehen zu Diensten. Kostenloses kaufmännisches Unterrichts-Institut „MERKUR" Gorlitz.

Prospekt u. Probebrief frei

Malerei-, Brand- u. Kerbschnitzartikel.

Letzte Neuheit: Auf 8. Ledercarton zum Brennen vorgezeichnete Wandspröhne, Wanddekorationen. Rahmen, Blocke, Paletkörbe, Lichtschirme etc. Mod. Muster! **G. A. Noll in Halle a. S.**

Reich illustr. Preisliste gratis u. franko.

● **Zur Gesellschaftssaison** ●

empf. Kochrezepte (einzeln zu beziehen) f. jed. denkbare Gericht der ff. international. Küche. Geg. Einsend. v. „M 1.— pr. Nachnahme Briefm. erfolgt Franksendung durch Küchenmeister Naumann, Neufabrik-Kirchtr. 10, Berlin NW.

Leibniz Cakes

DER BESTE BUTTERCAKES

HANNOVER

CAKES-FABRIK

H. BAHLSEN

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Koch, Henny. Vater Jansens Sonnenschein. Erzählung für Mädchen. (A. 2.—.) Wilh. Effenberger (F. Loewes Verlag), Stuttgart.

Kolbach, Karl. Wanderungen durch die deutschen Gebirge. III. Bd. Von der Elbe zur Donau. Paul Neubner, Köln a/Rh.

Konversations-Lexikon der Frau, Illustriertes. (Lfg. 15—18 à „M —.50.) Martin Oldenbourg, Berlin.

Koppen, Luise. Die Schloßkinder. Geschichte für Kinder von 10 bis 15 Jahren. Levy & Müller, Stuttgart.

Kranken-Trost, Der. Predigtblatt für Kranke zur sonntäglichen Erbauung in Leiden und Trübsalen. (4 Expl. à „M —.1.) Herausgegeben von Pfarrer Dr. Berdig. Gustav Schloßmann, Gotha.

Kreyer, Mar. Großstadtmenschen. Neue Berliner Geschichten. Fischer & Franke, Berlin.

Kultur, Die. Zeitschrift für Wissenschaft, Litteratur und Kunst. 1. Jahrg. Heft 1. Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.

Kutzen, Prof. Dr. J. Das deutsche Land in seinen charakteristischen Hügeln und Bergen und seinen Beziehungen zur Geschichte und Leben der Menschen. Bierte, von Dr. Viktor Steinecke umgearbeitete Aufl. (A. 10.—.) Ferdinand Hirt, Breslau.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Anderen von H. Knackfuß herausgegeben. Bd. XLII: Franz Stuck. Von Otto Julius Bierbaum. Mit 157 Bdd. (A. 4.—.) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

— — Bd. XLIII: Giotto. Von Henry Thode. Mit 158 Abb. (A. 4.—.) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Laquann, Philipp. Verfluchte Rasse. Novellen. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Lendenfeld. Hochgebirge. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i/B.

Linden, A. Die Töchter des Ungarnherzogs. E. Kempe, Leipzig.

Lindenberg, Paul. Um die Erde in Wort und Bild. I. Teil. (A. 6.—.) Gebr. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Lipps, Theodor. Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge. Leopold Voß, Hamburg.

Litzis, Franz. Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. IV. Band. Herausgegeben von La Mara. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Litteratur, Die, aus der neueren. Herausgegeben von August Otto. 3. Heft. Wilhelm Raabe. C. Marowsky, Minden i/W.

Lorck, Therese. Schneeflocken vom nordischen Weihnachtshimmel. Novell.-Sammlung. F. A. Berger, Leipzig.

Löwe, Karl Richard. Wie erziehen und belehren wir unsere Kinder während der Schulzahre? Für Eltern und Erzieher. (A. 3.—.) Carl Meyer (Gustav Prior), Hannover.

Marni, Jeanne. Pariser Droschken. Deutsch von Paul Bornstein. Albert Langen, München.

— — Stille Existenzen. Deutsch von F. Gräfin zu Reventlow. Albert Langen, München.

Mau, August. Führer durch Pompeji. Wilhelm Engelmann, Leipzig.

Maupassant. Gute. Tag- und Nachtgeschichten. Albert Langen, Leipzig.

Maurach, Carl. Eines Landschen Pastors Leben und Streben, Kämpfen und Leiden. (A. 4.25.) A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), Leipzig.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix. 48 Lieder und Balladen. Nachgedichtet von Gaudenz Spazzapanane. (A. 2.50.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Mengé, Georg. Karen. Eine Soiter Geschichte. Otto Hendel, Halle a/S.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender. (A. 2.—.) Bibliographisches Institut, Leipzig.

Digitized by Google

igkeiten von Büchern (Fortsetzung).

iller, Marx. Lieder und Legenden. reund & Jeckel (Carl Freund), Berlin.

ser, Felix. Das Buch der Jugend- iele und Beschäftigungen. Für naben und Mädchen von 3—16 Jahren. Hartlebens Verlag, Wien.

iller, Wilhelm. Ein Wegweiser urch das Neue Testament. Für imbarths Neue Bibelstunden.

ralt, Lutz von. (Weta Willner.) ockenköpfchen. Eine Erzählung für inder. Orell Füßli, Zürich.

fen-Almanach, Cotta'scher. Für das ahr 1899. Herausgegeben von Otto raun. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

nbürger, Ferdinand. Der Reichsanzler in Kissingen. Roman. Alfred choll, Berlin.

fe, Rudolf. Der Mai. Ein Frühngsmärchen. (Mk. 1.50.) A. Franz, Berlin.

biedow, J. Der ewige Krieg. Anlwort auf die Schrift: Der ewige Friede es Herrn Prof. Karl Frhr. von Stengel. Mk. —.50.) Vita, Deutsches Verlagsaus, Berlin.

ferländer, Heinrich. Fünf Bühnenpiele für Theaterfreunde und Theaterdirektion. (Mk. 3.—.) Kühling & Güttner, Berlin.

ijefen, Friedrich J. Bill der Eisenvoi. Erzählung aus dem Westen Nordmerikas für die reifere Jugend. (Mk. 5.—.) Wilhelm Effenberger (F. Loewes Verlag), Stuttgart.

thsen-Petersen, Georg. Till Eulenpiegels lustige Streiche. (Mk. 1.80.) Wilhelm Effenberger (F. Loewes Verlag), Stuttgart.

ntermann, Reinhard G. Führer durch Dalmatien. Mit 165 Abb. Alfred Hölder, Wien.

nenfel, Paul. Menschenleid. Skizzen und Dichtungen. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

rfius, C. E. Recht und Pflichten der Kritik. Philosophische Laien-Predigten für das Volk der Denker. Wilhelm Engelmann, Leipzig.

rthholz, F. Anleitung zum Obstbau. (Mk. 2.50.) Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden.

richhoff, Elisabeth. Tägliche Gedanken. Gesammelt aus den Schriften Fr. W. Robertsons. Bandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

ckmann, Prof. Dr. Heinrich. Monographie: Berühmte Musiker. Bd. I: Johannes Brahms. Bd. VII: Albert Lortzing. Bd. VIII: Adolf Jensen. Berlagsgesellschaft „Harmonie", Berlin.

einhold, Alfred. Das ländliche Wohnhaus. A. Hartlebens Verlag, Wien.

enter, Otto. Ludwig Jacobowski. Wert, Entwicklung und Verhältnis zur Moderne. S. Calvary & Co., Berlin.

rieger, Carl Heinrich. Wälder aus den Heilbrunnen. Tägliche Andachten aus den Betrachtungen über das Neue Testament. Verlag der Buchhandlung der Evang. Gesellschaft, Stuttgart.

riehl, W. H. Geschichten und Novellen, (Lfg. 15—24 à Mk. —.50.) J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

rogge, Christian. Nimm und lies! Biblische Streifzüge und Charakterbilder. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

romanes, George John. Gedanken über Religion. Deutsch von Dr. phil. E. Dennert. (Mk. 2.60.) Bandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

rsteger, Peter. Erdlegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. L. Staackmann, Leipzig.

ofana, Edmond. Das Weib von Samaria. (La Samaritaine.) Deutsch von Ling Schneider. Paul Neubner, Köln a/Rh.

üdiger, M. Waldtraut. Nach der Chronik des Pfarrers zu Hinrichsdagen. Buchhandlung des evangel. Vereinshauses, Tessau.

aint-Pierre, Bernardin de. Paul und Virginie. Illustriert von M. Leloir. (Mk. 3.—.) C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Salomon, Ludwig. Geschichte des Deutschen Zeitungswesens. Von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. I. Bd.: 16. bis 18. Jahrh. Schultzesche Hof-Buchhandlung (A. Schwarz). Oldenburg.

Sang und Klang im XIX. Jahrhundert: Ernstes und Heiteres aus dem Reich der Töne. Herausgegeben und eingerichtet von Dr. S. Stephan Epstein. Verlagsanstalt Pallas, Ernst Leonhard, Berlin.

Sbornik. Ruſſiche Geſchichten und Satiren. Überſetzt und herausgegeben von Wilhelm Henckel. I.—III. Bd. Johannes Räde (Stubrſche Buchhandlung), Berlin.

Schalk, Guſtav. Nordiſch-Germaniſche Götter- und Heldenſagen. Für die deutſche Jugend und das deutſche Volk. Gerhard Stalling, Oldenburg.

Schang, Frida. Unter dem Tschendaum. Neue Erzählungen. (Mk. 3.—) Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.

— — Junge Mädchen. Ein Almanach, begründet von Clementine Helm und Frida Schanz. V. Jahrg. Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.

— — Kinderluft. Ein Jahrbuch für Knaben und Mädchen von 8 bis 12 Jahren. V. Jahrg. Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.

Schanderman, F. Die deutſche Nationalliteratur. (Mk 2.—.) Döffling & Franke, Leipzig.

Scholz, Wilhelm von. Der Gaſt. Poetiſches Schauſpiel in 3 Aufzügen. Carl Schünemann & Löwe Burger, München.

Schulze-Smidt, Bernhardine. Tinu und Tinus Geſpielen. Eine Geſchichte für die Kleinen und ihre Freunde. Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.

Schumacher, Heinrich. Meine Langeweile. Geſchichten für Kinder von 8 bis 15 Jahren. Levy & Müller, Stuttgart.

Schweiger-Lerchenfeld, Amand Frhr v., Im Reiche der Cyklopen. Eine populäre Darſtellung der Elektrotechnik. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Seibel, Heinrich. Erzählende Schriften. (Lfg. 3—8 à Mk. —.40.) J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Sienkiewicz, Henryk. Quo vadis?. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit des Kaiſers Nero. Deutſch von E. u. R. Ettlinger. Benzigen & Co., A.-G., Einſiedeln.

— — Die Familie Polaniecki. Roman. Deutſch von G. u. R. Ettlinger, Benzigen & Co., A.-G., Einſiedeln.

Smith, Arthur H. Chineſiſche Charakterzüge. Deutſch von F. G. Dirdig A. Stubers Verlag (C. Kabitzſch), Würzburg.

Sonne, Eduard. Bilder vom Rhein. Wilhelm Engelmann, Leipzig.

Sonnesblumen, Gedichte. (Mk. 10.—.) Karl Henckel & Co., Zürich.

Spielhagen, F. Opfer. Roman. 2. Staackmanns Verlag, Leipzig.

Stegemann, Hermann. Stille Waſſer. Roman. J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Stein, Armin. Samuel Urlsperger, der Patriarch des ſüddeutſchen Pietismus. Ein Lebensbild. (Mk 2.40.) Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes, Halle a/S.

Stieler, Karl. Aus Heimat und Fremde. Vermiſchte Aufſätze. (Mk 5.40.) Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Stifter, Adalbert. Die Narrenburg. Die drei Schmiede ihres Schickſals. Otto Hendel, Halle a/S.

Stinde, Julius. Martinsbagen. Eine Geſchichte aber die Heerſtraße. Freund & Jeckel (Carl Freund), Berlin.

Stoy, Dr. Heinrich. Pädagogik der Schulreiſe. Feſtgabe zur Enthüllung des Stoy-Denkmals. Wilhelm Engelmann, Leipzig.

Streitragen, Soziale. Herausgegeben von Adolf Damaſchke. Heft VII. Moſes. Dein Reich komme. Zwei Vorleſungen von Henry George. (Mk — .50.) J. Harrwitz Nachf., Berlin.

Tanera, Karl. Der Freiwillige des „Iltis". Erzählung aus unſeren Tagen der reiferen Jugend gewidmet. (Mk 5.—.) Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig.

Tiesmeyer, L. Aus des Heilands Heimat. Der deutſchen Jugend erzählt. Velhagen & Klaſing, Bielefeld u. Leipzig.

Traun, Margarete. Negrico. Erinnerungen einer Deutſchen. Richard Sattler, Braunſchweig.

Unterſchleißheim-Lehren, Die, der chriſtlichen Kirchen und Sekten. Dargeſtellt von P. A. v. Broecker. VII. Die Kirche. Nr. 602. Verlag der Niederſächſiſchen Geſellſchaft zur Verbreitung chriſtlicher Schriften, Hamburg.

Velar, R. von. Mit S. M. S. „Nixe" nach Kamerun. 1897/1898. Stephan Geibel, Altenburg.

Verne, Collection. Bd. 74—76. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Vierordt, Heinrich. Neue Balladen. Carl Winter, Heidelberg.

Villinger, Hermine. Kleine Lebensbilder. Geſchichten. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Vilmar, Friedrich Theodor. Shakespeare-Vorträge. I. Bd. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Volksbibel, Erklärte Deutſche. Herausgegeben von Eduard Kuyprecht. Mit 49 Voll- und über 300 Textabb. Altes Teſtament. (Mk 24.—.) Otto Brandner, Hannover.

Volksbildungs-Archiv, Wiener. Bericht über der Vereinsthätigkeit im Jahre 1898. Verlag des Wiener Volksbildungsvereines, Wien.

Volkskalender, Sächſiſcher. 1900. Verlage der Niederlage des Vereins zur Verbreitung chriſtl. Schriften im Königreich Sachſen, Dresden.

Volkslexikon, Evangeliſches. Zur Orientierung in den ſozialen Fragen der Gegenwart. Herausgegeben vom Evangel.-ſozialen Centralausſchuß für die Provinz Sachſen und in Verbindung mit Fachgelehrten von D. Theodor Schäfer redigiert. (Lfg. 7—12 à Mk —.50.) Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.

Volksliederbuch, 100. Für mittlere Stimme mit leichter Klavierbegleitung. (Mk 1.—.) P. J. Tonger, Köln a/Rh.

Volks-Universal-Lexikon. Herausgegeben von Dr. phil. E. Dennert. (Lieferungen 5—8 à Mk —.30.) Ulrich Meyer, Berlin.

Vormeng, Dr. Karl. Deutſche Lieder. Borſtell & Reimarus, Berlin.

Votteier, Chr. Tiere aus Haus und Hof. Unzerreißbares Bilderbuch. (Mk 3.60.) Bilh. Effenberger (F. Loewes Verlag), Stuttgart

Waider, Dr. Karl. Öſterreichs evangeliſche Bewegung und ſein Staatsintereſſe. (Mk —.60.) Franz Wunder, Göttingen.

Walter, Carl L. Einleitende Worte zu Paul Friedrichs „Chriſtus" an Kritik und Publikum. J. Harrwitz Nachf. (R. Th. Herdam), Berlin.

Wanderbilder, Europäiſche. Nr. 253. Grand Hotel Kurhaus Davos. Orell Füßli, Zürich.

Weber, Pfarrer Lic. Deutſch-Evangeliſches Jahrbuch für 1900. 2. Jahrgang. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmiſſion, Berlin.

Weihnachtsgelt, O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende. Neue Ausgabe mit Farbendruck-Bildern. (Mk. 60.—.) Verlag der Niederſächſiſchen Geſellſchaft zur Verbreitung chriſtlicher Schriften, Hamburg.

Weitbrecht, Carl. Das deutſche Drama. „Harmonie", Verlagsanſtalt für Litteratur und Kunſt, Berlin.

Wenzel, P. Gallus. Die Grundlehren der Elektricität und ihre moderne Verwendung. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Wichert, Ernſt. Miniſter a. D. Roman. Carl Reißner, Dresden.

Wiese, Dr. Berthold und Prof. Dr. Erasmo Pércoro. Geſchichte der Italieniſchen Litteratur. Von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 158 Abb. u. 39 Tafeln. Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig.

Wille, Otto. Das Buch des Lebens. Dramatiſche Dichtungen. 1. Die Weihnacht. Otto Wille, Leipzig.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Wittum, Johanna. Unterm Roten Kreuz in Kamerun und Togo. Evangelischer Verlag, G. m. b. H., Heidelberg.

Wolzogen, E. von. Die Gloriahose I. A 1.—.) Carl Krabbe, Stuttgart.

Zabel, Eugen. Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das deutsche Theater. Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz), Oldenburg.

Zaskrow, Carl. Troßköpfchens Großthaten. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege für die Jugend. Und Anderes. E. Kempe, Leipzig.

Zeller, Albert. Lieder des Leids. Georg Reimer, Berlin.

Zipfe, Ida. Lehrbuch für den Kochunterricht in der Haushaltungsschule. C. C. Meinhold & Söhne, Dresden.

Zobeltitz, Hanns von. Die Stärkere. Roman in 2 Bänden. (A. 6.—.) Hermann Costenoble, Jena.

— — Lichterfelderstraße Nr. 1. Eine Berliner Zigeunergeschichte. (A. 2—.) Schuster & Loeffler, Berlin.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Monatlich 1 Heft zum Preise von **M. 1.50**. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.*)

Inhalt des Dezemberheftes:

	Seite
Weihnacht. Gedicht von Gustav Falke. Mit Vignette	353
„Denk' ich an Deutschland in der Nacht —" Eine weihnachtliche Geschichte von Bernhardine Schulze-Smidt. Mit zwei Zeichnungen von Friedrich Stahl	355
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Weihnachten im Sortiment. Von Walther Pantenius	366
Stille Weihnachten. Gedicht von Agnes Miegel. Mit Vignetten von M. Otto Porsche	372
Ein Weihnachtslied. Novellette von Frida Schanz	373
Die arme Hand. Gedicht von L. von Mentz. Mit Vignette	378
Aus der Geschichte des Ringes. Von Carl Bungart. Mit vierunddreißig Originalzeichnungen in Aquarelldruck von Carl Leonh. Becker	379
Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald von Rudolph Stratz (Schluß folgt)	385
Ritter Gawan. Gedicht von A. von Berchtold. Mit Vignette	408
Spiele und Festlichkeiten der japanischen Jugend. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit acht Abbildungen in Aquarelldruck	409
Die Losreißung Nordamerikas von England. Von Friedr. zur Hellen. Mit dem Bildnis George Washingtons	419
Und dennoch. Gedicht von Margarete Ludwig. Mit Vignette	426
Winterfrage. Gedicht von Karl Bauselow. Mit Vignette von M. O. Porsche	427
Dezembernacht. Gedicht von Olga von Gerstfeldt	427
Eisblumen. Gedicht von Helene von Engelhardt. Mit Vignette	428
Durch ein Lied. Gedicht von Frida Schanz	428
Der Unband. Novelle von Ernst Muellenbach. Mit acht Zeichnungen von Werner Zehme	429
Die Buren. Von Dr. Emil Jung-Eisenach. Mit neunzehn Abbildungen nach Photographien	449
Auf einer Boeren-Werv in Transvaal. Von Wilh. Franz Krüger	467
Vorfeier. Gedicht von Ad. Stier. Mit Vignetten	472
Neues vom Büchertisch. Von Heinrich Hart	473
Zu unsern Bildern. Von H. v. S. Mit sieben Abbildungen „Moderne Bucheinbände"	478

Kunstbeilage:

Madonna. Nach der Aquarellstudie von Franz Simm. Faksimiledruck. Titelbild.

Einschaltbilder:

Holländisches Mädchen. Nach dem Gemälde von Rudolf Possin. Tondruck	zw. 360 u. 361
Unwetter. Nach dem Gemälde von Otto Modersohn. Tondruck	zw. 368 u. 369
Eisbären auf Spitzbergen. Nach dem Gemälde von Richard Friese. Tondruck	zw. 376 u. 377
Madonna. Nach dem Gemälde von E. Veith	zw. 384 u. 385
Festtag in Neapel. Nach dem Gemälde von C. Tiratelli. Tondruck	zw. 400 u. 401
Wildprethändlerin. Nach dem Gemälde von A. Schröder. Tondruck	zw. 408 u. 409
Brunnen. Nach dem Entwurf von H. Hosaeus. Tondruck	zw. 448 u. 449

Selbständige Textbilder, Studien, Skizzen etc.:

Burggräfler. Studienzeichnung von Louis Eysen	371
Ölstudie von Hugo Mühlig	389
Musikalische Unterhaltung. Nach dem Gemälde von Gabriel Metsu	393
In Venedig. Nach dem Gemälde von Ludwig Till	397
Wilhelm Jensen und Richard Voß. Porträtskizzen von Paul Heyse	404 u. 405

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Zehnter Band. Nr. 4.

Der Roman eines Bauernjungen. Von Moritz von Reichenbach. (Schluß.)

Die Frau Patronin. Roman von Franz Rosen. (Forts. folgt.)

*) In der 1899. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter **Nummer 7637** eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: **Chr. Frey** in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. Druck von **Fischer & Wittig** in Leipzig.

Mit zwei Extrabeilagen der Photographischen Gesellschaft, Kunstverlag in Berlin und C. F. Lücke, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Digitized by Google

Weihnachts-Bücher

1899

aus

Velhagen & Klasings Verlag in Bielefeld und Leipzig.

Inhaltsübersicht:

I. Jugendschriften

Neuigkeiten Weihnachten 1899

Seite 2—5.

Für Knaben . . . . . 3—4, 6—13, 16—17, (28)
Für Mädchen . . . . . 2—6, 14—17, (28—29)
Vaterländische Erzählungen, Gedichte, Heer, Flotte . . . . . 7, 10—13
Geographisch-ethnographische Erzählungen . . . . . 6—9, 12
Spiel- und Beschäftigungsbücher . . . . . 16—17
Für die Kinderwelt und die Hand der Mutter . . . . 3, 16—17

II. Belletristische Geschenkbücher

Monographien . . . . . 18—23
Bismarckbriefe, Erinnerungen 24, 28
Holzschnitt-Album des Daheim 25
Romane, Dichtungen, Sprüche . . . . . 26—29, (12)
Erbauungs- und religiöse Schriften . . . . . 25, 30—31
Daheim und Daheim-Kalender . . . . . } Umschlagrückseiten
Velhagen & Klasings Monatshefte . . . . . }

III. Wertvolle Bibliothek- und Prachtwerke

Die Vier Evangelien (mit klassischen Bildern) 25
Allgemeine Kunstgeschichte (Knackfuss und Zimmermann) . 21
Mühlbrecht, Die Bücherliebhaberei 24
Weltgeschichte in vier Bänden (Jäger) . . . . . 32—33
Deutsche Litteraturgeschichte (Koenig) 34
Illustrierte Schiller-Biographie (Wychgram) 35
Deutsche Geschichte (Stacke) 37
Der Französische Krieg 1870/71 (Hiltl) 36
Das Buch vom Kaiser Wilhelm (Adami) 36
Atlanten und Geographisches Handbuch . . . . . 38—39

Andrees Allgem. Handatlas 4. Auflage 1899 kpt. gebunden.

Davidis-Holle, Kochbuch 40
Bestellzettel (Register).

Digitized by Google

Junge Mädchen

Ein Almanach

begründet von Clementine Helm und Frida Schanz.

Fünfter Jahrgang
herausgegeben von
Frida Schanz.

Mit 25 farbigen Einschaltbildern
sowie zahlreichen Textabbildungen u. Vignetten.

Ein schöner stattlicher Band in elegantestem Rokokoleinbande
Preis 8 Mark.

(Die Jahrgänge I/II, soweit der Vorrat reicht, zu herabgesetzten Preisen.)

Dieser überaus reich und prächtig ausgestattete, von der geschätzten Herausgeberin im Verein mit der heimgegangenen Clementine Helm begründete Almanach hat von Jahr zu Jahr immer lebhafteren Anklang in der Mädchenwelt gefunden und sich bewährt als ein reizvolles, gediegenes Weihnachtsbuch, das durch seinen vielseitigen, unterhaltenden und anregenden Inhalt in anmutiger und künstlerischer Ausstattung überall Entzücken hervorruft.

Ingeborg.
(Verkleinerung des Aquarell-Titelbildes „Junge Mädchen V".)

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Eine schöne gehaltvolle Gabe für ein jüngeres Alter, von der bewährten Herausgeberin mit feinem Verständnis zusammengestellt: Erzählungen, Märchen und Gedichte, Beschäftigungen und Unterhaltungen

mit trefflichen Bildern, in bunter Folge zu einem wunderhübschen Kinderbuche vereinigt, das geeignet ist, hellen Jubel in der Kinderwelt zu erwecken und den Beifall der Eltern und Erzieher zu finden.

Ein Kleeblatt. (Verkleinerung des farbigen Titelbildes „Kinderlust V“.)

Kinderlust

Ein Jahrbuch für Knaben und Mädchen von acht bis zwölf Jahren.

Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von Frida Schanz.

Ein stattliches, gediegenes Kinderbuch mit 12 lithograph. Farbendruckbildern, zahlreichen Holzschnitten beliebter Maler und erläuternden Abbildungen.

Elegant kartoniert in schönem farbigem Umschlag

Preis M. 5.50.

Die Jahrgänge I|II, soweit der Vorrat reicht, zu herabgesetzten Preisen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Eine neue Jugendschrift von allgemeinem Interesse
ist das vortrefflich geschriebene und reich illustrierte Buch:

Aus des Heilands Heimat.

Die Kirche des heiligen Grabes.
(Illustrationsprobe: „Aus des Heilands Heimat".)

Der
deutschen Jugend
erzählt
von
L. Tiesmeyer
Pastor prim. in Bremen.

Mit 166 Abbildungen
und einem
Plane von Jerusalem.

Ein
eleganter Leinenband
mit hübscher Deckenzeichnung
Preis: 3 M.

In anschaulicher, lebhafter Schilderung einer Palästinareise führt der bekannte Verfasser die jugendlichen Leser nach dem heiligen Lande, nicht um biblische Geschichten zu wiederholen, sondern um im Lichte der heutigen Zeit alle die geweihten historischen Stätten kennen zu lernen, in denen der Heiland auf Erden wandelte. Eine vielseitige, eingehende Illustrierung vereinigt sich mit der fesselnden Schilderung zu einem Buche, das unsere gesamte Jugend interessieren muss und nicht warm genug empfohlen werden kann.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Schriften für junge Mädchen

Neu 1899:

Für jüngere Mädchen bringt die beliebte Verfasserin

Bernhardine Schulze-Smidt

eine willkommene und interessante Neuigkeit, die von Künstlerhand überaus glücklich illustriert ist:

Tiny und Tinys Gespielen.

Eine Erzählung für heranwachsende Mädchen.

Mit 6 feinen Tonbildern von **W. Claudius.**

Ein eleg. Geschenkband. Preis: M. 5.50.

Von derselben Verfasserin früher erschienen:

Jeder Band in elegantest. Geschenkband Preis: M. 5.50.

Mit dem Glücksschiff.

Eine Geschichte zu Wasser und zu Lande für junge Mädchen.

Illustriert von **W. Zehme.**

Hellas Studentenjahr

Eine Backfischgeschichte.

2. Auflage.

Illustriert v. **E. H. Walther**

Holde Siebzehn.

Eine Erzählung für junge Mädchen.

2. Auflage.

Illustriert v. **A. Mandlick.**

Jugendparadies.

Eine wahre Geschichte für die Kinder und ihre Freunde.

Illustriert von **W. Zehme.**

(Probe der Tonbilder aus **Schulze-Smidt:** „Tiny".)

Auch für ein reiferes Alter sehr interessant ist:

Lebensberuf. Erzählung für junge Mädchen von **Alice Kurs.**

In elegantem Geschenkeinband **Preis 5 M. 50 Pf.**

Ein ernstes Buch für junge Mädchen von 17–22 Jahren, dass in fesselnder Form den Lebensgang einiger junger Mädchen aus verschiedenen Ständen schildert, die, durch Schicksale und Neigungen bestimmt, einen selbständigen Lebensberuf erwählen. Das Buch verdient einen weiten Leserkreis sowohl in der reiferen Mädchenwelt, wie auch unter jungen Frauen und wird überall dankbares Interesse finden.

Digitized by Google

Neu in der Form — **originell** in der Ausstattung — **eigenartig** in der Reichhaltigkeit:

Velhagen & Klasings

Jugendbibliothek

Vier Bände

in einem als Bücherregal dienenden geschmackvollen Karton und mit einer Beilage:

Schüler-Kalender

auf das Jahr 1900.

Herausgegeben von

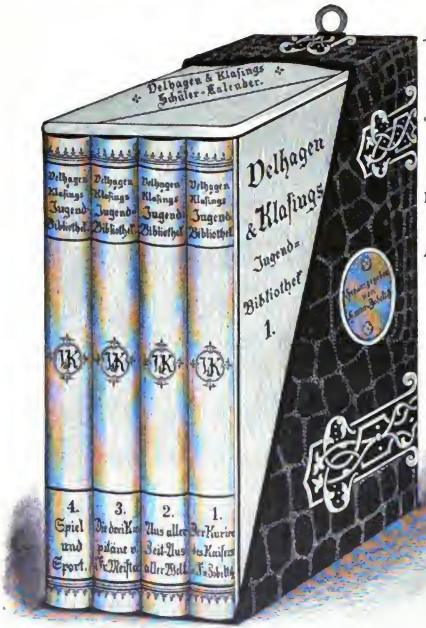
Hanns von Zobeltitz.

Preis

der ganzen Bibliothek mit Regal

10 M.

(Einzelne Bände werden nicht abgegeben.)



Band I:

Der Kurier des Kaisers

von **F. von Zobeltitz**

Band II:

Aus aller Zeit — Aus aller Welt.

Band III:

Die drei Kapitäne

von **Fritz Meister.**

Band IV:

Spiel und Sport.

Die vier originell gebundenen, stattlichen Einzelbände, die ein organisches Ganze bilden, sind in einem prächtigen, dauerhaften Karton derart vereinigt, dass dieser sowohl **aufgestellt**, wie auch als **Bücherregal aufgehängt** werden kann. Mit ihren vielen farbigen Einschaltbildern u. hunderten von Künstlerhand ausgeführten Illustrationen genügt

Velhagen & Klasings Jugendbibliothek

nicht nur dem regen Lesebedürfnis eines Knaben oder Jünglings auf lange hinaus, sondern dem einer ganzen, kinderreichen Familie.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Für die reifere Knabenwelt:

Hanns von Zobeltitz:

Das versunkene Goldschiff

Eine abenteuerliche Geschichte aus drei Erdteilen.

Mit Aquarell-Titelbild und 12 Vollbildern in Tondruck, sowie 22 Kapitelvignetten von **Joh. Gehrts.**

Ein starker stattlicher Geschenkband. Preis 9 Mark.

Von den lebenden deutschen Jugendschriftstellern hat H. von Zobeltitz in den letzten Jahren wohl die grössten Erfolge errungen mit seinem „Christian von Stachow" — „Unter dem eisernen Kreuz" — und vor allem seiner „Jagd um den Erdball". Dem letztgenannten Werke schliesst sich „Das versunkene Goldschiff" in glücklichster Weise an. In einer spannenden Fabel von den Abenteuern und Schicksalen eines strebsamen jungen Mannes, der von Lübeck zu den Riffpiraten nach Abessinien und Deutsch-Ostafrika, nach Transvaal und dem Sunda-Archipel verschlagen wird, bietet der Verfasser mit grossem Geschick eine Fülle wirklich ernster Belehrung, durchweht von warmherzigem, patriotischem Geiste. Das durch schöne anschauliche Bilder in Schwarz- und Farbendruck geschmückte und gediegen ausgestattete Buch wird sicherlich bei der deutschen Jugend einem hohen Interesse begegnen.

Von demselben Verfasser H. von Zobeltitz sind früher erschienen:

Die Jagd um den Erdball. Eine abenteuerliche Geschichte aus vier Erdteilen. Mit Aquarell-Titelbild, 12 Vollbildern in Tondruck und 20 Kapitelvignetten von Johannes Gehrts. Ein starker stattlicher Geschenkband. Preis 9 Mk.

Unter dem Eisernen Kreuz. Eine Soldatengeschichte aus den Jugendtagen Kaiser Wilhelms des Siegreichen. Mit 16 Tonbildern von E. Henseler. Ein starker stattlicher Geschenkband. Preis 9 M.

Christian von Stachow oder: In Treue fest. Eine Erzählung aus der Zeit König Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Grossen. Mit 16 Tonbildern von E. Henseler. Ein starker stattlicher Geschenkband. Preis 8 M.

Dreissig Lebensbilder deutscher Männer aus neuerer Zeit. Mit 30 Bildnissen. Ein starker stattlicher Geschenkband. Preis 7 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Für die reifere Knabenwelt:

S. Wörishöffer:

Neue 3. Auflage:
Durch Urwald und Wüstensand.

Neue 4. Auflage:
Onnen Visser
der Schmugglersohn von Norderney.

Das Naturforscherschiff.*)
Sechste Auflage.

Kreuz und quer durch Indien.
Vierte Auflage.

Robert der Schiffsjunge
Siebente Auflage.

Unter Korsaren.
Zweite Auflage.

Auf dem Kriegspfade.
Vierte Auflage.

Ein Wiedersehen in Australien.
Zweite Auflage.

Die Diamanten des Peruaners.
Zweite Auflage.

Im Goldlande Kalifornien.

Lionel Forster der Quarteron.

Verkleinertes Aquarell-Titelbild aus **Wörishöffer**: „Durch Urwald und Wüstensand".

Starke stattliche

Geschenkbände

mit

Ton- und Aquarell-Titelbildern.

Elegant gebunden 9 M. (* 7 M.)

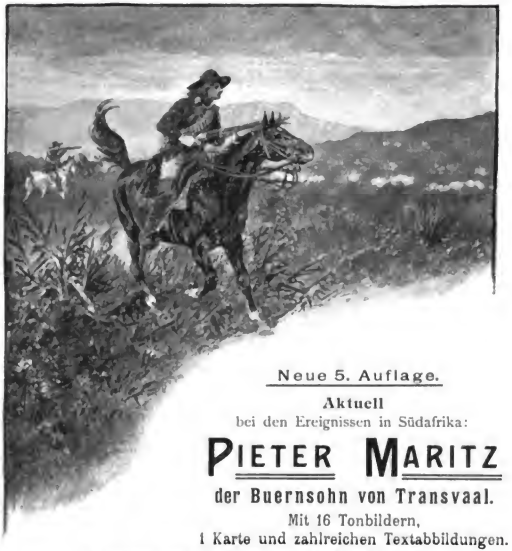
Die Wörishöfferschen Jugendschriften, ebenso reich an Unterhaltung wie Belehrung, haben sich einen solchen Ruf in der Knabenwelt erworben, dass alljährlich viele Tausend Wünsche nach ihnen gerichtet sind. Die spannenden Erzählungen führen die jungen Leser auf weiten Reisen in alle Erdteile, und die trefflichen Bilder — in jedem Bande 16 Vollbilder — veranschaulichen lebendig Scenen aus Seefahrten und fremden Ländern. Farbenprächtige Aquarell-Titelbilder, die neuerdings beigegeben worden sind, verleihen den in Druck und Einbänden vorzüglich ausgestatteten Büchern noch eine besondere Anziehungskraft. — **Mit jedem dieser Bände kann man gewiss sein, grosse Freude zu bereiten.**

— *Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig* —

Digitized by Google

Für die reifere Knabenwelt:

August Niemann:



Neue 5. Auflage.

Aktuell
bei den Ereignissen in Südafrika:

PIETER MARITZ

der Buernsohn von Transvaal.

Mit 16 Tonbildern,
1 Karte und zahlreichen Textabbildungen.

Ein starker stattlicher Geschenkband Preis 9 Mark.

Jetzt, wo die Augen der ganzen Welt auf Südafrika gerichtet sind, wird dieser spannende und schön ausgestattete Roman für Alt und Jung mit seinen trefflichen Schilderungen und Bildern aus jenen Gebieten Afrikas das lebhafteste Interesse erwecken, und speziell für die heranwachsende Jugend ist das beliebte Buch in der neuen Auflage durch die Bereicherung mit vortrefflichen Textabbildungen noch anregender geworden als bisher.

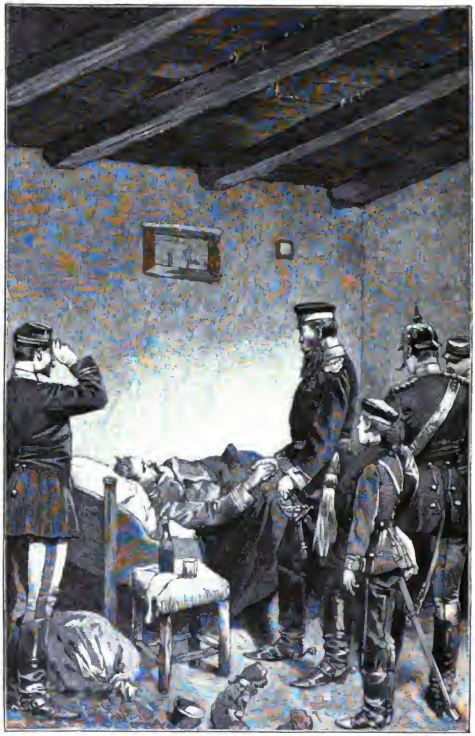
Von demselben Verfasser hat sich bereits in zweiter Auflage bewährt:

Das Geheimnis der Mumie. Eine Erzählung aus dem alten Ägypten. Mit 17 Tonbildern.
Elegant gebunden Preis 9 Mark.

Harry Alone, der Findling von Williamstown. Eine Erzählung für die Jugend von **B. von Becker.** Mit 8 Tonbildern.
Elegant gebunden Preis 4 Mark.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google



Der Kronprinz beim sterbenden General Raoul.

„Gleich darauf trat zum grössten Erstaunen Dornens der Kronprinz in das Zimmer."

(Tonbild aus **Tanera**: „Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett".)

Digitized by Google

Für die reifere Knabenwelt:

Jubiläums-Ausgabe 1870—1895.

C. Tanera:

Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett.

Eine Erzählung **aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71.**

Mit 16 Tonbildern von **Georg Koch** und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Dritte Auflage mit einem Vorwort über das Jubiläumsjahr des Krieges. Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis 8 M.

Der bekannte volkstümliche Militärschriftsteller Tanera hat hier in der Erzählung der Erlebnisse eines wackeren süddeutschen Junkers eine Darstellung des deutsch-französischen Krieges gegeben, wie sie hinreissender und packender für die Jugend nicht gedacht werden kann. Unter dem Eindrucke der grossartigen Jubiläumsfeier wird die deutsche Jugend das schöne Buch mit besonderer Freude und Begeisterung begrüssen.

W. Noeldechen:

Lambert Hadewart

Eine Erzählung **aus der Blütezeit der Hansa** für die deutsche Jugend. Mit 15 Vollbildern in Farben- und Tondruck von **Joh. Gehrts**. Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis 9 M.

W. Noeldechen, der seine trefflichen Erzählungen für die deutsche Jugend mit besonderem Geschick aus dem Borne vaterländischer Geschichte schöpft, führt in dieser Erzählung in eine hochinteressante Periode der Entfaltung deutscher Thatkraft zurück, in die Blütezeit der Hansa unter der machtvollen Führung der alten, stolzen Hansastadt Lübeck. Die durch mannigfaltige Verwicklung und Kämpfe zu Wasser und zu Lande sehr bewegte Zeit hat dem begabten Verfasser reichen Stoff zu einer ebenso spannenden als geschichtlich belehrenden und erhebenden Erzählung geboten, welche, unterstützt durch historisch treue, lebensvolle Bilder in Farben- und Tondruck, die deutsche Jugend mit Interesse aufnehmen wird.

Von demselben Verfasser **W. Noeldechen** sind erschienen:

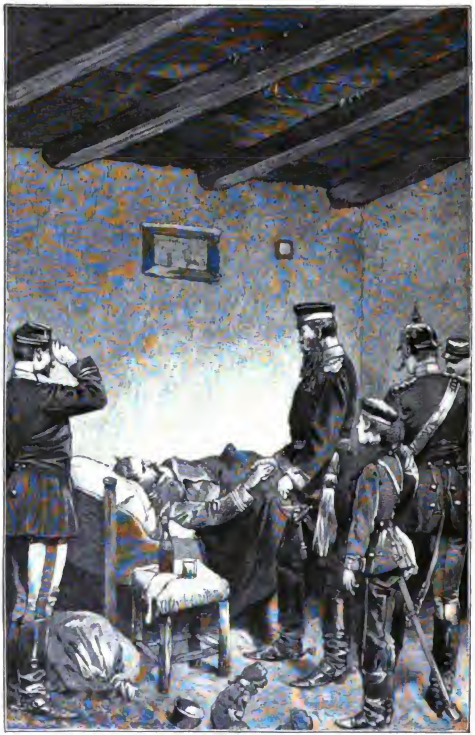
Unter dem roten Adler. Eine Erzählung **aus der Zeit brandenburgischer Not und Erhebung** für die deutsche Jugend. Mit **16 Tonbildern** von **E. Henseler.** Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis 9 M.

Die Zwillingsbrüder. Eine Erzählung **aus dem Zeitalter des dreissigjährigen Kriegs** für die deutsche Jugend. Mit 16 Tonbildern von **Georg Koch.** Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis 9 M.

Wolf von Wolfskehl. Eine Erzählung aus dem Reformationszeitalter für die deutsche Jugend. Mit 16 Tonbildern von **E. Henseler.** Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis 9 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google



Der Kronprinz beim sterbenden General Raoul.

„Gleich darauf trat zum grössten Erstaunen Dornens der Kronprinz in das Zimmer.“

(Tonbild aus **Tanera**: „Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett“.)

Digitized by Google

Für die reifere Knabenwelt:

Jubiläums-Ausgabe 1870—1895.

C. Tanera:

Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett.

Eine Erzählung **aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71.**

Mit 16 Tonbildern von **Georg Koch** und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Dritte Auflage mit einem Vorwort über das Jubiläumsjahr des Krieges. Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis 8 M.

Der bekannte volkstümliche Militärschriftsteller **Tanera** hat hier in der Erzählung der Erlebnisse eines wackeren süddeutschen Junkers eine Darstellung des deutsch-französischen Krieges gegeben, wie sie hinreissender und packender für die Jugend nicht gedacht werden kann. Unter dem Eindrucke der grossartigen Jubiläumsfeier wird die deutsche Jugend das schöne Buch mit besonderer Freude und Begeisterung begrüssen.

W. Noeldechen:

Lambert Hadewart

Eine Erzählung **aus der Blütezeit der Hansa** für die deutsche Jugend. Mit 15 Vollbildern in Farben- und Tondruck von **Joh. Gehrts**. Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis 9 M.

W. Noeldechen, der seine trefflichen Erzählungen für die deutsche Jugend mit besonderem Geschick aus dem Borne vaterländischer Geschichte schöpft, führt in dieser Erzählung in eine hochinteressante Periode der Entfaltung deutscher Thatkraft zurück, in die Blütezeit der Hansa unter der machtvollen Führung der alten, stolzen Hansastadt Lübeck. Die durch mannigfaltige Verwicklung und Kämpfe zu Wasser und zu Lande sehr bewegte Zeit hat dem begabten Verfasser reichen Stoff zu einer ebenso spannenden als geschichtlich belehrenden und erhebenden Erzählung geboten, welche, unterstützt durch historisch treue, lebensvolle Bilder in Farben- und Tondruck, die deutsche Jugend mit Interesse aufnehmen wird.

Von demselben Verfasser **W. Noeldechen** sind erschienen:

Unter dem roten Adler. Eine Erzählung **aus der Zeit brandenburgischer Not und Erhebung** für die deutsche Jugend. Mit 16 Tonbildern von **E. Henseler.** Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis 9 M.

Die Zwillingsbrüder. Eine Erzählung **aus dem Zeitalter des dreissigjährigen Kriegs** für die deutsche Jugend. Mit 16 Tonbildern von **Georg Koch.** Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis 9 M.

Wolf von Wolfskehl. Eine Erzählung aus dem **Reformationszeitalter** für die deutsche Jugend. Mit 16 Tonbildern von **E. Henseler.** Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis 9 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Ernst Johann Groth:

Stürmische Zeiten

Abenteuer und Kriegserlebnisse eines jungen Seemanns unter Admiral Drake. Mit Benutzung von Charles Kingsley's „Westward Ho!" Mit 15 Vollbildern in Farben und Tondruck von **Georg Koch** und zwei Karten. Ein schöner stattlicher Geschenkband. Preis 9 M.

Mit dieser hinreissend spannenden Erzählung aus wildbewegter Zeit, in welche die interessantesten Episoden aus Kingsley's berühmten Romane „Westward Ho!" geschickt verwoben sind, wird sich Ernst Joh. Groth rasch die Gunst der jungen Leserwelt erobern. Auf dem historisch bedeutsamen Hintergrunde des Zeitalters der Königin Elisabeth lässt der Verfasser ein fesselndes, abenteuerliches Drama abspielen, in welches die denkwürdigen Fahrten und kühnen Unternehmungen des Admirals Drake verflochten sind, seine Kämpfe mit den Spaniern, seine Reise um die Welt und schliesslich die gewaltige Katastrophe des Unterganges der grossen Armada. Schöne, historisch treue Bilder in Farben- und Tondruck verstärken den mächtigen Eindruck dieser interessanten und lehrreichen Schilderungen aus einer gewaltigen Epoche der Weltgeschichte.

Entdeckungsfahrten und Robinsonaden:

Der Schwarze Erdteil und seine Erforscher. **Reisen und Entdeckungen, Kämpfe und Erlebnisse, Land und Volk in Afrika.** Von **Friedrich Seiler.** Zugleich fünfte bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage des Buches: „Der schwarze Erdteil" von Reinhard Zöllner. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Ein starker, stattlicher Geschenkband. Preis M. 8.

Das grosse Interesse, welches die Gegenwart an dem „schwarzen" Erdteil Afrika nimmt, hat sich sicherlich auch auf die Jugend übertragen. Von sachkundiger Hand ist hier der reiche Stoff für die Jugend gesichtet und zu einer flotten, hübsch illustrierten Erzählung verarbeitet, zur Unterhaltung und Belehrung zugleich.

Der Schweizerische Robinson. Von **Johann David Wiss,** neubearbeitet von **J. Bonnet.** Fünfte Auflage. Mit 16 Tonbildern von F. Specht und anderen, sowie einer Karte der Insel. Ein stattlicher Geschenkband. Preis M. 4.50.

Diese berühmte Robinsonade des alten Wyss behandelt, hübsch illustriert, die Schicksale einer ausgewanderten Schweizer Pfarrerfamilie auf einer Insel des Stillen Oceans.

Illustrierter Familien-Walter Scott.

In Übersetzungen von **Robert Koenig.** Mit Tonbildern von **P. Grot Johann.**

Jeder Band mit 8 Tonbildern, elegant gebunden 4 Mk.

Ivanhoe. 5. Auflage. | **Quentin Durward.** 4. Auflage. | **Der Talisman.** 4. Auflage. | **Kenilworth.** 4. Auflage.

Erzählungen aus der Sage und Geschichte von **A. Schmeltzer.**
Illustriert von **H. Knackfuss. Aus dem Mittelalter.** Zweiter Teil mit 44 Abbildungen im Text und 4 Einschaltbildern. Elegant gebunden M. 5.50.
(Der Band über das Altertum und der Erste Teil über das Mittelalter sind vergriffen.)

Digitized by Google

Umbau S. M. Linienschiff „Württemberg".

Neue 7. Auflage:

Buch von der deutschen Flotte.

Von **R. Werner,** Vice-Admiral a. D. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 7 Vollbildern in Buntdruck, einer Ansicht der Werftanlagen in Kiel, zahlreichen Abbildungen und Schiffsporträts. Ein stattlicher, eleganter Kalikoband. Preis 10 M.

In unsrer Zeit, in der das Interesse des deutschen Volkes an der Marine und allem, was mit ihr zusammenhängt, besonders stark in die Erscheinung tritt, wird diese neueste Auflage des geschätzten Buches doppelt willkommen sein. Mit welch frischer Lebendigkeit und, wo es angebracht ist, mit welch kernigem Humor Admiral Werner das Seeleben zu schildern versteht, ist bekannt.

Das Buch vom deutschen Heere.

Von **Herrmann Vogt.** Zweite vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage, bearbeitet durch **Hanns von Zobeltitz.** Illustriert von **R. Knötel.** Ein stattlicher Band, elegant gebunden. Preis 9 M.

Wohl jede deutsche Familie hat irgend welche Beziehung zum Heere, und in diesem von bewährtester Hand bearbeiteten Werke findet sich neben dem, was zu wissen nötig und interessant ist, eine Schilderung des inneren Lebens unsrer Armee von tiefer Auffassung und zündenden Streiflichtern auf jenen köstlichen Soldatenhumor, der auch ausserhalb der Kaserne erfrischt.

Der Grosse Kurfürst und seine Zeit.

Von **Georg Hiltl.** Dritte umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Bildnissen und Beilagen, sowie 161 erläuternden Abbildungen im Text. Elegant gebunden Preis 8 M.

Bei seiner ganz vorzüglichen Anschaulichkeit in Text und Illustrierung ein treffliches Charakterbild, besonders geeignet für die heranwachsende Jugend, welcher das Studium vaterländischer Geschichte nicht genug empfohlen werden kann.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Schriften für junge Mädchen

von

Clementine Helm.

Clementine Helm erfreut allweihnachtlich Tausende von jungen Mädchenherzen mit ihren weit und breit bekannten Werken, die unvergleichlich anziehend sind durch die

Jeder Band in elegantestem Geschenkband Preis M. 5.50.

Anmut ihres Inhalts und die Feinfühligkeit, mit der sich die heimgegangene Verfasserin in den innersten Gedankenkreis ihrer jungen Leserinnen zu versetzen gewusst hat.

Illustriert mit reizenden Tonbildern erster Künstler.

Neue 8. Auflage

Prinzesschen Eva.

Eine Erzählung für heranwachsende Mädchen. Mit acht Tonbildern.

Für das Backfischalter:

Unser Sonnenschein (letzte Neuigkeit). — Professorentöchter. 4. Auflage. — Das Kränzchen. 7. Auflage. — Unsere Selekta. 4. Auflage. — Das vierblättrige Kleeblatt. 4. Auflage. — Vom Backfisch zur Matrone. 3. Auflage. — Das Heimchen. 2. Auflage. — Tante Regine. 2. Auflage. — Geschwister Leonhard. 2. Auflage. — Seines Glückes Schmied. 2. Auflage. — Die Stiefschwestern. 2. Auflage. — Dornröschen und Schneewittchen. 3. Auflage. — Frau Theodore. 3. Auflage. — Treu Hannchen.

Für jüngere Mädchen

(7—12 Jahre):

Prinzesschen Eva (neue Auflage s. o.). — Elfchen Goldhaar. 4. Auflage. — Röschen im Moose. 3. Auflage. — Klein Dinas Lehrjahr. 2. Auflage. — Hans und Hanna. 2. Auflage.

3. Auflage: **Märchenbuch** von **Clementine Helm.** Eleg. geb. 3 M.
Mit einem Titelbilde in Tondruck von A. Zick.

Eva Hartner:

Eva Hartner wusste wie wenige den rechten Ton für junge Mädchen zu treffen, und ihre frischen, fröhliche Munterkeit sprudelnden Erzählungen werden die Heimgegangene noch lange überleben.

Pension und Elternhaus.
5. Aufl. Mit 6 Tonbildern. Eleg. geb. M. 5.50.

Licht und Schatten.
2. Aufl. In elegantestem Geschenkband M. 5.50.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Frida Schanz:

Wie trefflich sich Frida Schanz, die gefeierte Dichterin, auch in die blühende Jugendzeit zurückversetzen und für die Mädchenwelt schreiben kann, beweist der Erfolg, den ihre frischen, anmutigen Schöpfungen sich rasch errungen haben. Hübsch illustriert und elegant ausgestattet eignen sich die Bände ganz besondern für den Weihnachtstisch junger Mädchen.

(Probe der Tonbilder, aus „Hand in Hand".)

Neue 2. Auflage:

Rottraut und Ilse

Erzählung für junge Mädchen
Mit 6 Tonbildern von
E. Klimsch.
In neuem, reizenden Einbande
Preis 5 M. 50 Pf.

Hand in Hand

Vier Erzählungen
für junge Mädchen
Mit 6 feinen Tonbildern
von **W. Zehme.**
In elegantestem Damast-Geschenkband.
Preis 5 M. 50 Pf.

Aus dem Jugendland

Zwei Erzählungen:
Sport. — Der Pensionär.
Mit 6 Tonbildern.
Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Charlotte Niese:

Die bekannte Verfasserin überträgt die ihr eigene originelle Erfindungs- und künstlerische Gestaltungskraft auch auf ihre überaus anregenden Mädchengeschichten, die auf jugendliche Gemüter einen nachhaltigen Eindruck ausüben und immer von neuem wieder gern gelesen werden. In feinen Einbänden und künstlerisch illustriert, sind die Erzählungen der beliebten Verfasserin reizende, gehaltvolle Gaben für junge Mädchen.

Das

Dreigespann

Eine Erzählung für junge Mädchen.
Mit 6 Tonbildern von **A. Zick.**
Ein feiner, eleganter Geschenkband, Preis M. 5.50.

Erika

Aus dem Leben einer einzigen Tochter.
Mit 6 Tonbildern von
A. Mandlick.
In elegantem Geschenkeinband **M. 5.50.**

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Neue 7. Auflage.

Illustriertes

Experimentierbuch

für die reifere Jugend.

Praktische Anleitung

zum unterhaltenden und belehrenden Experimentieren auf den Gebieten der **Physik** und **Chemie** von

Emsmann und Dammer.

Mit vielen Abbildungen und zwei farbigen Tafeln.

(Vermehrte und verbesserte Auflage von „Des deutschen Knaben Experimentierbuch".)

Elegant und praktisch gebunden Preis 6 M.

Neue 5. Aufl.

Des Kindes Erstes Beschäftigungsbuch.

Neue 5. Aufl.

Praktische Anleitung zur Selbstbeschäftigung für jüngere Kinder zugleich für die Hand der Mutter und Kindergärtnerin. Von **E. Barth** u. **W. Niederley.** Mit vielen Abbildungen und 5 Bunttafeln. Elegant und praktisch geb. Preis 4 M.

Des deutschen Knaben Handwerksbuch.

Von **E. Barth** und **W. Niederley.**

Zehnte vermehrte **Auflage.** Mit vielen Abbildungen und 4 farbigen Tafeln.

Praktische Anleitung

zur Selbstbeschäftigung und Anfertigung von Gegenständen auf den Gebieten der Papparbeiten, des Formens in Gips, der Metallarbeiten, der Schnitzerei, der Tischlerei, Zimmermannsarbeiten, Drechslerei, Laubsägerei, zur Herstellung von Tierbehältern, Fahrzeugen, naturwissenschaftlichen Apparaten usw.

Elegant und praktisch gebunden Preis 6 M.

Beschäftigungsbuch für Mädchen.

Praktische Anleitung

zu weiblichen Handarbeiten, Beschäftigungen mit Puppen, nützlicher häuslicher Thätigkeit, künstlerischen und Phantasie-Arbeiten, Zimmergärtnerei, Tierpflege im Hause und zur Unterhaltung jüngerer Geschwister.

Von **Marie Bürkner.**

Zweite Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen. Elegant gebunden Preis 6 M.

Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Digitized by Google

Neue 12. Auflage: — Altbewährt und immer wieder jung und schön!

Robert Reinicks

Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch.

Gesammelte Dichtungen Reinicks für die Jugend.

Ein sinniges, kerndeutsches Buch mit vielen Bildern.

Elegant gebunden Preis 4 M.

Reinick war ein Freund und Dichter der Jugend, wie nach ihm keiner mehr. Seine Erzählungen, Märchen und Lieder sind hier zuerst gesammelt worden in einem schönen Bande mit allerliebsten Abbildungen, der alljährlich Tausende von Kinderherzen erfreut, wie die stattliche Reihe der bislang erschienenen Auflagen am besten beweist.

Das Buch

der Sammlungen.

Praktische Anleitung

zum Anlegen und Erhalten aller Arten von Sammlungen.

Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner von **Otto Klasing.**

Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit vielen Abbildungen

Elegant und praktisch gebunden Preis 5 M.

Des deutschen Knaben

Turn-, Spiel- und Sportbuch.

Praktische Anleitung

zu nützlichen Körperübungen ausserhalb der Schule.

Turnen, Exerzieren, Schiessen, Fechten, Bewegungsspielen, Baden, Schwimmen und Springen, Rudern und Segeln, Schlittschuhlaufen und Eissegeln, Radfahren.

Von **E. Barth** und **L. Schützer.**

Ein hübsches, praktisches Buch mit zahlreichen Abbildungen. Elegant gebunden **Preis 6 M.**

Der Kinder Lust.

Für Mütter und Kinder zusammengestellt von

Gottlob Dittmar.

Siebente Auflage.

Ein prächtiges Kinderbuch mit vielen Bildern und Melodien.

Elegant gebunden Preis 4 M.

Eine reiche Sammlung des Besten aus dem Schatze deutscher Kinderpoesie mit sinnigen Bildern und Melodien. Für Mütter, welche noch mit ihren Kindern singen mögen, ein überaus empfehlenswertes Buch. — Den Liedern ist eine Klavierbegleitung beigegeben, und zwar in separatem Hefte, behufs bequemeren Gebrauchs vor dem Klavier.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Illustrierte
Monographien

Künstler-Monographien • Monographien zur Weltgeschichte • Monographien zur Erdkunde

Reich ausgestattete Bände mit Goldschnitt zum Preise von 2—4 M.

Die durch Billigkeit und Schönheit sich auszeichnenden Bände der von anerkannten Autoritäten der Kunst und Wissenschaft verfassten Monographien eignen sich ganz besonders zu

Geschenken einfacher und doch vornehmer Art

für kunst- und litteraturliebende Männer und Frauen, für Alt- und Jung. Man wird mit diesen sehr billigen und dabei vornehm eingebundenen, reich illustrierten und interessant geschriebenen Bänden nirgends einen Fehlgriff thun und überall lebhafte Freude erwecken. Die Selbständigkeit jedes Bandes gestattet auch zu Geschenkzwecken eine Auswahl der Sammlung nach den für den Zweck verfügbaren Mitteln zu treffen. — Für Liebhaber, welche in der glücklichen Lage sind, auf den Preis der Bücher nicht sehen zu brauchen und für Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Ausgaben ist von jedem Bande der „Künstler-Monographien" und der „Monographien zur Weltgeschichte"

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 50—100 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier gedruckt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—50, bez. 100) und in einen reichen Ganzledereinband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe wird nicht veranstaltet.

Künstler-Monographien

In Verbindung mit Andern herausgegeben von **H. Knackfuss**

Bisher sind erschienen:

I. **Raffael.** Von H. Knackfuss. Mit 128 Abbildungen. Preis 3 M.

II. **Rubens.** Von H. Knackfuss. Mit 122 Abbildungen. Preis 3 M.

III. **Rembrandt.** Von H. Knackfuss. Mit 159 Abbild. Preis 3 M.

IV. **Michelangelo.** Von H. Knackfuss. Mit 95 Abbild. Preis 3 M.

V. **Dürer.** Von H. Knackfuss. Mit 134 Abbildungen. Preis 3 M.

VI. **Velazquez.** Von H. Knackfuss. Mit 48 Abbildungen. Preis 2 M.

VII. **Menzel.** Von H. Knackfuss. Mit 141 Abbildungen. Preis 3 M.

VIII. **Teniers d. j.** Von A. Rosenberg. Mit 63 Abbild. Preis 3 M.

Forts. S. 22

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Künstler-Monographien.

Innocentia.

Aus Künstler-Monographien XLII: **Stuck.**

— *Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig* —

Digitized by Google

Künstler-Monographien:

IX.
A. v. Werner. Von A. Rosenberg. Mit 125 Abbild. Preis 3 M.

X.
Murillo. Von H. Knackfuss. Mit 67 Abbildungen. Preis 2 M.

XI.
Knaus. Von Ludwig Pietsch. Mit 67 Abbildungen. Preis 3 M.

XII.
Franz Hals. Von H. Knackfuss. Mit 40 Abbild. Preis 2 M.

XIII.
van Dyck. Von H. Knackfuss. Mit 55 Abbild. Preis 3 M.

XIV.
Ludw. Richter. Von V. Paul Mohn. Mit 187 Abb. Preis 3 M.

XV.
Watteau. Von Adolf Rosenberg. Mit 92 Abbild. Preis 3 M.

XVI.
Thorwaldsen. Von Adolf Rosenberg. Mit 146 Abb. Pr. 3 M.

XVII.
Holbein d. j. Von H. Knackfuss. Mit 151 Abbild. Preis 3 M.

XVIII.
Defregger. Von A. Rosenberg. Mit 96 Abbildungen. Preis 3 M.

XIX.
Terborch u. J. Steen. Von A. Rosenberg. Mit 95 Abb. Pr. 3 M.

XX.
Reinh. Begas. Von Alfred Gotth. Meyer. Mit 117 Abb. Pr. 3 M.

XXI.
Chodowiecki. Von L. Kaemmerer. Mit 204 Abb. Pr. 3 M.

XXII.
Tiepolo. Von Franz Hermann Meissner. Mit 74 Abb. Pr. 3 M.

XXIII.
Vautier. Von Adolf Rosenberg. Mit 111 Abbildungen. Preis 3 M.

XXIV.
Botticelli. Von Ernst Steinmann. Mit 90 Abbild. Preis 3 M.

XXV.
Ghirlandajo. Von Ernst Steinmann. Mit 65 Abbild. Preis 2 M.

XXVI.
Veronese. Von Franz Hermann Meissner. Mit 88 Abb. Preis 3 M.

XXVII.
Mantegna. Von Henry Thode. Mit 105 Abbildungen. Preis 3 M.

XXVIII.
Schinkel. Von Hermann Ziller. Mit 127 Abbildungen. Preis 3 M.

XXIX.
Tizian. Von H. Knackfuss. Mit 123 Abbildungen. Preis 3 M.

XXX.
Correggio. Von Henry Thode. Mit 93 Abbildungen. Preis 3 M.

XXXI.
M. v. Schwind. Von Friedr. Haack. Mit 162 Abb. Preis 3 M.

XXXII.
Rethel. Von Max Schmid. Mit 125 Abbildungen. Preis 3 M.

Digitized by Google

Künstler Monographien:

XXXIII.

Leonardo da Vinci. Von Adolf Rosenberg. Mit 128 Abbildungen. Preis 3 M

XXXIV.

Lenbach. Von Adolf Rosenberg. Mit 101 Abb. Preis 3 M.

XXXV.

Hubert u. Jan v. Eyck. Von Ludwig Kaemmerer. Mit 88 Abbildungen. Preis 3 M.

XXXVI.

Canova. Von Alfred Gotthold Meyer. Mit 98 Abb. Preis 3 M.

XXXVII.

Pinturicchio. Von Ernst Steinmann. Mit 115 Abb. Preis 4 M.

XXXVIII.

E. v. Gebhardt. Von Adolf Rosenberg. Mit 93 Abbild. Preis 3 M.

XXIX.

Memling. Von Ludwig Kaemmerer. Mit 129 Abbild. Preis 3 M.

XL.

M. v. Munkacsy. Von F. Walther Ilges. Mit 121 Abbildungen. Preis 3 M.

XLI.

Klinger. Von Max Schmid. Mit 104 Abbildung. Preis 4 M.

XLII.

Stuck. Von Otto Julius Bierbaum. Mit 157 Abbildung. Preis 4 M

XLIII.

Neuester Band: **Giotto.** Von Henry Thode. Mit 158 Abbildungen Preis 4 M

Als Ergänzung der Künstler-Monographien und in gleicher Ausstattung erscheint

Allgemeine Kunstgeschichte.

Herausgegeben von

H. Knackfuss und Max Gg. Zimmermann.

3 Bände gr 8° mit über 1000 Abbildungen. Preis complett 26 M.

Hiervon ist bereits erschienen:

Erster Band.

Kunstgeschichte des Altertums und des Mittelalters

bis zum Ende der romanischen Epoche
von Professor Dr. **Max Gg. Zimmermann.**

Mit 414 Illustrationen Preis: broschiert 8 Mark, elegant gebunden 10 Mark.

Eine übersichtliche, anziehend und klar geschriebene Darstellung der Kunst in allen ihren Verzweigungen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, erläutert und belegt durch eine grosse Fülle meisterhaft reproduzierter Abbildungen nach den Originalen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Studie zu dem Bismarck-Gemälde Franz Lenbachs.
Aus Monographien zur Weltgeschichte IV: **Bismarck.**

Sandwirtshaus (Passeier).
(Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.)
Aus Land und Leute — Monographien zur Erdkunde IV: **Tirol.**

Digitized by Google

Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung mit Andern herausgegeben von **Ed. Heyck.**

Bisher sind erschienen:

I. **Die Mediceer.** Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit 152 Abb. Preis 3 M.

II. **Königin Elisabeth von England.** Von Prof. Dr. Erich Marcks. Mit 114 Abb. Preis 3 M.

III. **Wallenstein.** Von Dr. Hans Schulz. Mit 154 Abb. Preis 3 M.

IV. **Bismarck.** Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit 242 Abbildungen. Ein Doppelband. Preis 4 M.

V. **Kaiser Maximilian I.** Von Professor Dr. Ed. Heyck. Mit 146 Abbildung. Preis 3 M.

VI. **Das ältere deutsche Städtewesen u. Bürgertum** Von Professor Dr. G. v. Below. Mit 140 Abbildungen. Preis 3 M.

VII. **Die Wiedertäufer.** Von Archivar Dr. Gg. Tumbült. Mit 99 Abbildungen. Preis 3 M.

VIII. **Venedig als Weltmacht und Weltstadt.** Von Prof. Dr. H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Mit 163 Abbildungen. Preis 4 M.

IX. Neuester Band: **Alexander der Grosse.** Von Professor Dr. Fr. Koepp. Mit 86 Abbildungen. Preis 3 M.

Die Sammlung wird fortgesetzt. Es werden zunächst folgen:

Die Blütezeit des Pharaonenreiches *(Professor Dr. G. Steindorff).*
Die Kreuzzüge und das Heilige Land *(Professor Dr. Ed. Heyck).*

Monographien zur Erdkunde — Land und Leute

In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von **A. Scobel.**

Bisher sind erschienen:

I. **Thüringen.** Von A. Scobel. 145 Abb. u. Kärtchen. 3 M.

II. **Cuba.** Von E. Deckert. 96 Abb. und Karte. 3 M.

III. **Norwegen.** Von S. Ruge. 115 Abb. und Karte. 3 M.

IV. **Tirol.** Von Max Haushofer. Mit 200 Abb. u. Karte. Preis 4 M.

V. **Schweiz.** Von J. C. Heer. Mit 181 Abb. u. Karte. Preis 4 M.

Die Sammlung wird fortgesetzt. Es werden zunächst folgen:

Ostseeküste — Oberbayern *und* ***München.***

Die Sammlung Monographien zur Erdkunde: **„Land und Leute“** ist darauf angelegt in anschaulich geschriebenen, reich illustrierten Bänden zu wohlfeilem Preise, jeder vollständig in sich abgeschlossen, eine **Umschau in allen interessanten Gegenden der Erde** zu ermöglichen, die in handlicher und äusserlich vornehmer Form jedem Natur- und Reisefreunde Genuss und Anregung bieten wird.

Digitized by Google

Neue siebente, stark vermehrte Auflage 1899:

Bismarckbriefe

1836—1873.

Herausgegeben von
Horst Kohl.

Mit einem Pastell von
Franz v. Lenbach
und 4 Porträts
in Zinkdruck.

Preis:
gebunden in Leinwand
6 M.,
in hochfeinem Halbfranzband 7 M.

Die **Bismarckbriefe** sind für unser Volk längst eine gesunde Speise geworden, nach der es immer von neuem verlangt, es betrachtet dieselben als ein teures Vermächtnis, als einen Born, aus dem es Erquickung und Trost, Rat und Antrieb zur That schöpfen kann, als einen Schatz, in dessen unerschöpflichem Reichtum es immer neue Goldkörner tiefen Gemütes und unverfälschter Treue findet. Die vorliegende siebente Auflage ist **um sechzig neue Aufnahmen vermehrt**, welche aus dem Schatze ungedruckter Briefe intimeren Charakters stammen die sich im Besitze der Familie Bismarck befinden.

Neu 1899: Erinnerungen eines alten Mannes von

Aus längst vergangenen Tagen.

A. Andrae-Roman.

271 Seiten gr. 8°. Mit dem Porträt des Verfassers. In elegantem Kalikoband Preis 6 M.

Auch in unserer Nation erwacht neuerdings ein reges Interesse für bibliographische Erinnerungen, und das Persönliche, das aus derartigen Erinnerungen spricht, übt auf den Leser stets einen eigenen Reiz aus, wenn der Verfasser eine stark betonte Individualität ist. Das letztere trifft auf Herrn **A. Andrae-Roman** in hohem Masse zu, dessen Buch in den christlich und konservativ gesinnten Kreisen des ganzen deutschen Volkes einen lebhaften Widerhall finden wird. Es schildert die Entwickelung einer in sich geschlossenen kerndeutschen Persönlichkeit in ergreifender Treue und Anschaulichkeit. In so einfachen Bahnen sich äusserlich das Leben des Verfassers bewegte, es brachte ihm doch in Berührung mit sehr vielen Männern von hoher Bedeutung, und sie wurden ihm Freunde; so — ausser dem Fürsten Bismarck — Emanuel Geibel, P. Lyrn, A. v. Bethmann-Hollweg, v. Kleist-Retzow, v. Gerlach, v. Thadden-Trieglaff, v. Blankenburg, Missionsdirektor Wangemann etc. Man darf das vielseitig fesselnde, warmherzige Buch wohl mit Recht als einen Beitrag zur Kulturgeschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bezeichnen.

Die

Bücherliebhaberei

in ihrer Entwicklung bis zum

Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Geschichte des Bücherwesens von **Otto Mühlbrecht.**

Zweite umgearbeitete und mit 220 Textabbildungen, sowie 10 Kunstbeilagen versehene Auflage.

Ein stattlicher, feiner Halbfranzband Preis 12 M.

(Numerierte Liebhaber-Ausgabe (1—100) in stilvollem Ganzlederband geb. 20 M.)

Das schöne Werk entspricht in der zweiten Auflage offenbar einem Bedürfnis in bibliophilen Kreisen. Die aus historischen Quellen geschöpfte Illustrierung erläutert das Verständnis des Textes in glücklichster Weise und giebt dem interessanten Buche zugleich den Charakter eines Prachtwerkes, das jedem Bücherliebhaber zur Freude gereichen wird.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Ein neues religiöses Prachtwerk

von besonderer Schönheit.

Die Vier Evangelien

nach der Übersetzung Doctor Martin Luthers.

Mit über 300 Bildern

nach deutschen, italienischen und niederländischen Meisterwerken

und

einem kunstgeschichtlichen Anhange über den Bilderschmuck des Werkes und Biographien der Maler.

Ein stattlicher Prachtband in gr. 4°

in feinem Ledereinbande mit reicher Vergoldung und Goldschnitt, Preis 60 Mark.

Keine andere Periode der Kunst erreicht, geschweige denn übertrifft an frommer Innigkeit und Erhabenheit die Werke religiöser Malerei, welche die Meister des 14., 15. und 16. Jahrhunderts schufen. Aus diesem reichen Schatz der Blütezeit deutscher, italienischer und niederländischer Kunst sind in den **„Vier Evangelien"** über 300 der hervorragendsten, heute in Kirchen, Museen und Privatsammlungen der ganzen Welt zerstreuten Gemälde mustergiltig reproduziert, die als der würdigste und edelste begleitende bildliche Schmuck zu den Evangelien erscheinen. Wohl noch nie ist in gleicher Weise der Versuch gemacht worden, die bildende Kunst so unmittelbar mit der heiligen Schrift zu verbinden, und das grosse schöne Werk wird nicht nur dem christlichen deutschen Hause dienen, sondern auch für jeden Kunstfreund und Kunstkenner eine Fülle der Anregungen bieten.

Ein eindrucksvolles Bilderwerk:

Holzschnitt-Album des Daheim

Eine Auswahl der schönsten Bilder in Kunstdrucken

mit begleitendem Text.

In feinem Damasteinband 10 Mark.

Ein schönes wohlfeiles Prachtwerk für den Lese- und Salontisch des Hauses, für Gross und Klein, ein ausgewähltes Bilderwerk, das in feinster Ausführung 120 kunstvolle Holzschnitte nach Gemälden der beliebtesten Meister enthält mit Betrachtungen aus berufener Feder, die zu einer vertieften Anschauung und dadurch zu erhöhtem Genusse der Bilder führen. — Ein eindrucksvolles, dankbares Weihnachtsgeschenk für die ganze Familie.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Wertvolle Romane

Neu 1899:

Zwei Männer

Roman von **Ida Boy-Ed.**

Ein starker Band von 400 Seiten. Preis in elegantem Geschenkband 6 M.

Die hohe Meisterschaft der Dichterin, die erstaunliche Schärfe ihrer Beobachtungsgabe, iher grosse Gestaltungskraft, die hinreissende Wucht ihrer Darstellung zeigen sich in ihrem neusten, reifsten Werk im glänzendsten Lichte. Jede der Gestalten, die sie zeichnet — von den beiden Herren von Fronhofen, der gelähmten Frau auf dem Krankenlager, der schönen, stolzen Alexandra von Königsegg und der anmutigen Krankenpflegerin bis zu den Dienstboten auf den Gütern herab —, steht lebendig, greifbar vor den Augen des Lesers, und die Geschicke der Menschen, um welche der Roman sich krystallisiert, fesseln, rühren, ergreifen bis zur letzten Wendung der Handlung.

Früher erschienen:

Ida Boy-Ed:

Die Schuldnerin

Eleg. geb. Preis 6 M.

*** * Nichts * ***

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

G. v. Berlepsch:

*** * Mutter * ***

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Früher erschienen:

Ida Boy-Ed:

Sieben Schwerter

Eleg. geb. Preis 6 M.

*** * „X" * ***

Eleg. geb. 6 M.

Bianca Bobertag:

Sommermärchen

Eleg. geb. 5 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Wertvolle Romane

Bernhardine Schulze-Smidt:

*** * Eiserne Zeit * ***

Eleg. geb. Preis 6 M.

In Moor und Marsch

2. Aufl. Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Ernst Remin:

Die polnische Braut

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

*** * Neue Bahnen * ***

Preis 3 M. 50 Pf.

Joachim v. Dürow:

Die Herrin von Rotenstein

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Alex. v. Roberts:

*** * Majestät * ***

Eleg. geb. Preis 7 M.

Hall Caine:

Der Sündenbock

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Ad. Schmitthenner:

*** * Psyche * ***

2. Aufl. Eleg. geb. Preis 5 M.

Friedrich Jacobsen:

Im Weltwinkel

Eleg. geb. Preis 5 M.

C. Schroeder:

*** Sonnenblume ***

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Th. H. Pantenius

Gesammelte Romane.

Vollständig in 9 Bänden,

elegant in Halbfranz eingebunden 36 M.

Einzel-Ausgaben der gesammelten Romane:

Allein und Frei. 2 Bände.
Im Banne der Vergangenheit. 1 Band.
Im Gottesländchen. 1 Band.
Die von Keiles. 2 Bände.
Das rote Gold. 1 Band.
Wilhelm Wolfschild. 2 Bände.

Preis jedes Bandes in elegantem Kalikoband 4 Mark.

Wenn man die ersten deutschen Erzähler unsrer Zeit nennt, gehört der Name Theodor Hermann Pantenius in die vorderste Reihe. Die litterarische Bedeutung seiner Dichtungen ist längst festgestellt, und hoch über der seichten Marktware des Tages stehend, gehören sie unmittelbar neben das Beste, was unsre moderne Litteratur unserm Volke schenkte.

Jugenderinnerungen

von **Karl Gerok.**

6. Auflage. Elegant geb. Preis 6 Mark.

Von dem greisen Verfasser kurz vor seinem Tode noch einmal mit Liebe und Sorgfalt ergänzt, gleichsam als ein Vermächtnis an seine zahllosen Verehrer.

Die Tragödien des Sophokles.
In neuer Übersetzung von Dr. O. Hubatsch. Eleg. geb. Pr. 5.50 M.

Homers Ilias.
In neuer Übersetzung von Oskar Hubatsch. Eleg. geb. Preis 3.50 M.

Homers Odyssee.
In neuer Übersetzung von Oskar Hubatsch. Eleg. geb. Preis 3.50 M.

Das Nibelungenlied.
Neu übertragen von Dr. Gustav Legerlotz. Eleg. geb. Preis 3 M.

Gudrun.
Neu übertragen von Dr. Gustav Legerlotz. Eleg. geb. Preis 3 M.

Daheim-Bibliothek.

Wohlfeile gute Romane,

elegant gebunden.

1. (3 M.) **Fremdes Blut.** Roman von D. Freiin von Spaettgen.
2. (2 M.) **Um jeden Preis.** Novelle von Germanis.
3. (3 M.) **Der Geiger von Thun.** Roman von A. v. Freydorf.
4. (4 M.) **Gepa.** Zwei Bände. Roman von Carl Böhmers.
5. (Vergriffen.) **Der Sternburger Kreis.** Roman von Germanis.
6. (2 M.) **Auf der Dobenau.** Roman von E. v. Wellnitz.
7. (3 M.) **Pfadfinder.** Von Bernhardine Schulze-Smidt.
8. (2 M.) **Er lebt!** Von Bernhardine Schulze-Smidt.
9. (2 M.) **Die zweite Mutter.** Von Henry Gréville.
10. (3 M.) **Das Fritzche.** Von Gräfin M. Keyserling.
11. (1.50 M.) **Ein tapferes Herz.** Roman von Jaques Vincent.
12. (3 M.) **Onkel Piper von Pipersberg.** Ein australischer Roman von Tasma.
13. (3 M.) **Und dennoch!** Erzählung von C. v. Hellen.

Digitized by Google

Dichtungen von Frida Schanz

Neu 1899:

Unter dem Eschenbaum.

Neue Dichtungen von Frida Schanz.

1 Bändchen. kl. 8°. 126 S. In elegantem Kalikoband. 3 M.

Diese neue Sammlung Schanz'scher Dichtungen, welche sich durch tiefe Empfindung und vollendete Form auszeichnen, bildet in der vornehmen Ausstattung ein zierliches und geschmackvolles Buch für den Weihnachtstisch der deutschen Frauen und jungen Mädchen. Ein neues Buch von Frida Schanz wird stets für die vielen Verehrerinnen der geistvollen und beliebten Dichterin ein hochwillkommenes Ereignis sein.

Ährenlese.

Neue Sprüche
von
Frida Schanz.
Vierte Aufl. Eleg. mit Goldschn. M. 1.20.

Vierblätter.

Zweihundert Spruchstrophen
von
Frida Schanz.
Sechste Aufl. Eleg. m. Goldschn. M. 1.20.

Das liebenswürdige Talent der reichbegabten Dichterin eignet sich ganz besonders für die Spruchweisheit, deren ethischer Wert durch eine schöne Form zwiefach eindringlich zur Geltung kommt.

Poetische Erzählungen **Filigran** von Frida Schanz.

Zweite Auflage. In elegantem Geschenkbande. Preis 4 M.

Maria Krummacher:

Heinrich IV.
Ein Lebensbild aus deutscher Vergangenheit.
Elegant gebunden Preis 6 M.

Unser Grossvater.
Dritte Auflage.
Mit dem Porträt Fr. A. Krummachers.
Elegant gebunden Preis 6 M.

Himmelschlüsselchen.
Fünfte Auflage.
Elegant gebunden Preis M. 5.50

Zu den Bergen.
Dritte Auflage.
Elegant gebunden Preis M. 4.50

Unsre Mutter.
Achte Auflage.
Elegant gebunden Preis 4 M.

Haman von Holzhausen.
Sechste Auflage.
Elegant gebunden Preis 6 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Neu 1899:

Ich weiss, dass mein Erlöser lebt!

Glaubensworte für Tage der Prüfung
ausgewählt von
I. K. H. der Grossherzogin Luise von Baden.

11 Bogen 8°. In elegantem Kalikoband mit Goldschnitt, Preis 2 M.

Unter obigem Titel bietet die hohe Herausgeberin eine Sammlung von Glaubensworten christlicher Schriftsteller verschiedener Zeiten und Nationen, welche den Zweck hat, Trost suchenden Gemütern, zumal auch in den Kreisen der Gebildeten, für Tage der Prüfung Halt und Erquickung zu bieten. In seiner eleganten Ausstattung eignet sich das Buch vorzüglich für Festgeschenke in ernstgerichteten Kreisen.

Neu 1899:

Das angenehme Jahr des Herrn.

Evangelische Zeugnisse
über die von der XXII. deutschen evangelischen Kirchen-Konferenz zu Eisenach ausgewählte Perikopenreihe der Evangelien
unter Mitwirkung mit anderen herausgegeben von
Ernst Kühn Pastor in Siegen in Westfalen und **Oskar Brüssau,** Pastor in Frankenstein in Schlesien.
542 Seiten gr. 8°. Pr. in Halbfranz geb. 7 M.

Evangelisches Volkslexikon

zur Orientierung in den sozialen Fragen der Gegenwart,
herausgegeben vom Evangelisch-sozialen Central-Ausschuss für die Provinz Schlesien und in Verbindung mit Fachgelehrten redigiert von
D. Theodor Schäfer.
Ein starker Band, Lex. 8°, Preis geh. 6 M., in Halbfranz geb. 8 M. 50 Pf.

F. Bettex:

Dritte revidierte Auflage:
Symbolik der Schöpfung und ewige Natur.
In hübschem Geschenkband 5 M.

Sechste Auflage:
Naturstudium und Christentum.
In hübschem Geschenkband 4 M.

Vierte Auflage:
Natur und Gesetz.
In hübschem Geschenkband 5 M.

Vierte Auflage:
Was dünkt dich von Christo?
Elegant kartoniert 1 M.

Arthur James Balfour: Die Grundlagen des Glaubens. Genehmigte Übersetzung von Robert Koenig. In Leinenband 5 M.

H. Lubenow: Das Rätsel des Daseins und seine Lösung im Christentum. Zweite Auflage. Elegant kartoniert 1 M. 20 Pf.

Henry Drummond:

Das Beste in der Welt. Deutsche autorisierte Ausgabe von Julie Sutter. 31. Aufl. (116. bis 118. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.
Pax vobiscum. Deutsche autorisierte Ausgabe von Julie Sutter. 10. Aufl. (46. bis 50. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.
Das Schönste im Leben. Deutsche autorisierte Ausgabe von Julie Sutter. 6. Aufl. (26. bis 30. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.
Das Programm des Christentums. Deutsche autorisierte Ausgabe von Julie Sutter. 5. Aufl. (20. bis 25. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.
Die Stadt ohne Kirche. Deutsche autorisierte Übersetzung von Julie Sutter. (1. bis 10. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Autorisierte deutsche Ausgabe. Neu übersetzt von Julie Sutter. 3. Aufl. (8. bis 9. Tausend.) Preis geb. M. 4.50.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

H. Spenglers
evangelische Hausandachtsbücher.

Pilgerstab

Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr von **Heinrich Spengler.** Sechzehnte verbesserte Auflage. Geheftet 6 M., in Halbfranzband 8 M., in feinstem Halbfranz mit Goldschnitt 9 M.

Der kleine Pilgerstab

Morgen- und Abendandachten von **Heinrich Spengler.** Sechste Auflage. Preis in Geschenkband 3 M. 50 Pf., in Goldschnitt 4 M. 50 Pf.

Haussegen

Kurze Andachten für jeden Tag des Jahres von **Heinrich Spengler.** Dritte Auflage. Preis in Geschenkband 4 M., in Goldschnitt 5 M.

Der „Pilgerstab" ist das erste und Hauptwerk des Verfassers. Der „Kleine Pilgerstab" ist eine neue sorgfältige Arbeit des Verfassers, hervorgerufen durch den wiederholt und dringend an ihn herangetretenen Wunsch nach einem ähnlichen, aber billigeren Werke für wenig bemittelte Leser. Auch der „Haussegen" ist hervorgerufen durch den Wunsch und das Bedürfnis solcher Familien, in denen die Verhältnisse nur eine einmalige Andacht, sei es morgens oder abends gestatten.

Die Spenglerschen Andachtsbücher haben durch ihre grosse und steigende Verbreitung Zeugnis dafür abgelegt, wie sehr es der Verfasser versteht, die Schätze der evangelischen Erbauungslitteratur in den Dienst der Familienandacht zu stellen und dieser damit neue Kräfte der Erfrischung und Belebung zuzuführen.

Adolf Monods ausgewählte Schriften.

Der Apostel Paulus. — Das Weib. — Abschiedsworte.

Aus dem Französischen übersetzt von Dr **Ferd. Seinecke.** Dritte Auflage. Preis gebunden 3 M. 50 Pf., in feinstem Geschenkband mit Goldschnitt 5 M.

Handwörterbuch des biblischen Altertums

für gebildete Bibelleser.

Herausgegeben von

Dr. Eduard C. Aug. Riehm,

† ord. Professor der Theologie in Halle a. S.

Zweite Auflage

besorgt von

Prof. Dr. **Friedrich Baethgen.**

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen.

Zwei Bände.

Gebunden in Halbfranz Preis 30 M.

Eine neue, durchgesehene Auflage des in Fach- und Laienkreisen geschätzten, auf dem Gebiete der Bibelerklärung hochbedeutsamen Werkes.

Bibelwerk für die Gemeinde.

Neues Testament.

Herausgegeben von

Rudolf Friedrich Grau.

Zweite Auflage.

Zwei Bände, gebunden in Halbfranz Preis 16 M.

Das Verdienst von Graus Bibelwerk besteht darin, dass es trefflich geeignet ist, den nicht theologischen Leser zu sinnig eindringender Lektüre der Bibel zu sammeln und festzuhalten, ohne ihm ein Studium zuzumuten, zu dem er weder Zeit findet, noch Beruf in sich fühlt.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Jugendbildnis Friedrichs des Grossen vom Jahre 1746, im Paradeharnisch mit Hermelinmantel, schon mit der Bezeichnung „der Grosse"
Gemalt vom Pr. Hofmaler Antoine Pesne, gestochen vom königl. Kupferstecher F. G. Schmidt.
Aus Band III von **Jägers Weltgeschichte in vier Bänden**
Dritte neubearbeitete Auflage 1899.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Neu erschienen — Dritte neubearbeitete Auflage:

Weltgeschichte in vier Bänden

von **Oskar Jäger.**

Direktor des K. Friedrich-Wilhelmsgymnasiums in Köln.

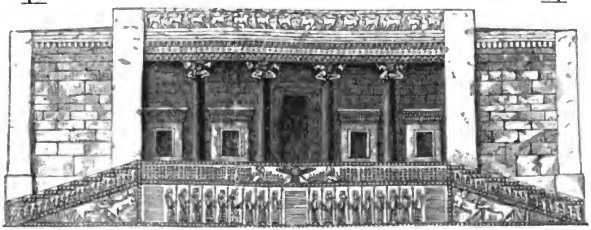
Dritte Auflage 1899.

Mit 1155 Holzschnitten im Text und 77 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck.

In vier eleganten Halbfranzbänden Preis 40 Mark.

I. Band:	II. Band:	III. Band:	IV. Band:
Altertum.	**Mittelalter.**	**Neuere Zeit.**	**Neueste Zeit.**

Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen. **In Originalband 10 M.**



Restaurierte Südfront des Dariuspalastes in Persepolis. Nach Flandin. (Aus Band I.)

Die lichtvolle, fesselnde Darstellungsweise und die wissenschaftliche Gründlichkeit, von der Kritik allgemein anerkannte Vorzüge der Jägerschen Weltgeschichte, haben, verbunden mit der gelungenen geschichtlich zuverlässigen Illustrierung in künstlerisch meisterhafter Ausführung, dem Werke eine von Jahr zu Jahr wachsende Beliebtheit und Verbreitung verschafft, und wo in einer Familie sich das Bedürfnis nach einer ausführlichen, dabei aber doch nach Umfang und Preis sich in den Grenzen des Erschwinglichen haltenden Weltgeschichte fühlbar macht, wird man heute zu diesem Werke greifen. Namentlich für die vaterländische Jugend reiferen Bildungsgrades eignet sich das Werk wie wenig andere.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Deutsche Litteraturgeschichte

von **Robert Koenig.**

27. durchgesehene und vermehrte Auflage.

Zwei Bände.

Mit 126 zum Teil farbigen Beilagen, 2 Lichtdrucken

und

443 Abbildungen im Text.

In feinsten reichvergoldeten Halbfranzeinbänden Preis 20 M.

Ulrike von Levezow.
Nach der im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. befindlichen Kopie eines Pastellgemäldes von 1822.

Wohl eines der trefflichsten Standwerke des deutschen Hauses, das ihm den Ehrenplatz eines „Erbbuches" in vielen tausend Büchereien eingeräumt hat.

In 27 Auflagen und damit in

über

100 000 Exemplaren

ist das schöne Werk immer wieder neu gedruckt, von Auflage zu Auflage mit liebevoller Sorgfalt bis auf die neueste Zeit fortgeführt und besonders in der letzten Auflage durch eine umfassende Neubearbeitung sowohl des Textes wie der Illustrierung verjüngt und wesentlich bereichert worden, so dass jeder Litteraturfreund von neuem seine Freude an dem gediegenen, unvergleichlich reich ausgestatteten Werke haben wird.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Neue 3. durchgesehene und vermehrte **Auflage.**

Illustrierte Schiller-Biographie

Schiller

Dem deutschen Volke dargestellt von

J. Wychgram.

„Lasset euch sein Beispiel lehren, wie viel der Mensch über sich vermag."
Schillers Witwe an ihre Kinder (4. Aug. 1805).

Mit 2 Lichtdrucken und 48 autotyp. Beilagen, sowie 213 Abbildungen im Text.

Ein stattlicher Prachtband in feinem Halbfranzband Preis 12 M.

Diese reich ausgestattete und umfassende Schillerbiographie hat sich rasch den Beifall der Kritik und die Gunst des Publikums erworben. Der Verfasser hat seine Darstellung für die Gesamtheit der Gebildeten bestimmt; besonders wird sich das Buch, das vor allem der vorbildlichen Grösse Schillers als Mensch gerecht wird, zum Geschenk für die heranreifende Jugend eignen. — Aus den Beurteilungen heben wir einige hervor:

Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht: „Wychgrams Schillerbiographie ist ein köstliches Geschenk an das deutsche Volk".

Neue freie Presse: Wychgrams schöne abgerundete Darstellung **mutet uns in der That wie ein wahres, echtes Volksbuch für alle Gebildeten der deutschen Nation an. Stellenweise ist es geradezu von packender Kraft."**

Schiller im Jahre 1781.

Gemalt von Höflinger aus Ludwigsburg. (Original, auf der Rückseite bezeichnet: Friedrikus Schiller 1781 gehörig a Heribert Dalberg", im Besitz des Herrn Adolf Loehle und mit Genehmigung der Kunstanstalt Piloty & Loehle in München reproduziert.)

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Der Georg Hiltl:

Französische Krieg

von 1870—71

Jubiläums-Ausgabe 1870/95

Siebente neubearbeitete Auflage.

Ein stattlicher Band von 844 Seiten gross 8° mit über 300 authentischen Abbildungen im Text, vielen Einschaltbildern, sowie Karten und Plänen.

In elegantem Jubiläumseinband Preis 15 M.

neubearbeitet und durch Einfügung einer grossen Anzahl hervorragender historischer Gemälde der letzten Jahrzehnte ist das Hiltl'sche Buch ein patriotisches Prachtwerk ersten Ranges. Wie kein andrer hat es der Verfasser verstanden, in einer im besten Sinne volkstümlichen Darstellung ein Bild des gewaltigen Ringens zu geben, in dem neben den grossen taktischen Handlungen und neben den patriotischen Zügen auch die nationalen Stimmungen und Strömungen der beiden feindlichen Völker zur Geltung kommen. Mit sicherem Blick wusste Hiltl das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden, die interessantesten Momente herauszuheben; seine lebendige, stets anregende Art zu schildern und das warmherzige patriotische Empfinden, die hochgestimmte Begeisterung für seinen Vorwurf, die das Grosse wie das Kleine mit gleicher Liebe umspannt, verleihen dem Buche einen besonderen Reiz, das in jedem deutschen Hause eine überaus willkommene Festgabe sein wird, zumal unter dem Eindrucke der grossartigen Jubiläumsfeier.

Friedrich Adami:

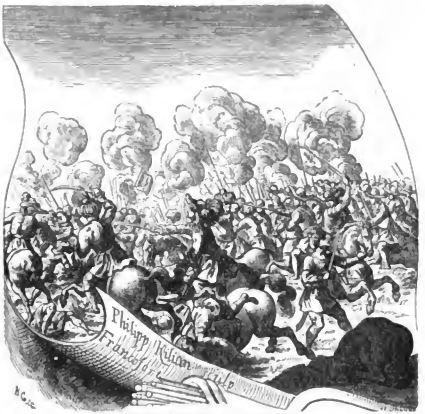
Das Buch vom Kaiser Wilhelm.

Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und Zeitgenossen Mit authentischen Bildnissen und Beilagen und zahlreichen erläuternden Textabbildungen von Woldemar Friedrich, Richard Knötel u. a. Zwei Bände in reichen Geschenkeinbänden. Preis 17 M.

Eingehende Studien, die Benutzung der besten Quellen, ein patriotischer Sinn, eine grosse Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, liebevolle und geschichtlich treue Illustrierung — das sind Vorzüge, welche dieses Werk zu einem Volksbuche im besten Sinne, zu einer fesselnden, anregenden Familienlektüre für jung und alt machen über den glorreichen Teil deutscher Geschichte, der mit dem Namen Kaiser Wilhelms I. verknüpft ist.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google



Schlacht am St. Gotthard.
(Aus dem Theatrum Europaeum.)

Deutsche Geschichte

von

L. Stacke

(Ältester Reichsadler.)

Siebente Auflage.
besorgt von Dr. F. Ohly.

Mit 6 Karten, 48 Tafeln und Beilagen in Farbendruck und Holzschnitt, sowie 716 Abbildungen im Text.

Zwei Bände in feinsten Ledereinbänden **Preis 25 M.**

Von ihrem ersten Erscheinen an bis heute ist die Deutsche Geschichte von L. Stacke in ihrer Eigenart, die Geschichte aus sich selbst zu illustrieren, durch die Vorführung gleichzeitiger Denkmale deutscher Geschichte das geschichtliche Verständnis zu fördern und das Studium anregend und interessant zu machen, noch von keinem der neueren Werke, welche die gleichen Ziele aufgenommen, erreicht und noch weniger übertroffen worden. In seiner kostbaren Ausstattung ist das Werk ein imposantes Weihnachtsgeschenk von bleibendem Werte.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Nationales Kartenwerk für das deutsche Haus

Überall willkommenes, wertvolles Weihnachtsgeschenk!

Andrees Allgemeiner

HANDATLAS

126 Haupt- und 137 Nebenkarten

auf 186 Kartenseiten nebst alphabetischem Namenverzeichnis.

Neueste vierte, völlig neubearbeitete und vermehrte **Auflage 1899.**

Herausgegeben von A. Scobel.

Preis 28 M. komplett — in Leder gebunden 32 M.

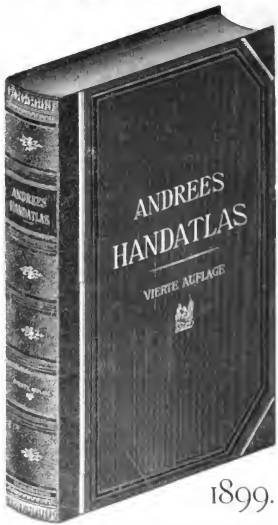
Unsere Zeit steht im Zeichen

des **Weltverkehrs**
des **Welthandels**
der **Weltpolitik**

und in solcher Zeit ist es Bedürfnis jedes Gebildeten, der die Ereignisse des Tages nur halbwegs verfolgt und mit seiner Zeit fortschreiten will,

einen grossen Hand- * * * * und Spezialatlas

zu besitzen. Treten doch täglich an den Staatsbürger politische Fragen, wissenschaftliche und Handelsinteressen heran, die seinen Blick über die engen Schranken der Heimat hinaus in fremde Länder und Erdteile lenken, ihn Rat und Aufschluss in guten Spezialkarten suchen lassen und den Besitz eines zuverlässigen grossen Handatlas mindestens ebenso zur Notwendigkeit machen, wie den eines guten Konversationslexikons.



Apart für die Besitzer der zweiten und dritten Auflage ist erschienen:

Supplement zur zweiten und dritten Auflage von **Andrees Handatlas,** enthaltend die 53 neuen Kartenseiten der vierten Auflage 1899 (komplett in 4 Abteilungen zu 2 M. = 8 M.)

In eleganter Mappe 10 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Für Liebhaber:

Andrees Handatlas, vierte Auflage 1899

❁ ❁ ❁ Luxus-Ausgabe ❁ ❁ ❁

auf echt Japanpapier in feinstem Saffianledereinbande.

Gedruckt in einhundert numerierten Exemplaren zum Preise von 120 M. für jedes Exemplar.

Die Ausstattung dieser Luxus-Ausgabe ist die denkbar kostbarste: Das Papier, edelstes Handfabrikat aus den kaiserlichen Japanischen Papierfabriken in Tokio, gewonnen aus dem Baste von in Japan besonders kultivierten Straucharten, ist unübertroffen in seiner ausserordentlichen Widerstandsfähigkeit, der glänzenden, warmen, dem Auge wohlthuenden Oberfläche, welche ihm das Aussehen alten Pergamentes gibt. Dass der Druck auf einem solchen Papier ausserordentlich scharf und klar ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der Einband entspricht der inneren Ausstattung und ist ganz in kostbarem Leder mit Goldschnitt ausgeführt. — Dass ein solches Werk die Bewunderung jedes Kenners und das Verlangen jedes Sammlers erregt, ist erklärlich. Aber auch für bestimmte praktische Zwecke ist diese Ausstattung von hohem Werte, namentlich wird sich dieselbe für den Gebrauch der Karten in **tropischen Ländern**, wo das Klima jedes andere Papier erfahrungsmässig sehr stark angreift, bewähren. Da ein Neudruck dieser Ausgabe vorerst ausgeschlossen ist, erscheint es für Reflektanten ratsam, sich rechtzeitig ein Exemplar zu sichern.

Vollständig in neuer **Dritter Auflage 1899** ist auch erschienen:

❁ ❁ Geographisches Handbuch ❁ ❁

zu Andrees Allgemeinem Handatlas.

Mit besonderer Berücksichtigung der politischen, wirtschaftlichen und statistischen Verhältnisse.

Unter Mitwirkung von **R. Credner, A. von Dankelman, O. Drude, W. Foerster, M. Geistbeck, C. Jung, F. v. Juraschek, O. Krümmel, O. Lenz, K. Möbius, A. Penck, H. Polakowsky, J. Rein, S. Ruge, C. Schmidt,**
herausgegeben von **A. Scobel.**

Ein starker Band: 63 Bogen mit 171 Kärtchen und Figuren im Text.

Preis: broschiert M. 10.80, in Halbfranz gebunden M. 12.50.

Das Handbuch soll zunächst ein textlicher Schlüssel zu Andrees Handatlas sein, der das eingehende Verständnis der Karten erschliesst und die Konturen des graphischen Kartenbildes belebt und ausfüllt. Das Werk bietet jedoch in seinem ersten Teile ein völlig in sich abgeschlossenes Lehrbuch der physischen Erdkunde, während im zweiten Teile die Länder- und Staatenbeschreibung, unter besonderer Hervorhebung der dem praktischen Leben nahestehenden Verhältnisse, Einzelbeschreibungen aller Erdteile und Länder bringt. Der letzte Teil des Werkes befasst sich mit solchen Produkten, die in grossen Massen erzeugt und für die Existenz der Menschheit von ausschlaggebender Bedeutung sind, sowie mit der grossartigen Entwickelung unseres heutigen Weltverkehrs. Das Buch ist deshalb auch neben jedem andern Atlas brauchbar und wird überhaupt in allen Disziplinen des Handels und Verkehrs gute Dienste leisten. Ein sorgfältig ausgeführtes Register verleiht ihm gleichzeitig den Wert eines geographischen Handwörterbuches.

Prof. G. Droysens

Historischer Handatlas

in sechsundneunzig Karten mit erläuterndem Text.

Vollständig Preis 20 M., elegant in Leder gebunden 25 M.

Eine wichtige Ergänzung zu jedem Geschichtswerke, ein passendes Weihnachtsgeschenk besonders für die studierende Jugend.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Neubearbeitet und herausgegeben von Luise Holle.

Siebenunddreissigste vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis broschiert M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Der Wert eines guten Kochbuches

ist für jede Haushaltung, sei dieselbe gross oder klein, sparsam oder reich eingerichtet, gleichbedeutend; das Kochbuch ist heutzutage kein Luxusartikel mehr, sondern das unentbehrlichste Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlschmeckenden und — was besonders wichtig — zugleich sparsamen Tisches. Ein gutes Kochbuch ersetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es stets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredelung der Kochkunst

Davidis-Holle's Kochbuch

das schon **zum 37. Male** in neuer verbesserter Auflage erscheint, vereinigt in vollendeter Weise alle Vorzüge, die zu einem guten Kochbuche gehören. Dasselbe enthält über

1900 zuverlässige und selbstgeprüfte Rezepte

und hat sich wie kein anderes, den Ruf eines **Musterkochbuches** erworben; es sollte in keiner Küche fehlen.

Es zeichnet sich besonders aus: 1) durch seine Zuverlässigkeit, die es der unermüdlichen Sorgfalt der Herausgeberin in Durchprüfung der Rezepte verdankt; 2) durch die Genauigkeit seiner Angaben, wonach es selbst der Anfängerin nicht schwer wird, ihre Gerichte tadelfrei herzustellen; 3) durch seine Reichhaltigkeit, von den feinsten Gerichten bis zur einfachen Schüssel des bürgerlichen Tisches; 4) durch die Sparsamkeit, die in allen Gerichten vorwaltet und alles Überflüssige vermeidet. Für Küche und Keller, Hauswesen etc. enthält das Davidis'sche Kochbuch zugleich die wertvollsten Ratschläge, es gibt allgemeine Vorbereitungsregeln, Arrangements zu Gesellschaften, Küchenzettel, lehrt das zweckmässige Verwenden der Reste etc. etc.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geschenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmässigere Anschaffung für das Hauswesen geben, als das Davidis'sche Kochbuch, das in jeder neuen Auflage auch in der äusseren Ausstattung, in Druck, Papier und Einband wesentlich bereichert und verschönert ist, so dass es sich als Geschenkwerk ganz besonders eignet.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Jetzt ist die richtige Zeit Dr. Oetkers Backpulver à 10 Pfg. zu prüfen und sich von dem Wohlgeschmacke folgender Backwerke zu überzeugen.

Christbaumkonfekt. Man mischt 1 Pfund Mehl mit einem Päckchen Dr. Oetkers Backpulver à 10 Pfg. gut durcheinander, fügt 200 g Zucker und 100 g Butter hinzu, schüttet das Ganze auf ein Backbrett, wo man es mit 2 Eiern und 4—6 Esslöffel voll Milch zu einem feinen Teige verarbeitet. Davon nimmt man so viel, als man zu einer Brezel gebraucht, bildet davon durch Rollen mit der Hand einen runden Streifen, den man in der bekannten Brezelform übereinanderlegt, mit zerquirltem Ei bestreicht, auf ein gut mit Butter oder Wachs bestrichenes Kuchenblech setzt und in ziemlich heissem Ofen schön gelb backen lässt! In Blechbüchsen aufbewahrt, halten sich diese Brezeln lange Zeit frisch und knusperig.

Besonders zu empfehlen als feinstes Gebäck bei Kaffee, Thee und Wein.

Spekulatius. 1/2 Pfund Butter, 1/2 Pfund Zucker, 1 Pfund Mehl und 2 ganze Eier werden auf einem Backbrett mit einem Päckchen Dr. Oetkers Backpulver untereinander gemengt, dann zu einem Kuchen gut messerrückendick auseinander gewellt, mit Blechformen ausgestochen und auf ein mit Butter bestrichenes Blech gelegt und schön knusperig gebacken. Es empfiehlt sich, das Gebäck in Blechdosen aufzubewahren, damit es längere Zeit knusperig bleibt.

Wer **Vanille**-Geschmack am Backwerk liebt, verwendet Dr. Oetkers Vanillin-Zucker à 10 Pfg.

Wer seiner Familie delikate Nachspeisen vorsetzen will, verwendet Dr. Oetkers Pudding-Pulver.

Vorrätig in den Geschäften, welche dem Publikum beste Qualität liefern.

Dr. A. Oetker,
Apothekenbesitzer.
Bielefeld.

Digitized by Google

Rudolph Hertzog

Gründung 1839. **Berlin C.** Breitestrasse 15.

Wohlfeile Kleider-Stoffe.

Zum Weihnachtsverkauf gestellte,
ausserordentlich preiswerte Qualitäten.

Melierte und Gezwirnte Damen-Kleiderstoffe	Br. 90/100 cm, Meter	50	Pf. bis	1,15	M.
Wohlfeile Damentuche, glatt und gemustert	Br. 90/100 cm, Meter	60	Pf. bis	1,50	M.
Ganzwoll., Einfarb. Cheviot- u. Kammgarnstoffe	Br. 90/115 cm, Meter	80	Pf. bis	1,80	M.
Ganzwoll. Noppenstoffe, Mittel- u. dunkelfarbig	Br. 95 cm, Meter	80	Pf. bis	1,25	M.
Karierte u. Gestreifte Cheviots u. Plaidstoffe	Br. 95/120 cm, Meter	1,50	bis	2,50	M.
Ganzwollene Virgoureux u. Covert-Coatings	Br. 95/120 cm, Meter	90	Pf. bis	2,50	M.
Frisés und Crépons, Ganzwolle und Halbseide	Br. 95/115 cm, Meter	1,65	bis	2,50	M.
Effektvolle Halbseidene Fantasie-Stoffe ★★★	Br. 90/100 cm, Meter	1	bis	2,25	M.
Schwere Warps, glatt, gestreift und kariert	Br. 51 cm, Meter			30	Pf.
Schwarze Cheviots und Kammgarnstoffe ★★	Br. 95/120 cm, Meter	80	Pf. bis	2	M.
Schwarze, Gemusterte Kammgarnstoffe ★★★	Br. 95/105 cm, Meter	1,25	bis	2	M.
Schwarze, Gemusterte Mohair-Stoffe ★★★★★★	Br. 95/110 cm, Meter	1,15	bis	2	M.
Schwarze, Glatte und Gemusterte Alpaccas	Br. 100/120 cm, Meter	1	bis	2	M.
Schwarze Merveilleux und Seidene Damaste	Br. 48/50 cm, Meter	1,50	bis	3	M.
Farbige, Glatte und Gemusterte Seide ★★★★	Br. 48/50 cm, Meter	1	bis	3	M.
Bedr. Madapolam, Blaudruck, Bw. Flanell ★	Br. 70/80 cm, Meter	30	bis	60	Pf.
Prima Gingham für Hauskleider, Schürzen etc.	Br. 70/120 cm, Meter	50	bis	80	Pf.

Preislisten, Proben und alle Aufträge von 20 Mark an franko.

Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 5. Januar 1900.

Redaktion in Berlin W., Steglitzerstraße 53.

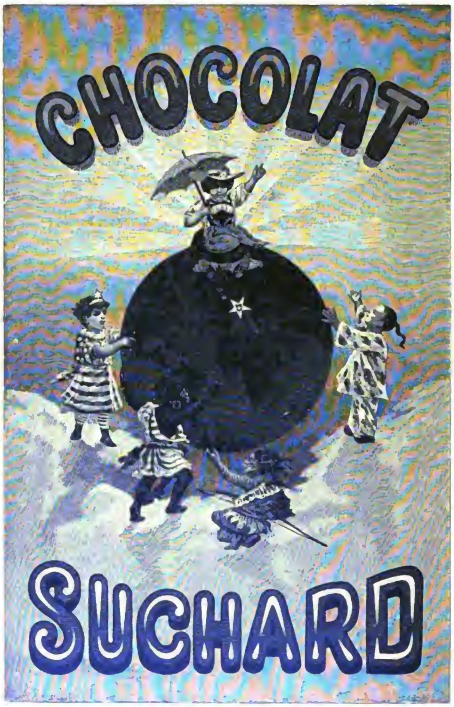
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Monatlich ein Heft zum Preise von 1.50 M. — Der Jahrgang von 12 Heften 18 M.

Digitized by Google

32 Goldene und Silberne Medaillen

Gegründet 1826



Croquettes — Pralinés — Giandujas

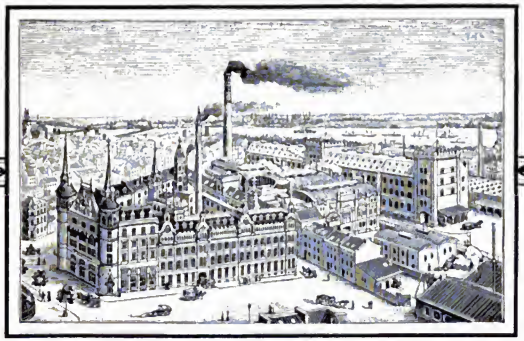
Gesundheits-, Vanille-, Dessert-Chocoladen

origineller und reicher Packung.

Überall käuflich.

Digitized by Google

Gebr. Stollwerck



Chocoladen- und Zuckerwaren-Fabriken

65 Medaillen. ❀ KÖLN. ❀ 27 Hofdiplome.

Dampfmaschinenbetrieb: 1050 Pferdekraft.
Beschäftigt über 2000 Personen.

Für das Ausland gesonderte Fabrik zur Verarbeitung von zoll- und steuerfreiem Rohmaterial.

Zweighäuser in:

Berlin • Breslau • München • Wien • Pressburg • Brüssel
Amsterdam • London • New-York • Chicago.

Digitized by Google

Als

Kräftigungsmittel

für

Kinder und

Erwachsene

unerreicht!

Herr **Dr. med. Maximilian Bett** in **Lemberg** (Galizien) schreibt: „Bei meinem sechsjährigen Kinde, welches nach Keuchhusten arg heruntergekommen war, hatte Dr. Hommel's Haematogen **einen wirklich verblüffenden Erfolg.** Der Appetit nahm stets zu. Das Kind sieht nach Gebrauch von $1^1/_2$ Flaschen blühend aus, die Gesichtsfarbe ist eine ausgezeichnete und die Gewichtszunahme eine starke. Nach diesem guten Erfolge wandte ich Ihr Haematogen in einigen Fällen, wie bei profusen Blutungen der Frauen, Bleichsucht und überhaupt bei abgeschwächten Individuen an und hatte **überall einen so guten Erfolg, wie bei keinem anderen Präparate.**"

Herr **Dr. med. Steinhoff**, Spezialarzt für Lungenkranke in **Berlin**: „Ich halte Dr. Hommel's Haematogen **für eine bisher unerreichte Leistung auf dem Gebiete der Ernährungs- und namentlich Reconvalescentenbehandlung.**"

Dr. med. Hommel's Haematogen ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81,391). Haemoglobin ist die **natürliche**, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chemisch reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.**

Depots in den Apotheken. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis u. franko.

Nicolay & Co., Hanau a. M.,
Zürich u. London.

PHOTOCHROM

Photographien in natürlichen Farben

Gesetzlich geschützt. Von **Orell Füssli** in **Zürich** erfunden.

Landschaften ❖ Städteansichten ❖ Volkstypen ❖ Genre.

Gemälde-Reproduktionen. [184

Kataloge versendet gratis die **PHOTOGLOB Co.** in **Zürich.**

Im Verlag von Max Spohr, Leipzig, erschienen:

Kurnig, Neue Beiträge zu Kurnig's Neo-Nihilismus. M. 1.—.

„ **Der Pessimismus der Anderen — Pessimistische „Geflügelte Worte" u. s. w.** 60 Pf.

Die Kritik hat sich sowohl lobend als tadelnd ausgesprochen, — das eine Mal die Worte „geistreich" — „gelehrt" — das andere Mal — — — „Giftpilz" (!) auf diese Schriften angewendet; bedeutenden Schriften ist es wohl immer so gegangen und den Verfasser haben jene Preßstimmen, gerade weil sie so auseinanderlaufen, in seinen pessimistischen Auffassungen noch womöglich bestärkt. Das große, lesende Publikum, unbeirrt durch Lob und Tadel, möge sich nun selbst ein Urteil bilden.

Neue Specialität:

LEIBNIZ-BISCUITS

CAKES HANNOVER FABRIK

H. BAHLSEN

Möbelplüsche glatt u. façonnirt, buntgewebte Plüsche (Moquette), abgepasste Kameeltaschen, **Plüschdecken, Leinenplüsche,** Repsbrokate, Satins, Teppiche u. Läuferstoffe. **Seidenplüsch. ❀ Kleider-Sammete (Velvet),** glatt, gerippt und bedruckt in reichster Farbenwahl versendet zu Fabrikpreisen direkt an Private. Auch Versandt von **Bielefelder Leinen** aller Art. Muster und Liste franko gegen franko.

E. Weegmann, Bielefeld.

Aug. Spangenberg, Berlin SO. Neanderstr. 3

Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkiss z. Schlafen i. 20 v. Lag. Tragstühle.

Digitized by Google

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande.

Von

Heinrich Seidel.

(Gesammelte Schriften. Band XV.)

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Seidels neueste Erzählung zeigt den Meister auf der Höhe seiner Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit. Ein köstliches, anheimelndes Bild von Jugendglück und Jugendthorheit wird darin entworfen. Unter den Figuren der Alten, die den Ernst in den Spaß bringen, treten echt Seidelsche Originale auf. Die Naturumgebung ist stimmungsvoll und, wie immer, mit feinster Kenntnis der Einzelheiten gezeichnet. Es ist ein Buch, bei dem es einem warm ums Herz wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Friseur- und Drogen-Geschäften.

40] **Ballstoffe** reizende **Neuheiten**

in damast. Gazes, sac. Pongees, Crepes, Armures ꝛc., als auch schwarze, weiße u. farbige Seidenstoffe m. Garantieschein für gutes Tragen. Direkter Verk. an Private porto- u. zollfrei ins Haus zu wirkl. Fabrikpreisen. Tausd. v. Anerkennungsschreiben. Verlang. Sie Prob. m. Angabe d. Gewünschten.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich** (Schweiz).

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Titel der eingesandten Bücher werden in der Regel hier veröffentlicht; Besprechungen einzelner Bücher vorbehalten: auch die nicht besprochenen Bücher können nicht zurückgegeben werden.

Allihn, M. Die Photographie. Julius Klinkhardt, Leipzig.

Anklam, Luise. Kleine Ursachen — Große Wirkungen! Und andere Erzählungen für jung und alt. Richard Wöpke, Leipzig.

Bahnsen, Wilhelm. Evangelienpredigten für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. II. Alexander Duncker, Berlin.

Bandelaise und Verlaine. Gedichte. Übertragen von Paul Wiegler. B. Behr's Verlag (E. Bock), Berlin.

Bennert, J. E. Der wilde Jäger von Rheindorf. J. G. Schmitzsche Buchhandlung (F. Sohn & J. F. Lauë), Köln.

Berdrow, Otto. Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Bern, Maximilian. Ahoi! Deutsche Meereslyrik. Karl Siegismund, Berlin.

— — Sonntagsglocken. Ein dichterisches Hausbuch für jung und alt. Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz), Regensburg.

Björnson, Björnstjerne. Die Neuvermählten. Zwei Akte. Albert Langen, München.

Blomberg, Anna von. Reggfields Tochter. Roman. (M. 3.—.) E. Ungleich, Leipzig.

— — Waldstille und Weltleid. Roman. (M. 3.50.) E. Ungleich, Leipzig.

Blum, Hans. Neu-Guinea und der Bismarckarchipel. Eine wirtschaftliche Studie. Schoenfeldt & Co. Verlag, (Joh. Schoenfeldt & Rascher), Berlin.

Brennkam, Otto. Gotteswege und Menschenwege. Erzählungen. Verlag der Berliner Stadtmission, Berlin.

Büchner, Dr. Friedr. Praktisches Handbuch zur Erlernung des eleganten Briefstils. Heusers Verlag (Louis Heuser), Berlin.

Budapest in Wort und Bild. Herausgegeben von Oscar von Krücken. (Heft 1 à M. 2.—.) Internationale Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin.

Bulthaupt, Heinrich. Dramaturgie des Schauspiels. Schulze'sche Hof-Buchhandlung (H. Schwarz), Oldenburg.

Bunge, Rudolf. Heimat und Fremde. Gedichte. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Californien unmittelbar vor und nach der Entdeckung des Goldes. Bilder aus dem Leben. Heinrich Lienhard von Bilten, Kanton Glarus in Nauvoo, Nordamerika. E. Speidel, Zürich.

Conz, G. Zeichenschule. (1. Lfg. à M. 1.—.) Otto Maier, Ravensburg.

Croon-Mayer, Emma. Kinderbilder. (M. 2.50.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Deutsch, Julie. Hand der Rechvogel. Eine Rabengeschichte. Th. Schröter, Zürich.

Elze, Theodor. Venezianische Skizzen zu Shakespeare. Theodor Ackermann, München.

Enke, Alfred. Lichtbilder-Studien. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Eppler, Paul. Geschichte der Basler Mission 1815—1899. Verlag der Missionsbuchhandlung, Basel.

Evangelien, Die Vier. Nach der Übersetzung Doktor Martin Luthers. Mit über 300 Bildern nach deutschen, italienischen und niederländischen Meisterwerken des 14. bis 16. Jahrhunderts. Mit einem kunstgeschichtlichen Anhange über den Bilderschmuck des Werkes und Biographien der Maler. (Prachtband M. 60.—.) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Ebertshäuser, St. Friedr. D. theol. Lebensweisheit für Jungfrauen. Hans Friedrich, Karlshorst-Berlin.

Falke, Baronesse. Erbsünde. Roman. (M. 4.—.) Heinrich Minden, Dresden.

Digitized by Google

Le Monde Moderne

5, Rue Saint-Benoît — PARIS

↪ est la REVUE FRANÇAISE ↩

La plus Complète et la plus Illustrée

Pour l'apprécier

demander par carte postale un spécimen complet qui sera envoyé **GRATUITEMENT.**

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben vollständig geworden:

Evangelisches Volkslexikon

zur Orientierung
in den sozialen Fragen der Gegenwart
herausgegeben vom
Evangelisch-sozialen Central-Ausschuß für die Provinz Schlesien
und in Verbindung mit Fachgelehrten
redigiert von
D. Theodor Schäfer.

53 Bog. Lex.-8°. Brosch. 6 Mk., in Halbfrz. geb. 8 Mk. 50 Pf.

. . . Das „Evangelische Volkslexikon" beschränkt sich darauf, rein innerhalb des Gebiets der sozialen Frage und der mit ihr zusammenhängenden Probleme zu orientieren. So etwas brauchen wir. Im heutigen Getriebe der Parteien und Richtungen muß ein Orientierungsmittel da sein, das ein einigermaßen selbständiges Urteil ermöglicht. Hier wird es von Fachmännern geboten. Das gemeinsame Band ist der evangelische Glaube, nicht im Sinn eines Parteiprogramms verstanden, sondern als der Geist, der allein den Fragen jeder Gegenwart gegenüber Objektivität und richtige Schätzung ermöglicht. Im einzelnen sind die Artikel verständlich, gründlich, übersichtlich disponiert, mit guten Litteraturangaben versehen. Für Geistliche, Lehrer, Beamte, für jeden Zeitungsleser, der nicht Knecht der Phrase werden will, unentbehrlich. Der Preis spottbillig im Blick auf die hervorragende Güte des Gebotenen.

(Monats-Blätter f. Inn. Mission. 1899. Nr. 3.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschienen:

Ich weiß ♡ ♡ ♡ ♡ ♡ daß mein Erlöser lebt!

Glaubensworte
für Tage der Prüfung
ausgewählt von
J. K. H. der Großherzogin Luise von Baden.

In elegantem Kalikoband mit Goldschnitt
Preis 2 Mark.

Unter obigem Titel bietet die hohe Herausgeberin eine Sammlung von Glaubensworten christlicher Schriftsteller verschiedener Zeiten und Nationen, welche den Zweck hat, Trost suchenden Gemütern, zumal auch in den Kreisen der Gebildeten, für Tage der Prüfung Halt und Erquickung zu bieten. In seiner eleganten Ausstattung eignet sich das Buch vorzüglich für Festgeschenke in ernstgerichteten Kreisen.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Wertvolles Geschenk

Geschichte des 19. Jahrhunderts

von Oskar Jäger, Direktor des K. Friedrich-Wilhelmsgymnasiums in Köln. Mit 367 authentischen Abbildungen im Text und 17 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck. Preis elegant gebunden 10 M.

Dieses in sich völlig abgeschlossene, selbständige Werk bietet der Verfasser jetzt, „an des Jahrhunderts ernstem Ende", denkenden Lesern als zeitgemäße Gabe dar. Nicht wenige, die nicht mehr Zeit finden, den Weg durch das Ganze der menschlichen Entwicklungen durchzumessen, werden doch das Bedürfnis empfinden, am Ende eines so bedeutungsvollen Zeitabschnitts eine Weile Halt zu machen, und den Strom, der sie selber trägt, wenigstens eine Strecke aufwärts zu verfolgen — einfach ausgedrückt, eine Darstellung der Geschichte unseres Jahrhunderts in die Hand zu nehmen.

Die Darstellungsweise des Werkes ist, wie das bei der Jägerschen Weltgeschichte als bekannt vorauszusetzen darf, eine das Bedürfnis der deutschen Familie und als damit zusammenfallend, das Bedürfnis der vaterländischen Jugend reiferen Bildungsgrades berücksichtigende, und bietet das Werk somit ein wertvolles Geschenk für den Familientisch.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Jede Dame kauft

Seidenstoffe, Sammte und Velvets am besten u. billigsten direct v. **von Elten & Keussen** Krefeld, Fabrik und Handlung.

Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Weltausstellung Paris 1900.

Wöchentliche

Gesellschaftsreisen.

Vortheilhafteste Gelegenheit zum Besuch von:

PARIS.

Dauer 10 Tage. Preis ab Leipzig, Fahrt Expresszug II. Klasse, Hôtel, vollständige Verpflegung, Besichtigungen, Ausflüge, Wagen, Führung etc. inbegriffen:

M. 280.—.

Illustrierte ausführliche Programme versendet gratis und franko:

Gustav Böhme jr., Leipzig.

Internationales Reisebureau.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Keine Dame versäume

die hocminteressante, weltberühmte und praktische Handarbeit die

Meissner Smyrna-Knüpfarbeiten

kennen zu lernen, zur Selbstherstellung von prachtvollen Teppichen in jed. Grösse, Vorlegern, Läufern, Tritt- u. Fensterbekleidungen. Bezüge für Sopha, Divan, Fauteuilles, Schaukel- und Ruhestühle, Ofenbänke, Salonstühle. Bezüge für Stühle jeder Art, Fussbänke und Bänke, Hocker-, Sessel-, Rücken-, Fenster-, Stuhl- und Reise Kissen etc. Man lasse sich Preisliste u. Musterwerk mit Angabe des Gewünschten kommen

Jede Arbeit wird **F. Louis Bellich, Meissen,** *Leichte Erlernung*

gratis angefangt Smyrna-Teppich-Fabrik *nach gelernt.*

sämmtl. Möbel mit Smyrnaarbeit bezogen, sind auch fertig zu haben.

Prämiirt mit gold. Medaillen, Anerkennungen aus all. Länd.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung.)

Text-Gesänge. 30 Chorale, Motetten, geistliche Lieder und patriotische Gesänge für dreistimmigen Schülerchor. Zum Gebrauche bei Schulfeiern. Herausgegeben von J. Diebl. A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Andres), Bielefeld.

Flaischlen, Cäsar. Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens. Gesammelte Gedichte. Brief- und Tagebuchblätter aus den Jahren 1854—1899. F. Fontane & Co., Berlin.

Freytag, Gustav u. Heinrich v. **Treitschke** im Briefwechsel. S. Hirzel, Leipzig.

Freytag, Marie. Großmütterchens Vermächtnis für ihre Lieblinge. Ein neues Kinderbuch. Wilhelm Nitschkes Verlag (Inhaber: August Brettinger), Stuttgart.

Friedrich, C. A. Der Übermensch, der allein die sociale Frage löst kann. Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Frohmut, M. Gespräche, Glückwünsche und Aufführungen für Kinder. Richard Wöpke, Leipzig.

Frommanns Klassiker der Philosophie. IX. Platon. Von Wilhelm Windelband. (M. 2.—.) Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), Stuttgart.

Fron, Konrad. Der Abistein bei Lorsch. Erzählungen aus der Zeit des Humanismus. (M. 3.—.) E. Ungleich, Leipzig.

— Das Kräuteweibel von Wimpfen. Eine Geschichte aus dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. (M. 1.75.) E. Ungleich, Leipzig.

Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Hinstorffsche Volksbuchhandlung Verlagsconto, Wismar.

Gaedertz, Karl Theodor. Julklapp! Lieder un Lausichen. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Garlepp, Bruno. Halbmond und Griechenkreuz. Erzählung aus der Türkei und Griechenland. Ferdinand Hirt und Sohn, Leipzig.

Gaupp-Wagener, Eberhard. Die Lieder eines jungen Deutschen. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Gebler, Anna. Die Erlösung der Zwerge. Weihnachtsmärchen. Festspiel in 3 Aufzügen. L. Schwann, Düsseldorf.

Geiger, Ludwig. Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mitteilungen. Gebr. Paetel, Berlin.

Geiger, Albert. Gedichte. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Georgi, Mécan. Citgia und andere Erzählungen. Alexander Duncker, Berlin.

Georgische Dichter. Deutsch von Arthur Leist. (M. 2.50.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Gerhardt-Amhutor, Tagebert von. Der Plauderer an der Jahrhundertwende. Plaudereien und Skizzen. Sam. Lucas, Elberfeld.

Giese, Dr. W. Die Judenfrage am Ende des XIX. Jahrhunderts. W. Giese, Berlin.

Glasenapp, Gregor von. Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Naturgeschichte. Jonck & Poliewsky, Riga.

Goebel, Augalle. Gedichte. Kommissionsverlag von Eduard Rubis Buchhandlung (Georg Thomas), Bautzen.

Goethe, J. W. von. Meine Religion. Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin.

Grant, Charles. Neapolitanisches Volksleben in vier Erzählungen. Friedrich Ernst Fehsenfeld, Freiburg i/B.

Groller, Balduin. Die Tochter des Regiments und andere Novellen. (M. 3.—.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Haine, Hüter vom. Die Glocken aus dem Chrenbterwald. 1. Bd. Aus Poesie und Liebe. Kommissionsverlag der Tuchler Buchhandlung, Leipzig.

Handelspolitik des Deutschen Reichs, Die. Vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin.

Digitized by Google

Engelswerk

C. W. Engels, Foche 24 bei Solingen.

Grösste Stahlwarenfabrik mit Versand an Private.

Filiale in Solingen. **Filiale in Frankfurt a. M.**

Die Klingen nachstehender Taschenmesser sind aus dem feinsten Rasiermesserstahl hergestellt!

Es giebt nichts Besseres!

Namen in Stahl 10 Pfennig per Stück. Namen in Neusilber, Perlmutter, Elfenbein etc. 5 Pfg. p. Buchstabe, aber mindestens 25 Pfg. Magnetisch machen unnötig.

Leder-Etui 20 u. 40 Pfg.

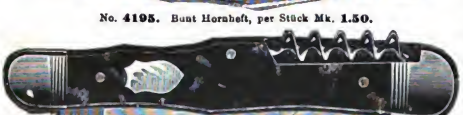
Die Klingen aller dieser Messer haben Spiegelpolitur mit Ausnahme von 1162

No. 4134. Echt Elfenbeinheft, 4 Klingen, per Stück Mk. **1.50.**

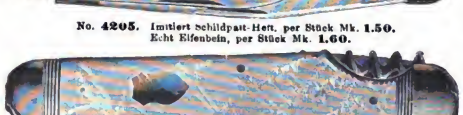
No. 4162. Bunt Hornheft, per Stück Mk. **1.10.**
No. 4200. Echt Hirschhornheft, feiner poliert, per Stück Mk. **1.70.**

No. 4170. Heft echt Perlmutt per Stück Mk. **1.50.**
No. 4170. „ Schildpatt-Imitation „ „ „ **1.30.**

No. 4195. Bunt Hornheft, per Stück Mk. **1.50.**



No. 4205. Imitiert schildpatt-Heft, per Stück Mk. **1.50.**
Echt Elfenbein, per Stück Mk. **1.60.**



No. 4222. Mit fliegendem Korkzieher, Perlmutt-Heft, per Stück Mk. **3.20.**

Versand per Nachnahme! — Porto 20 Pfg. Nachnahmespesen trage ich selbst! — Umtausch gestattet! Bei Nicht-Convenienz Zurücknahme. — **Illustrierte Preisliste (640 Seiten) kostenlos ohne Kaufzwang, an jedermann, aber nicht an Händler!**

Inhalt: Taschenmesser und Gabeln, Löffel, Scheeren, Taschenmesser, Rasiermesser, Sensen, Werkzeuge, Waffen, Jagdgerätschaften, Haushalts-Artikel, Luxuswaren, Bürsten, Pfeifen, Cigarrenspitzen, Lederwaren, Goldwaren, Stöcke u. Schirme etc

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung.)

Hansi, Eugen. Kindermund in Dichtungen. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Hasselt, Dr. Kurt. Deutschlands Kolonien. Dr. Seele & Co., Leipzig.

Haushrot. Morgen- und Abend-Andachten. Ernst Röttger, Kassel.

Heilborn, Ernst. Kleefeld. Roman. J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf., Stuttgart.

Hermann, Georg. Aus dem letzten Hause. Ein neues Skizzenbuch. F. Fontane & Co., Berlin.

Hermann, M. Die Gebelmnisse der Kartenspieler. Rich. Eckstein Nachf. (L. Krüger), Berlin.

Hildeck, Leo. Bis ans Ende. Roman. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Hopfen, Otto Helmut. Der Alcade von Xeria. Erzählung. Heinrich Minden, Dresden.

Hübner, J. Kinderspiegel. Erzählungen. Heft 6. Verlag der Buchhandl. der Berliner Stadtmission, Berlin

Jialen. Durch ganz. Sammlung von 3000 Photographien italienischer Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze. (Lfg 1 u. 2. Benedig I. u. II.) Berner Verlag, Berlin.

Jahrhundert, Dem Neuen. Musen-Almanach Berliner Studenten für das Jahr 1900. Hermann Walther, Berlin.

Kalender des Berliner Tierschutz-Vereins für 1900. Tierschutz-Verein, Berlin.

Kamerun, Album von. Gustav Poetzsch, Magdeburg.

Kamerun, Unser. Deutschlands älteste Kolonie. Gustav Potzsch, Magdeburg.

Keppler, Dr. Paul Wilhelm von. Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i/B.

Kelserling, Margarete Gräfin. Der Werwolf. Ein Roman aus Litauen. 2 Bde. (Eduard Trewendt, Breslau.

— — Sordello. Histor.-dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Eduard Trewendt, Breslau.

Kipling. Das neue Dschungelbuch. Illustr. Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Klemperer, Prof. G. Justus von Liebig und die Medicin. Vortrag. August Hirschwald, Berlin.

Kohlhaner, E. Um die Erde mit S. M. S. „Leipzig" zur Flaggenhissung in Angra-Pequena. Karl Siegismund, Berlin.

Köhler, Wilhelm. Der alte Fritz. Ein Lesebuch für jung und alt. (M. —.50). Herdinand Hirt, Breslau.

Konversations-Lexikon der Frau. Illustriertes. (Lfg. 19—21 à M. —.50.) Martin Oldenbourg, Berlin.

Korfhyhan. Mr. Arbell. Schauspiel in 3 Akten. Albert Langen, München.

Kügelgen, Wilhelm von. Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Richard Wöpke, Leipzig.

Kulsche, Emil. Die tätige Arbeiterfrau. R. Herrosé's Verlag (H. Herrosé), Wittenberg.

Lazarus, Rahida Ruth. Sprüche von Lazarus. Kommissionsverlag v. Eduard Heinrich Mayer, Leipzig.

Lenburg, Wolfgang. Oberlehrer Müller. Gebr. Paetel, Berlin.

Lesebüchlein des Berliner Tierschutz-Vereins. I. und II. Bändchen. Tierschutz-Verein, Berlin.

Lichtwark, Alfred. Seele und Kunstwerk (Böcklin). Bruno und Paul Cassirer, Berlin.

Lindenbrog, Paul. Um die Erde in Wort und Bild. I. und II. Teil. (M. 12.—.) Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Lloyd, John Uri. Stidborbpa oder das Ende der Erde. 2 Bände. (M. 8.—.) Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Lohmeyer's, Julius, Vaterländische Jugendbücherei für Knaben und Mädchen. Bd. 6. Anna Boomer. Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege von E. Wittke-Buhlow. J. F. Lehmann, München.

— Bd. 7. Die großen Heldensagen des deutschen Volkes. Von Gustav Schalk. J. F. Lehmann, München.

Digitized by Google

Die Blookerschen

Cacaotassen

stehen in Detailgeschäften den Käufern von:

BLOOKERS holländ. CACAO

bei mindestens 2 Pfund zur Verfügung.

Reinwollene
elegante Damentuche
in grossem Sortiment
Direct an Private.
MAX SCHMIDT
Poesneck i. Th.
Muster umgeh. zu Diensten.

Menzer's [154

Griechische Weine

Bitte verlangen Sie meine reichillustrierte Preisliste.

J. F. Menzer,
Neckargemünd.

Photographische Apparate und Bedarfsartikel.
Anschütz' Klappkamera mit Kassette für Tageslichtwechselung u. andere Neuheiten.
Preisverzeichnis kostenfrei.

Ottomar Anschütz,
Berlin W., Leipzigerstraße 116.
Kaufhaus für Amateur-Photographie.

● **Zur Gesellschaftssaison** ●
empf. Kochrezepte (einzeln zu beziehen.) f. jed. denkbare Gericht der ff. international. Küche. Geg. Einsend. v. M 1.— pr. Regretin Briefm. erfolgt Frankozusendung durch Küchenmeister **Naumann, Neustädt. Kirchstr. 10, Berlin NW.**

Neueste u. allerbeste Holz- u. Leder-Plattbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 17 M. 22.50 M. 26

Leipziger Buchbinderei-Actiengesellschaft
vorm. Gustav Fritzsche.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung.)

Lohmeyer, Julius, Vaterländische Jugendbücherei für Knaben und Mädchen. Bd. 8. Admiral Karpfanger. Erzählung aus Hamburgs Vorzeit. Von Vice-Admiral a. D. Reinhold Werner. J. F. Lehmann, München.
— — Bd. 9. Mit Rängel und Wanderstab. Schülerwanderungen durch deutsches Land. Von G. Lang. J. F. Lehmann, München.

Luise von Baden, J. K. H. Großherzogin. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Glaubensworte, ausgewählt für Tage der Prüfung. Belhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Matthias, Dr. Adolf. Wie werden wir Kinder des Glücks? C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck, München.

Maul, Wilh. Kinderreime. Carl Fleming, Glogau.

Meyer, Bruno. Photographische Kunstblätter. Von der Magdeburger Ausstellung 1898. Verlag der deutschen Photographenzeitung (R. Schwier), Weimar.

Meyer, Hans Georg. Trost und Psyche. Ein Gedicht. Karl Siegismund, Berlin.

Meyer, Dr. Richard M. Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts. (A. 10.—.) Georg Bondi, Berlin.

Meyers Hand-Atlas, (Lfg. 25—38 Schluß). à A. —.30.) Bibliographisches Institut, Leipzig.

Meyers Volksbücher. Nr. 1231—1233, 1238, 1243—1245, 1246—1247, 1248—1250. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Miller, Emma. Kartoffeln und Kastanien. Fritzsche & Schmidt, Leipzig.

Monographien zur Weltgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Heyck. Alexander der Große. Von Prof. Dr. Fr. Koepp. Mit einer Kunstbeilage, einer Karte und 85 Abbild. (A. 3.—.) Belhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Mosen, Julius. Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Dr. Max Zschommler 4. Band. (A. 3.—.) Arwed Strauch, Leipzig.

Noack, Dr. Friedrich. Italienisches Skizzenbuch. I. u. II Band. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Oelfelden, Siegfried. Novellen. O. Behr's Verlag (E. Bock), Berlin.

Oehninger, Friedrich. Geschichte des Christentums in seinem Gang durch die Jahrhunderte. Carl Hirsch, Emmishofen.

Omptеda, Georg Freiherr von. Eysen. Deutscher Adel um 1900. Roman. 2 Bde. F. Fontane & Co., Berlin.

Panly, Julie Rieb. Eine Erzählung für die christliche Frauenwelt. Deutsch von E. von Feilitzsch. E. Schaffnit, Düsseldorf.

Piper, O. In 'n Middelkrog. 'Nie plattdütsch' Geschicht'. (A. 3.—.) Hinstorff'sche Hofbuchhandlg., Verlagsconto, Wismar.

Pizzighelli, G. Anleitung zur Photographie. Wilhelm Knapp, Halle a./S.

Poestl, Eduard. Mitbürger. Neueste Skizzensammlung. Robert Mohr, Berlin.

Polenz, Wilhelmine von. Thekla Lüdekind. Die Geschichte eines Herzens. 2 Bde. F. Fontane & Co., Berlin.

Politiker und Nationalökonomen. Eine Sammlung biographischer Systems- und Charakterschilderungen. Herausgegeben von G. Schmoller und O. Hintze. 1. Machiavelli. Von Richard Fester. (A. 2.50.) F. Frommanns Verlag (E. Hauff), Stuttgart.

Posse, Dr. Otto. Handschriften-Konservierung. Verlag des „Apollo", Dresden.

Predigten einer deutschen Mutter für ihre Kinder. F. W. Rochow, Heidelberg.

Rademacher, C. Die Sühne. Erzählung. A. Helwichs Buchhandlung (Hugo Anders), Bielefeld.

Renz, L. O. Septuor. Sieben Sachen. (A. 4.—.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Richter, Adolf. Tiefbrand-Arbeiten. Anleitung zur Ausführung des Tiefbrandes. Otto Maier, Ravensburg.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Die Lampe der Psyche.

Roman von

Ida Boy-Ed.

Zweite Auflage.

Preis geh. 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk.

Der rasch beliebt gewordene Roman will zeigen, daß die Liebe stark sein muß wie der Glaube, stark, auch wo man nicht sieht und nicht versteht; an dem Ergründenwollen und an der Begier, das Ideal wie etwas Greifbares zu belauchten und lernen lernen zu müssen, scheitert das weiße Liebes- und Ehegluck, wie Amor vor Psyche floh, als sie ihn mit der Lampe belchtich. Der Stoff des spannenden Romans ist trotz seines klassischen Titels dem Leben der Gegenwart entnommen. [280

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

OTTO RING'S

Syndetikon

Klebt. leimt. kittet Alles.

Manche Mark ersparen kann die Hausfrau mit 1 Tube Syndetikon, die für 25 Pf. überall zu haben ist.

Nippe & Pasche, Berlin, Leipzigerstr. 78. DRGM 87169. Verlang. sie grat. u. frc. Prosp. über Patent-Möbel. Zusammenlegbar, vielseitig. 800 im Gebr. Chaiselongue bett Victoria v. 16,50 an.

Gegen Gicht.

— Bei Verstopfung. — — Bei Fettsucht. —

Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten, Mineralw.-Händlern.

Schöner Teint!

Keine Sommersprossen, weisse Hände, keine Röte, keine Unreinheit, keine Sprödigkeit u. kein Wundsein d. Haut, kein Fältch. b. Gross u. Klein erzielt m. f. duft. Birkon-Crême (ges. gesch.) Dose 1,50 Zlk. **Nicht fettend.** Nur bei Frau Schwartzlose, Berlin, Leipzigerstrasse 56 (Colonnaden).

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung.)

Nieß, C. E. Märchen. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlg., Oskar Beck, München.

Nittland, Klaus. Nur Weib. Novellen. F. Fontane & Co., Berlin.

Nößling, Carl und Richard Eternfeld. Die Hohenzollern in Bild und Wort. Martin Oldenbourg, Berlin.

Roland, Emil. Gefühlstippen. Novellen. F. Fontane & Co., Berlin.

Rosenberger, Eugenie. Auf großer Fahrt. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin.

Rötter, Henriette. Bildung und Autor für Schule, Haus und Leben. Der weiblichen Jugend gewidmet. Friedr. Korn, Nürnberg.

Rüdiger, M. Die Ritter von der Hydenburg. Buchhandlung des Evangelischen Vereinshauses, Dessau.

Runeberg, Johann Ludwig. Fähnrich Stahls Erzählungen. Eine Sammlung Gesänge. Deutsch von Wolrad Eigenbrodt. (A. 3.—.) Max Niemeyer, Halle a/S.

Samarow, Gregor. Der Krone Dornen. 2 Bde. Historisch-romantische Bilder aus dem Leben und Leiden der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Moderner Roman-Verlag, Heilbronn a/N.

Chang, Frida, Rolf und Ilse. Eine Erzählung für junge Mädchen. Mit vier Abbildungen von Eugen Klimsch. Zweite Auflage. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Schilling, Hermann. Lotos. Gesungenes und Verklungenes. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Schilling von Canstatt, Ernst Frdr. Die Braut von der Waienau. Louis Köhlers Hof- und Verlagsbuchhandlung, München.

Schiel, Johannes. Das dritte Reich. Ein Berliner Roman. F. Fontane & Co., Berlin.

Schmidt, P. Dr. Die Religiosität der „Frau Rat" (Goethes Mutter) und das Verhältnis Goethes zum Christenglauben. Jacobi & Zocher, Leipzig.

Schönthan, Paul von. Ernst bei Seite. Humoristisches und Ironisches. Robert Mohr, Wien.

Schrill, Ernst. Aus Rußland's Steppen. Christliche Erzählungen. (A. 3.50.) E. Ungleich, Leipzig.

Schumacher, Tony. Vom Schnimbdel bis zur Großmutter. Plaudereien. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Schwann, Dr. M. Die Rheinlande von Mainz bis Koblenz. Die Thäler der Lahn und der Nahe. (Lfrg. 8—10 à A. 1.50.) Ed. Schröder, Leipzig.

Seidel, Heinrich. Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Singers Haushaltungsbuch für das Jahr 1900. Josef Singer, Straßburg i/E.

Skowronnek, Fritz. Masurenblut. Geschichten und Gestalten. Bita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Illustr. Briefmarken-Journal.
Vorbestellte u. einzige Briefm.-Ztg. der Welt, die in jeder Nummer wertvolle Gratisbeilagen giebt und monatl. 2 mal erscheint. Halbjährl. (13 Hefte) 1.50 M. Probe-Nr. 15 Pf. (10 Kr.) franco von
Gebrüder Senf, Leipzig.

Brief-marken.
Hervorragendes Lager von Marken aller Länder bis zu d. grössten Seltenheiten. — Auswahlsendg. für kleine und vorgeschrittene Sammler in jedem Umfange. — Alle Marken verbürgt echt und in bester Erhaltung. Preis billig.
Ernst Stock, Berlin 10,
Briefmarken-Spezialgeschäft.
NB. Bin stets Käufer von Marken aller Länder und ganzen Sammlungen. (789

Psyche, Character,
die feinst. u. intimsten Züge etc. analysirt auf Grund einzusend. Handschriften: der Entdecker u. Meister d. wissenschaft. Psychographologie P. F. Linde, P. F., Augsburg 19. Bitte, Bedingg. auch Brosch. (96 S.) kostenlos zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourport. i. viell. vorn. Auslib. m. Praxis deplac. Nobl. obliges.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung.)

Stempel, Jakob. Eine Nordlandfahrt. Reiseerzählung. Commissionsverlag der Buchhandlung F. Engelhardt, Straßburg i/E.

Sterne, Carus. Werden und Vergehen. (Lfrg. 3—10 à A. 1.—.) Gebr. Borntraeger, Berlin.

Stinde, Julius. Tante Konstanze. Norddeutsche Novellen. Freund & Jeckel (Carl Freund), Berlin.

Stohmann, L. Frauen-Berufe. Kunst und Kunstgewerbe. E. Kempe, Leipzig.

Stuart-Phelps, Elisabeth. Ein eigenartiges Leben im Dienste des Herrn. Deutsch von W. Lucker. Julius Zwißler, Wolfenbüttel.

Tann-Bergler, Ditolar. Pomeisl & Comp. Wienerstiefel. Robert Mohr, Wien.

Tanera, C. Krieg und Frieden. Ernstes und Heiteres. (Lfrg. 1 à A. —.50.) Richard Eckstein Nachf. (O. Krüger), Berlin.

Tanera, Karl. Der Freiwillige des „Iltis". Erzählung aus unseren Tagen für die reifere deutsche Jugend. Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig.

Thiem, Paul. Schneider Mad und andere Geschichten. Carl Haushalter, München.

Transvaal. Die Leidensgeschichte der niederdeutschen Cap-Ansiedler unter englischer Herrschaft. Eine Ihrer Majestät der Königin Victoria gewidmete Flugschrift des Transvaaler General-Kommandanten P. J. Joubert. Heinrich Staadt, Wiesbaden.

Trowitzsch's Damen-Kalender auf 1900. 53. Jahrg. Trowitzsch & Sohn, Berlin.

Tillinger, Hermine. S'Tantele und Anderes. Geschichten. (A. 3.—.) Ad. Bing & Co., Berlin.

Tilmar, Dr. Otto. Zum Verständnisse Goethes. Vorträge vor einem Kreise christlicher Freunde. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Volksbibel, Erklärte Deutsche. In gemeinverständlicher Auslegung und Anwendung mit apologetischer Tendenz von Eduard Rupprecht herausgegeben. Neues Testament. Mit 300 Abbild. Otto Brandner, Hannover.

Volksschauspiele, Vaterländische. Bismarck, unser Ehrenbürger. (A. —.25.) Vaterländische Volksschauspiele, Berlin.

Voß, Richard. Sigurd Eckbal's Braut. Roman. (A. 3.—.) Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Wagner, Georg. Seine Liebe. Roman. Wien, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Wedekind, Frank. Die junge Welt. Komödie in 3 Aufzügen. Albert Langen, 2 Lachen.

—— **Der Liebestrank.** Schwank in 3 Aufzügen. Albert Langen, München.

Weihnachten. Die beliebtesten Weihnachtslieder und ein Festspiel. Für Schule und Haus. Herausgegeben von K. Wagner. (A. —.35.) K. Helmich's Verlag (Hugo Andres), Bielefeld.

Weihnachts-Glocken. Erzählungen. Heft 41—44. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin.

Weihnachtslieder u. Chorälte. Fünfzig der beliebtesten Festlpiele für Schule und Haus. A. Helmich's Buchh. (Hugo Andres), Bielefeld.

Weise, Karl. Weihnachtsterbnisse einer Hausherrfrau. Nach Herrose's Verlag (J. Herrose) Wittenberg.

Weitbrecht, Richard. Der Einsiedler von Scharfenbach. Max Kielmann, Stuttgart.

Weiter, Carl. Um das Gute! Verse. Alexander Duncker, Berlin.

Wendlandt, Robert. Die steinernen Tafeln. Erzählungen. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin.

Wildbrandt, Adolf. Trifa. Das Kind. Erzählungen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Wittegen, Hans von. Der liebe Heiland. Sonntagsgeschichten für Christenkinder erzählt. Haus Friedrich, Carlshorst-Berlin.

Ziemßen, Dr. Wilhelm. „Ich sehe den Himmel offen." Biblische Betrachtungen über das Leben der Gläubigen im Himmel. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme), Leipzig

Beste aller 3 Mark-Lotterien. ✣ **Auf 10 Loose ein Gewinn!**

Unter Hohem Protectorate Sr. Kgl. Hoheit des Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha.

6. Thüring. Geld-Lotterie

für Restaurierung der Liebfrauenkirche zu Königsberg (Franken),

80000 Loose, 8000 in zwei Ziehungen verteilte Gewinne von

150000 Mark.

Hauptgewinne ev. M. 75000, 50000, 25000, 10000, 5000 etc.

Erste Ziehung am 13. Januar 1900.

Für beide Ziehungen giltige Originalloose à **M. 3,30,** Porto und Liste 30 Pf. extra, empfehlen

Carl Heintze, General-Debit, **Gotha**

und die durch Plakate kenntlichen Handlungen.

Loose werden auch unter Postnachnahme versandt.

Digitized by Google

Künstler-Monographien

Herausgegeben von

H. Knackfuß u. A.

Reich illustrierte Bände

elegant gebunden mit Goldschnitt

zu 2—4 Mark.

Neueste Bände:

41. Klinger
104 Abb. 4 M.

42. Stuck
157 Abb. 4 M.

43. Giotto
158 Abb. 4 M.

1. **Raffael** — 128 Abb. 3 M.
2. **Rubens** — 122 Abb. 3 M.
3. **Rembrandt** — 169 Abb. 3 M.
4. **Michelangelo** — 95 Abb. 3 M.
5. **Dürer** — 134 Abb. 3 M.
6. **Velazquez** — 48 Abb. 2 M.
7. **Menzel** — 141 Abb. 3 M.
8. **Teniers d. J.** — 63 Abb. 2 M.
9. **A. v. Werner** — 126 Abb. 3 M.
10. **Murillo** — 67 Abb. 2 M.
11. **Knaus** — 67 Abb. 3 M.
12. **Franz Hals** — 40 Abb. 2 M.
13. **van Dyck** — 56 Abb. 3 M.
14. **Ludw. Richter** — 187 Abb. 3 M.
15. **Watteau** — 92 Abb. 3 M.
16. **Thorwaldsen** — 146 Abb. 3 M.
17. **Holbein d. J.** — 151 Abb. 3 M.
18. **Defregger** — 96 Abb. 3 M.
19. **Terborch-Jan Steen** — 95 Abb. 3 M.
20. **Reinh. Begas** — 117 Abb. 3 M.
21. **Chodowiecki** — 204 Abb. 3 M.
22. **Tiepolo** — 74 Abb. 3 M.
23. **Vautier** — 111 Abb. 3 M.
24. **Botticelli** — 90 Abb. 3 M.
25. **Ghirlandaio** — 68 Abb. 2 M.
26. **Veronese** — 88 Abb. 3 M.
27. **Mantegna** — 106 Abb. 3 M.
28. **Schinkel** — 127 Abb. 3 M.
29. **Tizian** — 125 Abb. 3 M.
30. **Correggio** — 93 Abb. 3 M.
31. **M. von Schwind** — 162 Abb. 3 M.
32. **Rethel** — 126 Abb. 3 M.
33. **Leonardo da Vinci** — 128 Abb. 3 M.
34. **Lenbach** — 101 Abb. 3 M.
35. **Hubert u. Jan v. Eyck** — 88 Abb. 3 M.
36. **Canova** — 98 Abb. 3 M.
37. **Pinturicchio** — 115 Abb. 4 M.
38. **C. von Gebhardt** — 93 Abb. 3 M.
39. **Memling** — 129 Abb. 3 M.
40. **M. v. Munkacsy** — 121 Abb. 3 M.

Monographien zur Weltgeschichte

Herausgegeben von

Ed. Heyck u. A.

Reich illustrierte Bände

eleg. geb. mit Goldschnitt zu 3—4 Mark.

Neuester Band:

IX:

Alexander der Große.
Von Prof. Dr. Fr. Koepp. 86 Abb. 3 M.

I. **Die Mediceer.** Von Prof. Dr. Ed. Heyck. 152 Abb. 3 M.

II. **Königin Elisabeth von England.** Von Dr. Erich Marcks. 114 Abb. 3 M.

III. **Wallenstein.** Von Dr. Hans Schulz. 154 Abb. 3 M.

IV. **Bismarck.** Von Prof. Dr. Ed. Heyck. 242 Abb. 4 M.

V. **Kaiser Maximilian I.** Von Prof. Dr. Ed. Heyck. 146 Abb. 3 M.

VI. **Städtewesen und Bürgertum.** Von Prof. Dr. G. v. Below. 140 Abb. 3 M.

VII. **Die Wiedertäufer.** Von Archivar Dr. Fg. Tumbült. 99 Abb. 3 M.

VIII. **Venedig als Weltmacht und Weltstadt.** Von Prof. Dr. H. v. Zwiedineck. 165 Abb. 4 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.80. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.*)

Inhalt des Januarheftes:

	Seite
Jahrhundertwende. Dichtung von Joseph Lauff	481
Ein bedeutender Mann. Roman von Hanns von Zobeltitz (Forts. folgt)	483
Neujahrsorakel. Gedicht von Frieda Freiin von Bülow. Mit Vignetten	504
Neujahrswünsche. Von Fedor von Zobeltitz. Mit achtundzwanzig Abbildungen. Zum Teil in Buntdruck	505
Politische Übersicht über das XIX. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Ed. Heyck	520
Kostümfeste am Berliner Hofe einst und jetzt. Ein Beitrag zur Jahrhundertwende. Von G. von Lieres und Wilkau. Mit zwei Einschaltbildern und siebzehn Textillustrationen	529
Intermezzo. Gedicht von Ludwig Soyaux. Mit einer Zeichnung von Emil Brack	547
Weltende. Eine Geschichte aus dem Jahre 1000. Von Jeanne Bertha Semmig	548
Die drei Reiter. Gedicht von Börries von Münchhausen. Mit Vignette	555
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Wie der „Gothaische Hofkalender" entsteht. Von August Niemann	556
Treue. Gedicht von Georg Busse-Palma. Mit Vignette	561
Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald von Rudolph Stratz (Schluß)	562
Goethes Faust in der französischen Kunst. Von Dr. Alexander Tille. Mit einem Einschaltbild und dreizehn Textillustrationen	581
Lob und Tadel. Gedicht von Frida Schanz	594
Der Sylvesterball. Eine niedersächsische Dorfgeschichte von Karl Söhle	595
Neues vom Büchertisch. Von Heinrich Hart	601
Zu unsern Bildern. Von H. v. S. Mit fünf Abbildungen „Moderne Wanduhren"	606

Kunstbeilagen:

Sizilianer. Nach der Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.	Titelbild.
Tanzscene aus der „Gavotte de Vestris." Vom Kostümfest 1897	zw. 544 u. 545

Einschaltbilder:

Prometheus. Nach dem Gemälde von Friedrich Preller. Tondruck	zw. 496 u. 497
Huldigung. Nach der Bronzestatuette von Constantin Starck. Tondruck	zw. 504 u. 505
Aus B. Casals Atelier zu Berlin-Friedenau. Nach einer Photographie. Tondruck	zw. 520 u. 521
Kaiser Wilhelm II. Vom Kostümfest 1897. Nach einer Photographie. Tondruck	zw. 528 u. 529
In der Sandgrube. Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel. Tondruck	zw. 560 u. 561
Märkische Landschaft. Nach der Radierung von H. Hirzel. Tondruck	zw. 576 u. 577
Grethchen. Nach dem Gemälde von J. Salles. Tondruck	zw. 592 u. 593

Selbständige Textbilder, Studien, Skizzen etc.:

Badende Jungen. Nach der Radierung von Max Liebermann	489
Studienkopf von A. Kampf	493
Gebirgssee im Engadin. Nach der Liebhaberaufnahme von Alfred Enke	565
Studienkopf von Michelangelo	569
Ölstudie von Peter Janssen	573

Am Schluß: Velhagen & Klasings Romanbibliothek. Zehnter Band. Nr. 5.
Die Frau Patronin. Roman von Franz Rosen. (Forts. folgt.)

*) In der 1899. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter **Nummer 7637** eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inserate

1/1 Seite ℳ 150,—, 1/2 Seite ℳ 80,—, 1/3 Seite ℳ 55,—, 1/4 Seite ℳ 28,50, 1/8 Seite ℳ 15,—, 1/16 Seite ℳ 10,—.
6 mal: 5 % } 1. Jahres- } „ „ 72,—, „ „ 50,—, „ „ 26,—, „ „ 13,50, „ „ 9,—.
12 mal: 5 % } Abonnement } „ „ 64,—, „ „ 45,—, „ „ 23,50, „ „ 12,—, „ „ 8,—.

Das Jahres-Abonnement für 1/1 Seite, also in 12 Heften hintereinander, 800 ℳ. Vorzugs- und Umschlagseiten nach besonderer Vereinbarung. Zeilenpreis für die dreigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 60 Pfennig. — Heiratsgesuche oder andere zweifelhafte Anzeigen werden nicht aufgenommen. — Anzeigen für das nächste Heft müssen bis zum 12. Januar 1900 in unsern Händen sein und sind zu adressieren an Velhagen & Klasing, Abteilung für Inserate, Leipzig.

Für die Anzeigen verantwortlich: Edm. Dröse in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Sitzt das kleine Menschenkind
An dem Ozean der Zeit
Schöpft mit seiner kleinen Hand
Tropfen aus der Ewigkeit.

So lange die Menschen ihre Erlebnisse aufschreiben, wissen wir, dass jedes Jahrhundert grosse Entdeckungen und Erfindungen gezeitigt hat, aber noch niemals ist die Menschheit mit so viel Wohlthaten beschenkt worden, wie in der Zeit von 1800 bis 1900. Diese Fortschritte für das Wohlbefinden aller verdanken wir unseren Kenntnissen in den Naturwissenschaften; und den grossen Erfindungen schliessen sich auch die folgenden kleinen an. Ueberall bewährt sind

Dr. Oetker's Backpulver à 10 Pfg.

Dr. Oetker's Vanillin-Zucker à 10 Pfg.

Dr. Oetker's Pudding-Pulver à 10—20 Pfg.

Die millionenfach bewährten Rezepte gratis von den besseren Geschäften der Nahrungsmittelbranche!

Dr. A. Oetker,
Apothekenbesitzer.
Bielefeld.

Digitized by Google

Rudolph Hertzog

Gründung 1839. **Berlin C.** Breitestrasse 15.

Neue Ballkleider-Stoffe

in allen modernen Lichtfarben.

Luftige Gazestoffe. Seide und Halbseide.	Br. 55/110 cm,	1 bis 4,50 M.
Seidene Musseline. Glatt und Gemustert.	Br. 105/110 cm,	2,50 bis 8 M.
Abgepasste Spitzenroben. Elfenbein u. Beurre.		Robe 22,50 b. 320 M.
Gestickte Mulls, Batiste und Plumetis.	Br. 75/80 cm,	60 Pf. b. 4 M.
Halbseidene Popeline. Glatt und Gemustert.	Br. 40/52 cm,	1,20 bis 3 M.
Wollene Fantasiestoffe. Grosse Neuheiten.	Br. 95/120 cm,	1, bis 4,50 M
Halbseidene Fantasiestoffe. Reiche Auswahl.	Br. 95/120 cm,	1,35 bis 4,25 M.
Mohairs u. Mozambiques. Crême u. Farbig.	Br. 95/120 cm,	1,15 bis 5 M.
Zwirn-Zephyr mit Seide. Waschbare Stoffe.	Br. 80 cm,	2 bis 2,25 M.
Elsasser Wollen-Musseline. Hellgrundig.	Br. 78/80 cm,	85 Pf. bis 1,20 M.
Lichtfarbige, Glatte Seiden-Stoffe.	Br. 49/70 cm,	1 bis 6,25 M.
Lichtfarbige Brokate, Brochés, Chinés.	Br. 48/58 cm,	3 bis 10 M.
Lichtfarbige, elegante Seiden-Moirés.	Br. 50/58 cm,	3,50 bis 8,50 M.
Lichtfarbige, Soutachierte Seiden-Stoffe.	Br. 50/51 cm,	7,25 M.
Lichtfarbige, durchbrochene Seiden-Stoffe.	Br. 50/53 cm,	3,75 bis 8 M.
Einfarbige u. Bedruckte Seiden-Foulards.	Br. 50/60 cm,	1,35 bis 3 M.
Halbseidene Merveilleux u. Atlasse.	Br. 45/60 cm,	65 Pf. bis 2 M.
Lichtfarbige Baumwoll.- u. Seiden-Sammete.	Br. 47/56 cm,	1,30 bis 3,25 M.
Lichtfarbiger Jacquard-Sammet, Neuheit.	Br. 46/47 cm,	3,75 M.

Gestickte Musselin-Roben ❖ Spitzen ❖ Spitzenstoffe ❖ Schleifen ❖ Jabots, Balltücher, -Kragen und Umhänge ❖ Pompadours ❖ Fächer Künstliche Blumen ❖ Ball-Handschuhe ❖ Ball-Kravatten für Herren.

❖ ❖ ❖ **Preislisten, Proben und alle Aufträge von 20 Mark an franko.** ❖ ❖ ❖

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 6. Februar 1900.

FEB 1900

Redaktion in Berlin W., Steglitzerstraße 53.

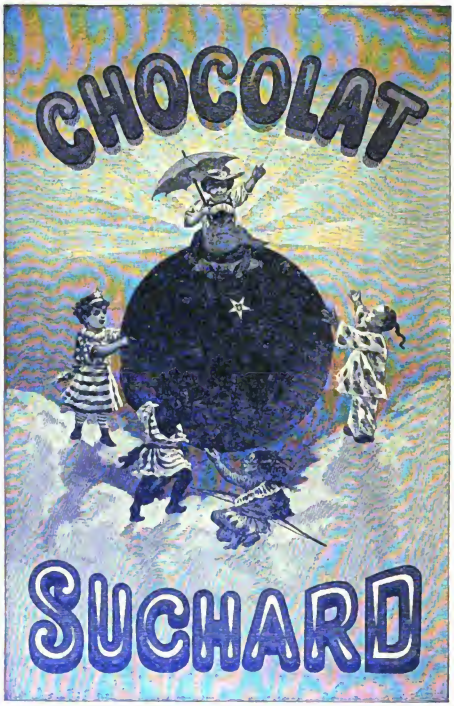
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Monatlich ein Heft zum Preise von 1.50 ℳ — Der Jahrgang von 12 Heften 18 ℳ.

Digitized by Google

32 Goldene und Silberne Medaillen

Gegründet 1826



Croquettes — Pralinés — Giandujas

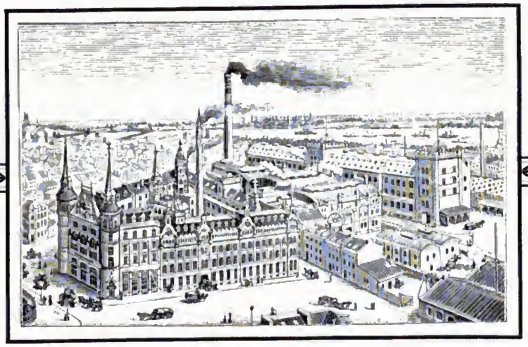
Gesundheits-, Vanille-, Dessert-Chocoladen

origineller und reicher Packung.

Überall käuflich.

Digitized by Google

Gebr. Stollwerck



Chocoladen- und Zuckerwaren-Fabriken

65 Medaillen. ❀ KÖLN. ❀ 27 Hofdiplome.

Dampfmaschinenbetrieb: 1050 Pferdekraft.
Beschäftigt über 2000 Personen.

Für das Ausland gesonderte Fabrik zur Verarbeitung von zoll- und steuerfreiem Rohmaterial.

Zweighäuser in:

Berlin • Breslau • München • Wien • Pressburg • Brüssel
Amsterdam • London • New-York • Chicago.

Digitized by Google

Als

Kräftigungsmittel

für

Kinder und Erwachsene

unerreicht!

Herr **Dr. med. Karl Schröder** in **Calbe a. M.** (Prov. Sachsen) schreibt: „In einem Fall von hochgradiger Bleichsucht habe ich mit Dr. Hommel's Haematogen einen **glänzenden Erfolg** erzielt, nachdem alle andern Mittel versagt hatten. Der Erfolg war um so prägnanter, als bereits bei der betr. Patientin sich chronischer Lungenspitzenkatarrh eingestellt hatte. Auch dieser ist völlig nach Gebrauch von Haematogen beseitigt."

Herr **Dr. med. Pust**, Stabsarzt in **Posen**: „Dr. Hommel's Haematogen hatte bei meinem durch Keuchhusten arg heruntergekommenen Kinde einen **geradezu verblüffenden Erfolg**. Die Esslust nahm täglich mehr und mehr zu, das Fleisch wurde wieder fest und die Gesichtsfarbe eine blühende."

Dr. med. Hommel's Haematogen ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81,391). Haemoglobin ist die **natürliche**, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chemisch reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.**

Depots in den Apotheken. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis u. franko.

Nicolay & Co., Hanau a. M.,
Zürich u. London.

Bücher-Anzeigen.

Soeben erschienen:

Alice Freiin von Gaudy.

Lieder und Balladen.

Circa 12 Bogen, **eleganter Geschenkband mit Buchschmuck M. 4.—, geheftet M. 3.—.**

Alice von Gaudy ist den Lesern der Monatshefte wohlbekannt; ihre „Balladen und Lieder" zählen zu dem Schönsten und Edelsten, was an Versdichtung geschaffen wurde. — Jeder Freund der formschönen Ballade, jedes poetisch angelegte Gemüt und besonders unsere zartsinnigen Frauen werden bei der Lektüre dieses Buches Stunden köstlichster Erbauung feiern. —

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt von

Berlin S. 42. **Otto Elsner,**
Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu Kaisersgeburtstag bringen wir ein neues

Bild der Kaiserlichen Familie

nach dem

Pastellgemälde von **R. Lotzmann.**

Format: Bildgröße 21:23 cm, Papiergröße 37:48 cm. Bromsilberdruck (Platinmanier) auf chines. Papier, aufgezogen auf Karton. Preis 4 Mark.

Dieses neueste Kaiserbild, in Platinmanier ausgeführt, wird als vornehmes und wirkungsvolles Kunstwerk viel Anklang finden und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

PHOTOCHROM

Photographien in natürlichen Farben

Gesetzlich geschützt. Von **Orell Füssli** in **Zürich** erfunden.

Landschaften ✻ Städteansichten ✻ Volkstypen ✻ Genre.

Gemälde-Reproduktionen. [184

Kataloge versendet gratis die **PHOTOGLOB Co.** in **Zürich.**

KALODERMA-SEIFE

Neu! Ausgezeichnet durch Milde und lieblichen Geruch, bildet die Ergänzung bei dem Gebrauche des Hautverschönerungsmittels

Kalloderma (Glycerin-Honiggelée)

Indische Blumenseife

hochfeine Toiletteseife 50 Pf. pr. St.

PALMITIN-SEIFE

✻ neutral - gut - billig ✻

für Familien und Kinder. Das Stück à 25 Pfg. in allen Städten des In- und Auslandes.

F. WOLFF & SOHN. Karlsruhe.

Filiale: WIEN I. Köllnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Gesch. [298

Foulards-Seidenstoffe

neueste gewählteste Farbstellungen in unerreichter Auswahl, als auch schwarze, weiße und farbige Seide mit Garantieschein für gutes Tragen. Nur erstklassige Fabrikate zu billigst. Engros-Preisen meter- u. robenweise an Private porto- u. zollfrei. Tausende von Anerkennungsschreiben. Proben umgehend. Dopp. Briefporto nach d. Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).

Kgl. Hoflieferanten. [291

Photographische Apparate und Bedarfsartikel. Anschütz' Klapp-Kamera mit Kassette für Tageslichtwechselung u. andere Neuheiten.

Preisverzeichnis kostenfrei.

Ottomar **Anschütz,**

Berlin W., Leipzigerstraße 116.

Kaufhaus für Amateur-Photographie.

Rheingauer Weine

(weiß und rot)

Spez.: **Lorcher u. Bodenthaler**

von

Gebrüder Altenkirch, Weingutsbesitzer **Lorch,** Rheingau (100).

Ausführl. Offerte mit Proben gerne zu Diensten.

Reinwollene

elegante Damentuche

in grossem Sortiment

Direct an Private.

MAX SCHMIDT

Poessneck i. Th.

Muster umgeh. zu Diensten.

Daheim-Kalender 1900

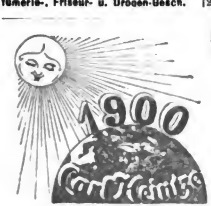
Elegant in rote Leinwand gebunden

Preis 1 M. 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Der Daheim-Kalender auf das Jahr 1900, der altbeliebte schmucke Hausfreund in dem soliden roten Leinengewande, ist abermals ausgestattet mit einer Fülle neuer trefflicher Gaben in Wort und Bild für jeden deutschen Familientisch. Die von Jahr zu Jahr wachsende Verbreitung dieses vornehmen, sorgfältig redigierten Kalenders setzt die Herausgeber in den Stand, in jedem neuen Jahrgange immer nur das Beste darzubieten, und so wird auch der vorliegende Kalender für 1900, zumal in seiner überaus reichen und zeitgemäßen Ausstattung, von seinen alten Freunden freudig begrüßt werden und neue Freunde gewinnen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.



Beste aller 3 Mark-Lotterien. ✻ Auf 10 Loose ein Freiloos!

Unt. Hoh. Protectorate Sr. Kgl. Hoh. d. Herz. Alfred v. Sachsen-Coburg-Gotha.

6. Thüringische

Geld-Lotterie

für Restaurirung der Liebfrauenkirche zu Königsberg (Franken).

Haupt- und Schlussziehung am 14. April 1900

Höchstbetrag ist im günstigsten Fall

75000 M.

spec. 50,000, 25,000, 5000 etc., in Summa 6000 Geldgewinne ohne Abzug zahlbar.

Originalloose à **Mark 3,30,** Porto und Liste 30 Pfennig extra, empfehlen

Carl Heintze ✻ General-Debit ✻ **Gotha**

und die durch Plakate kenntlichen Handlungen. Loose werden auch unter Postnachnahme versandt.

Digitized by Google

Engelswerk

C. W. Engels, Foche 25 bei Solingen.

Grösste Stahlwarenfabrik mit Versand an Private.

Filialen in Solingen und Frankfurt a. M.

Nr. 53. Rasiermesser aus dem allerbesten Stahl hergestellt, gut hohlgeschliffen, für jeden Bart passend, schwarzes polliertes Heft, per Stück einschliessl. feinem Etui, fertig z. Gebrauch, Mk 1.50.

Garantie-Marke.

Versand unter Nachnahme!

30 Tage Probezeit, das heisst, wenn mir das Messer in dieser Zeit als untauglich zurückgeschickt wird, zahle ich den Betrag zurück.

Porto 20 Pfg. für das Rasiermesser. Nachnahmespesen trage ich selbst

Namen in Stahl 10 Pfg.

Namen in das Heft 1—5 Buchst. 25 Pf., jeder weitere Buchstabe 5 Pfg. mehr

Magnetisch machen umsonst

Streichriemen Mk. 1.—, Pinsel 30 Pfg., Napf- 30 Pf., Seifenpulver 25 Pfg.

Illustrierte Preisliste (640 Seiten) kostenlos ohne Kaufzwang, an jedermann, aber nicht an Händler!

Inhalt: Tischmesser und Gabeln, Löffel, Scheeren, Taschenmesser, Rasiermesser, Sensen, Werkzeuge, Waffen, Jagdgeräteschaften, Haushaltungs-Artikel, Luxuswaren, Bürsten, Pfeifen, Cigarrenspitzen, Lederwaren, Goldwaren, Stöcke, Schirme etc. (284

Leibniz Cakes

DER BESTE BUTTERCAKES

HANNOVER CAKES-FABRIK

H. BAHLSEN

Gegen Gicht.

Bei Fettsucht. — **„APENTA"** DAS BESTE ÖFENER BITTERWASSER — Bei Verstopfung.

Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten, Mineralw.-Händlern.

Möbelplüsche glatt u. façonniert, buntgewebte Plüsche (Moquette), abgepasste Kameeltaschen, **Plüschdecken, Leinenplüsche,** Repsbrukate, Satins, Teppiche u. Läuferstoffe, **Seidenplüsch.** ⊛ **Kleider-Sammete (Velvet),** glatt, gerippt und bedruckt in reichster Farbenwahl versendet zu Fabrikpreisen direkt an Private. Auch Versandt von **Bielefelder Leinen** aller Art. Muster und Liste franko gegen franko.

E. Weegmann, Bielefeld

---

unbedingt der feinste.

Proben franco und frei durch das Hauptdepot **Berlin NW.,** Schiffbauerdamm 16.

Buchführung u. Comptoirarbeit lehrt brieflich gründlich

Gesichtshaare für immer **Epilol:**

T. Marcalcus, Prag-Smichow.

Jede Dame ist im Stande, alldeutsche gepunzte Platinbrennapparate selbst zu machen ohne Gefahr, Tagesgeräusch, Geruch, Werkzeug, Kochen mit Anleitung zu verlangen. Preise M. 6, M. 10, M. 15, M. 20.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 17, M. 22 u. M. 26.

Leipziger Buchbinderei-Actiengesellschaft Gustav Fritzsche.

Nippe & Pasche, Berlin, Leipzigerstr. 78 DRGM 37169 Verlang. Sie gratis u. frc. Prosp. über Patent-Möbel. Zusammenlegbar, vorstellb. 2000 in Gebr. Chaiselong u. Bett Victoria v. 16,50 an

---

Haar-Stärker Für das Haar giebt es kein Mittel, welches so belebend, kräftigend und erhaltend wirkt und vor allem so das Haar in dauernder Fortentwickelung erhält, wie mein allgemein anerkannt vorzüglichster Haarbalsam. Nur in **Berlin** und **nur** bei **Franz Schwartzlose,** Leipzigerstr. 34 Schlossplatz 1. **Preis pro Fl. 2 M.**

Digitized by Google

Für 6 Mk. und höher versenden wir Stoff zu einer eleganten reinseidenen farbigen **Bluse**
Ferner empfehlen wir **Seidenstoffe, Sammte, Velvets** jeder Art für Kleider etc. Auf Wunsch Muster frco.
von Elten & Keussen Fabrik und Handlung Krefeld.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für Kranke und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der **Atmungsorgane**, bei **Katarrh**, **Keuchhusten** ꝛc. . . . . Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut** (**Bleichsucht**) ꝛc. verordnet werden. Fl. M. 1.— und 2.—.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis** (englische **Krankheit**) gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern . . . . Preis Fl. M. 1.—.

297]

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden**, **Gries-** und **Steinbeschwerden**, **Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht**, sowie **Gelenkrheumatismus**. Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

[154
Menzer's
Griechische Weine
Bitte verlangen Sie meine reichillustrierte Preisliste.
J. F. Menzer,
Neckargemünd.

Brief-marken.
Hervorragendes Lager von Marken aller Länder bis zu d. grössten Seltenheiten. — Auswahlsendg. für kleine und vorgeschrittene Sammler in jedem Umfange. — Alle Marken verbürgt echt und in bester Erhaltung. Preis billig.
Ernst Stock, Berlin 10,
Briefmarken-Spezialgeschäft.
NB. Bin stets Käufer von Marken aller Länder und ganzen Sammlungen. [289

OTTO RING'S
Syndetikon
Klebt, leimt, kittet Alles.
Manche Mark ersparen kann die Hausfrau mit 1 Tube Syndetikon, die für 25 Pf. überall zu haben ist.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Titel der eingesandten Bücher werden in der Regel hier veröffentlicht; Besprechungen einzelner Bücher vorbehalten: auch die nicht besprochenen Bücher können nicht zurückgegeben werden.

Bartels, Adolf. Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Eduard Avenarius, Leipzig.

Beck, Elise. Bauernbluat. Niederbayrische Gedichte. Jos. Ant. Finsterlin Nachf., München.

Bericht über die Rudolf Mosse'sche Erziehungsanstalt. 1897—1899. Rudolf Mosse, Berlin.

Blanck, Dr. B. Landwirtschaftliche Geflügelzucht. (ℳ 1.—) Fritz Pfenningstorff, Berlin.

Boetzel, A. Methode einer Neuen Geheimschrift. F. A. Berger, Leipzig.

Bouffier, H. Fünf Bändchen. Humoresken. Moritz Ruhl, Leipzig.

Budapest in Wort und Bild. Herausgegeben von Oscar von Krücken. (Heft 2—4 à ℳ 2.—.) Internationale allgemeine Verlagsgesellschaft, Berlin.

Teiters, Heinrich. Künstler, Kunstschreiber und der gesunde Menschenverstand. Josef Seiling, München.

Töbell, Marie. Schlichte Weisen. Gedichte. Caesar Schmidt, Zürich.

Dunger, Hermann. Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. (ℳ —.30.) Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Berlin.

Ebhardt, Ferdinand. Der Gemsenkaiser. Caesar Schmidt, Zürich.

Fontane, Theodor. Aus England und Schottland. F. Fontane & Co., Berlin.

Friedrich, Josef. Reichstadt, das kaiserliche Schloß. Mühlstein, die bedeutende Ruine im Gebiete der kaiserlichen Herrschaft Reichstadt. Leipaer Buch- und Steindruckerei. Im Selbstverlage.

Fuchs, Reinhold. Herzenskämpfe. Erzählungen in Versen. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Gaudy, Alice Freiin von. Balladen und Lieder. Otto Elsner, Berlin.

Gensel, Walther. Paris. Studien und Eindrücke. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Gestung, F. Glaubensbekenntnis eines Bienenvaters. Versuch einer Versöhnung der natürlichen und göttlichen Welt- und Lebensauffassung. Paul Waetzel, Freiberg i/B.

Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise. Leidenschaft. Von Alex. Römer. Der tolle Hans. Von Ad. Streckfuß. „Coeur Dame." Von H. Mielke. Albert Goldschmidt, Berlin.

Grün, W. Der Champignon und seine Kultur. J. Frohberger, Erfurt.

Henner, Dr. Theodor. Altfränkische Bilder. Mit erläuterndem Text und Kalender für 1900. H. Stürtz, Würzburg.

Hertzog, Rudolph. Agenda 1900. Berlin.

Hochfelden, Brigitta. Hardanger-Arbeit. (Leinendurchbruch.) Franz Ebhardt & Co., Berlin.

Hoffs, Friedrich von. Bunte Schmetterlinge. Lieder und Schwänke. Eduard Avenarius, Leipzig.

Hohenfeld, Hans. Wilhelm der Große. Volksfestspiel mit Gesängen in 8 Abt. Hübner & Matz, Königsberg i/P.

Kaisenberg, Moritz von. König Jérome Napoleon. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen. Heinrich Schmid & Carl Günther, Leipzig.

Kalischer, Dr. Alfred Christlieb. Spartacus. Soziale Tragödie in 5 Aufz. Dr. A. Chr. Kalischer Selbstverlag, Berlin.

Kirchhoff, Theodor. Allerhand Heiteres aus Californien. Eduard Avenarius, Leipzig.

Knortz, Karl. Lieder aus der Fremde. Freie Übersetzungen. Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hof-Buchdruckerei (A. Schwartz), Oldenburg.

Koch, Julius. Im Frühglanz. Gedichte. Eduard Avenarius, Leipzig.

Köhler, Heinrich. Auf Schloß Friedersheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt. Georg Minuth, Berlin.

Kraufz, Gustav Johannes. Rothenburger Mären. Drei Novellen. Georg Minuth, Berlin.

Kretschmer, Prof. Albert. Probebilder aus Deutsche Volkstrachten. Hoffmann & Ohnstein, Leipzig.

Krüger, Herm. Anders. Simple Lieder. Georg Maske, Oppeln.

Leverkühn, August. Jugendgedichte. Eduard Avenarius, Leipzig.

Maurer und Bißmann. Die Ernte und Aufbewahrung des Obstes. J. Frohberger, Erfurt.

Meinholds Juristische Handbibliothek. Bd. 104. Hallbauer, Verwandtenrecht. (ℳ 2.50.) Albert Berger, Leipzig.

Nordische Meister-Erzähler. Bibliothek. Nr. 1. Künstler-Herzen. Von Holger Drachmann. G. Müller-Mann'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Pfeiffer, Dr. Richard. Das Alte Testament für das christliche Haus. Karl Pfeiffer, Erlangen.

Pock's Bilderbuch. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien.

Post, C. W. H. van der. Piet Uijs. Leiden und Kämpfe der Ansiedler in Natal. Deutsch von W. Helmbold. Verlagsanstalt und Druckerei, Aktien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

„Quodlibet", Das Lied vom. Moritz Ruhl, Leipzig.

Rom, Thé, von. Kleingeld der Phantasie. Gedanken und Gedichte. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Schreyer, Hermann. William Shakespeare. Eduard Avenarius, Leipzig.

Schubert, Dr. Hermann. Salta, das neue Brettspiel. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Leipzig.

Sieglerschmidt, Hermann. Aus Licht und Leben. Gedichte. R. Boll, Berlin.

Stangen, Eugen. Von der Lotos-Insel. (Was mein Dämon singt.) Caesar Schmidt, Zürich.

Stegemann, Hermann. Stille Wasser. Roman. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.*)

Inhalt des Februarheftes:

Seite

Ein bedeutender Mann. Roman von Hanns von Zobeltitz (Forts. folgt) . 609
Französisch Catalonien und seine Bewohner. Von J. T. von Eckardt. Mit siebzehn Abbildungen in Tondruck nach Photographien und Zeichnungen von Curt Agthe 641
Spruch. Von Ad. Stier 654
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Aus meiner Hofzeit. Von Otto Frhr. von Völderndorff . . 655
Die bildenden Künste unter den Hohenzollern. Die Zeit König Friedrichs I. Von Dr. Paul Seidel. Mit sechzehn Abbildungen 665
Sehnsucht. Gedicht von Hans Hoffmann 680
Schuld. Novelle von Goswina von Berlepsch 681
Teresina Geßner-Sommerstorff. Von Alfred Holzbock. Mit sieben Abbildungen nach Photographien 693
Persische Sinnsprüche. Von Maximilian Bern 696
Die deutsche Bagdadbahn. Von Colmar Frhr. v. d. Goltz. Mit einer Kartenskizze 697
Halbe Lust. Gedicht von Frida Schanz 704
Bärenjagden. Skizzen aus dem Bärenlande der Karpathen von Ernst von Dombrowski. Mit sieben Abbildungen in Tondruck nach Zeichnungen von Carl von Dombrowski 705
Neues vom Büchertisch. Von Heinrich Hart 713
Nächtliche Heide. Gedicht von Gustav Falke. Mit Vignette 717

Seite

Zu unsern Bildern. Von H. v. S. Mit sieben Abbildungen „Moderne Metallbeschläge“ 718

Kunstbeilage:

Studienkopf. Nach dem Pastell von Karl Bennewitz von Loefen jun. Faksimiledruck. Titelbild

Einschaltbilder:

Holländerin. Nach dem Gemälde von Max Liebermann. Tondruck . . zw. 616 u. 617
Angorakatze mit Jungen. Nach dem Gemälde von Julius Adam . zw. 624 u. 625
Norwegisches Dorf. Nach dem Gemälde von Adolph Schweitzer. Tondruck zw. 640 u. 641
Brunnenfigur. Von Franz Peter. Tondruck . . . . . zw. 656 u. 657
König Friedrich Wilhelm I. in der Gestalt des David. Nach dem Gemälde von Anthoine Schoonjans . . zw. 664 u. 665
Kühe am Flußufer. Nach dem Gemälde von Julius Bergmann. Tondruck zw. 688 u. 689
Ausfahrt der Fischerboote. Nach dem Gemälde von Carl Becker. Tondruck zw. 704 u. 705

Selbständige Textbilder, Studien, Skizzen etc.:

Studienkopf von Emil Brack 613
Vase. Modelliert von Albert Mayer-Geislingen 621
Aus Heinrich Lossows Skizzenbuch . . 629
Studienzeichnung von W. von Debschitz 633
Aquarellstudie von Hermann Wolff . . 637

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Zehnter Band. Nr. 6.
Die Frau Patronin. Roman von Franz Rosen. (Forts. folgt.)

*) In der 1900. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter **Nummer 7782** eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inserate

1/1 Seite ℳ 150,—, 1/2 Seite ℳ 80,—, 1/3 Seite ℳ 55,—, 1/6 Seite ℳ 28,50, 1/12 Seite ℳ 15,—, 1/18 Seite ℳ 10,—.
6 mal: à { „ f. Jahres- } „ „ 72,—, „ „ 50,—, „ „ 26,—, „ „ 13,50, „ „ 9,—.
12 mal: à { „ Abonnement } „ „ 64,—, „ „ 45,—, „ „ 23,50, „ „ 12,—, „ „ 8,—.

Jahres-Abonnement für 1/1 Seite, also in 12 Heften hintereinander, **800 Mk.** Vorzugs- und Umschlagseiten nach besonderer Vereinbarung. **Zeilenpreis** für die dreigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum **60 Pfennig.** — Heirathsgesuche oder andere zweifelhafte Anzeigen werden nicht aufgenommen. — **Anzeigen** für das nächste Heft müssen bis zum 10. Februar 1900 in unsern Händen sein und sind zu adressieren an **Velhagen & Klasing, Abteilung für Inserate, Leipzig.**

Für die Anzeigen verantwortlich: **Chr. Fröb** in **Leipzig,** Friedrich Auguststraße 2. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Früher musste man die frischen Hefekuchen hochhalten, damit die Kinder sich durch das Gebäck nicht einen verdorbenen Magen holten.

Heute nimmt man an Stelle der Hefe das echte **Dr. Oetkers** Backpulver und die mit diesem Fabrikat erzielten Kuchen sind so ausserordentlich leicht verdaulich, dass man sie den Kindern sofort vorsetzen kann.

Wo Kinder sind

weiss man

Dr. Oetker's Backpulver à 10 Pfg.

Dr. Oetker's Vanillin-Zucker à 10 Pfg.

Dr. Oetker's Pudding-Pulver à 10—20 Pfg.

wegen ihrer unübertroffenen Qualität zu schätzen.

Dr. A. Oetker,
Apothekenbesitzer.
Bielefeld.

Digitized by Google

Rudolph Hertzog

Gründung 1839. **Berlin C.** Breitestrasse 15.

Strümpfe und Tricotagen.

Beste Qualitäten. Sauberste Konfektion. Tadelloser Sitz.

Baumwolle, das Paar Halbwolle, das Paar	0,65 bis 3 M. 1 M. bis 2,10 M.	**Damen-Strümpfe.**	Ganzwolle, das Paar Halbseide, das Paar Ganzseide, das Paar	1,25 bis 3 M. 2,60 b. 3,20 M. 3,25 bis 18 M.
Baumwolle, das Paar Halbwolle, das Paar	0,50 bis 1,25 M. 0,65 bis 1,60 M.	**Herren-Socken.**	Ganzwolle, das Paar Ganzseide, das Paar	0,90 bis 2 M. 6,75 bis 8 M.
Ganzwolle, das Paar	1,75 bis 2,20 M.	**Herren-Strümpfe.**	Bis zum Knie reichend.	
Baumwolle, das Paar Ganzwolle, das Paar	0,45 b. 1,60 M. 0,65 b. 2,10 M.	**Kinder-Strümpfe.**	Erstlings-Strümpfe, Paar Söckchen, das Paar	0,40 bis 1,10 M. 0,50 bis 1,05 M.
Baumwolle, ohne Schoss, das Stück Baumwolle, mit Schoss, St.	0,90 b. 1,45 M. 1,25 bis 1,60 M.	**Damen-Untertaillen.**	Ganzwolle, ohne Schoss, das Stück Ganzwolle, mit Schoss, St.	1,75 M. 2,20 b. 2,75 M.
Baumwolle, das Stück Flor, das Stück	0,50 M. 0,75 bis 2,10 M.	**Korsett-Schoner.**	Ganzwolle, das Stück Ganzseide, das Stück	1,35 bis 1,85 M. 3,75 M.
Baumwolle, das Stück Halbwolle, das Stück	1,05 bis 2,10 M. 1,80 bis 2,80 M.	**Damen-Unterjacken.**	Ganzwolle, das Stück Ganzseide, das Stück	0,90 b. 4,20 M. 7,50 b. 9,00 M.
Baumwolle, das Stück Ganzwolle, das Stück	1,90 bis 3,10 M. 4,00 b. 6,75 M.	**Damen-Beinkleider.**	Radfahr-Beinkleider, d. St. Reitbeinkleider, das Stück	4,00 b. 8,50 M. 4 M. bis 6,50 M.
Baumwolle, das Stück Ganzwolle, das Stück	4,50 bis 6,50 M. 7 bis 9 M.	**Reform-Beinkleider.**	Gloriaseide, das Stück Ganzseide, das Stück	10,50 bis 11 M. 19,50 b. 28 M.
Baumwolle, das Stück Panama-Mohair, das Stück	6 M. 10 M.	**Geteilte-Roecke.**	Ganzwolle, das Stück Ganzseide, das Stück	10,50 M. 36,00 M.
Baumwolle, das Stück Halbwolle, das Stück	3,00 bis 4,10 M. 5,50 b. 6,40 M.	**Damen-Hemdhosen.**	Ganzwolle, das Stück Ganzseide, das Stück	6,00 b. 7,25 M. 15,50 b. 20,00 M.
Baumwolle, das Stück Halbwolle, das Stück	1,80 bis 5,40 M. 1,65 bis 7,00 M.	**Herren-Beinkleider.**	Ganzwolle, das Stück Ganzseide, das Stück	4,00 b. 8,20 M. 9,00 b. 19,25 M.
Baumwolle, das Stück	3,20 b. 4,90 M.	**Reit-Beinkleider.**	Halbwolle, das Stück	5,50 b. 6,00 M.
Baumwolle, das Stück Halbwolle, das Stück	0,70 b. 4,90 M. 1,45 bis 5,25 M.	**Herren-Unterjacken.**	Ganzwolle, das Stück Ganzseide, das Stück	3,25 bis 7,75 M. 8 M. b. 13,50 M.
Baumwolle, das Stück Halbwolle, das Stück	2,20 b. 3,70 M. 3,30 b. 4,90 M.	**Herren-Hemden.**	Ganzwolle, das Stück Ganzseide, das Stück	5,20 b. 8,80 M. 15,75 b. 17,75 M.
Baumwolle, das Stück Halbwolle, das Stück	1,25 bis 1,85 M. 1,70 bis 2,60 M.	**Kinder-Beinkleider.**	Ganzwolle, das Stück Kinder-Höschen, d. Stück	2,40 bis 3 M. 0,65 bis 1,80 M.
Germania-Gaze, d. Stück Mako, das Stück	0,90 bis 1,05 M. 1,00 bis 1,35 M.	**Kinder-Unterjacken.**	Halbwolle, das Stück Ganzwolle, das Stück	1,50 bis 2,05 M. 2,25 b. 3,00 M.
Baumwolle, das Stück Halbwolle, das Stück	1,00 bis 2,30 M. 1,10 bis 2,50 M.	**Kinder-Maillots.**	(Jacke und Beinkleid vereinigend) Ganzwolle, das Stück	2,40 b. 4,75 M.
Ganzwolle, gestreift, d. St.	2,00 b. 5,75 M.	**Knaben-Sweaters.**	Ganzwolle, kariert, d. St.	3 M. bis 5,75 M.

Für kleine Kinder

Gestrickte und gehäkelte Jäckchen, Mützchen, Leibchen, Röckchen, Schuhe und Wickelbänder.

Herren- u. Damen-Sweaters, Sport-, Jagd- u. Reisehemden, Sport-Mützen, Sport-Strümpfe, Sport- u. Taillen-Gürtel.

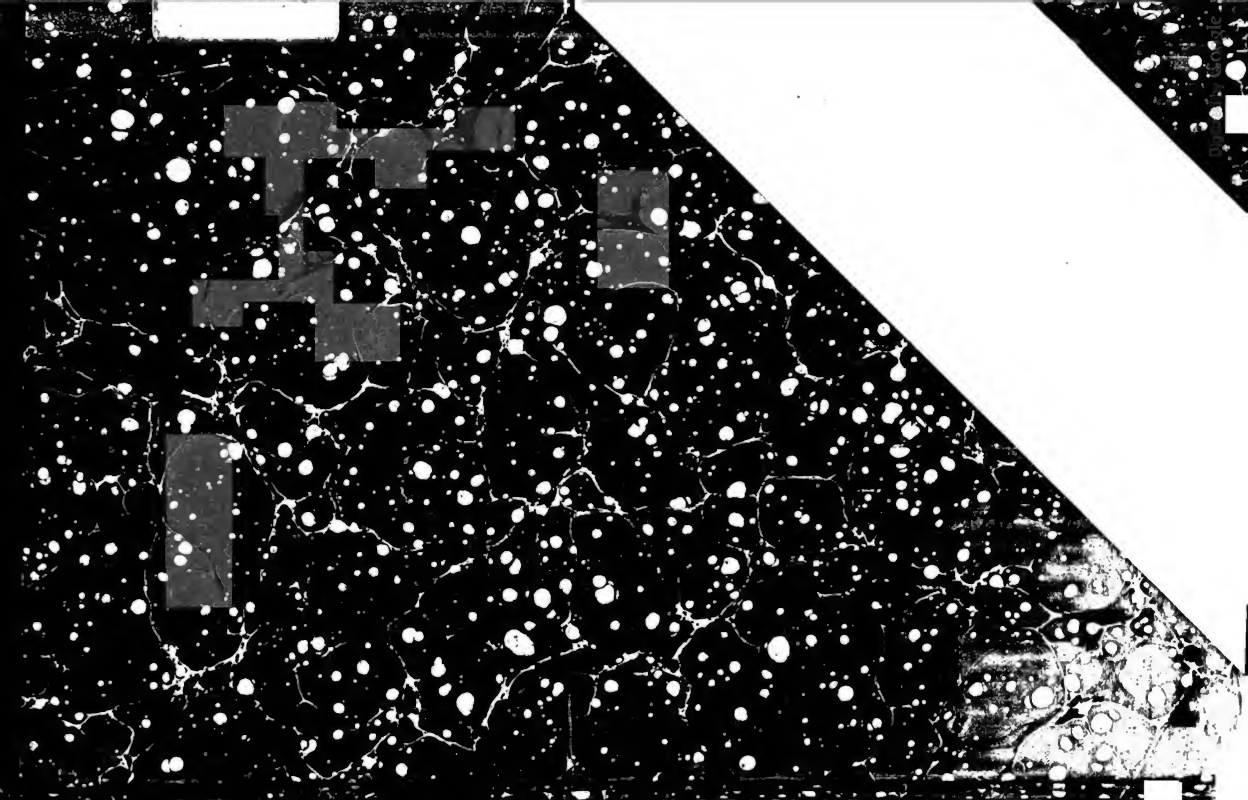
● **Neu aufgenommen: Herren-Konfektion, Hüte und Stöcke.** ●

Alle Aufträge von 20 Mark an franko.

Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google